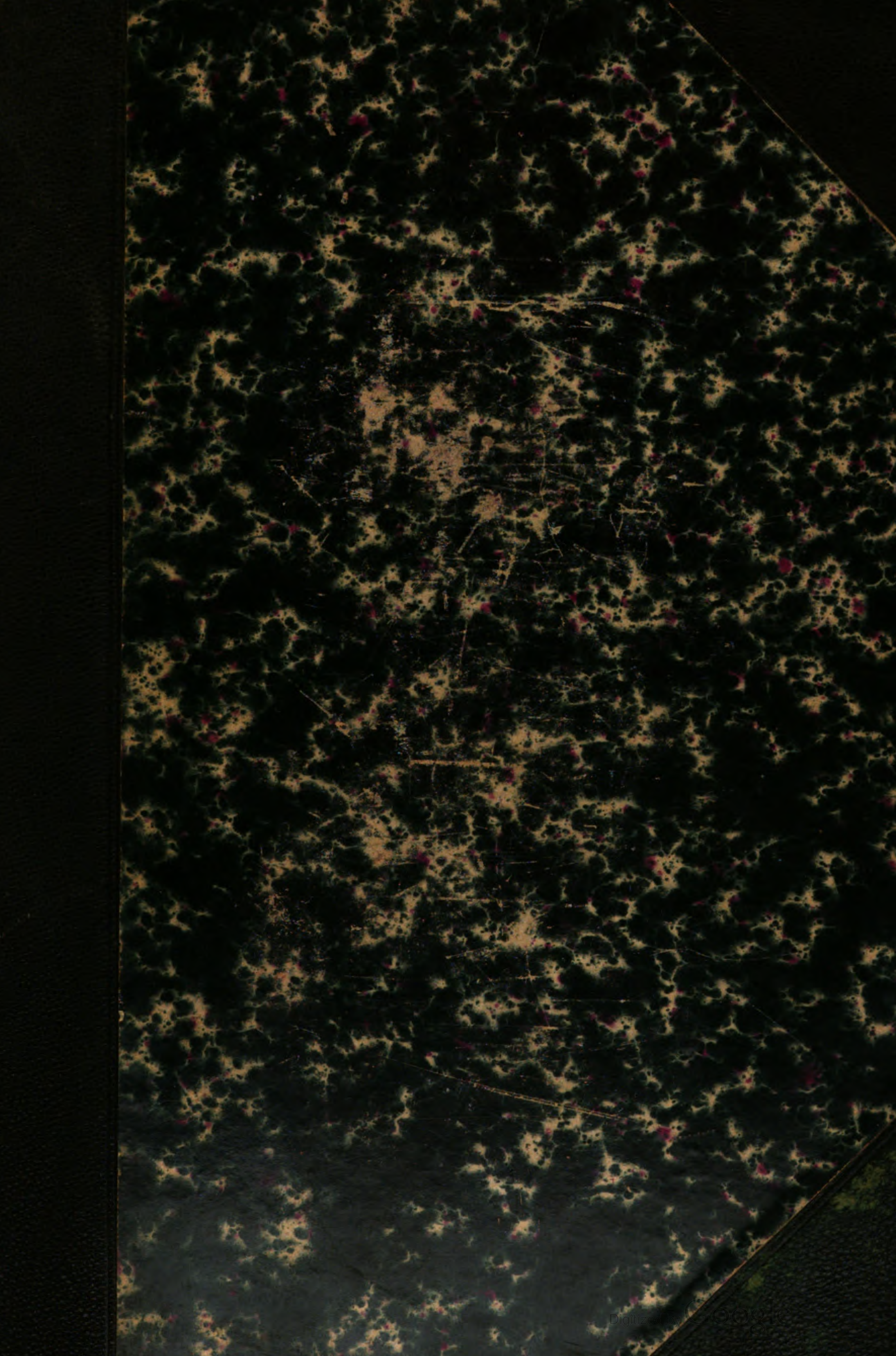



SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
ET
CHRISTO ECCLESIAE
VE RI TAS

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

REDIGIERT VON

DR. JOHANN MELBER.

EINUNDDREISSIGSTER BAND.



MÜNCHEN, 1895.
J. LINDAUER'SCHE BUCHHANDLUNG.
(SCHOEPPING.)

1895, Mar 5 - 1896, Jan 6
Constant. fund

Gesamt-Inhalt 1895.

Inhalts-Verzeichnis.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

II. und III. Abteilung.

Rezensionen und literarische Notizen.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Personalnachrichten.

Blätter

für das

Gymnasial-Schulwesen

herausgegeben vom

Bayer. Gymnasiallehrerverein

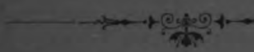
redigiert von

Dr. Johann Melber.

Einunddreissigster Band.

I. Heft.

Januar.



München, 1895.
J. Lindauer'sche Buchhandlung.
(Schoepping.)

Inhalt des I. Heftes.

Abhandlungen.

Rezensionen.

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereins wolle man sich an den ersten Vorstand Gymnasialprofessor Dr. Friedrich Gebhard (Kirchenstr. 3/I. l.) oder an den stellvertretenden Vorstand Gymnasialprofessor Dr. Karl Rück (Jägerstr. 3a/III. r.) wenden; **alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasiallehrer Dr. Joh. Melber in München, Theresienstr. 33/II. l. zu richten.**

Alle die Zusendung unserer Zeitschrift betreffenden Reklamationen oder Mitteilungen sind an den Vereinskassier, Gymnasiallehrer Dr. Aug. Stapfer (Holzstr. 26/III. l.) zu richten.

Frühere Jahrgänge unserer Zeitschrift können, soweit der Vorrat reicht, von Vereinsmitgliedern zu ermäßigtem Preise durch das Ausschußmitglied Dr. Gg. Kerschensteiner, Gymnasiallehrer am Ludwigsgymnasium, bezogen werden.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Briefe von Friedr. Aug. Wolf, Heinr. Luden und Friedr. Jacobs an Alvar Augustin de Liagno.

Den Briefen zweier berühmter Philologen und eines nicht minder bekannten Historikers, die ich im folgenden veröffentliche, mufs ich einige Worte über ihre Herkunft und ihre Adressaten vorausschicken.

Aus dem Nachlafs meines verewigten Onkels Joh. Ev. Boll[1]) kam eine Sammlung von Dokumenten, Briefen und Aufzeichnungen in meinen Besitz, die bald mein Interesse in hohem Grade erregte. Was in diesen Papieren vorlag, war das zwar da und dort lückenhafte, an andern Stellen aber desto reichere Material zur Biographie zweier merkwürdiger, geistig hochstrebender Menschen, deren Schicksal in mehr als einem Betracht ungewöhnlich und anziehend war: des spanischen Ritters Alvar Augustin de Liagno, ehemaligen Bibliothekars des Königs Friedrich Wilhelm III. und des Prinzen Heinrich von Preufsen, und seines Sohnes Heinrich Stephan von Liagno, der in den 80er Jahren zu Günzburg verstarb. Von dem jüngeren Liagno ist hier nicht der Ort zu reden; über den Lebensgang seines ihm geistig weit überlegenen Vaters mufs ich schon zum Verständnis der folgenden an ihn gerichteten Briefe das Nötigste mitteilen.

Am 17. Februar 1782 zu Menoba bei Malaca in Granada geboren, als Sohn eines spanischen Ritters und Offiziers, trat A. A. de Liagno (eigentlich Liaño) achtzehnjährig in den Karmeliterorden, der den jungen Priester als Missionär nach Afrika schickte. Aber von den Ideen der Aufklärung und namentlich von Llorentes Anschauungen ergriffen, entfloh er zuerst nach Italien zu dem berühmten Bischof Ricci von Pistoja, und als hier seines Bleibens nicht mehr war, nach Paris, später nach Holland, wo er zur reformierten Kirche übertrat. Nachdem der Ruhelose vergeblich versucht hatte, als Missionär nach Asien zu gelangen, „um für immer das erbärmliche Europa zu vergessen,“ wandte er sich von Wien aus 1809 nach Berlin, wie es scheint mit gewichtigen Empfehlungen; denn schon am 25. Juni 1810

[1]) Vordem Lyzealprofessor in Augsburg; dann Stadtprediger, Kreisscholarch und Subrektor der Lateinschule in Günzburg a. D., 1892 als k. geistl. Rat und Pfarrer zu Mindelaltheim gestorben. Das Andenken an den ebenso geist- und kenntnisreichen, wie humanen und freisinnigen Mann wird gleich mir gewifs vielen Andern, die er in nie ermüdender Güte gefördert hat, in hohen Ehren bleiben.

befahl König Friedrich Wilhelm III. dem Staatsminister Grafen von Dohna, für Liagno an der Universität oder an einer andern gelehrten Anstalt „einen für ihn schicklichen Platz auszumitteln und das weitere dieserhalb zu verfügen". Der Minister verlieh dem Ausländer darauf den Titel eines Sprachlehrers bei der neugegründeten Universität Berlin; aber Liagno wies diese Stellung mit Erbitterung zurück und erlangte, dafs das Ministerium durch einen Anschlag am schwarzen Brett verkünden liefs, „er wolle nicht Sprachlehrer bei der hiesigen Universität sein". Am 8. März 1811 wurde er statt dessen zum Bibliothekar an der k. Bibliothek zu Berlin und später auch zum Privatbibliothekar des Prinzen Heinrich (Bruders des Königs) ernannt. Nachdem er sich verheiratet und, durch stete Kränklichkeit gehemmt, etwa 15 Jahre in seiner Berliner Stellung geblieben, nahm er seinen Abschied und ging nach Neuwied, wo er zu dem fürstlichen Hause in vertrautere Beziehungen trat und im Jahre 1848 starb. Schon 20 Jahre vor seinem Ende war er zur katholischen Kirche zurückgekehrt.

Dies sind die äufseren Umrisse seines Lebens. Läfst schon die trockene Aneinanderreihung auf einen Mann von selbständigem Geist, aber unruhigem, ja friedlosem Charakter schliefsen, so verstärkt sich dieser Eindruck in beiderlei Richtung bei Durchsicht seiner Schriften und seines Nachlasses. Was ihn sein ganzes Leben hindurch aufs tiefste und leidenschaftlichste beschäftigte, waren die religiösen Fragen; und gerade hier scheint ihn der zweimalige Wechsel des Bekenntnisses wankelmütigen Unbestandes zu zeihen. Soviel ist jedoch gewifs, dafs ihn die tiefe Verehrung für Augustinus und für die grofsen Lehrer von Port Royal nie verliefs. Er kannte die Schriften dieser Männer von Grund aus, wie ihm denn auch der grofse Plan einer neuen Übersetzung des Augustin ins Französische eine Zeit lang vorschwebte. Die Absicht blieb wie noch viele andere seiner literarischen Vorsätze unausgeführt. Immerhin hat er eine ziemliche Anzahl von Schriften veröffentlicht,[1]) die von religiösen, literarischen und politischen Gegenständen handeln; sie sind fast alle französisch geschrieben und zeigen einen lebendig bewegten, zum Teil sehr individuellen Stil von leidenschaftlicher Färbung. Dafs er hervorragende Geistesgaben und Kenntnisse besafs, bezeugen aufserdem seine Beziehungen zu bedeutenden Gelehrten; mit F. A. Wolf, K. A. Böttiger, Luden, Ancillon, Jacobs, Tholuck u. a. war er in seiner Berliner Zeit in brieflichem und münd-

[1]) Lettres d'un Prussien sur les écrits et les opionions de M. F. A. de Chateaubriand, Berlin 1814. Répertoire portatif de l' histoire et de la litterature des nations espagnole et portugaise. Tom. I, ib. 1818. Projet d'une association religieuse contre le Deisme et le Papisme du XIX. siècle, Lausanne 1825. A Messieurs les auteurs et rédacteurs des Archives du christianisme au XIX. siècle, s. l. 1826. De M. le Vicomte de Chateaubriand, Liège 1829 (2. édition). Noticias litterarias è historicas y anuncios criticos para completar les majores libros sobre la historia de la literatura Castellana, 2 Hefte (mit schlechter deutscher Übersetzung), Aachen u. Leipzig 1829—1830. Endlich sein Glaubensbekenntnis nach seinem Rücktritt zur katholischen Kirche: Brevis ἐξομολόγησις s. Theologia, Neowidae 1832, und die unten zu nennenden Aufsätze in der Ludenschen Nemesis.

lichem Verkehr. Sein Ehrgeiz liefs ihn sich nicht mit gelehrten Erfolgen begnügen; er strebte nach politischem Einflufs; mehr als einmal, so 1819, als ein Konkordat zwischen der Kurie und Preufsen zu stande kommen sollte, hat er seine Ansichten in Denkschriften dem Könige dargelegt, und der Staatskanzler Fürst Hardenberg verschmähte es nicht, sich über seine Meinung zu informieren. Ganz besonders interessierte sich für Liagno der geistreiche Kronprinz Friedrich Wilhelm; aus mehreren in Liagnos Nachlafs befindlichen, gröfstenteils eigenhändigen Briefen des Kronprinzen geht hervor, dafs er für den Spanier, zu dem ihn wohl vor allem die Übereinstimmung mit seinen eigenen religiösen Anschauungen[1]) hinzog, eine grofse Achtung und Zuneigung besafs. Er verwandte sich zu Liagnos Gunsten beim König; er empfahl ihn dem Hofe von Neuwied; einmal (1826) schickt er ihm Bücher, und es ist ein nicht geringes Zeichen für seine hohe Meinung von Liagnos Gelehrsamkeit, dafs er ihm über eines dieser Bücher schrieb: «. . . Celui de Néander Vous plaira par la manière sublime dont il saisit l'histoire du Christianisme, et par l'érudition qui égale la Votre».

Mit Scharfblick durchschaute der Kronprinz aber auch Liagno's unstetes Wesen. «Que Dieu vous donne la paix» — schreibt er ihm einmal. — «elle vous manque. Votre lettre me le prouve. Je vous la souhaite de tout mon coeur et de toute mon âme». Liagno fühlte sich in Deutschland und vor allem in Berlin tief unglücklich. Deutsches Wesen und deutsche Sprache blieben ihm, dem Verehrer der französischen Kultur des 16. und 17. Jahrhunderts, zeitlebens fremd; von den deutschen Gelehrten glaubte er sich nicht nach seinem Wert anerkannt und beachtet; an der Bibliothek wähnte er stets zurückgesetzt und verfolgt, ja zum domestique toléré erniedrigt zu sein. Vergebens schrieb ihm einmal der Kronprinz: «Au reste, cher Liano, Je suis affligé de voir que Vous attribuez à la calomnie, à la cabale, à la scéleratesse ce qui n'est tout au plus que petitesse et manque de tact et d'éducation. Mais croyez moi, c'est Votre mélancolie qui vous fait envisager des simples contretems comme des malheurs terribles, qui Vous fait prendre les cornes des bêtes pour celles du Diable, qui vous inspire des soupçons contre tout le monde et même contre moi . . .» Zum Teil war an diesem traurigen seelischen Zustand die unwiderrufliche Verbannung aus dem geliebten Vaterlande schuld, die ihn in einem Lande zu wohnen zwang, wo er sich körperlich und geistig stets krank und halbgelähmt fühlte; zum gröfseren Teil aber gewifs die unglückliche Veranlagung seiner Natur, ein südlich heftiges Gefühlsleben, ein jederzeit im Augenblick entfachter Argwohn, der rastlose, ehrgeizige und nie befriedigte Drang, sich in gröfseren Verhältnissen zu bethätigen, und endlich die immer wiederkehrenden religiösen Stürme in seinem Innern.

Ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων. Liagno hat weder in der gelehrten noch in der politischen noch in der Kirchengeschichte seinem Namen ein

[1]) Vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte, III 115 ff.; V 8 ff.

dauerndes Andenken zu erringen vermocht; ja er war schon bei Lebzeiten ein verschollener Mann. Dafür spricht mit harter Deutlichkeit die kurze Notiz in der Nouvelle Biographie générale, die seiner gedenkt: sie läſst ihn gegen das Jahr 1830 gestorben sein, während er noch volle 18 Jahre darüber hinaus in Neuwied gelebt hat.

Aus den mir vorliegenden Briefen an A. A. de Liagno wähle ich einige aus, die durch ihren Inhalt wie durch die Namen ihrer Urheber das Interesse der Leser dieser Zeitschrift verdienen. Die Schreiber heiſsen Friedrich August Wolf, Heinrich Luden und Friedrich Jacobs.

Von dem Verfasser der Prolegomena befinden sich in meiner Sammlung vier Briefe an Liagno; sie stammen alle aus dem Jahr 1814. Bald nach Auflösung der Universität Halle infolge der Schlacht bei Jena war Friedrich August Wolf auf Einladung von Joh. von Müller nach Berlin gegangen. Die wirkungsreichste und glücklichste Epoche seines Lebens war damit abgeschlossen; eine den ganzen Mann ausfüllende Thätigkeit wollte sich für ihn, zumeist durch eigene Schuld, in Berlin nicht finden; sein mächtiges Lehrtalent schien den früheren Glanz eingebüſst zu haben. Weder in der Akademie noch an der Universität mit voller Kraft thätig, lebte er als ein „vornehmer Eremit" in einer Stadt, die ihm nie gefallen wollte, „durch egoistischen Unmut gebrochen, durch Thätigkeit ohne Stetigkeit zerstreut".[1]) Auch seine literarische Produktion, die ihm ja stets nur eine Nebenbeschäftigung neben dem Lehrberuf gewesen war[2]), blieb in all diesen Jahren bis zu seinem Tod auffallend gering. Eine umfangreiche Korrespondenz unterhielt er jedoch auch noch in der Berliner Zeit trotz seiner „weltberüchtigten Briefscheu". Wenn sein Schwiegersohn und Biograph Wilhelm Körte rühmt[3]): „Auch der kleinste Brief von ihm atmet seinen Geist, enthält lebendige Züge seines Sprachwitzes, seines Humors, seines heiteren Gemütes", so spricht freilich der enthusiastische Verehrer, der nicht der gerechteste Kritiker zu sein pflegt. Immerhin wird man auch in den beiden folgenden Briefen, die ich aus den vieren an Liagno ausgewählt habe, einige charakteristische Züge seines Wesens finden; man wird den Meister des Kathedervortrags nicht ungern über den Unterschied von Buch und Vorlesung plaudern hören, und auch das lebhafte Interesse für die spanische Literatur, das die Briefe zeigen, gibt einen kleinen Beitrag zu seiner Charakteristik.

Zum Verständnis der Briefe sei noch vorausbemerkt, daſs Liagno im Februar 1814 vor geladenen Zuhörern einen Cyklus von Vorlesungen über die spanische Literatur in französischer Sprache eröffnete, über dessen Dauer und Erfolg ich nichts zu sagen wüſste. Wolf besuchte den ersten dieser Vorträge. Liagno dankte dem berühmten Gelehrten brieflich und klagte zugleich über das geringe Interesse des Publikums. Darauf erwiderte Wolf in folgendem Briefe:

---

[1]) J. F. J. Arnoldt, Fr. Aug. Wolf in seinem Verhältnis zum Schulwesen und zur Pädagogik I 137.

[2]) Wilh. Körte. Leben u. Stud. Fr. Aug. Wolfs I 166 u. ö. Arnold I 110 ff,

[3]) Arnoldt a. a. O. I 202 u. 219.

[4]) A. a. O. II 185.

A. A. Liagno Eq. Hisp. Viro eximio, antiquarum novarumque Musarum alumno S. p. d. Frid. Aug. Wolf.

Beasti me, Vir doctissime, epistolio Tuo, in quo aliquid esse putas me Tibi de lingua et re litteraria patriae Tuae disserenti operam dare. Immo vellem tempora mea etiam alteram praelectionem historiae civili dicatam mihi concessissent.[1]) Sed et ipse admodum mirarer talia studia et a tam perito eloquentique magistro tractata tantopere frigere, nisi et hiems nunc esset et magna domesticarum rerum perturbatio. Ut tamen tibi more Romano dicam quod sentio, vix dubitem multo frequentiorem ad hasce lectiones accursum auditorum fore, si, omnibus aliis, quae doctioribus tantum placere possunt, in aliud tempus dilatis, primum ipsius linguae rationes legesque illustrandas sumpsisses vel adhuc sumeres. Facillimum enim Tibi fuerit ex probatioribus scriptoribus prosariis aliquem eligere, cuius exemplaria nunc parvo parabilia sint, quem Gallice interpretando explicandoque, possis quidquid ad doctiorem Grammaticam spectat demonstrare. Ita certe ipse, vetulus ludimagister, facere debeo, ne accidat mihi quod olim Antimacho apud Ciceron. in Bruto (cap. 51), ac, si quid ante lectiones meditor, hoc potius est, quid omittendum quam quid dicendum sit. Nam omnino alia conditio et conformatio est boni libri, alia bonae doctaeque praelectionis.[2]) Itaque si me audis expertoque credis, Vir clarissime, facies quam primum ut Hispanici scriptoris particulam et ipsa verba, quorum iam nuper perplacuit lenis et accurata pronunciatio Tua, ex ore Tuo in Gallicum sermonem conversa audiamus. — Hoc quoque addiderim, minus ex re Tua futurum videri quod hesterna ephemeride significasti, quum promitteres novis auditoribus ea Te repetiturum, quae nos iam accepimus. Publicum saporem equidem aut ignoro, certe Berolinensem, aut praevideo, Te post paucos dies mecum sensurum esse. Vale. — Scrib. in museo, in quo iam dudum Te ad Sinicam vel certe Russicam potionem exspectabam, d. 4. Febr. 14.

Liagno erwiderte auf diesen Brief gleichfalls lateinisch: da er Wolf in seiner 2. Vorlesung nicht gesehen habe, so wolle er ihm schriftlich danken; mit nächstem wolle er seine Einleitung beenden und auf die Elemente der span. Grammatik übergehen; Wolfs Einladung anzunehmen, verhindere ihn leider seine schwache Gesundheit. Darauf schrieb ihm Wolf zurück:

---

[1]) Auch über diesen Vortragscyklus ist mir nichts weiter bekannt.

[2]) Weiter ausgebaut hat Wolf den nämlichen Gedanken im Vorwort zu den „Literarischen Analekten" (an Wilh. von Humboldt) p. VII: „Einem Manne von Ihrer Einsicht brauche ich nicht zu sagen, wie verschieden in Form und Ton und Bezweckungen eine Vorlesung von einem Buche sein müsse; daher es eine gar schlechte Sitte von Anfängern ist, dem Zuhörer eigene Schriften anzuprobieren, und ganz und gar nicht ungewöhnlich den guten Autor mit dem mittelmäſsigen Dozenten in einer Person vereinigt zu finden, oder auch umgekehrt". Vgl. Arnoldt I 78.

Vir doctissime,

Cur in hesterna praelectione Tua non affuerim, uno verbo causam accipe, aegrotabam. Haud enim de meo sapore nuper scripsi, sed de publico, praesertim Berolinensium, Regiae urbis.

Ceterum ad mentionem Barbosae[1]) Tui vetustum desiderium mihi in animum redit eruditi huius hominis scripta quaedam videndi. Nam adhuc eum nonnisi ex Bailleti Judiciis[2]) (T. 2) ac similibus libris cognoram i. e. minime noram. Gratissimum igitur mihi facies, Vir suavissime, si Alexandrinae Bibliothecae Tuae forulos et pluteos aliquando perquirere volueris, ut unum alterumve folium illius mihi compares. Vale etiam atque etiam.

Die XI Febr. 14. Wolf.

Von den zwei übrigen Briefen Fr. Aug. Wolfs an Liagno enthält der erste eine Bitte um Liagnos Unterstützung zur Erlangung einer Abschrift aus einem Madrider Codex, der zweite den Dank für die gewährte Hilfe und die Bitte um ein Verzeichnis der besten Bücher über die spanische Sprache, zu deren Erwerbung sich ihm Gelegenheit geboten habe.

Intimer gestaltete sich der briefliche Verkehr Liagnos mit einem anderen grofsen Universitätslehrer seiner Zeit, mit Heinrich Luden. Als historischer Schriftsteller ist Luden trotz seiner ungewöhnlichen Gaben, der packenden Frische und Beweglichkeit seines Stils und einer ungewöhnlichen Kunst der Komposition, heute fast vergessen; die allzu umfassend angelegte Geschichte des deutschen Volkes[3]) ist von den neueren Forschungen überholt und durch sie antiquiert; höchstens an den „Rückblicken in mein Leben" wird sich noch mancher Leser erfreuen und sie verdienen schon wegen der unschätzbaren Nachrichten über Ludens Unterredungen mit Goethe[4]) und

---

[1]) Gemeint ist der portugies. Dichter und Graecist Arias Barbosa, gest. 1530.

[2]) Adr. Baillet, Jugemens de savans sur les principaux ouvrages des auteurs, 13 voll., Paris 1685—1688 u. ö.; die betr. Stelle findet sich in Tom. 2 part. 1 der Nouvelle Edition (Amsterdam 1725) p. 417.

[3]) Von ihr sind 12 Bände erschienen, deren letzter beim Tod Kaiser Friedrichs II (1237) abbricht.

[4]) Von der ersten und längsten dieser Unterredungen hat Erich Schmidt in seinem Vortrag „Aufgaben und Wege der Faustphilologie" bei der Münchener Philologenversammlung gesagt, „Heinrich Luden habe dem Dichter „ein von lapidarer Professorennaivetät und ästhetischem Unverstand strotzendes Privatissimum" über die Entstehungsgeschichte des Faust gelesen". Den ästhetischen Unverstand mufs man zugeben; aber der Ausdruck von der „Professorennaivetät" trifft m. E. sehr wenig den Ton der ganzen Unterredung. Der Dichter fragte dem 26jährigen beinahe mit Gewalt seine Meinung über den Faust ab; was Luden vorbrachte, ist zum Teil freilich naiv, aber professoral ist es gar nicht, viel eher studentenhaft; es ist die Naivetät der Jugend und der Mangel an Geschick, einem Gespräch, bei dem es ihm sehr wenig behaglich war, eine andere Wendung zu geben. Nicht Luden liest dem Dichter ein „Privatissimum"; viel eher könnte man sagen, Goethe habe, durch einige Andeutungen Ludens gereizt, ihn förmlich katechisiert. Es ist ein nicht geringes Zeichen von tapferer Wahrheitsliebe, dafs Luden das ganze Gespräch, in dem er gewifs keine beneidenswerte Rolle gespielt hat, später so ohne jede eitle Schönfärberei hat wiedergeben können.

wegen der lebendigen Bilder aus der „Franzosenzeit“ gelesen zu werden. Auch bei Luden lag aber, wie bei Wolf, der Schwerpunkt seiner Thätigkeit nicht in dem literarischen Schaffen, sondern in der Ausübung seines Lehrberufes; glänzende Rednergaben und darüber hinaus die herzhafte, jugendfrische Persönlichkeit haben ihn zu einem der wirksamsten und berühmtesten Lehrer gemacht, die je ein deutsches Katheder zierten.[1]) Was seine Thätigkeit als historischer Schriftsteller und Dozent in gleichem Maſse durchdrang und belebte, war die Liebe zum Vaterland und der heiſse Wunsch, für Deutschland die Unabhängigkeit nach auſsen, eine festere politische Gestaltung und gesetzmäſsige Freiheit im Innern erringen zu helfen. Nach der Schlacht bei Leipzig faſste der Jenaer Professor sogar den Entschluſs, selbst in das preuſsische Heer einzutreten; mit Mühe brachte ihn das Zureden eines militärischen Freundes von dem übereilten Entschluſs ab, indem er ihn auf Wort und Schrift verwies, mit denen er dem Vaterlande besser dienen könne wie als Soldat. Und so beschloſs Luden die Herausgabe einer politischen Zeitschrift, die den patriotischen Geist in Deutschland wach halten und politisches Verständnis verbreiten sollte. Die Haltung dieser Zeitschrift, die er „Nemesis“ nannte, war freimütig, aber durchaus gemäſsigt; was Luden erstrebte, war „verfassungsmäſsige Gestaltung des inneren Staatslebens“. Die Tendenzen der Nemesis hatten durchaus Liagnos Beifall, er hoffte in seiner Vereinsamung nun endlich einen Gesinnungsverwandten an Luden zu finden. Er schrieb ihm daher am 4. April 1817 einen längeren Brief mit Auseinandersetzungen über seine eigenen politischen Ansichten und mit der Anfrage, ob Luden einige kleinere Aufsätze von ihm in die Nemesis aufnehmen wolle. Luden erwiderte den Brief mit groſser Achtung und Herzlichkeit und hieſs Liagnos Arbeiten willkommen. Nach Empfang derselben schrieb ihm Luden folgenden Brief:

Hochwohlgeborner, Höchstverehrter Herr Ritter,

Ew. Hochwohlgeboren gütige Zuschrift habe ich mit dem Päckchen richtig erhalten. Die übersandten Aufsätze[2]) habe ich mit der gröſsten Freude, und mit steigender Verehrung für den Geist und den Charakter des Mannes gelesen, der also denkt, spricht, handelt! Empfangen Sie, Herr Ritter, meinen herzlichsten Dank.

Der Brief über den heiligen Bund ist schon in der Druckerei; ich laſse ihn zuerst abdrucken, weil er einige Nachrichten über den Verfasser enthält. Das Factum etc. etc. sollen in den folgenden Stücken erscheinen. — Herr Hasper[3]) scheint etwas ängstlich, und

[1]) Vgl. Dietrich Schäfers treffliche Akademische Gedächtnisrede an Ludens 100. Geburtstag (12. Juni 1880), abgedruckt in den Preuſsischen Jahrbüchern, Band 46, S. 379 ff.

[2]) Es waren die folgenden drei: „Brief eines Berliner Presbyterianers an eine edle Preuſsische Frau, über den heiligen Bund der Europäischen Herrscher (abgedruckt Nemesis IX 567—592); Factum contre l' esprit de la Censure prussienne (abgedruckt Nemesis X 63—76); Censure de Berlin (abgedruckt Nemesis X 145—154).

[3]) Hasper übersetzte in Ludens Auftrag Liagnos französisch geschriebenen „Brief eines Berliner Presbyterianers“ ins Deutsche.

darüber etwas zu steif zu übersetzen. Er wird aber bald besser hineinkommen.

Wollten Sie Herr Ritter, mir ein Verzeichnis der Werke, die Sie drucken lassen möchten,[1]) übersenden, und zugleich die Bedingungen angeben, unter welchen Sie dieselben zum Drucke abgeben wollten: so wäre wohl möglich, dafs ich etwas beitragen könnte, sie schneller in die Welt zu bringen; und gewifs würde ich es thun, aus Liebe zum Vaterlande und zu der Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit.

Empfangen Ew. Hochwohlgeboren geneigt und wohlwollend die Versicherung meiner höchsten Verehrung!

Ew. Hochwohlgeboren

Jena, 15. Juni 1817.

gehorsamster
H. Luden.

Im August des Jahres 1817 wurde Luden vom Herzog von Gotha der Titel eines Geheimen Hofrats verliehen; auf Liagnos Glückwunsch erwiderte Luden in folgendem Briefe:

Hochwohlgeborner Herr, Höchstverehrter Herr Ritter!

Vor Allem bitte ich Ew. Hochwohlgeboren, meinen so herzlichen als gehorsamen Dank geneigtest aufzunehmen für die Teilnahme, die Sie mir bewiesen haben. Ich habe Ihren Glückwunsch sehr gerührt empfangen. An sich ist die Sache eine Kleinigkeit, besonders in meinen Verhältnissen als Professor; aber insofern diese Beehrung den Sinn unserer Fürsten zeigen kann, ist sie etwas mehr. Glauben mir Ew. Hochwohlgeboren: Die Grofsherzoge zu Weimar und Gotha haben viele grofse Ansichten und einen sehr guten Willen; ihnen gefällt ein freisinniges Bestreben und sie fördern es gern; das Übel ist nur, dafs ihr Land so klein und die Zahl ihrer Unterthanen so gering ist!

Was nun Ew. Hochwohlgeboren früheren Brief betrifft: so hoffe ich, Hochdieselben werden mir verzeihen, dafs ich nicht früher geantwortet habe. Mein Wunsch war, nicht mit einem leeren Briefe zu kommen. Ich hatte an einen Buchhändler geschrieben, und gegen meine, aber wie ich aus Ihrem Briefe vermuthe nicht gegen Ihre, Erwartung eine abschlägliche Antwort erhalten. Hierauf habe ich an einen andern geschrieben; von diesem ist noch keine Antwort eingelaufen, und mein Wunsch war, diese Antwort erst abzuwarten. Inzwischen gebe ich die Hoffnung nicht auf, die Schriften Ew. Hochwohlgeboren in meinem Vaterlande erscheinen zu sehen. Es wäre ein Jammer und eine Schmach zugleich, wenn es nicht geschähe. Ich bin erstaunt über die Gröfse und den Umfang der Studien und Kenntnisse Euerer Hochwohlgeboren; und wenn ich bedenke, mit welchem Geist Ew. Hochwohlgeboren alle diese Gegenstände durchdrungen haben oder zu durchdringen vermögen, so würde ich um so untröstlicher seyn, wenn solche Schätze im Pulte liegen bleiben sollten.

---

[1]) Liagno hatte eine ganze Anzahl französisch geschriebener politischer Broschüren liegen, für die sich kein Verleger finden wollte; daneben auch einige wissenschaftliche Werke, darunter eine „Bibliothèque castillone".

Die Aufsätze, welche Ew. Hochwohlgeboren mir zu übersenden geruht haben, sind nunmehr alle abgedruckt, und es würde mich freuen, sehr freuen, wenn Sie meine Zeitschrift mit anderen Aufsätzen zu ehren und zu zieren geneigen wollten.

An Ew. Hochwohlgeboren häuslichen und persönlichen Leiden nehme ich den innigsten Antheil. Wahrlich, es gehört eine grofse Stärke des Geistes dazu, unter solchen Verhältnissen aufrecht stehen zu bleiben. Aber ein Mann, der, wie Ew. Hochwohlgeboren, durch so vielfältigen Wechsel menschlicher Schicksale hindurch gegangen ist, wird Sich nicht niederbeugen lassen, und — post nubila Phoebus!

Genehmigen Ew. Hochwohlgeboren die Versicherung meiner höchsten Verehrung, mit welcher ich beharre

Ew. Hochwohlgeboren

Jena, den 16. Aug. 1817.

gehorsamster
H. Luden.

Haben die bisher mitgeteilten Briefe Ludens wesentlich biographische Bedeutung, so knüpft sich schon an den nächsten und noch mehr an die beiden letzten ein weiteres geschichtliches Interesse. Ich lasse die zwei nächsten ohne weitere Unterbrechung folgen.

Hochwohlgeborner Herr, Höchstverehrter Herr Ritter!

Euerer Hochwohlgeboren habe ich die Ehre gehabt schon vor mehreren Wochen zu schreiben, Ihnen den Empfang Ihrer beiden Päckchen anzuzeigen, gehorsamst für deren Übersendung zu danken, zugleich aber auch wegen der Beantwortung einer Anfrage von Seiten Euerer Hochwohlgeboren vorsichtig bei Ihnen anzufragen. Auf diesen Brief habe ich noch immer keine Antwort erhalten. Das macht mich besorgt. Ich will also mir erlauben, meine Anzeige, meinen Dank und meine Anfrage noch einmal, und so gehorsamst und ergebenst wie zuvor, zu wiederholen.

Man sagt hier nämlich — und mir ist das auch zur Warnung geschrieben worden —, dafs man gegenwärtig im Preufsischen die Briefe erbreche, besonders die Briefe, die von Jena kommen, weil man in unserm friedlichen Musensitz, Gott weifs was, argwohnt, besonders seitdem die Studenten das Fest auf der Wartburg nach — Jünglingsweise gefeiert haben.

In dieser Ungewifsheit wage ich nun nicht, an Ew. Hochwohlgeboren zu schreiben; denn wenn auch Ihre und meine Briefe nichts enthalten, was einen Dritten, und am Wenigsten etwas, was den Staat und die Staats-Brieferbrecher interessieren könnte, so interessiert es doch uns, dafs kein Dritter erfährt, was wir uns schreiben.

Also ist meine gehorsamste, wiederholte Anfrage: Haben Ew. Hochwohlgeboren Spuren von der Eröffnung Ihrer Briefe, das heifst, solcher Briefe, die an Sie gerichtet sind? oder darf ich wagen, mich ohne alle Rücksicht auszudrücken?

Einer gefälligen Antwort entgegensehend, bitte ich Ew. Hoch-

wohlgeboren, die Versicherung meiner tiefsten Verehrung zu genehmigen, mit welcher ich die Ehre habe zu beharren,

Ew. Hochwohlgeboren

Jena, den 12. Dec. 1817. gehorsamster

H. Luden.

Hochwohlgeborner Herr, Höchstverehrter Herr Ritter!

Wenige Tage nach dem Abgange meines letzten Briefes an Ew. Hochwohlgeboren kam Ihr erster Brief an, den Sie durch Herrn Reimer haben besorgen lassen. Gestern ist auch der zweite (vom 20. Dec.) angekommen. Einer von meinen Briefen ist also gewifs verloren; vielleicht, wahrscheinlich auch einer von den Ihrigen. Ich bin gestern auf der Post gewesen; aber es ist nicht nachzukommen. Ich weifs leider! den Tag nicht mehr, an welchem ich den Brief abgesandt habe; und defswegen wollen die Postbeamteten sich auf nichts einlassen. Euerer Hochwohlgeboren wird es wohl eben so gehen. Daher möchte für die Zukunft das Beste seyn, dafs wir unsere Briefe durch Buchhändler bestellen liefsen. Sie kommen dann etwas langsamer, aber sie kommen doch richtig an; und ich fürchte, die Unsicherheit möchte bald noch gröfser werden, wenigstens für Diejenigen noch gröfser werden, von welchen man glaubt, dafs sie nicht im System der Gewaltigen sind. Und ich glaube, verehrtester Herr Ritter, Sie und ich haben die Ehre, zu diesen gerechnet zu werden.

Vor Allem nun bitte ich sehr um Verzeihung, mein Verehrtester, dafs ich die Aufsätze noch nicht habe abdrucken lassen, die ich Ihrer Güte verdanke. Ich lasse sie drucken; aber nach und nach. Es ist nicht gerathen, dafs ich zu viel Französisch bringe. Diejenigen unter meinen Lesern, welche die französische Sprache vorziehen, machen die kleinere Zahl aus. Die Meisten verstehen diese Sprache entweder nicht, oder sie affectiren, sie zu verachten: denn es wird Ihnen nicht entgangen seyn, dafs es unter uns viele gibt, welche mit gröfster Heftigkeit sich gegen alles Französische erheben. In der That sind mir schon Klagen zugekommen; und um diese Klagen nicht zu vermehren, bin ich genötigt, vorsichtig zu gehen, wenn ich meine Zeitschrift halten will; und ich halte mich unter den gegenwärtigen Umständen verpflichtet sie zu halten. In dem nächsten Stücke lasse ich zuverlässig etwas wieder von Ihnen abdrucken.

Was Sie, mein edler Herr Ritter, mir über Ihre Lage im Preufsischen sagen, das — wahrhaftig — hat mir einen grofsen Kummer gemacht! Ich begreife gar wohl, dafs ein edler Spanier in diesem Berlin nicht gedeihen [kann], und am wenigsten ein Mann von so grofsen und reinen Grundsätzen, von so edler Seele, von so klaren Ansichten und mit so heifsem Blute, wie Sie, in solcher Zeit! Aber, wie ist zu helfen? Das ist mein Jammer, dafs ich nicht weifs, wie ich etwas beitragen könnte!

Sie denken an Jena? — Ach, mein Verehrtester, Sie kennen uns nicht, kennen wohl nicht eine kleine arme teutsche Stadt, die

niemand jemals nennen würde, wenn sie nicht die Universität in ihren Mauern sähe. Unser Fürst ist vortrefflich; Er hat eben so tiefen Sinn für die Wissenschaften, als für das Vaterland. Wäre er König über 10 Millionen Menschen, so würde etwas Grofses und Herrliches geschehen. Aber sein Land hat nicht 200,000 Menschen, und diese sind meistens arm. Er aber ist Grofsherzog, und hat seinen Hof, und der Erbprinz ist mit einer Grofsfürstin vermählt und hat seinen Hof; Und alle Behörden, die in einem grofsen Reiche bestehen, bestehen auch hier. Wie kann da Vieles geschehen!

Sie haben an unsere Bibliothek gedacht. Ja, wir haben auch eine Bibliothek, in welcher manche alte recht schöne Bücher sind. Aber an dieser Bibliothek ist nur Ein Bibliothekar, der bisher etwa 125 Rthaler Gehalt gehabt, jetzt aber etwas Zulage erhalten hat, so dafs er nunmehr wohl 300 Rthl. haben mag. Dieser hat ein Paar Schreiber, deren jeder etwa 50 Thaler Besoldung erhält. Die Bibliothek hat bisher vielleicht jährlich nicht für 300 Rthl. Bücher erhalten können. Nur 2mal ist sie in der Woche offen, jedesmal eine Stunde (Mittwochs und Sonnabends von 1—2).

So sieht es hier aus. Nun heifst es zwar, es solle mehr für die Bibliothek geschehen; aber es fehlt selbst an einem Local; es fehlt an Ordnung in dem, was da ist; es giebt nicht einmal einen Nominal-Catalog. Vor dem Ablaufe von 2—3 Jahren werden die beabsichtigten Veränderungen im Local und die Verfertigung der Cataloge nicht zu Stande kommen; und damit möchte dann wohl wiederum viel Geld hingehen.

Was wir in Jena haben, und was Jena angenehm macht, das ist eine schöne Gegend[1]) — die Stadt ist klein und häfslich — und Freiheit in Lehre und Leben; sonst ist alles beschränkt und arm.

Ihnen würde auch noch das entgegen stehen, dafs vielleicht, aufser einigen Studenten, nicht 30 Menschen französisch sprechen. Das gesellschaftliche Leben ist auch nicht viel wert, weil man nur sein Auskommen hat.[2]) Auch ist es theuer in Jena; nur die Wohnungen sind bis jetzt wohlfeil; steigen aber auch sehr im Preise.

So herzlich ich daher wünschte, dafs Ihre Verhältnisse sich freundlicher und zu Ihrer völligen Zufriedenheit gestalten mögen, und so bereitwillig und freudig ich etwas dazu beitragen möchte, dafs Ihnen Teutschland nicht ganz zuwider würde, und dafs Sie nicht bereueten, in mein — immer theueres — Vaterland gekommen seyn möchten (sic!): so wenig kann ich dazu rathen, dafs Sie Jena wählen. Ich würde lieber rathen, Sie wendeten Sich an den Grofsherzog und veranlafsten Ihn, Sie nach Weimar zu berufen. Der Grofsherzog ist edel und wifsbegierig. Ein solcher Mann, wie Ew. Hochwohlgeboren, wird zuverlässig sein Interesse auf sich ziehen. Und in Weimar, wo auch eine Bibliothek ist, welche für die neuere Literatur bedeutende

---

[1]) Die schöne Umgebung von Jena hat Luden oft gerühmt. Vgl. z. B. seine „Rückblicke“ S. 10 ff.

[2]) Vgl. Ludens Rückblicke, S. 190 f. u. 199 ff.



Werke hat, würden Sie gewifs viel mehr finden, was Ihrem Leben, dem äufseren Leben, zusagte, als in Jena. Auch thut der Grofsherzog mehr für die Weimarische Bibliothek, weil sie Ihm allein gehört, die Bibliothek in Jena aber gehört ihm nicht allein, sondern hat, wie die Universität, 4 Herren. — Leider kann ich in Weimar nichts thun. Wie hoch auch der Grofsherzog stehen mag, — an Seinem Hofe werde ich doch wohl als — Jacobiner angesehen. Das ist nun einmal nicht anders. — —

Wegen des Festes auf der Wartburg bin ich ganz Ihrer Meinung, mein Verehrtester. Es ist rein albern, dafs man die Sache nimmt, wie geschieht; aber das billige ich keineswegs, was geschehen ist, weil es nur schaden und durchaus nichts nützen kann.[1]) Indes hoffe ich, solche schlimmen Folgen soll die Sache nicht haben, wie man eine Zeitlang befürchten mufste.

Überhaupt, mein edler Herr Ritter, sieht es in Ihrem und in meinem Vaterlande übel aus. Welche Völker, welche Länder! Was könnten Sie und wir seyn? — und was sind wir, Sie und wir? — Und kann das bleiben? — soll es bleiben? Aber Gott weifs, woher die Veränderung kommen soll. —

Meine herzlichsten Wünsche zu diesem neuen Jahre wollen Sie, verehrtester Herr Ritter, gewogentlich aufnehmen, so wie die Versicherung meiner innigsten Teilnahme, meiner gröfsten Ergebenheit und meiner höchsten Verehrung, mit welcher ich bin

Ew. Hochwohlgeboren

Jena, den 1. Jan. 1818. gehorsamster

H. Luden.

Wenn alle diese Briefe Ludens für die hohe Achtung, die er für Liagno hegte, sprechen, so liefert ein besonders lebhaftes Zeugnis für Liagnos männlichen und mutigen Charakter der letzte Brief, den Luden kurz nach seinem berühmten Conflict mit Kotzebue an ihn schrieb. Da der Hergang in dem Briefe selbst ausführlich berichtet wird, so mag der Text ohne weitere Vorbemerkung folgen:

Jena, 18. Febr. 1818.

Hochwohlgeborner, Höchstverehrter Herr Ritter!

Nicht ich bin verhaftet, sondern einige Bogen meiner Nemesis sind mit Beschlag belegt. Der Brief aber, in welchem Ew. Hochwohlgeboren mir — in dem Glauben, ich selbst sey gefangen — Ihre Teilnahme bezeigen und mir Ihre Hülfe anbieten — dieser Brief hat mich unbeschreiblich erfreuet, ergriffen, gerührt und auch beschämt! Darin erkenne ich den grofsen Sinn eines edlen Spaniers! Darin

---

[1]) Über Ludens besonnene Haltung gegenüber den Ausschreitungen beim Wartburgfest vgl. auch Wegele, Allg. d. Biogr. Band XIX, S. 373.

stehen Sie und Ihr Volk hoch über uns.[1]) Empfangen Sie, edler und Verehrtester Mann, meinen herzlichsten Dank, und glauben Sie mir, dafs die Versicherung: ich möchte Ihnen diese Dankbarkeit gern durch die That beweisen — aus voller Seele komme.

Die Sache aber werden Sie wohl schon kennen. Es ist eine Niederträchtigkeit, welche die tiefste Verachtung verdient. Ich will sie mit wenigen Worten erzählen.

Ein Mensch, der schon längst unter uns verrufen ist, Herr von Kotzebue, setzt sich hin in seine Vaterstadt Weimar, um von dort aus Berichte, wie jetzt bekannt geworden ist, an den Kaiser von Rufsland über teutsche Literatur und teutsche Schriftsteller zu schicken. Ein Mann, der mich kennt, sieht einen solchen Bericht bei einem Abschreiber, in welchem er meinen Namen wiederhohlt bemerkt; er schreibt einige Stellen heraus, und schickt sie mir. Ich fand, dafs Alles, was von mir gesagt war, Lüge war, Unwahrheit oder Verfälschung. Also glaubte ich mir selbst, meiner Sicherheit, ich glaubte es allen freigesinnten Männern im Vaterlande, ich glaubte es dem ganzen Vaterlande, und meinem Souverän, ja selbst Dem, welcher Herrn von Kotzebue einen Auftrag zu Berichten gegeben, — ich glaubte es diesen Allen schuldig zu seyn, die erhaltenen Stellen drucken zu lassen, damit Hr. von Kotzebue sie ableugnen könne, oder damit der Spion an den Pranger gestellt würde. Das geschah; Herr von K. wurde es gewahr, und legte Arrest auf die Bogen, und die Regierung zu Weimar, welche schon vor den Kosaken zitterte, benahm sich auf eine feige Weise, als wäre ein grofses Verbrechen begangen.

Jetzt ist die Sache — criminell — untersucht, weil Hr. von Kotzebue behauptet, das Bulletin sey ihm gestohlen; und aus keinem andern Grunde. Gegen mich ist natürlich die Untersuchung nicht gerichtet, sondern gegen den vermeinten Dieb. Rechtliche Folgen kann das Alles nicht haben, weil Alles auf einem honnêten Wege gegangen ist, und ich nicht einmal etwas versehen habe. Aber die Gesinnung, die sich bei dieser Gelegenheit gezeigt hat, ist mir ein unbeschreiblicher Gräuel. Und dieser Mensch, als falsarius schon vor 30 Jahren berüchtigt, und falscher Zeugnisse beschuldigt, und jetzt nun als geheimer Ausspürer und Spion dastehend — lebt in Weimar fort — ist am Hofe, und führt das grofse Wort!

Was Sie in den Zeitungen von Unannehmlichkeiten lesen, die mich betroffen, ist nicht wahr. Es ist mir nichts geschehen. Auch diese Verläumdungen sind Folgen der Reaction. Es gibt Viele, die wünschen, dafs ich in einer Festung wäre; darum erfreuen sie sich mit dergleichen Nachrichten.

---

[1]) Die Bewunderung für den spanischen Volkscharakter, die Luden hier ausspricht, ist in ihrer Überschwänglichkeit vielleicht auch beeinflufst durch die frische Erinnerung an den Befreiungskampf, den Spanien viele Jahre unbeugsam gegen Napoleon geführt hatte. Mit welch lebendiger Teilnahme auch Luden dem spanischen Aufstand gefolgt war, hat er selbst in seinen Rückblicken S. 198 u. ö. geschildert.



Mein erster Gedanke war, die Nemesis aufzugeben, sogleich aufzugeben, mich in die Wissenschaften zurückzuziehen, meiner Frau, und sieben lieben Kindern ganz zu leben, und mich nicht um eine Zeit zu bekümmern, die durch und durch verdorben oder verschoben ist. Nur Rücksichten, die mir wichtig waren, und das Zureden von Freunden haben mich bestimmt, es nicht sogleich zu thun. In meiner Seele aber frifst der Schmerz über die Unwürdigkeiten immer tiefer. Ich schliefse mein Journal nächstens, aus Ekel und Überdrufs.

Sie werden, Sie müssen, Verehrtester, mir verzeihen, dafs ich Ihnen noch nicht Wort gehalten habe in Rücksicht des versprochenen Abdrucks. Ich habe dieses Wort weder vergessen, noch gering geachtet. Aber ich habe die neuesten Stücke der Nemesis gar nicht selbst redigirt, sondern ein Freund hat es gethan, der kaum Französisch lieset.

Das Vaterland verlassen? — Ich kann nicht. Ohne Vermögen, welches der Rede werth wäre, kann ich mit einer Familie von sieben Kindern, die sich noch vermehren können — (ich bin 38 Jahre und meine Frau 35) — mich nicht bewegen.

Ihr Gedanke ist sehr gut. Ich bin ganz der Meinung, dafs man sich dahin[1]) neigen, und dahin Verbindungen suchen müsse. Aber zwei Dinge sind notwendig — Geld und — des hommes honnêtes. Und, wenn das Erste zu finden wäre: woher die Letzten? — Das Mifstrauen wird immer gröfser; die Charaktere sind unter uns selten; und das Übelste in Teutschland ist: es gibt so Wenige, die ein Geheimnis bewahren können.

Ich schreibe Ihnen dieses in grofser Eile; es war mir aber unmöglich, diesen Posttag vorbeigehen zu lassen.

Genehmigen Sie, verehrtester Herr Ritter, die Versicherung meiner hohen Achtung!

Ew. Hochwohlgeboren

gehorsamster

H. Luden.

Die Absicht die Nemesis aufzugeben, verwirklichte Luden noch in demselben Jahre; er hatte keine Zeit Prozesse zu führen, und keine Lust „leeres Stroh zu dreschen“. Infolge des Eingehens der Nemesis erlitten seine Beziehungen zu Liagno eine plötzliche Unterbrechung; ob der Briefwechsel noch fortgeführt wurde, weifs ich nicht bestimmt, doch ist in Liagnos Papieren keine Andeutung über spätere Beziehungen zwischen den zwei Männern zu finden.

Zum Schlufs dieser Mitteilungen aus Liagnos Nachlafs sei ein Brief des trefflichen Friedrich Jacobs mitgeteilt. Liagno übersandte diesem Gelehrten, den er 1814 bei einem Aufenthalt in Karlsbad kennen gelernt hatte, die Vorrede seines „Répertoire portatif de l'histoire et de la littérature des nations Espagnole et Portugaise“ (Berlin 1818). Friedrich Jacobs dankte für die Zusendung in dem folgenden schönen Briefe:

[1]) Vielleicht England?

Gotha, ce 8 Fevr. 19.

Monsieur le Chevalier!

J'ai reçu vers la fin de l'année passée l'aimable lettre dont vous avez bien voulu m'honorer. Si je n'y ai pas repondu aussi tôt que j'aurois du le faire et que je l'aurois désiré, cela n'a pas été par une néglicence que je ne me pardonnerois pas, mais par une suite d'occupations pressantes et indispensables qui m'ont privé pendant plusieurs semaines du plaisir de m'entretenir avec mes amis absens, et de remplir mes devoirs envers ceux qui m'honorent de leur bienveillance. Pardonnez donc, Monsieur, le silence que j'ai été obligé de m'imposer malgré moi, et que j'ose dire m'avoir couté avec vous plus qu'avec la plupart de mes autres correspondans. Il n'a surement pas fallu de votre lettre pour me rappeller le plaisir que j'ai eu de faire votre connaissance à Carlsbad; j'y ai souvent pensé, et jamais sans regret d'en avoir si peu profité. Mais le mal dont je souffrois et qui n'a pas diminué depuis,[1]) me sequestrait du monde, et joint à une timidité qui m'est naturelle, il m'éloignoit de ceux-mêmes qui me temoignoient de la bonté et de l'interêt. Vous futes de ce nombre, Monsieur, et c'est avec infiniment de plaisir que j'apprens par votre lettre, qu'au travers des obstacles qu'il y eut dans nos conversations, vous n'avez pas laissé de reconnaître l'estime et l'interêt que vous m'inspirates alors. Je vous ai beaucoup d'obligations de m'avoir communiqué la préface du Répertoire que vous vous êtes proposé de donner au publique; je l'ai lu avec grand interêt, et je suis tout aussi charmé de l'idée de l'ouvrage dont il y est question, que de la noblesse des sentimens de l'auteur. Je me suis mis à votre place, et j'ai compris aisement, combien le souvenir du beau pays, qui vous a vu naître, tout en excitant vos plus tendres affections, doit vous couter des peines. Ce pays si illustre à plus d'une époque, si rayonnant de gloire de plus d'un genre, périt malheureusement par le plus horrible abus qu'on ait jamais fait de l'autorité suprème et du pouvoir des opinions réligieuses. Bientôt il n'en restera que le simulacre; un triste desert peuplé de moines et d'autres suppots du monstre de l'hiérarchie; n'interessant que par le souvenir des efforts les plus nobles et les plus infructueux . Il me semble que vous voudriez détourner vos regards de ce spectacle trop peinant pour un coeur sensible, mais que vous n'en avez pas la force, et que le tendre attachement que les âmes bien nées gardent et conservent toujours pour leur patrie, l'emporte dans votre coeur. Si donc dans sa situation actuelle elle n'offre aux regards étonnés de l'univers que des objets d'horreur et de compassion, vous tâchez, ce me semble, de vous distraire par le souvenir de ses beaux siècles, et d'y rappeller vos lecteurs, semblable en cela au grand historiographe des

---

[1]) Jacobs litt an zunehmender Harthörigkeit, gegen die er 1814 ohne Erfolg eine Karlsbader Badekur versuchte. Vgl. Jacobs Personalien (Vermischte Schriften Band VII) S. 151.

Romains — ut a conspectu malorum, quae nostra vidit aetas, tantisper certe, dum prisca illa repetis, oculos animumque avertas.[1])

Il me semble que le Répertoire que vous préparez, doive interesser le publique, quoique le nombre de ceux qui s'occupent sérieusement de la belle littérature du Sud de l'Europe ne soit pas très-grand en Allemagne. Cependant votre Répertoire offrant pour ainsi dire une bibliothèque de littérature espagnole et portugaise, et joignant la poésie à la prose, l'histoire politique à l'histoire littéraire, il doit être, si je ne me trompe fort, indispensable pour les hommes de lettres, et pour tous ceux qui ne bornent pas leur lecture aux productions éphémères de la foire. Quant à moi qui ai toujours chéri la littérature espagnole, quoique je n'aie pas fait de grands progrès dans votre langue, je l'attends avec la plus vive impatience.

Vous faites mention dans votre lettre du quelques autres projets de littérature que vous comptez executer. Soyez persuadé, Monsieur, que vû l'interêt que je prens à tout ce que vous méditez, il me sera très-agréable d'en être instruit davantage et que je me ferai un devoir et plaisir de vous en dire mon sentiment.

Adieu, Monsieur le Chevalier. Agréez, je vous prie, les assurances de la parfaite estime avec laquelle j'ai l'honneur d'être

Monsieur

votre très-humble serviteur

Fr. Jacobs.

Auch wer mit den Anschauungen, denen der Schreiber dieses Briefes Ausdruck verleiht, nicht durchaus einverstanden sein mag, wird von der freundlichen Güte, mit der Jacobs auf die Absicht des ihm stofflich ja fast fremden Werkes eingeht, von der Feinfühligkeit, mit der er den Schmerz des Heimatlosen heraushört, erbaut und ergriffen werden. Wir haben uns neulich durch ein ebenso flaches wie anmafsendes Buch belehren lassen sollen, dafs die Altertumswissenschaft, statt den Geist ihrer Jünger zu reifen und zu bilden, nur Hochmut, Gehässigkeit, beschränkte Unkenntnis der Forderungen des Lebens, ja Verachtung der eigenen Nation und dazu wüste Sittenlosigkeit hervorbringe. Wenn es überhaupt nötig wäre gegen derlei Schmähungen mit Gegeninstanzen einzutreten, so würde man an niemand mit mehr Recht erinnern dürfen, als an die menschlich liebenswürdige, reine und edle Gestalt von Friedrich Jacobs, dem es beschieden war, nach einem langen und reichen, von manchen Stürmen bewegten, aber innerlich friedevollen Leben „mit einem guten und unbefleckten Rufe bei den Zurückbleibenden und mit heiteren Hoffnungen für die Zukunft", wie er selber es sich gewünscht hatte, zu scheiden.

München. Fr. Boll.

---

[1]) „Ego contra hoc quoque laboris praemium petam, ut me a conspectu malorum, quae nostra tot per annos vidit aetas, tantisper certe, dum prisca illa tota mente repeto, avertam." Livius I, praef.

Das neue Lehrprogramm für den protestantischen Religionsunterricht an den Königl. humanistischen Gymnasien des rechtsrheinischen Bayern.

Mit Beginn des laufenden Schuljahres wurde für die evangelischen Schüler unserer Gymnasien ein neuer Lehrplan für den Religionsunterricht eingeführt. Mancherlei Gründe mögen eine Neuordnung dieses Unterrichtszweiges veranlafst haben. Von der Art und Weise, wie derselbe an unseren Mittelschulen erteilt wird, hängt viel für die Zukunft unseres ganzen Volkes ab. Ein grofser Teil unserer Schüler kommt bereits jetzt, wie ein competenter Beurteiler sagt, aus solchen Kreisen, „die für die Religion, für ihre Kirche, mag sie sein, welche sie wolle, weder Zeit noch Interesse haben," oder auch aus solchen Familien, die in bewufster, gewollter Feindschaft zu ihrer Kirche stehen; nur die Scheu vor dem Gesetze, welches Religionsunterricht noch zu den obligatorischen Fächern der Anstalten zählt, deren Besuch man seinen Kindern nicht unmöglich machen will, hält wohl solche zurück, mit ihrer Feindschaft offen hervorzutreten. So mufs die Schule mit verdoppelter Kraft einsetzen, um unserem Volke sein edelstes Gut, seinen Glauben, erhalten zu helfen; so gilt es, die Waffen zum Kampfe auf ihre Brauchbarkeit zu prüfen, die geeignetsten Waffen denen in die Hand zu geben, die diesen Kampf in erster Linie führen sollen.

Was sich bisher als protestantisches Religionslehrprogramm an unseren bayerischen humanistischen Gymnasien dem Auge des Beschauers darbot, das war ein buntes Mosaik, indem jeder Religionslehrer so ziemlich ein anderes, nämlich sein eigenes hatte. Das machte sich immer besonders schmerzlich fühlbar, wenn einzelne Schüler, was ja sehr oft vorkommt, von einer Anstalt an die andere übersiedelten. Dafs dieser Übelstand endlich beseitigt und Einheitlichkeit des Unterrichts an allen Anstalten hergestellt wird, ist ein glücklicher Fortschritt. Der dem Referenten unvergefsliche Lehrer, Professor Dr. Gg. Mezger †, schreibt zwar einmal — Lehranstalten seien keine Uhrwerke, die nur nach gleichem System zu konstruieren seien, um sie dann mit einem gemeinsamen Schlüssel aufzuziehen und durch das ganze Land in Gang zu setzen. — Aber ein einheitlicher Lehrplan ist doch keine Schablone und, die Freiheit als die Möglichkeit zur Entwicklung der Individualität und damit zur Bethätigung der ureigenen Kraft in allen Ehren, so glauben wir doch, dafs in unserem Falle eine gewisse Beschränkung der bisherigen Freiheit notwendig war, zum Vorteil der Sache.

Ein Überblick über den Lehrplan als ganzes zeigt uns, dafs derselbe in 2 konzentrischen Kreisen angelegt ist. Den ersten Kreis bilden

Klasse I—IV mit dem Lehrstoff: biblische Geschichte — Kirchenlied (Reformationsgesch.) — Katechismuserklärung; dem entspricht

Klasse V—IX mit dem Lehrpensum: heilige Geschichte — Kirchengeschichte — Glaubenslehre; daneben in den 3 obersten Klassen

Schriftlektüre im Urtexte. Das Pensum der 4 untersten Klassen ist das gleiche wie das der Volksschulen im 4.—7. Schuljahre. Da aber dem Religionsunterricht an den Volksschulen wöchentlich 3, an konfessionellen Schulen 4—5 Stunden Zeit gegeben ist, das Schuljahr an der Volksschule auch gewöhnlich 3—4 Wochen länger dauert als an den Mittelschulen, so leuchtet ein, dafs das gleiche Lehrpensum bei uns nur dadurch bewältigt werden kann, dafs manches nur kursorisch behandelt wird, zu dessen tieferer Darbietung sich in den oberen Klassen noch Gelegenheit findet.

Die Klagen über angeblich zu starke Belastung unserer Schüler mit religiösem Memorierstoff werden freilich auch dem neuen Lehrprogramm gegenüber nicht verstummen angesichts der 26 Lieder und der zu den einzelnen Hauptstücken gehörigen bibl. Beweisstellen, welche in den 4 Jahren zu erlernen sind. Doch wir dürfen uns nicht verhehlen: wenn die Kirche in diesem Stücke sich nach den Wünschen der Einzelnen richten wollte, so würde vielen auch ein Minimum noch zu viel sein. Bei rationeller Behandlung wird es niemals zu einer Überlastung kommen. Wenn der Religionslehrer nach dem Grundsatz verfährt: nulla dies sine linea, dann trifft auf die Woche ein Liedervers und 1—1½ Sprüche. Der ethische Wert solchen Memorierens sollte aber nicht mehr bestritten werden. Männer wie Döderlein und Nägelsbach haben denselben stets vertreten. Und wenn man einwendet: es mangelt das Verständnis, die Reife dafür, so darf wohl daran erinnert werden, dafs wir auch als Gymnasiasten noch so manches Dichterwort — lateinisch oder griechisch oder deutsch — uns einprägten, dessen eigentlicher herrlicher Sinn uns viel später erst klar geworden ist, so dafs wir uns desselben erst recht freuen konnten, wenn wir das betreffende Drama noch einmal lasen. So dürfen wir auch hoffen, dafs so manches Samenkorn christlicher Wahrheit, welches zunächst als scheinbar wertloser Besitz im Geist des Schülers schlummert, noch einmal aufgehen und Frucht bringen wird, vielleicht in der Stunde der Not; ja, wir dürfen sagen: wohl dem, der in solcher Stunde „verschüttete Quellen“ findet, die ihn erquicken können.

Kann Referent dem von dem neuen Lehrprogramm geforderten Mafs des von den Schülern gedächtnismäfsig anzueignenden Lehrstoffes gerne zustimmen, so glaubt er nach einer anderen Seite hin ein Bedenken, aus der Praxis entstanden, nicht unterdrücken zu sollen. Das Lehrprogramm fordert, dafs 11 von den in den untersten Klassen gelernten Liedern in der VI. Klasse noch einmal repetiert und natürlich auch verhört werden. Es mag einzelne Jahrgänge geben, mit denen solche Übung noch ganz glatt vorgenommen werden kann. Aber im ganzen hat man wohl den Eindruck, dafs die Schüler der sechsten Klasse für ein schulmäfsiges Hersagen von Kirchenliedern zu alt, zu einem glaubens- d. h. erfahrungsmäfsigen Bekennen und Beten der Lieder aber noch zu jung sind. Affektiert der Schüler das letztere, so wird leicht daraus das schülerhafte Pathos, das schlimmste unter allem. Wir wissen ja alle, dafs der gerade in diesen Klassen gewöhn-

lich zum Durchbruch kommende mehr als jugendliche Übermut in der Auswahl der Objekte für seine Manifestationen nicht ängstlich ist. So wird ein solches Lieder-Hersagen in manchen Fällen zu Profanierungen führen, die zwar bestraft, aber damit nicht ungeschehen gemacht werden können. Auch gewinnen die Schüler mit dem Aufrücken in höhere Klassen einen immer weiteren Blick; man mutet ihnen schon mehr zu; sie fühlen selbst, dafs das schülerhafte Lernen mehr abgestreift werden mufs, das „Studieren" an seine Stelle treten soll. Diese Schüler nun gerade im Religionsunterricht bei dem Pensum der untersten Klassen in diesem Stück festhalten wollen, das — so meint wenigstens der Referent — könnte der Sache mehr schaden als nützen. Es sei gestattet, das Zeugnis anderer dafür noch anzuführen. Wiese sagt: „in der Tertia, spätestens Obertertia hat die nichtschulmäfsige Behandlung des Religionsunterrichtes zu beginnen, die von Zwang und auch mehr als es sonst üblich ist, von Kontrolle frei bleibt. . . Das herkömmliche Aufgeben und Abfragen fest begrenzter Pensa soll nun nicht mehr stattfinden." Und es ist kein Geringerer als unser Altmeister Frank, der diesen Worten Wieses völlig beistimmt. Sollte es den Intentionen des Lehrplanes widersprechen, wenn es dem Religionslehrer gelänge, die Liederrepetition schon in der V. Klasse zu beendigen? Da Referent schon bisher das Lehrpensum für die IV. und V. Klasse so verteilt und behandelt hat, wie es das neue Lehrprogramm anordnet, so kann er aus Erfahrung bestätigen, dafs für die IV. Klasse Zeit übrig bleibt, um einen Teil der in den unteren Klassen gelernten Lieder zu wiederholen. Das „dafs" wird wohl auch hier die Hauptsache sein, nicht das „wann." Auf die Kirchenlieder als wertvollen Besitz, der nicht vergessen werden soll, zurückzugreifen, wird sich auch in den höheren Klassen immer wieder Gelegenheit bieten, nur in anderer Form.

Mit unbeschränkter Freude ist das Pensum der beiden untersten Klassen zu begrüfsen. Wer sie kennt, diese unsere Allerkleinsten mit ihrem Geist und Gedächtnis, leicht empfänglich für alles, aber auch löcherig wie ein Sieb, der freut sich, dafs die Anforderungen hier nicht gesteigert worden sind, wie es wohl mancherseits gewünscht wurde. Es ist ein auch in den Kreisen Gebildeter weit verbreitetes Vorurteil, als bestehe der Religionsunterricht, besonders in den untersten Klassen, in nichts anderem als im Verhören einer Anzahl gewöhnlich ohne vorhergehende Erklärung aber sicher ohne Verständnis gelernter Sprüche und Liederverse und Hauptstücke. Es ist Zeit, dafs diese Meinung endlich durch die That gründlich widerlegt werde. Es mufs damit in den beiden untersten Klassen der Anfang gemacht werden. Hier müssen Schüler und Eltern für die Sache gewonnen werden. Es mufs dem Schüler warm ums Herz werden in der Religionsstunde. Zu solcher Behandlung des Lehrstoffes gehört aber Zeit; es ist dankenswert, dafs sie in den beiden untersten Klassen, so weit als möglich, gewährt worden ist.

In der 3. Klasse wird von diesem Grundsatz abgegangen und dieselbe stärker mit Memorierstoff belastet, dessen ausführliche Er-

klärung erst der 4. Klasse zufällt. Diese Mafsregel hat ihren Grund wohl in der Thatsache, dafs manche Schüler schon in der 3. Klasse konfirmiert werden oder doch den kirchlichen Präparandenunterricht besuchen. Die Verordnung wurde gewifs nicht leichten Herzens gegeben; eine Umänderung derselben würden die Eltern unserer Schüler ermöglichen, wenn sie sich einmütig entschliefsen würden, keinen Knaben, der unsere Anstalten dauernd besuchen will, vor der 4. oder 5. Klasse konfirmieren zu lassen! Wird das geschehen? Die Hoffnung ist gering. Aber es sei gestattet, in diesem Zusammenhang auf einen geradezu schreienden Notstand des Religions-Unterrichtes an unseren Anstalten die interessierten Kreise aufmerksam zu machen. Manche unserer Schüler werden schon in der 2. Klasse konfirmiert, besuchen also in der 1. Klasse schon den Präparandenunterricht; viele in der 3. Klasse; andere in der 4. und 5. Klasse. — Wer nun die Plage mit den Repetenten kennt, welche gewöhnlich die ersten 4—6 Wochen die Propheten in ihren Klassen spielen, um dann schmählich abzufallen und zu dem schlechten Mittelgut der Klasse zurückzusinken, der kann sich einen Begriff bilden, wie sich der Religionslehrer mit solchen Religionsunterrichtsrepetenten schleppen mufs! Zweimal im Präparanden- und Konfirmanden-Unterricht, dann noch ausführlich im 2.—3jährigen Jahreskurs in der Schule den nämlichen Stoff durcharbeiten, das mufs ermüden — abstumpfen. Auf das Widerspruchsvolle der Thatsache, dafs solche, sagen wir in der 2. Klasse, konfirmierte also kirchlich als mündig erklärte Gemeindeglieder nun nach Ostern und noch 2 Jahre lang gleich ihren Mitschülern als unmündige behandelt werden und behandelt werden müssen, die kirchliche Handlung demnach illusorisch gemacht wird, sei nur hingewiesen. Auch aus schultechnischen Gründen wäre eine einheitliche Gestaltung der Konfirmation d. h. Verlegung in höhere Klassen zu wünschen. Der einzelne Religionslehrer kämpft gegen die Eile der Eltern, ihre Kinder so bald als möglich konfirmieren zu lassen, vergeblich. Die Schwierigkeiten bei der Sache verhehlt sich Referent nicht, doch vielleicht lassen sie sich zum Teil überwinden.

Das Lehrprogramm von der V. Klasse an aufwärts sei hier angegeben, weil es von allgemeinem Interesse ist.

V. Klasse: übersichtliche Wiederholung der ganzen Katechismuserklärung; alttestamentliche Heilsgeschichte; Wiederholung von 11 gelernten Kirchenliedern.

VI. „ Augsburgische Konfession erklärt nebst Reformationsgeschichte; neutestamentliche Heilsgeschichte; Wiederholung von 11 gelernten Kirchenliedern.

VII. „ Kirchengeschichte der alten und der mittleren Zeit in übersichtlicher Darstellung; Lesung eines synopt. Evangeliums in der Grundsprache.

VIII. „ Thomasius, Glaubenslehre I. Teil; Kirchengeschichte der neueren Zeit; Lesung neutestamentlicher Briefe in der Grundsprache.

IX. Klasse: Thomasius II. Teil; Lesung des Johannis-Evangelium in der Grundsprache.

Der Wunsch, auch bei den Schülern, welche nach Absolvierung der VI. Klasse unsere Anstalten verlassen, dem Religionsunterricht einen gewissen Abschlufs zu geben, hat die Verordnung veranlafst, mit der VI. Klasse die Augustana zu lesen. (Nicht eine systematische, sondern eine mehr historische Erklärung derselben ist wohl gemeint d. h. Kenntnis der unterscheidenden evangelischen Glaubenslehren.) Nun haben wir bekanntlich Not mit dem Pensum „neutest. Heilsgeschichte" in einem Jahr fertig zu werden, — wenigstens so, dafs die Schüler einigen Einblick gewinnen in den Lebensgang des H. Jesu, der ihnen doch hier „vor Augen gemalt werden" sollte, dafs sie einigermafsen vertraut werden mit den grofsen Aposteln des Herrn, vor allem mit der Heldengestalt eines Paulus, für den ein jeder Gymnasiast begeistert werden mufs. Wird da noch Zeit bleiben zur Erklärung der Augustana? Es sei gestattet, auf einen Ausweg hinzuweisen. Vielleicht würde es sich empfehlen, diejenigen Artikel der Augustana, welche sich von selbst mit einem der 6 Katechismushauptstücke verbinden lassen, schon in der V. Klasse zu besprechen. Damit würde die dort vorgeschriebene Katechismusrepetition an Interesse gewinnen, die VI. Klasse entlastet werden.

Als eine der erfreulichsten Seiten des neuen Lehrplanes ist die pflichtmäfsige Einführung der Kirchengeschichte in den Religionsunterricht der Mittelschulen zu bezeichnen. Nicht nur im allgemeinen Bildungsinteresse ist einige Kenntnis der Kirchengeschichte unseren Schülern zu wünschen, sondern vor allem darum, weil dieser Unterricht wie kein anderer geeignet ist, Liebe zur Kirche zu wecken und so das herbeizuführen, was den Kirchen heute not thut, Beteiligung auch der Gebildeten am Gemeindeleben.

Dafs von der VII. Klasse an das neue Testament im Urtexte gelesen wird, ist nur zu billigen. Zwar versichert man uns immer wieder, von solcher Lektüre habe weder die Schule noch die Kirche etwas; allein wir hoffen und wissen, die Schüler haben etwas davon. Aus dem griech. Text lernt der Schüler den Geist der neutestam. Offenbarung so recht erkennen, sowie die Superiorität der christlichen Gedankenwelt gegenüber der heidnischen.

Da eine einfache Lektüre eines synoptischen Evangeliums in der VII. Klasse grofsenteils eine Wiederholung des Pensums der VI. Klasse wäre, so darf es vielleicht als die richtigste Interpretation jener Verordnung aufgefafst werden, dafs in der VII. Klasse an der Hand der synoptischen Evangelien das nachgeholt wird, wozu die VI. Klasse keine Zeit hatte, nämlich nähere Einführung in die Lehre Jesu Christi (Bergpredigt und Gleichnisreden). Dafs in der Oberklasse Zeit bleibt, das Johannisevangelium zu lesen, noch dazu bei vermehrtem Lehrstoff, erscheint dem Referenten mehr als fraglich. Sollte nicht vielmehr dies herrliche Evangelium in der VIII. Klasse gelesen werden und in der Oberklasse Abschnitte aus den apostolischen Briefen, zugleich als Beweisstellen für die behandelten Glaubenslehren? (Ein leichterer

apostolischer Brief könnte in dem 2. Halbjahr mit der VII. Klasse gelesen werden.)

Fassen wir unser Urteil zum Schlusse zusammen, so wird zu sagen sein, dafs wir den neuen Lehrplan im ganzen als einen glücklichen Fortschritt in der inneren Entwicklung des evangel. Religionsunterrichtes an unseren Anstalten bezeichnen dürfen. So möge er denn an seinem Teile dazu beitragen, dafs jene glückliche Synthese gewahrt bleibe, der einst Nägelsbach das Wort redete, wenn er sagte: „Bewahret die klassischen Studien, sonst bricht die Barbarei über uns herein! Aber haltet auch fest am Evangelium, sonst bleibt das Altertum unverstanden und bringt uns unheilvolles Heidentum!"

Nürnberg. Fr. Eckerlein.

Kopernikanischer Himmels-Globus mit verstellbarem Rotations-Horizont.[1])

Das Lehrprogramm für mathematische Geographie, welches in der Oberklasse unserer Gymnasien behandelt werden soll, fordert die Erörterung einer Reihe von Erscheinungen, die durch die tägliche Rotation des Sternenhimmels bedingt sind, sowie deren Erklärung nach dem System des Kopernikus unter Benützung eines Telluriums und eines grofsen Globus. Die gebräuchlichen Himmelsgloben geben bei feststehendem Horizonte mittels einer um eine nach der Polhöhe verstellbaren Achse drehbaren Himmelskugel eine Darstellung der scheinbaren täglichen Bewegung nach Ptolemäischem System. Die Forderung, sich den Verlauf der Erscheinungen in umgekehrter Ordnung vorzustellen, wird meist als eine einfache Sache hingestellt, ist es aber keineswegs und macht dem Schüler, wenn er sich die Sache richtig vorstellen soll, auf jeder Altersstufe Schwierigkeit. Das Bestreben durch einen einfachen Apparat, der nach Bedarf in jeder Unterrichtsstunde bequem und handlich benützt werden kann, die Erscheinungen der täglichen Rotation nach Kopernikanischem System zur Anschauung zu bringen, hat mich zur Konstruktion des Globus geführt, den ich mir hier zur Demonstration zu bringen erlaube.

Innerhalb einer das Himmelsgewölbe darstellenden Glaskugel von 30 cm Durchmesser, deren eine Hälfte abhebbar ist, befindet sich ein Erdglobus. Die Achse dieses Erdglobus trägt einen bis an die Glaskugel heranreichenden Messingmeridian. der mit einem beliebigen Erdmeridian zur Koïncidenz gebracht werden kann. An diesem Meridian wird ein Zenitzeiger, der den verlängerten Ortsradius darstellt, auf die Polhöhe eines eben zu betrachtenden Ortes gebracht, und der die Erdkugel umspannende Horizont so einge-

---

[1]) Dieser Vortrag, welcher auf der XVIII. Generalversammlung des bayr. Gymnasiallehrervereines zu Bamberg am 16. Mai 1894 gehalten wurde, kommt hier zum Abdruck. (Die Red.)



klemmt, dafs er auf dem Zenitzeiger senkrecht steht. Die Einstellung des Zenitzeigers und des dazu senkrechten Horizontes wird bei der ersten Erwähnung und Erklärung dieser beiden Begriffe sehr gute Dienste leisten. Läfst man sodann die Erdkugel um ihre Achse rotieren, so bleibt der Horizont des betrachteten Ortes in jeder Phase senkrecht zum Ortsradius und grenzt an der Glaskugel stets die in jedem Momente sichtbare Himmelshälfte ab. Das Auf- und Untergehen eines Punktes an der Himmelskugel erscheint als ein Vorübergang des Horizontes an diesem Punkte. Die Azimute der Auf- und Untergangsstellen können an der Teilung des Horizontes abgelesen werden. Das Zusammentreffen eines Punktes der Himmelskugel mit dem Ortsmeridian erläutert die Kulmination, das Zusammentreffen des Ortsmeridians mit dem Frühlingspunkt, den als wichtigsten Punkt der Scheitel der Glaskugel trägt, gibt den Anfang des Sterntages. Der an der Glaskugel aufgetragene Himmelsäquator ist in 24 Stunden geteilt. Hiedurch kann die Dauer des Verweilens eines Punktes auf der dem Zenit zugewandten Seite des Horizontes, d. i. die Sichtbarkeitsperiode, ermittelt werden. Der Stand der Sonne wird durch eine farbige Oblate, die an die betreffende Stelle der Ekliptik geklebt wird, ersichtlich gemacht. Einzelne Sterne können durch kleine Papierscheibchen, welche man mit russischem Leim befestigt, markiert werden. Läfst man diese Marken durch Schüler anbringen, denen Deklination und Rektascension der betr. Sterne angegeben werden, so wird die thatsächliche Abtragung dieser Coordinaten auf der Glaskugel zur klaren Vorstellung von dem Zwecke eines Coordinatensystems sehr viel beitragen. Es sind absichtlich auf der Glaskugel nur die Hauptkreise verzeichnet, damit die Aufmerksamkeit des betrachtenden Schülers nicht durch Nebensächliches abgelenkt werde. Die Gegenseite des Horizontes gehört immer der Antipodenwelt. Durch entsprechende Einstellungen des Zenitzeigers und Horizontes tritt der Verlauf der Erscheinungen in den verschiedenen Zonen (Mitternachtssonne, Polarnacht, Zenitstand der Sonne, Lage der scheinbaren Bahn eines Gestirnes, sphaera recta, obliqua und parallela) deutlich vor Augen. Es lassen sich in analoger Weise alle Aufgaben behandeln, welche durch die Ptolemäischen Globen mit Zugrundelegung der scheinbaren Bewegung gelöst werden.

Eine sehr instruktive Darstellung der Präcession des Frühlingspunktes erhält man, wenn der Zenitzeiger auf die Polhöhle

$66\frac{1}{2}°$ und der Horizont in die zugehörige rechtwinklige Lage gebracht werden; nimmt man hiebei den Zenit als Nordpol, den Horizont als Äquator und den auf der Glaskugel markierten Äquator als Ekliptik, so kann man den Nordpol um den festliegenden Ekliptikpol rotieren lassen und sieht die Schnittpunkte von Ekliptik und Äquator einen vollen Umlauf an der Himmelskugel machen. Dafs hiebei festliegende Sterne ihre Abstände vom Äquator ändern, tritt sofort vor Augen. Ich halte gerade diese Veranschaulichung der Wanderung des Frühlingspunktes und die damit zusammenhängende Änderung der Abstände der Sterne von Äquator für eine im Unterrichte sehr brauchbare Leistung dieses Globus, da dieser Vorgang ohne Demonstration dem Schüler kaum klar wird und gerade diese Erscheinung das Interesse der Schüler durch ihre Beziehung zur Literatur (Homer, Ilias XVIII, 489 oder Dante, Purgatorio, I 23) in doppelter Weise gewinnt.

Da eine die Leistungsfähigkeit des Apparates[1]) bekundende Reihe von Schulversuchen, wie sie im Rahmen des Lehrpensums liegen, hier in der öffentlichen Versammlung schon mit Rücksicht auf die vorgerückte Zeit nicht in voller Ausführlichkeit erledigt werden kann, so bin ich gerne bereit, für diejenigen Herrn, welche sich näher für die Sache interessieren, auf solche Versuche heute nachmittag vor Beginn der Hauptsitzung im Physikzimmer des neuen Gymnasiums zurückzukommen. (Diese Demonstration hat in einer Sektionssitzung für Mathematik nachmittags ½3 Uhr stattgefunden.)

München. Jos. Ducrue.

---

[1]) **Die Herstellung dieses Globus hat die Firma Böhm u. Wiedemann, Utensilienhandlung und mech. Werkstätte in München (Kaufingerstrafse 20) übernommen.**

II. Abteilung.

Rezensionen.

J. Nusser, Grundlinien der Gymnasialpädagogik auf Grundlage der Psychologie. Würzburg. J. Staudinger. 1894. XV u. 341 S. 4 M.

Amicus Plato, sed magis amica veritas.
Ammonius.

Wie aus dem Titel ersichtlich, will der Verfasser, über seine Vorgänger hinausgehend, seine Unterrichts- und Erziehungslehre ausdrücklich auf Psychologie aufbauen. Schade nur, dafs die psychologische Grundlage, die er uns im ersten Teile bietet, eine solche Last kaum wird tragen können. Sie ist, ehrlich gestanden, doch ziemlich schwach und dürfte froh sein, wenn sie sich selber tragen und zusammenhalten könnte.

Schon wenn er als eigentliches Objekt der Psychologie die sich in metaphysische Ferne zurückziehende Seele bezeichnet und ihre Aufgabe darin findet, dafs sie den letzten Grund aller physischen Erscheinungen aufdeckt, geht er irre. Beides ist Gegenstand der Metaphysik. Die Psychologie beschäftigt sich lediglich damit, die in der inneren Erfahrung gegebenen einzelnen Bewufstseinsvorgänge zu beschreiben, zu zerlegen und ihre Gesetze aufzusuchen (Vgl. Hagemann: Psych. S. 2 u. Münsterberg: Aufgabe u. Methoden d. Psych. Schriften d. Gesellsch. f. psych. Forschg. I. S. 93 ff.). Freilich läfst der Verfasser mit sich handeln und würde schliefslich auch mit dieser Begriffsbestimmung zufrieden sein. Aber trotzdem fällt er alle Augenblicke wieder in die Metaphysik zurück. So gleich S. 2, wenn er uns glauben machen will, die Psychologie gehe von der Thatsache (sic!) aus, dafs die in den Körper eingeschlossene Seele Anregungen der Aufsenwelt vermittels des Körpers empfängt. Von der Schwierigkeit, welche die Frage über die Wechselwirkung zwischen Geist und Körper seit Jahrhunderten den Metaphysikern macht, hat der Verfasser offenbar keine rechte Ahnung. Vielleicht kann ihm Paulsen: Einleitung in d. Philosophie S. 77 ff. einen Begriff davon verschaffen.

Den Tieren spricht er eine Seele ab trotz der zahlreichen Analogien zwischen tierischem und menschlichem Seelenleben. Und warum? — Weil die Pflanzen auch keine haben, was der Verfasser ganz genau weifs! Dafs man bei systematischem Denken vom meist

Bekannten zum weniger Bekannten fortschreiten soll, könnte der Verfasser schon wissen. (Vgl. Fechner's schon vor vielen Jahren erschienene Schriften: Nanna und bes. die Seelenfrage, Paulsen: Einl. in d. Ph. S. 96 f., Naegeli: Mechan. Theorie d. Abstammungslehre. Anhang.)

Wie nicht anders zu erwarten, hat der Verfasser eine grofse Abneigung gegen den Darwinismus, der ihm, freilich nur ihm, identisch zu sein scheint mit Deszendenztheorie überhaupt. Wenn der Verfasser aber vielleicht glaubt, solche Abneigung sei Pflicht eines jeden anständigen Christen, so täuscht er sich sehr. Nicht nur, dafs der streng katholische Hagemann (Metaphys. S. 109) die Deszendenztheorie als irrelevant für die christliche Lehre ansieht, soweit sie nicht auf den Menschen ausgedehnt wird, und dafs Rodenstein (Bau u. Leben d. Pflanze. Görresgesellsch. (sic!) 1879 S. 93) sie hinsichtlich der Pflanzen für wissenschaftlich gefordert erklärt: sogar für den Menschen nach seiner physischen Seite lassen ihn katholische Gelehrte gelten, ohne von der kirchlichen Behörde zensuriert zu werden, wie ich P. Schanz: Apolog. d. Christentums I. S. 154 f. und einem Artikel des P. Mart. Gander in Philos. Jahrb. d. Görresges. VII. Bd. S. 331 entnehme. Der von Augustin aufgestellte Creatianismus, welcher schliefslich, Dank den Bemühungen der Jesuiten, von der Kirche offiziell adoptiert wurde, läfst eine derartige Ansicht sehr wohl zu.

Also nur nicht ängstlich! Noch einen anderen Weg, wie man für das christliche Empfinden die Frage lösen könnte, hat der tiefgläubige Bonnet gezeigt (vgl. meine Untersuchung über Charles Bonnets Psychologie in Schrift. d. Ges. f. psych. Forschg. Bd. I. S. 707 ff.).

Da nun aber der Mensch leider mit diesem seelenlosen Automaten, genannt Tier, trotz seiner Erhabenheit gar mancherlei gemein hat, so bildet der Verfasser für diese gemeinsamen Elemente ein eigenes Reich: das Reich der Sinnlichkeit, dem er im Menschen entgegengesetzt das Reich des Geistes: also sinnliches Erkennen — geistiges Erkennen, sinnliches Gedächtnis — geistiges Gedächtnis u. s. f. in dieser doppelten Buchführung.

Freilich auch im sog. Reiche des Geistes fand ich mancherlei, was mir nicht recht klar werden wollte, so z. B. was denn der Verfasser unter Gattungsbegriff versteht; dann wie ein solcher entstehen soll dadurch, dafs der Verstand die gegebenen Dinge nach der Örtlichkeit ordnet S. 11, ferner wie es sich überhaupt mit dem Kant doch ziemlich fernen Standpunkt des Verfassers vereinen läfst, dafs der Verstand die Dinge nach Raum und Zeit ordnen und dazu noch den Gesichtspunkt der Kausalität erfinden soll, während wieder S. 29 die Wirkung an der Ursache haftet. Indes lassen wir den Verstand einmal ordnen, so wie der Verfasser will. Dann darf er aber seine Thätigkeit nicht blofs auf das Verbinden von gleichen, ähnlichen, aufeinanderfolgenden, räumlich nebeneinander wahrgenommenen Elementen beschränken (S. 11), sondern mufs auch solche

Elemente verknüpfen, welche nicht räumlich nebeneinander wahrgenommen werden, sondern blofs gleichzeitig. Sonst würde sich das Bild einer Rose nie mit der Geruchsempfindung, das Bild der Nachtigall nie mit einer Tonempfindung u. s. f. verbinden, was denn doch zuweilen vorkommen soll. Das war ein starkes Versehen!

Freilich steht das nicht in Widerspruch mit dem durch alles sich hindurchziehenden bedauerlichen Mangel an scharf gezeichneten und gleichmäfsig gebrauchten Begriffen. So versteht der Verfasser unter Apperzeption bald (S.10) vollständig klare Ausprägung einer Vorstellung, bald (S. 54) eine derartig ausgeprägte Vorstellung selbst; bald (S. 11) verbindet der Verstand verwandte Vorstellungen, bald (S. 31) schliefsen sich diese mechanisch aneinander nach den Gesetzen der Assoziation. Hier (S. 31) schwebt dem Verfasser zufällig einmal die rechte Bedeutung des Wortes Assoziation vor als Vorgang, durch welchen Vorstellungen und Empfindungen nach gewissen Regeln sich verbinden. Meist aber versteht der Verfasser darunter ganz verkehrt die Reproduktion assoziierter Vorstellungen. Ebenso unrichtig ist es, von einer Assoziation der Gefühle zu reden (S. 71); die von Gefühl begleiteten Vorstellungen assoziieren sich und erst durch sie scheinbar die Gefühle. Das folgt schon aus dem Wesen des Gefühles (S. 6 u. 15), wie z. B. Kromann: Kurzgefafste Logik u. Phys. S. 226 ff. u. Höffding: Grundrifs d. Psych. S. 302 ff. deutlich zeigen. Uberhaupt scheint der Verfasser hinsichtlich dieser viel diskutierten Fundamentalfrage der Psych. noch ziemlich weit entfernt zu sein von klaren Anschauungen. Da möchte ich ihm doch zur allerersten Orientierung Ferri: La psychologie de l'association depuis Hobbes und meine eigene, ziemlich eingehende Untersuchung „Über die Grundformen der Vorstellungsverbindung" (Philos. Monatshefte 1892 S. 385—416 u. S. 513—547) anraten und weiterhin für die Frage nach der Abhängigkeit des Gedächtnisses vom Gehirn Ribot: Les maladies de la mémoire.

Noch verschwommener sind die Ansichten des Verfassers über den Willen und ohne jede Fühlung mit den fachmännischen Forschungen der letzten zwanzig oder dreifsig Jahre — ich erinnere nur an Münsterberg: D. Willenshandlg., Ribot: Les maladies de la volonté, W. James: Principles of Psychology. Vol. II., Paulhan: Physiologie de l'ésprit.

Sehr befremdend ist es auch, wenn einer, der sich als Psychologe vorstellt, von der Freiheit des Willens im strengen Sinn des Indeterminismus deklamiert, nachdem doch die ganze Pädagogik, wie überhaupt jedes praktische Verhalten gegenüber den Mitmenschen gerade die Determiniertheit des Willens zur Voraussetzung hat. Es ist ein grofser Fehler der Theologie und der ihr dienenden Philosophen, dafs sie an diesem alten Irrtum immer noch festhalten, trotzdem weder Schrift noch Kirchenlehre die Freiheit des Willens in streng psychologischem Sinne fordert. Auf diesen folgenschweren Mifsgriff hat schon Bonnet wiederholt hingewiesen (a. a. O. S. 555 u. 690 ff.) und von neuern Denkern, um nur einen aus der Menge herauszugreifen, hat

Renard (Ist d. Mensch frei? Übers. b. Reclam) das Problem allgemein verständlich behandelt. Ein Stück Romantik grüfst uns aus dem Schwärmen des Verfassers für den anerschaffenen Sinn für das Gute. Er hat offenbar das 2. Kap. des I. Buches von Lockes Vers. üb. d. menschl. Verstand vergessen.

Indes es verlohnt sich nicht, noch weiter auf diese zur Grundlage des Werkes bestimmte Psychologie einzugehen. Das Beste an ihr ist, dafs der zweite, viel seitenreichere Teil, der die Anwendung der Psychologie auf Unterricht und Erziehung geben will, verständlich ist auch ohne Kenntnis dieser psychologischen Grundlegung. Die pädagogischen Ansichten des Verfassers zeigen erfreulicherweise, dafs er wenigstens in dem ihm naheliegenden Kreise gut beobachten kann, dafs ihm hingebende Liebe an den Lehrerberuf und warmes Interesse für seine Schüler das Auge geschärft hat. Und so finden wir denn eine Reihe recht tüchtiger Bemerkungen, die wir rückhaltlos unterschreiben — nein, nur gern unterschreiben würden, wenn es uns die Schulordnung erlauben wollte, so z. B. dafs eine Maulschelle bei rechter Gelegenheit mehr wirkt als die ergreifendste Standrede oder der strengste Arrest (S. 329) u. dgl. Freilich über manche Punkte wieder läfst sich streiten, so über den Wert der lateinischen Stilübungen, die der Verfasser unverdient hochstellt. Aber hier vertritt er seine Ansichten wenigstens in einer Weise, dafs man immer Anregung oder Belehrung gewinnen kann.

So möchte ich denn dem offenbar vom besten Wollen getragenen Verfasser raten, bei einer Neuauflage seines Werkes, die ihm herzlich gegönnt sei, die psychologische Grundlegung erst nach Kenntnisnahme der allerwichtigsten psychologischen Literatur des letzten Halbjahrhunderts gründlich umzuarbeiten, oder, was einfacher wäre, ganz auf eine derartige selbstgebaute Grundlage zu verzichten und sich damit zu trösten, dafs man ein trefflicher Pädagog sein kann, auch wenn man kein grofser Psycholog ist.

Aschaffenburg. Max Offner.

Die Völkerwanderung. Epos von Hermann Lingg. Zweite Auflage. Stuttgart 1893. Cottas Nachfolger.

„Auf, kriegerische Muse, auf! Erwache!
Gürt um Dein Schwert, stofs in Dein goldnes Horn!
Sag, wie für langer Knechtung Schmach zur Rache
Zum Weltkampf rief die Völker heil'ger Zorn!
Und Du der Strophen Königin, entfache
Der Schlachtgesänge Glut, aus Deinem Born
Von Melodie'n, Oktave, steig, enthülle
Im stolzen Gang des Südens Formenfülle."

Wer von uns erinnert sich nicht noch des tiefen Eindrucks, ja der Begeisterung, die er in seiner Jugend aus dieser und den folgenden Strophen des Prologs, der ihm „entrollte die Flut der Völkerwanderung«, geschöpft hat, als Hermann Lingg in den Kriegsjahren 1866 und 1870 mit seinem Epos an das Licht trat? Gelesen haben wir es alle, aber

hat es auch jeder von uns besessen, das teure Buch mit den drei Bänden? Fast dreifsig Jahre bedurfte es, bis der Verleger sich entschlofs — die erste Auflage war schon ein Jahrzehnt vergriffen, — eine billige Volksausgabe in einem Bande zu veranstalten „für das deutsche Volk und für die deutsche Jugend", die sich in Wahl und Geschmack für ihre Lieblingsdichter immer gefunden haben. Mag es auch dem Urteil des gereiften Lesers scheinen, als ob die Versform Ariostos und Tassos trotz der Versuche eines Wieland, Schulze von Celle und Platen der deutschen Sprache allzu spröde Aufgaben stelle und der dreifache Kehrreim der strengen Stanze den Dichter oft zum Verweilen und Verbreitern zwinge, wo die Handlung rascheren Gang erfordert, so liegt doch gerade hierin auch für den strengen Richter im Wesen des Epos selbst die Entschuldigung. Diese kritische Regung des Verstandes tritt jedoch alsbald hinter der Erinnerung an den ersten Jugendeindruck zurück und bei fortschreitender Lektüre kommt die Begeisterung der Jugend bei dem nüchternsten Leser wieder zu dem alten Rechte. Denn darüber ist kein Zweifel, dafs unsere Jugend, wenn sie die Wahl hat zwischen Wietersheim-Dahns Geschichte der Völkerwanderung und dem Epos Hermann Linggs, auch zum Zwecke der Belehrung lieber zur schönverklärten Dichtung greift als zur trockenen schwermundenden Prosa. Auf diesen Standpunkt kann natürlich der oben apostrophierte Leser nicht mehr zurück sich zwingen. — Die Muse Hermann Linggs weilt mit Vorliebe auf der Riesenbühne der Weltgeschichte und nicht mit Unrecht könnte man ihn den poetischen Herold der Historie wie den Priester der Klio nennen. Als die ersten Gedichte des jungen Militärarztes im Jahre 1853 erschienen, enthielten sie schon vier Rhapsodieen aus der Völkerwanderung, Aufbruch der Hunnen, die Schlacht auf den katalaunischen Feldern, Eudoxia, Geiserichs Abzug von Rom. — Emanuel Geibel schrieb dem Dichter ins Vorwort: „Eine vollberechtigte Kraft spricht sich in der Sammlung unverkennbar aus. Hier ist weder jenes wohlfeile, blofs äufserliche Formtalent, das bei mangelnder Originalität und Fülle des Wesens nichts anderes vermag, als gebahnte Pfade breiter zu treten, noch jener leichtbefriedigte Dilettantismus, der schon poetisch zu schaffen glaubt, wenn er willkürlich ergriffene Stoffe in die erste beste metrische Gewandung kleidet; hier ist vielmehr — im vollständigsten Gegensatz zu den meisten Erzeugnissen unserer jungen und jüngsten Literatur — endlich einmal wieder der notwendige Ergufs einer ursprünglichen Dichternatur; hier ist ein neuer eigentümlicher Inhalt, in eigentümliche, meist scharfausgeprägte Formen geschlossen." Hermann Lingg ist aber nicht nur wegen dieser Vorzüge der Dichter der Historien und der Jugend, sondern er ist der Träger des gesunden Idealismus, der seine Kraft am klassischen Altertum, zu dessen Stätten die Sehnsucht ihn immer wieder zurückbringt, verjüngt und entzündet.

Durch seine sämtlichen Dichtungen und selbst durch die wiederholten und vermehrten Auflagen derselben spinnt sich der Einschlag dieses ewigen geistigen Ringens mit der Antike und ihrer künstlerischen

wie geistigen Anschauung. In der ersten obengenannten Auflage nennt er eine grofse Gruppe kurz „Geschichte“, eine andere „Seestädte“, in den „Schlufssteinen“ (1878) bringt er einen Bogen nur „Hellenika“. In den 3 Bänden „Gedichte“ des Jahres 1868 nennt er den ersten Abschnitt „Mythus und Geschichte“, den dritten „Altertümer“ und im letzten bringt er, die letzte Frucht seiner Vorstudien zur Völkerwanderung, eine freie Übersetzung der Mosella des Ausonius mit — Anmerkungen, deren erste als Beweis unserer Behauptung von dem Humanismus des Dichters hier stehen möge: „Während in den Stürmen der beginnenden Völkerwanderung das römische Reich überall zusammenbrach, während von allen seinen Grenzen die Legionen, deren kleinster Teil nunmehr aus Römern bestand, zurückgedrängt wurden und über die alten Schutzmauern der Feind aus den Norden hereindrang, da gerade, scheint es, hat der Genius der Sprache Latiums seine unbesiegbare Rüstung angelegt — und wie im Vorgefühle, dafs allein von den Ruinen der alten Welt Künste und Wissenschaften den Fall überdauern würden — der sterbenden Ära noch einen Dichter geschenkt, der würdig war, auf die Nachwelt zu gelangen. Wichtig schon dadurch, dafs so manche Züge in den auf uns gekommenen Dichtungen jener späteren Zeit das Aufblicken einer neuen Epoche durchschimmern lassen, so weht auch ein eigener wehmütiger Ton, wie das Ausklingen einer Saite in jenen letzten Blättern der Dichtkunst einer sich abschliefsenden Kultur.“ Linggs dramatische Versuche schildern die Welt des Altertums oder spielen auf ihrem Boden. Catilina 1864, Violante (1871), der Doge Candiano (1873), die Sizilianische Vesper (1876), Macalda (1877), Clytia. eine Scene aus Pompeji (1883) und die Frauen Salonas (1887); seine Byzantinischen Novellen (1881) behandeln die Kultur Neuroms wie seine Neuen Novellen (1889) die des alten schildern.

Doch wie sein grofses episches Gedicht Germanisches und Römisches widerspiegelt, betritt auch sein Dichtergang oft genug den Boden des Vaterlandes. Das dramatische Gedicht, die Walküre, schlägt schon 1864 mit Norwegern, Ostgothen, König Thundur, Walarmir, Ardarich, König der Gepiden, die Töne an, die dann in den Gesängen der Völkerwanderung von den Goten an der Donau, der Götterdämmerung, Audogar und Sigune, Alarich und Steliko widerklingen. Auch „Högnis letzte Heerfahrt“ (1884) gehört in diesen Kreis, während seine „Vaterländischen Balladen und Gesänge“ (1869), sowie das Schauspiel „Die Bregenzer Klause“ (1887) der deutschen und bayerischen Geschichte geweiht sind. Wir wollen nicht zu viel beweisen; aber wenn wir dargethan haben, dafs sich in dem grofsen Epos der Völkerwanderung ein Dichterleben harmonisch zusammenschliefst, wenn wir den nie versiegbaren Reiz desselben auf das empfängliche Gemüt unserer den humanistischen Studien gewidmeten Jugend nahe gebracht, deren Ideale der greise Münchener Dichter noch immer mit warmer Seele verficht, dann ist unsere Absicht erreicht, dann wird das Schicksal von Athaulf und Placidia, Maximus und Eudoxia, Alboin

und Rosamunde, Odoaker und Theodorich, Klodwig und den Franken, das Auftreten und der Untergang der Vandalen wie der letzten Goten noch manches Herz erschüttern und erheben.

München. Dr. Heinrich Zimmerer.

Zollernlieder. Gedichte und Festspiele für Kaisers Geburtstag und Sedan. Von Dr. Rudolf Stoewer. Mit einer Notenbeilage. Breslau. Verlag von Max Woywod. 1895. 44 S. Preis 75 Pf.

Dafs Branders Ausruf in Auerbachs Keller: „Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied!" keine allgemein giltige Wahrheit enthält, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Es kommt ja überhaupt in erster Linie nicht darauf an, was ein Dichter besingt, sondern wie er etwas besingt. Und ist es dem bildenden Künstler gestattet, seine Stoffe allen Gebieten nicht nur der Natur, sondern auch des menschlichen Lebens zu entnehmen, wenn er nur ein echtes Kunstwerk schafft, warum nicht auch dem Dichter, vorausgesetzt, dafs er die gleiche Bedingung erfüllt? Und gar heutzutage, wo die Tendenz in der poetischen Literatur eine so grofse Rolle spielt (man denke nur an das Drama!), wer wollte es einem Dichter verargen, wenn die edelste Tendenz seine Schöpfungen durchzieht, wenn er bestrebt ist, die Liebe zum Vaterlande im deutschen Volke und besonders in der deutschen Jugend wach zu erhalten und zu neuer Flamme zu schüren? Wahrlich, wir leben in einer Zeit, in der es geradezu als gebieterische Notwendigkeit bezeichnet werden mufs, dafs der Sänger in die Saiten greife zum Preise des Vaterlandes! Aber freilich, er wird seinen hohen Zweck nur dann erreichen, wenn er ebensosehr Künstler als Patriot ist, wenn von ihm das Wort gilt: „Ihm schenkte — der Lieder süfsen Mund Apoll." Von diesem Gesichtspunkte aus wollen wir Stoewers Zollernliedern eine kurze Betrachtung widmen.

Das aus der Praxis der Schule hervorgegangene „Gedichtbüchlein" zerfällt in 2 Teile, von denen der erste Gedichte auf „Kaisers Geburtstag", der zweite solche auf „Sedan" enthält. Kaiser Wilhelm II. wird in 9 Gedichten gefeiert, an welche sich „ein Festspiel zum Preise der Zollern und des deutschen Reiches" schliefst. An erster Stelle lesen wir „die Geschichte vom ungewaschnen Prinzen"; hier ist in launiger Weise erzählt, wie es die Schildwache auf Befehl des Kronprinzen unterläfst, vor dem kleinen Prinzen zu präsentieren, weil derselbe mangelhaft gewaschen in den Garten gelaufen ist. Da der Gegenstand äufserst harmloser Natur ist, so wird niemand an eine poetische Behandlung desselben besondere Anforderungen stellen. Aber mehr hätte sich doch daraus machen lassen, als was Stoewer bietet. „Zu Bornstedt war's, wo unser Fritz, — Dem schönen Potsdamm (sic!) nah' — Für sich erbaut den Edelsitz — Und für Viktoria. — — Hier lebte er nach schlichtem Brauch' — Wie mancher Ackersmann, — Und Prinzen und Prinzefschen auch, — Die waren wohl daran". In

der 3. Strophe heifst es gar: „Da liefs sich denn vor heller Freud' — Prinz Wilhelm manchmal schon — Zum Waschen nicht die rechte Zeit, — Sprang ungekämmt davon.“ Wenn dieses „schon“ überhaupt einen Sinn haben sollte, so könnte derselbe nur sehr wenig schmeichelhaft für den Besungenen sein. Aber der Verf. hat es offenbar nur in der Reimnot gebraucht, die er leider nicht an dieser Stelle allein bekundet. Der Schlufs lautet: „Und jetzt führt er ein Regiment, — Das sich gewaschen hat“. Auch um den Preis einer Anspielung auf den „ungewaschenen“ Prinzen durfte eine solche Trivialität nicht gewagt werden. — Unter den folgenden Nummern zeigt „Kaiser Wilhelms Nordlandsfahrt“ poetischen Schwung, die übrigen sind im ganzen nicht glücklich geraten. Einige Bemerkungen kann ich mir nicht versagen. Da heifst es z. B. in „Kaisers Geburtstag in Kamerun“: „Kann nicht auf Kaisers Wohl heut leeren den Pokal, — Mit deutschem Wein gefüllt, vom Rhein ein Widerglanz!“ Was hat es mit diesem Widerglanz für eine Bewandtnis? Soll der Wein ein Widerglanz vom Rheine sein? Und erst die Grammatik! Wir dürfen unsern Schülern nicht mit einem so bösen Beispiel vorangehen, geehrter Herr Collega! In dem Liede: „Dem deutschen Kaiser Wilhelm zum Geburtstage“ heifst es ferner: — „Dafs das deutsche Vaterland — Nur in Spott und Schanden stand“, — und weiter unten: „Was die Väter oft betrogen, — Dich hat's stark und grofs gezogen, — Deines Glückes Unterpfand, — Kaiser, ward das deutsche Land!“ Ungefähr kann man sich wohl denken, was damit etwa gesagt sein will, aber nur sehr ungefähr. Str. 4, Z. 2 ist Frankreich „der deutsche Nachbar“ genannt. Hier auch eine Probe, wie der Autor Fremdes in die eigene Dichtung verwebt: „Schleswig-Holstein meerumschlungen — Ward dem Deutschtum da errungen: — Jetzt up ewig ungedeelt, — Ist es Deinem Thron vermählt.“ — Das Gedicht „Drei Kaiser“ enthält eine Übertreibung, die doch nicht unwidersprochen bleiben darf: ‚Bei ihnen des Reiches Schicksal ruht, — Wie in Gottes Schofse die Welt“. Ein solcher Vergleich pafst vielleicht für die absolute russische Monarchie, nicht aber für das konstitutionelle, föderative Deutschland. — Ich mufs noch einiges zu dem 8. Kaisergedichte bemerken, welches den Titel führt: „Allweg gut Zollern!“ Das ist ein versifiziertes Compendium preufsischer Geschichte nach Art der lateinischen Reimregeln; es werden die meisten Regenten aus dem Hohenzollernhause kurz besprochen, selbstverständlich auch Friedrich II., von dem es heifst: „Drum neigten vor dem Einzigen — Sich auch die Fürsten all, — Vor Friederich dem gröfsten Held — Vom ganzen Erdenball“. Diese Poesie ist keineswegs des grofsen Königs würdig, wie denn überhaupt Stoewers Pegasus weit hinter dem kühnen Fluge des Zollernaars zurückbleibt. – Das oben erwähnte Festspiel, bestehend aus 3 lebenden Bildern mit Deklamation, beginnt mit einem heidnischen Menschenopfer aus der slavischen Zeit und endigt mit einer „Apotheose auf die deutsche Schule, auf Deutschland und Kaiser Wilhelm II.“ Mit Ausnahme mehrerer Stellen (z. B. „In dem östreichischen Staat“ — „Und staunend sah der Deutsche auf den Norden“ — „Uns treu zu

halten, frei von allem Tand, — Dem Herrgott" u. s. w.) scheint mir dieses Festspiel besser gelungen als die vorausgehenden Gedichte.

Der zweite Teil: „Sedan" beginnt höchst fidel: „Juchhei! heut ist der Sedantag! — Da sind wir auch dabei: — Da gab's in Frankreich Blitz und Krach, — Drum giebt die Schul' heut' frei!" — In einem Doppelcyklus von je 4 Gedichten: „Von Ems bis Sedan" und „Der Zusammenbruch" wird das erste Stadium des glorreichen Feldzuges behandelt. Der Anfang ist leider ganz mifslungen; besonders unangenehm berühren Stellen wie: „Des Thrones Herrschermittel, sie nahen ihrem End'," oder: „Da bäumt sich auf im Grimme, — Des Königs deutsche Ehr", oder: „Das Bad war ihm versalzen, ergrimmt der hohe Sinn." — Das zweite Lied enthält einige schöne Strophen, z. B.: „Heute, wo die Trauerharfe — Klagen sollt' der Mutter Tod, — Rasselnd fiel der Eisenhandschuh, — Den der Erbfeind tückisch bot." — Das 3. beginnt mit einer Vermischung des Wallensteinischen Reiterliedes und der Wacht am Rhein; die schönste Stelle desselben lautet: „Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt" u. s. w. Es fällt mir natürlich nicht ein, den Verf. des Plagiats zu beschuldigen, aber konstatieren mufs ich, dafs neben so herrlichen Worten die seinen sich weniger gut ausnehmen. — Den Schlufs bildet „Ein Wort zum Sedantage". In diesem Gedichte findet sich der Vers: „Da kehrten wir mit Eisen vor der Thür"; hier verkennt doch der Verf. ganz und gar die Bedeutung des Ausdrucks: Vor seiner Thüre kehren! Ferner lesen wir da: „Schon schwingt der Sohn des Vaters rostig Schwert; — ich meine, unser Volk hat gezeigt, dafs es selbst um den Preis schwerer Opfer entschlossen ist, das Schwert des Siegers von Wörth nicht rosten zu lassen!

Wenn ich oben von der Reimnot des Verf. gesprochen habe, so erkenne ich allerdings an, dafs in den meisten Fällen die Reime gut sind; aber leider übt das Streben nach fehlerlosen Reimen nur zu oft eine recht bedauerliche Rückwirkung auf den Satzbau. Als schlechte Reime sind mir besonders aufgefallen: Höhn — Bazaine, rot — Gravelotte, Franzose — Rosse; auch mufs ich erwähnen, dafs ein Preufse auf „Preufsen" keine anderen Reime weifs als „Eisen" und „weisen"; — wer will es da uns Bayern verübeln, wenn wir uns anno 66 keinen Vers darauf machen konnten? — Doch nichts für ungut; es ist ja nicht schlimm gemeint. —

Noch mufs ich auf den schlimmen Druckfehler „Maafs" (S. 40) statt „Maas" und darauf hinweisen, dafs anstatt „Bazeilles" einmal „Bazailles", ein anderesmal gar „Bazaille" steht und dafs S. 40 ff. wiederholt „Baiern" geschrieben ist, während es an den übrigen Stellen richtig „Bayern" heifst. — In einer Beilage finden wir Melodie und Text eines Opferchors; über die erstere steht mir kein Urteil zu, der letztere schliefst mit den Worten: „Er thut alles, was er soll; — Wer ihm opfert, dem geht's wohl". Im Hinblick auf diese und andere Leistungen möchte ich dem Verf. zurufen: *Θῦε ταῖς — Μούσαις*!

Schliefslich mufs ich den geneigten Leser noch um Entschuldi-

gung wegen der zahlreichen Citate bitten; aber nur so konnte ihm die Möglichkeit geboten werden, sich ein Urteil darüber zu bilden, ob die „Zollernlieder“ den an ein dichterisches Erzeugnis zu stellenden Forderungen genügen — oder nicht.

München. Dr. Max Hergt.

Des C. Julius Caesar gallischer Krieg. Herausgegeben von Dr. Franz Fügner. Leipzig bei B. G. Teubner 1894. 232 S.

Das vorliegende Buch gehört zu den Schülerausgaben, welche die bekannte Leipziger Buchhandlung erscheinen läfst. Jeder einzelne Klassiker der Reihe erscheint in 3 Abteilungen: Text, Hilfsheft und Kommentar. Mir liegt zunächst der Text zu Caesars b. g. vor.

Der 232 Seiten starke Band enthält nur die 7 von Caesar selbst verfafsten Bücher, ist aber mit einem Bilde Caesars (Nachbildung einer photographischen Aufnahme der Büste zu Neapel), 10 Orts- und Schlachtenskizzen und einer sehr hübschen Karte Galliens ausgestattet. Am Aufsenrande der Seiten ist eine fortlaufende Inhaltsangabe für die einzelnen Abschnitte, am Innenrande die Jahres-, im 1. Buche auch die Tages-Angabe der Hauptereignisse beigefügt. Am Schlusse berichtet eine Zeittafel die Berührungen der Gallier mit Rom und führt von 390 v. Chr. bis zum Tode Caesars herauf. Von Seite 197 ab folgt ein sorgfältig hergestelltes Namens-Verzeichnis, welches mit besonderer Genauigkeit auch die Quantität der Silben hervorhebt und zugleich angibt, wo der Name in unserm Buche vorkommt. Alle diese Beigaben sind genau und übersichtlich gefertigt, das Papier schön, der Druck splendid und korrekt. Mir sind nur folgende Versehen aufgefallen: I, 6, v. 7 iter statt inter; III, 9, v. 7 simu st. simul: V, 16, v. 7 ildi st. illi; V, 37, v. 9 pe- st. perturbant; VII, 60, v. 8 legiones st. legionis; hier ist auch zu erwähnen, dafs VI, 12, v. 14 Divitiacus gesetzt ist st. Diviciacus, wie sonst und auch im Namenverzeichnis geschrieben wird, und endlich mufs ich bemerken, dafs VI, 3 in der Schlufszeile nach der sonstigen Gepflogenheit des Herausgebers statt pervenit zu schreiben war pervĕnit.

Eine wesentliche Besonderheit unserer Ausgabe tritt darin hervor, dafs der Druck vielfach gesperrt erscheint; es soll damit den Schülern durch Hervorhebung des Gegensatzes und der Satzkonstruktion eine Übersetzungsbeihilfe geboten werden. Es ist das ein origineller Gedanke, dessen Verwirklichung bei längeren Perioden für den übersetzenden Tertianer äufserst förderlich sein wird. Doch vermisse ich in der Durchführung desselben die Gleichmäfsigkeit. So sind in I, 1 Gallia, divisa, partes tres, Belgae, Aquitani, Galli durch gesperrten Druck hervorgehoben, während ich meine, dieser Satz hätte so zahlreiche Übersetzungshilfen nicht nötig gehabt; hingegen in IV, 26 ist kein Wort durchschossen, obwohl das im 2. und ebenso im 4. Satze wirklich nicht vom Übel wäre. Dies nur beispielsweise; die Durchführung des Gedankens in den einzelnen Büchern ist nämlich nicht minder ungleichartig. In I, 11, 21, 28, 29, 38 ist nichts durchschossen,

gleichfalls nicht in II, 2, 3, 6, 7, 16, 18, 21, 29; III, 15, 16, 27; IV, 3, 8, 9, 15, 18, 26—28, 31, 33, 36—38; V, 11, 21, 22, 24—26, 35, 37—40, 42, 44, 46, 48, 50—52, 55; VI, 4-6, 10, 11, 13, 14, 16, 17, 19, 21, 25—28, 37—39, 41, 42, 44; VII, 1, 3, 6—9, 10—13, 18, 21, 22, 26, 37, 39, 41—49, 51, 57, 58, 60, 62, 64, 67—70, 78 bis 88. Nun kann man sagen: Die Schwierigkeit der Verbindung ist in manchen Kapiteln geringer. Und das wird Niemand bestreiten. Aber dafs gleich ganze grofse Strecken in einzelnen Büchern gar keine Schwierigkeiten bieten sollen, während in I alle Kapitel bis auf fünf Unterstützung nötig machen, scheint unwahrscheinlich. So fordert VII, 45, 7; 46, 3; 49, 1 sicher mehr Einsicht als I, 1, 1. Immerhin ist das ein Punkt, worüber sich rechten liefse; ich für meine Person halte ein „Zuviel" an Übersetzungshilfen stets für schlimmer als ein „Zuwenig." Bei letzterem kann der Lehrer einspringen; ersteres aber führt zu Trägheit, Gedankenlosigkeit und mangelhafter Schulung des Geistes. Ein Junge, der stets am Gängelbande geführt wird, lernt sehr langsam selbständig laufen. Im allgemeinen aber ist der Gedanke von stummen und doch beredten Wegweisern durch Caesar sehr hübsch.

Von einer Ausgabe für Schüler verlangt man heutzutage, dafs sie einen möglichst lesbaren Text bietet; dafür hat nun der Herr Herausgeber gesorgt. Zunächst sind vielfach die Angaben unserer nivellierenden, glättenden codd. (β) benützt, dann hat er aber auch zahlreiche Konjekturen der alten und neuen Zeit, eigene jedoch sehr selten, verwendet und so einen Text gewonnen, der von dem bisherigen vielfach abweicht und keine Hindernisse bietet, indem Heilung oder Amputation Abhilfe schaffte. Gegenüber früheren Ausgaben dürften, abgesehen von Geringfügigkeiten, reichlich 500 Abweichungen gezählt werden, nicht alle bedeutend, aber doch oft für Sinn oder Grammatik nicht ohne Gewicht. So ist nach hist. Präsens meistens die strenge Tempusfolge mit Praes. oder Perf. Conj. durchgeführt, sehr auffällige Konjugations- und Deklinationsformen, die Holder nach codd. α geschrieben hatte, sind durchweg beseitigt, und die Namen nach codd. β verbessert. Das sind Dinge, womit man einverstanden sein kann; ebenso sind einzelne aufgenommene Vorschläge in der That Verbesserungen: so ist sustineri (e) in I, 31, 14; in ulteriorem (int.) Galliam II, 1, 1; adeptos (i) in V, 39, 4; nostrorum (modo) in VI, 8, 6; velit dari, (velit, dare) pollicentur in VI, 9, 7; cumulos (tum.) in VI, 17, 5; patientiaque (qua) in VI, 24, 4 und sonst noch Manches nur zu billigen. Aber nicht selten wird auch den glättenden codd. zuliebe aufgenommen, was bisher nach den codd. α gut verständlich, grammatisch richtig, oft charakteristischer und schöner im b. g. zu lesen war. So stand bisher nach allen codd. sit concessum in III, 18, 7; Fügner setzt est concessum nach non ante quam: gewifs grammatisch richtig; aber sit scheint mir charakteristischer. In IV, 13, 5 ist vor pridie proelium ausgeworfen und committere ohne Objekt gesetzt; warum nicht? Gut ist es freilich nicht. Oder haben wir einen Druckfehler vor uns? Warum soll V, 10, 2

in litus statt in litore eiectas nötig sein? Wie hübsch erklärt die Stelle Held: Die Schiffe liegen ausgeworfen am Ufer. Mufs in V, 28, 3 etiam vor Germanorum ausfallen? Ist irgend etwas davon unlateinisch oder unsinnig? Etiam gehört zu Germanorum und heifst selbst, sogar: wir können es mit jeder beliebigen Heeresmacht auch der Germanen aufnehmen. Warum ist in VI, 16, 5 deficit geschrieben statt des herkömmlichen defecit! Ist hier nicht auch der 1. Satz vorgängige Nebenhandlung zu der im Präsens stehenden oft wiederholten Handlung des Hauptsatzes? In VI, 22, 3 ist potentioresque vertauscht nach H. J. Müller mit potentiores atque, wodurch der Sinn des Satzes sich völlig ändert — und nicht zum Vorteil des Ganzen. Denn dort werden ganz allgemein für das ganze Volk giltige Gründe angeführt: zu verhindern, 1. dafs für die Kriegslust die Lust am Ackerbau eingetauscht werde; 2. dafs sich Grofsgrundbesitzer erheben und die Mächtigeren die Schwächeren austreiben (oder auskaufen); 3. dafs die Sorgfalt im Hausbau zunimmt; 4. dafs Hab- und Gewinnsucht entsteht. Will man atque setzen, so ist im 2. Grund nur mehr von den potentiores die Rede, es wird also plötzlich und nur im 2. Satze statt des allgemeinen ein bestimmtes Subjekt eingeführt. In VI, 26, 2 wird statura geschrieben für natura der codd. Warum? Das Tier heifst bos, obwohl es der Gestalt (figura) nach Hirsch ist: es ist bei ihm aber nicht wie bei Hirsch und Reh natura verschieden, so dafs Hinde und Rehgeifs kein Geweih tragen, sondern wie bei bos ist natura feminae marisque eadem. Leider darf ich nicht noch mehr derartige Dinge hervorheben, damit nicht den Herrn Redakteur die Lust anwandelt, mir die Flügel zu stutzen. Darum erwähne ich nur noch kurz: VII, 2, 2 at — wovor et steht; VII, 15, 3 placeat cfr. Held; VII, 17, 4 singulos st. singulas legiones, wozu der Schlufs des Kap. herangezogen werden mag; VII, 19, 2 in civitates darf nicht ausfallen; cfr. VII, 36, 2 u. VIII, 15, 4. Statt solcher Änderungen von zweifelhaftem Werte und unbewiesener Notwendigkeit hätte ich lieber einige schlimme Berge geebnet oder Thäler ausgefüllt gesehen; aber das Auswerfen von ad eas res conficiendas in I, 3, 3 ist keine Kunst: ich möchte ad ea in re proficiendum vorschlagen, eine leichte und sinngemäfse Änderung, zumal der Bongarsianus re hat. Transfixus in V, 44, 10 heifst nicht „getroffen" und einen, der da steht für occisus zu halten ist ein Unding; die Heilung der Stelle hat schon Herzog angedeutet; sie beruht auf obscurantur: ωῑ' = minus. Wird damit die Hauptschwierigkeit beseitigt, so ergibt sich das Übrige von selbst. Bei VII, 19, 2 bleibt ac saltus trotz R. Menges Übersetzung „Pässe" ein schlimmer Fall, weil saltus höchstens Gebirgpässe sein könnten; ich glaube a bei ac ist aus vada herangezogen und in dem Reste csaltus steckt constrata, also omnia vada constrata eius paludis: Die Sumpfstege waren abgebrochen und lagen zusammengehäuft auf der innern Seite; auf ihnen und auf den Ausläufern der Anhöhe standen die Gallier, bereit, die Römer warm zu empfangen. In VII, 55, 9 wäre es wohl am besten, aut als Dittographie von ad zu streichen und statt adductos zu schreiben adactos, so dafs es hiefse: a re

frumentaria Romanos excludere, adactos inopia in provinciam expellere. Doch genug davon.

Trotz mancher Wünsche und Bedenken, die ich vorgetragen habe, bleibt die Arbeit eine fleifsige und sorgfältige Leistung, der Gedanke der Konstruktionshilfen ein guter, und das Buch ist zweifellos geeignet, Anfängern Dienste zu leisten und beim rascheren Übersetzen mit Geübteren die Auffassung und die Übersicht zu erleichtern.

Dr. Hans Müller, Vocabularium zu Caesars commentarii de bello Gallico. Hannover bei Carl Meyer (Gust. Prior.) IV und 75 Seiten. Preis 75 Pf.

Das Büchlein heifst sehr mit Unrecht ein Vocabularium; es ist eine Phraseologie oder genauer eine Praeparation für die 7 Bücher vom gallischen Kriege. Die Grundbedeutungen der einzelnen Wörter, die ein Vocabular zuerst geben sollte, fehlen durchaus. So wie es jetzt ist, reiht es sich den zahlreichen Krücken oder Brücken an, welche die Schüler verleiten, statt genauer Vorbereitung oberflächlich zu arbeiten, so dafs sie zwar rascher mit ihrer Arbeit fertig werden, aber um so weniger eine richtige Anschauung vom Wort und der Entwicklung seiner Bedeutungen erlangen. Es mag im Realgymnasium, wenn es sich blofs um rasches Vorwärtskommen handelt, gute Dienste leisten; aber für humanistische Gymnasien, wo es sich auch um die Fähigkeit handelt, den gesammelten Wortschatz verständig beim Übersetzen ins Lateinische zu verwerten und verschiedenartige Schriftsteller zu lesen, wird anfangs (Tertia) ein sorgfältiges Präparieren und langsames Fortschreiten wichtiger und wertvoller sein. Auch allerlei Flüchtigkeiten bei Angabe der Bedeutungen kommen in dem Werklein vor: I, 1 cultus atque humanitas Lebensweise und feine Bildung; richtiger R. Menge: Gesittung und Bildung; I, 42 interposita causa durch diesen Zwischenfall; richtig Menge: durch einen Vorwand; II, 15 animi relanguescunt: sie verweichlichen im intr. Sinne ist wohl kaum gut deutsch; II, 19 ratio atque ordo agminis Marschordnung: richtiger: Einrichtung und Ordnung des Heereszuges; III, 2 complures dies hibernorum transierant mehrere Tage des Winterquartiers waren vergangen; richtig Menge: Tage im Winterquartier. IV, 24 eadem alacritate ac studio denselben Kampfeifer zeigen; wo bleibt alacritas? VI, 25 expeditus unbehinderter Fufsgänger; besser: ein unbelasteter oder guter Fufsgänger; VII, 15 datur petentibus venia auf ihre Bitten erhalten sie Verzeihung; falsch: richtig und belehrend Menge. Dies möge genügen; es sind Beispiele, die ich blofs im Durchblättern gefunden und aufgelesen habe; sie liefsen sich leicht vermehren.

So will ich nur noch kurz mein Urteil zusammenfassen: Das Büchlein mag zur flüchtigen Lektüre nützlich sein, unsern Schülern kann es nicht empfohlen werden.

Neustadt a A. J. C. Laurer.

Carl Weyman, Studien zu Apuleius und seinen Nachahmern. Aus den Münchner Sitzungsberichten 1893, phil.-hist. Kl., Bd. II, Heft III, S. 321—392.

In zwei Abteilungen, deren erste ‚Kritische Nachlese zur Psychefabel' betitelt ist und Nachträge zu W.'s Freiburger Programm enthält (s. unsere Anzeige Bd. XXVIII, 60 dieser Blätter), während der gröfsere zweite Teil den literarischen Einflufs des Apuleius auf eine ganze Reihe späterer Schriftsteller darlegt, bietet uns der gelehrte Verfasser eine Fülle sorgfältiger Beobachtungen. Besonders ausgiebig erwies sich die Vergleichung der Schriften des Julius Valerius, des Zeno von Verona, des Ammianus Marcellinus. — Um ein kleines Scherflein beizusteuern, hebe ich aus meinem in der Arbeit begriffenen Boethiusapparat aus, dafs die Gegenüberstellung ‚crementum-detrimentum' (W. 336 ff.) sich auch in den besten Hss des Kommentars in Porphyrium a Boethio translatum vorfindet, wonach das ‚decrementum' des Drucks bei Migne Bd. 64, col. 121 B und 157 B abzuändern ist; im gleichen Migne-Band. col. 52 B und 66 B wird ‚non est dubium quod, bezw. quia' (W. 359 f.) durch die Hss gehalten, jedoch folgt der Konjunktiv, und an zahlreichen anderen Stellen dieser sog. Dialogi in Porphyrium tritt das regelrechte quin auf. Der von W. 368 ausgehobene Ausdruck inresolubilis nexus findet sich in leichter Variation bei Boeth., consol. p. 54, v. 4 ed. Pp.: ‚inresoluto nexu'; zu W. 383 sei beiläufig auch auf consol. p. 3, v. 4 hingewiesen: ‚fletibus ora rigant', was sich als Nachahmung von Seneca, Oct. v. 340 (323) herausstellt.

Speier. G. Schepfs.

Dr. E. Koch, Griechisches Elementarbuch zur Vorbereitung auf die Anabasislektüre. Leipzig, Teubner. 1894. VI u. 218 S.

Das Buch ist nach den Grundsätzen ausgearbeitet, die der Verfasser in seiner Abhandlung „Die Notwendigkeit einer Systemänderung im griechischen Anfangsunterrichte" (N. Jahrb. f. Phil. u. Päd. II. Abt. 1892, S. 409—448)[1] dargelegt hat. Herr Koch geht von der Ansicht aus, der griech. Anfangsunterricht müsse das Ziel verfolgen, die Schüler möglichst bald zur Anabasislektüre zu befähigen, und erreicht dasselbe nach seiner Versicherung durch seine Methode in 275 Unterrichtsstunden. Wenn er im Vorwort meint, in Deutschland werde sich der Stoff in noch geringerer Zeit durcharbeiten lassen, weil da der Lehrer die gereifteren „Cäsarschüler" vor sich habe, während in Rufsland das Griechische mit „Neposschülern" begonnen werde, so trifft das für Bayern wenigstens nicht zu, da auch wir das Griechische mit „Neposschülern" beginnen. Bei uns kann die Anabasislektüre im 2. Semester des 2. Unterrichtsjahres in Angriff genommen werden, das wäre also nach etwa 370 Stunden. Darnach ergäbe sich zu

[1]) Auch als Sonderabdruck (Leipzig, Teubner. 1892.) erschienen und S. 149 f. des 29. Bandes dieser Blätter vom Ref. näher besprochen.

gunsten der Koch'schen Methode ein Vorsprung von rund 100 Stunden. Das wäre in der That, da wir ja das Griechische um der Lektüre willen treiben, ein ganz bedeutender Gewinn, vorausgesetzt, dafs sonst keine Bedenken gegen Kochs Neuerung bestehen. Diese Voraussetzung trifft nun aber leider nicht zu. Zunächst mufs Koch in viel höherem Grade, als bei uns üblich und erlaubt ist, den häuslichen Fleifs in Anspruch nehmen. Näheres darüber erfahren wir aus seiner Abhandlung „Das erste Jahr des griechischen Unterrichts" (N. Jahrb. f. Phil. u. Päd 1888, II. Abt. S. 513—526 und 592—603). Da findet sich z. B. als Aufgabe für die 8. Lektion: übersetze die Sätze 3, 1—7; lerne die (25!) Vokabeln von *ἄγγελος — ἔριφος*. Für die 15. Lektion sind 9 Wörter schriftlich zu deklinieren und dazu 9 Vokabeln zu lernen. Die Aufgabe für die 29. Lektion lautet: dekliniere schriftlich *ἡ ἀθάνατος ψυχή, ἡ ἥσυχος θάλαττα, ἡ στενὴ ὁδός, ὁ πιστὸς ταμίας*; lerne auswendig die (22!) Feminina auf *ος*. Dergleichen ist bei uns schlechterdings unmöglich; in solchem Grade können und dürfen wir den häuslichen Fleifs unsrer Schüler nicht heranziehen. Wir müfsten, nach Kochs Methode unterrichtend, bedeutend langsamer vorwärts gehen, und damit entfiele für uns der Hauptvorteil derselben, wesentliche Zeitersparnis. Es besteht aber gegen Kochs Methode noch ein anderes, nicht minder schwerwiegendes Bedenken. Um möglichst rasch zur Lektüre der Anabasis zu kommen, läfst er nach Einübung der Deklination die Verba nicht nach grammatischen Gesichtspunkten, sondern aus dem Übungsbuch nach ihrer Wichtigkeit für die Lektüre a verbo lernen. Die durch dieses Verfahren den Schülern vermittelte Kenntnis der Verbalformen mufs aber wohl ungenügend sein, weil in den zwei Grammatikstunden des dritten Unterrichtsjahres, unserer 6., der russischen 5. Klasse, das Verbum systematisch nach der Grammatik repetiert wird. Es wird also die Formenlehre erst im dritten Unterrichtsjahre zum Abschlufs gebracht, lediglich damit im zweiten die Lektüre der Anabasis etwas früher beginnen und etwas umfangreicher sein kann, als bisher. Denn ein weiterer Vorteil wird in der That durch Kochs Methode nicht erreicht, da in den oberen vier Gymnasialklassen, wie ich auf S. 149 des 29. Bandes dieser Blätter dargelegt habe, bei uns mindestens ebenso viel, wenn nicht mehr, gelesen wird, als am Petri-Pauli-Gymnasium zu Moskau, wo das Griechische nach Koch gelehrt und gelernt wird.

Nun noch einige Bemerkungen über das Buch selber. Was an demselben zunächst auffällt, die von der bisher üblichen bedeutend abweichende Anordnung des Stoffes (2., 1., 3. Deklination der Nomina und Pronomina, Präs., Imperf., Aor. der Verba auf *ω*, Futurum, Komparation, Adverb, Verba liquida, Zahlwörter, Perfektformen, Verbaladjektiva, Verba auf *μι*, Genaueres über Augment und Reduplikation, aktive, mediale und passive, transitive und intransitive Bedeutung), ist eigentlich selbstverständlich, da das vorliegende Elementarbuch kein neues Werk ist, sondern nur eine Neubearbeitung des in den Jahren 1887 und 1888 in zwei Heften erschienenen, obige Stoffanordnung einhaltenden Übungsbuches des Verfassers mit Hinzunahme

von Lesestoff aus seinem bereits im Jahre 1879 erschienenen Lesebuche. Diese Neuerung ist eben bedingt durch Kochs Methode; und wer letztere annimmt, mufs sich auch erstere gefallen lassen. Ob aber diese Methode auch verlangte, den Schüler schon auf den ersten zwei Seiten mit *κάθηται, κάθηνται, κεῖται, κεῖνται* und mit dem Ind. Aor. sec., sowie mit allerlei Imperativformen, wie *δός μοι, σώσατέ με, ἴθι καὶ κάλεσόν μοι* u. a., bekannt zu machen und diese Dinge ihn mechanisch lernen oder wenigstens anwenden zu lassen, scheint fraglich. Freilich wird bei Koch gar vieles getrieben, ohne dafs Verständnis dafür vorhanden ist. Läfst er doch schon in der ersten griechischen Stunde von Knaben, die noch keinen griechischen Buchstaben kennen, 6 Sätze des ersten griechischen Stückes lesen und übersetzen. Entschieden nicht durch die Methode bedingt ist aber die Einrichtung, dafs für die griechisch-deutschen Stücke I—XCII das S. 3—92 füllende, grammatikalisch geordnete, 49 Wörtergruppen enthaltende Wörterverzeichnis zu benützen ist, für die Stücke XCIII—CLXI aber ein am Ende stehendes alphabetisches. Wie unpraktisch das ist, mag Folgendes beweisen: Der Schüler soll CVIII, 3 *Βασιλεὺς ἐξ ὁπόσων ἐθνῶν* . . . übersetzen. Er hat freilich *ἔθνος* früher einmal gelernt, weifs das Wort aber nicht mehr. Er sucht nun in dem am Ende stehenden alphabetischen Wörterverzeichnis zu den Stücken XCIII—CLXI; allein vergebens; das Wort steht dorten nicht. Es mufs also im ersten Wörterverzeichnis irgendwo vorkommen. Wie es aber finden? In der 1. Wörtergruppe „Masculina auf *ος*" sucht er vergeblich, ebenso in der 2. „Neutra auf *ον*". Endlich denkt er vielleicht daran, dafs der Nominativ möglicher Weise auch *τὸ ἔθνος* heifsen könne, und findet nun endlich in Gruppe 34 „Sigmastämme" Belehrung. Auch beim Übersetzen aus dem Deutschen ins Griechische ist das Auffinden unbekannter Wörter recht umständlich: Der Schüler weifs z. B. zu 9 [10] das Wort Fremdling nicht mehr. In dem deutsch-griechischen Wörterverzeichnis am Ende des Buches findet er bei „Fremdling" die Ziffer 1; das Wort steht also in der 1. Gruppe des ersten griechisch-deutschen Wörterverzeichnisses. Liest er diese durch, so stöfst er endlich beim 57. Wort auf „*ξένος* Fremdling". Die griechisch-deutschen Wörterverzeichnisse lassen den Schüler zuweilen alle beide im Stich. Zu CL, 2 braucht er *γράμμα* Schriftwerk; seine Wörterverzeichnisse bieten ihm aber nur die Bedeutung Buchstabe; *ὄμμα* (CL, 1) fehlt ganz, ebenso *κύκλωψ* (LXIX, 4). Auffallend unvollständig ist das Verzeichnis der Eigennamen. Zum Schlusse noch etwas. Wer Kochs Buch zum erstenmale in die Hand nimmt, dem wird sicher auffallen, dafs so gar viele, um nicht einen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen, inhaltlose Sätze in ihm sich finden. Es ist dies auch schon bei Besprechung der oben erwähnten Hefte, die vorliegendem Buche zur Grundlage gedient haben, von anderen bemängelt worden. Allein über diesen Punkt läfst sich mit dem Verfasser nicht streiten. Er hält in dieser Beziehung an seiner früheren Ansicht, die er auf S. 515 [4] der Jahrb. f. Phil. u. Päd., Abt. II, Jahrg. 1888 damit verteidigt, dafs er erklärt, es handle sich nur darum, die betr. Formen und Vokabeln tüchtig

einzuüben, und dazu seien Sätze wie „Verschaffe mir einige Decken und einen Kessel voll Wasser“ oder „Gestern haben wir eine ganze Ziege aufgegessen“ ganz geeignet, auch jetzt noch unentwegt fest. De gustibus non est disputandum. Ich möchte Knaben im Alter von 13—16 Jahren solche Kost nicht reichen. — Druckfehler finden sich nur wenige; aufgefallen ist mir *τῷ δούλω* I, 10; *ἠγιῶνγό τινὲς* LXXXVII, 9; *τὸν Θάντον* st. *Θάνατον* CXXIII, 1; *ἐπινικία* S. 139 Anm. 6 und *φιλάνϑωπος* S. 190.

Nach dem Angeführten kann ich nicht wünschen, dafs Kochs Buch an unsern Gymnasien je in Gebrauch komme.

Regensburg. Fr. Zorn.

W. Ricken, Le Tour de la France en cinq mois. Berlin. W. Gronau 1893. 32 Seiten Text u. 10 Seiten Wörterverzeichnis.

Zwei Waisenknaben, ein Schlosserlehrling von 15 Jahren und sein zehnjähriger Bruder fassen den Entschlufs, ihren Oheim, einen Zimmermann in Marseille aufzusuchen. Da ihre ganze Barschaft in nur 40 frs. besteht, machen sie sich zu Fufs auf den Weg. Artig und fleifsig, wie sie sind, finden sie gute Menschen, die sie beschäftigen und ihnen durchhelfen. Ein Händler nimmt sie auf seinen Wagen, fährt mit ihnen in den südlichen Departements herum und läfst sie an seinem Handel teil nehmen. Bei ihrer Ankunft in Marseille ist ihr Vermögen um mehr als das Doppelte gewachsen. Aber der Oheim ist nach Bordeaux verzogen. Mitleidige Schiffer bringen sie über Cette durch den Südkanal nach Bordeaux. Dort treffen sie den Oheim, kaum genesen von einer schweren Krankheit, die er sich durch Kummer über den Verlust des gröfsten Teiles seiner Ersparnisse zugezogen hatte. Gleichwohl nimmt er seine Neffen liebevoll auf, und da ihm ein Jugendfreund in der Heimat unter die Arme greifen will, tritt er mit den Knaben auf einem Segelschiff die Heimreise an, die alle drei mit ihrer Arbeit bezahlen. Auf dem Meere erleben sie einen Sturm, gelangen aber glücklich nach Dünkirchen, und von da gehts durch den Nordkanal bis Nancy. Nach fünfmonatlicher Abwesenheit kommen die zwei Jungen mit dem Oheim in ihrem Geburtsort Baccarat wieder an.

Die Erzählung ist, wie im Vorwort bemerkt wird, eine freie Bearbeitung des gröfseren Werkes von G. Bruno, Le Tour de la France par deux enfants. Sie ist ein passendes Gegenstück zu der englischen Erzählung von Massey, In the Struggle of Life, nur etwas leichter und wohl geeignet, die deutsche Jugend in die Kenntnis des französischen Landes und Volkslebens wie der guten Umgangssprache einzuführen. Der Druck ist ziemlich grofs und sauber. Die inzwischen in handlicherem Format erschienene zweite Auflage weist vielfache Verbesserungen auf. Bei Eigennamen wie Rambervillers (bei Sachs Rambervilliers), Vesoul, Gex, Reims dürfte sichs empfehlen, die Aussprache anzugeben.

Würzburg. J. Jent.



Ulbrich, Dr. O., Dir. d. Friedr.-Werderschen Ober-Realsch. in Berlin, Kurzgefafste französische Schulgrammatik f. höhere Lehranstalten. Berlin, R. Gärtner 1894. gr. 8°. 144 Seiten.

Auf dringendes Verlangen bietet der Verf. mit diesem Buche eine um 76 Seiten verkürzte Ausgabe seiner gröfseren Schulgrammatik. Die Kürzung wurde namentlich durch Weglassung der in dieser enthaltenen Lehre vom Versbau und der Stilistik, sowie von vielen Beispielen und Anmerkungen erreicht. In der gegenwärtigen Gestalt kommt das Buch der Kurzgefafsten systematischen Grammatik von Ploetz nahe, der es jedoch durch schönere typographische Anordnung und bessere Gliederung überlegen scheint.

Reuter M., Prof. am Reallyceum in Gmünd. Hauptregeln der französischen Grammatik. Ein Repetitorium. Zweite, umgearb. u. verb. Aufl. Stuttgart, J. Roth 1894. 8°.

Auf gerade hundert Seiten hat der Verfasser ein fast ungeheures grammatisches Material zusammenzudrängen verstanden. Man merkt dem Ausdruck an, dafs der Verfasser ein praktischer Schulmann ist und sehr viel Wert darauf legt, durch packende Darstellung das Behalten der Regeln zu erleichtern. Fettdruck ist nicht gespart und die einzelnen Paragraphen sind übersichtlich genug dargestellt. Die Paragraphen selbst aber sind in einer fast unbegreiflichen Verwirrung an einander gereiht. Ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis zeigt die durchaus unsystematische Anordnung, infolge deren es überaus schwer ist, sich in dem auch Lehramtskandidaten sehr zu empfehlenden Büchlein zurechtzufinden.

Übungsbuch für den französ. Anfangsunterricht. Von Ehretsmann u. Schmitt. Erster Teil. Dritte Auflage von E. Schmitt, licencié ès lettres, Oberl. a. Lyceum zu Strafsburg. Strafsburg i. E. Strafsb. Druckerei u. Verlagsanstalt 1894. gr. 8°. 199 S.

Man mufs an diesem Elementarbuche, das auf zwei Jahre berechnet ist, anerkennen, dafs es eine treffliche methodische Stufenfolge aufweist und die Schwierigkeiten sehr vorsichtig steigert. Auch enthält es sehr schöne Übungen, und von den Einzelsätzen, die weitaus vorherrschen, ist kein einziger trivial. Was das Buch aber selbst für die Gymnasien in der Pfalz unbrauchbar machen dürfte, ist die Thatsache, dafs es für unsere Verhältnisse viel zu ausführlich ist, indem nach Durcharbeitung der 199 Seiten vom Verbum ganz allein das Präsens dem Schüler bekannt geworden ist.

München. Dr. Wohlfahrt.

Récréations mathématiques. Par Edouard Lucas, Professeur des Mathématiques spéciales au lycée Saint-Louis. Paris. Gauthier Villars. 4 Bände kl. 8°. 1. Band (2. Aufl.) 1891; 2. Band 1883. 3. Band 1893. 4. Bd. 1894. Gesamtpreis (ungeb. und auf Velin-Papier) Fr. 29.—.

Problèmes paisants et délectables qui se font par les nombres par Claude Gaspar Bachet Sieur de Meziriac. Cinquième édition revue, simplifée et augmentée par A. Labosne. Paris 1884. Gauthier-Villars. 243 S. kl. 8°.

Wenn wir hier zwei Werke zusammen anzeigen, von denen das eine in die allerneueste Zeit hereinreicht, während das andere schon verhältnismäfsig bald sein dreihundertjähriges Jubiläum feiern wird, so thun wir dies deshalb, weil durch sie, wie durch Marksteine, Anfang und Ende einer kultur- und wissenschaftlichen Entwicklung von hohem Interesse gekennzeichnet wird. Mathematische „Belustigungen", um den vielfach gebrauchten, wiewohl nicht durchaus passenden Namen zu gebrauchen, haben schon die Griechen gekannt, und im Mittelalter spielen dieselben eine ziemlich wichtige Rolle („Problemata ad acuendos juvenes" des Alcuin), aber der Schlofsherr von Meziriac, Sieur Bachet, war der erste, der (1621) solche „Scherzaufgaben" in einem besonderen Werkchen zusammenstellte, und an dieses schlossen sich dann weiter viele Veröffentlichungen von ähnlichem Charakter, wenngleich nicht von demselben inneren Werte an.[1]) Es war wohlgethan, dafs Herr Labosne das schwer zugängliche Werk Bachets durch eine neue Ausgabe weiteren Kreisen zugänglich machte und ihm Noten hinzufügte, welche an manchen Stellen, angesichts der Kürze der Originaldarstellung, in der That recht wünschenswert erscheinen. Wer in der jetzt gebotenen bequemen Gestalt die „Problèmes" durchmustert, wird zwar in ihnen auch manchem alten Bekannten, sogar bis zur Karolingerzeit hinauf, begegnen, aber er wird hier auch den Keim so mancher moderner Gesellschaftsspiele — vorab gewisser Kartenkunststücke — antreffen, und er wird vor allem den Takt bewundern, mit welchem der Autor das ihm zur Verfügung stehende reiche mathe-

---

[1]) Jm Jahre 1891 erblickte auch noch ein anderes ganz ähnliches Werk das Licht der Welt, des Hamburger Professors H. Schubert „Zwölf mathematische Geduldspiele" (Berlin, Dümmler). Obwohl manches in diesem neuesten Erzeugnis der mathematischen Amusementsliteratur sowohl bei Bachet, wie auch bei Lucas vorkommt, so geht doch der deutsche Gelehrte sehr häufig auch seine eigenen Wege und lehrt uns Methoden kennen, welche bis dahin nicht bekannt waren. So verweilt er sehr ausführlich beim Rösselsprungprobleme, das er auch mit den magischen Quadraten in Verbindung bringt; so entwickelt er in gemeinverständlicher Weise die Prinzipien, welche einer Theorie des schwierigen „Einsiedler"-Spieles zu grunde liegen; so hat er als der erste den Nachweis geführt, dafs die auch schon von Bachet betrachteten „Umfüllungsaufgaben", denen man allseitig nur durch Probieren beikommen zu können glaubte, in Wirklichkeit einer exakten Analyse unterworfen werden können. Die „Geduldspiele" Schuberts sind neben dem ja noch reichhaltigeren Werk von Lucas vollster Beachtung würdig.

matische Wissen handhabt, ohne seine Gelehrsamkeit vordringlich wirken zu lassen.

Mit Staunen erkennen wir bei der Durchmusterung des Werkes von Lucas, welche ungeheure Mengen heterogener Gegenstände dieser überaus geschickte und vielseitige Mathematiker seinem weit angelegten Plane dienstbar zu machen verstanden hat, und es steigt unser Bedauern darüber, dafs ein so trefflicher Mann aus der Vollkraft seiner Jahre heraus durch ein unerbittliches Geschick abberufen werden mufste. Abgesehen von den eigentlichen Spielen mit mathematischer Grundlage (Domino, Solitaire, Kriegsspiel, Bofs Puzzle u. s w.) behandelt Lucas auch die acht Damen auf dem Schachbrette, die sich nicht angreifen dürfen, die magischen Quadrate, die Kunst, sich aus einem Labyrinthe herauszuhelfen, den ewigen Kalender, das den mittelalterlichen Klosterschulen so geläufige Fingerrechnen u. a. m. Bei vielen Aufgaben, namentlich im vierten Teil, tritt auch das rein wissenschaftliche Moment stark in den Vordergrund, so beispielsweise in den Untersuchungen über geometrische Gittersysteme in der Ebene. Dafs selbst Kinderspielzeuge Anlafs zu recht ernsten Studien geben können, das beweist der Abschnitt über den „baguenaudier“ genannten Apparat, in welchem wir das aus Nürnberg stammende „Zankeisen“ wieder erkennen.

S. Günther.

Karl Schwering, Stereometrie für höhere Lehranstalten. Mit 41 Figuren im Texte. Freiburg i. Br. Herdersche Verlagshandlg. 1894. 55 Seiten. 0,80 M. Erster Lehrgang apart: 0,20 M.

Die vorliegende Darstellung der Stereometrie schliefst sich nach Anordnung und Inhalt den neuen preufsischen Lehrvorschriften an. Diese weichen von den bayerischen zu sehr ab, als dafs das Büchlein auch an unseren Gymnasien benützt werden könnte. Doch möchte ich es wegen seiner originellen Methode jedem Kollegen zur Durchsicht angelegentlich empfehlen.

Dr. Th. Spicker, Lehrbuch der ebenen Geometrie mit Übungsaufgaben für höhere Lehranstalten. Ausgabe C. Für abgekürzte Kurse. Potsdam, Aug. Stein. 1894. 204 Seiten. 2 M.

Der Verfasser wurde von verschiedenen Seiten darauf aufmerksam gemacht, dafs seine Geometrie als Schulbuch für viele Anstalten zu umfangreich sei, sowie dafs die neuen Lehrpläne von 1891 für die preufsischen Schulen in der systematischen Anordnung eine Verschiebung einzelner Partien erfordern.

Um diesen berechtigten Anforderungen an sein Lehrbuch zu entsprechen, entschlofs er sich zu der vorliegenden Ausgabe C, welche dem besonderen Bedürfnis der Schulen mit abgekürzten geometrischen Kursen genügen soll.

Der Inhalt des zwölften Abschnittes der grofsen Ausgabe, der Ausmessung geradliniger Figuren, wurde hier den Abschnitten von der Gleichheit und der Ähnlichkeit angeschlossen. Im übrigen blieb die Anordnung ungeändert. Der Lehrstoff wurde nur wenig gekürzt; in den beiden ersten und im vierten Kurse wurden einige Zusätze und Beispiele gestrichen; in dem dritten Kursus, den unsere Gymnasien ganz entbehren könnten, wurden im ganzen etwa ein Dutzend Sätze weggelassen, z. B. die Sätze von dem fünften merkwürdigen Punkte, die Theoreme über die Transversalen eines Viereckes, die Castillonsche Aufgabe u. a. m. Die Anhänge der Ausgabe C enthalten etwa neun Zehntel der Übungen der Ausgabe A; die Numerierung der letzteren wurde beibehalten.

Auch in der vorliegenden Ausgabe des Spickerschen Lehrbuches ist der Umfang des Lehrstoffes gröfser als in irgend einem anderen Schulbuche. M. E. unterscheidet sich die Vorlage von der Voll-Ausgabe zu wenig, um die oben angeführten Wünsche zu erfüllen.

Würzburg. J. Lengauer.

Krist, Dr. J., Anfangsgründe der Naturlehre für die unteren Klassen der Mittelschulen, besonders der Gymnasien. 18. Auflage, bearbeitet von Dr. W. Pscheidl. Mit 227 Holzschnitten. Wien-Leipzig. Braumüller 1893. Preis 1 fl. 25 kr. ö. W.

Krists Anfangsgründe der Naturlehre gehören ohne Zweifel weitaus zu den besten Lehrmitteln, die wir in diesem Gebiete gegenwärtig haben und zwar sowohl hinsichtlich der methodischen Behandlung des Lehrstoffes als auch bezüglich der Form der Darstellung. Allerdings ist das Buch von seiten des Verfassers für die unteren Klassen der Mittelschulen geschrieben, leistet aber nichtsdestoweniger an unseren Gymnasien, wie ich sowohl nach dem Urteile von Fachgenossen als auch aus eigener Erfahrung bestätigen kann, namentlich bezüglich des Inhaltes treffliche Dienste; der bayerische Gymnasiast ist ja im siebenten Jahre seiner Studien im Gebiete der Physik ebensogut Neuling, wie etwa der österreichische oder preufsische Schüler in der fünften Klasse des Gymnasiums. Nur dürfte eben mit Rücksicht auf die gröfsere, geistige Reife unserer Schüler die Darstellung auf einem etwas höheren Niveau stehen; auch hätte der Verfasser für unsere Zwecke nicht nötig, der mathematischen Formulierung physikalischer Gesetze, die, selbstverständlich in bescheidenen Grenzen angewandt, nur nützlich sein könnte, mit so grofser Scheu aus dem Wege zu gehen. Das gilt ebensowohl von der an den meisten unserer Gymnasien eingeführten Ausgabe des Buches für Realschulen, als auch von der hier zu besprechenden Ausgabe für Gymnasien, welche sich übrigens von jener nur in unwesentlichen Dingen unterscheidet. An einigen Stellen ist der Lehrstoff etwas anders gruppiert; die Überschriften einiger Kapitel sind geändert; zwei Kapitel, das eine über chemische Erscheinungen, das andere über Erscheinungen am Himmel enthält nur die Ausgabe



für Gymnasien. Die Einleitung ist in dieser wesentlich kürzer gefafst; sie handelt nur von den Begriffen Natur, Volumen, Materie, Teilbarkeit derselben, Aggregatzustand, Naturerscheinung, Naturgesetz, Kraft, Naturlehre. Die übrigen in der Ausgabe für Realschulen in der Einleitung sowie in dem Kapitel über allgemeine Eigenschaften der Körper behandelten Begriffe sind mit Recht teilweise in ein eigenes Kapitel gebracht, welches die Überschrift hat „Von der Schwere", teilweise an geeigneterer Stelle behandelt; so sind die Begriffe Beweglichkeit, Geschwindigkeit und Trägheit in die Bewegungslehre verwiesen. Die Lehre von der Wärme ist vor das Kapitel über die Molekularkräfte gesetzt; der Abschnitt über den Luftdruck aus letzterem in das von der Schwere geschoben und der über Capillarität erst im Anschlusse an die Lehre von den flüssigen Körpern behandelt. Neu aufgenommen ist der Abschnitt über Krystallisation. In der Wärmelehre ist die Wärmeleitung unmittelbar im Anschlusse an den Abschnitt über Mitteilung der Wärme besprochen, die Begriffe spezifische Wärme und Wärmestrahlung fehlen auffallender Weise; dagegen ist dem spezifischen Gewichte des Wassers ein eigener Abschnitt gewidmet. Die Quellen der Wärme sind ausführlicher behandelt. Neu ist auch in der Lehre von der Elektrizität der Abschnitt über Potential und Kapazität eines Leiters. In der Bewegungslehre folgt das Kapitel über Maschinen an dritter Stelle, an vierter die Lehre von der Zusammensetzung ungleichartiger Bewegungen. Die Centralbewegung ist ausgelassen und das allgemeine Gravitationsgesetz in dem Abschnitte über Erscheinungen am Himmel erläutert. In der Lehre von den flüssigen Körpern ist die hydraulische Presse vernunftgemäfs unmittelbar im Anschlusse an das Gesetz über die Fortpflanzung des Druckes in Flüssigkeiten besprochen. In der Lehre vom Schall, die etwas kürzer gefafst ist, sind die Abschnitte über Fortpflanzungsgeschwindigkeit, Reflexion, Stärke des Schalles und über das Gehörsorgan an den Schlufs gestellt.

Einige Figuren sind durch neue, bessere ersetzt. Abgesehen von diesen Anordnungen ist aber die Behandlung des Lehrstoffes fast wortgetreu dieselbe wie in der Ausgabe für Realschulen.

Würzburg. Dr. Zwerger.

Gustav Gilbert, Handbuch der griechischen Staatsaltertümer. Erster Band: Der Staat der Lakedaimonier und Athener. 2. Auflage. Leipzig 1893, B. G. Teubner. XLIII u. 518 S. 8 M.

Wie so manches andere Werk aus dem Gebiete der griechischen Geschichte und der griechischen Altertümer erfuhr auch das vorliegende seine Neubearbeitung hauptsächlich infolge der Auffindung von Aristoteles' *Ἀθηναίων πολιτεία*. Daher ist es nur zu billigen, wenn der Verfasser in einer ausführlichen, 35 Seiten umfassenden Einleitung seinen Standpunkt bezüglich der Beurteilung dieses wichtigen Fundes darlegt. G. hält das Buch für einen integrierenden Bestandteil jenes aristotelischen Sammelwerkes von 158 griechischen Politien. Als Abfassungszeit

nimmt er die Jahre zwischen 329/8 (Archontat des Kephisophon) und 322 (Verfassungsänderung, Verlust von Samos, das die Athener nach Ἀ. πολ. 62, 2 noch besitzen) an, also nicht 324, wie andere, weil, wenn auch 46, 1 Penteren von Aristoteles nicht erwähnt werden, die 7 damals vorhandenen gegenüber 360 Trieren und 50 Tetreren nicht in Betracht gekommen seien. Diese Argumentation scheint mir doch fraglich zu sein; denn 7 steht genau in demselben Verhältnis zu 50, wie 50: 360! Zur Erklärung der vorhandenen kleinen Widersprüche genügt nach G. die Annahme, dafs Aristoteles gestorben ist, bevor er an das Werk die letzte Hand gelegt hatte. Übrigens findet sich das Bedenken erregende in dem verfassungsgeschichtlichen Teil der Schrift. Deshalb erörtert G. kurz die Frage nach deren Quellen. Diese sind sowohl literarische, geschichtlichen und politischen Inhalts, als auch urkundliche. Die Hauptquelle des Aristoteles sei die Atthidenliteratur gewesen, deshalb wird man auch die Abweichungen von Herodot und Thukydides, sowie das Neue, was Aristoteles hier bietet, auf die Atthidographen zurückführen müssen. Für die umfangreiche Geschichte der Oligarchie der 400 und der 30 (cap. 29—40) hat Aristoteles hauptsächlich urkundliches Material benützt; die daneben sich findenden, wenigen geschichtlichen Notizen gehen jedenfalls auf eine atthidographische Quelle zurück. Bezüglich der Darstellung der drakontischen und solonischen Verfassung, sowie auch der kleisthenischen erblickt G. in den Angaben derselben wohl begründete, auf urkundliches Material zurückgehende Zeugnisse, die wir durch eigene Vermutungen zu ersetzen nicht berechtigt sind. Dagegen ist die Darstellung der vordrakontischen Verfassung ohne Zweifel eine Combination des Aristoteles, die sich dieser aus der Vergleichung der Berichte der Atthiden und aus der Deutung geschichtlicher Thatsachen gebildet hat.

Der 1. Teil des Werkes, der Staat der Lakedaimonier (S. 1—101), selbst wieder in einen historischen und antiquarischen Teil zerfallend, von welchen ersterer die geschichtliche Entwicklung des Staates der Lakedaimonier und eine Übersicht der Verfassung unter römischer Herrschaft gibt, hat im Verhältnis zur ersten Auflage keine wesentlichen Änderungen erfahren; die Zusätze beschränken sich meist auf Beifügung neuer Beweisstellen in den Anmerkungen und Angabe der neu hinzugekommenen Literatur. Anders steht es dagegen im 2. Teil des Buches: Der Staat der Athener (S. 104—510). Hier merkt man fast auf jeder Seite, wie der Verfasser, entweder durch die neuen Funde, besonders der aristotelischen Schrift, oder durch die neueren Arbeiten anderer Forscher beeinflufst, seine Ansichten gegenüber der 1. Auflage geändert oder erweitert hat. Der ganze Abschnitt zerfällt auch hier wieder in einen historischen und antiquarischen Teil. Für den ersteren war insbesondere die Ἀθηναίων πολιτεία mafsgebend; Gilbert konnte hiefür wohl noch die Ausgabe von Blafs benützen, nicht mehr aber die in den Jahrbüchern f. Philol. 1892 S. 571 von Blafs gegebenen nachträglichen Mitteilungen. Daher sind eine Reihe von Citaten bei Gilbert hiernach zu ändern oder zu ergänzen; ich nenne besonders S. 122, Anm. 1 u. 2; S. 123, Anm. 2; S. 133, Anm.

1; S. 141, Anm. 2; S. 144, Anm. 1; S. 145, Anm. 1; S. 152, Anm. 1. Aufserdem möchte ich im einzelnen Folgendes bemerken. In der Anmerkung 1, auf S. 131, welche von Drakon handelt, verstehe ich den Zusammenhang folgender 2 Sätze nicht, da dieselben eigentlich einen Widerspruch enthalten; „Nach Paus. 9, 36, 8 soll Drakon seine Gesetze ἐπὶ τῆς ἀρχῆς gegeben haben, das soll doch wohl heifsen, als er Archon war. Über die Chronologie der drakontischen Gesetzgebung läfst sich, da der Archon Aristaichmos unbekannt ist, mit Sicherheit nichts sagen.“ — Gilbert nimmt an, Drakon habe die richterlichen Competenzen, welche der Areopag vor ihm hatte, zwei von ihm neu geschaffenen staatlichen Organen übertragen, den Epheten und den Prytanen; darnach wäre also dem Areopag eine Zeit lang die Blutgerichtsbarkeit vollständig entzogen gewesen. Vgl. dagegen Busolt, S. 142, Anm. 8; auch Thumser folgt der gewifs richtigen Anschauung, dafs der Areopag die δικαὶ φονικαί bei allen Staatsveränderungen behalten hat. Eigentümlich ist auch die Annahme, dafs Drakon die Gerichtsbarkeit des Areopag neben den Epheten den πρυτάνεις d. h. dem ständigen Ausschufs des neu eingerichteten Rates übertragen habe (S. 137 f.) Gilbert gewinnt diese Ansicht, indem er den Ausdruck des solonischen Epitimiegesetzes ὅσοι ἐξ Ἀρείου πάγου ἢ ὅσοι ἐκ τῶν ἐφετῶν ἢ ἐκ πρυτανείου ὑπὸ τῶν βασιλέων ἐπὶ φόνῳ ἢ σφαγαῖσιν ἢ ἐπὶ τυραννίδι ἔφευγον auf diesen Ratsausschufs bezieht. Man erklärt ἐκ πρυτανείου doch richtiger „vom Prytaneion aus,“ wo der βασιλεύς ursprünglich wahrscheinlich seinen Amtssitz hatte und zwar als eponymer Beamter (cf. Busolt, S. 133). — Eine abweichende Erklärung der Zahl 51 bei den Epheten findet sich bei Busolt S. 143. — Die Annahme, S. 152 53, dafs die Volksversammlung das Recht gehabt habe, Beamte zur Rechenschaft zu ziehen, steht keineswegs fest, da Aristoteles wohl in der Politik davon spricht, nicht mehr aber in der πολιτεία. — Wenn es S. 155 im Texte heifst: „Die 9 Archonten hatten beim Amtsantritt zu schwören, dafs sie die Gesetze beobachten und im Falle der Übertretung eine goldene Bildsäule in Delphoi weihen wollten,“ so sollte aus der in der Anm. citierten Stelle Plutarch. Sol. 25 zur Erklärung beigefügt sein, dafs die betr. Statue ἰσομέτρητος, gleich schwer, sein mufste, d. h. eine solche, deren Gewicht dem des zur Bestechung gegebenen Silbers gleichkam, also den zehnfachen Wert desselben hatte. — Wenn Gilbert S. 175 sagt: „Die oligarchischen Zwischenregierungen der 400 und der 30, welche der peloponnesische Krieg in seinem Gefolge hatte, waren von zu kurzer Dauer, als dafs sie in dieser gedrängten Übersicht der athenischen Verfassungsentwicklung einen Platz finden könnten,“ so kann ich diesen Grund so wenig gelten lassen, dafs ich vielmehr die Weglassung der Darstellung jener beiden Oligarchien als einen entschiedenen Mangel des Buches betrachte, um so mehr, als die uns nun zu Gebote stehende ausführliche und interessante Darlegung in der Ἀ. πολιτεία des Aristoteles zur Darstellung im Handbuch geradezu hätte auffordern sollen; denn ein Hand-

buch der Staatsaltertümer soll doch auch zugleich als eine Art von erklärendem Kommentar bei der Klassikerlektüre dienen. Es wird also jemand, der die einschlägigen Partien des Thukydides, Xenophon, Lysias, Aristoteles liest, vergebens sich hier Rats erholen wollen und das ist wohl ein Mangel. Busolt hat trotz der noch gröfseren Beschränkung seines Handbuches doch jenen Perioden eine treffliche Darstellung im Umfang von 14 Seiten gegönnt. — S. 183 steht: „Die seit Einführung der 12 Phylen übliche Zahl von 600 (*βουλευταί* nämlich) wurde 126/7 n. Chr. wieder auf 500 herabgesetzt.“ Im Vorausgehenden ist aber von diesen 12 Phylen nichts gesagt; erst im systematischen Teil ist davon die Rede.

Der antiquarische Teil über den Staat der Athener behandelt in 6 Abschnitten: 1. Die Elemente der Bevölkerung. 2. Die Organe der Regierung und die souveräne Staatsgewalt (Beamte, Rat, Volksversammlung). 3. Das Kriegswesen. 4. Das Finanzwesen. 5. Das Gerichtswesen. 6. Die athenische Bundesherrschaft (1. Bund, 2. Bund, die athenischen Kleruchien). Auch in diesem Teile finden sich manche Ansichten, in denen G. von den übrigen Handbüchern abweicht und die erst noch besonderen Beweises bedürfen, so z. B. wenn S. 213 *μεῖον* als das Opfer bei Aufnahme von Mädchen in die Phratrie erklärt wird, oder S. 298 ff. die eigentümliche Auffassung der Ratsschreiber.

Folgende 2 Sätze stehen sich gegenüber, ohne dafs eine Vermittlung gesucht wäre: S. 262 (über die Strategen): „Zum Schlufs bemerke ich noch, dafs die Strategen das Staatssiegel führten (Anm. 2: S. C. I. A. II, 443: *τοὺς δὲ στρατηγοὺς διαπέμψαι ἀντίγραφον — — σφραγισαμένους τῇ δημοσίᾳ σφραγῖδι.)* S. 303: Der *ἐπιστάτης τῶν πρυτάνεων* bewahrte die Schlüssel zum Staatsschatz und zum Archiv und das athenische Staatssiegel (Aristoteles, *Ἀθηναίων πολιτεία* 44, 1).

Die sprachliche Form der Darstellung weist an einigen Stellen Inkorrektheiten und Härten auf, die sich leicht verbessern liefsen. Grammatisch unrichtig ist S. X: Durch eine neue . . . geringwertigen Erörterung. S. 133: Diese eigentümliche Bestimmung läfst sich vielleicht vermutungsweise wie folgt erklären; hier ist doch wohl eines der beiden hervorgehobenen Wörter überflüssig. S. 141, Anm. 2 ist vor dem letzten Worte ein „worden“ einzusetzen. S. 178 ist statt „den befestigten Museionhügel“ entweder das befestigte Museion (wie S. 179) oder d. bef. Musenhügel zu schreiben. S. 253: Aber selbst, nachdem diese Decharge erteilt war, konnte der Beamte noch während einer Frist von drei Tagen wegen etwaiger Handlungen während seiner Amtszeit von Privaten in Anspruch genommen werden. Der letztere Ausdruck ist unpassend, etwa „belangt werden.“ S. 273 „dessen von Panathenaien bis zu den folgenden Panathenaien amtierende Inhaber“ ist schlecht deutsch ausgedrückt, etwas besser durch Beifügung des Artikels auf S. 275, Z. 1 von den Panathenaien bis zu den folgenden Panathenaien, aber immer noch nicht genügend. Unrichtig ist die Negation angewendet in folgendem Satze S. 320: „Aber auch die ordentlichen Volksversammlungen, weder die *κυρία ἐκκλησία.* noch die übrigen *ἐκκλησίαι*,

waren nicht an bestimmte Tage der Prytanie und des Monats gebunden.“ S. 327 hätte sich statt des Ausdrucks „ob man das Ratsgutachten pure annehmen oder eine Debatte über dasselbe eröffnen wolle“ wohl auch eine deutsche Wendung finden lassen.

An Druckfehlern ist mir abgesehen von fehlenden oder unrichtigen Accenten wenig aufgefallen, z. B. S. 123 steht „aufzuwahren“ statt aufzubewahren; S. 254 steht *εὔθυμοι* statt *εὔθυνοι*, S. 321 Z. 3 von oben: „bewirkt zu sein“ für „bewirkt worden zu sein.“

Innerhalb eines verhältnismäfsig kurzen Zeitraumes haben wir drei den heutigen Anforderungen der Wissenschaft entsprechende Bearbeitungen der griechischen Altertümer erhalten, die von Busolt in Jw. v. Müllers Handbuch in 2. Auflage, die Neubearbeitung der K. Fr. Hermann'schen Altertümer durch Thumser und Gilberts Handbuch in 2. Auflage. Nach eingehender Prüfung der drei Werke bleibe ich bei meinem schon früher ausgesprochenen Urteile, dafs sich Busolts treffliche Darstellung für unsere Zwecke als Nachschlagebuch zur Vorbereitung für die Lektüre etc. am besten empfiehlt.

München. Dr. J. Melber.

Luise v. Kobell, Unter den vier ersten Königen Bayerns. Nach Briefen und eigenen Erinnerungen. 2 Bde. München 1894. 194 u. 258 Seiten. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck.

Dafs hier allerlei Mitteilungen von ungewöhnlichem Interesse zu erwarten sind, dafür bürgt schon der Name der Verfasserin. Dagegen deckt sich der Inhalt des Werkes nicht völlig mit der Angabe des Titelblattes, da letzteres teils mehr, teils weniger verspricht, als ersteres gibt. Selbst wenn die weitgehende Einschränkung „nach Briefen und eigenen Erinnerungen“ vollauf gewürdigt wird, so kann sich doch jeder mit den Verhältnissen einigermafsen vertraute Leser nicht über die Thatsache hinwegtäuschen, dafs in den „eigenen Erinnerungen“ der Verfasserin eine gröfsere Anzahl von einem weiten Leserkreise denkwürdigen Erlebnissen haften geblieben sein mufs, als sie glauben machen will. Ich dächte, die Korrektheit des Titelblattes wäre der Sache näher gekommen, wenn dieses lautete: „Mancherlei Erlebnisse und Erinnerungen des bayrischen Zweiges der Familie v. Kobell aus der Zeit von 1799 bis 1876.“

Luise v. Kobell greift allerdings in ihrer Erzählung weiter zurück. Da es sich jedoch im Buche hauptsächlich um Traditionen der Familie handelt, so ist nichts dagegen zu erinnern, dafs der Bestand derselben und ihre Ausbreitung thunlichst weit zurückverfolgt, ja wenn, wohl scherzweise, ihr Ursprung selbst in der Türkei vermutet wird, und dafs insbesondere den Briefen des Grofsvaters der Verfasserin, des Malers und Professors an der Mannheimer Kunstakademie Ferdinand Kobell, eines gleich liebenswürdigen und verständigen Mannes wie tüchtigen Künstlers, in der 50 Seiten umfassenden Einleitung ein breiter

Rahmen zugewiesen wird. Es sind meist wirksame Lichter, welche in denselben der überlieferten Pfälzer Geschichte namentlich der Jahre 1792 und 1793 aufgesetzt werden.

„Dem überlieferten Geschichtsbilde einzelne Lichter aufzusetzen“, nicht Geschichte zu schreiben, ist ja die Absicht Luise v. Kobells für das ganze Werk. Da und dort scheinen mir diese Lichter darum etwas matt, weil sie kaum viel Beleuchtung bieten weder für die Geschichte noch für einen gröfseren Leserkreis überhaupt. Dafs Luischen, Frl. Luise und Frau Luise manchmal geweint und einmal, um den weinenden Vater zu überbieten, bei einem besonderen Anlafs geschluchzt und dann wieder gelacht; dafs sie bei einem Kadettenball noch im Flügelgewande „in die dunkle Zukunft des Sitzenbleibens sah“ und sich durch einen harmlosen Kniff darüber hinwegzuhelfen suchte, während sie später, nach dem Urteil einer Autorität auf diesem Gebiete „mit einem angebornen Talente ausgestattet“, das Prädikat einer flotten Tänzerin beanspruchen konnte; dafs Luise einmal bei einem Ball gegen ihre Gewohnheit und zur Verwunderung ihrer Tänzer sehr einsilbig wurde; dafs, als der Rechtspraktikant August Eisenhart am Fenster studierte und Luise vis-à-vis ihre Blumen gofs, ersterer herüber- und letztere hinüberschaute, ein auf Gegenseitigkeit beruhendes Schauen, das, wie im Menschenleben nicht eben selten, binnen nicht zu langer Frist zu einer Verlobung und, was freilich nicht so häufig, zur Verehelichung in Miesbach und zu einem Hochzeitsschmaus bei Waizinger führte; dafs die Frau Appellgerichtsassessor bei ihren Besuchen in dem kleinstädtischen Freising mancherlei Beobachtungen machte, die bei einer früher in den Kreisen v. Thierschs, v. Liebigs, v. Dönniges u. a. sich bewegenden Dame Befremden erregen mufsten; dafs sie nach der Angabe ihres Gemahls, wenn sie von ihren Kindern zu sprechen anfange, nicht mehr aufhöre; dafs sie nach einer auf Grund einer glücklich überstandenen Krankheit gegebenen Aussage des Arztes einer „Rofsnatur“ sich erfreue; dafs es sie, als nach einer höchst gefährlichen Operation an der linken Seite des Gesichtes diese teilweise gelähmt blieb, beim ersten Blick in den Spiegel ob der eingetretenen Entstellung durchrieselte; dafs Frau Ministerialrat v. Eisenhart einmal bei mangelhafter Beleuchtung in der Residenz einen grofsen eisernen Ofen für ein Gespenst ansah; wie die Frau Staatsrat v. Eisenhart mit ihrer Rolle als Ballmutter sich abzufinden wufste: dies und vieles andere ähnlich Geartete hat mit der Geschichte der vier ersten Könige Bayerns doch gewifs recht wenig zu thun.

Sehen wir indes von der eigenen Persönlichkeit Luisens v. Kobell ab, so begegnet uns im Buche auch sonst gar vieles, was mit der genannten Regierung schwer in irgendwelche Beziehung zu bringen ist.

So z. B. gebe ich ja gern zu, dafs der Hergang des Erwachsens der Liebe Peters und Lenis in der eingestreuten Dorfgeschichte beträchtlich gröfseres Interesse erregt als die ersten zarten Anknüpfungen Augusts und Luisens; auch der Höhepunkt, die fallende Handlung und die Katastrophe in derselben lassen den Leser nicht gleichgülltig, obwohl sich derartige Dorfgeschichten mit der einzigen Abweichung,

dafs sich die Nachwehen hier in einem Zwergenpaar vorstellig machen und dafs Peter in Schleswig-Holstein das Leben einbüfste, keineswegs zu den Seltenheiten zählen. Auch mag der einen und der anderen Leserin ein Gefallen geschehen mit der Erinnerung, dafs die Anwesenheit der Kaiserin Josephine am 2. Januar 1806 beim Hofkonzert lebhaftes Interesse erweckte; ihr Schmuck, ihr Anzug sei gemustert und es sei geprüft worden, „ob ihre Büste von Wachs sei, wie man von ihr sagte." Ja es mag Leser geben, die ein kulturgeschichtliches Interesse darin zu finden glauben, dafs Prof. v. Kobell bei der Freifrau v. Pfetten, der Grofstante der Verfasserin, am Fronleichnamstag nach der Prozession, angethan mit dem feierlichen Professorentalar, im Kreise der dort versammelten Verwandten seine Bratwürste verzehrte. Allein man fragt sich immer wieder, was denn dies und jenes mit der Regierung der vier ersten Könige Bayerns zu thun habe. Vollends die äufserst zahlreichen Kaffee- und Thee-, Wein- und Biergelage, Tanz- und Nichttanzunterhaltungen, über die wir belehrt werden, wollen jene Frage nicht zur Ruhe kommen lassen. Es ist einer Dame gern nachzusehen, dafs sie der Glorifizierung des eigenen Hauses und der ihr näher stehenden Gesinnungsverwandten nicht vergifst; allein erspart kann es ihr nicht werden, ihr das im Buche berichtete wahre Wort des Königs Ludwig II. ins Gedächtnis zu rufen: „Was einmal unterhaltend ist, wird zuwider, wenn sich eine Serie daran reiht". Es ist begreiflich, dafs Luise v. Kobell dem Leser aus ihrem ausgedehnten Bekanntenkreise ein reich besetztes Lager von Helden vorführt und man sollte einen zu grofsen Anstofs nicht daran nehmen, dafs, um Abwechselung zu schaffen, einmal ein alter Beichtvater der Franziskanerinnen im Kloster Reut, ein anderesmal ein gesellschaftlich wenig gewandter Kandidat als Thersites Modell stehen müssen. Was hieran auszusetzen sein mag, ist einerseits, dafs man allzuoft die Absicht merkt und verstimmt wird; anderseits, dafs man immer und immer wieder den Zusammenhang der Dinge mit der Regierung der vier ersten Könige Bayerns schwer zu entdecken vermag. Darin mag eine Entschuldigung dafür liegen, dafs all derlei Erinnerungen und Berichten eben nur der Wert matter Lichter zur Beleuchtung der einschlägigen Geschichte zugebilligt wurde.

Um so freudiger ist anzuerkennen, dafs das Buch zugleich keineswegs arm ist an hellen Lichtern, die, wenn auch nicht alle, doch viele Leser anmuten werden. Was nach dieser Seite in politischer, künstlerischer, zum Teil auch wissenschaftlicher und geselliger Richtung erzählt wird, ist selten neu. Dagegen läfst das der Verfasserin zur Verfügung stehende reiche Material, ihr feiner Kunstsinn, ihr Einblick in die ersten wissenschaftlichen und künstlerischen, mitunter auch in hohe Kreise, ganz besonders aber ihre nicht selten meisterhafte Art der Darstellung das Gebotene als eine in hohem Grade angenehme und teilweise auch belehrende Lektüre erscheinen. Prinzipiell weicht der Standpunkt der Verfasserin in der Beurteilung der Dinge von dem des Referenten oftmals weit ab, und so kann es nicht fehlen, dafs letzterer gar manchmal ein Irrlicht zu erblicken meint, wo erstere

weithinstrahlende Leuchten anzuzünden sich bemüht. Indes audiatur et altera pars! Mir bot es, offen gestanden, zuweilen einen nicht zu unterschätzenden Reiz, die Verhältnisse und Erscheinungen auch wieder einmal in einer andern Beleuchtung unter das Auge treten zu sehen. Mit dieser persönlichen Liebhaberei stehe ich wohl nicht allein. Was mir weniger zusagte, ist, wie schon angedeutet, dafs so gar viele Dinge von hohem Belange aus der Regierung der vier ersten Könige Bayerns im Buche teils nur an der äufsersten Oberfläche gestreift, teils völlig verschwiegen werden. Die Frau Staatsrat versichert zwar wiederholt, sie sei über allerlei nicht unterrichtet worden. Allein sie verrät doch durch die eingehende Erzählung mancher delikater und wichtiger Vorkommnisse, dafs diese Versicherung jedenfalls nicht in dem Umfange ernst zu nehmen ist, wie sie geglaubt wissen möchte. Allein darüber ist freilich nicht zu rechten; es mufste ihr unbenommen bleiben, ihre Lichter da aufzustecken, wo sie es für gut fand; sie hingegen da vorzuenthalten, wo sie zum Anzünden der Lust ermangelte oder durch die Pflicht daran gehindert zu sein glaubte.

Um es schliefslich mit einem Worte zu sagen: Das Buch enthält allerlei, was richtiger auszuscheiden war; es verschweigt vieles, worüber Beleuchtung erwünscht gewesen wäre; es bringt, wo Parteiinteressen in Betracht kommen, noch mehreres im Lichte der Anschauungen des v. Kobellschen Hauses und der dem gleichen Kreise angehörenden Gesinnungsgenossen, zugleich mit einer starken Beigabe v. Kobellscher Familiengeschichten; es gewährt jedoch auch so, weil gut deutsch und gut bayrisch gehalten, und gewandt geschrieben, eine unterhaltende und mehrfach zugleich belehrende Lektüre.

„Unter den Gedichten Ludwigs I. finden sich auch folgende Distichen, die gewifs vielen aus der Seele gesprochen sind." Mit diesen Worten, welche um so weniger mifszuverstehen sind, als die Verse an jener Stelle nie ein Leser weder vermissen noch erwarten würde, leitet Luise v. Kobell die bekannte Auslassung des Königs ein:

„Wie? Gymnasium nennen die jetzigen Menschen die Stätte" u. s. w. Ich müfste es bedauern, wenn die nachstehenden Einzelheiten, die anzufügen ich mir gestatte, als eine Gegengabe angesehen würden. Sie haben lediglich den Zweck, einer etwaigen neuen Auflage dienlich zu sein.

In sachlicher Beziehung sei von allgemeinen Gesichtspunkten und von verschiedenartig Beurteilten von vornherein abgesehen. Nur ein paar Bemerkungen anderer Art zum ersten Bande! Wenn S. 51 f. behauptet wird, dreierlei gebe Karl Theodor und seinem Wirken für die schönen Künste Anspruch auf den Dank der Nachwelt: die Anlegung des englischen Gartens in München, die Blüte des Mannheimer Theaters und der von ihm gegebene Impuls zu Mozarts Idomeneo, so befürchte ich mit der Gegenbehauptung keine Widerrede, dafs so die Thätigkeit des Kurfürsten nach dieser Richtung unterschätzt ist. Seine zweite Gemahlin Leopoldine hatte vier Schwestern; somit war sie nicht „die", sondern „eine" Tochter des Erzherzogs Ferdinand (ibid.). S. 56 ist nicht erwähnt, dafs im Schönbrunner Frieden von 1809 das süd-

liche Tirol von Bayern abgetrennt wurde. Pius VII. war nicht 1809 bis 14 zu Savona in Gefangenschaft; er wurde 1812 nach Fontainebleau geführt (S. 66). Die zweite Gemahlin des Herzogs Albrecht III. hiefs nicht Johanna, sondern Anna (S. 70). Der Prinz von Ligne stand seit 1752 in österreichischen Diensten; er konnte demnach 1814 nicht vom Kaiser Franz als auswärtiger Fürst empfangen werden (S. 76). Bayern war auf dem Wiener Kongrefs nicht von Montgelas vertreten, sondern von Wrede und Rechberg (S. 77). Für die Summen, welche Ludwig I. für Kunstschöpfungen verausgabte, diente der Verfasserin S. 129 „eine Mitteilung, die kürzlich durch die öffentlichen Blätter ging". Diese Mitteilung ist nur ein feinsäuberlicher Abdruck aus Stumpfs „Bayern" S. 75.

Bezüglich der Darstellung ist bereits gesagt, dafs sie aller Anerkennung würdig erscheint. Gleiches gilt mit nur ganz wenigen Ausnahmen von der Diktion. Wortstellungen wie „wenn man auch halb zu Grunde dabei gerichtet ward" (I, 60); oder eine Ausdrucksweise wie „Frankreich, so oft der Leithammel für Deutschland" (I, 186); „August brummte wie ein Bär" (II, 87); „Herzog Christoph machte einen Tugendversuch" (II, 116); „Völderndorff war und ist ein Wohlthätigkeitsinstitut" (II, 185); oder Wortbildungen wie „diplomatische Handhebe" (I, 78) gehören zu den seltenen Ausnahmen.

Anders steht es mit der Orthographie. Für so untergeordnet man sie in Büchern dieser Art erachten mag, eine Zierde ist ihre Mifshandlung auch in ihnen nicht. Es wäre unbillig, in dieser Beziehung an eine Dame die Forderung der Schule zu stellen oder gar von der Frau Staatsrat zu verlangen, dafs sie sich die seit 1879 amtlich eingeführte Orthographie aneigne. Diese mag daher hier ohne alle Berücksichtigung bleiben. Aber ein gut Teil mehr Konsequenz und etwas mehr Rücksicht auf die allgemein anerkannte Richtigkeit durfte doch wohl auch von ihr erhofft werden.

Die Anführung von Belegen unterbleibt besser, da in dieser Beziehung einer Dame gegenüber des Sängers Höflichkeit richtiger schweigen wird.

Von Druckfehlern ist das Buch anerkennenswert sauber gehalten. Erwähnt möge etwa sein: Pillwitz statt Pillnitz (I, 22), Menelau statt Menelaus, welcher statt welchen, Ebern statt Eber, doppelt nach, Ende statt Ente, Herzklofen statt Herzklopfen (II, 52, 53, 84, 193, 211 u. 221).

Die von der Verlagsbuchhandlung dem Buche zu teil gewordene äufsere Ausstattung ist als eine vorzügliche zu bezeichnen. Die eingefügten 4 Photogravüren und eine köstliche Chromolithographie sind ein hübscher Schmuck des Werkes. Für das angefügte Personen-Register gebührt der Verfasserin Dank.

München. Markhauser.

Handbuch d. Geographie von Dr. H. A. Daniel. 6. vielfach verbesserte Auflage. Neu bearbeitet von Prof. Dr. B. Volz. Leipzig. O. R. Reisland. 1894. 36 Lieferungen à 1 M.

Von diesem grofsen Werke ist im laufenden Jahre bereits ein Band, Deutschland umfassend, in neuer Bearbeitung von Prof. Dr. Volz erschienen und hat S. 565 des Jahrgangs 1894 dieser Blätter Besprechung gefunden. Nunmehr läfst die Verlagshandlung auch die übrigen Bände nachfolgen, deren Umarbeitung in dieselben sachkundigen Hände gelegt ist. Damit ist eine Bürgschaft gegeben, dafs dieses standard work auch fernerhin der deutschen Wissenschaft zur Ehre gereichen wird, zumal auch die Verlagshandlung durch gute äufsere Ausstattung dem Buche einen Empfehlungsbrief mitzugeben bedacht war. Die neue Auflage soll in 36 schnell aufeinanderfolgenden Lieferungen zu dem billigen Preise von je 1 Mark erscheinen, so dafs der Käufer darauf rechnen darf, in Bälde sich im Besitze des ganzen Werkes zu sehen. Es kann sich heute nicht mehr darum handeln, die Kritik eines Buches zu schreiben, das durch seine wissenschaftliche Genauigkeit und Reichhaltigkeit, die geistvolle Erfassung und Durchdringung des Stoffes und seine vollendet schöne, von Begeisterung getragene Sprache sich längst einen Weltruf erworben hat, vielmehr mufs man sich daran genügen lassen, dafs, soweit die drei bis jetzt vorliegenden Lieferungen ein Urteil gestatten, die neue Textesredaktion das Streben erkennen läfst, die Schönheiten des Ganzen möglichst zu erhalten und nur da die bessernde Hand anzulegen, wo das Buch von den Fortschritten der Wissenschaft überholt war und veraltete Mafsbestimmungen durch die modernen zu ersetzen waren. So ist das erste Kapitel, welches die historische Einleitung über die Fortschritte der geographischen Wissenschaft seit den Zeiten der Phönizier bis auf den heutigen Tag umfafst, beinahe unverändert in die neue Auflage herübergenommen worden, da sich hier am wenigsten Anlafs zu Änderungen bot. Mehr ist dies im 2. Kapitel der Fall, wo die Fortschritte in der Erkenntnis des gestirnten Himmels in den letzten Jahrzehnten durch die Verbesserung unserer astronomischen Instrumente manche Hypothesen als veraltet erkennen liefs, an deren Stelle die Ergebnisse der neuesten Forschungen zu setzen waren. Dafs in die neue Auflage nicht das ganze Verzeichnis der Asteroiden, sondern nur die erste Dekade mit herübergenommen wurde, kann man nur billigen. Wer sich darüber genauer unterrichten will, wird ohnehin zunächst nach einem Handbuch der Himmelskunde greifen. Bei der Behandlung der physischen Geographie im 3. Kapitel zeigt sich fast auf jeder Seite die bessernde Hand, die sich, wo es nötig schien, auch nicht scheute gröfsere Umgestaltungen und Einschiebungen vorzunehmen, um die Übersichtlickeit zu fördern. Ich verweise hier auf die Abschnitte, die von den Meeren, Inseln, Erdbeben, Hebungen und Senkungen und von den Winden handeln. Ganz neu sind die Abschnitte „Kulturpflanzen" und „der Mensch und die Tierwelt". Kapitel 4 handelt von der Einteilung der Menschen in Rassen. Auch die neue Auflage hält an der

bisher üblichen Zahl von 7 Rassen fest, während Fr. v. Schwarz in seinem jüngst erschienenen Werke „Sintflut und Völkerwanderungen" auf grund seiner langjährigen Studien 10 Rassen aufstellen zu müssen glaubt und als sicherstes Merkmal der Rassenunterschiede nicht Dolicho- oder Brachykephalie, auch nicht Pro- und Orthognathie gelten läſst, sondern nur den sogenannten Nasenindex, d. h. das Verhältnis der Länge der vorderen Nasenöffnung zu deren Breite, wodurch sich zugleich der Übergang vom Menschen zum Affen kundgebe. Ebenso weicht Schwarz von Daniel-Volz in der Bestimmung des Ursitzes der Indogermanen ab, indem er sie in der weiten Ebene des heutigen Turkestan zu beiden Seiten des Amu-darja und Syr-darja seſshaft gewesen sein läſst, von wo sie durch die Verschlechterung des Klimas und die dadurch bedingte fortschreitende Austrocknung und Versandung des Landes vertrieben worden seien. Bei der noch heute bestehenden Unsicherheit in den Ergebnissen ethnologischer Forschungen ist es keineswegs zu verwundern, wenn man in den verschiedenen Werken auf von einander abweichende Meinungen stöſst. So zählt auch Daniel-Volz die Beringsvölker zu den Mongolen, während Schwarz in dem genannten Werke sie den Sibirjaken zurechnet, einem Stamme der ostasiatischen Rasse. Neu ist die auf S. 210 u 211 beigegebene Sprachentafel. — Um auch Unbedeutenderes nicht zu vergessen, sei angeführt, daſs nunmehr im ganzen ersten Buch die Paragraphen fortlaufende Ziffern haben. — Die dritte Lieferung schreitet zur Beschreibung der auſsereuropäischen Erdteile fort. Durch Änderungen in den politischen Verhältnissen, in der Population u. s. w. war an vielen Stellen Veraltetes auszumerzen und durch neue Angaben zu ersetzen. Manches muſste ganz umgearbeitet werden, z. B. Turan, unzulängliche Angaben muſsten vervollständigt werden, was in dem neuen § Kaukasien der Fall ist.

Man sieht aus diesem kurzen Überblick über das bisher Geleistete, daſs man mit Bestimmtheit darauf rechnen kann, ein in allen Teilen gleich zuverlässiges Handbuch zu bekommen, welches auch im neuen Gewande sich des hohen Lobes würdig erweist, das ihm von den berufensten Kennern der geographischen Literatur zu teil geworden ist.

W. Pütz, Leitfaden der vergleichenden Erdbeschreibung. 23. Auflage, umgearbeitet und erweitert von F. Behr. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung. 1894. Preis M. 2.80.

Über die Vorzüge der geographischen Lehrbücher von Pütz ist kein Wort weiter zu verlieren, so allgemein anerkannt sind sie. Die Auflagen mehren sich daher rasch, so daſs jetzt schon die 23. vorliegt, die in ihrer gegenwärtigen Bearbeitung als ein ganz neues Buch bezeichnet werden muſs, so gründlich und umfassend ist die Umarbeitung und Erweiterung vorgenommen worden. Es sind nicht etwa nur Umstellungen einiger Abschnitte und Neugruppierungen des Stoffes ein-

getreten, vielmehr ist auch der Text gegenüber der 22. Auflage so sehr verändert, dafs fast keine Zeile unberührt geblieben ist. Der Stoff hat nun folgende Anordnung gefunden. Die Einleitung bildet ein kurzer Abrifs über die Grundbegriffe 1. der allgemeinen Erdkunde, welche durch Illustrationen erläutert werden, und 2. der physichen Erdkunde. Auf eine in zweckmäfsiger Kürze gehaltene Übersicht über die 5 Weltteile folgt sodann wie billig an erster Stelle die Beschreibung des deutschen Reiches, welcher sich die der übrigen Staaten Europas und der andern Weltteile anreiht. Auch in dem Abschnitte von den deutschen Kolonien ist löbliche dem Schulbedürfnis entsprechende Beschränkung bemerkbar. Ganz neu ist ein etliche 50 Seiten starker Anhang, mit dem offenbar den Bedürfnissen realistischer Schulbildung besser Rechnung getragen werden soll nach dem Vorgange anderer für Real- und Handelsschulen bestimmter Lehrbücher. Wo ein solches Interesse nicht besteht, kann der Leitfaden auch ohne diesen Anhang bezogen werden, wie eine Ankündigung der Verlagshandlung auf dem Umschlage besagt. Man findet darin eine Übersicht über die wichtigsten Verkehrs- und Handelswege sowie eine allgemeine Erdkunde, ebenfalls durch Illustrationen erläutert. Den Schlufs macht eine Reihe statistischer Tabellen. Die Anzeige dieses Buches kann aber nicht geschlossen werden, ohne daran eine Klage zu knüpfen. Es ist nämlich neben dieser neuesten Auflage die erst im Jahre 1892 erschienene 22te Auflage einfach nicht mehr zu brauchen, weil nicht nur keine Seite zur andern, sondern kaum eine Zeile zur andern stimmt. Daraus erwachsen für die Schule die allerunangenehmsten Übelstände. Ein Teil der Schüler hat die alte, ein anderer die neue Auflage — wäre es da nicht nötig, der Lehrer hätte alle beide in der Hand, um Seite für Seite und Absatz für Absatz zu citieren? Eine solche Umarbeitung liefert keine neue Auflage, sondern ein ganz neues Buch, dessen Einführung erst von der höchsten Ministerialgenehmigung abhängig ist. Nun erhält aber diese neue Auflage der Schüler ohne weiteres von dem Buchhändler geliefert, der bei dieser raschen Aufeinanderfolge neuer Auflagen auch zu Schaden kommt, da der Verleger die unverkauft gebliebenen Exemplare der vorigen Auflage nicht mehr zurücknimmt, und nun mufs er gleich in der ersten Stunde finden, dafs das Buch solange nicht für ihn zu gebrauchen ist, als nicht alle Mitschüler und der Lehrer die gleiche Auflage benützen. Schon diese Erwägung sollte den Bearbeiter von einer so radikalen Umgestaltung eines so weitverbreiteten und anerkannt trefflichen Lehrmittels abhalten, wenn nicht die zwingendsten Gründe dafür sprechen. Man wird sonst zu dem Gedanken gedrängt, ob es nicht ratsamer ist, zu Lehrmitteln konservativer Verfasser überzugehen, um sich vor Schaden und Verdrufs zu bewahren.

Frankenthal. Koch.

III. Abteilung.

Miszellen.

I. Die Ergebnisse der Verhandlungen des letzten Landtags für den bayr. Gymnasiallehrstand.

Die materiellen Bewilligungen — nur um diese soll es sich hier handeln — lassen sich in zwei Teile scheiden:

1. Bewilligungen in Konsequenz früherer Beschlüsse;
2. Bewilligungen auf neuer Grundlage.

ad 1. Zu den Bewilligungen der ersten Art sind zunächst alle Ergänzungen des Lehrpersonals zum Zweck der schulordnungsgemäfsen Besetzung von Parallelklassen zu rechnen, sodann die Errichtung einer weltlichen Gymnasialprofessur an Stelle einer geistlichen. Gemäfs früheren Beschlüssen des Landtags trat Vollbewilligung aller hier einschlägigen Postulate ein, und es wurden sonach genehmigt:

5 Gymnasialprofessoren für Philologie, nämlich vier für Parallelkurse, einer für Münnerstadt, wo ein dem Augustinerorden angehöriger Professor dienstunfähig geworden war, ohne dafs der genannte Orden für ihn einen Ersatz stellen konnte; sodann 13 Gymnasiallehrer für Philologie, sämtlich für Parallelklassen, und 3 Gymnasiallehrer für Mathematik, ebenfalls für Parallelklassen. Dazu kommen noch 8 Assistenten.

ad 2. Bewilligungen auf neuer Grundlage kamen in zwei verschiedenen Richtungen vor:

a) Es wurde zum erstenmale auch aufserhalb der vier oberen Klassen eine Anzahl von Gymnasialprofessorenstellen geschaffen. Der Grund hiefür lag in folgendem:

Die Beförderung zum Gymnasialprofessor hatte sich in den letzten Jahren so sehr verlangsamt, dafs trotz ziemlich zahlreicher Neubewilligungen für Parallelklassen die durchschnittliche Wartezeit auf die Professur allmählich von 15 auf 17 Jahre gestiegen war. Dabei eröffneten sich für die Folgezeit noch schlimmere Aussichten, da die Konkurse, welche nunmehr an die Reihe kamen, den jährlichen Gesamtbedarf um mehr als das Doppelte überstiegen. Dies liefs auf eine aufsergewöhnliche Ursache schliefsen. Eine „Denkschrift“ (1891), sowie ein „Memorandum“ (1894), gaben über diese ganze Lage Aufklärung. Das „Memorandum“ äufsert sich über die Ursache in folgender Weise: „Die Veranlassung zu der Stockung im Avancement zum Gymnasialprofessor wurde durch die Neuorganisation der Gymnasien vom Jahre 1874 gegeben, indem zu den bestehenden 8 Klassen (4 Gymnasial- und 4 Lateinklassen) eine neue hinzukam; denn diese 9. Klasse wurde als 1. Klasse unten angesetzt; dadurch trat eine empfindliche Verschiebung in dem Zahlenverhältnis der Stellen für Gymnasialprofessoren und Gymnasiallehrer ein. War bis dahin das Verhältnis der unteren, mit Gymnasiallehrern besetzten Klassen zu den oberen, mit Professoren besetzten 4 : 4 gewesen, so verschob es sich nun sofort auf 5 : 4 und gestaltete sich allmählich noch weit ungünstiger, da an den unteren Klassen viel mehr Parallelkurse notwendig wurden als an den oberen. Durch Errichtung von Parallelabteilungen für die 4 oberen Klassen ist somit eine Beseitigung der Avancementsstockung nicht zu erreichen, da das ungünstige Verhältnis zwischen der Zahl der unteren und oberen Stellen stets bestehen bleiben wird. In dieser Beziehung sind folgende Ziffern lehrreich: in den letzten 11 Jahren (1884 bis 1894) wurden für neue Parallelkurse bewilligt und angestellt.

1884:	10	Gymn.-Lehrer	und	3	Gymn.-Professoren
1886:	20	"	"	10	"
1888:	36	"	"	5	"
1890:	10	"	"	7	"
1892:	33	"	"	13	"
1894:	13	"	"	4	"
Summa:	122	Gymn.-Lehrer	und	42	Gymn.-Professoren."

In wohlwollender Würdigung dieser Verhältnisse hatte die Kgl. Staatsregierung 35 neue Gymnasialprofessoren für Philologie,
3 " " " Mathematik,
3 " " " neuere Sprachen
postuliert. In den Motiven wurde darauf hingewiesen, daſs gegenwärtig die Kandidaten aus den Konkursjahren 1876—77 mit den Anstellungsjahren 1880—81 an der Reihe zur Beförderung zu Gymnasial-Professoren seien; daſs die Konkurse in den angeführten und in den folgenden Jahren eine sehr groſse Anzahl von Teilnehmern aufzuweisen haben, so daſs die Beteiligten unter gewöhnlichen Verhältnissen erst nach einer langen Reihe von Jahren zu Gymnasialprofessorenstellen gelangen würden; daſs diesem Übelstande, der für die Dauer auch auf die Anstaltsinteressen nicht ohne Einfluſs bleiben würde, einigermaſsen dadurch abgeholfen werden könne, daſs die 5. Klasse des Gymnasiums durchweg mit Gymnasialprofessoren besetzt werde. Die vorgeschlagene Maſsnahme stehe auch mit der dermaligen Organisation der Gymnasien vollkommen in Einklang, da die bisher bestandene Scheidung zwischen Gymnasium und Lateinschule nunmehr in Wegfall gekommen sei. Es werde demnach zunächst bei jedem der aus Staatsfonds dotierten 35 Gymnasien ein Professor für die 5. Klasse postuliert, während die bestehenden Parallelkurse der 5. Klasse vorerst auſser Betracht blieben.

Verhielt sich der Landtag in seiner Majorität diesen Motiven gegenüber auch nicht völlig ablehnend, so wollte er doch auf die prinzipielle Besetzung der 5. Klasse sich nicht einlassen, vielmehr eine Pauschalziffer genehmigen, die anfangs ziemlich niedrig gegriffen, später jedoch höher hinaufgesetzt wurde, womit es denn — hoffentlich nur zunächst — sein Bewenden haben sollte. Der Verlauf war in Kürze folgender: Nachdem die Kammer der Abgeordneten (Referent Dr. Daller) anfänglich (99. Sitzung vom 16. März 1894) nur 18 neue Professoren für Philologie, 2 für Mathematik und 2 für neuere Sprachen bewilligt, hierauf die Kammer der Reichsräte (Referent von Auer) das volle Postulat wieder eingesetzt hatte (10. öffentliche Sitzung der Kammer der Reichsräte vom 16. Mai 1894), wurde schlieſslich in der Sitzung des Finanzausschusses vom 29. Mai 1894 vom Abg. Dr. Ratzinger ein Kompromiſs in Vorschlag gebracht, dahin gehend, es seien
28 neue Gymnasialprofessoren für Philologie,
3 " " " Mathematik,
3 " " " neuere Sprachen
zu bewilligen; dieser Antrag fand denn auch im Finanz-Ausschuſs einstimmig Annahme und wurde sodann am selben Tage von der groſsen Mehrheit in der Kammer der Abgeordneten zum Beschluſs erhoben, (142. Sitzung vom 29. Mai), dem auch die Kammer der Reichsräte (15. Sitzung vom 4. Juni 1894) beitrat. Als Zeitpunkt für die Beförderung wurde für die gröſsere Hälfte dieser neuen Professuren (im Ganzen 22) der 1. Juli 1894, für die übrigen 12 der 1. Januar 1895 bestimmt.

In Ausführung dieses Beschlusses wurden am 1. Juli befördert: 21 Philologen, 1 Mathematiker; am 1. Januar 1895 werden befördert: 7 Philologen, 2 Mathematiker, 3 Neuphilologen.[1])

b) Auf eine neue Grundlage wurden gemäſs den Beschlüssen des letzten Landtags auch die Besoldungs- und Dienstesverhältnisse der Assistenten an den Gymnasien gestellt. Die Assistenten bezogen bisher einen Funktionsgehalt von 1080 Mk. nebst 318 Mk. Zulage, in Summa also 1398 Mk.; seit etwa 10 Jahren pflegte dieser Betrag für Assistenten mit mehr als dreijähriger Dienstzeit um 480 Mk., also auf 1878 Mk. erhöht zu werden.

[1]) Thatsächlich wurden 8 Philologen und 2 Neuphilologen befördert, um gröſsere Gleichmäſsigkeit des Avancements zu erzielen; die nächste Professorenstelle erhält also ein Neuphilologe. (Die Red.)

Neuerdings wurden nun die Assistenten aus Anlaſs der Gehaltsaufbesserung, welche den nichtpragmatischen Beamten zu teil wurde, unter das nichtpragmatische, statusmäſsige Personal eingereiht. Nach dem neuen Gehaltsnormativ für diese Beamten (s. Allerh. Verordnung vom 26. Juni 1894, G.- u. V.-Bl. Nr. 29, S. 321—385) gehören die Gymnasialassistenten in die 4. Klasse (Ressort des Kgl. St.-M. d. I. f. K.- u. Sch.-A.) und erhalten

im 1.—3. Jahre 1500 Mk. Gehalt
„ 4.—5. „ 1680 „ „
„ 6.—10. Jahre und darüber 1860 Mk. Gehalt.
} nebst 120 Mk. Gehalts-Zulage.

Von den hiebei verfügten Bestimmungen erscheinen folgende als besonders bemerkenswert:

§ 1. Als nichtpragmatische Staatsbeamte gelten diejenigen Personen, welchen eine in den Regulativen aufgeführte Stelle dauernd übertragen ist. Personen, welche eine solche Stelle nur vorbereitungsweise, auf Zeit, aushilfsweise, nebenbei oder lediglich gegen Stundenhonorar besorgen, gelten nicht als Beamte oder Bedienstete in diesem Sinne.

§ 2. Die Aufnahme und Enthebung erfolgt durch die einschlägigen Ressortministerien oder die von denselben zu bestimmenden untergeordneten Stellen und Behörden. Die Anstellung in statusmäſsiger Eigenschaft ist von dem Besitze der deutschen Reichsangehörigkeit abhängig und durch den Nachweis bedingt, daſs der Anzustellende der Militärpflicht genügt hat. Ausnahmen bedürfen der Genehmigung des vorgesetzten Ministeriums.

§ 6. Dienstliche Bewilligung zur Verehelichung ist einzuholen.

§ 10. Die Klasseneinreihung der Gehaltsregulative präjudiziert in keiner Weise dem Dienstrange der Beteiligten.

§ 11. Jede Vorrückung in den Gehalt einer höheren Altersklasse ist durch die Würdigkeit des Beteiligten bedingt.

§ 12. Den Gymnasialassistenten wird bei der Gehaltsvorrückung die Dienstzeit, welche sie als Kandidaten oder Lehrer im sonstigen öffentlichen Mittelschuldienste oder als Präfekten an Kgl. Erziehungsanstalten zugebracht haben, bis zur Maximaldauer von 2 Jahren in Anrechnung gebracht. Die in zeitweisem Ruhestande zugebrachte Zeit bleibt für die Bemessung der Vorrückung allgemein auſser Betracht.

§ 20. Der Bezug des Gehaltes und der Gehaltszulage beginnt mit dem Tage des Dienstantrittes. — Die Zahlung des Gehaltes und der Gehaltszulage erfolgt monatlich im voraus. Dieselbe endigt mit Ablauf des Monats, in welchem das Dienstverhältnis gelöst wurde, im Falle des Ablebens des Beamten mit Ablauf des Sterbenachmonats.

§ 21. Im Falle der Beurlaubung findet ein Abzug am Gehalte und an der Gehaltszulage für die Dauer des bewilligten Urlaubes nicht statt. Die Stellvertretungskosten fallen der Staatskasse zur Last. Das Gleiche gilt im Falle der Erkrankung für die Dauer von 13 Wochen. Bei längerer Dauer bedarf die fernere unverkürzte Verabfolgung der Bezüge der Genehmigung des Ministeriums.

§ 22. Nichtpragmatischen Beamten etc., welche auf Grund eintretender Dienstunfähigkeit aus dem Dienste ausscheiden, wird eine Pension gewährt, welche im ersten Dienstjahre 30 Prozent des Gehaltes beträgt und mit dem Antritt jedes weiteren Dienstjahres um 2 Prozent des Gehaltes steigt.

§ 24. Die vor dem Eintritt in das 26. Lebensjahr zurückgelegte Dienstzeit bleibt (für die Bemessung der Pension) auſser Betracht.

§ 30. Den Witwen und den hinterbliebenen Kindern werden Pensionen gewährt.

§ 31. Die Witwenpension besteht in dem dritten Teil derjenigen Pension, in deren Bezug der Verlebte zur Zeit seines Todes gestanden ist, oder welche ihm angewiesen worden sein würde, wenn er am Todestage in den Ruhestand versetzt worden wäre.

§ 32. Die Pension der hinterbliebenen Kinder beträgt für Kinder, deren Mutter lebt, $^1/_5$ der Witwenpension für jedes Kind; für Kinder, deren Mutter nicht mehr lebt, $^2/_{10}$ der Witwenpension für jedes Kind.

§ 39. Die Zahlung der Pensionen erfolgt monatlich im voraus.

Schließlich sei noch zweier Willigungen von weniger einschneidender Bedeutung gedacht.

c) Es erhalten nämlich fortan die Fachlehrer des Schreib- und Stenographieunterrichts pro Wochenstunde einen Jahresbetrag von je 108 Mk. in den größeren, je 90 Mk. in den kleineren Gymnasialstädten (bisher je 90, bezw. 72 Mk.). Hiemit ist die angestrebte Gleichstellung ihres Honorars mit jenem der übrigen Fachlehrer erreicht. Als größere Gymnasialstädte gelten nach wie vor gemäß einem mit dem Finanzausschusse der Kammer der Abgeordneten im Jahre 1876 vereinbarten Regulativ: München; Speyer; Regensburg; Bamberg; Bayreuth; Hof; Ansbach; Nürnberg; Aschaffenburg; Würzburg; Augsburg.

d) Ferner wurden in höchst dankenswerter Weise für Ferienkurse aus Archäologie, Geographie und Naturkunde, um einzelnen Teilnehmern die Reise- und Aufenthaltskosten wenigstens zum Teil ersetzen und den Leitern dieser Kurse ein mäßiges Honorar gewähren zu können, pro Jahr 3000 Mk. bewilligt. Die Kgl. Staatsregierung hatte 4000 Mk. beantragt.

II. Übersicht über die Rang- und Gehaltsverhältnisse der Lehrer an den Progymnasien und isolierten Lateinschulen nach Maßgabe der Landratsbeschlüsse der letzten Jahre.

Es handelt sich hier z. Z. um folgende drei Punkte:

a) Inwieweit ist die Gleichstellung der Vorstände der Progymnasien (= Rektoren) und der isolierten Lateinschulen (= Subrektoren) mit den Gymnasialprofessoren zur Durchführung gelangt?

b) Ist die Gehaltsaufbesserung, welche gemäß Allerhöchster Verordnung vom 11. Juni 1892 den pragmatischen Staatsbeamten bewilligt wurde,[1]) in analoger Weise auch den pragmatisch angestellten Lehrern an den isolierten Lateinschulen (bezw. Progymnasien), hier Subrektoren und Studienlehrern (bezw. Rektoren und Gymnasiallehrern an Progymnasien) zu teil geworden? wenn ja — wann und unter welchen Bedingungen geschah dies?

c) Ist die Gehaltsaufbesserung, welche kraft Allerhöchster Verordnung vom 26. Juni 1894 den Assistenten der Gymnasien gewährt wurde (siehe oben), in analoger Weise den Assistenten an den Progymnasien und isolierten Lateinschulen bewilligt worden? wenn ja — von wann an?

ad a) Die Vorlage wegen Gleichstellung der Subrektoren mit den Gymnasialprofessoren kam im Jahre 1890 zum erstenmale vor die Landräte; sie fand aber damals noch nirgends Anklang. Im J. 1891 jedoch wurde sie von den Landräten dreier Kreise, nämlich in Oberbayern, in der Pfalz und in Schwaben, angenommen; die Annahme erfolgte in verschiedener Weise: 1. in

---

[1]) Nach der Geh.-Aufb. vom Jahre 1892 erhalten:

1. die Gymn.-Lehrer (Klasse XI e):

im 1.—3. Dienstjahre 2280 M. Gehalt	}	ausserdem 180 M. nichtpragmatische Gehaltszulage.
im 4.—5. „ 2640 M. „		
im 6.—10. „ 3000 M. „		
u. nach weiteren je 5 Jahren 180 M. mehr		

Der Unterschied gegen früher besteht hier lediglich darin, dass vom 5. Dienstj. an 180 M. mehr gegeben werden; früher also im 6.—10. Dienstj. nur 2820 M.; im 11.—15. nur 3000 M. u. s. w.

2. die Gymn.-Professoren (Klasse VII d):

im 1.—5. Dienstjahre 3720 M. Gehalt	}	ausserdem 420 M. nichtpragmatische Gehaltszulage.
im 6.—10. „ 4080 M. „		
im 11.—15. „ 444[illegible] M. „		
im 16.—20. „ 4800 M. „		
u. nach weiteren je 5 Jahren 180 M. Gehalt mehr.		

Gegen früher zeigt sich hier ein erheblicherer Unterschied; vorher erhielt diese Kategorie nämlich:

im 1.—5. Dienstjahre 3360 M. Gehalt	}	ausserdem 300 M. nichtpragmatische Zulage.
im 6.—10. „ 3720 M. „		
im 11.—15. „ 4080 M. „		
u. nach weiteren je 5 Jahren 180 M. Gehalt mehr.		

Oberbayern und in der Pfalz: ab 1. Januar 1892 und mit rückwirkender Kraft, d. i. mit der Bestimmung, dafs für die Gehaltsberechnung das Datum der ersten Anstellung als Subrektor mafsgebend sein solle; 2. in Schwaben ebenfalls ab 1. Januar 1892, jedoch nur für die Subrektoren mit mehr als 15 Dienstjahren (von der Ernennung zum Studienlehrer an gerechnet) ohne rückwirkende Kraft, und ferner nur für die Vorstände vollständiger d. i. fünfklassiger Lateinschulen. — Die drei übrigen hier in Betracht kommenden Kreise, nämlich Ober-, Mittel- und Unterfranken, verhielten sich nicht blofs im Jahre 1891, sondern auch in den folgenden Jahren im allgemeinen diesen Forderungen gegenüber ablehnend. Nur der Landrat von Mittelfranken bewies noch einmal ein gröfseres Entgegenkommen. Im Zusammenhang mit der Erhebung einer gröfseren Anzahl von fünfkursigen isol. Lateinschulen zu sechskursigen mit dem Titel „Progymnasien" genehmigte nämlich der Landrat in seiner letzten Tagung (Nov. 1894) Zuschüsse auch zu dem Mehraufwand, spez. zu der Rangerhöhung der Progymnasial-Rektoren, und zwar in der Höhe von 70 % des Gesamtaufwandes. Für die übrigen 30 % haben also die Städte aufzukommen. Bei diesem Anlafs wurde bestimmt, dafs die Rektoren (an den Progymnasien) den nach dem Gehaltsregulativ ihnen zukommenden Professorengehalt unter Anrechnung ihrer Dienstjahre als Subrektoren erhalten sollen, wogegen jeder Funktionsbezug in Wegfall zu kommen habe.

Anders in Unter- und Oberfranken. Die Landräte beider Kreise stellten sich auf den Standpunkt, dafs die Mehrleistungen für die errichteten Progymnasien von den betr. Stadtgemeinden (dort Kitzingen und Lohr, hier Wunsiedel) zu tragen seien, nur dafs Oberfranken den Pauschalbeitrag für Wunsiedel um ein geringes erhöhte. In Kitzingen und Lohr ist — laut gütiger Mitteilung — z. Z. die Sache so geordnet, dafs die Rektoren an den dort eingeführten Progymnasien von der Stadtgemeinde den Professorengehalt vom 1. September 1894 ab, aber unter Belassung des seitherigen Subrektoratsbezugs, erhalten.

Woher nun auch immer die Kosten für die Errichtung der Progymnasien und spez. für die Rangerhöhung ihrer Rektoren bestritten werden, welch letztere bekanntlich eine Vorbedingung für die staatliche Genehmigung der Progymnasien bildete, sicher ist die Thatsache freudig zu begrüfsen, dafs durch die genannte Organisation abermals ein Teil der Vorstände von Kreismittelschulen zum Ziele gelangt ist; es betrifft dies in Oberfranken: Wunsiedel; in Mittelfranken: Fürth, Neustadt a. A., Rothenburg, Schwabach, Weifsenburg, Windsheim; in Unterfranken: Kitzingen und Lohr.

Es entbehren sonach dermalen verhältnismäfsig nur mehr wenige Vorstände von isolierten Lateinschulen die erstrebte Erhöhung. Diese isol. Lateinschulen befinden sich, wie sich zeigt — mit Ausnahme von Lindau, dessen Vorstand noch nicht 15 Dienstjahre hinter sich hat, — sämtlich in Mittel- und Unterfranken; es sind dort: Dinkelsbühl (das übrigens die Erhebung zum Progymnasium anstrebt), Feuchtwangen, Hersbruck, Uffenheim, (Windsbach); hier: Amorbach, Hammelburg, Hafsfurt, Miltenberg.

ad b) Gehaltsaufbesserung der pragmatischen Beamten an den Kreislateinschulen. Dieselbe wurde weder überall sofort noch auch überall gleichzeitig und gleichmäfsig für beide Kategorien (Subrektoren und Studienlehrer) gewährt. Vier Kreise, nämlich Oberbayern, Schwaben, Mittel- und Unterfranken, liefsen sofort eine Bewilligung eintreten (1892). Doch nur Oberbayern verhielt sich in allen Punkten entgegenkommend, indem hier die Aufbesserung für beide Kategorien rückwirkend ab 1. Januar 1892 bewilligt wurde: also völlige Gleichstellung mit den Staatsbeamten. Schwaben machte den Unterschied, dafs zwar die Studienlehrer die Gehaltserhöhung bereits ab 1. Januar 1892 erhielten, die Subrektoren dagegen mit Rücksicht auf die kurz vorher, mit Wirksamkeit vom 1. Januar 1892 erfolgte Rangerhöhung, die eine erhebliche Aufbesserung der Bezüge im Gefolge gehabt habe, erst ab 1. Januar 1893 in den Genufs der Aufbesserung traten. Mittel- und Unterfranken bewilligten ab 1. Januar 1893, wobei zu bemerken ist, dafs in den beiden letztgenannten Kreisen wie damals so heute noch ein Rangunterschied zwischen Subrektoren und Studienlehrern nicht besteht, da sich die Landräte gegen den Antrag auf Gleichstellung der ersteren

mit den Gymn.-Professoren stets ablehnend verhielten (siehe darüber oben); es erhielten also auch die Subrektoren nur die Gehaltsmehrung, welche den Studienlehrern mit mehr als 5jähriger Dienstzeit zu teil wurde, nämlich 180 M.

Die Pfalz und Oberfranken bewilligten zunächst (1892) gar nichts, und zwar die Pfalz „wegen der durch die Rangerhöhung sämtlicher Subrektoren eingetretenen starken Belastung des Kreises“ und in Erwartung der Übernahme der drei mit Gymnasien verbundenen Lateinschulen Kaiserslautern, Landau und Neustadt a. H. auf den Staat; Oberfranken, „um Überbürdung des Kreises zu vermeiden.“ Ein Jahr darauf (1893) holte jedoch Oberfranken das Versäumte nach und bewilligte für die pragmatischen Lehrer der Lateinschule Wunsiedel, der einzigen im Kreise, die Aufbesserung. Die Pfalz hingegen weigerte sich aus den oben angeführten Gründen auch im Jahre 1893 und 1894, den Subrektoren (und Rektoren) die Aufbesserung analog den Staatsbeamten zu teil werden zu lassen und bewilligte sie (im Jahre 1893) nur für die Studienlehrer; in beiden Kreisen erfolgte die Bewilligung mit Wirkung vom 1. Januar 1894 an.

ad c) Gehaltsaufbesserung der Assistenten an den isolierten Lateinschulen (bezw. Progymnasien). Dieselbe wurde von der Mehrzahl der hier in Betracht kommenden Kreise in der letzten Tagung der Ländräte (Nov. 1894) und meist einstimmig bewilligt: in Oberbayern und in der Pfalz ab 1. Januar 1894, in Mittelfranken und in Schwaben ab 1. Januar 1895, im letzteren Kreise jedoch mit einer Reserve hinsichtlich der Pensionsberechtigungen, deren Prüfung sich der Landrat jeweilig vorbehalten hat. In Unterfranken dagegen wurde die geringfügige Summe, die für die Aufbesserung der einschlägigen Kategorie nötig gewesen wäre, abgelehnt. Aber auch in Oberfranken, welches wegen eines Assistenten in Wunsiedel in Betracht kommt, fand gleichwie bei den Realschulassistenten eine Willigung nicht statt.

(Lateinschule Donauwörth.) Donauwörth besitzt bisher eine vierkursige Privatlateinschule. Der Landrat von Schwaben beschlofs, ab Schuljahr 1895/96 einen gröfseren Teil der Kosten, nämlich die Gehaltsergänzungszuschüsse mit 1020 M., die Dienstalterszulagen und die nichtpragm. Zulagen für 4 wirkliche Studienlehrer an dieser Lateinschule zu übernehmen, um es zu ermöglichen, dafs die Privatlateinschule Donauwörth zu einer öffentlichen fünfkursigen Lateinschule erhoben werde. Diese Willigung erfolgte jedoch nur unter der Bedingung, dafs die Kgl. Staatsregierung die Anstalt zu einer öffentlichen Lehranstalt erhebt. Dr. G.

---

43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, 1895, zu Köln.

Präsidium: Gymnasialdirektor Dr. Oskar Jäger, Köln, Severinstr. 251. Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Franz Bücheler, Bonn, Weberstr. 52. Wir beehren uns hierdurch vorläufig mitzuteilen, dafs gemäfs Beschlufs der letzten Versammlung zu Wien die 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in den Tagen vom 25. bis 28. September 1895[1]) zu Köln stattfinden wird. Die vorbereitenden Geschäfte für die Sektionen haben übernommen: Philologische: Dr. W. Schmitz, Gymnasialdirektor, Köln, Kaiser Wilhelmgymnasium. Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Usener, Bonn, Baumschuler Allee 26. Pädagogische: Professor Lambert Stein, Köln, An den Dominikanern 8. Provinzialschulrat Dr. W. Münch, Coblenz. Archäologische: Hofrat Dr. Aldenhoven, Direktor des Wallraf-Richartz-Museums, Köln. Universitätsprofessor Dr. Loeschcke, Bonn, Königstr. 53. Germanistische: Oberlehrer Dr. Blumschein, Köln, Roonstr. 17. Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Wilmanns, Bonn, Weberstr. 14. Historische: Gymnasialdirektor Dr. Milz, Köln, An den Dominikanern 10. Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Ritter, Bonn, Riesstr. 8. Mathematisch-naturwissenschaftliche: Gymnasialdirektor Dr. Schorn,

---

[1]) Dieser Termin ist für Bayern höchst ungünstig gewählt, da zu dieser Zeit — unmittelbar nach den grossen Ferien — die bayerischen Gymnasiallehrer kaum würden teilnehmen können; daher hat der Vereinsausschuss sich alsbald an das Präsidium gewendet, um wo möglich eine Verlegung der Versammlung zu bewirken. Die bereits eingetroffene Antwort weist mit Bedauern auf die Unmöglichkeit einer Änderung hin; dagegen wird sich das Präsidium an die Ministerien der verschiedenen deutschen Staaten mit der Bitte um Urlaubsbewilligung für die Teilnehmer wenden (die Red.).



Köln, Realgymnasium, Kreuzgasse. Dr. Thomé, Realschuldirektor, Köln, Spiesergasse 15. Neusprachliche: Oberlehrer Adeneuer, Köln, Pfeilstr. 25—27. Universitätsprofessor Dr. Förster, Bonn, Arndtstr. 14. Orientalische und indogermanische: Professor Müller, Köln, Hohenstaufenring 52. Universitätsprofessoren Dr. Prym, Bonn, Coblenzerstr. 39, und Dr. Jacobi, Niebuhrstr. 29. Anmeldungen von Vorträgen u. s. w. für die Plenarsitzungen bitten wir vor Mitte Juni 1895 an einen der beiden Unterzeichneten, für die Sektionen an die bezeichneten Herren Sektions-Obmänner gelangen zu lassen. Köln, Bonn, im November 1894. Dr. O. Jäger. Dr. Franz Bücheler.

Archäologische Fundnotizen.

Fund einer antiken Löwenstatue aus Marmor in Kertsch.

Nach Angabe der Now. Wremja hat der Oberst a. D. Woloschkewitsch im Garten seines Wohnhauses unter einem schon früher wiederholt durchsuchten Hügel auf den Ruinen des alten Pantikapoeum eine sehr gut erhaltene, echt griechische Statue eines Löwen aus hellstem weifsen Marmor gefunden, welche 200 Pud schwer, etwa 4 Arschin lang und 2 Arschin hoch ist. Der auf einem Fufsgestell, welches auch noch fast ganz unversehrt ist, ruhende, seinen Blick wütend nach rechts wendende Löwe stützt seine rechte Vorderpfote auf den Kopf eines toten Stieres, welch letzteren man bekanntlich auf den ältesten griechischen Münzen des 7. und 8. Jahrhunderts vor Chr. sehr oft findet. Der Fund wird in der Eremitage zu St. Petersburg unter der Altertümersammlung von Kertsch aufbewahrt und gehört der Zeit von 300—200 vor Chr. an, da historische Gründe, namentlich der Umstand, dafs die Krim erst später kolonisiert wurde, nicht erlauben, seine Entstehungszeit in das 8. oder 7. Jahrhundert zu setzen.

Dresden. Dr. Löschhorn.

Personalnachrichten.

Ernannt: Dr. Joh. Fertig, Assistent in Bamberg (N. G.) zum Gymnasiallehrer in Freising; Karl Bafsler, Assistent in Schäftlarn zum Gymnl. am Progymnasium in Rotenburg a. T. (M); Dr. Arn. Pischinger, Assistent am Luitpoldgymn. in München zum Gymnl. in Eichstätt; Priester Ludw. Stadlmann in Amberg zum Gymnprof. daselbst (kath. Religion); zu Gymnprof. die Gymnl. Jos. Wismeyer in München (Maxg.); Dr. Thomas Stangl in München (Luitp.-G.); Franz Poschenrieder in Regensburg (A. G.); Dr. Gg. Brambs in Eichstätt; Siegmund Fries in Nürnberg (N. G.); Karl Michal in Nürnberg (N. G.); Dr. Leonh. Lutz in Würzburg (N. G.); Dr. Ant. Reiter in Würzburg (N. G.) Joh. Gretsch in Bamberg (N. G.) für Math.; Dr. W. Hecht (bisher mit dem Titel Professor) in Nürnberg (A. G.) für Math.; Dr. Mich. Waldmann in Regensburg (A. G.) f. neuere Sprachen; Dr. Arthur Raumair in Regensburg (N. G.) f. n. Spr.; — zum Rektor des Progymn. in Memmingen der Gymnl. Fr. Doederlein daselbst (mit Rang u. Gehalt eines Gymnprof.); Rud. Riedel, Assistent a. d. Lateinschule Blieskastel zum Gymnl. am Progymn. Kusel; Priester Ign. Bader zum Gymnprof. am Luitpoldg. in München (kath. Religion).

Versetzt: Herm. Roppenecker, Gymnl. in Freising an das Progymn. Frankenthal; Ludwig Kaifer, Gymnl. in Eichstätt nach Freising; Phil. Kraus, Gymnl. am Progymn. Kusel an das Progymn. Memmingen.

In Ruhestand versetzt: Fr. Jacobi, vorm. Gymnl. in Kempten auf ein weiteres Jahr; Jos. Mayenberg, vorm. Gymnprof. in Freising (M.) für immer, Dr. Simon Sepp, Gymnl. in Freising für immer, beide unter Anerkennung ihrer langjährigen und pflichteifrigen Dienstleistung; Ludw. Soffel, Gymnl. am Progymnasium Frankenthal auf ein Jahr.

Auszeichnungen: Den Verdienstorden vom hl. Michael 4. Kl. erhielten Dr. Adolf Westermayer, Rektor des Gymn. in Erlangen; Korbinian Sachs, Gymnprof. am Ludwigsgymn. in München.

Gestorben: Joh. Adam Kohl, Rektor des Progymn. Memmingen.

Soeben erschien:

Lehrbuch der Geographie

von

Dr. Hermann Wagner

Geheimer Regierungs-Rat und Professor der Geographie an der Universität zu Göttingen.

Sechste gänzlich umgearbeitete Auflage.

von Guthe-Wagner's Lehrbuch der Geographie.

1. Lieferung. Preis 3 Mark.

Der Umfang des gesamten Werkes ist auf stwa 100 Bogen berechnet. Dasselbe wird in zwanglosen Lieferungen, die je einen gröfseren in sich abgerundeten Abschnitt enthalten, veröffentlicht werden. Einzelne Lieferungen oder Bände werden nicht abgegeben. Der Kauf der ersten Lieferung verpflichtet zur Abnahme des ganzes Werkes, dessen Preis 20 Mark nicht überschreiten wird.

Hannover und Leipzig.

Hahn'sche Buchhandlung.

---

*Verlag von **Wilhelm Engelmann** in **Leipzig**.*

Aufgaben aus deutschen Dramen.

Zusammengestellt von

Dr. H. Heinze, Direktor und Dr. W. Schröder, Professor

am Kgl. Gymnasium und Realgymnasium zu Minden.

Soeben erschien:

Zweites Bändchen: Aufgaben aus **„Die Jungfrau von Orleans"**, zusammengestellt von Dr. Schröder. 8. Geheftet M. —.80; kartonniert M. 1.—.

Drittes Bändchen: Aufgaben aus **„Wallenstein"**, zusammengestellt von Dr. Heinze. 8. Geheftet M. 1.—; kartonniert M. 1.20.

Früher erschien:

Erstes Bändchen: Aufgaben aus **„Wilhelm Tell"**, zusammengestellt von Dr. Heinze. 8. Geheftet M. —.80; kartonniert M. 1.—.

Weitere Bändchen befinden sich in Vorbereitung und zwar werden zunächst erscheinen die Aufgaben aus **„Minna von Barnhelm"**, **„Götz von Berlichingen"** und **„Egmont"**.

Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kraß, Dr. **M.** und Dr. **H. Landois, Der Mensch u. die drei Reiche der Natur.** In Wort und Bild für den Schulunterricht in der Naturgeschichte dargestellt. gr. 8°.

Dritter Teil: Das Mineralreich. Mit 87 eingedruckten Abbildungen. Fünfte, verbesserte Auflage. (XII u. 136 S.) M 1.40; geb. in Halbleder mit Goldtitel M. 1.75. — Früher sind erschienen:

Erster Teil: Der Mensch und das Tierreich. Mit 195 eingedruckten Abbildungen. Zehnte, verbesserte Auflage. (XII u. 244 S) Mk. 2.10; geb. in Halbleder mit Goldtitel Mk. 2.45.

Zweiter Teil: Das Pflanzenreich. Mit 215 eingedruckten Abbildungen. Siebente, verbesserte Auflage. (XII u. 2 8 S.) Mk. 2.10; in Halbleder mit Goldtitel Mk. 2.45.

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

REDIGIERT VON

DR. JOHANN MELBER.

EINUNDDREISSIGSTER BAND.

II. & III. HEFT.

FEBRUAR—MÄRZ.



MÜNCHEN, 1895.

J. LINDAUER'SCHE BUCHHANDLUNG.

(SCHOEPPING.)

Inhalt des II. und III. Heftes.

Abhandlungen.

Rezensionen.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Über die Förderung des Gymnasialunterrichtes durch Verwertung der archäologischen Hilfsmittel.

(Vortrag, gehalten auf der XVIII. Generalversammlung des bayer. Gymnasiallehrervereins zu Bamberg 1894).

Es kann nicht meine Absicht sein, das Gebiet der Archäologie, soweit sie in der Schule zur Verwendung kommt, nochmals ausführlich zu behandeln, nachdem erst vor zwei Jahren Herr Rektor Lechner so erschöpfend die Erfahrungen einer langjährigen Praxis dargelegt hat[1]), und ich selbst die Gliederung des Stoffes und die Verbindung mit den übrigen Lehrgegenständen in den Gymnasialblättern[2]) besprochen habe. Zudem wird diese Frage in Programmen[3]) nun so vielfach erörtert, dafs jeder, der Interesse dafür hat, sich leicht darüber unterrichten kann. Es soll daher nur durch einige zusammenfassende Bemerkungen der gestellte Antrag begründet und auf die wichtigsten Hilfsmittel hingewiesen werden.

Von drei Seiten geht die Anregung aus, die Hilfsmittel der Archäologie im Unterricht zu verwerten; es ist zunächst die Archäologie selbst, die auf dem Gebiet der Altertumswissenschaft fast eine führende Stellung einnimmt, dann die praktische Richtung der neueren Pädagogik, und endlich die hohe Bedeutung der Kunst im modernen Kulturleben. Die grofsartigen Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte in Olympia, Pergamon, Mykenä, Selinunt haben einen mächtigen Einflufs auf die Philologie ausgeübt, sie ist nicht mehr ausschliefslich Sprachwissenschaft, sondern sucht das Kulturideal der alten Völker in möglichst umfassender Weise wiederherzustellen, und hat besonders die Kunst als wichtigsten Bestandteil der alten Kultur in ihr Gebiet gezogen. Dafs das Gymnasium sich nicht abschliefst gegen diese Richtung der Philologie, ist wohl begreiflich, der Gewinn der Wissenschaft wird

---

[1]) Bericht über die XVII. General-Versammlung des bayer. Gymnasiallehrervereins. München, 1892 S. 59—78.

[2]) Blätter f. d. bayer. Gymnasialschulwesen. XXVIII. Bd. S. 502—511.

[3]) Hübner-Trams, Die bildende Kunst beim Gymnasialunterricht. Charlottenburg 1880. — Fischer, Über Berücksichtigung der bildenden Kunst. Mörs 1881 u. 1892. — Quericke, Kunstgeschichte auf dem Gymnasium. Memel 1888. — Hartmann, Verwertung antiker Denkmäler. Wohlau 1889. — Wilisch, Gymnasium und Kunstarchäologie. Zittau 1890. — Polaschek A., Der Anschauungsunterricht mit besonderer Rücksicht auf die Liviuslektüre. Czernowitz 1894.

eben durch das Gymnasium dem Volke vermittelt. Schon längst hat man sich gewöhnt die Unterweisung in den alten Sprachen nicht mehr als wichtigste Aufgabe des Gymnasiums zu betrachten, sondern nur als Mittel, um die Jugend in die ideale Kulturwelt der Antike einzuführen und ihr so einen Mafsstab für die heutigen Verhältnisse zu geben. Nun ist aber die antike Kultur ohne Kunst undenkbar, vielmehr die Kunst die vornehmste Seite derselben, und darum soll sie auch beim Gymnasialunterricht Berücksichtigung finden, Bestrebungen, die vor allem die Archäologen von Brunn und Conze[1]) angeregt haben.

Ferner ist es die praktische Pädagogik der neuern Zeit, die auch dahin führt, von den Hilfsmitteln der Archäologie recht ausgiebigen Gebrauch zu machen: ‚quod non est in sensu, non est in intellectu‘, rufen ihre Vertreter[2]) nach Commenius uns zu, indem sie mit Recht betonen, dafs Anschauung und Begriffsbildung aufs engste zusammenhängen, dafs nur der einen richtigen Begriff von einer Sache bekommen kann, der eine deutliche Anschauung davon hat. Gilt dieser Satz zunächst von den Fächern, die eben auf der sinnlichen Anschauung beruhen, wie Geographie, Naturkunde, Physik, so hat er doch auch seine Berechtigung bei der Einführung in die antike Welt. Das Hauptmittel dazu bilden freilich die sprachlichen Denkmäler der Alten, aber nur der wird diese ganz verstehen, der durch sinnliche Anschauung eine Vorstellung von den antiken Kulturverhältnissen sich machen kann. Man mufs gestehen, dafs diesem Satz des Commenius gerade bei der Einführung in die antike Welt zu wenig Geltung verschafft wurde, und doch ist es hier besonders nötig, weil die antiken Verhältnisse der Jugend zunächst ganz ferne liegen und der Lehrer nicht wie in der Naturkunde immer auf die Umgebung verweisen kann. Es kann gar kein Zweifel darüber bestehen, dafs der Schüler einen bleibenderen Eindruck von der Persönlichkeit eines Demosthenes oder Sophokles erhält, wenn er die herrlichen Statuen derselben in einer grofsen Abbildung *sehen* kann, als wenn er nur von ihrem Leben und Charakter *hört*. Ebenso wird der Schüler von dem öffentlichen Leben Roms sich eine bessere Vorstellung machen, wenn das Forum auch durch Abbildungen ihm vor Augen geführt wird, und für die Kleinen wird die fremde Sprache an Leben gewinnen, wenn sie die Wohnstätten, die Lebensweise des Volkes, dessen Sprache sie beschäftigt, durch bildliche Darstellungen kennen lernen. Es wird darum mit vollem Recht von erfahrenen Pädagogen darauf hingewiesen, dafs auch beim Gymnasialunterricht dieses Mittel nicht versäumt werden dürfe. — Andere, deren Hauptvertreter Prof. Lange[3]) ist, erstreben eine künstlerische Erziehung der

---

[1]) Vgl. die Verhandlungen der Philologenversamml. zu Görlitz, München u. Wien. Ferner Sitzungsb. d. K. Preuss. Akademie der Wissensch. 1894. XXIX.

[2]) Schrader, Erziehungs- und Unterrichtslehre 5. Aufl., Berlin, Dümmler 1889, gibt S. 72 ff. treffende Bemerkungen über dieses Bildungsmittel der Phantasie. — Menge R., Gymnasium und Kunst, Eisenach, Baumeister. Überaus lehrreich sind dessen Aufsätze im Encykl. Handb. d. Pädagogik v. Rein S. 94—102 und in den Lehrproben v. Frick, 38. Heft, S. 66—93.

[3]) Lange Konr., Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend. Darmstadt, Bergstraefser 1893.

deutschen Jugend; sie erkennen die hohe Bedeutung der Kunst und heben nachdrücklichst hervor, dafs der Jüngling für die Kunst, diese Quelle der reinsten Freuden, ein viel gröfseres Interesse hätte, wenn auch beim Unterricht mehr Gewicht darauf gelegt würde. Entwicklung der Anschauung, Kräftigung des Formengedächtnisses, Ausbildung der ästhetischen Illusionsfähigkeit stellt Lange als Ziel hin, zunächst für den Zeichenunterricht, aber es wird sich dies besser erreichen lassen, wenn auch sonst im Unterricht darauf hingearbeitet wird. Da bieten nun die Kunstwerke der Alten das beste Mittel, um den Geist nach dieser Seite auszubilden von der einfachen Anschauung bis zur ästhetischen Auffassung und Bewunderung eines Meisterwerkes. So treffen in der That drei Richtungen in demselben Bestreben zusammen, das Anschauungsvermögen zu fördern und mit der Einführung in die Sprache und Literatur der Alten eine lebendige Vorstellung der antiken Kultur zu erwecken. Über die Notwendigkeit, hierin weiter zu gehen als bisher, sind wohl alle einig, die meisten empfinden es als einen Mangel, dafs die Schüler so wenig mehr im Altertum leben und sich in diese Welt versetzen können. Nur über den Umfang und die Art der Behandlung besteht Meinungsverschiedenheit, erst die praktische Erfahrung wird mit der Zeit auch auf diesem Gebiet einige Sicherheit bringen.

Es hat eine Zeit gegeben, in der Archäologie als Lehrfach der Gymnasien mit aufgeführt wurde, aber es war nichts als eine trockene Aufzählung der Staats-, Privat- und Sacralaltertümer, also gerade das Gegenteil von dem, was nun erstrebt wird. Nicht etwas Neues soll gelehrt werden, sondern das, was der Schüler beim Sprachunterricht in der Geschichte ohnedies schon lernt, soll ihm zur Anschauung gebracht werden, damit er sich nicht eine falsche Vorstellung macht oder überhaupt, was meist der Fall ist, gar kein Bild gewinnt. Einige wollen den Kunstunterricht als Lehrgegenstand einführen oder wie Koch in einem Aufsatz (N. Jahrb. f. klass. Phil. 3. Hft. 94) vorschlägt, wenigstens fakultativ ihn eingeführt wissen, so dafs die fähigeren Schüler der 3 oberen Klassen daran teilnehmen können. Abgesehen[1]) davon, dafs es wieder ein neuer Lehrgegenstand wäre, der zu wenig mit dem übrigen in Verbindung stände, dafs es überhaupt fraglich ist, ob Schüler der drei oberen Klassen schon reif genug sind, mit Gewinn Rembrandt und Rubens, Raffael und Tizian kennen zu lernen, so wäre eben gerade durch die Trennung vom Gesamtunterricht der Hauptzweck all dieser Bestrebungen verfehlt. Der sprachliche Unterricht, die Lektüre der Klassiker soll gewinnen und die Gesamtanschauung vom Altertum lebendiger werden durch die Behandlung der Denkmäler der antiken Kunst; beides mufs sich gegenseitig ergänzen, also darf nicht das eine ohne das andere getrieben werden. Dafs der Hinweis auf die moderne Kunst nicht ausgeschlossen ist, versteht sich von selbst, aber sie kann doch nur

[1]) Gegen diesen Kunstunterricht erklärt sich auch Lange, a. o. O. S. 81, „das was der Schüler braucht, ist nicht Kunstgeschichte, sondern Kunst“.

zum Vergleich herangezogen werden; das eigentliche Studium der modernen Kunst mufs einem reiferen Alter aufgespart bleiben. Solange die Alten als die Lehrmeister des Schönen am Gymnasium ihre Stätte haben, mufs auch die antike Kunst die erste Stelle einnehmen.

Auf dem letzten Historikertag in Leipzig wurde das Ziel so ausgedrückt: Die Leistungen der Griechen auf dem Gebiete der bildenden Künste sollen an der Hand geeigneter Anschauungsmittel der Jugend vorgeführt werden. Die Fassung ist etwas zu eng, indem dies doch mehr oder minder eine Einführung in die antike Kunst wäre, dies aber nur für die oberen Klassen beabsichtigt sein kann. Der Hauptnachdruck ist darauf zu legen, dafs auf allen Stufen des Unterrichts die Anschauung vom Altertum gefördert werde, der Schüler nicht blofs vom Altertum hört, sondern auch Abbildungen sieht, die ihm die wichtigsten Seiten der antiken Kultur veranschaulichen.

Soll das weite Gebiet, aus dem man Abbildungen zeigen kann, eingeteilt werden, so ist eine dreifache Gliederung möglich, wie ich schon in den Gymnasialblättern genau nachgewiesen habe. In die unteren Klassen (1—4) gehört alles, was das öffentliche und private Leben der Alten zur Anschauung bringt; Pompeji bietet einen reichen Stoff, der die Jugend sehr interessiert. Die Schüler hören von den Opfern, Gebeten, von den Festen, den Spielen, von der Lebensweise der Alten, all dies kann auch durch Abbildungen näher gebracht werden. Auch die Sagen können nur gewinnen, wenn hie und da ein charakteristisches Bild gezeigt wird; der Typus des gewaltigen Herakles und des weichlichen Paris wird sich weit besser einprägen, wenn etwa grofse Photographien des Herakles und Paris aus den beiden Äginetengruppen aufgestellt werden. Bei der Lektüre Cäsars müssen die Kriegsaltertümer vor allem erklärt werden, entweder an erhaltenen Grabsteinen römischer Krieger oder an den Reliefs der Triumphbogen oder an konstruierten Modellen; das Modell eines römischen Legionärs erklärt dem Schüler mit einem Male die Wörter gladius, pugio, clipeus, scutum, pilum, lorica, tunica, pallium, fibula, den Unterschied von tela und arma, kurz das Wesen der römischen Bewaffnung, bei der der Soldat ganz auf die eigene Kraft angewiesen ist. — In den mittleren Klassen (5—7) bietet die Lektüre und der Geschichtsunterricht Gelegenheit genug, um die Schüler in die Denkmäler der Architektur einzuführen; wer könnte die Perikleische Zeit behandeln, ohne von den Hauptbauwerken dieser Periode zu sprechen? Selinunt, das einzigartige Bild einer griechischen Kolonie, Olympia, die geweihte Stätte griechischen Lebens, die Akropolis, der Mittelpunkt attischer Kunst, Pergamon, die Burg kunstsinniger Könige aus der Diadochenzeit, dann das römische Forum, das sind die Hauptorte, mit denen die Schüler auf dieser Stufe vertraut werden sollten, und an die sich leicht alles übrige, die Unterscheidung der Stilarten, die Formen der Hauptgebäude knüpfen läfst. — Den Abschlufs in den beiden oberen Klassen würde die Erklärung der plastischen Werke bilden; bei der Lektüre Homers, Sophokles' und Platos wird immer auf die religiösen Vorstellungen der Alten hingewiesen werden müssen, darum sollten

auf dieser Stufe die wichtigsten Typen der Götter, die ja auch die verschiedenen Seiten des griechischen Volkscharakters in sich schliefsen, erklärt werden, Zeus, Hera, Apollo, Athene, Hermes, Ares, Dionysos, ebenso die herrlichen Gruppen aus der Sagenwelt, das Relief der villa Albani, Orpheus und Eurydike, Eirene mit dem Plutos, die Niobiden, die Laokoongruppe, Orestes und Elektra. Da es vor allem die Persönlichkeit des Schriftstellers ist, für die der Schüler sich begeistert, so ist es ein Glück zu nennen, dafs wir gerade von den hervorragendsten Männern, Sophokles und Demosthenes, so vortreffliche Porträtstatuen, von Homer, Herodot und Thukydides, Sokrates, Perikles sehr gute Porträtköpfe besitzen. Wer einmal auf diese charakteristischen Darstellungen hingewiesen worden ist, wird stets seine Vorstellung von diesen Männern an das Porträt knüpfen.

Was nun die Behandlung selbst betrifft, so wird die gewöhnliche im mündlichen Unterricht die der einfachen Erklärung sein; ein Bild wird im Schaukasten oder sonst an einem geeigneten Platz schon vor dem Unterricht aufgestellt, dann von den Schülern nach den einzelnen Teilen geschildert, das Nötige an sachlichem Detail vom Lehrer hinzugefügt und schliefslich alles Einzelne zu einer vollständigen Beschreibung zusammengefafst. Das Bild wird einige Zeit hängen bleiben, so dafs immer wieder darauf verwiesen werden kann. Freilich ist dies nur möglich bei grofsen Bilder-Tafeln, wie die von Trendelenburg sind, und nur bei solchen, die ein Bild enthalten. — Noch fruchtbringender wird die Verwertung dieses Stoffes zu schriftlichen Arbeiten sein, wobei dann auch eine dem Lehrplan im Deutschen entsprechende Abstufung eintreten kann. In den unteren Klassen (von der 3.—5.) werden nur einfache Beschreibungen verlangt werden dürfen. Da es an geeigneten Bildwerken aus dem Altertum für diese Stufe fehlt, so können hier moderne Darstellungen vortreffliche Dienste leisten: so die von Jul. Lohmeyer: Wandbilder für den geschichtlichen Unterricht (römisches Lagerleben, Schlacht bei Marathon, Schlacht im Teutoburgerwald) oder die Tafeln von Trendelenburg (der Hoplit, togatus, der grammatische Unterricht) oder kleine Modelle wie die Terracottafiguren von Seltner, Sonneberg. Übrigens haben Schüler der 3. Klasse das Mosaikbild der Alexanderschlacht sehr gut und mit grofser Freude beschrieben. — In den mittleren Klassen wird zunächst auch wieder Beschreibung von Plätzen und Gebäuden gewählt werden. Herr Rektor Lechner hat hiefür schon treffende Aufgaben angegeben: Die 3 in Rom erhaltenen Triumphbögen, Das Kolosseum, Ein Gang durch das alte Rom. Neben der einfachen Beschreibung ist auch die erzählende und vergleichende Form zu empfehlen: Beschreibung eines Festzuges in Athen nach dem ergänzten Parthenonfries, dann eine Festfeier in Olympia, Vergleich einer Athenestatue mit der Germania Schillings, eines griechischen und römischen Grabreliefs, Schilderung einer griechischen Kolonie nach dem Vorbild von Selinunt und Agrigent. Dies kann nur dazu beitragen, dafs der Schüler von den antiken Verhältnissen ein anschaulicheres Bild erhält, als es nur durch die Lektüre der Klassiker möglich ist.

Wird der Schüler von unten herauf gewöhnt derartige Abbildungen zu beschreiben und das Altertum ein wenig auch von dieser Seite kennen zu lernen, dann wird man erst mit Gewinn in den oberen 2 Klassen die Meisterwerke der griechischen Plastik behandeln können; dann wird man die Beschreibung einer Statue, einer Athene, eines Demosthenes verlangen können; es wird dem Schüler nicht schwer fallen zwei Statuen mit einander zu vergleichen und den Inhalt und die Komposition einer gröfseren Gruppe wie die der Niobiden zu verstehen und wiederzugeben. Hier ist die Betrachtung nicht mehr blofs eine sachlich erklärende, sondern eine von ästhetischen Gesichtspunkten ausgehende, indem vor allem darauf hingewiesen wird, was der Künstler darstellen wollte, und wie er diesen Gedanken zum Ausdruck gebracht und motiviert hat. Abhandlungen über den Grundgedanken und die Motivierung von Dichtungen werden nach dem Lehrplan in den oberen Klassen gefordert, in ähnlicher Weise können auch plastische Werke behandelt werden. Wie in anderen Fächern, so ist es hier besonders zweckmäfsig, auf ein Bild vorzubereiten und den Schüler anzuleiten, dafs er sich die Ausführung eines Motivs erst in Gedanken zurecht lege, ehe er das Bild sieht. Z. B. der Künstler hat die Aufgabe, den blinden Sänger Homer darzustellen; überlegt sich nun der Schüler die Merkmale des körperlichen Leidens: Die leblosen Augen — den geöffneten Mund — die emporgezogenen Augenwimpern, so wird er zu dem Schlufs kommen, dafs die Darstellung eines Blinden einen unschönen Eindruck machen wird; wodurch vermag nun der Künstler diesen Eindruck aufzuwiegen; vor allem durch die geistige Bedeutung, die er dem Kopf zu geben sucht und durch die Seelenstimmung, in der er den Blinden darstellt; nicht Unzufriedenheit und Widerwillen gegen sein Geschick darf auf seinen Mienen liegen, — dies würde abstofsend wirken — sondern der Friede, der aus der Beschäftigung mit einer höheren Welt als der sinnlichen hervorgeht: das erst kann auf den Beschauer einen befriedigenden und versöhnenden Eindruck machen. Wird so auf das Bild vorbereitet, dann wird der Schüler erst erkennen, wie sehr es dem Künstler gelungen ist, das schwere körperliche Leiden mit der inneren Seelengröfse zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden. Ähnlich ist die Behandlung einer Gruppe, nur kommen hier noch andere Fragen in Betracht, nicht nur, wie der Künstler Gegensätze ausgleicht, sondern vor allem, wie er den günstigsten Moment wählt, wie er die Handlung begründet, wie er mehrere Personen gruppiert. Es kommt z. B. zur Besprechung das unvergleichlich schöne Relief der villa Albani, Orpheus und Eurydike. Ehe das Bild gezeigt wird, müfste kurz der Inhalt der Sage angegeben werden, der aus Ovid den meisten bekannt ist. Der Künstler hat die Aufgabe darzustellen, wie Orpheus für seinen Ungehorsam bestraft wird, dadurch, dafs Eurydike wieder in die Unterwelt zurückkehren mufs. Es werden nun die verschiedenen Möglichkeiten erwogen: der Künstler konnte sich die Trennung beider als vollendet denken — oder Orpheus und Eurydike noch vereinigt darstellen und die künftige Trennung nur andeuten — oder

den Moment der Trennung selbst wiedergeben; ferner ist zu fragen, welche Personen auf dem Relief vorkommen müssen und wie dieselben meist charakterisiert werden. Nach solchen Vorfragen kann der Schüler gerade an diesem Relief in die ganze Schönheit der griechischen Plastik eingeführt werden. Der Künstler hat den Moment der Trennung gewählt, weil gerade auf diese Weise der Widerstreit der tiefsten Gefühle am deutlichsten erkennbar wird; er hat nicht die Strafe als das wichtigste hinstellen wollen, sondern hat die Sage viel tiefer erfafst, er hat der treuen Liebe von Orpheus und Eurydike den edelsten Ausdruck verliehen und die schmerzliche, aber doch ruhige Ergebung ins Unvermeidliche zum eigentlichen Gegenstand seiner Darstellung gemacht. Es kann dann auf die Abstufung im Ausdruck des Schmerzes hingewiesen werden, Orpheus und Eurydike sind am tiefsten bewegt, aber auch Hermes steht nicht teilnamslos da, es wird ihm diesmal besonders schwer seines Amtes zu walten; zuletzt kommt die Komposition zur Erklärung, es ist eine dreifache Gliederung, Eurydike bildet den Mittelpunkt, rechts und links stehen die männlichen Personen, aber wie viel Leben ist in dieser Einteilung, wie frei ist sie von allem Schematismus! Der Eindruck dieses herrlichen Reliefs läfst sich am besten in die Worte Lenaus fassen:

Das eben ist der Künste gröfste, womit uns die Antike rührt,
Dafs sie den Schmerz, den sie zu trösten nicht wufste, mild vorüberführt.

Es sind dies zwei Beispiele für die Erklärung derartiger Bildwerke, wie ich sie selbst erprobt habe; freilich ist es nur ein Versuch, solche Kunstwerke dem Schüler näher zu bringen, individuell wird die Behandlung immer sein, wie auch die der Klassiker. —

Der Gewinn einer derartigen Ergänzung des sprachlichen Unterrichts läfst sich zwar nicht durch Examen feststellen, aber er ist doch nicht minder wertvoll. Zunächst wird das Anschauungsvermögen gefördert; wer in der Schule zu sehen gelernt hat, wird auch später vieles beobachten, an dem andere teilnahmslos vorüber gehen. Ferner wird die Auffassung und Vorstellung von dem Altertum selbst wieder lebendiger, und nichts ist in der Gegenwart nötiger als dieses. Endlich wird der Schüler der oberen Klassen, dem die schönsten Werke der Alten bekannt wurden, ein Interesse für Kunst überhaupt gewinnen und damit eine Quelle der edelsten Freuden in seinem künftigen Leben haben; freilich die *νεανίαι βάναυσοι* haben auch hiefür keinen Sinn, aber wenn nur einige für die ideale Welt der Antike gewonnen werden, so sind diese Bestrebungen reichlich gelohnt.

Der Antrag, welcher als Ergebnis der an diesen Vortrag sich anschliefsenden Debatte zur Annahme gelangte, ist abgedruckt im Bericht über die XVIII. Generalversammlung S. 30.

Verzeichnis der im Zeichensaal des N. Gymnasiums in Bamberg ausgestellten Anschauungsmittel:

1. Gipsabgüsse: Alexanderkopf (München, Glyptoth.) 20 M. bei Geiler, München.
   * Homer (Berlin-Sanssouci), Formerei der K. Museen zu Berlin 22 M.; diese Sammlung ist besonders reich an Gipsabgüssen von Gegenständen des alltäglichen Lebens: Amphora 5 M., Lekythos 2 M., altgriech. Helm korinth. Form 2,50 M.
   * Orpheus-Eurydike Relief (Neapel), Gerber, Köln 5 M.
   * Parthenonfries, restauriert in kleinen Platten à 1 M. Ebenso Alexanderzug von Thorwaldsen in Platten à 1 M. Die Kataloge dieser Kunstanstalt bieten eine reiche Auswahl.
   * Gemmen in Gipsabgufs, à 30 Pf. bis 3 M.; mythologische Zusammenstellung nach Angabe.
   Sammlung antiker Münzen in Copien aus unedlem Metall, zusammengestellt von Riggauer und Hey, Stuttgart, Metallwarenfabrik von Mayer.
2. Modelle: * Helden und Götter des trojan. Krieges, Terracottafiguren 12 bis 15 cm hoch, à 5 M., Seltner, Sonneberg (Sachsen-Meiningen).
   * Römischer Legionär, 51 cm hoch, coloriert, 40 M., Zentralmuseum in Mainz.
   Einzelne Ausrüstungsgegenstände in Originalgröfse ausgeführt, gladius, pilum, pugio, Zentralmuseum in Mainz.
   Bleifiguren, Heinrichsen, Fabrik in Nürnberg.
3. Tafelwerke: Brunn, Denkmäler griech. und römischer Sculptur, Bruckmann, München.
   Brunn, Griechische und römische Porträts ebenda.
   Conze, Heroen und Götter-Gestalten, Hölder, Wien.
   Cybulski Steph., tabulae quibus antiquitates Graecae et Romanae illustrantur, Köhler, Leipzig — abgesehen von einigen Tafeln, wie Nr. 14. Plan der Stadt Athen (10 M.), nicht viel wert.
   * Fenger, Dorische Polychromie, 8 Tafeln in Farbendruck. Berlin, Asher 1886.
   Genick A., Griech. Keramik, 40 Tafeln, Hain, Berlin.
   * Hauser Alois, Säulenordnungen, Hölder, Wien.
   * Langl, Götter und Heldengestalten, Hölder, Wien, 18 M.
   * Langl, Bilder zur Geschichte, Hölzel, Wien.
   Lehmann, Geograph. Charakterbilder.
   Lohmeyer Julius, Wandbilder für den geschichtl. Unterricht, Berlin Troitzsch, Serie I u. II.
   Olympia. Funde, in einem Band, Wasmuth, Berlin, 60 M.
   * Preller, Odyssee-Landschaften, Dürr, Leipzig, 4,50 M.
   * Richter Otto, Der Plan von Rom, Wandkarte.
   Strack, Baudenkmäler des alten Rom, Wasmuth, Berlin.
   Thiersch Fr., Die Königsburg von Pergamon, Engelhorn, Stuttgart.
   * v. d. Launitz und Trendelenburg, Tafeln zur Veranschaulichung antiken Lebens (besonders Forum Romanum, Olympia, Akropolis), Fischer, Kassel.
   Wiener Vorlegeblätter für archäol. Übungen, Hölder, Wien.
4. Kleinere Werke zur Einführung in die antike Kunst:
   Baumeister, Bilderhefte für Schüler, Oldenbourg, München.
   * Bender, Klassische Bildermappe, Darmstadt, Zedler u. Vogel 1890—94.
   Bender, Rom und Römisches Leben, 2. Aufl., Laub, Tübingen 1893.
   * Bötticher, Akropolis, Springer, Berlin 1883.
   * Bötticher, Olympia, 2. Aufl., Springer, Berlin 1886.
   Brodbeck, Münzen der röm. Kaiserzeit, Metzeler, Stuttgart 1883.

Anm. Die mit * bezeichneten Lehrmittel eignen sich teils wegen des mäfsigen Preises, teils wegen ihrer sonstigen Brauchbarkeit für die Anschaffung.

* Brunn, Griechische Götterideale, Bruckmann, München 1893.
Buchner, Leitfaden der Kunstgeschichte, 5. Aufl., Bädeker, Essen 1894.
* Bühlmann u. Wagner, Das alte Rom, Hanfstaengl, München. Rundgemälde, 6 M.
Collignon, Handbuch der griech. Archäologie, Friesenhahn, Leipzig.
Gymnasialbibliothek von Polmey u. Hoffmann, Bertelsmann, Gütersloh.
* Helbig, Das homerische Epos, 2. Aufl. Teubner, Leipzig 1887.
Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf röm. Münzen, Teubner, Leipzig.
Krieg, Grundrifs der röm. Altertümer, Herder, Freiburg 1889.
Kulturbilder aus dem klass. Altertum. 1.—5. Seemann, Leipzig (Fickelscherer, Opitz, Richter, Seemann).
* Leitfaden für den Unterricht in der Kunstgeschichte. 7. Aufl., Neff, Stuttgart.
* Luckenbach, Abbildungen zur alten Geschichte, Oldenbourg, München 1893.
* Mau, Führer durch Pompeji, Köhler, Leipzig.
Menge, Antike Kunst, Atlas und Textbuch, Seemann, Leipzig 1886.
* Overbeck, Griech. Plastik I. 3. Aufl., Springer, Leipzig 1894.
Petersen H., Pompeji und seine Ausgrabungen. Rundgemälde, Hanfstaengl, München.
Presuhn, Pompeji. Ausgrabungen. Waigel, Leipzig 1878 f.
Rheinhard, Roma, Album des Altertums, Griesbach, Gera 1891.
* Schreiber, Kulturhistor. Bilderatlas mit Textbuch, Seemann, Leipzig.
* Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen, Brockhaus, Leipzig 1891.
Wagner, Grundformen der antiken klass. Baukunst. Bassermann, Heidelberg 1860.
Webers Katechismen (Kroker, Archäologie; Kroker Mythologie; Sacken Baustile; Kanitz, Ornamentik).
Ziegler, Illustrationen zur Topographie des alten Rom. Neff, Stuttgart.
Ziegler, Das alte Rom. Neff, Stuttgart 1882.

5. Photographieen besonders von Brogi (Florenz), Sommer (Neapel), Mauri (Neapel), Wilberg und Gebr. Rhomaides (Athen), Wasmuth (Berlin), Spithoever und Loscher (Rom).

Erlangen. Karl Wunderer.

Die Redaktion glaubt hier am besten den nachstehenden von Herrn Rektor Autenrieth in Nürnberg eingesandten Hinweis auf ein neues Anschauungsmittel für den altsprachlichen Unterricht anfügen zu können.

Hensell, Dr. W., Prof., Modelle zur Veranschaulichung antiken Lebens, für den Gebrauch an höheren Lehranstalten.

1. Römisches Haus (Verhältnis 1 : 30, Gröfse 60×32 cm) 48 M.
2. Römische Katapulte (Gröfse 47×44 cm) . . . . . 30 M.
3. Aufrechter Webestuhl (Gröfse 47×23 cm) . . . . 17,50 M.
4. Spinnapparat . . . . 6 M.
5. Homerische Thüre (Gröfse 39×12 cm) . . . . . 9,50 M.
6. Diptychon und Stilus . . . . 5 M.
7. Buchrolle (volumen) . . . . 9,50 M.

mit Erläuterungen portofrei zu beziehen von Moritz Diesterwegs Verlagsbuchhandlung in Frankfurt a/M. — Nach einem Prospekt des Verlags beabsichtigt Prof. Hensell weiterhin eine Gewandstatue mit wollener Tunika, Toga, Sagum, Palla etc., die Modelle eines Tempels, eines römischen Lagers, der Belagerungsmaschinen, eines homerischen Streitwagens mit einer Darstellung des Pferdegeschirrs u. s. w. herauszugeben.

Es ist wohl schon vor Dezennien nicht selten vorgekommen, dafs Schüler von Gymnasien die berühmte Rheinbrücke Cäsars im kleinen nachbildeten, und Albert Müllers Nachbildungen von römischen Legionaren u. s. f. erfreuen sich wohlverdienter Beliebtheit. Dagegen im übrigen war man aufser v. der Launitz' für die Schule bestimmten Wandtafeln und Abbildungen wie Rheinhards Album hauptsächlich auf die neueren illustrierten Ausgaben von Schrift-

stellern oder Wörterbüchern angewiesen, nicht zu vergessen Baumeisters Bilder aus dem klassischen Altertum.

Wie sehr aber eine plastische Nachbildung den Vorzug vor Bildern verdient, zeigt sich am handgreiflichsten bei dem Webstuhl; denn Zeichnungen können die Manipulationen einem der Sache Unkundigen nimmermehr klar machen. Da sind nun die Modelle von Prof. W. Hensell in Darmstadt ein ausgezeichnetes Hilfsmittel. Der Webstuhl mit Garn und Wolle und einem angefangenen Gewebe, so dafs man einfach zu weben fortfahren kann, um so Penelopes Thätigkeit zu verstehen, erspart jede Beschreibung vor den Schülern. Was der Lehrer zu wissen nötig hat, und der Nachweis der benützten Werke und eingeholter Gutachtungen findet sich in den Erläuterungen (Preis 50 Pf.) auf 15 S. 8° vortrefflich zusammengestellt.

Manchem erscheint vielleicht der Preis etwas hoch, indes ist die Arbeit sehr sauber, der verwendete Stoff gut und der Mafsstab wie die Arbeit für gewöhnliche Arbeiter zu fein. — Auf Grund von Autopsie kann ich die Anschaffung dieser Modelle nur bestens empfehlen; einige davon haben die Abiturienten unseres Gymnasiums 1894 für dasselbe gestiftet.

Nürnberg. Autenrieth.

Einige Bemerkungen zu dem Geschichtsunterricht auf den Gymnasien.

I. Volkswirtschaft in der Schule. Man darf es aussprechen ohne Gefahr der Übertreibung beschuldigt zu werden, dafs die grofse Mehrzahl der jetzt im reiferen Alter stehenden Männer in Deutschland das Gymnasium verlassen hat, ohne viel von Volkswirtschaft zu verstehen. Von direkten und indirekten Steuern, von der Arbeiterfrage, selbst von Welthandel haben wir im Geschichtsunterricht blutwenig erfahren. Das neue Geschlecht soll es besser haben. Die bekannten Äufserungen von allerhöchster Stelle, welche die Schule der Mitschuld an den sozialen Schäden anklagten und sie zur Mitarbeit an der Heilung derselben aufriefen, haben wohl nur deshalb so mächtig gewirkt, weil das dunkle Gefühl einer Unterlassungssünde längst schon manches pädagogische Gewissen beschwerte.

Eine Flut von Verbesserungsvorschlägen folgte auf die kaiserlichen Worte; sie ist noch im Steigen. Kein Wunder, wenn die gegenwärtige Generation von Geschichtslehrern, die ja nicht volkswirtschaftlich vorgebildet ist, dieser Sturmflut von Belehrung gegenüber einen Augenblick fast ratlos war. Zudem fehlte es doch auch nicht an solchen Stimmen, welche rieten, es beim Alten zu lassen, d, h. die volkswirtschaftliche Belehrung der Universität anheimzustellen, da die Gymnasialjugend noch nicht reif dafür sei.[1]) Die bayerische Schulordnung von 1891 nebst der „Instruktion" von 1893 enthält in dem auf den Geschichtsunterricht bezüglichen § 14 keine ausdrückliche Forderung einer Einführung in die Volkswirtschaft oder in die soziale Frage. Denn in der allgemeinen Bemerkung: „Kulturhistorischer Stoff

---

[1]) Bekanntlich lehnte auch auf dem Historikertage in München 1893 die Mehrzahl es ab, auf der Schule Volkswirtschaft und Bürgerkunde zu treiben und auf solche Weise Hilfe zu leisten gegen die Sozialdemokratie.

ist dem Standpunkt der Schule entsprechend zu verwerten" kann man weder eine Aufmunterung zu solchen Exkursen noch eine Warnung davor erblicken. Die Sache ist dem eigenen Ermessen des Lehrers, dem pädagogischen Takte, überlassen. Dagegen fordern die neuen preufsischen Lehrpläne von 1892 für Untersekunda und Prima ausdrücklich eine Belehrung über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen in ihrem Verhältnis zur Gegenwart. Namentlich soll die geschichtliche Entwickelung des Verhältnisses der Stände untereinander und die Bemühung der preufsischen Fürsten um Besserung der Lage der arbeitenden Klassen vorgeführt werden, zugleich soll auf die Verderblichkeit aller gewaltsamen Versuche einer Änderung der sozialen Ordnungen hingewiesen werden.

In sehr verschiedener Weise sucht man sich mit dieser Forderung abzufinden. Während von der einen Seite dem Schüler ziemlich viel zugemutet wird an Aufnahme neuer Namen, Begriffe und Zusammenhänge (so von E. Stutzer, Die soziale Frage der neuesten Zeit und ihre Behandlung in Oberprima, 37. Heft der Lehrproben und Lehrgänge, 1893), begnügen sich andere mit einer Einführung allgemeiner Art und durch gelegentliche Bemerkungen (so nimmt ein norddeutscher Kritiker des von dem Verfasser dieser Zeilen geschriebenen Lehrbuchs der Geschichte namentlich auch an der Ausführlichkeit der auf das wirtschaftliche Leben bezüglichen Angaben Anstofs; vergl. Berliner Zeitschrift f. G. W. 1894, S. 205 f.). Alles in allem genommen wird man ein mafsvolles Eingehen auf volkswirtschaftliche Fragen von der Geschichtsstunde in den oberen Klassen der Mittelschulen nicht länger ausschliefsen dürfen. In geschickter Weise hat den den Schülern darzubietenden Stoff zusammengefafst Neubauer in einer kleinen (63 Seiten umfassenden) Schrift, die zuerst als Osterprogramm der Lateinischen Hauptschule zu Halle a. S. erschienen war, nun aber im Buchhandel vorliegt.[1]) Um von dem reichen Inhalt des Schriftchens eine Vorstellung zu geben, folge hier eine gedrängte Übersicht. In acht Kapiteln werden der Reihe nach besprochen:

1. Grundbegriffe: Produktion, Arbeitsteilung; das Geld; der Preis; der Kredit;
2. die Wirtschaftsstufen: Naturalwirtschaft; Geldwirtschaft;
3. die Arbeit: Wertschätzung der Arbeit; organisierte und nicht organisierte Arbeit (Sozialismus und Individualismus; soziale Mifsstände und soziale Reform);
4. Grundbesitz und Ackerbau: Feldgemeinschaft, Grofsgrundbesitz; Befreiung des Bauernstandes (Bauernkrieg); innere Kolonisation;
5. das Gewerbe: Hausarbeit, Lohnarbeit, Grofsbetrieb;
6. der Handel: Einzelhandel; Aufkommen eines Handels-

[1]) Volkswirtschaftliches im Geschichtsunterricht. Ein Versuch von Dr. Friedrich Neubauer, Oberlehrer. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1894. — Das Büchlein sei allen Kollegen hiemit aufs wärmste empfohlen.



standes; staatliche Fürsorge (Handelspolitik; Prohibitivsystem und Freihandel); Zölle;

7. Kolonien (eine ganz kurze Verweisung auf das Werk von Roscher und Jannasch);
8. die Finanzen: Naturalbeiträge; Beute und Tribute; Regalien (a Einkünfte aus gerichtlichen Bufsen b Schutzgelder c Münzregal d Bergregal e Geleitrecht und Zollregal f Postregal g Ämterverkauf); staatliche Monopole; Steuern (a direkte b indirekte); Staatsschatz u. Staatsschulden; Finanzverwaltung (a Verpachtung an Unternehmer b Erhebung durch Beamte); Staatshaushalt (mit schätzenswerten Angaben über das Budget der einzelnen Staaten Europas).

Bei jedem einzelnen Abschnitt finden sich Literaturnachweise, welche eine genaue Belehrung ermöglichen.[1]) Verdienstlich sind auch die Hinweise auf die Klassikerlektüre. Denn der Verfasser vertritt u. E. mit Recht die Ansicht, dass von einer systematischen Behandlung volkswirtschaftlicher Fragen in der Schule abzusehen sei, dafs dagegen aufser der Geschichtsstunde auch die Lektüre häufig Anknüpfungspunkte zu solchen Erörterungen biete. Neubauer nennt das 1. Buch von Thukydides, Ciceros Rede de imperio Cn. Pompei, Cäsars Bürgerkrieg, Livius und Demosthenes. Er hätte auch Cäsars gallischen Krieg nennen können, auch Xenophon und Lysias bieten hiefür manches, und Homer und Horaz sind auch nach dieser Seite hin reiche Dichter.[2]) Wir aber sind damit auf einen zweiten Punkt gekommen, über welchen wir uns einige Bemerkungen erlauben möchten.

---

[1]) Wir nennen daraus Moormeister, Das wirtschaftliche Leben. Vergangenheit und Gegenwart, dargestellt für Schule und Haus. (Freiburg, 1891) Dies Buch gibt auf 180 Seiten so ziemlich denselben Stoff wie Neubauer, aber in einer populären Darstellungsweise, während Neubauers Büchlein zunächst für den Lehrer geschrieben ist. Neu hinzugekommen ist seit dem Erscheinen des Neubauer'schen Schriftchens: Heine, Die staatlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bestandteile des geschichtlichen Lehrstoffes in Untersekunda. Wissenschaftl. Beilage zum Jahresber. d. Realprogymnasiums zu Solingen, 1894. Eine sehr verdienstliche Darstellung, freilich zunächst für preufsische Anstalten berechnet. — K. Fischer, Grundzüge einer Sozialpädagogik und Sozialpolitik, Eisenach 1892 kenne ich vorerst nur aus der rühmenden Anzeige von Schädel (Berl. Zeitschrift f. G. W. 1894, S. 617 ff.), der das Buch geradezu eine Encyklopädie sozialer Fragen nennt, ein Buch von wissenschaftlicher Bedeutung, das für den Lehrer geschrieben sei. Der Inhalt scheint sich mehrfach mit dem des Neubauerschen Buches zu decken. Lamprechts deutsche Geschichte, Pöhlmanns Werk über die soziale Frage im Altertum und andere Werke mehr können hier nicht im einzelnen aufgeführt werden. Nachträglich verweisen wir auf die betreffenden Abschnitte in den Jahresberichten v. Rethwisch für 1893: X, S. 20–30 (von Schmiele) und S. 56—58 (von Tschirsch), zwei gehaltvolle und bei aller Zurückhaltung lehrreiche Übersichten. Einiges hieher Gehörige findet man auch in der trefflichen Abhandlung von Denicke: Zur ersten Orientierung über den Geschichtsunterricht (Neue Jahrbücher für Philol. u. Pädag. 1895. II. S. 1 ff.).

[2]) Es ist wohl kein Zufall, dafs das erste Heft der neuen Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte mit einem Aufsatz über die Feldgemeinschaft bei Homer (von Pöhlmann) beginnt.

II. Der Geschichtsunterricht und die Lektüre. Es ist ein erklärliches Streben eines jeden Fachlehrers, sein Unterrichtsfach in den Vordergrund des Interesses der Schüler (und des Publikums) zu stellen. Das beste Mittel gegen eine Übertreibung in dieser Beziehung bleibt immer, wenn für die einzelnen Klassen der Unterricht in den meisten Fächern (Religion, Mathematik, Französisch ausgenommen) in die Hand eines Lehrers gelegt wird, d. h. das Klafslehrersystem, das wir ja an den bayerischen humanistischen Gymnasien durchaus haben. Der Geschichtsunterricht ist nun aber auch in Bayern vielfach nicht in den Händen des Klasslehrers, so hat beispielsweise im Schuljahre 1893/94 nur an 8 Oberklassen, (die Parallelkurse mitgezählt) der Ordinarius den Geschichtsunterricht erteilt, und auch in vielen anderen Klassen befindet sich dieser Unterricht in den Händen anderer Lehrer, namentlich auch des Assistenten. Es kann nicht unsere Absicht sein, diese Einrichtung, welche sich im vollen Einklang mit dem Wortlaut der Schulordnung befindet (s. § 43, 5), hier zu bekritteln; ist es doch eine Thatsache, dafs sonst vorzügliche Lehrer keine besondere Neigung für den Geschichtsunterricht haben, aus verschiedenen Gründen, die hier nicht erörtert zu werden brauchen; auch läfst sich ja dieser Unterricht verhältnismäfsig leicht aus dem übrigen Betriebe loslösen. Aber die Gefahr liegt nahe, dafs der Geschichtslehrer nicht die Anknüpfungspunkte benützen kann, welche die Lektüre für sein Fach bietet. Der Geschichtslehrer wird sich freilich stets auf dem laufenden darüber zu erhalten suchen, was für Schriftsteller in der Klasse gelesen werden, er wird, wenn es seine Zeit erlaubt, auch die betreffenden Schriftsteller mitlesen, aber damit ist noch nicht gesagt, dafs er auch rechtzeitig, d. h. wenn dem Schüler die Stelle des Autors gegenwärtig ist, auf dieselbe Bezug nehmen kann. Gar oft erfolgt auf eine derartige Anspielung die Erwiderung: „So weit sind wir noch nicht!" oder wenn sie schon lange soweit waren, dann erinnert sich wohl der eine oder der andere Schüler, die Mehrzahl aber bleibt stumpf. Es liegt auf der Hand, dafs derjenige Geschichtslehrer im Vorteil ist, welcher zugleich die Lektüre eines Schriftstellers leitet, etwa des Demosthenes in der Oberklasse oder des Livius in der 6. Klasse, oder welcher den deutschen Unterricht hat oder endlich auch nur die Verwaltung der Klafsbibliothek. Und wenn der Geschichtslehrer keines von dreien hat, so wird man ihm doch das Recht zugestehen, seinerseits die Lektüre der Schüler zu beeinflussen. Ein Beispiel: Schillers historische Werke, die poetischen wie prosaischen, lernt ja wohl jeder Gymnasialschüler kennen, ebenso Goethes Götz und Egmont. Anders steht es mit Goethes prosaischen Werken. Gibt es aber für den Zeitraum von 1740 bis 1793 eine bessere Quellenlektüre, um ein so vornehmes Wort zu gebrauchen, als Goethes „Dichtung und Wahrheit" und seine „Kampagne in Frankreich"? Auch diese Bücher sollte jeder Schüler der Oberklasse lesen, freilich nicht ohne Anleitung; denn so reiche Belehrung für die Kenntnis der Zeitgeschichte auch daraus zu schöpfen ist, so mufs doch das Verständnis dafür erschlossen werden, sei es auch nur

durch Angabe der Gesichtspunkte, nach welchen die vom Schüler aufzufindenden geschichtlichen Bemerkungen geordnet werden sollen. So läfst sich z. B. der Stoff aus dem ersteren Werk folgendermafsen gruppieren: 1. zur Geschichte einer Reichsstadt im 18. Jahrhundert: a Gesellschaft b Verwaltung c Konfessionen; 2. Zustände im Reiche: a die Fürsten b die übrigen Stände c Kriegsgeschichte d geistige Kultur; 3. Blick auf die übrigen Weltereignisse.[1]) Aufser dem von allen Schülern zu liefernden kurzen schriftlichen Bericht mag dann ein einzelner in einem ausführlicheren Vortrag das Ergebnis der Lektüre vorführen, woran sich noch eine kurze allgemeine Besprechung anschliefsen kann. Ein anderer Weg ist, den durch die Lektüre gewonnenen Stoff in einem deutschen Aufsatz verarbeiten zu lassen. Es steht wohl nichts im Wege, wenn der Geschichtslehrer von den 9—10 im Laufe eines Jahres zu fertigenden Hausaufgaben eine oder zwei vollständig auf sich nimmt, oder wenn er wenigstens das Thema so vieler Aufgaben bestimmt. Von den 18—20 Hausaufgaben der 4. und 5. Klasse könnten vollends gewifs einige dem Geschichtslehrer, wie auch die eine und die andere dem Lehrer der Naturkunde überlassen werden. Schon vor Jahren habe ich einen derartigen Vorschlag gemacht, und die neuen preufsischen Lehrpläne schreiben jetzt für den geschichtlichen Unterricht sowie für andere Lehrfächer an den mittleren Klassen schriftliche Ausarbeitungen vor.[2]) Die etwaigen Nachteile einer solchen Einrichtung (Verschiedenheit der Korrektur; Unterbrechung der regelmäfsigen Aufeinanderfolge der Hausaufgaben) lassen sich gewifs durch Vereinbarung zwischen den betreffenden Lehrern beseitigen; jedenfalls stehen sie in keinem Verhältnis zu dem Gewinn, der für die einzelnen Lehrfächer aus solchen Arbeiten erwachsen wird. Auch ist der Vorteil der Entlastung des Ordinarius, namentlich an den mittleren Klassen nicht zu unterschätzen: alle vierzehn Tage eine deutsche Arbeit zu korrigieren, ist insbesondere an stark besetzten Klassen keine kleine Aufgabe.

Zum Schlusse noch ein Wort über die Schülerbibliothek der oberen Klassen! Geschichtsbücher pflegen in derselben nicht zu fehlen, wohl aber vielleicht Geschichtenbücher. Namentlich fürchtet man sich vielfach vor dem Roman, der Lektüre des Müfsiggangs und der Brutstätte der Phrase. Als ob der Schüler, wenn er in der Klafsbibliothek die ihm zusagenden Bücher nicht findet, nicht anderswoher Romane aufzutreiben wüfste und zwar andere! Ist es nicht besser, er findet die besten deutschen und ausländischen Romane in der Schulbibliothek? Ranke hat, als er in feierlicher Stunde das Fazit seines Lebens zog, bekannt, was er in seiner Jugend Walter

---

[1]) Zu meiner Freude ersah ich aus der Ankündigung der Buchnerschen Verlagshandlung, dafs das obengenannte Werk Goethes in der Brunnerschen Sammlung nicht fehlen wird. Und zwar ist eine Auswahl in Aussicht gestellt. Vom geschichtlichen Standpunkte aus sind folgende Abschnitte wichtig: I, 1, 2, 3; 5; II, 7 (zum Teil), 8 (z. T.), III, 12 (z. T.), 13 (z. T.), 17 (z. T.).

[2]) Vgl. hiezu die Bemerkungen von Thiele-Stettin in der Berl. Zeitschrift f. G. W. 1894, S. 610 ff.

Scott verdankt habe. Manzonis Verlobte wird kein Schüler lesen, ohne neben nachhaltiger Erhebung seines Gemütes auch für sein geschichtliches Wissen manches zu gewinnen. Das Gleiche gilt von mehreren Werken Gustav Freytags, von Erckmann-Chatrian, vielleicht auch von Bulwer, Dahn und Ebers, und um noch einmal das oben besprochene Schriftchen von Neubauer auszuschreiben, so findet sich daselbst in einer Fufsnote S. 29 der Hinweis auf einen „eindringlichen Prediger sozialer Gesinnung", dessen Werke wir noch mehr als es geschieht, unseren Schülern in die Hand geben möchten: Dickens.

III. Die Karte im Geschichtsunterricht. Wohl alle Kollegen benützen in der Geschichtsstunde die Wandkarte, wenn auch die Schulordnung für die Gymnasien keinen solchen Satz enthält, wie die neue Schulordnung für die bayerischen Realschulen: „Die Benützung historischer Wandkarten beim Unterricht ist unerläfslich". Man kann auch fragen, wie man sie benützen soll. Die meisten Geschichtslehrer begnügen sich wohl damit, einmal die grofsen Veränderungen des Länderbestandes, dann die im Unterricht vorkommenden Orte auf der Karte zu zeigen und zeigen zu lassen. Ein kurzer Aufsatz von Johannes Müller in der Bayer. Zeitschrift für Realschulwesen[1]) zeigt, dafs man mit der historischen Karte viel mehr machen kann. Um die Entstehung der heutigen Nationalstaaten dem Verständnisse näher zu bringen, mufs nach Müller der Geschichtsunterricht „alle im Laufe der Zeiten vorgekommenen Veränderungen in den Eigentümlichkeiten der Territorien, wie Wechsel der Gröfse, des Umfanges, der Grenzen, der Lage zum Meere und zu den Angelpunkten des jeweiligen Weltverkehrs, des Anteils an Meeresküsten und grofsen Binnengewässern usw." betrachten. Andrerseits sollen aber auch die staatsrechtlichen Verhältnisse der einzelnen Gebiete auf der Karte vorgeführt werden, so dafs z. B. die gefürsteten und die nicht gefürsteten Abteien durch verschiedene Farbenabstufungen bezeichnet wären. Wandkarten des deutschen Reiches (M. wünscht sie auch für die anderen europäischen Staaten!), welche diesen beiden Forderungen gerecht werden, sind nun freilich weder leicht zu entwerfen noch vom Schüler leicht aufzufassen. Doch gibt M. in letzterer Beziehung einige Anhaltspunkte. So lassen sich die deutschen Gebiete zu Ausgang des Mittelalters im Anschlufs an die 6 konzentrischen Streifen, in welche geographisch Deutschland zerfällt werden kann (1. Alpengürtel 2. süddeutsche Hochebene 3. süddeutsche Stufenlandschaften 4. mitteldeutsche Hochebenen oder Terrassen 5. norddeutsche Tiefebene 6. Küstenlandschaften) übersichtlich auffassen und behalten: auf jede der 6 Zonen entfallen 5—6

[1]) Welchen besonderen Nutzen können zweckmäfsig angelegte historische Wandkarten im Geschichtsunterricht gewähren? B. Z. f. R. 1894, S. 177 ff. — Es sei gestattet, bei dieser Gelegenheit die Leser unserer Zeitschrift nachträglich auf einen schon Ostern 1893 (bei Gelegenheit der Münchener Versammlung bayer. Realschulmänner) gehaltenen Vortrag Herrn Müllers aufmerksam zu machen, in welchem derselbe versuchte, die von O. Lorenz-Jena aufgebrachte Generationenlehre im Dienste der Schule nutzbar zu machen. Einige bittere Bemerkungen über die philologisch-historische Kärrnerarbeit u. dgl. m. mufs man freilich bei Müller mit in den Kauf nehmen.

„Kernländer“ mit den „entsprechenden interserierenden accessorischen Territorien“, z. B. die Zone der Küstenlandschaften enthält 1. die Grafschaften Ostfriesland und Oldenburg; 2. die Herzogtümer Holstein und Lauenburg; 3. das Herzogtum Mecklenburg; 4. das Herzogtum Pommern; 5 das Ordensland Preufsen. Aber nicht nur die 32—33 deutschen Kerngebiete zu Beginn der Neuzeit sollen die Schüler nach Lage und Gröfse kennen, sondern auch die gröfseren Bistümer und Reichsstädte. Und solche Übersichten sollen bei allen Epochen gegeben werden, so dafs z. B. nach 1495 schon 1558 eine neue Rundschau zu halten wäre. Uns scheint das entschieden zu viel verlangt. Eine genaue Orientierung ist hier etwa wieder 1648, dann erst 1815 nötig. Wenn der Schüler aufserdem die grofsen Besitzveränderungen kennt, insbesondere die Entwickelung des habsburgischen, des hohenzollernschen und des wittelsbachischen Besitzstandes,[1]) so wird das genügen. Das Verschwinden Polens, die Veränderungen in Italien bilden wieder eigene Aufgaben.

Neben dem Kartenlesen mufs auch das Kartenzeichnen zu seinem Rechte kommen. Zwei bis drei Karten kann jeder Schüler im Laufe eines Jahres zeichnen, ohne überbürdet zu werden. In der 6. Klasse etwa eine Karte von Altgriechenland, von den Zügen Alexanders und von Altitalien; in der 7. Klasse eine solche des Imperium Romanum, des Frankenreiches und vielleicht auch noch Europas z. Z. der Kreuzzüge; in der 8. Klasse eine Karte Europas v. J. 1273, sowie v. J. 1648; in der 9. Klasse eine Karte Europas v. J. 1811 und etwa noch Einzelkarten für das Anwachsen des brandenburgisch-preufsischen Staates und für die Entwickelung des italienischen Nationalstaates. Um Zeit zu sparen, mag man sich dabei mit Vorteil solcher Umrifskarten bedienen, wie sie Kollege Dr. Englert im 15. Jahrgang dieser Blätter (1879) S. 168 ff. empfohlen hat.[2]) Zu hohen Wert freilich darf man dieser Übung nicht beimessen, wenn man bedenkt, wie häufig bei der Anfertigung von Karten die äufsere Aufmerksamkeit vorherrscht. Immerhin aber nimmt in der Reihe der Übungen, welche O. Jäger das Operieren mit dem angeeigneten geschichtlichen Stoff nennt, auch das mehr oder minder selbständige Entwerfen von Karten keine unbedeutende Stelle ein.

Zweibrücken. H. Stich.

---

[1]) Die meisten historischen Atlanten zeigen nur die 2. der oben erwähnten Übersichten auf; eine schöne Karte der habsburgischen Länder findet sich in Erdmannsdörffers Deutscher Geschichte von 1648—1740, einem der vorzüglichsten Werke der Onckenschen Sammlung; die wittelsbachischen Territorien sind auf den 3 Karten des trefflichen Pregerschen Lehrbuches der bayerischen Geschichte, das jetzt in 13. Auflage erschienen ist (Erlangen und Leipzig, 1895), übersichtlich dargestellt.

[2]) Sind dieselben im Buchhandel zu haben?

Der Tod des Patroklos in der Ilias.

Wenn wir die homerische Darstellung des Todes des Patroklos und der damit in Beziehung stehenden Ereignisse mit der gangbaren Auffassung vergleichen, die in populären und für die Schule bestimmten Erzählungen aus Homer und bei gelegentlichen Citaten zum Ausdruck kommt, so sehen wir, dafs sich mehrfache Irrtümer allgemein festgesetzt haben.

Die modernen Darstellungen fügen erstens in die Rede des Achilleus XVI 49—100, wo derselbe dem Patroklos erlaubt in seiner Rüstung gegen die Troer zu kämpfen, auch bei sonst genauer Inhaltsangabe mit auffallender Übereinstimmung den im Original nicht enthaltenen Gedanken ein, dafs Achilleus den Patroklos ermahnt in der Schlacht den Kampf mit Hektor zu meiden. Zwar heifst es zwei Gesänge später, wo Achilleus den bereits eingetretenen Tod seines Freundes ahnt, XVIII 14:

ἦ τ᾽ ἐκέλευον ἀπωσάμενον δήιον πῦρ
ἂψ ἐπὶ νῆας ἴμεν μὴ δ᾽ Ἕκτορι ἶφι μάχεσθαι

wovon unten weiter zu handeln ist, aber in jener Rede des 16. Gesanges und auch später XVI 200—209 und 233—248, wo Achilleus die gerüsteten Myrmidonen in die Schlacht entläfst, ist bei Homer kein Wort von dieser Mahnung zu finden. Woher kommt nun jene auffallende Übereinstimmung der modernen Erzähler? Haben sie jenen Gedanken aus dem 18. Gesange in den 16. übertragen und sind sie zufällig alle auf denselben Einfall gekommen oder hat ihn einer von dem andern entlehnt? Lange war ich darüber im Zweifel, bis ich den Grund entdeckte. Vofs hat in seiner deutschen Übersetzung der Ilias in jene Rede des Achilleus nach XVI 90 eigenmächtig folgenden, in keiner Handschrift überlieferten Vers eingeschwärzt, den er nicht einmal durch Klammern oder durch andere Lettern von dem übrigen Texte unterscheidet:

Anderen raube die Wehr, nur von Hektor halte die Händ' ab.

Jetzt wurde es mir klar; jene Darstellungen gehen auf die Vossische Übersetzung zurück, nicht auf das griechische Original.

Somit steht die Sache so: Homer erzählt nicht, dafs Achilleus vor der Schlacht dem Patroklos den Kampf mit Hektor verbietet. Wie läfst sich nun aber die oben angeführte Stelle damit vereinigen, wo Achilleus nach dem Tode des Patroklos sagt XVIII 14: *ἦ τ᾽ ἐκέλευον ἀπωσάμενον δήιον πῦρ ἂψ ἐπὶ νῆας ἴμεν μὴ δ᾽ Ἕκτορι ἶφι μάχεσθαι*? Weifs Achilleus selbst nicht mehr, was er dem Patroklos aufgetragen hat? oder liegt ein Widerspruch, ein Mangel der Komposition vor? Keines von beiden. *Ἕκτορι ἶφι μάχεσθαι* ist nicht auf einen Zweikampf mit Hektor im Gegensatz zu anderen Kämpfen zu beziehen, sondern mit dem Kampf gegen Hektor ist der Kampf gegen das unter Hektor stehende Troische Heer gemeint, und zwar so, dafs

ein persönliches Eingreifen des Hektor und ein persönlicher Kampf gegen ihn weder bestimmt vorausgesetzt noch auch ausgeschlossen ist. *μηδ' Ἕκτορι ἶφι μάχεσθαι*, wobei *ἶφι* zu betonen ist, heifst: ich sagte ihm, er solle es nicht auf einen entscheidenden Kampf mit der von Hector befehligten Troischen Streitmacht ankommen lassen, er solle sich begnügen die Schiffe zu retten und dann umkehren. Neben manchen ähnlichen Stellen ist besonders XVI 240 ff. zu vergleichen, wo Achilleus bei dem Gebete um glückliche Rückkehr des Patroklos auch des Erfolges gegen Hektor erwähnt, ohne dafs an einen Einzelnkampf der beiden Helden gedacht wäre:

> *ἀλλ' ἕταρον πέμπω πολέσιν μετὰ Μυρμιδόνεσσι*
> *μάρνασθαι· τῷ κῦδος ἅμα πρόες, εὐρύοπα Ζεῦ,*
> *θάρσυνον δέ οἱ ἦτορ ἐνὶ φρεσίν, ὄφρα καὶ Ἕκτωρ*
> *εἴσεται, ἤ ῥα καὶ οἶος ἐπίστηται πολεμίζειν*
> *ἡμέτερος θεράπων, ἦ οἱ τότε χεῖρες ἄαπτοι*
> *μαίνονθ', ὁππότ' ἐγώ περ ἴω μετὰ μῶλον Ἄρηος.*

Dafs diese Worte mit einem Verbote gegen Hektor zu kämpfen sehr schlecht stimmen würden, wird keines Nachweises bedürfen.

Aber der sicherste Beweis dafür, dafs die Homerische Dichtung ein Verbot mit Hektor zu kämpfen nicht kennt, liegt in dem Umstande, dafs der Dichter selbst die Betrachtung, Patroklos hätte jetzt noch dem Tode entrinnen können, wenn er das Wort des Peliden befolgt hätte, weder an derjenigen Stelle ausspricht, wo Patroklos zuerst den Hektor sucht (V. 382: *ἐπὶ δ' Ἕκτορι κέκλετο θυμός*), noch wo er das erste Mal mit ihm streitet (552 um den Leichnam des Sarpedon), noch endlich, wo er das zweite Mal mit ihm zusammenstöfst (731 ff.), sondern gerade da, wo er nach Ermordung des Sarpedon, die noch in der Nähe des Schiffslagers erfolgt war (vergl. 395), die Troer und Lykier weiter gegen die Stadt verfolgt, wobei der Name des Hektor gar nicht genannt wird und Kämpfe des Patroklos gegen andere Troer erzählt werden. Weil er hier die Nähe des Schiffslagers verläfst und so gegen die Mahnung des Freundes (87: *ἐκ νηῶν ἐλάσας ἰέναι πάλιν*) handelt, stehen hier die Verse 684—687:

> *Πάτροκλος δ' ἵπποισι καὶ Αὐτομέδοντι κελεύσας*
> *Τρῶας καὶ Λυκίους μετεκίαθε καὶ μέγ' ἀάσθη,*
> *νήπιος· εἰ δὲ ἔπος Πηληϊάδαο φύλαξεν,*
> *ἦ τ' ἂν ὑπέκφυγε κῆρα κακὴν μέλανος θανάτοιο.*

und 692 f.:

> *ἔνθα τίνα πρῶτον, τίνα δ' ὕστατον ἐξενάριξας*
> *Πατρόκλεις, ὅτε δή σε θεοὶ θάνατόνδε κάλεσσαν;*

Hätte die Übertretung des Gebotes mit Hektor nicht zu kämpfen dem Patroklos den Tod gebracht, so hätte der Dichter obige Betrachtungen unmittelbar vor den Kampf mit Hektor setzen müssen, und er hätte auch, wenn er nicht auf poetische Wirkung verzichten

wollte, sowohl den Angriff als den Verlauf des Zweikampfes anders gestalten müssen als er gethan hat.

Wir sehen also, Achilleus hat bei seiner Mahnung an Patroklos die Frage, ob er mit Hektor persönlich kämpfen dürfe, gar nicht berührt. Aber auch die gewöhnlich angenommene Begründung, dafs nämlich Patroklos in Hektor einen weit überlegenen Gegner gefunden hätte und seine Niederlage sicher vorauszusehen war, ist unhaltbar. Wir würden das Bild, das uns Homer von Patroklos zeichnet, schlecht verstehen, wenn wir annehmen wollten, dafs er den Hektor im Kampfe zu fürchten hat. Wie Achilleus ein gewaltiger Recke ist, so auch sein Freund Patroklos; sonst hätte er nicht dessen Panzer tragen und noch weniger in ihm kämpfen können. Die Heldenthaten, die uns Homer im 16. Gesange von Patroklos vorführt, sind so grofsartig, dafs sie durch die des Hektor, wie sie in verschiedenen Gesängen erzählt sind, nicht übertroffen werden. Ja wenn wir entscheiden sollen, wer von beiden den Preis der Kühnheit und Stärke verdient, ob *μέγας κορυθαίολος Ἕκτωρ* oder *Μενοιτίου ἄλκιμος υἱός*, so müssen wir ihn unbedingt dem letzteren zuerkennen. Das Verhalten des Hektor gegenüber Patroklos zeigt deutlich, dafs er sich nicht als der Stärkere fühlt, und der Verlauf der Kämpfe, in denen die beiden Helden sich messen, hebt den Patroklos weit über Hektor empor. Dabei wird man auch nicht etwa annehmen dürfen, die Meinung den Achilleus statt des Patroklos vor sich zu haben, könne dem Hektor Mut und Kraft geschwächt haben. Zwar heifst es beim ersten Erscheinen des Patroklos und der Myrmidonen 278 ff.:

Τρῶες δ' ὡς εἴδοντο Μενοιτίου ἄλκιμον υἱόν,
αὐτὸν καὶ θεράποντα σὺν ἔντεσι μαρμαίροντας,
πᾶσιν ὀρίνθη θυμός, ἐκίνηθεν δὲ φάλαγγες,
ἐλπόμενοι παρὰ ναῦφι ποδώκεα Πηλεΐωνα
μηνιθμὸν μὲν ἀπορρῖψαι φιλότητα δ' ἑλέσθαι·
πάπτηνεν δὲ ἕκαστος, ὅπῃ φύγοι αἰπὺν ὄλεθρον.

Aber schon hier ist eine wirkliche Verwechslung der beiden Helden, die Patroklos (Vers 41) hoffte, nicht unbedingt in den Worten gelegen — wenn die Troer die sämtlichen Myrmidonen zum Kampfe anrücken sahen, genügte dieses, um sie glauben zu machen *Πηλεΐωνα μηνιθμὸν μὲν ἀπορρῖψαι φιλότητα δ' ἑλέσθαι* — und später wird im ganzen Gesange von diesem nicht unwichtigen Umstande nirgends Gebrauch gemacht. Denn der Troer Asios nennt 724 ausdrücklich den Namen des Patroklos: *ἀλλ ἄγε Πατρόκλῳ ἔφεπε κρατερώνυχας ἵππους* und Hektor spricht denselben, der des Helmes und des Panzers verlustig gegangen, einfach mit seinem Namen *Πάτροκλε* (830) an, ohne irgendwie Verwunderung darüber zu äufsern, dafs er Patroklos und nicht Achilleus vor sich sieht. Vergl. auch die Worte des Sarpedon 423 f.

Lassen wir nun die Ereignisse selbst sprechen, um die Tapferkeit und Stärke des Patroklos und Hektor mit einander zu vergleichen.

Wie Patroklos die Troer aus dem Schiffslager treibt, flieht mit den anderen auch Hektor 367:

Ἕκτορα δ' ἵπποι
ἔκφερον ὠκύποδες σὺν τεύχεσι, λεῖπε δὲ λαὸν
Τρωικόν, οὓς ἀέκοντας ὀρυκτὴ τάφρος ἔρυκε.

Wo das dichteste Gewühl ist, sprengt Patroklos hinein und sucht den Hektor 382:

ἐπὶ δ' Ἕκτορι κέκλετο θυμός·
ἵετο γὰρ βαλέειν· τὸν δ' ἔκφερον ὠκέες ἵπποι.

Nachdem dann der Lykierkönig Sarpedon durch Patroklos gefallen ist, entspinnt sich zwischen den Achaiern unter Patroklos und den Troern unter Hektor ein heftiger Streit um den Leichnam des Gefallenen. Zeus gibt zuletzt dem Hektor „kraftlosen Sinn", dafs er den Wagen besteigt und entflieht 656 f.:

Ζεὺς . . Ἕκτορι . . ἀνάλκιδα θυμὸν ἐνῆκεν·
ἐς δίφρον δ' ἀναβὰς φύγαδ' ἔτραπε κέκλετο δ' ἄλλους
Τρῶας φευγέμεναι· γνῶ γὰρ Διὸς ἱρὰ τάλαντα.

Der Rüstung des Sarpedon bemächtigten sich die Achaier und Patroklos läfst sie zu den Schiffen tragen. Zu einem eigentlichen Zweikampf zwischen Patroklos und Hektor ist es hier nicht gekommen, aber der Unterliegende ist unzweifelhaft Hektor, der entflieht und auch die anderen Troer zur Flucht auffordert. Patroklos jagt hierauf die Feinde durch die ganze weite Ebene bis zur Stadt und Hektor tritt ihm nicht entgegen. Erst nachdem Patroklos die Mauern vergeblich zu erklimmen gesucht hat, entschliefst sich Hektor, von Apollo in der Gestalt des Troers Asios aufgefordert, seine Rosse gegen Patroklos zu lenken und ihn anzugreifen (732: αὐτὰρ ὁ Πατρόκλῳ ἔφεπε κρατερώνυχας ἵππους.) Dieser bemerkt es, hebt zur Abwehr einen grossen Stein vom Boden und schleudert ihn gegen Hector. Er wird zwar nicht selbst getroffen, aber sein Wagenlenker Kebriones stürzt mit zerschmetterter Hirnschale zur Erde. Nun springt Hektor vom Wagen, fafst den Leichnam des Kebriones am Kopfe und sucht ihn zu sich heranzuziehen. Aber schon vorher hat Patroklos einen Fufs des Erschlagenen erfafst und zieht nach der entgegengesetzten Seite. Andere Achaier und Troer nehmen teil, bis schliefslich Patroklos und die Seinen den Toten in ihre Reihen ziehen und ihm die Rüstung abnehmen. Damit hat auch dieser Streit zwischen Patroklos und Hektor sein Ende erreicht und Patroklos ist wieder Sieger geblieben. Denn Hektor wollte ihn angreifen, aber der schnellere Patroklos kommt ihm durch den Steinwurf zuvor; Hektor wollte den Leichnam des Kebriones schützen, aber der stärkere Patroklos mit seinen Genossen bringt den Toten in seine Gewalt wie früher den Sarpedon.

Nachdem so der Angriff vollständig mifslungen, ist anzunehmen, dafs Hektor zunächst auf weiteren Kampf mit Patroklos verzichtet. Denn während der jetzt geschilderten Heldenthaten des Patroklos, die

eine geraume Zeit in Anspruch nehmen, bleibt dieser von Hektor unbehelligt. Doch hält sich Hektor, wie es scheint, absichtlich in der Nähe, wohl mit dem Gedanken, wenn sich jener eine Blöfse geben sollte, den Kampf mit ihm wieder aufzunehmen. Patroklos bricht nun dreimal in die Feinde ein und tötet jedesmal ἐννέα φῶτας, ein Dutzend Feinde. Nach jedem solchen Ansturm ist eine Zwischenzeit zu denken, während welcher er wieder zu Atem kommen und neue Kräfte sammeln mufs. Als er sich aber das viertemal δαίμονι ἶσος (786) in die feindlichen Reihen stürzt, da naht ihm Apollo von rückwärts und schlägt ihm mit der flachen Hand gewaltig auf Rücken und Schultern, dafs den Getroffenen Schwindel erfafst, ihm der Helm vom Kopfe fällt, der Schild samt dem Tragriemen herabsinkt, die Lanze zerbricht; ja sogar den Panzer löst ihm Apollo. Die Homerische Dichtungsweise, in welcher das Eingreifen der Götter in die Handlungen der Menschen den natürlichen Vorgang nicht aufhebt und die Folge der Ereignisse auch mit Weglassung der Götter, beziehungsweise mit Übertragung ihrer Handlungen auf die gewöhnlichen Menschen verständlich bleibt, läfst durch das Gewand der Dichtung folgende thatsächliche Vorgänge durchblicken: Patroklos hat sich tollkühn zu weit in die Reihen der Feinde gewagt und diese Tollkühnheit bringt ihm den Untergang. Denn er hat jetzt eine Anzahl Feinde im Rücken, wird von diesen von rückwärts angegriffen und durch wuchtige Schläge betäubt und entwaffnet. Selbst die Riemen, welche die zwei Panzerteile zusammenhalten, werden durch Schwerthiebe abgehauen, so dafs der Panzer herabgleitet und der Oberkörper entblöfst wird. Darauf stöfst der Troer Euphorbos dem Helden, der bisher jeden niedergestreckt hat, dem er beim Kampfe ins Auge blicken konnte, von rückwärts die Lanze zwischen die unbedeckten Schultern 805: ὄπιθεν δὲ μετάφρενον ὀξέι δουρὶ ὤμων μησσηγὺς σχεδόθεν βάλε Δάρδανος ἀνήρ. Zwar hat Patroklos noch die Kraft sich aufrecht zu halten (813 οὐδ' ἐδάμασσε) und will sich, jedenfalls Schritt für Schritt rückwärts taumelnd (816 θεοῦ πληγῇ καὶ δουρὶ δαμασθείς), zu den Seinen zurückziehen; da bemerkt ihn Hektor, drängt sich durch die Reihen seiner Krieger zu ihm und stöfst ihm noch den Speer νείατον ἐς κενεῶνα, διαπρὸ δὲ χάλκον ἔλασσεν, worauf Patroklos zusammenbricht.

Unter diesen Umständen kann man kaum sagen, dafs Hektor den Patroklos getötet hat, wie es auch letzterer selbst nicht anerkennt, indem er (849) zu Hektor sagt:

> ἀλλά με μοῖρ' ὀλοὴ καὶ Λητοῦς ἔκτανεν υἱός,
> ἀνδρῶν δ' Εὔφορβος, σὺ δέ με τρίτος ἐξεναρίζεις.

Eine Verwundung durch einen Speerwurf oder Stofs in den Rücken erscheint bei Homer immer als tötlich, nicht nur wenn der Speer den Leib durchdringt (V 40, 56, VIII 258, IX 447) sondern auch XX 402: πρόσθεν ἕθεν φεύγοντα μετάφρενον οὔτασε δουρί· αὐτὰρ ὁ θυμὸν ἄϊσθε καὶ ἤρυγε. Darum ist anzunehmen, dafs die Verwundung, die Euphorbos dem Patroklos beibringt, wenn sie auch nicht augenblicklichen Tod zur Folge hat, doch als todbringend gedacht ist, zumal

der Speer in den durch keinen Panzer mehr geschützten Körper tief eindringen konnte. Zu beachten ist auch, dafs der Lanzenstich des Hektor nicht der Abschlufs eines regelrechten Zweikampfes der beiden Helden ist, in dem Hektor Überlegenheit hätte beweisen können, sondern der von anderen wehrlos gemachte und verwundete, ohne Helm, Schild, Lanze und Panzer zurücktaumelnde Patroklos erhält von dem herbeispringendem Hektor den letzten Stofs.

Stellen wir nun dieser an der Hand der Dichtung gegebenen Darstellung die gangbare Erzählung in ihren Hauptmomenten gegenüber. Sie lautet:

1. Achilleus ermahnt den Patroklos vor der Schlacht, er solle den Kampf mit Hektor vermeiden. — Vielmehr sagt er kein Wort davon, aufser in der Vossischen Übersetzung.

2. Trotz des Verbotes greift Patroklos den Hektor an. — Vielmehr ist der Angreifer Hektor (732), Patroklos verteidigt sich und kommt ihm zuvor.

3. Der stärkere Hektor besiegt den schwächeren Patroklos im Kampfe und tötet ihn. — Der stärkere und kühnere ist vielmehr Patroklos, wiederholt flieht Hektor vor ihm, erscheint zweimal als der unterliegende Teil und steht zuletzt vom weiteren Kampfe ab. Der Tod des Patroklos hängt mit dem Kampfe gegen Hektor nicht unmittelbar zusammen; Patroklos erliegt anderen Troern nach einer Reihe der glänzendsten Waffenthaten; der Lanzenstich des Hektor gegen den völlig Wehrlosen (815: *γυμνόν*) ist kein Heldenstück, dessen sich der Sieger sehr zu rühmen hätte.

Es wäre wünschenswert, wenn die bezeichneten Irrtümer, die mehrfach auch in Lese- und Übersetzungsbücher[1]) übergegangen sind, bei neuen Auflagen beseitigt würden, damit nicht schon die Schüler der untersten Klassen eine der schönsten Erzählungen der Ilias in irriger Auffassung kennen lernen.

Passau. A. Spengel.

Z. B. Englmann-Haas lat. Übungsbuch f. d. 3. Klasse 1890, worin es Nr. 17 der Vorübungen im Anfange heifst: „Als Patroklus den Griechen zu Hilfe kam, ermahnte ihn Achilles, er solle nicht mit Hektor sich einlassen; denn es war nicht zweifelhaft, dafs dieser von niemand besiegt werden könne als von Achilles selbst. Nachdem aber die Trojaner geschlagen waren, wurde Patroklus von der Begierde zu kämpfen so fortgerissen, dafs er jener Mahnung nicht gedachte. So geschah es, dafs Patroklus den Hektor angriff. Wer hat nicht gelesen, dafs er von diesem mit dem Speere durchbohrt wurde?"

Studia in Aetnam collata.

Ad Aetnae studium, quod carmen in appendicem Vergilianam receptum exstat, cum me contulissem hortante Iwano Muellero, viro doctissimo atque humanissimo, illud facile intellexi me ‚periculosae plenum opus aleae' aggressum esse.

Neque enim auctoris nomen illi poëmati inscribere nobis licere, ne illud quidem, quo tempore conscriptum esset, satis constare, sincere fatendum erat.

Accedebat, quod illud carmen corruptissimum nobis traditum est, ut una omnium eorumque doctorum hominum consentiens vox sit, vix quidquam illius poëmatii emendatione difficilius in Romanis litteris exstare.

Novam quasi viam monstravit A. Zingerleius,[1]) cum haec proponeret: Doppelt empfehlenswert wäre jedenfalls eine einigermafsen ausgedehntere Beachtung mehr oder weniger verwandter Stellen. Wir möchten raten, einen möglichst vollständigen Index der Vorbilder, besonders bezüglich des Formellen nicht aufser acht zu lassen, da ein solcher hier unter den angegebenen Verhältnissen für die Kritik öfters doppelten Wert gewinnen könnte.

Hanc mihi viam ingresso mirum quoddam accidit: certum atque irrefutabile imitationis argumentum ex nullo scriptore haurire potui excepto Lucretio atque Vergilio. Quis enim tam levis sit, ut ex aliqua verborum similitudine efficiat, alterum poëtam alterius vocabula depinxisse? Ego in hac re Goebelii sententiae accedo, qui haec monuit:[2]) Man hat oft allzu zuversichtlich dort eine Nachahmung behauptet, wo in Wahrheit keine ist. Die Übereinstimmung im Gedanken, ja selbst bis zu einem gewissen Grade im Ausdruck, berechtigt daher noch nicht zur Annahme einer Entlehnung oder mehr oder weniger selbständigen Aneignung des Fremden.

Duo igitur genera locorum similium distinguenda sunt, unum eorum, qui recte ‚imitationes' vocantur, alterum eorum, qui etsi aliquam verborum vel sententiarum similitudinem praebeant, tamen forte magis atque casu congruere quam de industria expressi videntur. Hos, qualescunque adhuc undique congerere potui, in appendicem seponam, imitationes vero Lucretianas atque eos locos Vergilianos, qui maxime ad carmen Aetnaeum pertinere mihi videntur, primo loco enarrabo.

Ab hoc indice locorum Lucretianorum et Vergilianorum profectus ipse nonnullos locos emendare aggressus sum, alii in illo carmine, cui tempora pessime consuluerunt, sanando eo quasi certo duce utantur.

Atque cum illo indice maxime verborum locutionumque similitudinem demonstrassem, facere non potui, quin ‚de Aetnae auctoris

---

[1]) Berl. philol. Wochenschrift IV p. 872.

[2]) Zeitschrift f. österr. Gymnasien 1857 p. 421.

cum Lucretio conspiratione latius dissererem, ut iam, quae mira esset similitudo sententiarum argumentorumque, prorsus perspiceretur.

Postremo de Aetnae temporibus, novis argumentis repertis, certiora proferre mihi licuit.

Hos laboris mei fructus viris doctis offero. Si quid eorum illis placuerit, his utantur mecum, si quid noverint rectius istis, candide impertiant.

Index locorum Lucretianorum et Vergilianorum in Aetna.

Numerum versuum Aetnae ita affero, ut in Baehrensii editione [1]) exstat, versus autem ipsos, ut mihi legendi videntur. Lucretium ex recensione Jacobi Bernaysii, Vergilium ex recensione Ottonis Ribbeckii laudo. Locos pseudovergilianos a genuinis separare e re non esse putavi.

Aetna	Loci
1. Aetna mihi ruptique cavis fornacibus ignes	Lucr. VI, 202 rotantque cavis fornacibus intus; ibid. 681 Flamma foras vastis Aetnae fornacibus efflet; G. I, 472 Vidimus undantem ruptis fornacibus Aetnam; Aen. III, 579 Aetnam Impositam ruptis flammam exspirare caminis. cf. G. IV, 263.
3. Quid fremat **ex imo**, quid raucos torqueat aestus, 4. Carmen erit. dexter venias mihi carminis auctor,	G. I ab initio: Quid faciat laetas segetes, quo sidere terram Vertere . . . Conveniat, quae cura boum, qui cultus habendo Sit pecori, apibus quanta experientia parcis, Hinc canere incipiam. Cul. 12. Phoebus erit nostri princeps et carminis auctor
6. Sive tibi **Daphne** est potior; tecumque faventes	G. I, 18 Adsis, o Tegeaee favens
7. In nova Pierio properent a fonte sorores	Cul. 18 Quare, Pierii laticis decus, ite sorores
8. **Coepta**; per insolitum Phoebo duce tutius itur.	ibid. 36. versus Phoebo duce ludere gaudet.
9. Aurea securi quis nescit saecula regis,	G. III, 4 quis aut Eurysthea durum Aut inlaudati nescit Busiridis aras? A. VI, 792 Augustus Caesar, divi genus, aurea condet

[1]) Poëtae Latini minores, Recensuit et emendavit Aemilius Baehrens. Lipsiae 1880. tom. II p. 88 sqq.

	Saecula qui rursus Latio regnata per arva Saturno quondam ibid. XII, 826 . . . saecula reges
10. Cum domitis nemo Cererem iactaret in arvis	G. I, 125 Ante Jovem nulli subigebant arva coloni.
11. Venturisque malas prohiberet frugibus herbas,	ibid. 69 officiant laetis ne frugibus herbae
12. Annua sed saturae complerent·horrea messes,	G. I, 49 ruperunt horrea messes
13. Ipse suo flueret Bacchus pede mellaque quernis	G I, 131 Mellaque decussit foliis
14. Penderent foliis et pingui Pallas oliva,	Et passim rivis currentia vina repressit B. IV, 30 Et durae quercus sudabunt roscida mella.
15. Securos omnis aleret cum gratia ruris?	G. I, 127 ipsaque tellus Omnia liberius nullo poscente ferebat.
19. **Incensam** et trist**is** natorum **in** funere matr**es**?	B. VIII, 47 Saevos Amor docuit natorum sanguine matrem Commaculare manus,
23. Quidquid et antiquum, iam nacta est fabula carmen.	G. III, 3. Cetera quae vacuas tenuissent carmine mentes, Omnia iam vulgata
25. Qui tanto motus operi, quae tanta potestas	A. IX, 96 cui tanta deo permissa potestas?
26. Explicet immensum flammas et trudat ab imo	A. II, 282 Quae tantae tenuere morae?
27. Ingenti sonitu moles et proxima quaeque	Lucr. VI, 692: Extruditque simul (sc. Aetna) mirando pondere saxa Lucr. III, 38 Funditus humanam qui vitam turbat ab imo A. III, 574 sqq Attollitque globos flammarum et sidera lambit, Interdum scopulos avolsaque viscera montis Erigit eructans liquefactaque saxa sub auras Cum gemitu glomerat fundoque exaestuat imo A. XI, 614 sonitu ingenti G. II, 306 Ingentem caelo sonitum dedit A. X, 513 Proxima quaeque

29.	Principio ne quem capiat fallacia vatum,	‚Principio‘ versus initio: Lucr. I, 271, 503, 834, II, 957, 1048, III, 179, IV, 181, 615, 641, 722, 913, 929, V, 92, 200, 235, 251, 510, 780, 798, 859, 880, VI, 96, 608, 740, 769, 921, 942, 962, 1000, 1143, G. II, 9, IV, 8, A. IV, 56, VI, 214, 724, IX, 762. X, 258.
30.	Sedes esse dei tumidisque e faucibus ignem	Lucr. V, 146 Illud item non est, ut possis credere, sedes Esse deum sanctas in mundi partibus ullis.
31.	Vulcani ruere et clausis resonare cavernis	A. VIII, 419 Antra Aetnaea tonant validique incudibus ictus Auditi referunt gemitus striduntque cavernis ibid. III, 674 curvisque immugiit Aetna cavernis
34.	Sidera: subducto regnant sublimia caelo	Lucr. II, 648 Semota ab nostris rebus seiunctaque longe (divom natura)
38.	Cum super incudem numerosa in verbera fortes	A. VIII, 452 magna vi bracchia tollunt In numerum
39.	Horrendum magno quaterent sub pondere fulmen	G. III, 172 Post valido nitens sub pondere faginus axis Increpat
46.	His natura sua est alvo tenus: ima per orbes	G. II, 153 Nec rapit immensos orbis per humum, neque tanto
47.	Squameus intortos sinuat vestigia serpens.	Squameus in spiram tractu se colligit anguis
49.	Pelion Ossa gravat, summus premit Ossan Olympus.	G. I, 281 Ter sunt conati imponere Pelio Ossam
51.	Impius et miles metuentia comminus astra	Scilicet, atque Ossae frondosum involvere Olympum; Ter pater extructos disiecit fulmine montes. B. I, 70 Impius haec tam culta novalia miles habebit
54.	Juppiter en caelo metuit dextramque coruscam	G. I, 328 Ipse pater media nimborum in nocte corusca

	Fulmina molitur dextra
57. Hic magno tonat ore pater geminantque favente	A IV, 510 Ter centum tonat ore deos Erebumque Chaosque ibid. VI, 607 intonat ore „ XII, 692 magno simul incipit ore G. III, 294 magno nunc ore sonandum A. VII, 141 Hic pater omnipotens ter caelo clarus ab alto Intonuit.
58. Undique discordes sonitum simul **augmine** venti,	A. X, 356 magno discordes aethere venti
60. Atque in bell**um tum** quae cuique potentia divum **Jam** commune venit	A. V, 100 quae cuique est copia. X, 107 Quae cuique est fortuna
63. Stant utrimque secus: validos tum Juppiter ignes	Lucr. IV, 936 Quare utrimque secus cum corpus vapulet
72. Obruit Enceladon; vasto **sub** pondere montis	A. V, 447 pondere vasto.
73. Aestuat et patulis exspirat faucibus ignem.	G. IV. 263 Aestuat ut clausis rapidus fornacibus ignis A. III, 580 ruptis flammam exspirare caminis
75. Vatibus ingenium est; hinc **non ignobile** carmen.	B. IX, 38 neque est ignobile carmen
77. Sub terris nigros finxerunt carmine manes	Lucr. I, 1058, V, 695 (versus initio) Sub terris A. VI, 134 bis nigra videre Tartara
78. Atque inter cineres Ditis pallentia regna,	Lucr. I, 123 (de inferis) Sed quaedam simulacra modis pallentia miris A. IV, 26 Pallentes umbras Erebi
79. Mentiti vates Stygias undasque canesque;	Lucr. IV, 731 Cerbereasque canum facies A. VII, 773 Stygias detrusit ad undas XI, 91 Stygia candentem tinxerat unda
80. Hi Tityon stravere novena in iugera foedum,	A. VI, 595 Nec non et Tityon, Terrae omniparentis alumnum,

	Cernere erat, per tota *novem* cui *iugera* corpus Porrigitur Lucr. III, 986 Qui non sola *novem* dispessis *iugera* membris Obtineat, sed qui terrai totius orbem.
83. Jura canunt idemque rotant Ixionis orbem;	G. III, 38 tortosque *Ixionis* anguis Immanemque *rotam*
84. Quidquid et est tellus falsi sibi conscia, terrent.	Cir. 89. *Quidquid et* ut quisque est tali de clade locutus
85. Nec tu, terra, satis; speculantur numina divum	A. V, 56 *numine divom*
88. Coniugia et falsa quotiens sub imagine peccet	A. VI, 293 cava *sub imagine*
93. Aestuet Aetna novosque rapax sibi congerat ignes.	A. III, 577 fundoque *exaestuat* imo (sc. Aetna)
99. Per tota errantes percurrunt corpora venae,	Lucr. VI, 668: (de Aetna) *Per*que mare et terras rapidus *percurrere* turbo
102. Scilicet hoc olim diviso corpore mundi In maria ac terras et sidera, sors data caelo Prima, secuta maris, deseditque infima tellus,	‚Scilicet' versus initio Lucr. I, 377, 439, 667, 809, 888, 901, II, 132, 469, 710, 922, 976, III, 561, 639, 763, 838, IV, 252, 771, 790, 845, 890, 1118, V, 405, VI, 135, 185, 674, 732, 788, 837, 993, 1038, G. I, 282, 493, II, 245, 534, III, 266, IV, 225, A. II, 577, IV, 379, VI, 526, 750, XI, 371, XII, 570. Lucr. V, 92 Principio *maria ac terras* caelumque tuere; Quorum naturam triplicem etc. ibid. 449 Quippe etenim terrai corpora quaeque . . . imas capiebant omnia sedes cf. Lucr. V, 497 Lucr. I, 30, 340, V, 593, VI, 491, 612. A. I, 58: *maria ac terras*
107. Ut crebro introrsus **spatium vacet atque barathrum.**	Lucr. I, 507 *vacat spatium*
110. Nec stipata coit	ibid. 294 *Nec stipata* magis fuit

114. Aut etiam inclusi solidum exedere vapores	Lucr. IV, 933, V, 699 (versus initio) Aut etiam
115. Atque igni quaesita via est, sive omnia certis	Lucr. VI, 200 Quaerentesque viam circumversantur (venti)
116. Pugnavere locis.	Lucr. IV, 368: locis ex ordine certis G. I, 60 aeternaque foedera certis Imposuit natura locis
123. Flumina quin etiam latis currentia ripis	Quin etiam: Lucr. I, 311, 731, 782, 823, II, 688, 826, 1013, III, 655, IV, 708, V, 294, VI, 209, G. II, 269, III, 457, A. II, 768, IV, 309, VII, 177, 299, 385, VIII, 485, IX, 799. Lucr. II, 362 Fluminaque illa queunt summis labentia ripis Oblectare animum
125. Direpta in praeceps fatali condidit ore	G. I, 203 Atque illum in praeceps prono rapit alveus amni (Ribb: ‚atque illum praeceps')
126. Aut occulta fluunt tectis (conicias ‚tortis' cf. v. 105 ‚tortis cavis') adoperta cavernis	Lucr. VI, 540 Multaque sub tergo terrai flumina tecta Volvere vi fluctus
134. Haud mirum clausis etiam si libera ventis	Lucr. VI, 197 magno indignantur, murmure clausi (venti) cf. A. I 53–56
137. Immensos plerumque sinus et iugera pessum	Lucr. VI, 589 multae per mare pessum
138. Intercepta licet densaque abscondita nocte	Subsedere suis pariter cum civibus urbes
139. Prospectare, chaos vastum et sine fine ruinas.	A. I, 279, II, 771 sine fine
143. Tu modo subtiles animo duce percipe curas	G. III, 73 Tu modo . . . . Praecipuum iam inde a teneris impende laborem A. II, 160 Tu modo promissis maneas IV, 50 Tu modo posce deos veniam
150. Nec tamen in privos (Journ. of philol. XV, 315) exit contenta canales	‚Nec tamen' versus initio: Lucr. I, 299, 329, 745, 843, II, 201, 461, 700, III, 231, 238, 736, 1005, IV, 377, 704, 895,

	V, 101, 366, 664, 1022, VI, 1063, 1217
	B. I, 57 G. I, 118 Cir. 255
151. Vis animae; flatu acre (ibid.) ruit qua proxima cedunt	Lucr. IV, 914 Vis animae partimque foras eiecta recessit
	VI, 693 Ne dubites quin haec animai turbida sit vis.
153. Hinc terrae tremor, hinc motus, ubi densus hiantes	B. IX, 60 ubi densus
	A. II, 97 Hinc mihi prima mali labes, hinc semper Ulixes Criminibus terrere novis, hinc spargere voces
	cfr. Lucr. I 254
155. Quod si spissa foret, solido si staret in omni	Lucr. I, 213 Quod si nulla forent III, 746 Quod si immortalis foret
165. Quippe ubi quod teneat ventos aurasque morantis	‚Quippe ubi' versus initio Lucr. I, 167, 182, 242, 617, 990, III, 430, IV, 432, 662, 769, 922, V, 1156, VI, 854 G. I, 505
168. Angustis potius turbant in faucibus, illic	Cir. 463 Deserit angustis inclusum faucibus Isthmon
169. Fervet opus, densaque premit premiturque ruina	G. IV, 169 et A. I, 436: Fervet opus.
173. Inde neque est aliud, si fas est credere, mundo	Lucr. I, 613, III, 467: ‚Unde neque' (versus initio)
	Cir. 21 si fas est dicere
	Lucr. VI, 565 Et metuunt magni naturam credere mundi Exitiale aliquod tempus clademque manere, Cum videant tantam terrarum incumbere molem.
176. Introrsus cessante solo trahit undique venas	Lucr. III, 532 Introsum trahere
177. Aetna **illi** manifesta fides et proxima vero est.	A. II, 309 Tum vero manifesta fides
	III, 375 Auspiciis manifesta fides
179. Occurrent oculis ipsae cogentque fateri	Lucr. I, 466 cogent nos esse fateri.
188. Nunc opus artificem incendi causamque reposcit	Lucr. II, 189 Nunc locus est, ut opinor, . . . confirmare
	‚Nunc' in transitu usurpatum est (versus initio)
	Lucr. I, 265, 830, 921, 953, II, 62, 142, 333, 730, 865, 1023, III,

	136, 258, 417, IV, 108, 141, 175, 267, 520, 631, 671, 720, 874, 904, V, 1159, VI, 239, 495, 535, 639, 680, 738, 936, 1088. G. IV, 149, A VII, 37, XI, 314
189. Non illa in parvo aut tenui discrimine	A. III, 685 leti discrimine parvo X, 511 tenui discrimine leti
191. Res oculos ducent, res ipsae credere cogent	Lucr. V, 104 dictis dabit ipsa fidem res.
199. Pellitur **exustae** glomeratus nimbus arenae	Lucr. VI, 700 Saxaque subiectare et arenae tollere nimbos. G. III, 110 at fulvae nimbus arenae Tollitur A. III, 576 liquefactaque saxa sub auras Cum gemitu glomerat.
200. Flagrantes properant moles, volvuntur ab imo.	A. III, 577 fundoque exaestuat imo. Lucr. VI, 692 mirando pondere saxa (= moles).
201. Fundamenta: fragor tota nunc rumpitur Aetna	A. III, 575 avolsaque viscera montis (= fundamenta) Erigit eructans. ibid. 571. horrificis iuxta tonat Aetna ruinis.
203. Ipse procul tantos miratur Juppiter ignes	G. I, 103 ipsa suas mirentur Gargara messes
204. Neve sepulta novi surgant in bella gigantes	cf. Lucr. II, 570 in aeternum ‚sepelire' salutem.
206. Vertat in occulto, **totus** tremit; omniaque extra	Lucr. VI, 1278 totus trepidabat.
208. Quae nec sponte sua veniunt	‚sponte sua': Lucr. I, 214, 1064 II, 193 et saepius: B. IV, 45, A VII, 204 G II, 11 Sponte sua veniunt.
nec corporis ullis	A. VI, 147 viribus ullis
209. Sustentata cadunt robustis viribus; omnes	Lucr. III, 449 Inde ubi robustis adolevit viribus aetas
219. Nunc quoniam in promptu est operis natura solique, Unde ipsi venti, quae res incendia pascit, Cum subito cohibentur, iners quae causa silenti, **Pro**sequar.	Lucr. I, 265 Nunc age, res quoniam docui . . . . Accipe praeterea 951 Sed quoniam docui . . . Nunc age, summai quaedam sit finis eorum Necne sit, evolvamus II, 62 Nunc age, quo motu genitalia materiai

Corpora res varias gignant genitasque resolvant,
Et qua vi facere id cogantur, quaeque sit ollis
Reddita mobilitas . .
Expediam
cf. Lucr. II, 142, 333, IV, 175, 267, 631, 671, 720, 750, 874, 904, V, 1159, VI, 239, 495, 535, 639, 680, 738, 936, 1088
G IV, 149 Nunc age, naturas apibus quas Juppiter ipse
Addidit, expediam
cf. A. VII, 37, XI, 314, VI, 756
Lucr. IV, 97: In promptu quoniam est
II, 583 in promptu quorum natura videtur
III, 185 Ante oculos quorum in promptu natura videtur
,in promptu' etiam invenitur:
Lucr. I, 879, II, 149, 246, 868, III, 106, VI, 941 [1])
G. III, 340 Quid tibi pastores Libyae, quid pascua versu
Prosequar?
A. II 107 Prosequitur pavitans (= erzählt weiter)

222. Immensus labor est, sed fertilis idem	Catal. XI, 41 Nam quid ego immensi memorem studia ista laboris?
223. Digna laboratis respondent praemia curis	A. IX, 252 Quae vobis, quae digna, viri, pro laudibus istis Praemia posse rear solvi?
225. More nec effusos in humum grave pascere corpus	Lucr. III, 114 Effusumque iacet sine sensu corpus onustum
226. Nosse fidem rerum dubiasque exquirere causas	G. II, 490 Felix, qui potuit rerum cognoscere causas
227. Ingenium sacrare caputque attollere caelo	Lucr. I, 66 Primum Graius homo mortalis tendere contra Est oculos ausus
228. Scire quot et quae sint natalia mundo	G. II, 108 Nosse quot Jonii veniant ad litora fluctus

[1]) cf. Holtze, Syntaxis Lucretianae lineamenta. Lipsiae 1868. pag. 92.

229. Principia; occasus metuunt an saecula pergunt	Lucr. V, 1213 An divinitus aeterna donata (moenia mundi) salute
230. Et firma aeterno religata est machina vinclo.	Perpetuo possint aevi labentia tractu Immensi validas aevi contemnere viris. ibid. 95. Una dies dabit exitio, multosque per annos Sustentata ruet moles et machina mundi.
232. Cur brevior cursu bis senos pervolet orbes,	B. I, 43, A. I, 393, V, 561, IX, 270, XI, 133; bis senos
233. Annuus ille meet; quae certo sidera currant	Lucr. II, 252, V, 677, 730, 734, 1181, 1437: ordine certo
234. Ordine quaeque suos **varient** incondita motus;	II, 242 Qui varient motus
237. Nubila cur **Pleias** caelo denuntiet imbres,	G. I, 453 Caeruleus (sol) pluviam denuntiat, igneus euros
238. Quo rubeat Phoebe, quo frater palleat igni	G. I, 431 vento semper rubet aurea Phoebe
248. Et quaecumque latent toto miracula mundo	Lucr. II, 100, IV, 491, VI, 429 Et quaecumque (versus initio)
251. divina est animi ac iucunda voluptas	Lucr. II, 3 iucunda voluptas III, 28 quaedem divina voluptas
256. In Jovis errantem regno perquirere divos	Lucr. VI, 382 Indicia occultae divum perquirere mentis
259. Scrutamur rimas et vertimus omne profundum,	Lucr. VI, 808 Denique ubi argenti venas aurique secuntur,
260. Quaeritur argenti semen, nunc aurea vena	Terrai penitus scrutantes abdita ferro I, 211 vertentes vomere glebas Terraique solum subigentes = V, 210. G. II, 165 Haec eadem argenti rivos aerisque metalla Ostendit venis
261. Torrentur flamma terrae feroque domantur	Lucr. V, 898 Denique flamma quidem cum corpora fulva leonum Tam soleat torrere III, 888 calidis torrescere flammis A. IX, 608 Aut rastris terram domat
262. Dum sese pretio redimant, lucrumque professae	A. IX, 213 pretiove redemptum.

263. Tum demum **viles iaceant** inopesque relictae	Lucr. III, 57, IV, 916 V, 885 A VI, 330, 573, IX, 815 XII, 6. Mor. 116 Tum demum
264. Noctes atque dies festinant arva coloni	Lucr. II, 12, III, 62, A. VI, 127 Noctes atque dies (versus initio)
266. Fertilis haec segetique feracior, altera viti 267. Haec plantis humus, haec herbis dignissima tellus	G. I, 52 Cura sit . . . Et quid quaeque ferat regio et quid quaeque recuset. Hic segetes, illic veniunt felicius uvae, Arborei fetus (= ‚plantis') alibi, atque iniussa virescunt Gramina (= ‚herbis') cf. G. II, 177 sqq.
269. Aridiora tenent oleae,	G. II, 144 tenent oleae armentaque laeta (sc. haec loca) Aen. VI, 131 tenent media omnia silvae
278. Aetnaei montis fremitus animosque furentis	Lucr. II, 593 Eximiis vero furit ignibus impetus Aetnae VI, 686 Hic ubi percaluit calefecitque omnia circum Saxa furens (ventus) VI, 367 Ignibus et ventis furibundus fluctuet aër.
279. Non subito pallere sono, non credere subter	Lucr. V, 1201 Sed mage pacata posse omnia mente tueri
280. Caelestis migrasse minas aut Tartara rumpi	Lucr. V, 1191 murmura magna minarum (de tonitru). A. X, 695 Vim cunctam atque minas perfert caelique marisque
282. Unde repente quies et **nullo** foedere pax est	Lucr. VI, 667, 1088: Unde repente
283. **Concrescunt** animae penitus, seu forte cavernae 284. Introitusque ipsi servent, seu terra minutis 285. Rara foraminibus tenues in se abstrahat auras	Lucr. VI, 578 Ventus ubi atque animae subito vis maxima quaedam Aut extrinsecus aut ipsa tellure coorta In loca se cava terrai coniecit IV, 891 Per patefacta venit (sc. aër) penetratque foramina largus VI, 592 Et fera vis venti per crebra foramina terrae

	Dispertitur V, 457 ideo, per rara foramina, terrae Partibus erumpens primus se sustulit aether
	Lucr. I, 1087 At contra tenuis exponunt aëris auras
	A. IV, 288, IX, 658 in tenuem ex oculis evanuit auram
	VII, 646 Ad nos vix tenuis famae perlabitur aura
292. Praecipiti delata noto premit unda fugatque	A. VII, 411 Praecipiti delata noto
293. Torrentes auras pulsataque corpora denset	Lucr. V, 409 Et pereunt res exustae torrentibus auris
	I, 395 Nec tali ratione potest denserier aër
294. Nam veluti — 300. Haud aliter	Nam velut(i) — sic (ita): Lucr. I, 1038, II, 55, 720, IV, 11, VI, 35, III, 447
	Ac velut(i) — haud aliter A. IX, 59, X, 707
	Ceu — haud aliter A. IX, 797, X, 360
	Haud aliter A. IV, 256
295. Pellit opus collectus aqua victusque movere	Lucr. VI, 557 ventus collectus ibid. 571 venti quasi collecti
296. Spiritus et longas emugit bucina voces.	129 validi venti collecta procella
	A. IV, 463 longas in fletum ducere voces
297. Carmineque irriguo magnis cortina theatris	Lucr. IV, 74, VI, 109: magnis intenta theatris
	A. III, 92 adytis cortina reclusis (in clausula)
299. Quae tenuem impellens animam subremigat unda:	G. II, 217: Quae tenuem
	A. X 227 subremigat undis
301. Pugnat in angusto, et magnum commurmurat Aetna	Lucr. I, 722 Hic et vasta Charybdis et hic Aetnaea minantur Murmura
302. Credendum est etiam ventorum exsistere causas	Lucr. VI, 542
303. Sub terra similes harum quas cernimus extra	Undique enim similem (sc. terram) esse sui res postulet ipsa
307. Quod si forte mihi quaedam discordia tecum est	Quod si forte: Lucr. I, 391, 665, II, 225, 924, 931, III, 720, V, 338.
308. Principiisque aliis credas consurgere ventos	A. V, 20 Consurgunt venti

309. Non dubium rupes aliquas penitusque cavernas	A. II, 19 penitusque cavernas (in clausula).
315. Flamina **prima** ferunt auras, vis proxima venti	A. X, 97 ceu flamina prima Cum deprensa fremunt silvis et caeca volutant Murmura, venturos nautis prodentia ventos. Lucr. VI, 431 vis incita venti (in clausula) Lucr. I, 290 Sic igitur debent venti quoque flamina ferri
316. Eminus aspirat fortis, et verberat humor	IV, 257 Ventus enim quoque paulatim cum verberat I, 271 Principio venti vis verberat incita pontum A. VII, 8 Aspirant aurae in noctem
319. His igitur causis extra penitusque coacti	Lucr. IV, 862, V, 480, VI, 543: His igitur rebus
321. velut — 324. haud secus	Velut(i) — haud secus A. II, 379, XI, 809, IV, 441
322. Terque quaterque exhausta gravis ubi perbibit euros	G. II, 399, A I, 94, IV, 589, XII, 155. Terque quaterque
323. Ingeminant fluctus et primos ultimus urget:	G. I, 333 ingeminant austri et densissimus imber
325. Spiritus involvensque suo sibi pondere rupes	Lucr. VI, 574 Et recipit prolapsa suas in pondera sedes A. XII, 688 silvas, armenta virosque Involvens secum (sc. mons)
326. Densa per ardentes exercet corpora vires.	Lucr. VI, 361 neque sunt tam denso corpore nubes
327. Et quacumque iter est properat frangitque morantes	G. III, 229 vires exercet. Lucr. VI, 338 quaecumque morantur Obvia discutiat plagis
329. Exilit atque furens tota vomit igneus Aetna	Lucr. I, 724 (de Aetna) Faucibus eruptos iterum vis ut vomat ignis
330. Quod si forte putas isdem decurrere ventos	Lucr. III, 531, 696 Quod si forte putas
334. Purpureoque rubens surgat iubar aureus ostro	Lucr. IV, 402 Jamque rubrum tremulis iubar ignibus erigere alte Cum coeptat natura
337. Prospectat sublimis opus vastosque recessus	A. VIII, 193 vasto summota (sc. spelunca) recessu
342. Introspectus hiat: tantarum semina rerum	Lucr. I, 59, 176, II, 678, 755, 833, 1059, 1072, VI, 662, 789, 1091 ‚semina rerum' (in clausula)

	A. IV, 232, 272 ‚tantarum gloria rerum' (in clausula)
345. Qui rupes terramque rotat, qui fulminat ignes,	Lucr. VI, 202 rotantque cavis flammam fornacibus intus Lucr. I, 725 (de Aetna) Ad caelumque ferat flammai fulgura rursum.
346. Cum rexit vires et praeceps flexit habenas,	A. XII, 471 flectit habenas (in clausula) V, 662 furit immissis Valcanus habenis.
348. Corpora diripiat validoque absorbeat actu.	A. XII, 687 Fertur in abruptum magno mons improbus actu
353. Verberat ora aër pulsataque corpora nostris	Lucr. VI, 1026 Semper enim circumpositus res verberat aër cf. V, 954: Verbera ventorum
355. Non cinerem stipulamve levem, non arida sorbet	G. I, 85 levem stipulam
359. Sive peregrinis igitur propriisve potentes	Lucr. V, 574 Lunaque sive notho fertur loca lumine lustrans
360. Coniurant animae causis	Sive suam proprio iactat de corpore lucem
361. Et montis partes atra subiectat arena	Lucr. VI, 700 (de Aetna) Saxaque subiectare et arenae tollere nimbos G. III, 241 nigramque alte subiectat arenam A. IX, 714 nigrae attoluntur arenae. Lucr. VI, 182 fulgura flammae
363. Ardentisque simul flammae se fulmina rumpunt	Lucr. I, 725 (de Aetna) Ad caelumque ferat flammai fulgura rursum A. III, 574 Attollitque globos flammarum XI 548 tantus se nubibus imber ruperat
364. Haud aliter quam cum prono iacuere sub austro	A. IV, 669 Non aliter quam si Lucr. VI, 560 Incumbit tellus quo venti prona premit vis
366. Implicita; **hac** serpunt tritis incendia ramis	Lucr. I, 898 Arboribus vicina cacumina summa terantur Inter se V, 1098 Mutua dum inter se rami stirpesque teruntur
367. Nec te decipiant stolidi mendacia vulgi	Lucr. VI, 187 Nec tibi sit frudi B. II, 34, X, 17 Nec te paeniteat

369. Ut rapiant vires redeantque in proelia victi.	Lucr. VI, 571 Et quasi collecti (sc. venti) redeunt ceduntque repulsi
374. Causa latet, quae rumpat iter cogatque morari.	A. V, 5 Causa latet (initio versus)
378. tum frigida monti	A. XI, 828 tum frigida toto (in clausula)
380. Post ubi **non tenuere** morae, velocius urgent:	Post ubi (versus initio) Lucr. V, 883, VI, 128, G. III, 235, IV, 189, 544, 552, A. IV, 80, V, 362 A. II, 282 Quae tantae tenuere morae?
381. Pellunt oppositi moles et vincula rumpunt,	A. II, 134 vincula rupi V, 510 vincula linea rupit XII, 30 vincla omnia rupi
384. Flamma micat **laetos**que ruens exundat in agros:	G. I, 102 Laetus ager ibid. 471 quotiens Cyclopum effervere in agros Vidimus undantem ruptis fornacibus Aetnam
386. Nunc **superest,** quaecumque creant incendia silvae,	Lucr. I, 903 Quae cum confluxere, creant incendia silvis V, 1250 Quidquid id est, quacumque e causa flammeus ardor Horribili sonitu silvas exederat
408. Et metuens natura **illi** est, ubi **carpitur** igni;	A. IV, 2 caeco carpitur igni
412. Vix unquam redit in vires atque evomit ignem.	Mor. 83. Vix unquam (versus initio).
420. Ut semel accensa est, moritur, nec restat in illa	Lucr. I, 1030, IV, 608, A. X, 570 Ut semel
421. Quod repetas; tantum cinis et sine semine (sc. flammae) terra est:	A. VI, 6 quaerit pars semina flammae Abstrusa in venis silicis
448. Huc illuc ageret ventos et pasceret ignes.	G. II, 296 A IV, 363, V, 408, XII, 764: Huc illuc (versus initio)
451. Nam circa latera atque imis radicibus Aetnae	Lucr. I, 352 ab radicibus imis VI, 141 radicibus haurit ab imis
453. Intereunt venis, manifesto ut cernere possis	Lucr. III. 158 facile ut quivis hinc cernere possit 181 ut pernoscere possis I, 327, II, 248, IV, 1223: cernere possis (in clausula)

456. Ille ubi collegit flammas, iacit et simul ictu	Mor. 92 Haec ubi collegit
458. Haud igitur **mira est** facies, **quae circuitu** extra,	Lucr. VI, 489 Haud igitur mirumst.
459. Si lenitur opus, restat;	
462. Nam simul atque movet vires turbamque minatur	Lucr. I, 10, III, 14 Nam simul ac (versus initio)
471. Pars lapidum domiti, stanti pars robore pugnat	pars — pars: A. I, 423 et 425, IV, 405 et 406, VI, 6 et 7, 218 et 222, 491 et 492, 642 et 644, VII, 624 et 626, XI, 883, 888 et 889, XII, 278
479. Verum ubi paulatim exiluit sublata caducis	Verum ubi (versus initio): Lucr. III, 152, IV, 739, VI, 100, G. I, 417, IV, 88, 405, 443, A. III, 670, VII, 591
490. Nunc silvas rupesque vorant, nunc terra solumque	nunc — nunc A. I, 220, 751, IV, 74 et 77, 285, 442, V, 191, 441, 457, 701, VI, 315, X, 355, 680, XI, 625, 650, XII, 476, 526 et 528
492. Quod si forte cavis cunctatus vallibus haesit	G. II, 391 Complentur vallesque cavae
493. Aut per inaequales volvens perpascitur agros	G. III, 458 artus depascitur arida febris A. II, 215 miseros morsu depascitur (sc. serpens) artus
495. Sicut cum rapidum curvo mare cernulat aestu	Lucr. I, 720 rapidum mare
496. Ac primum tenuis undas agit ulteriusque	Mor. 88 Ac primum
506. Scintillas procul ecce vide, procul ecce ruentis	A. XI, 448 Ecce ruit
528. Udove aut aevost putris magis ille magisque,	Lucr. V, 306 Denique non lapides quoque vinci cernis ab aevo Non altas turris ruere et putrescere saxa
531. Interius furere accensos; his propria virtus	Lucr. VI, 1043 Et ramenta simul ferri furere intus
537. Quod si quis lapidis miratur fusile robur	Lucr. V, 1115 Quod si quis
543. Non animos aeris flammis succumbere cernis?	Lucr. I, 490 sqq. ferrum candescit in igni,
544. Lentitiem plumbum non exuit? ipsaque ferri	Dissiliuntque fero ferventia saxa vapore:
545. Materies praedura tamen subvertitur igni;	Tum labefactatus rigor auri solvitur aestu:

546. Spissaque succensis fornacibus aurea saxa 547. Exsudant pretium;	Tum glacies aeris flamma devicta liquescit cf. VI, 966. Lucr. II, 209 Non cadere in terram stellas et sidera cernis? V, 306 Denique non lapides quoque vinci cernis ab aevo Non altas turris ruere et putrescere saxa, Non delubra deum simulacraque fessa fatisci?
559. Et qui non nostro fervet moderatior usu, 560. Sed caelo propior	Lucr. II, 381 Perfacile est parili ratione exsolvere nobis Quare fulmineus multo penetralior ignis Quam noster fuat
568. Spiritus; incendi vis vincit maxima saxa.	Lucr. I, 72 Ergo vivida vis animi pervicit I, 856 aliqua vi victa perire
586. Tu quoque Athenarum carmen, iam nobile sidus, 587. Erigone's; sed **Ityn** vestra en Philomela canoris 588. Evocat in silvis, et tu, soror, hospita tectis 589. Acciperis, solus Tereus ferus exsulat agris.	Cul. 251. Jam Pandionias miserandas prole puellas, Quarum vox Ityn edit Ityn, quo Bistonius rex Orbus epops maeret volucris evectus in auras B. VI, 78 Aut ut mutatos Terei narraverit artus, Quas illi Philomela dapes, quae dona pararit, Quo cursu deserta petiverit, et quibus alte Infelix sua tecta super volitaverit alis? ibid. 52 sqq. A, virgo infelix, (sc. Pasiphaë), tu nunc in montibus erras: Ille (sc. taurus) latus niveum molli fultus hyacintho Ilice sub nigra pallentis ruminat herbas Lucr. I, 256 Frondiferasque novis avibus canere undique silvas
593. Impiger et victus magni iacet Hectoris ultor	A. VI, 166 Hectoris hic magni fuerat comes
595. Signaque: nunc Paphiae rorantes arte capilli	Lucr. IV, 790 Scilicet arte madent simulacra
598. Velatusque pater, nunc gloria viva Myronis	A. VI, 848 vivos ducent de marmore vultus

599. Et iam mille manus operum turbaeque morantur	A. X, 167 Sub quo mille manus iuvenum A. I, 455 Artificumque manus intrans operumque laborem Miratur
603. Praecipueque vigil, fervens ubi **sidera lambit**	III, 574 Attollitque globos flammarum et sidera lambit
605. Nec minus ille pio quam sonti nobilis igni est	Lucr. III, 1090 Nec minus ille (versus initio) A. X, 812 nec minus ille
606. Nam quondam ruptis excanduit Aetna cavernis	G. I, 471 quotiens Cyclopum effervere in agros
607. Et velut eversis penitus fornacibus ignis	Vidimus undantem ruptis fornacibus Aetnam.
608. Evecta in longum **lapidum** fervoribus unda est:	A. III, 579 ingentemque insuper Aetnam Impositam ruptis flammam exspirare caminis Lucr. II, 118, 322, III, 830 Et velut (versus initio)
610. Et nitidum obscura caelum caligine turget.	Lucr. I, 9 Placatumque nitet diffuso lumine caelum G. I, 467 Cum caput obscura nitidum ferrugine texit A. XI, 187 Conditur in tenebras altum caligine caelum
612. Iugera cum domibus, silvae collesque virentes.	Lucr. II, 322 Et velut in viridi candor consistere colli Cul. 22 saltus silvasque virentes
615. Tum vero ut cuique est animus viresque, rapinis	Tum vero (versus initio) B. VI, 27, A, I, 485, II, 105, 228, 309, 624, III, 47, IV, 397, 450, 571, V, 172, 227, 659, 720, VII, 376, 519, IX, 73, X, 647. XI, 633, 832, XII, 257, 494, 756.
628. Aspiciunt pigrumque patrem matremque, senecta	A. II, 596 ubi fessum aetate parentem Liqueris Anchisen
629. Eheu defessos, posuisse in limine membra.	IX, 687 posuere in limine vitam
633. Ipso dante fidem properant. o maxima rerum	A. VII, 602. IX, 279: maxima rerum (in clausula)
634. Et merito pietas homini tutissima virtus!	
637. Felix illa dies, illa est innoxia terra	Cir. 27 Felix illa dies
638. Dextra saeva tenus laevaque incendia fervent.	Lucr. IV, 275, A. VI, 486, 656, XI, 528 dextra laevaque

(Subsequentur ‚Curae criticae').

München. Dr. L. Alzinger.

Über die Einteilung der Tropen und der Figuren des Bedeutungswandels.

B. XXX Heft 12 dieser Zeitschrift enthält einen Aufsatz von Dr. Thomas über die Möglichkeiten des Bedeutungswandels, in welchem das von mir aufgestellte System der Tropen eingehend erörtert wird. An diese Besprechung sei mir gestattet die folgenden Bemerkungen anzuschliefsen.

Thomas unterscheidet Bedeutungswandel bezw. Tropus

I. innerhalb derselben Begriffssphäre
  a) Spezialisierung
  b) Generalisierung
II. durch Übergang in eine andere Begriffssphäre
  a) durch rein gedankliche Vermittelung der Begriffe — Metapher
  b) durch Vermittelung auf Grund sachlichen Zusammenhangs — Metonymie.

Diese Einteilung weicht von der meinigen hinsichtlich der Metapher weniger ab als es auf den ersten Blick scheinen könnte. Der Unterschied liegt mehr in der Darstellung als in der Auffassung. Thomas erkennt meine Definition der Metapher als richtig an. „Rein gedankliche Vermittelung der Begriffe“ heifst bei ihm also dasselbe, was ich Anwendung der Begriffsform nenne. Nur den Ausdruck „Begriffssphäre“ gebraucht er in eigentümlichem Sinne, nämlich in Beschränkung auf die Verhältnisse „Gattung zu Art, Art zu Gattung“, unter Auschlufs des Verhältnisses „Art zu Art.“ — Deutlicher ausgedrückt stellt sich sein System also so dar:

I. Begriffsvermittelung durch Übergang
von a) Gattung zu Art
  b) Art zu Gattung
II. a) Begriffsvermittelung anderer Art (nämlich von Art zu Art): Metapher.
  b) Metonymie

oder einfacher geordnet:

I. Begriffsform. a) Spezialisierung
  b) Generalisierung
  c) Metapher
II. Metonymie.

Viel wesentlicher unterscheiden wir uns hinsichtlich der Fälle, die ich als Teilform zusammenstelle (a. Teil für das Ganze, b. Ganzes für den Teil, c. Teil für Teil). Die Tradition wirft a und b mit der Generalisierung und Spezialisierung zusammen und führt einen Fall von C (Gefäfs und Inhalt) unter Metonymie auf. Thomas weist sie sämtlich der Metonymie zu, aber nicht als selbständige Unterart — das würde ungefähr auf meine Einteilung hinauslaufen — sondern er will die einzelnen Fälle unter die übrigen Gruppen der Metonymie verteilen. In „Segel für Schiff“ sieht er nur einen Fall der Metonymiefigur „Mittel (Treibendes) für Objekt (Getriebenes).“

In dieser Neuerung kann ich ihm nicht folgen. Ich gebe zu, dafs es Beispiele gibt, in denen Verhältnisse verschiedener Form sich zusammenfinden; Teilform und Urteilsform in dem oben angeführten; desgleichen (Mittel und Produkt) in manchen Beispielen des Verhältnisses „Stoff und Körper“ (Thon und Krug), Teilform und Begriffsform (der Mensch ist sterblich); aber das System kann nicht aus diesen gemischten Formen, sondern nur aus reinen und eindeutigen erschlossen werden; und an solchen reinen Beispielen, welche die Selbständigkeit der Teilform beweisen, ist nach meiner Überzeugung kein Mangel. Ein eingemischtes Verhältnis der Urteilsform ist doch schwerlich anzunehmen in:

Tag (Zeit der Helligkeit) und Tag (24 Stunden)
Bureau, Schreibtisch und Schreibstube (Teil und Ganzes)
Le poisson est rare dans ce fleuve (Singular und Plural)
Frauenzimmer a) Frauenwelt b) einzelne Frau (Kollektiv und Einzelwesen)
bucca (Wange) und bouche, Mund (Teil und angrenzender Teil)
Stein (Stoffname) und „ein Stein“ (Dingname) (Stoff und Körper.)

In allen diesen und vielen anderen Fällen (Barbarossa, Rotkehlchen, carina Schiff, Kapelle, petit pot Kinderbrei, camarade u. s. w.) ist nicht anzunehmen, dafs eine metonymische Beziehung bei der Bildung des Bedeutungswandels (bezw. Tropus) mitwirkte, und in keinem Falle war sie dazu nötig. Ein Bedeutungswandel wird möglich, wenn durch verschiedene Auffassung eines Wortes (z. B. bucca) der Sinn der Verbindung, in der es gebraucht ist, (z. B. loqui quidquid in buccam venit) sich nicht ändert, so dafs der Hörer das im Sinne a (Wange) Gemeinte im Sinne b (Mund) verstehen und so in andere Verbindungen, in denen nur dieser Sinn möglich ist, übertragen kann. Dieser Bedingung genügt das Verhältnis der Teilform vollkommen. Es wäre auch sonderbar, wenn der elementarsten Assoziationsform, welche in Aufsatzlehre, Wortbildungslehre, Syntax eben so gut wie in der Lehre von den Tropen und vom Bedeutungswandel bisher stets in ihrer Selbständigkeit (wenn auch als Untergruppe) anerkannt worden ist, dieser Anspruch für die beiden letzteren Gebiete allein aberkannt werden müfste.

Osterode am Harz. Dr. Mühlefeld.

Zur Frage der Turnspiele.

> Wir sollen nicht einen Geist erziehen und nicht einen Körper, sondern einen Menschen; und wir dürfen ihn nicht teilen. (Montaigne).

Lange Jahrhunderte hat es bedurft, bis die Schule diesem Grundsatz, der in der hellenischen Erziehung mafsgebend gewesen war, wenigstens einigermafsen Rechnung zu tragen sich entschlofs. Die italienischen Humanisten waren die ersten, die in Wort und That dafür eintraten, dafs nicht nur das Studium der griechischen Sprache

und Literatur in den gebildeten Kreisen Eingang fand, sondern allenthalben Einrichtungen, die bei den Griechen sich bewährt, wieder herübergenommen würden. Das galt vor Allem auf dem Gebiete der Erziehung, der harmonischen Ausbildung des Geistes und des Körpers. Die schönen Erfolge, die ein Mapheo Vegio oder Vittorino da Feltre durch die Betonung der körperlichen Heranbildung der Jugend erzielten, veranlafsten auch die deutschen Humanisten der Gymnastik das Wort zu reden. Die Schreckensjahre des dreifsigjährigen Krieges aber wirkten ertötend auf die ersten Blüten der Leibesübungen und die Erinnerung an die Gräuelthaten hartherziger Kriegsknechte haftete so eindringlich und nachhaltig im Geiste des Volkes, dafs jede Bethätigung körperlicher Übungen als ein Rückfall in jene schreckliche Zeit angesehen, jedes Laufen und Klettern, Springen und Ringen, Schwimmen und Eislaufen gleichsam als der Ausflufs von Rohheit betrachtet und bei Strafe verboten wurde. Die Jugend durfte sich nicht mehr rühren; durch möglichst frühe Gewöhnung an feine Sitten sollte alles lebhafte, kindliche und natürliche abgestreift werden. Diesen Bestrebungen kam die Mode von jenseits des Rheins zu Hilfe. Ein gepuderter und mit Haarbeutel geschmückter, in Sammt und Seide gekleideter Knabe konnte doch nicht in Wind und Wetter sich im Freien tummeln, konnte doch nicht bei glühendem Sonnenschein auf der Wiese spielen! Doch wie jenseits des Rheins Rousseau's Ruf erscholl, der „Umkehr zur Natur“ forderte, so fand diesseits des Rheins diese Umkehr bereits an einigen Orten statt. Männer wie Basedow und Pestalozzi, waren es, welche wieder Einfachheit im Leben, gleichmäfsige Ausbildung des Körpers und des Geistes, eine der Natur des Knaben entsprechende Erziehung erstrebten. In den Philanthropinen kam jenes Prinzip wieder zur vollen Geltung und dort gelangte deutsches Turnen und deutsches Turnspiel, fufsend auf der Gymnastik der Griechen und den volkstümlichen Leibesübungen, zur ersten Anwendung. Guts Muths ist es, dem das Verdienst gebührt, in Schnepfenthal die Gymnastik systematisch betrieben, das Turnspiel gepflegt und somit den Anstofs zur Einführung in den Schulen gegeben zu haben.

Doch im engen Raum der Privatschule konnte sich das Turnen nicht volkstümlich gestalten, konnte nicht Gemeingut Aller werden. Da zog der jugendliche Jahn an schulfreien Tagen hinaus auf die Hasenhaide bei Berlin, begleitet von einer Schaar lebensfroher Knaben, und hier konnte das Volk sehen, wie leiberstärkend, geisterfrischend kräftige Bewegung, frohes Spiel auf die Jugend wirke. Als nun noch neben der erziehlichen und gesundheitlichen Seite des Turnens die nationale Bedeutung desselben, die Bedeutung desselben für die Wehrhaftigkeit des Volkes kam, da erst war auch die grofse Masse des Volkes dafür gewonnen und die zarte Pflanze schien herrliche Blüten treiben zu wollen: doch, wie ein Reif in Frühlingsnacht, drohte die „Turnsperre“ (1820) die knospenden Keime zu vernichten. Kümmerlich nur konnten sie in engen, sonnearmen Räumen sich fortfristen. Erst die allseits Aufsehen erregende Schrift des Medizinalrates Lorinser vom Jahre 1836: „Zum Schutze der Gesundheit in den Schulen“, bahnte dem Turnen

den Weg in einzelne Schulen. Aufserhalb der Schule, namentlich in Turnvereinen entwickelte sich das Turnen an einigen Orten, München voran, bis zu einem hohen Grade. Der siegreiche Feldzug von 1870/71 verschaffte ihm erst allmählich das Bürgerrecht in allen Schulen und erhob es zum Pflichtfache; dadurch gewann es allerdings bedeutend, allein es wurde auch gerade deshalb, weil es so ganz in die Schule hineinkam, zu einem reinen Lehrfach umgewandelt. Verschiedene Umstände, vor allem der Mangel an fachkundigen, berufsfreudigen Turnlehrern, haben dahin gewirkt, dafs an manchen Orten statt eines erheiternden, entlastenden Faches, ein langweilender belastender Unterricht daraus wurde. Die übermäfsige Betonung der Frei- und Ordnungsübungen führte zu einer Tüftelei, die am allerwenigsten dem Naturel der Knaben entsprach. War man doch an manchen Schulen damit zufrieden, die Schüler stundenlang im Saale in allen möglichen und unmöglichen militärischen Reihungen und Schwenkungen sich bewegen zu lassen, war man doch froh, wenn die Knaben schön sittsam hineingingen, drinnen keinen Spektakel machten, sich nicht rührten, wenn kein lautes fröhliches Lachen erscholl. Von einem Turnspiel war schon des mangelnden Platzes wegen keine Rede. Durfte man doch kaum hervorheben, dafs das Turnen den Körper stärke; nur die erziehliche Bedeutung mufste betont werden. Mit Schrecken sahen Turnlehrer und Ärzte, dafs so betrieben die Gymnastik nicht sein konnte, was sie sollte. Schon auf der VII. deutschen Turnlehrerversammlung in Salzburg 1874 wurde deshalb der Grundsatz aufgestellt, dafs neben den 2 Turnstunden noch eine weitere Turnzeit zu ermitteln sei, die auf Turnspiel und Turnkür verwendet werden sollte. Im Jahre 1876 beschlofs die gleiche Vereinigung darauf hinzuarbeiten, dafs dem Spiel als Ergänzung des Turnens mehr Aufmerksamkeit geschenkt werde. Und in der That wurden an einigen Orten eigene Spielstunden eingeführt. Doch das Interesse des grofsen Teiles des Publikums und der Behörden war noch nicht erwacht. Erst die Schrift des Amtsrichters Hartwich in Düsseldorf: „Woran wir leiden?“ (1881) fiel wie ein zündender Funke in die bereits glimmende Asche, und der Erlafs des preufsischen Kultusministers von Gofsler vom 27. Oktober 1882, worin verlangt war, dafs die Schule die Einrichtung von Spielen nicht nur gelegentlich, sondern grundsätzlich und in geordneter Weise in Pflege zu nehmen habe, liefs ein gedeihliches Arbeiten auf diesem Gebiete erwarten. Die Gründung des Vereines zur Förderung der Jugend- und Volksspiele gab der ganzen Bewegung einen gewissen Halt und allenthalben in unserem engeren und weiteren Vaterlande trat die Pflege der Spiele in den Vordergrund.

Aus dem letzten Jahresberichte des genannten Vereines, dessen in diesen Blättern schon Erwähnung geschah, ist ersichtlich, dafs die Zahl der die Jugendspiele neben dem obligaten Turnen pflegenden Städte von 587 im Jahre 1892 auf 853 im Jahre 1893, die Zahl der sie treibenden Vereinigungen von 647 auf 866 gestiegen ist. Dieser Umstand ist zwar sehr erfreulich, allein im Verhältnis zu anderen Staaten oder nur

zu London allein sehr betrübend, denn letzteres verfügt an sich schon über 2000 Hektar Spielfläche, wo gleichzeitig 7700 Partien Cricket und Fufsball spielen können. Dort besteht allerdings nicht die Anschauung, dafs die öffentlichen Parkanlagen und Wiesen nur dazu da sind, damit sie nicht betreten werden, dem Engländer ist der leibliche und geistige Nutzen, der aus dem Betriebe erfrischender Jugendspiele für das heranwachsende Geschlecht entspringt, mehr wert als die einigen hundert Mark, die aus dem Pacht für das Wiesenheu gewonnen werden. Dort spielen aber auch alle Schichten der Bevölkerung, und der Arbeiter sucht nach des Tages Arbeit ebenso gern den Cricketplatz auf, als der Beamte, der den ganzen Tag im Bureau gesessen, ja dort beteiligen sich Arbeiter und Beamte miteinander am gleichen Spiele und die Verschiedenheit des Ranges und der Bildungsstufe wird ausgeglichen durch den Spielgedanken. Deshalb macht sich auch über dem Kanal drüben nicht jener Rifs in der menschlichen Gesellschaft, nicht jene Zerklüftung in dem Mafse geltend wie herüben. Diese Kluft zu überbrücken ist mit auch der Hauptzweck des Vereines zur Förderung der Jugend- und Volksspiele; dafs es ihm gelingen möge, wünscht wohl jeder. Unsere Aufgabe ist es aber diesmal nicht, jenem Vereine hierin zu folgen, sondern seine Bestrebungen, dem Jugendspiel, namentlich in unseren Mittelschulen, gröfsere Verbreitung zu sichern, mit besten Kräften zu unterstützen. Und dies glauben wir am besten damit zu erreichen, wenn wir auf die Vorzüge hinweisen, die ein gut geleitetes Jugend-, oder besser gesagt, Turnspiel neben dem obligaten Turnen hat, denn die Pflege des Spieles innerhalb der Turnstunden und der Schule ist aus fachlichen und räumlichen Gründen nicht möglich, wäre auch nicht genügend, um das alles zu erreichen, was ein richtiges Turnspiel will und soll.

Turnen und Turnspiel verhalten sich ungefähr wie Grammatik und Lektüre; eines ohne das andere ist nur etwas halbes, vermag nicht zu einem erfreulichen Ziele zu führen; nur wenn beide sich ergänzen, entspringt erst der wahre Nutzen, entspringt erst das Gefühl der Befriedigung. Das Turnspiel gewährt aber nicht nur Freuden — denn ein Spiel, das eben nicht mehr ist als eine Unterhaltung, ist kein Turnspiel — sondern es hat noch tiefere Wirkungen im Gefolge und zwar nach der erziehlichen, ethischen und sanitären Seite hin.

Wie schon im Turnunterricht bei den Ordnungs- und Gemeinübungen jede Unaufmerksamkeit durch eine unrichtige Bewegung sofort zutage tritt, so rächt sich die Unachtsamkeit auch bei jedem Turnspiel. Der Schüler mufs fortwährend den Gang des Spieles verfolgen, wenn nicht er selbst Schaden haben oder die Interessen seiner Partei schädigen will; dafs er letzteres nicht ungestraft thun kann, dafür sorgt seine Gespielschaft. Jedes Spiel ist an bestimmte Regeln gebunden, deren Befolgung unbedingte Notwendigkeit ist und somit den Schüler zum strengen Gehorsam zwingt. Innerhalb des Spieles selbst aber ist der einzelne nicht an die Schablone gefesselt, kann jeder seiner Individualität die Zügel schiefsen lassen. So ergeben sich beim einfachsten Turnspiel jedesmal wieder andere Erscheinungen. Das

Spiel erfordert ferner, dafs der Schüler sehen und hören, seine Gliedmafsen bewegen lernt. Wie kann jemand, der sein Auge nicht geübt hat, einen fliegenden Ball fangen, wie kann jemand, um ein einfaches Beispiel zu wählen, beim Blinde-Kuhspiel den andern erwischen, wenn er nicht sein Gehör geübt hat, wie kann jemand einem heranstürmenden Gegner geschickt ausweichen, einen fliehenden fangen, wenn er sich nicht die nötige Fertigkeit angeeignet hat? Man sage nicht, dafs dies im Leben keinen Wert habe. Abgesehen von allem andern macht es nicht einen kläglichen Eindruck, wenn ein Gebildeter keine Sicherheit des Auftretens zeigt und in allen seinen Bewegungen eine gewisse Unbeholfenheit verrät? Und wir haben doch die Aufgabe fürs Leben zu erziehen, nicht für die Schule.

Das Spiel erfordert aber auch, dafs man sich an Anstrengungen gewöhne; Hunger und Durst, Hitze und Kälte mufs jeder ertragen lernen gerade so gut, wie er einen zufälligen Stofs ohne Schmerzgeheul verbeifsen lernen mufs. Und der Knabe thut sich gerne manche Last auf, wie schon Kant sagt: „Den Spielen zu gut versagt sich der Knabe andere Bedürfnisse und lernt so allmählich auch etwas anderes und mehr entbehren". Jedes gute Turnspiel stellt ferner an die Leistungsfähigkeit des einzelnen gewisse Anforderungen. Diesen gerecht zu werden, erfordert oft mehr Willenskraft als eine geistige Beschäftigung. Man sehe doch nur einmal zu, wie bei einer schweren Turnübung oder bei einem anstrengenden Spiele die Schüler sich gegenseitig selbst anfeuern und all' ihre Energie zusammennehmen, um mit Erfolg zu arbeiten, wie sie jede Müdigkeit gleichsam vergessen und mit Aufbieten des letzten Restes von Kraft den Gegner fangen oder sich selbst retten. Ist es nun nicht eine Hauptaufgabe des Erziehers gerade die Willenskraft zu wecken und zu stärken? Gehen nicht jährlich tausende moralisch und körperlich zu grunde infolge von Willensschwäche? Das Spiel erfordert weiter rasches Überlegen, entschlossenes Handeln. Wenn z. B. der Ball durch die Luft saust, hat man nicht lange Zeit sich zu besinnen, wie man ihm am besten ausweicht. Kaum gedacht, mufs die That schon dem Gedanken folgen, sonst ist man getroffen. Dafs somit durch das Spiel das Auffassungsvermögen, ein rasches Denken geweckt und geschärft wird, bedarf wohl keines Beweises.

Nichts vermag so sehr den Egoismus zu unterdrücken, den Gemeinsinn zu heben als das Turnspiel. Hier handelt es sich nicht um das streberische Hervorthun des einzelnen; alle für einen, einer für alle ist auch Hauptgrundsatz beim Spiel, jeder spielt für die Ehre seiner Partei, jeder ist nur ein Teil des Ganzen; auf dem Platze, der ihm angewiesen ist, hat er seine Pflicht genau zu erfüllen. Trefflich drückt sich Jahn in seiner Schrift „Deutsche Turnkunst" II. Abschnitt aus, wenn er sagt: „Frühe mit seinesgleichen und unter seinesgleichen leben, ist die Wiege der Gröfse für den Mann. Jeder Einling verirrt so leicht zur Selbstsucht, wozu den Gespielen die Gespielschaft nicht kommen lässet. Auch hat der Einling keinen Spiegel, sich in wahrer Gestalt zu erblicken, kein lebendiges Mafs, seine Kraftmehrung zu

messen, keine Richterwage für seinen Eigenwert, keine Schule für den Willen und keine Gelegenheit zu schnellem Entschlufs und Thatkraft. Knaben und Jünglinge kennen ihre Gespielen sehr genau, nach allen ihren guten und schlimmen, schwachen und starken Seiten .... So ist das Zusammenleben der wähligen Jugend der beste Sittenrichter und Zuchtmeister. Ihr Witz ist ein fröhliches Treibjagen auf Mängel und Fehler. Die Gespielschaft ist der scharfsichtigste Wächter, dem nichts entgeht, ein unbestechlicher Richter, der keinen Nennwert für voll nimmt. So erzieht sich die Jugend auf eigenem und geselligem Wege in kindlicher Gemeinde und lebt sich Bill und Recht ins Herz hinein". Und in der That gewährt nichts so sehr einen Einblick in den Charakter des Schülers als das Spiel. Denn hier, wo er vermeintlich nicht so genau beobachtet werden kann, geht er aus sich heraus, hier zeigt er sich als das, was er wirklich ist, nicht was er zu sein scheint. Daher kommt es so oft, dafs der Turnlehrer über einen Schüler ein anderes Urteil fällt, als der Klafslehrer. In der Schule ist für den Knaben sehr selten Veranlassuug seinen wahren Charakter zu zeigen, hier treten ihm — und ich meine zunächst manch besseren Schüler — nicht diese oder jene Hindernisse in den Weg, hier kann er allein seinen Pfad gehen, unbekümmert um das Treiben der anderen. Beim Spiel aber zeigen sich Hindernisse, der Schüler mufs z. B. gegen seinen Willen laufen oder springen, er mufs zu seiner Schande vielleicht einmal zugeben, dafs seinetwegen das Spiel verloren wurde u. dgl. und da sind gerade die, welche im Schulzimmer mäuschenstill sich verhalten, am ehesten zu Äufserungen der Rohheit, zu Zank und Streit bereit. Hier veredelnd auf das Herz des Schülers zu wirken, ist eine ideale Aufgabe des Lehrers. Wie kann er aber diese erfüllen, wenn er die schlimmen Auswüchse nicht kennt? Und gar manchmal hat schon ein „Musterschüler" auf der Hochschule und im Leben nicht das geleistet, wozu er auf der Schule vorausbestimmt war nur aus dem Grunde, weil ihm keine Gelegenheit gegeben war, auch seinen Charakter zu läutern und zu stählen.

Nicht zu unterschätzen ist auch der Umstand, dafs das deutsche Turnspiel um der Ehre, nicht um materiellen Gewinnes willen gespielt wird. Die Schüler aber so zu erziehen, dafs sie um des Spieles willen, um des Sieges und der Ehre willen sich grofsen Anstrengungen unterziehen, dürfte angesichts des heutzutage herrschenden Materialismus, der auch in manches Schülerherz schon seine Krallen geschlagen hat, gewifs nicht überflüssig sein. Oder kann nicht jeder Lehrer ein Klagelied darüber anstimmen, dafs in seiner Klasse Schüler sind, die nur so viel arbeiten, als gerade direkt und streng verlangt wird, nur so viel studieren, dafs es noch einen Dreier gibt und sie mit Ach und Krach durchkommen?

Schon aus den Ausführungen Jahns ist ersichtlich, dafs der Rechtssinn beim Spiel in hervorragender Weise gepflegt wird. Selbst beim einfachsten Spiel hat in fast jedem Augenblicke das Rechtsgefühl der Spieler sich zu bewähren. Noch mehr natürlich bei komplizierteren oder bei Spielen, die ein grofses Spielfeld beanspruchen, wo nicht jede

Bewegung genau auf ihre Richtigkeit hin kontrolliert werden kann. Gar manche harte Probe hat da das Rechtsgefühl zu bestehen und es ist ein erfreuliches Zeichen für den guten Geist, wenn der Schüler selbst durch ein „Halt" das Spiel zum Stehen bringt, sobald er einen Verstofs gegen die Spielgesetze begangen hat. Der im Spiel gepflegte Rechtssinn wird aber im Schüler erstarken, er wird ihm zur zweiten Natur werden, und zweifellos werden die Schüler, welche im freien Spiel ihr Rechtsgefühl geläutert und gehoben haben, auch andere Gesetze aus Überzeugung, nicht blofs aus Zwang halten.

Dafs die Spiele endlich das beste Mittel sind, den kindlich frohen Sinn der Jugend zu erhalten, sie vor blasiertem, frühreifen Wesen zu schützen, sie an Einfachheit und Genügsamkeit zu gewöhnen, den Sinn für die Natur zu wecken, bedarf doch keiner weiteren Beweise. Das Turnspiel bietet der Jugend gerade das, was sie will, das, was die Natur verlangt: freies Tummeln, aber nicht gesetzlos, sondern geregelt. „Hier paart sich Arbeit mit Lust und Ernst mit Jubel. In ihnen lebt ein geselliger, freudiger, lebensfrischer Wettkampf".

Auf einen anderen Punkt, welcher der Einführung von Spielstunden neben den obligaten Turnstunden das Wort redet, sei noch hingewiesen.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, dafs gar mancher Schüler unerlaubten „Vergnügungen" nicht zum Opfer fallen würde, wenn ihm entweder Gelegenheit geboten wäre, sich in anständiger, legaler Weise zu erholen, mit seinen Altersgenossen sich zu unterhalten und zu spielen, wozu ihn die Natur schon treibt oder seine Kräfte auszuarbeiten. Denn nicht selten ist es einerseits der im Menschen wohnende Trieb der Geselligkeit, der die Schüler zu nicht gestatteten Verbindungen, andererseits die sich entwickelnde Jugendkraft, genährt durch vieles Alleinsein und aufregende Lektüre, welche zu anderen Ausschreitungen veranlafst. Die Mehrzahl der Eltern, noch mehr die Hausleute, bei denen auswärtige Schüler wohnen, haben an Mittwoch und Samstag Nachmittagen keine Zeit, sich mit ihren Kindern oder Pfleglingen abzugeben. Diese werden dann entweder allein fortgeschickt oder sie sitzen zu Hause herum, weil sie oft nicht wissen, was thun? Es gehört deshalb nicht zu den seltenen Erscheinungen, dafs wir Turnlehrer von den Eltern oder ihren Stellvertretern befragt werden, wohin man denn die Knaben schicken könnte, damit sie unter entsprechender Aufsicht, in anständiger Weise sich tummeln können. In München sind wir in der Lage, die K. Turnschule auf Oberwiesenfeld mit ihren herrlichen Anlagen empfehlen zu können. Wie aber, wenn der weite Weg, die Nebenstunden, die Aufgaben den Besuch der so ferne gelegenen Anstalt erschweren oder wenn gar keine ähnliche Einrichtung besteht, wie dies auswärts der Fall ist?

Und nun zur hygienischen Begründung der Turnspiele. Es bräuchte eigentlich keines wissenschaftlichen Beweises, dafs das Spiel, die energische Bewegung auf einem grünen, sonnigen Platze, in guter, staubfreier Luft Leib und Seele erfrischt. Allein wir wollen nicht unterlassen, auch hierüber einige Worte zu sagen, um so mehr als vielfach

die Ansicht herrscht, die 2 Turnstunden in der Woche seien genügend für die gesundheitliche Pflege der Schüler, mehr zu thun, habe die Schule keine Veranlassung. Als wenn nicht die Schule selbst ein Interesse daran hätte, ein möglichst gesundes, leistungsfähiges Schülermaterial zu haben!

Der Mensch bedarf, um gesund zu sein und zu bleiben, der Bewegung und zwar möglichst viel in frischer, reiner Luft. Die Bewegung wird durch Muskelarbeit hervorgerufen, der arbeitende Muskel bedarf mehr Sauerstoff als der ruhende. Dieses Mehr nun leistet das Herz, indem es mehr Blut umtreibt und somit mehr Sauerstoffträger den arbeitenden Muskel passieren läfst. Durch die erhöhte Thätigkeit wird aber mehr Kohlensäure ausgeschieden und durch die gröfsere Arbeit der Lunge entfernt. Je gröfser die Muskelarbeit ist, in desto höherem Grade wird die Thätigkeit von Herz und Lunge in Anspruch genommen, desto ergiebiger ist der Stoffwechsel, desto mehr werden aus den Muskeln, dem Nervensystem und dem Gehirn die ermüdenden Stoffe ausgewaschen, desto freier und wohler aber fühlt sich auch der Mensch nach diesem Prozesse. Nun kann ja das Turnen infolge seiner Anpassungsfähigkeit und Reichhaltigkeit gar wohl diesen Läuterungsgang hervorrufen, es kann Herz und Lunge üben und stärken. Allein um dies vollständig durchzuführen, bedarf es so vieler Muskelarbeit, dafs man sie von Knaben im Alter von 9—14 Jahren ohne Gefahr der Übermüdung nicht verlangen kann. Dazu kommt noch, dafs die Turnstunden oft sehr ungünstig gelegt werden müssen, auf 8—9 oder 2—3 Uhr (wo sie dann mehr einen erziehlichen Wert haben), dafs gröfstenteils kein Platz im Freien vorhanden ist, wo die Übungen vorgenommen werden können. Gerade aber die im Wachsen und in der Entwicklung begriffene Jugend bedarf hauptsächlich einer energischen Durcharbeitung. Denn beim Sitzen atmen wir nur mit einem Teil unserer Lungen — Zwerchfell- oder Bauchatmen, — auch beim gewöhnlichen Spaziergang wird nicht die ganze Lunge ausgepumpt; ganze Abschnitte derselben bleiben ungenützt und verkümmern; die Lungenspitzen, die geeignetsten Angriffspunkte für Tuberkelbazillen, werden gar nicht ausgearbeitet, dort häufen sich die schlechten Stoffe und die Lungenspitzenkatarrhe sind deshalb so häufig und gefährlich. Auch das Herz arbeitet, da beim Sitzen jede Muskelarbeit fehlt, unter ungünstigen, erschwerenden Umständen. (Daher oft momentane Stockung des Kreislaufes und Ohnmacht schwacher Schüler).

Durch forcierte Bewegung aber, namentlich durch Laufen und Springen in guter Luft wird der Kreislauf beschleunigt, die ganze Lunge zu tiefen, vollen Atemzügen gezwungen und die Blutbildung durch enorm gesteigerte Zufuhr von reiner Luft in hohem Grade gefördert.

Nicht unerwähnt sei auch der günstige Einflufs, den das Spiel entlastend und stärkend auf die Nerven ausübt. Denn die Bewegungen beim Spiel erfordern keine schwierigen Coordinationsvorgänge, sie belasten den Geist nicht durch intensives Nachdenken, ja manche Bewegungen kann man gleichsam mechanisch ausführen. So können dabei

der Geist und die Nerven sich in Wahrheit erholen und frische Kräfte sammeln.

Es bedarf in unserer an Lungen-, Brust- und Blutkranken, sowie an Herz- und Nervenleidenden so reichen Zeit nach derartigen Auseinandersetzungen gewifs keiner weiteren Worte, um einerseits die vorzüglichen Wirkungen der Turnspiele auch in hygienischer Beziehung noch mehr zu beleuchten, anderseits darzuthun, dafs die Schule, die natürlich den Schüler zum vielen Sitzen, oft in sehr schlechter Luft zwingen mufs, die Verpflichtung hat — wenn auch am Ende keine rechtliche — nach Kräften zur Sanierung dieser Übelstände beizutragen.

Haben wir somit gesehen, dafs das Turnspiel eines der besten Mittel ist, die Schüler, gleichsam ohne dafs sie es wissen, an Gehorsam, Aufmerksamkeit, schnelles Erfassen der Lage, Entschlossenheit zu gewöhnen, Willenskraft und Gemeinsinn, Wahrheitsliebe und Verträglichkeit zu wecken und zu fördern, sie vor manchen Fehltritten zu bewahren, aber auch ihrem Geist und Körper eine erspriefsliche Erholung zu verschaffen, so dürfte wohl der Wunsch gerechtfertigt sein: Es möge den Schülern an unseren Gymnasien Gelegenheit geboten werden, auch aufser den bereits bestehenden Turnstunden im frohen Turnspiel an freien Nachmittagen Leib und Seele erfrischen zu können. Mit gutem Willen und einigen Geldopfern läfst sich gewifs auch bei uns das durchführen, was an anderen Schulen und in anderen Staaten zum Besten der Schüler und der Schule sich trefflich bewährt hat[1]).

München. Dr. Hans Haggenmüller.

---

[1]) Anknüpfend an vorstehende Erörterungen über die Frage der Turnspiele machen wir auf die jüngst erschienenen „Allgemein unterrichtenden Mitteilungen zur Einführung in die Jugend- und Volksspiele, herausgegeben vom Zentralausschufs zur Förderung der Jugend- und Volksspiele in Deutschland (E. von Schenckendorff in Görlitz, Dr. F. A. Schmid in Bonn, Vorsitzende) aufmerksam. Dieselben (16 S. in 4°) enthalten in knappster Form alles das, was der neu in die Bewegung Eintretende über die Bedeutung und die praktische Ausführung der Spiele zu seiner Information wissen mufs, und sind im Buchhandel (Leipzig, R. Voigtlaender in Kommission) um den Selbstkostenpreis von 30 dl., erforderlichen Falles aber von dem Geschäftsführer des Zentralausschusses, Herrn Direktor Raydt in Hannover, Petersilienstr. 2d, auch kostenfrei zu beziehen. Einer Zusammenstellung auf S. 8 über die bisher abgehaltenen Spielkurse für Lehrer und Lehrerinnen, in welchen bis jetzt 1437 Lehrer und 903 Lehrerinnen ausgebildet worden sind, entnehmen wir, dafs 1890 der erste in Görlitz stattfand, 1891 zwei (in Görlitz und Berlin), 1892 bereits 9, 1893 15 (auch in München), 1894 16 (auch in München); für 1895 sind nach einem beigegebenen Zirkular 20 Kurse in Aussicht genommen; darunter für Bayern in München ein Kurs für Lehrer vom 5.—12. Juni; die Beteiligung ist kostenfrei; die Anmeldung mufs thunlichst spätestens 3 Wochen vor Beginn der Kurse bei Stadtschulrat Dr. Rohmeder bezw. Königl. wirkl. Rat Weber bewirkt sein.

(Die Red.)

II. Abteilung.

Rezensionen.

Bonhöffer Adolf, Die Ethik des Stoikers Epiktet. Stuttgart 1894. Ferdinand Enke. VIII und 278 S. 10 Mk.

Es könnte fraglich erscheinen, ob bei Epiktet eine Darstellung seiner Lehre nötig sei. Die Einsichtnahme seiner Schriften ist ja so bequem und angenehm! Und doch ist Bonhöffers Buch mit Freuden zu begrüfsen. Gerade die Form, in der Epiktets Sittenlehre vorliegt, macht das Bedürfnis nach systematischer Zusammenordnung rege; aufserdem haben wir nicht blofs eine Quelle für seine Anschauungen. Ferner ist es nicht von vornherein wahrscheinlich, dafs ein Mann von der Herkunft und Art Epiktets einen klar und wohl durchdachten Plan verfolge, und scheinbare Widersprüche heischen eine Lösung. Dann ist die Frage über seine Stellung zur alten, beziehungsweise zur mittleren Stoa eine aktuelle.

Aber auch davon abgesehen hat es eine gewisse ideale Berechtigung, dafs sich ein Deutscher einmal in umfassenderem Mafse mit den Ansichten des Sklaven von Hierapolis beschäftigt; wir sind über ein paar Gymnasialprogramme und Übersetzungen in diesem Jahrhunderte nicht hinausgekommen. So ist's ein Verdienst, wenn Bonhöffer einem gröfseren Publikum die denkwürdige Erscheinung wieder näher bringt. Zumal in unsern Tagen, da die Ethik in die Halme schiefst, verlohnt es sich eine Theorie aufzufrischen, die vor der aristotelischen den Vorzug gröfserer Kraft und Wärme hat und, wie wenige, fruchtbar und wirksam gewesen ist. Der christliche Anachoret wie der moderne Materialist finden in diesem zugleich idealistischen und materialistisch-monistischen Systeme ihre Rechnung, und so hat das Encheiridion schon frühe eine fälschlich unter des Nilus Namen gehende Übersetzung ins Christliche erfahren — vermutlich eben in Anachoretenkreisen —, aber auch Sir John Lubbock schmückt seine „Freuden des Lebens“ gerne mit Sprüchen des alten Weisen und widmet ihm das hohe Lob: „An der Spitze aller nicht christlichen Moralisten mufs ich Epiktet mit seinem Enchiridion nennen. Es ist eines der herrlichsten Bücher der ganzen Literatur, dazu kurz und leicht fafslich. Ein Wunder, dafs es so wenig gelesen wird“ (S. 45 der deutschen Ausgabe. Berlin 1891.) Bonhöffers Buch hätte sicherlich gewonnen, wenn die Einwirkung des Stoikers auf die Nachwelt — ich erinnere beispielsweise noch an Angelus Politianus — nicht nur gelegentlich gestreift worden wäre.

Im übrigen kann ich die in Rede stehenden Untersuchungen als lichtvoll, sorgsam und sauber gearbeitet bezeichnen. Der Inhalt entzieht sich natürlich der Wiedergabe; interessant sind die Vergleiche mit den pessimistisch angehauchten Römern Seneka und Mark Aurel, sowie mit Musonios und vor allem mit dem Christentum. Schade, dafs Bonhöffer auf die Hibbertvorlesungen von Edwin Hatch nicht mehr eingehen konnte; die Schlufsformulierung, die der englische Gelehrte seinem Resultate gibt, dünkt mir nicht ganz einwandfrei. Deutlich drängt sich dem Leser der Bonhöfferschen Schrift, vielfach auch da, wo dieser nicht darauf hinweist, der Gedanke an die nähere Beziehung Epiktets zur alten Stoa auf. Wenn auch nicht für die Quellenforschung, so doch für die Fragmenterklärung ist dieser Umstand von hohem Werte. Über die Frage, w i e Epiktet die alten Stoiker benutzt hat, hätten sich wohl Nachweise geben lassen, z. B. bei Versen (diss. 1, 28, 7 stammt aus Chrys. *περὶ παθῶν* Galen. Hipp. et Plat. plac. S. 408 K.; bemerkenswert ist die Variante diss. 2, 22, 11) und Beispielen (Menelaos, Medea ebenfalls bereits bei Chrysippos). Ein Anhang enthält „Exkurse über einige wichtige Punkte der stoischen Ethik“ (Telosformeln, Lehre vom Selbstmord, *καθῆκον* und *κατόρθωμα*; Ansichten über den Erwerb, der stoische Pantheismus). Jede Schwierigkeit wird hier freilich nicht gelöst, aber Bonhöffer versteht es, vorgefafste Meinungen mit zwingenden Gründen uns zu entreifsen. Dazu befähigt ihn vor allem seine gute philosophische Bildung und die Kunst der Exegese.

Etwas weniger trefflich scheint er in Hinsicht auf die Philologie ausgerüstet zu sein. Begegnen ihm auch keine Versehen, wie S t e i n (Büchler, Clemens Alexander u. ä.), so ist doch die Angabe S. 195 Anm.: „Wachsmut (sic!) scheint mir das Richtige getroffen zu haben, wenn er das unverständliche *εὐθηνίαν* in *εὐφυίαν* korrigiert“ auffallend gegenüber der Erklärung Wachsmuths (zu Stob. ed. II 86, 14): „*δ' εὐφυίαν* F, *δ' ἐφυίαν* P: *δ' εὐθηνίαν* scripsi“. Nebenbei bemerkt, ist die Restitution der handschriftlichen Lesart ein glücklicher Griff, wie auch S. 215 Anm. 1 bei *ἀπέχον* (vgl. Chrysipp, fr. 23, 8 Gercke, wo U s e n e r *ἀντέχων* will). Wohl nur ein Fingerfehler ist S. 174, 38 das Zitat „ecl. II 103“ statt „D. L. (VII) 103 (fehlt S. 276 und 278).“ Die Mitteilung, dafs Zenon keinen Sklaven hatte (S. 98), unterliegt Bedenken. S. 54 Anm. 51, 7 ist statt *αὐτὸν οὕτω τηρήσειεν αὐτῶν* offenbar mit Sylburg zu lesen: *αὐτὸν οὕτω στερήσειεν* (ohne *αὐτῶν*), Die Fragmentsammlung Baguets für Chrysippos ist schwerlich benutzt, ebenso nicht die von Pearson für Zenon und Kleanthes. Ich reihe hier gleich einige meiner Randnotizen an: S. 87 fehlt Persaios *περὶ γάμου*. Beim *καθῆκον* vermifst man eine Bemerkung über den Begriff *ἐπιβάλλοντα* (s. Wyttenbach zu Plut. mor. p. 37 f. S. 236). S. 145 wäre besser der ganze Wortlaut von Cic. fin. 3, 15, 48 zitiert worden. S. 21, 43 ist diss. 2, 6, 10 (so auch S. 50 Anm. 17) und S. 77, 43 diss. 2, 2, 15 ff. zu zitieren. Warum ist S. 38, 41 nicht D. L. VII 28 angeführt? Die Mitteilung vom Tode Zenons an jener Stelle ist offenbar stoischer Herkunft, da es heifst, Zenon habe den

Zeus an Glückseligkeit übertroffen. S. 61 oder 34 war Gelegenheit, die Ansicht Zenons, Chrysipps und des Musonios (Stob. flor. 6, 62) über Haar- und Bartschneiden zu vergleichen. S. 74, 24 lies 1 2, 37 und S. 74, 51 ench. 24, 5. S. 76, 11 ist „Segner“ ungenau für Ὑέτιος und Ἐπικάρπιος. S. 188 ff. verdienten die interessanten 6 τρόποι des Selbstmords (Schol. in Aristot. cat. 13 b, 46 Brandis) eine Erwähnung. S. 215 Anm. 1 vgl. wegen der ἀριθμοί des καθῆκον Zenon bei Cic. fin. 4, 20, 56. Zu S. 87: Chrysippos nahm den Juppiter Gamelios und Genethlios nur allegorisch, wie bei der Frage über das Wohlthun die Grazien. S. 209 Anm. 1 ist mir nicht ganz klar. Die Einordnung der Anmerkungen nach den einzelnen Kapiteln ist in der That lästig.

Sehr nützlich nicht nur für das Studium Epiktets, sondern auch der Stoa überhaupt sind die beigegebenen Register. Die Polemik ist ruhiger als im ersten Bande (Epiktet und die Stoa. Stuttgart 1890); der Hauptgrund wird sein, dafs hier der „Stein“ des Anstofses wegfällt.

Würzburg. Dr. Adolf Dyroff.

Volksschulen, höhere Schulen und Universitäten. Wie sie heutzutage eingerichtet sein sollten, dargelegt von Dr. Julius Baumann, ord. Professor der Philosophie und der Pädagogik an der Universität Göttingen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1893. VIII u. 144 S.

Die Geistesentwicklung des Zeitalters wird und soll bestimmend oder umgestaltend auf Lehrstoffe und Lehrmethode der Schulen einwirken; das wird von den Schriftstellern über Pädagogik wohl auch stillschweigend anerkannt, falls sie nicht ihr Ideal in der Vergangenheit suchen; in dem vorliegenden Buche ist diese Anforderung mit besonderer Schärfe an die Spitze gestellt: in dem Studium der Naturwissenschaften und der Ausnützung derselben zum allgemeinen Wohlsein, in dem Streben nach gröfserer Ausgleichung in Verteilung der Güter, in der lebendigeren Teilnahme am politischen Leben, in der Anerkennung der religiösen und wissenschaftlichen Freiheit erkennt der Verf. die geistigen Strömungen, welche der modernen Bildung den Stempel aufdrücken und deshalb auch auf Unterricht und Erziehung gröfseren Einflufs gewinnen sollen.

Für die Volksschulen wird zu den jetzt üblichen Lehrgegenständen eingehendere Unterweisung in der Naturkunde empfohlen; was die Methode betrifft, so verweist der Verf. auf die auch ins Deutsche übertragenen „Naturwissenschaftlichen Elementarbücher“ der Engländer und gibt Beispiele daraus; vor dem systematischen Betrieb auf den unteren Stufen, auch in den höheren Knaben- und Mädchenschulen wird mit Recht gewarnt. Aufserdem wird Handfertigungsunterricht gefordert, einiges Wissen vom Recht und von der Nationalökonomie und Kenntnis der Landes- und Gemeindeverfassung. S. 36 wird

dann freilich zugestanden, dafs der gesteigerte Lerneifer schon jetzt Bleichsucht der Mädchen und Abmagerung der Knaben zur Folge hat, aber der Verf. meint: „sollte sich bei der Ausführung herausstellen, dafs körperliches Wachstum und Nervenkraft dabei nicht zur gedeihlichen Entfaltung kommen, so müfste unbarmherzig in allen Stücken solange gestrichen werden, bis der Schaden beseitigt wäre“. Wir fürchten, dafs hier die Schwierigkeit für jene allgemeinen Anforderungen im einzelnen die richtigen Wege und das richtige Mafs zu finden unterschätzt wird. Die Grundsätze des Moralunterrichts werden S. 24 ff. gut entwickelt; in Bezug auf den Religionsunterricht wird mit Recht auf die Schwierigkeit und den zweifelhaften Erfolg dogmatischer Lehre auf das Gemüt 12—14jähriger Kinder hingewiesen; auch die Glaubenslehre der andern Hauptreligionen soll in den Grundzügen mitgeteilt werden. Ein Zwang zur Teilnahme am Religionsunterricht darf nicht stattfinden.

An den höheren Schulen soll der Handfertigungsunterricht weiter geführt werden sowohl zum Verständnis der Technik als auch als Gegengewicht gegen die abstrakte Denkarbeit; aufserdem soll für alle höheren Schulen die Anforderung in Mathematik und Naturwissenschaft, im Deutschen und in Bezug auf gewisse Kenntnisse aus der Rechtslehre, der Staatswissenschaft und der Volkswirtschaftslehre „ganz gleich“ sein. Betreffs der Mathematik wird übrigens zugestanden: „Es ist durchaus wahr, dafs die spezifische Begabung für Mathematik nicht sehr verbreitet ist“. Empfänglicherer Boden sei vorhanden für Mathematik in Verbindung mit konkretem Inhalt, wie Physik; mit dieser soll daher bald Beziehung gesucht werden. Wir können dieser in letzter Zeit mehrfach erhobenen Forderung im Sinne der Einschränkung des Betriebs der rein formalen Mathematik nur zustimmen.

Aufser diesen allen höheren Schulen gemeinsamen Studien sollen in den Gymnasien die alten Sprachen und ihre Literatur auch weiterhin gepflegt werden. Der Verf. erörtert S. 75 ff. die Gründe, welche für das Studium der Alten vorgebracht werden und bekämpft einen Teil derselben als in der Gegenwart nicht stichhaltig, läfst sich aber schliefslich durch den einzigartigen, unersetzlichen Bildungsgehalt der griechischen Literatur, welcher S. 79 ff. gut herausgehoben wird, bestimmen, für die Alten einzutreten: „Es ist daher überaus wichtig, dafs der Geist Homers, der Tragiker, der grofsen Historiker und Redner der Griechen erhalten bleibe zusammen mit dem Besten, was die Römer ihrerseits oder unter griechischer Anregung gegeben haben“. Es soll aber mit Latein und Griechisch später begonnen werden; der Verf. spricht dem Versuche das Wort, den man jetzt in Frankfurt a. M. macht, nur mit dem Unterschied, dafs er vorschlägt, mit Griechisch in Untertertia zu beginnen und Latein erst in Untersekunda hinzuzufügen. Was bei diesem späten Anfang des Studiums der alten Sprachen noch geleistet werden kann, müssen wir indes erst abwarten.

Zu alledem sollen an den Gymnasien Geschichte und Geographie, die französische und vor allem die englische Sprache und ihre Literatur zu ihrem Rechte kommen, wie auch die Muttersprache und deren

Schriftwerke. Über die Pflege der letzteren im besonderen wird übrigens S. 62—65 verhältnismäfsig am wenigsten ausführlich gehandelt, und es finden sich auch gerade hier Behauptungen, die wir nicht sofort unterschreiben wie: „Daher gehören aesthetische und historisch-literarische Analysen durchaus auf die Universität". „Die gewöhnlichen Aufsätze auf Gymnasien und den anderen höheren Schulen sind ganz überwiegend verkehrt". „Nach allem kann das Mittelalterliche nur kurz historisch vorkommen als ein Teil der Geschichte". Bei einem Lehrplan nach den Anforderungen Baumanns dürfte das Deutsche im Gymnasialunterricht zu kurz kommen, während doch mit Recht in der neueren Gymnasialpädagogik das Streben vorherrscht diesen Lehrgegenstand möglichst zu stärken. Nehmen wir nun aber Alles zusammen, so geht die Gesamtleistung, welche B. von den zukünftigen Gymnasien fordert, bedeutend über das hinaus, was jetzt gefordert wird, Der Verf. hat diese Einrede auch vorgesehen. „Dem Zuviel," erwidert er, „läfst sich durchaus vorbeugen; es dürfen nicht mehr als 5 Lernstunden an einem Tage überhaupt sein. Darüber sind eigentlich alle Pädagogen über Westeuropa hin einig, dafs, wenn das Gehirn nicht überanstrengt werden soll, unerbittlich ein Strich durch das Mehr gemacht werden mufs". Über die schwierige Frage und den daraus notwendig wieder erwachsenden Kampf der Meinungen, was dann eigentlich gestrichen werden soll, setzt sich damit der Verf. leicht hinweg; wir halten vielmehr dafür, dafs man von vornherein nicht Anforderungen hinstellen soll, ohne das Mafs der Kräfte der Studierenden hinreichend in Rechnung zu ziehen. Wenn an den Gymnasien in den sprachlich-historischen Fächern ein tieferer Grund gelegt werden soll als an anderen höheren Schulen, so kann nicht die gleiche Leistung in Naturwissenschaft und Mathematik angestrebt werden. Das Prinzip einige in der modernen Bildung aufserordentlich wirksame geistige Strebungen zur Grundlage auch des Unterrichts zu machen hat hier verführt die Aufgabe der Gymnasien zu verkennen; wie immer auch die Naturwissenschaft fortschreitet, auch das, was man Geisteswissenschaft nennt, wird seine Stelle behaupten und wenn die Gymnasien eine Stätte der letzteren mit hinreichendem Erfolge bleiben sollen, so müssen die sogenannten realistischen Fächer wenigstens auf den höheren Stufen zurücktreten.

Aus dem Abschnitt über die Universitäten heben wir als besonders beachtenswert heraus, was S. 101 und S. 105 vorgebracht ist über die Notwendigkeit den zukünftigen Lehrern auch darin Anleitung zu geben, „was für den vorbereitenden höheren Unterricht nach der Fassungskraft der Schuljugend und nach seinem bildenden Werte geeignet ist", ferner dafs S. 112 ff. auf den zweifelhaften Wert verfrühter wissenschaftlicher Arbeiten hingewiesen wird, auch die Empfehlung besserer Einrichtungen zur Übung und Pflege körperlicher Tüchtigkeit S. 114. Andere hier vorgeschlagene Neuerungen unterliegen der Diskussion und dürften, auch wenn sie allgemein gebilligt werden, nur als Ziele einer allmählichen historischen Entwicklung hingestellt werden, so wenn Universitätszwang und Universitätsvorrechte auf-

gehoben und jeder zur Staatsprüfung zugelassen werden soll, der sich bei einer staatlichen Examinationsbehörde durch eine eingesandte Arbeit, ev. auch noch durch eine Clausurarbeit, als wissenschaftlich vorbereitet ausweist. Für das theologische Studium wird als Grundlage vorgeschrieben: allgemeine geschichtliche Religionswissenschaft, Ergebnisse der Naturwissenschaft, soweit sie nicht mehr controvers sind und das Kontroverse eben als solches, die Resultate der allgemeinen Geschichte, Elemente der Sozialwissenschaft, besonders allgemeine theoretische Nationalökonomie, Geschichte der Philosophie, Logik und Psychologie. Auch in Bezug auf das Studium des Rechts werden S. 117 ff. sehr weit gehende Änderungen vorgeschlagen. Bei der Angabe der Autoren, welche die Philologen ganz zu lesen haben, S. 128 fehlen auffallenderweise Horatius und Tacitus; sollten dieselben vor dem Richterstuhl des Verf. nicht so ganz Gnade finden?

Das vorliegende Buch ist reich an anregenden Gesichtspunkten zur Prüfung und Ausgestaltung der in Bezug auf Lehrstoffe und Lehrmethode bestehenden Praxis; es fehlt aber auch nicht an Behauptungen, welche nicht hinreichend begründet, aber doch in apodiktischer Form hingestellt sind; wenn manche der allgemeinen Anforderungen in ihre Konsequenzen im einzelnen verfolgt werden, so zeigt sich, dafs sie mit Erfolg in der angegebenen Weise nicht durchgeführt werden können.

Bamberg. J. K. Fleischmann.

Dr. Theobald Ziegler, ord. Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Strafsburg, Geschichte der Pädagogik mit besonderer Rücksicht auf das höhere Unterrichtswesen. München 1895. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. LXX und 362 S.

Vorliegende neue Geschichte der Pädagogik erscheint als erster Band eines von Dr. August Baumeister in Verbindung mit einer Anzahl Fachgelehrter begonnenen, auf vier Bände berechneten Handbuches der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen und leitet ein Unternehmen ein, welches sich in Anlage und Ausstattung dem rühmlichst bekannten, in demselben Verlage erschienenen Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, herausgegeben von Dr. Iwan von Müller, anschliefst. In der dem Buche vorausgehenden allgemeinen Einleitung rechtfertigt und empfiehlt der Herausgeber sein Unternehmen in einer Weise, die es trotz des Reichtums an pädagogischer Literatur als eine erfreuliche Neuerung auf diesem Gebiete erscheinen läfst. Und in der That kann in einer Zeit, die den Fragen der Erziehung und des Unterrichts eine so lebhafte Teilnahme entgegenbringt, wie die unsrige, wo vom Throne herab bis zur Hütte des Arbeiters die Probleme der Erziehung die lebhafteste Besprechung und Beurteilung erfahren, ein für Laien ebensowohl als für Schulmänner bearbeitetes Handbuch, das eine systematisch geordnete En-

cyclopädie der gesamten Unterrichts- und Erziehungslehre zu werden verspricht, von vorneherein willkommen geheifsen werden. Auch bürgt sowohl der Name und die frühere Thätigkeit des Herausgebers als auch die Wahl der Mitarbeiter an dem Unternehmen für eine allseitig befriedigende, gediegene Ausführung desselben, das ja die Kräfte eines Einzelnen weit überschreitet. Zur Beruhigung solcher, die etwa einen einseitigen Standpunkt bei Ausführung des Planes fürchten, erklärt der Herausgeber am Schlusse seiner Einleitung ausdrücklich, dafs er seinen Mitarbeitern freie Hand gegenüber seinen eigenen Anschauungen lassen und auf diese Weise den verschiedensten Standpunkten und Ansprüchen ihr Recht widerfahren lassen werde. Seine eigenen Ansichten über die wichtigsten Fragen auf dem Gebiete der Pädagogik sowie seine Stellung gegenüber den Neuerungsbestrebungen in diesem Fache setzt der Herausgeber ausführlich auseinander, indem er über den Zweck und das Wesen der Erziehung, über die Berechtigung einer Erziehungslehre, über Wert und Begriff der Bildung, über die Stellung einzelner Fächer im modernen Unterricht, ferner über die Bedeutung der alten Kultur für die Neuzeit, über die von einem einzelnen deutschen Staate ausgehenden Bestrebungen nach einer Reform des Unterrichtswesens, über Methode und Grundsätze, Beruf, Fehler und Irrtümer der Lehrer, über die Einheitsschule, die Überbürdungsfrage, Abiturientenexamen, Berechtigungswesen und vieles andere mit unverhohlener Deutlichkeit und genügender Ausführlichkeit sich ausspricht. Mit einem Ausblick in die nächste Zukunft schliefst die allgemeine Einleitung, die sich auf diese Weise zu einem Programm für das ganze Unternehmen gestaltet und den Leser so ziemlich auf allen Gebieten und über alle Fragen der modernen Pädagogik orientiert, während es den Bearbeitern der einzelnen zu erwartenden Teile vorbehalten ist, ihren Standpunkt und ihre Einzelfächer dem Ganzen gegenüber zu vertreten und durchzuführen.

Dieser Aufgabe kommt denn auch Th. Ziegler in dem seiner Geschichte der Pädagogik vorausgeschickten Vorwort sowie in der ziemlich ausführlichen Einleitung nach, worin er nach Feststellung und Umgrenzung des Begriffes und der Aufgabe einer Geschichte der Pädagogik den Plan seines Werkes auseinandersetzt, die einzelnen Teile desselben bespricht und die von ihm benützten Quellen nebst der einschlägigen Literatur anführt. Als Vorzug der darauf folgenden geschichtlichen Ausführungen sei hier im voraus bemerkt, dafs der Verfasser am Schlusse der einzelnen Abschnitte die für jeden derselben benützten Quellen und Spezialschriften aufzählt und dadurch manchem Leser willkommene Gelegenheit bietet, sich über die einzelnen Teile der Geschichte genauer zu unterrichten, als dies bei der Behandlung des Ganzen innerhalb eines verhältnismäfsig spärlich berechneten Raumes möglich ist.

Was die Behandlung des geschichtlichen Stoffes betrifft, so sind selbstverständlich hierin weder neue Enthüllungen noch neue Gesichtspunkte zu erwarten; doch dürften darin besondere Vorzüge derselben zu suchen sein, dafs bei ausdrücklicher Berücksichtigung des höheren

und mittleren Schulwesens doch auch einerseits die Gestaltung und Beschaffenheit des niederen Volksunterrichts und andererseits die Verhältnisse der Hochschulen in gebührender Weise herbeigezogen werden, und dafs auch die Einflüsse und Beziehungen des Auslands, namentlich Englands, Frankreichs, der Schweiz, zum deutschen Schulwesen an geeigneten Stellen dargestellt werden. Je näher wir der Neuzeit kommen, umso breiter und tiefer wird der Strom der Darstellung, während er in seinem ersten Teile in engem Bette dahinfliefst.

Der Verfasser teilt seinen Stoff in fünf Abschnitte, deren Inhalt und Grenzen sich von selbst ergeben. Beginnend mit den heidnischen Rhetorenschulen und christlichen Klosterschulen bespricht der Verfasser die Erscheinungen des mittelalterlichen Schulwesens im ersten Abschnitt. Das Zeitalter des Humanismus von der Mitte des 15. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, die theoretischen Darstellungen des pädagogischen Stoffes bei Italienern und Deutschen, die Verbindung des Humanismus mit der Reformation und sein Verhältnis zum Katholizismus, die Anfänge und Blüte der Jesuitenschulen und die Einführung eines geordneten Volksschulwesens sind im zweiten Abschnitt behandelt. Der dritte schildert zunächst den Verfall des Schulwesens zur Zeit und in Folge des dreifsigjährigen Krieges, dann den regenerierenden Einflufs Frankreichs und Englands, hierauf die umfassenden Neuerungen eines Ratke, Comenius und ihrer Nachfolger, die Ritterakademien, die Bedeutung des Jansenismus, des Pietismus und anderer Erscheinungen auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts. Der vierte Abschnitt geht von der Bedeutung des Rousseau'schen Emil aus, schildert die Thätigkeit Basedows und der Philanthropinisten, behandelt das Volksschulwesen Preufsens, Braunschweigs, Österreichs und anderer Länder, sowie auch das höhere Schulwesen zur Zeit der Aufklärung, dann die Begründung des sogenannten neuhumanistischen Schulwesens in Deutschland und schliefst mit der theoretischen und praktischen Entwickelung der Realschule. Der Kampf um die Schulreform von 1840 bis 1892 füllt den fünften Abschnitt des Buches aus, wobei mit grofser Ausführlichkeit von den Wirkungen der Reaktion und Revolution, vom Kulturkampf, von den verschiedenen Schulrevisionen, von der Berliner Konferenz und den neuesten Erscheinungen im Schulwesen gehandelt wird. Der Schlufs dieser Auseinandersetzungen kennzeichnet den Standpunkt und die Lage der Verhältnisse der Gegenwart mit den Worten: „Das Alte ist fraglos alt geworden, ein Neues ist im Anzug, aber die Form dafür noch nicht gefunden. Was uns daher wie im politischen und sozialen Leben, so in den Erziehungs-, Unterrichts- und Bildungsfragen zumeist Not thut, das sind Ideen und Ideale; und was heute vielleicht mehr als je von denen, die theoretisch und praktisch auf diesem Gebiete arbeiten, gefordert wird, das sind Opfer und die Fähigkeit Opfer zu bringen. Hoffen wir darum, dafs es der deutschen Schule auch in Zukunft nicht an ideenreichen Köpfen und an opferbereiten Herzen fehle!"

Neben der Darstellung des Erziehungs- und Schulwesens finden

wir in unserem Buche auch die Kulturverhältnisse der verschiedenen Zeiten und Länder, die hervorragenden Erscheinungen der Literatur nicht blofs auf dem Gebiete der Schule und Erziehung, sondern auch auf dem des gesamten Wissens und Denkens genügend berücksichtigt. Bisweilen scheint es fast, als ob hier des Guten zu viel geschehen oder die Pädagogik auf einige Zeit vergessen sei, so z. B. bei Besprechung der Bedeutung der Reformation oder bei Anführung der hervorragenden Vertreter der deutschen Literatur in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Im übrigen beobachtet der Verfasser eine ruhige, sachgemäfse Haltung, die es dem Leser seines Buches ermöglicht, sich über jeden behandelten Gegenstand ein klares, übersichtliches Bild zu entnehmen.

Zur Erleichterung des Handgebrauches dient ein am Schlusse angefügtes Namenregister. Aber ebenso notwendig wäre ein alphabetisch geordnetes Sachregister gewesen, da das dem Text vorangehende Inhaltsverzeichnis zwar über die Einteilung und Behandlung des Stoffes orientiert, aber die Auffindung der Einzelheiten zu wenig fördert.

Dafs die einen dieses, die andern jenes an dem von uns besprochenen Buche auszusetzen haben werden, ist bei der Verschiedenheit der Ansichten über pädagogische Ideen und Einrichtungen nicht zu verwundern. Wenn aber der Verfasser am Schlusse seines Vorwortes sagt: „Immerhin glaube ich, soweit sine ira et studio geschrieben zu haben, dafs die Parteimänner von links und von rechts mit mir unzufrieden sein werden“, so wird wohl jedermann in diesen Worten einen Schreib- oder Druckfehler erkennen, wie ja auch die übrigen Versehen des Druckes, die dem wachsamen Auge des Herausgebers und Verfassers entgangen sind, aber nirgends störend oder unangenehm wirken, leicht vom aufmerksamen Leser entdeckt und verbessert werden können, ohne dafs sie hier im einzelnen aufgezählt zu werden brauchen.

Wir dürfen nach dieser Probe mit Spannung den folgenden Bänden des neuen Handbuchs entgegen sehen, welche die Organisation des höheren Schulwesens in Deutschland, Österreich-Ungarn und Gesamt-Europa, ferner die theoretische Pädagogik und allgemeine Didaktik, die praktische Pädagogik für höhere Lehranstalten, die Vorbildung der Lehrer für das Lehramt und endlich eine spezielle Didaktik und Methodik für alle einzelnen Fächer zum Gegenstande haben werden.

München. Friedrich Schmidt.

Dr. Alphons Steinberger, Aus Bayerns Vergangenheit. Erzählungen aus der Geschichte und Sage unseres Vaterlandes. Regensburg (Nationale Buch- u. Kunstdruckerei Act.-Ges.), 3 Bdchn. 1894. Preis ungeb. à M. 1.20, in Schulband M. 1.60, eleg. geb. M. 2.

Bekanntlich wird unsere Jugend schon auf der untersten Stufe des gymnasialen Unterrichts nur allzusehr mit Kapiteln oder Sentenzen

über Cicero und Demosthenes, Caesar und Pompeius, Scipio und Hannibal überfüttert, wobei jedoch diese Namen eben nur leere Namen, seelenlose Schemen, keineswegs markige Heldengestalten werden aus dem einfachen Grunde, weil die Motive ihres Denkens und Handelns doch dem Gedankenkreise jugendlicher Schüler allzuferne bleiben, weil sie also wohl ihrem Verstande, nicht aber ihrem Herzen näher gerückt werden können. Um so freudiger ist es immer zu begrüfsen, wenn aus unsern Fachkreisen, aus der Feder von Männern, die selbst in der Schule thätig, mit den erziehlichen Bedürfnissen derselben innig vertraut sind, Werke hervorgehen, die uns geschichtliche Personen und Begebenheiten aus unserer vaterländischen Vergangenheit -- sei es im weiteren oder engeren Sinne — in einer gleicherweise Geist und Gemüt anregenden und bildenden Form vor Augen zu führen wissen; um so wohlwollender und aufmunternder mufs auch solch idealem Streben gegenüber die Kritik sich verhalten und statt nörgelnde Düfteleien auszuklügeln, was man ja schliefslich an jedem noch so tüchtigen Werke thun kann, mufs sie, den Blick auf das Verdienstvolle des Ganzen richtend, das Gute unentwegt anerkennen. Bedauernswert ist es aber, wenn jüngst in diesen Blättern ein Dichter wie Martin Greif eine so schlechtweg absprechende Behandlung erfuhr, wenn ohne alle nähere Begründung dessen von edelstem Patriotismus getragenen Hohenstaufendramen als „völlig mifslungene Arbeiten" bezeichnet wurden (vgl. Munckers Rezension von Lyons Deutscher Literaturgeschichte, Bd. 30, S. 487). Mag sich der Meister damit trösten, dafs es noch gar manche gibt, zumal in unseren Kreisen, die an seinen Dichtungen Erhebung und Genufs finden!

Die nicht allzu grofse Auswahl gediegener patriotischer Literatur ist nun durch Steinbergers „Erzählungen aus Bayerns Vergangenheit" in 3 Bändchen erfreulicherweise vermehrt worden. Dem Verfasser lag es ferne, historische Studien zu liefern, er will vielmehr anziehende, das Allgemein-menschliche berührende Episoden aus der bayerischen Geschichte in einer vornehmlich „der Bildung des Herzens und Gemütes Rechnung tragenden Weise" — wie er selbst in der Vorrede zum 1. Bchn. sagt — vorführen. Dafs sich hiezu die bayerische Geschichte, die zwar keine Kriegs- und Heldengeschichte ist, aber ebensowenig eine Geschichte der „Teilungen" oder der „verfehlten Gelegenheiten" (wie liebenswürdige Nachbarn sie gerne bezeichnen möchten), besonders eignet, ist für jeden klar, der einen offenen Sinn für die zahlreichen Belege echt deutscher Mannestugend, hohen Gerechtigkeitssinnes, unverbrüchlicher Treue, überhaupt aller Tugenden des Gemütes, selbst in sich hegt. Oder ist eines Albrecht III. Wort „Man mufs Waisen schützen, nicht berauben" weniger königlich als ein glänzender Sieg des grofsen Friedrich? — Um diese pädagogisch wohlverwertbare Eigenschaft der Geschichte unseres engeren Vaterlandes nach Gebühr hervorzuheben, mufs der Verf. selbst eine reiche Gemütsbildung als unerläfsliche Vorbedingung von Haus aus mitbringen. Dafs dies bei Steinberger in hervorragendem Grade der Fall war, wird jeder nachempfindende Leser sofort gewahr werden, er wird den einzelnen Epi-

soden anmerken, dafs sie von jenem erst innerlich durchlebt, psychologisch durchgearbeitet und erst dann poetisch ausgestaltet sind. So gibt er nicht etwa eine breitere Geschichtsdarstellung mit müfsigem Detail, sondern anschauliche, mitten in jeweilige Zeitverhältnisse versetzende Bilder, deren weiterer Vorzug noch eine lebendige, oft sich dramatisch gestaltende Sprache ist. Ein solches Werk verdient besonders für die Bibliotheken der mittleren (4—6) Klassen unserer Gymnasien eingeführt zu werden, und wird bildend und veredelnd auf unsere Jugend wirken (wofern ihr Geschmack durch die heillose Indianerbücherlektüre nicht schon gründlich verdorben ist!); aber es genügt nicht, dafs solche Werke von den Rektoraten angeschafft und in die Bibliotheken eingestellt werden: ich möchte an die geehrten Hrn. Kollegen die dringende Bitte richten, sich selbst von der Brauchbarkeit der Büchlein Steinbergers zu überzeugen und gelegentlich beim Geschichtsunterricht auf sie hinzuweisen, oder vielleicht den sehr gedrängten Memorierstoff der bayerischen Geschichte in den unteren Klassen durch Vorlesen einer oder der anderen Episode zu beleben!

Eine kurze Inhaltsübersicht möge einerseits den Leser von der Reichhaltigkeit des Gebotenen überzeugen, andrerseits einzelnen Wünschen des Referenten bei Neuauflagen Raum geben.

Das 1. Bchn. macht uns zunächst mit den „Pionieren des Evangeliums“ bekannt: das Leben St. Severins wird nach der vita Eugippii, das St. Emerans und Korbinians nach den vitae des berühmten Freisinger Bischofs Arbeo geschildert. In letzterer hätten vielleicht einige unschöne Züge, die das aufbrausende Temperament Korbinians charakterisieren, wegbleiben können. In der Vita St. Ruperts macht uns der Verf. gelegentlich mit einem Bruchstück aus dem Muspilli bekannt. — Der Eingang der Erzählung „Eine bayerische Herzogstochter“ (Theolindens Verlobung mit Autharis) führt uns doch etwas zu rasch in medias res und ist daher etwas unklar, ebenso dürfte die wenig anziehende Sage von dem halbtierischen Ungeheuer besser wegbleiben. „Der Zweikampf“ (des Ungarn Krako und Hans Dollingers) erhält besonderes Interesse durch den angefügten historischen Exkurs, der die Glaubwürdigkeit desselben gegenüber moderner Skepsis aufrecht erhält. Die Darstellung von „Der Wittelsbacher bei Verona“ finde ich im Vergleich zu den übrigen etwas stiefmütterlich bedacht; auch ist es kaum richtig zu sagen: „Alberich besafs in der Mitte des Engpasses eine Burg“; vielmehr war Alberich (‚nobilis quidam Veronensium eques‘ Otto Fris. 2, 40) zur Besetzung dieses den Veronesern gehörigen Sperrforts abkommandiert worden. Ferner wäre m. E. die Wirkung der Erzählung gröfser, wenn Otto, ohne lang mit Barbarossa über die Möglichkeit der Einnahme zu disputieren, zur Erstürmung der Klause auf eigne Faust sich aufmachte. Die Erzählung „Du sollst Vater und Mutter ehren“ gibt Wernhers des Gärtners reizendes Kulturbild „Meier Helmbrecht“ wieder. „Ludwig der Kelheimer und die Stifterin von Seligenthal“ schildert uns des zweiten Wittelsbachers Liebeswerben um die schöne Ludmilla, — deren geistvolles Wesen vom Verf. geschickt zur Einführung von Liedern Walters

von der Vogelweide benutzt wird, — ferner Ludwigs Schicksale auf den Kreuzzügen; dabei hat sich ein kleiner Widerspruch unbemerkt eingeschlichen: p. 163 heifst der Sultan Kâmel zuerst „der höhnisch grinsende Sieger," bald darauf aber wird zugestanden, dafs er „kein unritterlicher Gegner war und die gestellten Geiseln nicht ob ihres Unglücks verhöhnte". Das unwürdige „Begehren" des jungen Königs Heinrich (p. 177) ist etwas gar zu dunkel gehalten. Zwei Sagen bilden den Schlufs des Bchns., die eine von dem ritterlichen Herrn „Heinrich von Kempten", der Otto I. einmal das Leben gerettet haben soll, die andere „aus der Zeit der Kreuzzüge", die märchenprächtige Geschichte vom Herzog Ernst und seinem Freunde Wetzel, eine wahrhafte Odyssee aus dem Mittelalter.

Das 2. Bdchn. bringt ebenfalls 8 Erzählungen: zunächst „die Rache" des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach an König Philipp. Die feinempfundene und dramatisch bewegte Darstellung weckt unser Mitleid an dem unglücklichen, schliefslich zu Tode gehetzten Rächer seiner Ehre. Ebenso tragisch ist die folgende Geschichte „auf der Hohenstaufenburg zu Donauwörth" d. i. Ludwig des Strengen rasche That, der jedoch als versöhnender Abschlufs noch die Errichtung des Klosters Fürstenfeldbruck hätte beigegeben werden können. „Kurzes Glück" schildert eine weniger bekannte Episode, den Tod des gleichnamigen, erst 23jährigen Sohnes Ludwig des Strengen auf einem Turnier zu Regensburg. Einen gröfseren Raum nimmt naturgemäfs der Streit von Mühldorf „Habsburg und Wittelsbach" ein, worin der Verf. dem Seyfried Schweppermann eine Hauptrolle zuweist, mehr der Tradition als der neueren Geschichtsforschung folgend (vgl. Riezler, 2. B., S. 341 f.). S. 100 hätte die Kunde von der Freilassung Friedrichs und die gleich darauffolgende Scene des Wiedersehens der Gatten besser in eine zusammengezogen werden sollen. — Herzog Johanns Sieg bei Hiltersried 1433 wird lebendig vorgeführt in: „die Hussiten kommen!" Daran reiht sich die in edler Einfachheit gegebene Geschichte der „Agnes Bernauer". Ein heiteres Bild mit frischen, volkstümlichen Farben „Fröhliche Tage" (d. i. die Hochzeit Georg des Reichen) will uns den trüben Eindruck der vorangehenden Erzählung vergessen machen. Zum Schlufs noch eine Sage „der Ring im Becher": Heinrich der Welfe gilt für verschollen auf einem Kreuzzuge und kehrt gerade im rechten Augenblicke zurück, um die Neuvermählung seiner Gemahlin zu vereiteln.

Das 3. Bchn. bringt Erzählungen aus dem Ende der mittleren und aus der neueren Geschichte. „Der fremde Ritter" ist Albrecht der Weise, der um Kaiser Friedrich IV. Tochter Kunigunde freit, ein stimmungsvolles Idyll; übrigens gab der Kaiser nicht so schnell seine Einwilligung als der Verf. uns glauben machen will. Die folgende Geschichte erzählt uns die blutige Rache Herzog Christophs an Grafen Nicklas, „dem letzten Abensberger" wegen seiner Gefangennahme in der Münchner Hofburg und schildert als versöhnenden Abschlufs des reumütigen Christoph Tod auf Rhodos in den Armen des Schwagers jenes Nicklas, des Johannitermeisters (nicht Grofsmeisters, s. Riezler

3, 559 Anm. 4) Rudolf von Werdenberg. — „Das Testament“ enthält den für den Pfalzgrafen Ruprecht so verhängnisvollen Ausgang des Landshuter Erbfolgekrieges und die Gründung der Pfalzgrafschaft Neuburg für die während des Krieges verwaisten Kinder desselben. Leider hat der Verf. auf das Bild der edlen Dulderin Hedwig, der verkannten Gemahlin Georg des Reichen, einen leisen Schatten geworfen (S. 38). Die 2 folgenden Episoden „Um eine Königskrone“ und „Träume und Schäume“ behandeln 2 gewandt dargestellte, aber weniger erquickliche Ereignisse: jene den unfähigen Winterkönig von Böhmen, diese die so kläglich vernichteten Hoffnungen Max Emmanuels auf den spanischen Thron. Dagegen führt uns „Im heiligen Kampfe“ aus den fürstlichen Prunkgemächern in die schlichten Stuben der Bürger und Bauern, die zur Befreiung der heimischen Erde vom österreichischen Joche sich zusammenscharen und in der Mordweihnacht zu Sendling 1705 den Opfertod sterben. Den unvergefslichen König Max I. führte uns der Verf. am besten vor in seiner Wirksamkeit für das Volkswohl, in seinem bekannten persönlichen Eingreifen bei jenem Unglücksfalle, wo der nachher so berühmt gewordene Fraunhofer „aus Nacht zum Licht“ von dem Monarchen hervorgezogen wurde. Zum Schlusse bekunden noch 2 Sagen: eine oberfränkische „Die weifse Frau“ und eine oberpfälzische „Auf der steinernen Brücke von Regensburg“ des Verf.'s Erzählungstalent.

Es erübrigen noch einige sprachlich-stilistische Bemerkungen, deren verhältnismäfsig geringe Anzahl die Zuverlässigkeit des Verf.'s nach dieser Seite hin nur bestätigen. Bd. 1, 6 (47, 252) frug st. fragte. 1, 24 ‚Avaren‘, gleich darauf ‚Hunnen‘. 1, 44 verit mit f. mí. 1, 51 Saltzafa st. Salzaha. 1, 67 Botzen f. Bozen. 1, 76 Gezellt, 89 Eturien f. Gezelt, Etrurien. 1, 150 ‚Berchfrit‘ für das verständlichere Bergfried. 1, 163 ‚das bischen Erworbene‘ u. 167 ‚die Flitterwochen zu verbringen‘ passen nicht zum Kolorit jener Stellen. 1, 161 klê statt klé, iemer st. iener, schâte st. schadete, 1, 244 (2, 79, 91) dess' st. des, 252 wess' st. wes, das. Lybien f. Libyen. — 2, 81 blauer Waffenrock mit b l a u e n (l. weifsen) Wecken; 83 Die Leute Burggraf Friedrichs waren in österreichische Farben g e k l e i d e t: Falkenstein in s. bayer. Gesch. 3, 237 spricht nur von öst. F a h n e n. 2, 86 Elisabeth, dag. 94 Isabella. 2, 115 scheint nach ‚kaum aber hatte er ihn freigegeben‘ die Apodosis ausgefallen zu sein; 2, 122 die r e s t i g e Nacht, 126 Schmorren f. Schmoren; 180 ‚Dafs der Woiwode von Lublin, Christophs Gegner, angeschnallt war, ist eine Erweiterung späterer Berichte‘, Riezler 3, 470 Anm.

Somit sei das vorstehende Werk nochmals aufs wärmste empfohlen; auch der äufseren Ausstattung ist Anerkennung zu zollen.

München. Dr. J. M e n r a d.

Erscheinungen von Unterrichtsmitteln für die deutsche Sprache:

Ad. Calmberg, Die Kunst der Rede. Neu bearbeitet von H. Utzinger. Leipzig und Zürich. Füfsli & Co. 1892. 238 Seiten.

Das bewährte Buch, welches in einem handlichen Bande die Regeln der Rhetorik, Stilistik und Poetik in klarer Sprache vereinigt und dadurch den Bedürfnissen der höheren Schulen wohl entsprechend entgegen kam, hat eine wesentliche Veränderung durch seinen neuen Bearbeiter gefunden, insofern als die theoretischen Erörterungen mit vollem Recht erheblich gekürzt wurden, wodurch mehr Raum gewonnen wurde für praktische Beispiele. Besonders empfehlenswert für die Schulzwecke erscheint mir der Teil, welcher die Stilistik enthält, da in demselben die stilistischen Gesetze einerseits aus der Logik und Psychologie, andrerseits aus den Werken der klassischen Schriftsteller Lessing, Goethe, Schiller und der neueren Forscher und Dichter hergeleitet sind. Eine wesentliche Besserung liegt auch darin, dafs die Poesie nach den hergebrachten Einteilungen in epische, lyrische und dramatische Dichtungsgattung besprochen ist. Wer sich rasch über die wichtigsten Punkte der Gesetze des mündlichen Vortrages, des Aufsatzes, der Arten der Poesie, der Metren informieren will, dem kann das Buch Calmberg-Utzinger bestens empfohlen werden.

Otto Lyon, Ausgewählte Gedichte. Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing. 504 S.

In diesem Buch gibt Lyon eine Sammlung von Gedichten, die er für echt und körnig in unserer Literatur hält, indem er dabei besonders auf das Volksmäfsige der deutschen Dichtung Gewicht legt. Deshalb sind auch das Volkslied, sowie Fritz Reuter, Klaus Groth, Karl Stieler, Kobell und andere vertreten. Auch Dichter der Gegenwart wie Fontane, Martin Greif, Wildenbruch u. a. sind aufgenommen. Man wird über die Aufnahme mancher Gedichte, so z. B. des Gedichtes Lebrecht Dreves: „Vor Jena“, die des Richard Wagner'schen „Lenzesnahen“ u. a. wohl anderer Meinung sein als der Verfasser; doch ist im allgemeinen die Auswahl eine sehr geschmackvolle.

F. Otto, Auswahl deutscher Gedichte für die unteren und mittleren Klassen höherer Knabenschulen. Berlin. Herbig. 1892. 94 S.

Die Sammlung ist ein Kanon der zu lernenden Gedichte für die unterste bis zur vierten Klasse, wobei der Text nach den Original-Ausgaben der Dichter gegeben ist. Die Auswahl, natürlich mehr für norddeutsche Gymnasien bestimmt, zeugt von Erfahrung in der Schule und von Geschmack.

Karl Aug. F. Hoffmann — Christ. Fr. Albert Schuster, Rhetorik für höhere Schulen. Halle a. S. A. Mühlmann 1891. 44 S.

Das Büchlein, in siebenter, verbesserter Auflage erschienen, bietet, ohne auf die praktischen Forderungen des Aufsatz-Unterrichtes Bezug zu nehmen, lediglich eine Theorie des Stils; die Unterscheidung zwischen engeren und weiteren Tropen erscheint überflüssig, wie überhaupt die Partie, wo von den Tropen und Figuren die Rede ist, den Fehler hat, dafs das Wesentliche nicht geschieden ist von dem Selteneren; ein Vorzug des Buches liegt in den mancherlei Beispielen, auch aus dem klassischen Altertum, die treffend gewählt sind.

Karl Kappes, Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Stilistik. Fünfte Auflage. Leipzig. Teubner. 64 S.

Das Büchlein enthält das Allernotwendigste der Logik, gleichsam als Basis für die Stilistik, und die hauptsächlichsten Gesetze der Stilistik im weiteren und engeren Sinn. Besonders wohlthuend wirkt die durchsichtige Klarheit der vorgeführten Punkte und namentlich der Umstand, dafs alles Überflüssige und Verwirrende bei Seite gelassen ist; so sind auch von den Tropen und Figuren mit Recht nur die gangbarsten angeführt. Das Büchlein wird, obwohl es hauptsächlich Theorie enthält, auch in der Hand des Schülers nützlich sein, wenn auch daran festzuhalten ist, dafs der Schüler in die Lehre vom Stil, von den Tropen und Figuren auf heuristischem Wege durch Vorführung von vielen gleichartigen Beispielen einzuführen ist.

Karl Tumlirz, Die Lehre von den Tropen und Figuren. Dritte Auflage. Prag. H. Dominicus. 1892. 159 S.

Das ziemlich umfangreiche Buch enthält in seinem ersten Teil die eingehende Darstellung der Tropen und Figuren mit zutreffenden Beispielen aus der deutschen Literatur in richtiger und zweckmäfsiger Einteilung, und in seinem zweiten Teil eine kurzgefafste deutsche Metrik, die mit Recht den konservativen Standpunkt, die Beibehaltung der antiken Bezeichnungen der Versfüfse, wahrt. Das Buch bietet reichen Stoff in klarer Übersichtlichkeit und ist ein gutes Hilfsmittel für den Lehrer.

O. Schmeckebier, Abrifs der deutschen Verslehre. Dritte, umgearbeitete Aufl. Berlin. Weidmann. 1893. 32 S.

Nach des Verfassers Grundsatz, den er in seiner „Deutschen Verslehre (1886)“ entschieden ausspricht, führt er auch in diesem für die Schule bestimmten Büchlein die neuhochdeutsche Verskunst auf die Gesetze des altdeutschen Versbaues zurück. Wissenschaftlich mag dies vollständig richtig sein, in der Schule wirkt es verwirrend; hier

ist es am besten, an der einfachen und leicht verständlichen Bezeichnung der antiken Versfüſse festzuhalten. Sehr entsprechend dagegen ist die knappe und klare Darlegung der Dichtungsarten.

K. Dorenwell, Präparationen zur methodischen Behandlung deutscher Musterstücke. Erster Teil. Hannover. Karl Meyer (Gustav Prior). 1893. 232 S. Mk. 2.50.

Im Anschluſs an die besonders in Norddeutschland eingeführten Lesebücher von Hopf und Paulsiek, Flügge u. a. gibt der bewährte Verfasser von Büchern für den deutschen Unterricht hier eine recht praktische Anleitung, wie die bekanntesten Lesestücke in den drei unteren Klassen höherer Lehranstalten durchzunehmen sind; in katechetischer Form ist namentlich für jüngere, weniger geübte Lehrer das Lehrverfahren gezeigt. Nur möchte ich warnen vor den zu weitläufigen einleitenden Bemerkungen und Fragen; denn das Interesse des Schülers, namentlich in den unteren Klassen, wird nur dann angeregt werden und hoch gespannt bleiben, wenn der Lehrer mit nur wenigen Worten auf die Lektüre vorbereitet, aber nicht in zu ausführlicher Weise auf das zu lesende Stück hinweist; in diesem Punkte hat Dorenwell des Guten sicherlich zu viel gethan. Auch glaube ich, daſs er bei den Jungen meist zu wenig Verständnis voraussetzt; denn was sollen einleitende Fragen, wie: „Was versteht ihr unter einem Büblein?“ Sehr gut ist dagegen der fortwährende Hinweis auf den Gebrauch der Wandtafel, um die Gedankenreihe eines Stückes zusammenzustellen, wie auch die Beiziehung von ähnlichen Stoffen, sowie namentlich der Hinweis auf die Übungen im mündlichen Gedankenausdruck sehr zweckmäſsig sind. Zu bedauern ist nur, daſs die einzelnen Stücke keine gleichmäſsige Behandlung nach den verschiedenen Gesichtspunkten, die der Verfasser sich da und dort als Richtpunkte gestellt hat, erfahren haben. Das Buch wird jedem jüngeren und noch weniger erfahrenen Lehrer ein erwünschtes Hilfsmittel sein für eine methodische Handhabung des deutschen Unterrichtes.

Gustav Könnecke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Zweite Aufl. (7.—11. Tausend.) Marburg. Elwert 1895. (In 11 Lief. à 2 M.).

Über den Wert der „Veranschaulichung“ im Unterricht, sowie über die Unterstützung desselben durch graphische und bildliche Darstellungen herrscht wohl keine Meinungsverschiedenheit; denn wenn irgendwo, so haben die Worte des Horaz: „Segnius irritant animos demissa per aurem quam quae sunt oculis subiecta fidelibus“ auf dem Gebiete des Unterrichts ihre Berechtigung. Deshalb sind alle jene literarischen Erscheinungen freudig und dankbar zu begrüſsen, die dazu beitragen, diesem Zwecke zu dienen.

Ein überaus treffliches Mittel nun, um den Unterricht in der

deutschen Literaturkunde zu beleben, ist Gust. Könneckes reichhaltiger und glänzend ausgestatteter Bilderatlas. Das Werk, schon in seiner ersten Auflage von grofsem pädagogischen Werte, insofern es ein umfassendes Anschauungsmaterial über die ganze Entwicklung der deutschen Literatur von ihren ersten Anfängen bis auf Gerhard Hauptmann, Sudermann, Richard Vofs bietet und neben den einzelnen, auch für die Geschichte des Holzschnittes und Druckes wertvollen Abbildungen und Proben von Handschriften und Handschriftenbruchstücken kurze Erläuterungen zu den Bildern und über die Persönlichkeit der Schriftsteller und ihre Stellung in der Literatur enthält, verspricht in der zweiten Auflage eine Vermehrung um mehr als 500 neue Bilder. Und schon die ersten zwei bis jetzt erschienenen Halblieferungen bieten gegenüber der ersten Auflage eine erstaunliche Fülle des Neuen, namentlich eine grofse Bereicherung von Bildnissen, die sich auf Goethe und dessen Leben und Wirken beziehen; so begründen bereits die ersten Erscheinungen die Hoffnung, dafs wir hier ein Anschauungsmittel ersten Ranges erhalten werden.

Indem wir uns eine eingehende Besprechung nach dem Erscheinen des ganzen Werkes vorbehalten, möge in Bezug auf die zwei erschienenen Halblieferungen nur erwähnt werden, dafs man bei dem instruktiven Holzschnitt „Das Neueste aus Plundersweilern (S. 280) eine ausführlichere Erklärung desselben vermifst, dafs das Aquarellgemälde von Kraus „Die Gesellschaft bei der Herzogin Amalie“ wenig gelungen erscheint; den Zweck, der hier beabsichtigt ist, dürfte das treffliche Bild von Knille „Weimar 1803“ eher erfüllen; die dem Bilde von Christiane und August von Goethe (S. 287) beigefügte Bemerkung des Herausgebers, dafs Meyer bei der Komposition an die von ihm früher kopierte Madonna della Sedia gedacht habe, findet auch ihre Bestätigung durch die Gespräche Eckermanns mit Goethe. Abgesehen von belanglosen Kleinigkeiten ist, wenn irgend ein Werk, so dieses dazu angethan, die Anschauung im literaturkundlichen Unterricht zu unterstützen und zu fördern, weshalb es in keinem „Schaukasten“ der oberen Gymnasialklassen fehlen sollte.

München. Johannes Nicklas.

Herm. L. Strack, Hebräisches Vokabularium für Anfänger. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin (Reuther und Reichard) 1894. Preis kart. 0,60 M.

Stracks Hilfsmittel für den hebräischen Unterricht bedürfen keiner Empfehlung mehr. Seit einer Reihe von Jahren haben sie sich bewährt, grosse Verbreitung und allseitige Anerkennung gefunden. Nachdem die Grammatik 1893 in 5. Auflage erschienen, ist auch für das Vokabularium, das zuerst 1889 herausgegeben wurde, bereits eine 4. Auflage nötig geworden. Dasselbe ist für den Elementarunterricht bestimmt, daher in grammatischer Ordnung angelegt, damit mit dem Lernen von Vokabeln sobald als möglich begonnen werden kann. Es

bietet das Notwendige in zuverlässiger und praktischer Formulierung und hat sein Material hauptsächlich der Genesis, den Psalmen und leichteren historischen Abschnitten entnommen, also denjenigen Partien der Bibel, die bei der Lektüre vorzugsweise in Betracht kommen. Die vorliegende 4. Auflage ist gegen die früheren erweitert durch Hinzufügung der Cardinalia und Ordinalia, sowie von 200 anderen Vokabeln; aufserdem wurden als Gedächtnisstützen etymologische Fingerzeige gegeben und in Fufsnoten voces memoriales (meist Eigennamen) beigefügt, wie es bereits Stier in seinem Vokabularium gethan. Das Büchlein sei hiemit warm empfohlen, zumal es neben jeder Grammatik gebraucht werden kann.

Freising. Schühlein.

C. Sallusti Crispi Historiarum reliquiae edidit B. Maurenbrecher. Fasciculus II: Fragmenta, argumentis, commentariis, apparatu critico instructa. Lipsiae, in aedibus B. G. Teubneri 1893.

Der zweite Teil dieser neuen Ausgabe der Fragmente des Sallust ist dem ersten Teile, den wir in diesen Blättern Bd. 29 S. 226 besprochen haben, rasch gefolgt, und wir freuen uns, das Lob, das wir jenem nach der historischen Seite hin haben spenden können, auch dem zweiten vom philologisch-kritischen Standpunkte aus zollen zu dürfen. Die Ausgabe bezeichnet ohne Zweifel einen grofsen Fortschritt gegen die letzten Fragmentsammlungen von Kritz und Dietsch. Freilich darf man auch nicht vergessen, dafs Maurenbrecher ganz andere Vorarbeiten zur Verfügung standen. Seit dem Erscheinen der Ausgaben von Kritz (a. 1853) und Dietsch (a. 1859) sind reiche Beiträge zu Sallust in historischer, sprachlicher und kritischer Beziehung geflossen. Wir erinnern hier nur an die Arbeiten von Fr. Vogel über die Nachahmungen des Sallust, durch die gar manche kritisch unsichere Stelle endgiltig geheilt wurde. Ferner war es natürlich für eine Neubearbeitung von gröfstem Werte, dafs gerade von den lateinischen Schriftstellern, die weitaus die Mehrzahl der sallustianischen Bruchstücke erhalten haben, die letzten Jahre neue gute kritische Ausgaben brachten, wie die Ausgabe der Grammatici Latini von Keil, des Serviuskommentars zu Vergil von Thilo, des Nonius von Lucian Müller. Von anderen, noch nicht neu edierten Schriftwerken standen M. wenigstens zuverlässige neue Kollationen zugebote, wie zu den terenzianischen Donatscholien von Dziatzko. Auch die von E. Hauler im J. 1886 neu entdeckten und herausgegebenen Orleaner Fragmente konnte M. bereits in einem wesentlich verbesserten Text vorlegen, nachdem unsere hervorragendsten Kritiker sich die Reinigung und Erklärung derselben hatten angelegen sein lassen. Endlich traf es sich sehr gut, dafs M. die im J. 1892 erschienene vorzügliche Dissertation von P. Jürges 'de Sallustii historiarum reliquiis' noch für seine Ausgabe benutzen konnte. Trotz alledem blieb für einen gewissenhaften Herausgeber

noch immer genug selbständige Arbeit übrig, und M. ist ihr nicht aus dem Wege gegangen. Überall hat er sorgfältig nachgeprüft, alle in Betracht kommenden Momente in Erwägung gezogen und so, durch eine glückliche Divinationsgabe unterstützt, gar manche Schwierigkeit aus dem Wege geräumt, die früher unüberwindlich erschien. Dabei ist er vorsichtig verfahren und von subjektiver Hyperkritik fern geblieben. Nicht alles ist ihm gelungen, nicht jedes Fragment steht schon in richtiger Fassung an seinem richtigen Platze, aber viel, sehr viel ist zur Klärung geschehen, und wenn wir im Folgenden unsere Bedenken über die Behandlung einiger Fragmente äufsern, so möge man darin nicht die Neigung zum Nörgeln finden, sondern nur das Bestreben, auch unsrerseits ein Scherflein beizutragen zur endgiltigen Ordnung und Reinigung der Sallustfragmente.

Jedem Kapital geht eine Enarratio voraus, in welcher der aus den erhaltenen Fragmenten mutmafslich erschlossene Inhalt, gestützt durch Stellen, die spätere Schriftsteller dem Sallust entnommen zu haben scheinen, in zusammenhängender Form vorgeführt wird. Dann folgt der Wortlaut der einzelnen Fragmente unter Angabe der Testimonia, sowie ein sachlicher Kommentar. In Kapitel I des ersten Buches sind an richtiger Stelle jetzt eingefügt Fragm. 5 und 9, neu hinzugefügt ist Fragm. 10 aus Schol. ad Luc. III, 164; zweifelhaft erscheint es, ob Fragm. 14 richtig hieher gestellt ist. In Fragment 18 ziehen wir die Fassung Frontos: et omne ius in validioribus esset' unbedingt dem Wortlaut des Scholions (zu Lucan. 1, 175) in viribus vor; denn einmal würde man den Singular vi erwarten (Recht geht vor Gewalt!), sodann bedient sich Sallust mit Vorliebe des Komparativs validior, man vgl. in Fragment 11 iniuriae validiorum und in Fr. 12 uti quisque locupletissimus et iniuria validior; auch wir sprechen von einem Recht „des Stärkeren". — Kap. II Frag. 20 ist richtig eingeordnet, aber die in den Text gesetzte Konjektur lex Licinia <in>grata fuit, cod. B. fratra, scheint mehr dem Sinne angemessen zu sein, als der Überlieferung, ich vermute parata, vgl. Sall. Cat. 51. 40 lex Porcia aliaeque leges paratae sunt; Frag. 23 quippe vasta Italia rapinis, fuga, caedibus ist vielleicht kein selbständiges Fragment, sondern aus Frag. 55, 17 vastam urbem fuga et caedibus erflossen; Frag. 25 hat seine richtige Stelle erhalten, man vgl. die ähnliche Schilderung der Flucht des Ariovist bei Caes. b. g. 1, 53, 3. — Auch Kap. III Frag. 74 bin ich nicht ganz sicher, ob nicht die Worte 'nam talia incepta, ni in consultorem vertissent, rei publicae pestem factura auf die Rede des Philippus (Frag. 77, 1) zurückgehen 'prava incepta consultoribus noxae esse'. Es nimmt doch Wunder, dafs Sallust so kurz hinter einander auf dieses Sprichwort (vgl. Varr. r. r. 3, 2, 1; Gell. 4, 5, 5 malum consilium consultori est pessimum) mit den gleichen Worten angespielt haben sollte. — Kap. IV Frag. 94 werden die Worte 'modicoque et eleganti imperio (elegantum perio W) percarus fuit' richtig auf Sertorius bezogen und hier eingereiht unter Hinweis auf Exuperantius, der offenbar nach Sallust sich also äussert: 'sociorum animos

iam deficientes .... in favorem partium suarum modeste tuendo atque blandiendo perduxit': dem modeste entspricht bei Sallust modico und so wird auch eleganti verdorben sein aus blando oder vielleicht aus gentili; Sertorius, selbst ein Spanier (vgl. Frag. 93), machte sich durch ein den Landessitten entsprechendes Regiment sehr beliebt. — Kap. V Frag. 107 schreibt M. 'cum ex suo quisque terrore quinquaginta aut amplius hostium milia, novas immanis <formas e finibus> Oceani <ap> puls <as> ... contenderent; aber die furchtbaren Meeresungeheuer heifsen bei den lateinischen Schriftstellern nicht immanes formae, sondern immanes beluae, wie Cicero von den Katilinariern p. Sull. § 76 sagt 'beluae quaedam immanes ac ferae forma hominum indutae (vgl. rep. 3, 45; div. 1, 49. 2, 67; nat. deor. 1, 78. 97, 2, 161; Acad. 2, 108; Tusc. 4, 45) oder beluarum formae wie Tac. ann. 2, 24 monstra maris (narrabant), ambiguas hominum et beluarum formas; ich schlage daher vor a. u. St. zu schreiben novas immanes <beluas> Oceani <ac>ci<tas>.

Buch II Frag. 6 erhält einen Zuwachs durch die noch nicht beigezogene Glosse aus dem Liber glossarum, Band V, S. 167, 30: Cea insula] Salustius ait iuristeum (lies: Aristaeum) primo insulam quam (lies Ceam) relicta patria coluisse. Aus der Übereinstimmung des Wortlautes der Glosse mit der ausführlicheren Note des Serv. zu Verg. Georg. 1, 14 darf man wohl schliefsen, dafs beide mehr Sallustianisches enthalten, als Maurenbrecher annimmt. — Frag. 87 B, 20 steht im Orleaner Palimpsest 'ne de missione mutarent animos, quam primum moenia eorum cum omnibus copiis accessit': anstatt missione vermutete man dimissione, remissione u. a. m., niemand ist auf promissione gekommen, obwohl es einige Zeilen zuvor heifst: pacem orantes venere obsidesque et iussa facturos promittebant. Frag. 93, 10 'cuius multum in<terer> at' ist mir die Ergänzung deswegen zweifelhaft, weil Sallust sonst refert sagt, nicht interest; vgl. meine Beiträge zur latein. Kasussyntax 1894 S. 16 f.

Buch III Frag. 2 schreibt M. 'qui orae maritimae curator nocentior piratis' codd. contrarius; curator ist unzweifelhaft richtig, vgl. Ps. Ascon. ad Cic. Div. 56 p. 121, nocentior dagegen sehr problematisch, vielleicht curator missus piratis, vgl. Iug. 110, 6 cuius curator huc missus es. Auch die Herstellung von Frag. 7, das richtig hier eingestellt ist, befriedigt mich nicht 'graviores (graviorem O D) bellum, qui prohibitum (O, prohibitus D) venerant socii, se gerere (segere O, fregere D)', denn man sagt kaum graviores se gerere statt gravius se gerere; ich vermute deshalb graviore <more> bellum.... gerere, vgl. Iug. 54, 5 alio more bellum gerendum. — Fragm. 98 (S. 152, 20) überliefert der Vaticanus: 'Quae Spartacus nequiens prohibere, multis precibus cum oraret, celeritate praeverterent .... nuntios'. Hauler in den Wiener Studien X, 148 ergänzte die Lücke durch de re, und diese Vermutung wird zur Evidenz erhoben durch eine Glosse des Pariser Placidusglossars (V, 136, 23), die ich mit den angeführten Worten für identisch halte. Sie lautet Praevertimus] cum ipsi praeimus praevertimus, dum aliquid praemittimus. Sall.

neu praeverteret desenutos. Das schwierige neu deutet Hauler nach gütiger Mitteilung sehr scharfsinnig entweder als SALL. H. (= hist.) III. oder SAL. IN. III.

Buch IV Frag. 4 überliefert Arus. p. 507 'Turmam equitum castra regis succedere et properationem explorare iubet'; M. verteidigt prope rationem, allein nicht überzeugend; Wölfflin vermutete stationem, Dietsch proeli rationem, Mähly prope nationem; das richtige dürfte sein 'propere regionem'; propere ist Lieblingswort des Sallust, vgl. z. B. Iug. 58, 5 equitatum omnem ad castra propere misit; für explorare regionem vgl. Caes. b. c. 1, 68, 1. — Frag. 51 überliefert derselbe Arus. p. 496 'Crassus obtrectans potius collegae, quam boni aut mali publici gravus exactor'; M. schreibt gnavos aestimator, warum nicht lieber gnarus? — Eine der besten Emendationen des Herausgebers lesen wir Buch V Frag. 21 'Spe <ciem et> celebritatem nominis intellego timentem' für das handschriftliche 'spe celebritate'. — Unter den Frag. incerta ist wohl eines der verzweifeltsten Nr. 26, erhalten von Donat zu Terent. Ad. 4, 2, 42: M. schreibt 'Ad Jovis mandem † iram (D: mande iram, O mandevani, ed. pr. manaevani). Meine Vermutung lehnt sich an die Lesart der ed. pr. und des cod. O. an, nämlich ad Jovis mane veni.

Wertvolle Appendizes und Indizes (darunter ein Wortindex der Historien) beschliefsen das schöne Buch, das — wie wir zum Schlusse noch bemerken wollen — auch von Druckfehlern und ähnlichen Versehen fast ganz frei ist. Uns ist nur aufgestofsen S. 42, Frag. 94: Inc. 7, 9 D statt 79 D; S. 77, Frag. 47, 4 facundium st. facundiam. Unlateinisch ist S. 4, Frag. 5 de scriptore aliquo hoc contentum esse st. affirmatum esse und S. 200 parvissima fragmenta st. brevissima.

München. Gustav Landgraf.

M. Tullii Ciceronis epistulae selectae. Für den Schulgebrauch erklärt von Prof. Dr. P. Dettweiler, Grofsh. Hess. Gymn.-Rektor. Gotha, And. Perthes. 1894. Pr. 2,25 M.

An Ausgaben, welche Auswahlen der Ciceronischen Briefe zu Schulzwecken enthalten, ist kein Mangel. Aber keine der vorhandenen dürfte die Ausgabe Dettweilers an Brauchbarkeit für die Schule erreichen. Der oberste Gesichtspunkt, von welchem sich der Herausgeber bei seiner Auswahl der Briefe leiten liefs, war, solche Briefe auszuwählen, welche die Notwendigkeit der Entstehung der Monarchie in Rom deutlich zu machen geeignet sind. Cicero ist nicht die leitende Person inmitten der Ereignisse, bildet aber gewissermafsen den Konzentrationspunkt, um den sich die Vorgänge allmählich gruppieren. Vor allem treten Cäsar und Augustus wenn ich so sagen darf als Männer der Vorsehung in das hellste Licht, während die übrigen Personen, sei es, dafs sie Schreiber oder Empfänger der Briefe sind oder dafs die Briefe von ihnen handeln, sich teils als Freunde teils als Gegner um die beiden Hauptpersonen gruppieren.

Im Zusammenhange hiemit steht der 2. Gesichtspunkt, von welchem Dettweiler ausgeht. Es soll hauptsächlich dasjenige hervorgehoben werden, was mit den politischen Verhältnissen der Zeit in unlösbarem Zusammenhange steht und sich zu diesen wie Ursache und Wirkung verhält: es sind das die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, welche seit der Zeit der Gracchen die staatliche Entwicklung Roms zum guten Teile in die Bahnen gedrängt haben, in welchen wir sie zur Zeit Ciceros erblicken.

Drittens soll auch Ciceros literarische Entwicklung mit berücksichtigt werden, damit der Schüler eine Ergänzung und Erklärung zu dessen übrigen Schriften erhalte. Auch zu den sonstigen von den Schülern gelesenen Schriftstellern sollen möglichst viele Fäden vorwärts und rückwärts führen.

Endlich will Dettweiler auch die allgemein menschlichen Verhältnisse, wie Liebe und Treue, Trauer und Trost, Bande der Familie und Freundschaft, zur Anschauung bringen.

Der Herausgeber hat die chronologische Anordnung der Briefe beobachtet. Mit Recht; denn jede andere Reihenfolge führt zu Unzukömmlichkeiten. Auch die anderen oben angeführten Richtpunkte, welche ihn leiteten, werden von jedem Schulmanne gebilligt werden, der eine planvolle, nach bestimmten Zielen gerichtete Lesung der Schriftsteller gegenüber dem blofs stofflichen Interesse als eine Hauptaufgabe der Schullektüre anerkennt.

Der Umfang der Anmerkungen ist wohlbemessen. Wenn Dettweiler sagt, er glaube das Recht zu haben, über die Bedürfnisse seiner Primaner selbst zu urteilen, so stimme ich ihm zu. Ich bin auch der Meinung, dafs es die verkehrteste Art der Kritik ist, einem praktisch erfahrenen Schulmann an jeder Stelle nachzurechnen, was er hätte anmerken sollen. Das werden doch immer mehr oder minder subjektive Ansichten sein. Ich fand bei einer Prüfung der sämtlichen Anmerkungen in Dettweilers Ausgabe, dafs ein einigermafsen befähigter und mit den nötigen Sprachkenntnissen ausgerüsteter Primaner die ausgewählten Ciceronischen Briefe verstehen kann, ohne dafs ihm das eigene Nachdenken erspart wird. Auch diejenigen Schulmänner, welche gegen den Gebrauch kommentierter Klassikerausgaben in der Schule eingenommen sind, werden betreffs der Briefe Ciceros eine Ausnahme gelten lassen müssen. Denn diese enthalten soviele Beziehungen auf Personen, Verhältnisse der Zeit und des Ortes u. s. w., dafs dem Schüler eine Hilfe geboten werden mufs, wenn er nicht unverhältnismäfsig viel Zeit auf Herbeischaffung des zum Verständnis nötigen Materials verwenden will, ohne doch ein einigermafsen genügendes, vorläufiges Verständnis zu erreichen.

Einen ganz besonderen pädagogischen Wert erhält die Ausgabe dadurch, dafs Dettweiler jedem Brief eine ganz kurz gehaltene Inhaltsangabe vorausschickt und dabei dasjenige hervorhebt, wodurch derselbe typisch oder vorbildlich ist. Bisweilen folgt auch ein Rückblick. Der Titel selbst wirft oft ein überraschendes Licht auf den Inhalt des Briefes. Ganz besonders weist Dettweiler der ihn leitenden Haupt-

absicht gemäfs bei jeder Gelegenheit auf die Umstände hin, welche den Beginn der Monarchie oder deren Notwendigkeit kennzeichnen. Aufser diesem Hauptkonzentrationspunkte wird noch vielfach dem Gesichtspunkte der Verknüpfung Rechnung getragen, indem auf andere Schriften Ciceros, auf frühere, gleichzeitige und spätere Verhältnisse, besonders auch auf die Jetztzeit, jedoch nicht im Übermafse, hingewiesen wird.

Der Text ist leicht lesbar. Dettweiler hat da, wo die Überlieferung Schwierigkeiten macht, eigene Vermutungen in den Text aufgenommen, ein Verfahren, welches in einer Schulaufgabe durchaus Billigung verdient. Die bedeutsamsten Gedanken sind in ausgiebiger Weise durch gesperrten Druck auch für das Auge bemerkbar gemacht.

Ich will nunmehr einige Bemerkungen betreffs gewisser Einzelheiten folgen lassen, welche nicht dem Herausgeber am Zeuge flicken sollen, sondern das eine oder andere Versehen, wie sie bei der ersten Ausgabe eines solchen Buches unvermeidlich sind, berichtigen oder sich auf Stellen beziehen, bei denen sich meine Auffassung von der des Herausgebers unterscheidet.

Im VI. Briefe (Ad Att. II, 18) sind in der Stelle: A Caesare valde invitor in legationem illam, sibi ut sim legatus die Worte in legationem illam durch eckige Klammern als Glossem bezeichnet. Nimmt man hier ein Glossem an, so wären wohl eher die Worte sibi ut sim legatus als solches zu betrachten. Denn diese Worte sehen eher einer Erläuterung ähnlich als die schwierigere Wendung in legationem illam.

Im IX. Briefe (Ad fam. XIV, 1) mufs es in der Überschrift der Einleitung Tullia und Marcus, nicht Tullia und Quintus, am Schlusse des Briefes Dyrrachio, wie in der Anmerkung richtig geschrieben ist, nicht Dyrrachii heifsen.

Im X. Briefe (Ad Att. IV. 1) steht in der 2. Zeile des Textes primus statt prius, in der Anm. zu § 1 ut vere dicam statt ut vere scribam. Ferner soll es gleichfalls in einer Anm. zu § 1 „Hochachtung gegen Atticus‘ heifsen. In einer Anm. zu § 7 Z. 9 v. u. sollte geschrieben sein ‚ohne sein Wissen und seinen Willen‘ für ‚ohne sein Wissen und Willen“.

Warum im XII. Briefe (Ad fam. I, 9) in § 1 (4) planius durch ‚recht klar und deutlich‘ und in § 13 (16) abiectiore animo durch ‚recht niedergeschlagen‘ übersetzt ist, läfst sich nicht erkennen. Der Schüler, der in seiner lat. Grammatik gelernt hat, das deutsche ‚recht‘ vor einem Positiv werde beim Übersetzen ins Lateinische durch den Superlativ ausgedrückt, wird dadurch unsicher. An das homerische ‚θᾶττον‘ recht schnell, kann hier nicht gedacht werden. In beiden Fällen entsprechen die sonst den Schülern geläufigen Übersetzungen des lat. Komparativs dem Sinne. Lentulus will Aufschlufs über Ciceros Verfahren gegenüber dem Vatinius, den er früher geschmäht, jetzt verteidigt und gelobt hat. Er ist sich nicht klar über Ciceros Handlungsweise: darum will dieser ihm die Sache ‚deutlicher‘ auseinandersetzen. Abiectiore animo bedeutet ‚etwas niedergeschlagen (klein-

mütig)'; denn Cicero will seinen eigenen Gemütszustand nach der Rückkehr aus der Verbannung gewifs nicht, auch nicht im Sinne seiner Feinde und Neider, als sehr grofse Niedergeschlagenheit darstellen.

In dem nämlichen Briefe § 1 (4) werden in dem Satze initio rerum atque actionum tuarum non solum meis sed etiam reipublicae (me) restitutum putabam die ersten 4 Worte übersetzt: „im Beginne der Ereignisse, die dein Werk waren". Diese Auffassung entspricht m. E. dem Zusammenhange nicht; tuarum bezieht sich auch auf rerum, die wörtliche Übersetzung müfste lauten: „Durch den Anfang deiner Thaten und Handlungen". Rerum und actionum sind Subjektsgenetive, so dafs der Briefschreiber sagen will: „Deine Thaten und Handlungen machten den Anfang zu meiner Rückberufung aus der Verbannung". Der Sinn des Satzes ist also: „Ich glaubte durch deine Initiative nicht blofs den Meinigen, sondern auch dem Staate zurückgegeben zu sein". Im nämlichen Satzgefüge ist merito ipsius Ablativ, nicht Dativ. Man wird übersetzen müssen: „Ich glaubte dem Staate (reip.) wegen seines (des Staates) Verdienstes (um mich quae te in me restituendo multum adiuvisset) eine solche Gesinnung (d. i. Liebe) schuldig zu sein". Dieser Ablativ gibt uns zugleich einen Fingerzeig dafür, dafs im folgenden Relativsatz: quem antea tantum modo communi officio civium, non aliquo erga me singulari beneficio debitum praestitissem mit M zu schreiben ist, nicht alicui beneficio, wie D. nach dem Vorgange anderer schreibt. Cicero meint, er habe dem Staate vor seiner Rückkehr nur die Liebe erwiesen, welche ihm vermöge der gemeinsamen Bürgerpflicht gebührt, nicht die, welche ihm wegen einer speziellen Wohlthat geschuldet wird. Merito und beneficio stehen einander parallel und haben die nämliche Bedeutung.

§ 8 (11) würde wohl der Unterschied zwischen paulum und multum am kürzesten und deutlichsten so ausgedrückt: paulum ein wenig, non multum wenig.

Im XVI. Briefe (Ad Att. VI, 1) § 1 würde ich *οἰκονομίαν* meam instituam nicht übersetzen ‚meine planmäfsige Disposition' sondern ‚eine Disposition von mir'; in § 2 ebenda heifst erogatum ‚ausgegeben' (verausgabt), nicht ‚ausbezahlt'.

Im XIX. Briefe (Ad fam. XVI, 12) § 1 ist im Satze in eum locum res deducta est das Wort res einfach durch ‚es', nicht durch ‚Lage' oder ‚Staat' zu übersetzen.

Im XLVIII. Briefe (Ad Att. XV, 11) nennt D. die That der Verschworenen in d. Anm. zu oportuisse § 2 eine ‚bubenhafte', statt eine ‚knabenhafte' d. i. unüberlegte. Unter bubenhaft verstehen wir doch wohl etwas anderes.

Im XLIX. Briefe (Ad. fam. X, 30) sollte in der Anm. § 1 evocatorum] statt evocatos] geschrieben sein; § 4 würde nec egit quidquam besser „ohne etwas auszurichten" übersetzt sein für „und richtete nichts aus"; § 5 liest man: 2 Legionen = 30 Manipeln st. = 60 Manipeln.

Im LXII. Briefe (Ad fam. X, 35) ist in der deutschen Überschrift das lateinische III. Kal. Jun. als der 29. Mai übersetzt statt d. 30. Mai.

Im LIII. Briefe (Ad fam. XII, 10) ist in dem Satze: Persuade tibi igitur . . . vos exspectari, Brutum quidem iam iamque der Ausdruck ‚iam iamque' wiedergegeben durch ‚schon gar lange'. Man erwartete aber, dafs Brutus, der bereits im Besitze Macedoniens und Italien ziemlich nahe war, ‚ehestens' ‚jeden Augenblick' nach Italien kommen werde.

Im LXIV. Briefe (Ad fam. X, 24) ist bezüglich des Satzes: in familiaritate Caesaris vivo illo iam tueri eum diligere fuit mihi necesse von D. der Ablativus absolutus als eine kleine Nachlässigkeit des Stils erklärt. Ich glaube, dafs Plancus diese Ausdrucksweise absichtlich wählte, um die temporale Bedeutung selbständiger hervortreten zu lassen: bei meiner Freundschaft zu Cäsar, solange derselbe lebte. Vgl. Zumpt, Lat. Gramm. § 641.

Zum Schlusse spreche ich die Hoffnung aus, dafs Dettweilers Ausgabe der Ciceronischen Briefe die Lektüre dieser interessanten und wichtigen Literaturdenkmäler fördern werde. Sie sind, wie nicht leicht etwas anderes, geeignet eine der wichtigsten Zeitperioden der Weltgeschichte dem Verständnisse und die Person des hervorragenden Redners und Schriftstellers dem Herzen des Schülers näher zu bringen.

Burghausen. A. Deuerling.

Qu. Horati Flacci opera scholarum in usum ediderunt O. Keller et J. Haeussner. Editio altera emendata. Vindobonae et Pragae. Sumptus fecit T. Tempsky. Lipsiae. Sumptus fecit G. Freytag. MDCCCLXXXXII.

In der Einleitung erklären die Herausgeber, dafs man in der Textgestaltung des Horaz weniger auf die Autorität des Cruquius und der von ihm benützten, aber zu grunde gegangenen Handschriften geben dürfe als auf die noch vorhandenen Codices selbst. Dem Cruquius wird nämlich durch Vergleichung eines noch übrig gebliebenen Codex mit seiner Ausgabe Mangel an Sorgfalt oder auch an Ehrlichkeit nachgewiesen. Nach einer Übersicht der von Horaz gebrauchten Metra folgen einige Bruchstücke aus griechischen Lyrikern, welche Horaz vorgeschwebt haben mögen. Dann folgt der Text und zum Schlusse eine Übersicht der Gedichte nach den Anfangsbuchstaben und ein Verzeichnis der Eigennamen mit Hinweis auf die Stellen, in denen sie bei Horaz vorkommen. Auch ein Plan von Rom ist noch beigegeben.

Was nun die Hauptsache, den Text, anlangt, so ist derselbe sehr gut gestaltet. Wo mehrere Lesarten überliefert sind, ist in der Regel die beste aufgenommen. — III 4, 10 geben die Verfasser limina Pulliae und wollen das letztere Wort wahrscheinlich im Sinne eines Eigennamens der Amme des Horaz gefafst wissen. Schütz spricht zu dieser Stelle die Vermutung aus, dafs das Verderbnis weniger in V. 10 als schon in 9 stecke, wo für Apulo etwas anderes, vielleicht avio oder arduo gestanden haben könne. Diese Ansicht scheint mir die

richtige zu sein. Ist aber einmal das Apulo bei Vulture beseitigt, so ist sehr wahrscheinlich, dafs in Pulliae — diese Schreibweise einmal angenommen — nicht der Name einer Amme, sondern der einer Örtlichkeit zu suchen sei. Obwohl Horaz neben Āpŭlus auch Ăpūlicum in III 24, 4 hat, so ist es doch möglich, dafs er hier, um der gewöhnlichen Prosodie des Wortes keinen Zwang anzuthun, die volkstümliche Form für Apulia, nämlich Pullia wählte, woraus das heutige Puglia entstanden ist. Die Neigung des Italieners, in Eigennamen die Anfangssilben abzuwerfen, woraus Ariminum zu Rimini, Tommaso Aniello zu Masaniello, Nicolaus Laurentius zu Cola Rienzi wurde, oder aus historia storia zu machen, ist jedenfalls uralt. Das lat. lac, lactis kann nur aus Abwurf der ersten Silbe in γάλακτος entstanden sein, welches in seinem Stamme γάλα noch deutlich den Grundbegriff „der Helle" und seine Verwandtschaft mit χολή = Galle, die gegenüber dem schwarzen Blute, (κελαινὸν αἷμα) als hell gilt, aufweist. Vidua ist durch Aphairese aus dividua. d. h. die Getrennte, gebildet, nachdem die Gatten vorher conjuges, d. h. verbunden waren. Diese Eigentümlichkeit findet sich jedoch nicht blofs bei den Italienern, sondern auch bei den Griechen. Schon bei Homer ist besonders ein Beispiel beweiskräftig, da beide Formen noch erhalten sind: παράκοιτις und ἄκοιτις. παράκοιτις heifst wörtlich Beischläferin; in ἄκοιτις ist aber die erste Silbe, wodurch die Bildung des Wortes allein verständlich ist, schon abgeworfen. Ebenso setzt aber auch ἄλοχος eine frühere Form παράλοχος, d. h. Beiliegerin voraus, welche Form jedoch schon fallen gelassen war. Wir haben es hier überhaupt mit einem der merkwürdigsten Gesetze der Sprachentwickelung zu thun, das an kein Volk und keine Zeit gebunden ist. Wenn der Deutsche aus Hispania Spanien, aus Thessalonike Saloniki oder Salonichi, aus Elisabeth Lisbeth macht, und der Bewohner der Umgegend von Innsbruck diese Stadt mit Sprugg bezeichnet, wenn der Spanier aus Caesarea Augusta Saragossa oder Zaragossa bildet, wenn aus Iconium im griechischen oder türkischen Munde Konia oder Konijeh wurde, so obwalten dabei die gleichen Gesetze. In der Bildung von vescovo, Bischof und bishop aus ἐπίσκοπος stimmen Italiener, Deutsche und Engländer überein. Der Zweck dieser Abschweifung ist, zu beweisen, dafs es gleichgiltig sei, ob man annimmt, Horaz habe Apulia oder Pullia geschrieben. Man wird im einen wie im anderen Falle nicht an den Namen einer Amme, sondern an eine Landschaft und zwar an Apulien denken müssen.

In IV 2, 2 ist Julle aufgenommen, wie es jetzt von den meisten Herausgebern gethan wird. Metrisch ist gegen dies Julle nichts einzuwenden, während das früher häufig zu findende Jule in dieser Beziehung zu beanstanden war. Julle scheint eine Etappe in der Entwickelung des Eigennamens Julius zu sein. Als älteste Form ist wohl Iulus, das nach griechischer Art dreisilbig gesprochen wurde, zu betrachten. Allmählich wurde die Liquida verdoppelt und damit das I mehr und mehr in den Konsonanten umgesetzt. Der Lateiner mufs nun eine starke Neigung besessen haben, das zweite l mit einem Anklang von j zu sprechen, ähnlich wie dies etwa in der Aussprache

von Sevilla der Fall ist. So ging mit der Zeit der Laut Juljus und diesem folgend die Schreibweise Julius hervor. Ähnlich verhält es sich mit alius und folium, die offenbar auf griechisch ἄλλος und φύλλον zurückgreifen. Wie nun in unserer Zeit, namentlich in vornehmen Familien, häufig die älteren Formen der Eigennamen beibehalten werden, so konnte recht gut zu der Zeit, wo die meisten Leute Julius sagten, auch noch die archaistische Form Jullus fortbestehen. Weit wahrscheinlicher aber hat Horaz ille und nicht Julle geschrieben. Aufser den Gründen, welche Schütz für ille beibringt und denen zufolge überhaupt nicht ein Jullus Antonius, sondern ein Antonius Rufus gemeint sei, von dem Ov. ex Ponto IV 16, 28 sagt „Pindaricae fidicen tu quoque, Rufe, lyrae“, verdient auch noch Beachtung, dafs die Ode II 13 ganz ähnlich beginnt; nur steht dort in umgekehrter Folge ille in der ersten und quicunque in der zweiten Zeile. So beginnt auch Catull seine Nachbildung der bekannten sapphischen Ode mit den Worten: Ille mi par esse deo videtur — ille, si fas est, superare divos. Man würde somit gut thun, ille in den Text aufzunehmen. — In ep. II 1, 31 kann der Sinn doch wohl nur der sein, den Döderlein entwickelt. „Die Olive hat viel Ähnlichkeit mit der Nufs, sowie die Griechen mit den Römern; und ist nicht doch das Harte bei jener innen, bei dieser umgekehrt aufsen?“ Dieser Sinn läfst sich aber nur herausbringen, wenn man den Satz ebenso wie den folgenden als Fragesatz fafst, wobei nil duri = nonne durum wäre. Man erwartete eigentlich überhaupt eine andere Form, etwa: nil extra est olea — nil extra est in nuce duri? In Prosa: num, quia in olea nil duri extra est, in nuce quoque nil duri extra est? d. h. Da an der Olive nichts Hartes aufsen ist, ist deswegen auch an der Nufs nichts Hartes aufsen? Soll der Satz einfach ein Affirmativsatz sein, so müfste er doch eigentlich umgekehrt lauten: nil extra est olea, nil intra est in nuce duri.

Für die Schule eignet sich die Ausgabe, von ihren inneren Vorzügen abgesehen, auch noch durch die äufsere Ausstattung. Wie alle Bücher dieses Verlages ist auch das besprochene auf gutes Papier in leicht lesbaren Lettern gedruckt und entspricht somit auch hierin den Anforderungen, welche man nach hygienischen Grundsätzen an ein Schulbuch stellen mufs.

Paul Cauer, Wort- und Gedankenspiele in den Oden des Horaz. Kiel und Leipzig. Verlag von Lipsius und Tischer. 1892.

In der Erklärung des Horaz hat sich in der letzten Zeit ein starker Umschwung vollzogen. Während man früher in den meisten Oden erhabenen Ernst sah, mufs sich jetzt sogar das bei feierlichen Gelegenheiten so oft gesungene integer vitae eine Deutung in scherzhaftem Sinne gefallen lassen. Oesterlin hat über Komik und Humor bei Horaz ein ganzes Buch herausgegeben und Paul Cauer ist den Wort- und Gedankenspielen in den Oden des Horaz in einer kleinen Schrift nachgegangen. Dafs solche bei Horaz sich finden, ist gewifs, doch werden die Anschauungen darüber, ob im einzelnen Falle ein

Wort- oder Gedankenspiel vorliegt, häufig auseinandergehen. In den meisten Fällen wird man übrigens mit Cauer übereinstimmen. Eine gröfsere Abhandlung widmet der Verfasser der 8. Ode des IV. Buches. Wenn er dabei aber zu dem Schlusse kommt „So ist denn wirklich unsere Ode von Anfang bis zu Ende echt“, so dürften sich mit diesem Urteil doch sehr wenige einverstanden erklären. p. 10 hätte der Verfasser unter 6 auch den Doppelsinn von otium in II 16 anführen können, welches bald als Ruhe im Sinne von Mufse, bald als Gewissensruhe = animi tranquillitas aufgefafst ist.

Landshut. Proschberger.

Birt (Th.), Eine römische Literaturgeschichte in fünf Stunden gesprochen von —. Marburg in Hessen 1894. 8°. 210 S.

Wie schon der Titel andeutet, ist das Büchlein aus Vorträgen entstanden. Professor Birt hat in Frankfurt a. M. und Marburg an fünf Abenden „vor grofsem Publikum“ den Entwicklungsgang der römischen Literatur dargelegt und „in der Hoffnung, für den wichtigen, aber in der Gegenwart gern geschmähten Gegenstand das Interesse durch lebendigere Anschauung zu erfrischen“, seine Vorträge „ganz unerweitert“ dem Drucke übergeben. Zwar betont er in dem die Stelle des Vorwortes vertretenden Nachworte ausdrücklich, dafs seine Ausführungen nicht „für die näheren Fachgenossen und Mitforscher“ bestimmt seien, allein es versteht sich von selbst, dafs auch diese einem so kundigen und geistvollen Führer gern einmal im Laufschritt und ohne Gepäck durch das ihnen bereits vertraute Gebiet folgen werden.[1]) Gleich der Herondasübersetzung von Crusius (vgl. diese Blätter XXX, 227) ist Birts Literaturgeschichte zur Weihnachtszeit ausgegeben worden. Während aber jene aus triftigen Gründen den „höheren Töchtern“, so „aufgeklärt“ dieselben auch sein mögen, vorenthalten werden mufs, eignet sich diese, die auch den Namen einer Dame auf dem Widmungsblatte trägt, vortrefflich zum Geschenke für gebildete Mädchen und Frauen, die über Sudermann, Hauptmann und Konsorten das Verständnis für die reine Schönheit der antiken Literatur nicht eingebüfst haben.

Aly (Friedrich), Geschichte der römischen Literatur. Berlin 1894. R. Gaertner. XI 355 S.

Der Verfasser wendet sich mit seiner Geschichte der römischen Literatur an den nämlichen Leserkreis, den er bei der Abfassung seiner Biographieen des Cicero und des Horatius im Auge gehabt hat, d. h. an die Freunde des klassischen Altertums, in erster Linie die Primaner der deutschen Gymnasien. Was die letztere Menschenklasse betrifft, so dürfte in unserem engeren und weiteren Vaterlande ein

[1]) Die Behauptung, dafs das Christentum hauptsächlich „dadurch, dafs es eine Literatur hatte“, siegte (S. 190), ist etwas kühn.

Primaner, der ein Buch von 355 Seiten über römische Literaturgeschichte studiert, ‚corvo rarior albo‘ sein, den Freunden des klassischen Altertums aber (oder denen, die es werden wollen), gebe ich doch lieber Ribbecks Geschichte der römischen Dichtung und die knappe, geistvolle Skizze von Birt (vgl. oben) in die Hand, als die im allgemeinen korrekte, aber reizlose Darstellung Alys. Zur Beanstandung von Einzelheiten gibt der von mir genauer durchgesehene 3. Abschnitt „Die nachklassische Zeit“ wiederholt Anlafs. Ich will aber von der Aufstellung eines Sündenregisters, zu welchem auch die von Herrn Dr. Bruno Kaiser aus Magdeburg besorgten Übersetzungsproben Beiträge liefern, absehen und mich begnügen auf eine einzige Stelle den Finger zu legen. S. 351 heifst es von Augustinus: „Bei ihm setzte Luther ein, als er das echte Christentum Christi wieder ans Licht brachte.“ Sind wir glücklich so weit gekommen, dafs auch in einer Geschichte der römischen Literatur sich das konfessionelle Element geltend macht?

Büttner (Richard), Porcius Licinus und der literarische Kreis des Q. Lutatius Catulus. Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik der römischen Literatur. Leipzig 1893. B. G. Teubner. 2 Bl., 206 Seiten.

Das Bestreben des Verfassers ist in erster Linie darauf gerichtet, der kargen Überlieferung neue Aufschlüsse über den Dichter und Literarhistoriker Porcius Licinus abzugewinnen. Den Mittelpunkt der scharfsinnigen Untersuchungen bildet der „Porcius Licinus Client des Q. Lutatius Catulus“ betitelte achte Abschnitt (S. 80—95), in welchem eine neue Interpretation einer wohlbekannten Cicerostelle vorgelegt wird. Da mit der Richtigkeit dieser Interpretation weittragende Konsequenzen verknüpft sind, ja sogar — streng genommen — die Berechtigung des vom Verfasser gewählten Obertitels (vgl. S. 205) steht und fällt, so ist die vollständige Mitteilung des ciceronischen Wortlautes nicht zu umgehen. ‚Quid, — so spricht Crassus de orat. III 225 — ad aures nostras et actionis suavitatem, quid est vicissitudine et varietate et commutatione aptius? Itaque idem Gracchus, quod potes audire, Catule, ex Licinio cliente tuo, litterato homine, quem servum sibi ille habuit ad manum, cum eburneola solitus est habere fistula, qui staret occulte post ipsum, cum contionaretur, peritum hominem, qui inflaret celeriter eum sonum, quo illum aut remissum excitaret aut a contentione revocaret’. Während Plutarch (Tib. Gracch. 2) und die sämtlichen Ciceroerklärer den Relativsatz ‚quem servum sibi ille habuit ad manum’ auf den vorhergenannten Licinius beziehen, hält Büttner diese Konstruktion für sprachlich unstatthaft, weil dieser Relativsatz mit dem nachfolgenden Hauptsatze koincident sei. „Wäre jener Relativsatz nur eine Erklärung und nähere Bestimmung zu Licin[i]us, so hätte Cicero seiner Gewohnheit gemäfs in demselben das Imperfektum gesetzt“ (S. 90). Büttner fafst also die Worte ‚quod potes — literato homine’ als

Parenthese, und indem er zugleich nach mehreren Handschriften ‚Licino' statt des in unseren Texten stehenden ‚Licinio' schreibt, gelangt er zu dem neuen Resultate, dafs Porcius Licinus Client des Q. Lutatius Catulus gewesen sei. Hiegegen ist zunächst zu bemerken, dafs jeder, der die Stelle unbefangen liest, auf die bisherige Interpretation, als die dem Sprachgefühle einzig zusagende, verfallen mufs. Es heifst ferner die sprachliche Freiheit eines Schriftstellers eigenmächtig beschränken, wenn man behauptet, Cicero hätte, wenn er den Relativsatz von Licinius (Licinus) prädiziert wissen wollte, ‚habebat', nicht ‚habuit' schreiben müssen. Bedarf das Perfekt überhaupt einer besonderen Motivierung, so genügt es, dasselbe als Ausdruck der regelmäfsigen, continuierlichen Wiederholung in der Vergangenheit (Gracchus hatte den Licin[i]us als ständigen Sekretär) zu erklären. Vgl. J. Drescher, Solebat oder Solitus est? Ein Beitrag zur lateinischen Tempuslehre. Programm des Gymn. zu Amberg f. 1892/93 S. 24. Was endlich den Eigennamen betrifft, so ist die Lesart ‚Licinio' durch Plutarch a. a. O., der sie bereits in seiner Cicerohandschrift las, geschützt, und der mit der handschriftlichen Überlieferung wohlvertraute neueste Herausgeber der Bücher de oratore hat sich gehütet, dieselbe zu Gunsten der von Büttner befürworteten zu verdrängen.[1]) In gleichem, wenn nicht in höherem Grade fordern des Verfassers Ausführungen im siebenten Abschnitte „Porcius Licinus bei Horaz" (S. 70—79) zum Widerspruche auf. Nur das Bestreben, möglichst zahlreiche Spuren der ihm liebgewordenen Persönlichkeit zu entdecken, und die durch dieses Bestreben herbeigeführte Trübung des unbefangenen Blickes machen es erklärlich, dafs er in dem von Horatius a. p. 301 erwähnten Barbier Licinus den Kritiker Porcius Licinus erkennen konnte! Den Zusammenhang bei Horatius als bekannt voraussetzend begnüge ich mich darauf hinzuweisen, dafs der Dichter einen wirklichen tonsor nennen mufste, wenn er nicht die komische Wirkung der ganzen Stelle schwer schädigen wollte. Wir kennen den tonsor Licinus freilich nicht, aber die zeitgenössischen römischen Leser kannten ihn und lachten, dafs der Figaro in einem die Grundfragen der Poetik behandelnden Werke verewigt werde.

Gegen die übrigen Abschnitte[2]) des Büttner'schen Buches haben

[1]) Bei Annahme der Büttner'schen Konstruktion würde auch das Pronomen ‚ille' überaus störend wirken.

[2]) I. Einleitung. II. Das Bruchstück des P. L. in der vita Terenti des Sueton (zu v. 2 ‚avidis auribus' vgl. Skutsch, Forschungen (diese Bl. XXIX 135) I 44 Anm. 2 Plin. ep. IV 19, 3. Hil. mart. Maccab. 351 bei Peiper, Cypr. Gall. p. 253). III. Volcatius Sedigitus (wird um 130 angesetzt). IV. Zur Kritik der vita Terenti des Sueton überhaupt. V. Die übrigen Bruchstücke literarhistorischen Inhalts des P. L. VI. P. L. in den Schriften Ciceros und Varros. IX. Die Epigramme des P. L., Valerius Aedituus und Q. Lutatius Catulus. X. Die Epigrammendichter bei Apuleius und Gellius. XI. Valerius Aedituus und Valerius Soranus. XII. Ciceros Charakteristik des Q. Lutatius Catulus. XIII. Catulus und der Scipionische Kreis. XIV. Die Skepsis des Catulus und Philon von Larissa. XV. C. als Redner, seine Bedeutung für die Aussprache des Lateinischen (es „kann kein Zweifel sein, dafs C. eine Art Bahnbrecher der modernen Aussprache gewesen ist" S. 163). XVI. Die Memoiren des C. und der Epiker A. Furius. XVII. Die ‚communes historiae' („gemeinsame

wir keine prinzipiellen Einwendungen vorzubringen und erkennen gerne an, dafs dieselben in ihrer Gesamtheit ein treffenderes und vollständigeres Bild von der literarischen Bedeutung des Porcius Licinus, den man, auch wenn man von der besprochenen Cicerostelle absieht, wohl als Zeitgenossen des Catulus (vgl. S. 97) betrachten darf, und des die hellenisierenden Bestrebungen der Scipionen aufnehmenden und weiterführenden Kreises des Cimbernbesiegers ergeben, als es in den bisherigen Darstellungen der römischen Literaturgeschichte zu finden war. Im einzelnen sei noch Folgendes notiert: S. 8 Anm. 9 wird „Roths Ausgabe des Sueton von 1886“ getadelt. Dieselbe ist nur ein Abdruck der 1858 erschienenen. Zu S. 26 Anm. 1 vgl. aufser Klotz auch Skutsch, Forschungen I 148 Anm. 1. S. 28 Z. 5 v. u. ist in dem Citate aus Cicero de nat. deorum die Buchzahl (I) ausgefallen. S. 33 Z. 6 v. u. lies F. G. (nicht Th.) Welcker. S. 35 hat Büttner in dem Verse des Volcatius Sedigitus bei Suet. vit. Ter. p. 32, 12 wohl mit Recht die Lesart ‚visus nusquam' (für ‚numquam') bevorzugt; vgl. die stehende Wendung ‚nusquam comparuit'. S. 45 lies Cicero ‚de am'. 89 (nicht ‚de senect.'), S. 74 ‚Quintil. X. 1, 112' (nicht X 112), S. 74 Anm. 1 Sen. Apocol. 6 in Büchelers Petronius p. 230[3] (nicht ‚Petron. ed. Bücheler p. 230'), S. 89 ‚Cic. de or. III 225' (nicht 226), S. 104 „Wilamowitz-Möllendorff“ (nicht ‚Möllendorf'). Goldbacher kann nicht 1873 gegen die 1879 erschienene Schrift von Becker geschrieben haben, wie S. 113 Anm. 2 angegeben wird. S. 115 Z. 2 v. o. lies ‚Antonius Julianus' (nicht ‚Julius Romanus'), ebenda Z. 6 ‚Piechotta' (nicht ‚Picrotta'), S. 120 Z. 3 v. o. „Hertz“ (nicht „Keil“), ebenda Z. 3 v. u. „R. Schöll“ (nicht „F. Schöll“), S. 140 ‚Horat. ad Pis. 310' (nicht p. 310).

Reitzenstein (R.), Drei Vermutungen zur Geschichte der römischen Literatur. Marburg 1893 Elwert. 8° 1 Bl. 56 S. (Aus: Festschrift Theodor Mommsen zum fünfzigjährigen Doctorjubiläum überreicht von Paul Jörs, Eduard Schwartz, Richard Reizenstein).

„Vermutungen“, welche einem Meister der historisch-philologischen Forschung unterbreitet werden, müssen mehr als Vermutungen sein, und in der That besitzt, was Reitzenstein über „die Abfassungszeit des ersten Buches Ciceros ‚de legibus', über „einen literarischen Angriff auf Octavian“ und über „Lukrez und Cicero“ zu sagen weifs, die gröfste Wahrscheinlichkeit. 1. Das erste Buch ‚de legibus' „kann nicht vor dem Frühjahr 45, als Cicero den Plan zur philosophischen Schriftstellerei fafste, geschrieben sein“ (S. 27). „Unmittelbar vor oder [gleichzeitig] mit den Hauptreden gegen Antonius fügte er zu dem alten Manuskript [der unvollendet gebliebenen, unmittelbar nach, oder besser mit den Büchern ‚de republica' (S. 1) geschriebenen

Forschungen“ [?] S. 192) des Lutatius und Lutatius Daphnis. XVIII. Die Improvisatoren Antipater von Sidon und Archias. XIX. Der aristokratische Freundeskreis des C. XX. Schlufswort.

Bücher] eine neue Einleitung und ein paar Einlagen [II 43 gegen Antonius] und gab so [selbst] das Werk zu politischen Zwecken heraus" (S. 31). — 2. In den von einem unbekannten Dichter zwischen 39 und 34 verfafsten ‚Dirae' wird unter Lykurgs Namen Octavianus wegen der Ackerverteilung an die Veteranen auf das heftigste angegriffen. — 3. Das bekannte Urteil Ciceros über Lukrez ‚Lucretii poemata, ut scribis (Quintus Cicero), ita sunt, multis ingenii luminibus, multae tamen artis' bedarf nicht der Emendation, sondern der Interpretation. „Den ‚lumina ingenii', den glänzenden, poetischen Einlagen, stehen die vielen rein technischen Partieen entgegen, welche nur der ars, dem System, dem Lehrbuch, angehören" (S. 55). Die Verse Lucr. I 50—61 und 136—145 stammen aus dem ersten Entwurfe eines nur an Memmius gerichteten Proömiums und verdanken ihre heutige Stelle der redaktionellen Thätigkeit Ciceros.

München. Carl Weyman.

Franz Strauch, Der lateinische Stil. Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für obere Gymn.-Klassen mit besonderer Rücksicht auf die Prosalektüre der Schüler und mit Hinweisungen auf die Grammatiken von Goldbacher, Koziol, Scheindler, Schmidt, Schultz. II. Abteilung: Aufgaben für die VI. Klasse. Mit Erlafs des hohen k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 26. April 1893, Z. 8361, zum Lehrgebrauch an Gymnasien mit deutscher Unterrichtssprache allgemein zugelassen. Preis in Leinw. geb. 90 kr. Wien 1893. Alfred Hölder. S. 44 + 89.

Dem I. Teile (für die V. Klasse) — siehe S. 126 f. im Jhrg. 1894 dieser Blätter — ist rasch der zweite gefolgt. Diesem Bändchen ist uneingeschränktes Lob zu spenden. Die Instruktionen für die österreichischen Gymnasien fordern, dafs das Wort- und Gedankenmaterial sich an die Schullektüre anschliefse. Demnach sind Sall. Cat. und Jug., sowie Liv. XXI, zu grunde gelegt. Nur einige Stücke, besonders am Schlusse, lehnen sich, wenigstens inhaltlich, nicht an Autoren an, so 33, dann 34 (über Vergil), 35—36 (über Herodot). Trotz der aufserordentlichen durch die Vorschrift gebotenen Einschränkung ist der Inhalt durchwegs in interessanter Weise verarbeitet, sowie auch die Darstellung von musterhafter Sorgfalt zeugt: der Stil ist glatt und edel, und nicht blofs das, er ist auch angemessen. Diese stilistische Vorzüglichkeit verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als der Verf. nebenbei in seinen Stücken die Syntax (excl. Kasuslehre) in systematischer Weise wiederholt.

Wie im 1. Teile ist das Anmerkungsmaterial nebst dem Wörterverzeichnis vom Texte geschieden und liegt getrennt bei. Dazu kommt hier ein zusammenfassender Anhang über Wort- und Satzstellung. All das ist, wie die nähere Prüfung ergab, mit grofser Sorgfalt bearbeitet. Mit Recht wird von dem Schüler viel eigenes Zuthun verlangt, es genügt nicht, dafs er die Wörter und Phrasen zusammen-

sucht und darnach seine Sätze zusammenkleistert, sondern überall ist Grammatisches, Stilistisches, Synonymes so im Zusammenhang behandelt, dafs an den Schüler die unabweisliche Forderung herantritt, zu studieren und vielfach zu wiederholen. So kann es nicht ausbleiben, dafs dieses Buch seinen Zweck in vollem Mafse erfüllt d. h. dem Schüler eine sehr bedeutende Förderung gewährt. Die Ausstattung des Buches ist splendid.

München. Dr. Gebhard.

J. Stiglmayr, Eine Regensburger Handschrift des sogenannten Homerus Latinus. Prag. 1894. H. Dominikus Verlag. 56 S. gr. 8°.

So lautet der Titel eines von der Verlagshandlung tadellos ausgestatteten Schriftchens, in welchem Professor Stiglmayr in Feldkirch uns eine sorgfältige, eingehende Beschreibung bietet von einem bisher unbekannt gebliebenen Pergamentcodex, welcher jene Epitome Homers enthält, freilich nicht vollständig, sondern leider nur etwa ein Drittel des Ganzen, nämlich 331 Verse. Die angedeutete Handschrift, gegenwärtig im Besitze der Proskeschen Musikbibliothek in Regensburg, befand sich früher in dem Frauenkloster Obermünster dortselbst und stammt ursprünglich wohl aus St. Emmeram. Weil R schon von Plessis als Sigle für den Burmannianus verwendet wurde, so schlägt Stiglmayr für den neuentdeckten Codex mit Rücksicht auf den nunmehrigen Besitzer P vor. Nachdem der genannte Verfasser zunächst auf Grund einer einläfslichen Würdigung des Schriftcharakters von P seiner Überzeugung Ausdruck gegeben, dafs unser Ratisbonensis etwa in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts geschrieben worden sei, kommt er infolge einer mit grofsem Aufwand von Scharfsinn und Erudition durchgeführten textkritischen Vergleichung der bisher bekannten Handschriften mit dem neuen Exemplare zu dem Schlusse: „1. dafs P von keinem der übrigen Codices direkt abstammt, sondern eine separate Vorlage haben mufste; 2. dafs mit P. unter allen Handschriften am meisten E (Erfurtanus), dann L (Leidensis), weiterhin F (Florentinus) übereinstimmt, MN (Monacensis 19463 und 14962) dagegen schon in einem früheren Grade der Descendenz vom Archetyp einen anderen Weg als P genommen haben; 3. dafs die „„engere Verwandtschaft zwischen W und EFLVB““ (siehe die kritische Ausgabe des Homerus Latinus von Baehrens) auch auf P auszudehnen ist“. Es folgt dann eine gründliche Prüfung und Vergleichung der Varianten von P mit den anderen Handschriften des Homerus Latinus, sowie ein Anhang, welcher verschiedene Vermutungen über den Zusammenhang des ebengenannten Titels mit dem Namen „Pindarus Thebanus“ und aufserdem noch interessante Bemerkungen über die Benützung jenes lateinischen Homerauszuges von Dichtern und Schulmännern des Mittelalters enthält. Den Abschlufs bildet ein wohlgelungenes Facsimile von 26 Versen des aufgefundenen und besprochenen Codex P.

Aschaffenburg. Dr. J. Straub.



Siegfried Reiter, Drei- und vierzeitige Längen bei Euripides. Sitzungsberichte der Kais. Akad. der Wissenschaften in Wien. Philos.-hist. Kl. Band 129 (1893). S. 80.

Wie der Verf. meint, hat seine frühere Abhandlung (Dissert. philol. Vindob. I S. 127—235) den überlieferten Aeschylus- und Sophocles-Text an zahlreichen Stellen gerettet und hiermit über Mühe und Scharfsinn so vieler, auch berufener Kritiker das Urteil gesprochen. Natürlich war es lockend, die gleiche Palme für Euripides zu gewinnen. Die Fälle freier Responsion in euripideischen Chorliedern werden in der Weise vorgeführt, dafs zunächst von der veränderlichen Stelle der Synkope, dann von dem Wechsel zwischen synkopiertem und nicht synkopiertem Takt die Rede ist. Gleichwertig sind für den Verf., wie man weifs, eine *μακρὰ τρίσημος* und ein voller Takt (⊔ = — ◡), eine *τετράσημος* und ein spondeus, so dafs der scheinbare Anapäst einem Jonicus a minore (◡ ◡ ⊔ = ◡ ◡ — —) antistrophisch entsprechen kann, der Dochmius auch in viersilbiger Form (◡ ⊔ ◡ —) vorkommt; ein weiterer Schritt ist, dafs der Verf. die Responsion von akatalektischen und katalektischen Versen zuläfst. Es verdient entschiedenste Anerkennung, dafs R. seine Sammlung aus Aeschylus und Sophocles nun durch Zugabe der Euripidesstellen erweitert hat, und haben die exegetischen, kritischen, sprachlichen Erörterungen nur geringen Wert, so ist unzweifelhaft in den metrischen Darlegungen — diese beruhen ja auf recht gründlichen Studien — manchfache Aufklärung und Anregung geboten. Doch bekenne ich nach wie vor, dafs mir die freie Responsion in dem von Reiter gemeinten Umfang als das eine, der Glaube an eine fast makellose, erst durch die Kritik entstellte Überlieferung als das zweite Phantom erscheint. Dafs als Belege Stellen angeführt sind, die durch Zufügung oder Tilgung eines beweglichen Buchstaben, durch geringfügige Änderung die regelrechte Form für die freie Responsion erhalten, ist der Vollständigkeit wegen in Ordnung: die Stellen beweisen nichts, aber sie schaden auch nicht. Was den zum teil scharfsinnigen metrischen Analysen in Wahrheit schadet, ist die erkünstelte Identität solcher Verse oder Versglieder, die nach gewöhnlicher Auffassung nichts weniger als identisch sind. Wer mag, glaube z. B. dem Verf., dafs *πλαγκτὰ δ' ὡσεί τις νεφέλα* und — *σιν οὔτ' ἐν ζωοῖσιν ἀριθμουμένη* metrisch gleichwertig sind, nämlich

⊔́ ⊔ ⊔́ ⊔ —́ ◡ ◡ — ∧ ⊥ ◡ ⊔́ — — ⊔́ ◡ ◡ ◡ —́ ◡ — ∧.

(Dafs *ἄπεπλος φαρέων* S. 73 mit dem Schema ◡ ◡ ◡ — ◡ — bezeichnet, dorisches *πρώτα* S. 8 mit kurzem *α* gemessen wird, beruht natürlich auf Versehen). Weniger beeinträchtigen die Glaubwürdigkeit von Reiters Theorien seine gewagten Interpretationen (so soll beispielsweise Alc. 223 *καὶ πάρος γὰρ τοῦδ' ἐφεῦρες* völlig tadellos sein), obwohl auch bei metrischen Studien, ja gerade bei ihnen, die Zahl erst durch den Sinn der Worte Bedeutung erhält[1]). Wem der über-

[1]) Alc. 223 sq. möchte ich *καὶ πάρος γὰρ* | *φῶς* (oder *ῥῦμ'*) *εὗρες, εὖ νῦν* | *λυτήριος ἐκ θανάτου γενοῦ* lesen; an der oben citierten Stelle Hik. 967: *γηράσκω*



lieferte Euripidestext nicht sehr verschieden erscheint von einem Autographon des Dichters und wer bei Beurteilung philologischer Akribie den Glauben an die Überlieferung zum Mafsstab nimmt, von dem hat der Verf. keinen Tadel zu besorgen; unerläfslich aber zur Lösung der schwierigen Frage ist eines, was noch nicht, wenigstens nicht genügend geschehen ist. Reiter gibt, ob man nun in diesen Stellen Textverderbnis finden mag oder nicht, jedenfalls nur die Formen der unregelmäfsigen Synkope und Katalexe: es müfsten m. E. vor allem die Fälle der regelmäfsigen, d. h. der in genauer Responsion erscheinenden Synkope und Katalexe systematisch gesammelt und geordnet werden: so erst wird man das Wesen, die Grenzen und Bedingungen mehrzeitiger Längen erkennen, zugleich mit festen Gesetzen über die Synkope ein sicheres Fundament erlangen zur Beurteilung abnormer Erscheinungen auf metrischem Gebiet, zur Entscheidung über Recht und Unrecht der konservativen Kritik.

Heidelberg. H. Stadtmüller.

Xenophons Anabasis für den Schulgebrauch herausgegeben von Andreas Weidner. 2. Auflage 1894 bei Tempsky in Prag u. Wien, u. G. Freytag in Leipzig, 1,50 M.

Vorausgeschickt sind XX S. Vorwort und Einleitung. Ersteres führt vor allem die benützten Ausgaben (auch die dieser Ehre nicht gewürdigten) und die sonstigen Hilfsmittel an. Ebenda wird auch die Forderung ausgesprochen, aber nicht weiter begründet, dafs in der Schule die Lektüre der Anabasis niemals mit dem ersten, sondern immer sofort mit dem zweiten Buch begonnen werden sollte. Die Einleitung enthält eine längere Untersuchung über die Lebenszeit Xenophons, in welcher W. (gegen Krüger) beweist, X. könne damals nicht 40—44 Jahre, sondern nicht einmal volle 30 Jahre alt gewesen sein nach III 2, 37 und VI 4, 25. Daran schliefsen sich Angaben über die Lebensschicksale und Schriften Xenophons mit einer kurzen Charakteristik seiner Sprache. Die zweite Hälfte der Einleitung wird ausgefüllt durch die Chronologie des Vor- und Rückmarsches der Zehntausend nach Koch und mit einer Inhaltsübersicht der Anabasis nach Büchern und Kapiteln. — Den Text bringt die Ausgabe vollständig auf 266 S., einen Kommentar enthält sie nicht. Über die Textkonstitution fehlen ausführlichere Angaben, nur aus dem Vorworte ersehen wir, dafs die neueren Ergebnisse verwertet sind. Aus dem Texte ausgeschieden und unter denselben in kleineren Typen sind die Anfänge mehrerer Bücher, so von II, III, IV, ferner II 2, 6, II 6, 28, V 5, 4, VI 2, 12, VII 2, 4 und VII 8, 25. — Die letzten 54 Seiten bringen noch ein Verzeichnis der Eigennamen, einen Anhang über das Heerwesen mit einigen Abbildungen und Zeichnungen zu Aufstellung, Marschordnung u. dergl. Hier wird eine Erklärung

---

δυστανοτάτως, ¦ ὅτ᾿ οὔτ᾿ ἐν φθιμένοις | οὔτ᾿ ἐν ζωῶν εἰμ᾿ ἀριθμῷ in Responsion mit προσφθέγξαιτ᾿ ἂν τὰς ἀτέκνους· δυσαίων δ᾿ ὁ βίος | πλαγκτὰ δ᾿ ὡσεί τις νεφέλα.

von ἴλη (κατ' ἴλας) vermifst. Den Schlufs bilden metrologische Tabellen, (Längen- und Hohlmafse, attisches Silbergeld und persische Geldsorten). Beigegeben ist auch ein Kärtchen zur Anabasis. Druck und sonstige Ausstattung sind gut.

Xenophons Anabasis für den Schulgebrauch herausgegeben von Hans Windel. Bielefeld u. Leipzig 1894, Velhagen u. Klasing.

Genannte Ausgabe gehört zu der Sammlung lateinischer und griechischer Schulausgaben von H. J. Müller und O. Jäger; Text mit 279 S. und Kommentar mit 161 S. sind getrennt. Wir haben eine Auswahl vor uns und bezüglich solcher überhaupt und für Xenophon insbesondere steht Ref. auf Seite der Gegner derselben: mag die Ausscheidung im allgemeinen auch das Richtige treffen, so läfst sich eben hierin der Lehrer nicht gerne zwingende Vorschriften machen. Der Ausfall wird bei W. ergänzt durch gute Inhaltsangaben und so der Zusammenhang hergestellt; wenn aber auch zu den aufgenommenen Kapiteln und noch kleineren Abschnitten Inhaltsangaben, für letztere am Rande, geboten werden, so wird diese jetzt allerdings sehr beliebt gewordene Einrichtung kaum allgemeinen Beifall finden, da hiedurch dem Unterrichte, besonders der Verwertung für den deutschen Aufsatz, ein wesentliches Stück weggekapert wird. — Für den Kommentar ist der Grundsatz ausgesprochen, dafs er „die Mitte halten soll zwischen den vielfach zu ausführlichen Bearbeitungen mit ihren grammatischen Anhängen und den Präparationen, welche es dem Schüler zu leicht machen“. Soweit sich Ref. durch den Gebrauch beim Unterrichte überzeugen konnte, verraten die Erläuterungen grofse Sachkenntnis, hie und da wird man eine andere Erklärung vorziehen, manches entbehrlich finden, einiges wieder vermissen. Der Kommentar ist im ganzen ähnlich gehalten wie in der trefflichen Ausgabe von G. Sorof, nur dafs letzterer einen eigenen Anhang für die Syntax bietet, auf den dann verwiesen wird. — Für die Gestaltung des Textes hat der Herausgeber „im Anschlufs an C eine überall auf Gründen beruhende Eklektik eintreten lassen“. Bei sonst konservativem Standpunkte sind von neueren Kritikern besonders Hartmann und Gemoll berücksichtigt, auch an eigenen Vermutungen gegen ein Dutzend aufgenommen, für welch letztere der Herausgeber Rechenschaft an anderer Stelle in Aussicht stellt. Die Auslassungen im Texte hatten eine teilweise Änderung der gewöhnlichen Paragraphenordnung zur Folge, was vielleicht etwas stören kann. Als Einleitung ist eine kurze Skizze über das Leben und die Schriften Xenophons vorausgeschickt; ein Kärtchen ist dem Texte beigegeben. Von den oben erhobenen Bedenken abgesehen pflichtet Ref. den lobenden Empfehlungen, soweit ihm solche bis jetzt bekannt geworden, gerne bei, auch in Hinsicht auf die hübsche Ausstattung des Buches.

München. J. Wismeyer.



Antonius Baumstark, Lucubrationes Syro-Graecae. Commentatio ex supplemento uno et vicesimo annalium philologicorum seorsum expressa. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCXCIV. p. 357—524.

Die vorliegende Arbeit, welche als Leipziger Inauguraldissertation diente, hat den Zweck, die von Land, G. Hoffmann, Ryssel, Rothstein begonnenen Untersuchungen über die syrisch erhaltenen Stücke des Isocrates, Menander, Plutarch, Galen, Themistius zu einem gewissen Abschlufs zu bringen. Noch immer werden von dem grofsen Publikum der Gebildeten die Araber dafür belobt, dafs sie griechische Bildung aufgenommen und dem Abendland übermittelt hätten; die Syrer, die ehrlichen Makler bei dieser Arbeit, werden ganz vergessen. Der Verf. der hier anzuzeigenden Untersuchungen hat gewifs recht, wenn er sagt, dafs sich eine definitive Geschichte der Philologie nicht schreiben lasse, ehe man die griechischen Studien der Syrer, die er mit Recht voranstellt, der Araber, Hebräer und Perser genauer erforscht habe. In einem ersten Kapitel von 70 Seiten handelt er von dem verdientesten Mann auf diesem Gebiet, de Sergio Resaïnensi librorum Graecorum interprete Syro. Sein Todesjahr wird auf 536 bestimmt, seiner Feder die Übersetzung von Aristoteles (de mundo), Galen, Geoponica, Isokrates, Lucian, Plutarch, Themistius zugeschrieben. Seinen Geoponica habe er die 12 Bücher der Eclogae rusticae des Vindanius Anatolius von Beirut zu grunde gelegt, sie durch Stücke aus den Hippiatrica des Anatolius — der seinerseits wieder auf Apsyrtus und den cesti des Sextus Julius Afrikanus ruhe — durch paradoxa de cultura pomorum, de melle et pice ergänzend (Buch 13 und 14 des syrischen Textes). Durch genaue Vergleichung soll seine Übersetzungsmethode festgestellt und konstatiert werden, dafs seine Arbeiten von Späteren retraktiert worden seien, am wenigsten Isocrates (ad Demonicum), am meisten Plutarch, so dafs letzterer für die Kritik des griechischen Textes am wenigsten Wert habe. Eine Nachprüfung im einzelnen konnte Rez. nicht anstellen; aus einer Hds. vom Sinai hat er in diesem Jahr einen weiteren Traktat des Plutarch (de capienda ex inimicis utilitate) syrisch herausgegeben (Studia Sinaitica No. IV. London, Clay & sons 1894), den Baumstark noch nicht vergleichen konnte. Die Behandlung des Textes ist bei diesem ganz dieselbe wie bei *περι αοργησιας* und de exercitatione; es wird sich doch fragen, ob diese Stücke auf Sergius zurückzuführen sind. Aber wichtiger als diese Frage ist für den klassischen Philologen die andere, was er aus diesen syrischen Übersetzungen, die uns zum Teil in Handschriften des 7. und 8. Jahrhunderts vorliegen, für seine griechischen Texte lernen könne. Das beantwortet Kapitel zwei unter der Überschrift: spices criticae[1]). Zuerst besonders eingehend für Isokrates ad Demonicum (p. 438—453). Der syrische Text gehe auf eine vom Urbinas und der Vulgata verschiedene Re-

[1]) Spicilegium kennt Ref. wohl, ebenso spicus, spica, spicum; was soll aber spices? Selbst Ducange kennt kein spix, spicis.

zension zurück, lasse den Wert des ersteren geringer erscheinen als man annehme, wo die Handschriften der Vulgata einig seien, und verstärke das Gewicht des Korrektors von *E*, vor allem aber das von *A*. Bei Lucian (*περι του μη ραδιως πιστευειν διαβολη* S. 453—464) kann die Handschriftenfrage nicht entschieden werden; dankenswert genug ist schon die Zusammenstellung aller Abweichungen von Bekkers Text, durch welche unter anderem auch Konjekturen von Bekker, Cobet, Madwig und andern ihre Bestätigung finden und Interpolationen des griechischen Textes aufgezeigt werden. In *περι φιλιας* des Themistius (S. 464—468) hilft der Syrer, abgesehen davon, dafs er 12 Konjekturen von Dindorf, Jakobs, Harduin, Petau u. s. w. bestätigt, zwei andere widerlegt, insbesondere zur Ausfüllung von Lücken. Selbst für Plutarchs de ira (S. 469 f.) hat der Syrer einigen Wert; noch mehr für Galen (ars med. p. 369—387 ed. Kühn), de aliment fac. p. 643—646; de simpl. med. temp.).

Das dritte und letzte Kapitel hat die Überschrift de fragmentis Menandri Syriacis (S. 473—490) und kommt zu dem Ergebnis, dafs schon um die Mitte des vierten Jahrhunderts zwei syrische Florilegien vorlagen, dafs in denselben aliqua nova fragmenta fabularum Menandrearum sich bergen; ob sie so wie sie sind, auf griechische Sammlungen zurückgehen an e fabulis novae Comoediae totis Syriace versis excerpta seien, läfst der Verf. unentschieden; er selbst neigt sich der letzteren Ansicht zu. Das ist nicht gerade wahrscheinlich, aber auch nicht unmöglich. Gab es doch auch von den zwei Büchern des Dichters Homer über den Fall der Stadt „Ilion" eine syrische Übersetzung, von der uns *A* 225, ***B*** 204, ***Z*** 325, *Π* 745; *σ* 26 noch erhalten sind. Von dem Fleifs, der auf die Arbeit verwendet wurde, zeugt schon ihr Umfang und die Zahl der 887 Anmerkungen, nur die Korrektur ist stellenweise z. B. S. 362 ff. ungenügend. Je seltener das Gebiet angebaut wird, um so mehr sind wir dem Verf. verpflichtet, der dank seiner Schulung wie die griechischen und syrischen, so auch die arabischen Quellen beherrscht.

Ulm a. D. E. Nestle.

Dr. Adolf Kaegi, Griechisches Übungsbuch. Erster Teil. Zweite, verbesserte Auflage. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1894. Mk. 1.80.

Die zweite Auflage von Kaegis Übungsbuch zeigt, was Anordnung und Umfang des Lernstoffes betrifft, keine wesentlichen Änderungen gegen die erste. Nur die zur Einübung des Perfektums und des Plusquamperfektums bestimmten Stücke 46, 47 und 76 haben auf den Angriff von Koch hin — Neue Jahrbücher für Philol. u. Pädag. Band 146, S. 429 u. 430 — eine durchgreifende Veränderung erfahren, indem jetzt Kaegi auf eine richtige Erklärung des Perfektums gleich im Elementarunterricht hinzuwirken sucht. Es ist dieses Bestreben unbedingt zu loben, nur hätte Kaegi konsequenterweise auch die Lesestücke 15 und 24 entweder einziehen oder mit abgeänderten Verbalformen erst später

setzen sollen. Denn historische Erzählungen, die sich blofs im Präsens und Imperfektum bewegen, dürften ebensowenig gut griechisch sein. Man vergleiche nur mit Stück 24 Arrians Erzählung VI. 26. Besser als solche zusammenhängende, im Imperfektum gehaltene Lesestücke sind in meinen Augen formenreiche, nicht zu inhaltsleere Einzelsätze, an denen ja vorliegendes Übungsbuch äufserst reichhaltig ist. Für überflüssig halte ich hingegen in einem Übungsbuche einzelne Wortformen, da solche der Lehrer reichlicher und für den Unterricht förderlicher teils mündlich, teils an der Tafel mit den Schülern üben kann. Es finden sich Wortformen in den Stücken 1, 4, 23, 26, 27, 45, 46.

Das Papier ist wie bei der ersten Auflage sehr gut, der Druck sauber und korrekt. Bezüglich der Interpunktion ist bei den Befehlsätzen eine Ungleichheit insoferne zu konstatieren, als bald das Ausrufzeichen gesetzt ist, bald nicht. Vergl. 1 B 5, 3 B 2, 9 B 5 u. s. f. und 9 B 11, 42 B 1—3—13, 72 B 4 u. s. f.

München. Stapfer.

Auteurs français. Sammlung der besten Werke der französischen Unterhaltungsliteratur mit deutschen Anmerkungen herausgegeben von Dr. Richard Mollweide, Oberlehrer am Lyceum zu Strafsburg i. E. V. Bändchen. P. Corneille, Le Cid. Strafsburg i. Els. Strafsburger Druckerei und Verlagsanstalt vormals R. Schultz & Co. 1893. Vorrede III—IV, Introduktion V—XL, Text 1—93, Anhang 94—100. Preis 1 Mk.

Sehr hübsch ausgestattet und bequem, aufs bequemste eingerichtet. Allerdings sind diese Ausgaben (meist trefflicher Prosaiker) im allgemeinen für das grofse Publikum beiderlei Geschlechts berechnet, dem der „lästige, zeitraubende und ermüdende Gebrauch des Wörterbuches ganz oder doch wenigstens zum gröfsten Teile überflüssig“ gemacht werden soll, aber speziell der vorliegende Band soll, wie Band II (R. Toepffer, Nouvelles genevoises u. Xavier de Maistre, Le Lépreux de la Cité d' Aoste) und Band IV (E. Souvestre, Au Coin du Feu), doch auch hauptsächlich für Schüler der oberen Klassen höherer Lehranstalten bestimmt sein. Diese Leute müssen durch die unter dem Texte gegebenen Übersetzungen von allbekannten Wörtern und Ausdrücken, wie rapport, sincère, doux, en un mot, paresse, souffrir, content (p. 3—5) u. s. f. u. s. f., welche notabene an den betreffenden Stellen alle in ihren gewöhnlichen Bedeutungen auftreten, hochgradig belästigt werden. Ohne Zweifel schadet ihnen ein Zuviel in dieser Richtung mehr als ein Zuwenig. Übrigens soll überhaupt niemand an die Lektüre eines Corneille herantreten, dem nicht alle obengenannten Wörter längst geläufig sind. Also eine Schulausgabe ist dies nicht, denn für welche Schüler wäre sie bestimmt? Leider! — Denn die sehr interessante, auf eingehenden Studien beruhende, fast zu ausführliche Introduktion (36 Seiten) würde selbst die wifsbegierigsten und begabtesten Schüler hinsichtlich der vorliegenden Lektüre be-

friedigen können. Für die biographische Skizze (V—XVI), besonders aber für den 2. und 3. Abschnitt der Introduktion, „Le Cid de l'histoire et de la légende“ und „Le Cid de Guillem de Castro“ nebst den darauffolgenden ausführlichen Analysen, für die zeitgenössischen Urteile über diese Tragödie u. s. w., sowie endlich für den am Schlusse der Introduktion beigefügten Abrifs des Wichtigsten aus der frz. Versifikation werden selbst manche philologisch gebildete Lehrer dankbar sein. — Der Preis von 1 Mark für das elegante Bändchen erscheint sehr niedrig.

Kempten. Geist.

Little Lord Fauntleroy von Frances Hodgson Burnett. Für den Schulgebrauch bearbeitet von G. Wolpert. Leipzig 1894. Renger'sche Buchhandlung. VI u. 112 S.

Historical Biographies by Gardiner. Für den Schulgebrauch erklärt von demselben. 2. Auflage. Leipzig 1892. Ebenda. 98 S. Mk. 1.10.

Die „Französische und englische Schulbibliothek“ herausgegeben von Otto E. A. Dickmann, von der die beiden vorstehenden Werkchen den 77., resp. 32. Band bilden, nimmt unter den zahlreichen jetzt für den gleichen Zweck zur Verfügung stehenden Sammlungen unstreitig eine der ersten Stellen ein. Es freut mich, sagen zu können, dafs Wolperts neuester Beitrag „Little Lord Fauntleroy“ in jeder Beziehung der Kollektion, die sich ja schon durch die in ihr zur Durchführung gelangten Grundsätze (man sehe Seite 5 und 6 des Umschlags) das Wohlwollen jedes Schulmannes gesichert hat, als auch des Bearbeiters würdig erscheint. — Ich begrüfse es mit Freuden, wenn derartige ganz moderne Stoffe der Schule erreichbar gemacht werden; denn was uns vor allem not thut, das ist, den Schüler einzuführen in die Sprache der Jetztzeit, damit das, was wir lehren, auch wirklich eine lebende Sprache sei. Wenn endlich aus den literarischen Produkten der Gegenwart etwas so Liebenswürdiges und Anregendes ausgewählt wird, wie hier, so wird das jeden Lehrer des Englischen an einem bayerischen humanistischen Gymnasium doppelt freuen, da wir in den fakultativen Stunden mehr als in einem als obligatorisch betrachteten Fache darauf angewiesen sind, die Schüler durch den Inhalt des gebotenen Lesestoffes anzuregen und so zur selbständigen Lektüre hinzuführen. Zur Erreichung dieses Zieles wird diese Veröffentlichung ein treffliches Hilfsmittel sein.

Dieselbe empfiehlt sich indessen auch von jedem anderen Gesichtspunkte aus: die ziemlich umfangreiche Erzählung ist mit grofsem Geschick auf den Raum von 108 Seiten reduziert; die Fufsnoten sind nicht sehr zahlreich und meist unantastbar; die ebenfalls wenig umfangreichen Anmerkungen am Ende des Bändchens geben zuverlässigen Aufschlufs, wo der Zusammenhang denselben wirklich erfordert; die Zahl der übersehenen Druckfehler ist minimal. —

Das an zweiter Stelle erwähnte Bändchen bedarf, da es in zweiter

Auflage erscheint, keiner ausführlichen Besprechung. Auch dieses dient indessen, das möge betont sein, der Sammlung als Zierde. Merkwürdig ist, dafs mir hier eine unverhältnismäfsig gröfsere Zahl von Druckfehlern aufgefallen ist, als in dem doch erst in 1. Auflage erscheinenden vorgenannten Bändchen. — Ich glaube jedoch aus praktischen Gründen von der Aufstellung von Druckfehlerverzeichnissen an dieser Stelle absehen zu sollen, da der Zweck derselben durch direkte Mitteilung an die Herrn Autoren, sofern dieselbe gewünscht wird, in vollstem Mafse erreicht werden kann.

Um jedoch nicht den Anschein zu erwecken, als wenn ich meines Amtes als Referent nicht mit der nötigen Strenge gewaltet hätte, seien die wenigen Punkte hier zusammengestellt, in denen ich mit dem Herausgeber nicht, oder nicht ganz übereinstimme. Dieselben betreffen die Anmerkungen und die Fufsnoten. In den „Hist. Biographies" habe ich nichts zu Beanstandendes gefunden. Doch sei mir die Frage erlaubt, ob es nicht angemessen wäre, die Anm. zu S. 2, Z. 11; S. 3, Z. 41 und S. 6, Z. 37, da sie denselben Gegenstand behandeln, auf eine einzige zu reduzieren. — Etwas häufiger differiert meine Anschauung von der des Herrn Herausgebers betreffs der Fufsnoten zum „Little Lord." Hier halte ich es für unnötig, dafs die moderne Bedeutung von „to realise" viermal angegeben wird (20, 3; 50, 8; 59, 8; 86, 31). Einigemale sind die Fufsnoten zu spät gegeben; so 43, 11 „wistfully," das schon S. 39 Z. 10 in derselben Bedeutung vorkommt, und 44, 10 „rugs", das schon 4, 7 steht. — Der Korrektur bedürftig erscheinen mir folgende Fufsnoten: S. 3, 38 und 4, 1 „quaint" = „wunderlich" (ich würde „drollig" sagen); S. 6, 14 „unreal, unwahrscheinlich" (statt „traumhaft"); S. 8, 25 „mercury = heat, Hitze" (ganz unnötig, da die Grundbedeutung vollständig genügt); S. 19, 23 „chubby, mollig, rund" (das Wort „mollig" scheint mir nicht schriftdeutsch zu sein); S. 29, 37 „beetling, stark" (unnötig, weil wieder die Grundbedeutung genügt); S. 59, 5 „a bobbing curtsy, ein schneller Knix" (ich würde bobbing etwa durch „ungeschickt" oder „linkisch" geben); S. 76, 19 (dimpled, peachy cheeks, Grübchen in den pfirsichroten Wangen" (ich schlage vor, statt „pfirsichrot" zu sagen „rund" oder „frisch", da doch wohl nicht die Farbe, oder wenigstens nicht diese allein das tertium comparationis bildet); S. 96, 7 „glaring down at her, sie fest anblickend" (warum nicht „auf sie herabstarrend"?).

Ernest Lugrin, Histoire de la Littérature française depuis ses origines jusqu'à la fin du XVIIIe siècle. Bâle, Benno Schwabe, 1893. VII und 350 S., ungeb. M. 3.60.

Das Werkchen macht, obwohl dem Verfasser eine keineswegs geringzuschätzende Kenntnis der französischen Literatur zur Seite steht, auf Originalität wenig Anspruch, stützt sich vielmehr auf bekannte Werke, von denen die wichtigsten (16) auf S. IV verzeichnet sind. Es ist, was in der Vorrede ausdrücklich konstatiert wird, für den

Schulgebrauch geschrieben und mufs dem entsprechend beurteilt werden. Als Schulbuch oder als Grundrifs für die Vorbereitung zum Lehrerinnenexamen wird es auch gewifs gute Dienste leisten. Es ist mit Sachkenntnis geschrieben, beschränkt sich meist auf das Notwendige (dem Mittelalter ist kaum ein Viertel des Ganzen gewidmet) und gibt alles in einer Darstellungsweise, welche packend genannt werden darf und besonders auf Anfänger äufserst anregend wirken mufs. Der Verfasser hat sich auch in der Zahl der behandelten Autoren weise Beschränkung auferlegt, welche alle Anerkennung verdient, wenn auch die Thatsache, dafs, wie die Tabelle am Ende des Buches ausweist, gerade 200 Namen ausgewählt sind, einiges Befremden erregen mufs.

Es ist Sorge getragen, dafs sich auch im Drucke Wichtiges und Unwichtiges reinlich scheiden; eine Anzahl oft ziemlich umfangreicher Zitate ist eingeführt, welche meist sehr geschickt Proben von dem Stile und der Ausdrucksweise der älteren Autoren geben, während für die spätere Zeit, wo mit Recht umfassende eigene Lektüre vorausgesetzt wird, die Zitate immer kürzer und spärlicher werden.

Zu beanstanden ist an der Anlage des Buches kaum etwas: nicht ganz einwandfrei ist vielleicht die Abgrenzung des Stoffes. Denn es dürfte in unseren Tagen doch nicht mehr angemessen sein, beim Studium der französischen Literatur von der Entwicklung und dem bedeutenden Aufschwung, den dieselbe in unserem Jahrhundert genommen hat, keinerlei Notiz zu nehmen — ein usus oder besser abusus, der sich leider fast überall bemerklich macht und auch in den Lehrplänen und Prüfungsordnungen deutlich zu Tage tritt. Man gebe der Gegenwart, oder, was das Gleiche ist, der jüngsten Vergangenheit ihr Recht, das ist eine Forderung, welche im Literatur- wie im Sprachunterricht immer gebieterischer ausgesprochen werden mufs.

Inhaltliche Irrtümer — solche lassen sich ja nirgends ganz vermeiden — sind mir in diesem Buche nicht viele aufgefallen. Doch seien, um von blofsen Kleinigkeiten abzusehen, hier zwei solche erwähnt: auf Seite 213 werden Fabeln und fableaux (Lugrin schreibt noch fabliaux) ohne weiteres zusammengeworfen, was gewifs nicht statthaft ist, und von den letzteren behauptet, dafs sie immer eine Moral enthielten, eine These, die doch nur schwer zu beweisen sein dürfte; ferner wird auf S. 343 die Zeitdauer der politischen Thätigkeit Mirabeaus als d r e i Jahre angegeben, ein Versehen, das durch die dabeistehenden näheren Angaben leicht als solches charakterisiert wird. — Derartige Verstöfse mögen ja noch manche mit untergelaufen sein, doch hielt es Referent aus begreiflichen Gründen nicht für seine Aufgabe, denselben weiter nachzuspüren.

Druckfehler sind einige stehen geblieben. Ich verzeichne: S. 103, Z. 11: ceux st. eux; S. 149 Z. 2: fonctions st. fonction; S. 177, Z. 14: un st. une; S. 186, Z. 14: rongeur st. rougeur; S. 222, Z. 5 v. u. chatéchisme; S. 224, Z. 5: orateurs st. orateur; S. 225, Z. 11: Çà st. Ç'a; S. 267, Z. 5 v. u: sa st. leur; S. 277, Z. 14: acquièecement st. acquiescement; S. 279, Z. 4: l'a st. la. —

Das Buch hat nur eine Seite, welche der Kritik einen wirklichen Angriffspunkt bietet, nämlich die Sprache. Diese weist so bedeutende Schwächen auf, dafs dadurch die vielen guten Eigenschaften des Werkchens in Frage gestellt werden. Hier zeigt sich eine unangenehme Konsequenz der Beschränkung der Studien auf die früheren Jahrhunderte in einer Menge von Archaismen, die zuweilen recht fragwürdiger Natur sind; ferner macht sich eine Annäherung an die deutsche Ausdrucksweise an vielen Stellen lästig bemerkbar. Ich zitiere, ohne auch hier auf Vollständigkeit einen Anspruch zu machen, als Beispiele für Archaismen: tôt après (S. 109); celle qui a trait à la mort . . . (S. 116); jusqu'à aujourd'hui (S. 154); assagi (S. 258); für Germanismen: Ménage doit avoir dit à Chapelain (S. 185); les deux jeunes filles qui grèvent plus que de raison les revenues du bonhomme (S. 185); Sur ces entrefaites, meurt M. de Clèves (S. 247), wobei aber bemerkt werden mufs, dafs der Ausdruck oft in ganzen Sätzen sehr wenig idiomatisch klingt, ohne dafs es dabei möglich wäre, dieselben alle hieher zu setzen. Doch das ist noch nicht das Schlimmste! Es kommen auch Verstöfse gegen die Grammatik und Sinnlosigkeiten vor, die in einem für die Schule bestimmten Buche nicht erwartet werden; so S. 216: Mme de la Sablière, une femme qui . . . .; S. 337: Abufar . . . était représentée le 13 avril 1795; S. 156: A l'époque où R. fondait l'Acad. fr. . . . . était publié en France un petit livre . . .; S. 168 der fehlerhafte Ausdruck: pour séparer ses adversaires et les tuer en détail (doch wohl auch ein Germanismus); ferner S. 156 der ganz unfranzösisch gebaute Satz: Aussi le public est-il ordinairement très nombreux en même temps que choisi les jours de réception à l'Académie française; endlich S. 239 eine Sinnlosigkeit: Dès lors, commence pour ce beau gentilhomme, des relations avec une société choisie, dont l'influence est facilement reconnaissable dans les Mémoires de la Rochefoucauld, publiés en 1662, et dans ses immortelles Maximes.

Hier ist die schwache Seite des sonst verdienstvollen Werkes. Diese mufs der Verfasser zu verbessern suchen, wenn er wünscht, sein Buch in weiteren Kreisen eingeführt zu sehen.

Bamberg. Bruno Herlet.

Richard Klimpert, Wiederholungs- und Übungsbuch zum Studium der allgemeinen Physik und elementaren Mechanik. Eine Sammlung von 3000 Prüfungsfragen und -Aufgaben nebst Antworten und Lösungen. Für Lehrer und Studierende an mittleren und höheren Unterrichtsanstalten. Mit 244 Figuren im Text. Dresden, Verlag von Gerhard Kühtmann 1894. 336 Seiten, br. 3 M., geb. 9 M.

Im vorliegenden mit grofsem Fleifse und gewissenhafter Gründlichkeit bearbeiteten Werke, das sich als „Buch zum Wiederholungs-

studium für Realschüler, Gymnasiasten, Oberrealschüler, Seminaristen und Gewerbschüler" eignen soll, ist eine, man könnte sagen, fast überreiche Sammlung von Aufgaben und Fragen geboten und zwar in der üblichen Art, dafs bei jedem einzelnen Abschnitt mit dem Einfachsten begonnen und dann stufenweise zu immer komplizierteren Dingen übergegangen wird. Die Fragen und Aufgaben sind behufs besserer Übersicht hinsichtlich des Schwierigkeitsgrades durch geeignete Zeichen in drei Klassen abgeteilt worden: in leichte, schwer zu beantwortende und endlich besonders schwierige. Obgleich diese Einteilung viel Gutes für sich hat, weil dadurch auch minder Geübte im Stande sind, aus dem Buche Nutzen zu schöpfen, so hält Ref. doch die Ausscheidung in die letzten beiden Stufen für belanglos. Es ist nämlich, um ein Beispiel hervorzuheben, auf Seite 64 unter Nummer 668 die Frage gestellt: „Wo liegt der Schwerpunkt eines Kugelabschnittes vom Kugelhalbmesser r und der Höhe h des Abschnittes?", eine Aufgabe, welche mit einigem Recht den schwereren zugezählt wurde. Eine der nächsten Aufgaben, Nro. 670, dagegen über die Berechnung des Schwerpunkts eines Kugelsegmentes vom Radius $r = 72$ cm und dem zugehörigen Zentriwinkel $2\alpha = 145^0$ stellt der Verf. unter das Kapitel „besonders schwierig", obwohl die ganze Schwierigkeit — nach einer elementaren trigonometrischen Betrachtung — nur auf das Einsetzen der betreffenden Zahlenwerte in die vorhin gefundene Formel hinausläuft. — Ein leider auch in vielen anderen Werken noch häufig anzutreffender Formfehler ist ebenso hier zu finden: Nicht benannte Zahlen werden benannten gleichgesetzt. In gleicher Weise kann es nicht statthaft sein, die Formel: $P : Q = (H - h) : 2 R\pi$ nach Eintragung der Zahlenwerte als $P : 5000 = (12-10) : 2 \cdot 800 \cdot 3{,}14$ niederzuschreiben, weil sie in allein richtiger Art $P : 5000 = (12-10) : (2 \cdot 800 \cdot 3{,}14)$ lauten mufs. — Wünschenswert wäre es ferner noch, wenn bei einigen schwereren Aufgaben, wie sie die Abschnitte über Elastizität und Festigkeit bieten, nicht nur das Endresultat mittels der wenig sagenden Formel, sondern auch ein Fingerzeig bezüglich der Ableitung der Formel gegeben würde. — Was den Inhalt des Buches anbelangt, so bringt der Verf. nach einer allgemeinen Einleitung über ‚Natur und Naturwissenschaft' in 13 gröfseren Abschnitten alles nur Mögliche, und man kann behaupten, dafs fast jeder nur denkbare Fall durch eine Aufgabe oder Frage herangezogen und behandelt ist.

Das ganz seinem Zweck entsprechende, hübsch ausgestattete Werk soll deswegen in jeder Beziehung empfohlen sein, und es wäre dankbar zu begrüfsen, wenn der Verf., wie er auch in Aussicht stellt, nach und nach die übrigen Kapitel der Physik in ähnlicher Weise bearbeitet der Öffentlichkeit übergeben würde.

Hof. Dr. Linhardt.

Dr. Gustav Holzmüller, Methodisches Lehrbuch der Elementarmathematik. Erster Teil, nach Jahrgängen geordnet und bis zur Abschlufsprüfung der Vollanstalten reichend. Mit 142 Figuren im Text. 212 Seiten. Zweiter Teil. Mit 210 Fig. 273 Seiten. Leipzig, B. G. Teubner, 1894.

Die neuen mathematischen Lehrpläne für die preufsischen Mittelschulen sind von verschiedenen Seiten stark angegriffen worden. Diesen Angriffen ist Herr Direktor Holzmüller, welcher als Mitglied der Berliner Reformkonferenz auf die Gestaltung der neuen Lehrpläne einigen Einflufs gehabt hat, schon öfters entgegengetreten und jetzt antwortet er den Gegnern der jetzigen Schulordnung mit einem im Sinne derselben geschriebenen Lehrbuche. Die Anordnung und Darstellung des Lehrstoffes weichen in vieler Hinsicht von dem Herkommen derart ab, dafs zur Darlegung aller Eigentümlichkeiten des Buches mehr Raum erforderlich wäre, als die Besprechung eines Werkes an dieser Stelle beanspruchen darf. Ich beschränke mich auf eine eingehende Inhaltsangabe; hievon glaube ich nicht absehen zu dürfen, weil die neuen Lehrpläne wenig bekannt sind, auch die knappe Fassung des offiziellen Programmes keinen rechten Einblick in den jetzigen Betrieb des mathematischen Unterrichtes an preufsischen Gymnasien gewährt.

Die Geometrie beginnt in Quarta mit der Betrachtung des Würfels; an ihm werden die Grundbegriffe: Gerade, Ebene, rechter Winkel, Parallele entwickelt. Es folgen die Erklärungen der Kugel, des Kreises und des Winkels mit den elementaren Sätzen über die Sehnen und Kreisbogen. Ferner gehören zum Pensum der Quarta noch die Sätze über die Winkel an Parallelen, die Beziehungen zwischen den Winkeln und Seiten eines Dreieckes und die Ableitung der Kongruenzfälle aus der eindeutigen Konstruktion des Dreieckes. Die Eigenschaften der Vierecke und die Lehre vom Kreise, soweit sie die Ähnlichkeit nicht voraussetzt, bilden den Lehrgegenstand der Untertertia. Eingeschaltet ist hier der Pythagoreer, welcher durch Zerlegung des Quadrates über $(a + b)$ bewiesen wird. Auch werden einfachere Konstruktionen von Dreiecken und Kreisen erledigt. Zur planimetrischen Lehraufgabe der Obertertia gehören die Flächengleichheit, die Kreisberechnung und die Ähnlichkeit. Der Untersekundaner wird in die Trigonometrie und Stereometrie eingeführt. Die Trigonometrie beschränkt sich auf die Berechnung des rechtwinkligen und schiefwinkligen Dreieckes. In der Stereometrie wird der Schüler zunächst angeleitet, von dem Würfel eine korrekte parallelperspektivische Abbildung zu entwerfen. Es wird sodann dem Würfel das reguläre Oktaeder einbeschrieben und durch Abschneiden der Ecken das regelmäfsige Tetraeder gewonnen. An mehrfache Rechnungsaufgaben über reguläre Körper schliefst sich die Bestimmung der Volumina der übrigen Körper, wobei die Inhaltsformeln in einfacher Weise aus dem Cavalierischen Satze abgeleitet werden.

Gleichwie in der Geometrie ist auch in der Arithmetik die

Methode des Verfassers dem jugendlichen Geiste des Schülers angepafst. Es wird bei der Entwicklung der Gesetze für die allgemeinen Zahlen stets von bestimmten Zahlen ausgegangen. Dieses Verfahren, welches an den vorhergangenen Unterricht anknüpft, ist bei den vier Grundoperationen konsequent durchgeführt. Der arithmetische Lehrstoff ist in folgender Weise auf die drei mittleren Klassen verteilt. Untertertia: Die vier Grundrechnungen. Obertertia: Gleichungen vom ersten Grade; die rein quadratischen Gleichungen und das Ausziehen der Quadratwurzel; Potenzen und Wurzeln mit ganzen positiven Exponenten. Untersekunda: Gleichungen zweiten Grades mit einer Unbekannten; Potenzen mit negativen und gebrochenen Exponenten; Logarithmen und Zinseszinsrechnung.

In dem zweiten Teile, der das Lehrpensum der drei oberen Klassen enthält, wird zuerst die Planimetrie weiter ausgeführt. An die Ableitung zahlreicher metrischer Relationen am Dreieck und am Kreise schliefst sich ein Kapitel über Konstruktionsaufgaben, in dem die Methoden Petersons erläutert werden. Die Sätze von Ceva und Menelaos bilden den Übergang zur neueren Geometrie, die hier eingehender behandelt wird als in irgend einem andern Lehrbuche. Von den beiden letzten Kapiteln der ebenen Geometrie bringt eines eine sehr hübsche elementare Erläuterung der Merkatorkarte und der stereographischen Projektion, das andere erklärt den Koordinatenbegriff und entwickelt die Gleichungen der geraden Linie und des Kreises.

Im zweiten Abschnitte wird die Arithmetik zum Abschlufs gebracht. Er enthält die geometrische Reihe erster Ordnung und einige höherer Ordnung, den binomischen Lehrsatz, die Exponentialreihe und die natürlichen Logarithmen, den Moivreschen Lehrsatz, Sinus- und Cosinusreihe, die geometrische Darstellung der komplexen Zahlen und der n^{ten} Wurzeln, reziproke Gleichungen, Gleichungen dritten Grades, Systeme von Gleichungen mit mehreren Unbekannten.

Die ebene Trigonometrie weicht wenig von der herkömmlichen Darstellung ab, aus der sphärischen Trigonometrie findet sich in der Vorlage nur der Kosinussatz. Himmelskunde scheint hiernach an den preufsischen Gymnasien nicht gelehrt zu werden.

Das stereometrische Pensum der Prima enthält aufser den Sätzen über die Lage von Ebenen und Geraden eine Anleitung zum korrekten stereometrischen Zeichnen, welches nach dem Verfasser den Schlüssel zu einem erfolgreichen Unterrichte in der räumlichen Geometrie bildet. Die Berechnung der Oberflächen und der Volumina wird fortgeführt; hiebei werden auch die Guldinschen Regeln und der Newton-Simpsonsche Satz abgeleitet. Nicht minder originell als die Stereometrie ist die an dieselbe sich anlehnende Darstellung der Kegelschnitte.

Der Inhalt des Buches ist sehr reichhaltig und es wird schwer halten, den hier gebotenen Lehrstoff in der dem Unterrichte zugewiesenen Zeit (24 Wochenstunden) zu bewältigen. Für die Anordnung waren nicht wissenschaftlich-systematische, sondern nur didaktische Gesichtspunkte mafsgebend; wer sie etwas bunt findet, dürfte kaum als „Fanatiker der Systematik“ zu bezeichnen sein. Ohne

Rückhalt wird man aber anerkennen, dafs der Lehrstoff dem Anfänger in einer seiner Fassungskraft entsprechenden Form dargeboten wird. Für Euklid fehlt dem Quartaner noch das Verständnis. Doch die propädeutische Behandlung der Geometrie in den unteren Klassen erfordert m. E., dafs der Unterricht in der obersten Klasse noch einmal auf die Elemente zurückkomme und eine Übersicht über das ganze Lehrgebäude gebe. Eine solche Repetition liefse sich leicht zu einer philosophischen Propädeutik gestalten (cf. Friedrich Mann, die logischen Grundoperationen der Mathematik).

Die Vorlage ist vielleicht die bedeutendste Erscheinung der neueren mathematischen Schulliteratur. Möge sie von keinem Mathematiklehrer unbeachtet bleiben!

Würzburg. J. Lengauer.

Littrows Wunder des Himmels oder gemeinfafsliche Darstellung des Weltsystems. 8. Aufl. Nach den neuesten Fortschritten der Wissenschaft bearbeitet von Prof. Dr. Edm. Weiss, Direktor der K. K. Sternwarte in Wien. Mit 14 lithographierten Tafeln und vielen Holzschnitt-Illustrationen. Berlin, 1895, bei Ferd. Dümmler. Vollständig in höchstens 36 Lieferungen zu 40 Pf.

Im Jahre 1834 schrieb Littrow sein bekanntes Werk: „Die Wunder des Himmels“. Welchen Anklang dasselbe in den weitesten Kreisen gefunden hat, beweist die Thatsache, dafs nunmehr bereits die 7. Auflage vergriffen ist und eine neue, 8. notwendig wurde. Vor uns liegen die 4 ersten Lieferungen, die bis jetzt erschienen sind. Jede derselben weist ungefähr 32 Druckseiten auf. Dem ersten und vierten Hefte ist je eine prachtvolle Farbentafel beigegeben, die im ersten Hefte die Protuberanzen der Sonne vorstellt, während das Farbenbild der vierten Lieferung die Spektra der Fixsterne, Nebelflecke und Kometen in herrlicher Ausführung enthält.

Gehen wir näher auf den Inhalt der 4 Hefte ein, so finden wir nach der Einleitung, die sich auch über die historische Entwicklung der Astronomie in Kürze ausspricht, in den ersten §§ grundlegende mathematische und astronomische Begriffe niedergelegt, die „der Leser mit einiger Aufmerksamkeit und selbst wiederholt und mit dem Vertrauen lesen möge, dafs ihm eben dadurch der Genufs des Ganzen ungemein erleichtert, ja eigentlich erst möglich gemacht werde“.

Man liest es ohne Mühe zwischen den Zeilen, wie sehr es der Verfasser bedauert, sich bei diesen Vorbegriffen aufhalten zu müssen. Er spricht es aber auch direkt aus, dafs heutzutage doch eigentlich jeder Gebildete soweit mathematisch geschult sein sollte, dafs er ein populär geschriebenes Werk wie das in Rede stehende ohne weiteres mit Verständnis und Genufs lesen könne. „Man mufs es beklagen, dafs die mathematischen Wissenschaften noch immer keinen wesentlicheren Teil unserer Erziehung und selbst unserer späteren Bildung ausmachen. Die meisten selbst von denjenigen, welche auf vielseitiges

Wissen und sogar auf eigentliche Gelehrsamkeit gerechten Anspruch machen, die mit Stolz auf den Vorrat ihrer gesammelten Kenntnisse sehen und Unwissenheit jeder Art für ein Verbrechen halten, die meisten von diesen stehen doch gar nicht an, so oft zufällig die Rede auf die mathematischen Wissenschaften kommt, ihre völlige Unkenntnis als eine ganz erlaubte Sache, die sich gleichsam von selbst versteht, mit einer Offenheit, mit einer Naivetät zu bekennen, die man für Scherz halten müfste, wenn sie nicht gewöhnlich gleich darauf von Fragen und Äufserungen begleitet würde, die eine Art von Entsetzen erregen und die Wahrheit jenes Geständnisses nur zu sehr bestätigen" u. s. f. u. s. f.

Die Einleitung mit der Darlegung der Grundbegriffe, der Konstruktion der idealen Linien am Himmelsgewölbe und an der Erdkugel umfafst die ersten 24 §§. Dann gelangen wir zur 1. Abteilung, der theoretischen Astronomie oder zu den allgemeinen Erscheinungen des Himmels. Im 1. Kapitel werden wir eingehend über Gestalt und Gröfse der Erde belehrt. Mit geschichtlichen Notizen über die Lösung der Aufgabe, Gröfse (und Gestalt) unserer Erde zu bestimmen (von Eratosthenes bis Bessel), schliefst das erste Kapitel. Das zweite ist der täglichen Bewegung der Erde gewidmet, während wir im 3. die jährliche Bewegung derselben behandelt finden. In beiden Fällen geht, wie natürlich, der Verfasser von der Erscheinung der Dinge aus, wie sie sich unseren Sinnen darbietet, kommt erst dann zu der wahren Bewegung der Erde statt der Sonne und gibt die Begründung für diese neue Art der Bewegung. Doch erschöpft er im 3. Kapitel die Beweise für die Revolution der Erde nicht, sondern verweist auf die Kap. 5 und 6, in denen die Parallaxen und Entfernungen der Gestirne von der Erde, sowie die Aberration der Fixsterne einer eingehenden Behandlung unterzogen werden. In Kap. 4 werden die Folgen der (vorläufig als bewiesen angenommenen) Bewegung der Erde um die Sonne, verbunden mit der täglichen Axendrehung der Erde gründlich durchbesprochen, weshalb das 4. Kapitel die Überschrift „Jahreszeiten" trägt. Wir werden aufgeklärt über die „Vorteile und Ursachen der Abwechslung der Jahreszeiten", erhalten eine „Erklärung der 4 Jahreszeiten", hören Näheres über die „heifse, kalte und gemäfsigte Zone der Erde", finden einen Abschnitt über Schneegrenze und Isothermen und sehen in § 37 das 4. Kapitel schliefsen mit den Erscheinungen, die aus einer Vergröfserung und Verkleinerung der Ekliptikschiefe entstehen würden. Nachdem, wie schon bemerkt, im Kap. 5 die Parallaxen und Entfernungen der Gestirne von der Erde, und im 6. die Aberration der Fixsterne behandelt sind, kommen wir zum Kapitel 7, das der Präcession und Nutation gewidmet ist. Dieses (noch nicht vollendete) Kapitel bildet den Schlufs des 4. Heftes.

Welche Fülle des Stoffes schon in diesen 4 Lieferungen! Wir möchten jedem Kollegen dringend raten, das schöne Werk sich anzuschaffen oder doch dafür Sorge zu tragen, dafs es der Lehrerbibliothek einverleibt werde. Ja mancher strebsame Schüler der Oberklasse wird mit Vergnügen seine astronomischen Kenntnisse mittels des vorliegen-

den Werkes bereichern, sobald er inne wird, dafs sein mathematisches Wissen völlig hinreicht, um das populär geschriebene Buch im flotten Tempo lesen zu können.

Wir möchten unser Referat mit den Worten schliefsen, die dem Prospekte (im 1. Hefte) entnommen sind: „Wir raten jedem Gebildeten bei dem jetzigen Neuerscheinen zur Anschaffung dieses interessanten Werkes, das bekanntlich vom Generalfeldmarschall v. Moltke den besten Büchern der Welt zugezählt wurde; ein Jeder wird sich — dafür bürgen wir ihm — des Besitzes freuen; denn dessen Lektüre wird ihm tausendfachen, immer neuen Genufs gewähren".

München. Dr. Rothlauf.

Wiegand, Theodor, Die puteolanische Bauinschrift sachlich erläutert. Mit 15 Figuren im Text und 2 Tafeln. (Besonderer Abdruck aus dem 20. Supplementbande der Jahrbücher für klassische Philologie). Leipzig, Teubner 1894. 1. Bl., S. 661—778.

Der Verfasser, welcher sich durch Puchstein angeregt mit der Untersuchung der von Vitruv beschriebenen Holzkonstruktionen, namentlich des griechischen und etruskischen Tempels beschäftigt, wurde im Verlaufe seiner Arbeit naturgemäfs auch auf die einzige italische Urkunde geführt, welche uns das reale Beispiel eines verwandten Holzbaues kennen lehrt, die um das Jahr 1537 zu Pozzuoli gefundene, aus dem Jahre 105 v. Chr. stammende „puteolanische Bauinschrift". Es erschien ihm nun alsbald wünschenswert, dafs diese wichtige Inschrift eine dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft entsprechende allseitige Erläuterung fände. Und diese seine Aufgabe hat der Verf. unter der überall mit Hand anlegenden Leitung Studniczkas vortrefflich gelöst.

Die Schrift selbst behandelt, nachdem in einer Einleitung die Geschichte der Urkunde und ihrer bisherigen Erklärung gegeben, in zwei Teilen das geschäftliche Verfahren und den Bau. Der erste Teil betrachtet im einzelnen das rechtliche Wesen der Urkunde, die Baubehörde und ihre Funktionen, die Bedingungen der Ausschreibung und den Vertragsabschlufs. Im zweiten Teile bildet den Gegenstand der Untersuchung zuerst das gesamte Bauwerk, die area, nach ihrer topographischen Lage, nach Plan und Zweck vor und nach dem Umbau, sowie nach der Technik des Mauerbaues, und dann der aus Thüre mit Umrahmung und Dach bestehende Thorbau.

Unter eingehender Kritik der bisherigen Erklärungsversuche und steter Heranziehung der einschlägigen schriftlichen und bildlichen Erklärungsmittel, sowie unter passendem Hinweise auf noch bestehende ähnliche Holzkonstruktionen aus verschiedenen Zeiten und Ländern wird die Inschrift sowohl nach der formalrechtlichen, als auch vor allem nach der bauwissenschaftlichen und sprachlichen Seite in musterhafter Weise erklärt. Es bietet die Arbeit nicht nur eine in allen wesentlichen Punkten wohl kaum bestreitbare Rekonstruktion des

puteolanischen Baues, sondern sie bildet auch einen vortrefflichen Kommentar der wichtigsten Kunstausdrücke der antiken Holzbauten. Für die Kunstgeschichte aber ist von besonderer Wichtigkeit, dafs in der puteolanischen Pforte ein Mittelglied nachgewiesen wird, welches die italischen Holzbauten mit der griechischen Architektur organisch verbindet.

Von kleinen Versehen sei nur erwähnt, dafs S. 736, Z. 2 v. u. die mutuli statt mit d durch c zu bezeichnen sind, und dafs auf Tafel II, Fig. 3 der Thürsturz, das limen, irrtümlich mit d anstatt mit b angegeben ist.

Nürnberg. Dr. Hm. Sörgel.

Dr. R. Opitz, Das häusliche Leben der Griechen und Römer. Leipzig 1894. Art. Seemann. 8°. 302 S. 147 Abb. 3 M.

In einer Reihe von frisch gezeichneten Bildern, in detaillierter Kleinmalerei, tritt uns hier das häusliche Leben der Alten vor die Augen; der Verfasser läfst meist die Alten selbst reden, vor allem die Komiker, und das verleiht dem Büchlein einen grofsen Reiz. Freilich ist die Darstellung oft springend, ich möchte sagen potpourriartig; des Verfassers eigene Worte bilden oft nur die Überleitung von einer Melodie zur andern. Auch der deutsche Ausdruck leidet unter der Fülle der Citate. So lesen wir kurz hintereinander p. 210 „er hat sich ein Gütchen gethan", p. 211 „das Ersparte geht zum Geier", p. 197 „er gibt dem Griechischen die Ferse". Welchem Gymnasiasten würde man solche Übersetzungsproben unbeanstandet lassen? Auch erinnert es bedenklich an das lateinische vitam consumere, wenn der Verfasser p. 105 ausruft: „Wie viel Leben hat das Ballspiel und anderes Spiel aufgebraucht?"

Das Büchlein ist für unsere Gymnasiasten bestimmt, das Gebotene ihrem Verständnis angepafst. Wenn es aber p. 43 ganz unvermittelt heifst: „Farben der alexandrinischen Kunst trägt Ovid auf in der Geschichte von Philemon und Baucis" so ist das an sich nicht einwandfrei, jedenfalls verstehen es unsere Schüler nicht. Die Schilderung des Kottabosspieles durch Antiphanes (bei Athenaeus) ist gewifs sehr instruktiv, ohne jedes Wort der Erklärung aber genügt sie nicht zum Verständnis.

Im Einzelnen habe ich mir noch folgendes angemerkt: Von „herrlichen Entrées" (p. 14) ist auch bei dem hellenistischen Hause nicht die Rede, das θυρωρεῖον Vitruvs ist der denkbar einfachste Eingang, ein nicht sehr breiter Flur, wie eben auch in Pompeji. Das haben besonders die neueren Ausgrabungen in Delos gezeigt (s. Durm, Baukunst der Griechen p. 349). Überhaupt hätte der Verf. den Grundunterschied zwischen dem antiken und modernen Wohnhaus, der sich ganz besonders in der Façade zeigt, nicht übergehen dürfen. — Da die Nachrichten und unsere Kenntnisse von dem griechischen Wohnhaus der späteren Zeit im Gegenhalt zu dem römischen sehr dürftige sind, so wäre noch an die nähere Schilderung in Xenophons Oikonomikos IX. zu erinnern. —

p. 41. Das eine Exemplar im Museo nazionale in Neapel gibt uns kein Recht die Sitte zu verallgemeinern und von festungsartigen Apparaten zum Sieden des Wassers zu reden. Meines Wissens existiert kein zweites Beispiel, es mag also eine vereinzelte Spielerei gewesen sein. — p. 65. Dafs es in Rom Perrücken gegeben, wenigstens in der Kaiserzeit, zeigen uns am besten die Monumente selbst, unter denen Büsten mit abnehmbaren Haartouren nicht selten sind (Helbig, Führer n. 115, 309 u. a.). — p. 72. Augustus siegelte später auch mit seinem eigenen Bilde, das bekanntlich Dioskorides geschnitten hatte (Sueton 50). — p. 231. Die Zeit der Einführung des Hahnes in Griechenland können wir nach den Untersuchungen von Perdrizet (Revue archeolog. 1893 p. 157 ff.) näher bestimmen. Seit der Mitte des 6. Jahrh. erscheint der Hahn eine Zeit lang sehr häufig auf Vasen; er war eben damals noch etwas Besonderes, weil eben erst bekannt geworden. — In dem Abschnitt „Nahrung und Mahlzeiten" vermifst man ungern eine Abbildung der interessanten Thonlampe aus Wien, die R. v. Schneider im Eranos Vindobonnensis publiziert hat. Sie trägt unter einer primitiven Darstellung die Inschrift „pauperis cena pane vinu radic".

Überhaupt sind die Abbildungen recht pêle-mêle zusammengestellt, gute neue und ganz veraltete neben einander. Dafs es in Griechenland keineswegs nur schöne Männer gegeben habe, das hätte der Verf. p. 60 nicht ausdrücklich zu sagen gehabt, ein Teil der Abbildungen zeigt es nur zu deutlich.

Doch möchte ich durch diese Bemerkungen den Wert des Buches nicht herabdrücken. In den Bibliotheken unserer oberen Klassen wird es ein gerne und mit Nutzen gelesenes Buch sein.

Würzburg. Wilhelm Wunderer.

Zoeller, Dr. Max, Römische Staats- und Rechtsaltertümer. Ein Kompendium für das Studium und die Praxis. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Breslau, Wilh. Koebner. 1895. XVI u. 520 S. 8 M. (geb. 9 M.).

Die 1. Auflage dieses Buches, welche 1885 erschien, findet sich im 22. Jahrg. dieser Blätter S. 53 f. eingehender besprochen. Es kann immerhin als Beweis dafür dienen, dafs das Werk einem wirklichen Bedürfnis entsprach, wenn nach 10 Jahren eine neue Auflage notwendig wurde. Die 1. führte den Nebentitel: Ein Kompendium für Studierende und Gymnasiallehrer. Da dies mehrfach beanstandet wurde, weil es den Anschein erwecken mufste, als habe sich der Gymnasiallehrer in der Regel mit einem blofsen Kompendium zu begnügen, so ist jetzt gedruckt: Ein Kompendium für das Studium und die Praxis. An der Gruppierung des Stoffes hat der Verfasser nichts geändert, weil die von ihm bevorzugte systematische Behandlungsweise allseitigen Beifall gefunden hatte. Die Vermehrung und Verbesserung der 2. Auflage, welche 520 S. gegenüber 438 der ersten aufweist, bezieht sich also hauptsächlich auf die durch gewissen-

hafte Benützung der neueren Fachliteratur ermöglichte Erweiterung und Vervollständigung einzelner Abschnitte, besonders derjenigen über die Magistratur, das Kriegswesen und die Provinzialverwaltung. So werden jetzt S. 54/55 die Ehrenrechte und Ehrenabzeichen der Ritter strenger geschieden und eingehender dargestellt. Neu eingefügt sind § 67 die Kollegialität und § 68 die magistratische Disziplinargewalt; ebenso § 130 die kaiserlichen Beamten. Beim Kriegswesen erscheint am meisten verändert § 169 Aufstellung und Schlachtordnung der Legion (durch Berücksichtigung der neueren Arbeiten von Delbrück, Soltau, Fröhlich, Schneider); § 179 die römische Flotte, ist neu eingefügt. Die meisten Erweiterungen finden sich in dem Abschnitt über die Provinzen: § 210 Verwaltung der Provinzen, § 211 die Provinzialversammlungen, § 212 Statistische Übersicht über die römischen Provinzen in der Zeit der Republik (S. 497—499), § 213 Übersicht über die Provinzen im 1. und zu Anfang des 2. Jahrh. (S. 499—507), § 214 die Neuordnung durch Diokletian und Konstantin, sind ganz neu aufgenommen. Aber auch sonst ist im einzelnen vielfach gebessert und ergänzt; so werden bei den einzelnen §§ zahlreiche neuere Monographien angeführt; von den älteren Werken über römische Altertümer werden in der Einleitung jetzt 8 genannt gegen 2 in der 1. Aufl., und, was wichtig ist, auch kurz charakterisiert. Bei der Aufzählung der neueren Werke sollte bei Schiller, die röm. Staats- und Rechtsaltertümer genauer stehen: 1. Aufl. 1887. 2. Aufl. 1893. Unter den indirekten Quellen ist doch gewifs mit demselben Rechte wie Diodor auch Dio Cassius zu nennen; wie wichtig er für die römischen Staatsaltertümer ist, das können allein schon die zahlreichen Zitate bei Mommsen lehren.

An wenigen Stellen haben die Änderungen zu Unebenheiten im Ausdruck geführt; so heifst es S. 35 Z. 7 v. u. jetzt unrichtig: Da stand einer Annäherung der Patrizier und der reichen Plebejer weder in politischer noch in privatlicher Hinsicht kein Hindernis mehr entgegen. S. 200, Anm. 1 Z. 3 v. u. heifst es: indem man den 1. Mai als festes Antrittsjahr der Konsuln bestimmte. S. 237, Z. 8 v. o. steht jetzt am Eingang dreier Sätze das Wort zunächst. Der Druck ist sorgfältig überwacht, nur ist S. XV, Nr. 13 Greek zu lesen statt Greck, S. 37, Z. 8 v. u. imaginum statt imagium, S. 488, Z. 5 v. u. fehlt lex vor Julia de provinciis.

Das Buch wird in der neuen Auflage seinen Zweck noch weit besser erfüllen als bisher und dürfte insbesondere bei der Lektüre römischer Historiker und beim Geschichtsunterricht dem Lehrer als Nachschlagewerk willkommen sein.

München. Dr. J. Melber.

Edm. Meyer, Untersuchungen über die Schlacht im Teutoburger Walde. Berlin 1893. R. Gaertners Verlagsbuchhandlung. 232 S. 8°.

Das vorliegende, streng wissenschaftlich gehaltene Werk zerfällt in drei innerlich zusammenhängende Abteilungen. In der ersten derselben (S. 6—55) sucht der Verf., ausgehend von einer Stelle in den bekannten Fasten von Antium, die er schon 1878 in den „Forschungen zur deutschen Geschichte“ 18, S. 325—338 behandelte, das Datum der Schlacht im Teutoburger Walde festzustellen. Einige nahmen bisher den 4. Juli, Petersen den 15. August, Jahn und Zangemeister den 2. August, Ed. Schmidt den 9.—11. September an. Meyer aber kommt, indem er die zuletzt von Mommsen Corp. Inscr. I, 327 ff. veröffentlichte Notiz „Tib. Aug. Inlyrico Vic.“ auf die Eroberung von Andetrium bei Salonae deutet, die er in das Jahr 9 n. Chr. setzt, zu dem Schlusse, dafs die Varusschlacht Ende Juli oder Anfangs August, spätestens Mitte August stattgefunden habe. Dafs die Katastrophe am 2. August, dem Jahrestag der Schlacht bei Cannä, eingetreten sei, glaubt er deswegen nicht, weil ein solches Zusammentreffen bei den römischen Schriftstellern nicht unbeachtet geblieben wäre. In der 2. Abteilung (S. 56—105) bricht der Verf. für die Glaubwürdigkeit Dios eine Lanze, insbesondere wegen seiner Darstellung der Varusschlacht. Indem er gegen Ranke, Asbach, Höfer, Abraham und Grofs, die sich auf Vellejus, Tacitus, Florus und Frontin stützen, polemisiert, stellt er sich in der Beurteilung Dios auf den Standpunkt Knokes, ohne jedoch mit dessen Interpretationen und Folgerungen jedesmal übereinzustimmen. Als sicher nimmt er an, dafs die Teutoburgerschlacht, wie Dio angibt, zwei, nicht drei Tage dauerte und dafs der Kampf an dem Tage begann, da Varus sein Sommerlager verliefs; zugleich ist er der erste, der den Bericht des Dio mit den Angaben des Tacitus in Einklang bringen zu können glaubt. Freilich ist auch die Schilderung, die der Verf. von S. 187 an von dem Hergang der Varianischen Niederlage gibt, nicht ganz einwandfrei; allein man wird ihm zugestehen müssen, dafs er für die Lösung eines der schwierigsten Probleme der alten Geschichte neue wissenschaftliche Gesichtspunkte beigebracht hat. In der 3. Abteilung (S. 196—230), welche von der Örtlichkeit der Varusschlacht handelt, nimmt der Verf. vorzugsweise Stellung gegen Mommsen, Menadier und Abraham. Gestützt auf Tac. Ann. I, 60 und II, 7, wonach der Teutoburger Wald in nächster Nähe des Quellgebietes der Ems und der Lippe liegt und wonach an der Lippe aufser Aliso noch ein Kastell stand, sucht er den Schauplatz der Varusschlacht auf der Ostseite des Lippeschen Waldes, dort, wo „sich so gefährliche Defiléen befinden, wie sie den Untergang des römischen Heeres verschuldet haben“, bei Detmold und der Grotenburg. Somit kehrt der Verf. zu der Ansicht zurück, die schon vor Jahrhunderten aufgestellt und insbesondere von Cluverius (Germania antiqua, Leyden 1631) verteidigt, aber in unserem Zeitalter nicht blofs von den Stimmen des Dilettantismus und Lokalpatriotismus übertönt

wurde. Doch gibt M. schliefslich selbst zu, dafs nur ein glücklicher Zufall allen Erörterungen über den Schauplatz der Niederlage des Varus ein für allemal ein Ende machen könne. Dafs ein solcher Zufall recht bald eintrete, ist angesichts der bereits ins Unendliche angewachsenen Literatur über diesen Gegenstand aufserordentlich wünschenswert.

Landshut. M. Rottmanner.

Kulturgeschichte des Mittelalters von Dr. G. Grupp, f. Oettingen-Wallensteinscher Bibliothekar. I. Bd. mit 28 Abbildungen. Stuttgart 1894. Jos. Roth. 6,20 M.

Der Verf. geht von der Grundlegung und der weltumgestaltenden Macht des Christentums aus und beleuchtet die allmähliche Ausbreitung und die segensvollen Wirkungen desselben innerhalb des römischen Imperiums. Hier läfst er wohl namentlich im ersten Punkte den Theologen zu sehr zu Worte kommen, wenn auch gegen seine Ausführungen sachlich nichts einzuwenden ist. Das Auftreten der Germanen und deren wachsende Bedeutung im west- und oströmischen Reiche gibt dann Gr. Gelegenheit zur Schilderung des Kriegs- und Wirtschaftswesens und des sittlichen Lebens der Germanen. Der Schlufs dieses Abschnittes verbreitet sich über die germanische Völkermischung während der Völkerwanderung und über das Heldentum der Germanen, wie es sich dann in der Sage niedergeschlagen und verdichtet hat. Dem germanischen Heldentum wird das arabische gegenübergestellt und nach seinen Ursachen und Wirkungen ebenso kurz als geistreich charakterisiert. „Während der Völkerflut war die Kirche gleichsam die Arche Noahs, die das beste, was das Altertum hinterlassen, in ihrem sichern Schutze in eine neue Zeit herübertrug. Da niemand mehr fähig war, dem allgemeinen Umsturz zu wehren und die ärgsten Frevel zu verhüten, bot sie nicht nur Schutz, sondern suchte auch soviel als möglich den wilden Sinn des einen und die Lasterhaftigkeit des andern Volkes zu bändigen. Nach unzähligen Kämpfen, in denen sie selbst nicht unberührt blieb vom Geiste der Zeit, gelang es allmählich, bessere Zeiten heraufzuführen. Wie eine Friedensinsel tauchte aus der Wüste des Lebens der geheiligte Raum der Kirche auf". Dieser geheiligte Raum erweiterte sich gar bald auch über die germanischen Völker nördlich und östlich vom Rhein, wenn es auch noch ernster und langer Arbeit bedurfte, bis der zähe germanische Geist sich unter das Christentum beugte. In dieser Zeit der Gärung, des Kampfes der christlichen Ideen mit den Überresten des Heidentums entfaltete Karl der Grofse auf allen Lebensgebieten eine äufserst fruchtbare Thätigkeit: er war dazu berufen, vermöge seiner kräftigen, der höchsten Anspannung fähigen Natur, die ebenso dem Reiche des Idealen zugewandt als mit den realen Mächten des Lebens vertraut war. Der Verf. bringt nun den mächtigen Einflufs von Karls gewaltigem Geiste im Wirtschafts-, wie im Kriegswesen, in kirchlich-religiösem, wie in wissenschaftlichem Leben zur Sprache und gibt von

der karolingischen Kultur überhaupt ein scharf umrissenes und anschauliches Bild.

Aber für den centralen Staatsgedanken Karls des Grofsen war die germanische Welt noch nicht reif; die Völker strebten auseinander, entwickelten besondere Lebensformen und erzeugten im Gegensatz zum römischen Centralismus den förderalistischen Staatsgedanken des Mittelalters. Ansätze hiezu zeigen sich wie schon früher so besonders in den Wirren der nachkarolingischen Zeit. Aber die Ungarneinfälle machten das Bedürfnis eines kräftigen Oberhauptes über alle deutsche Stämme besonders fühlbar, und so kam es trotz der partikularistischen Politik der Stammesherzöge namentlich auch unter Mitwirkung der Kirche zur Aufrichtung und Befestigung eines deutsch-nationalen Königtums. Auf dieser Grundlage konnte denn Otto der Grofse das Kaisertum Karls, wenn auch in veränderter Form, erneuern und in Wirtschaft und Recht, sowie in Kunst und Wissenschaft das karolingische Erbe auf neuer Basis weiterführen. Das Wesen der ottonischen Kultur wird uns besonders durch die Abschnitte: „die deutsche Lebensauffassung im Spiegel der Dichtung des 10. Jahrhunderts, der Burgenbau und die Entstehung des Rittertums, die Wirtschaftsbewegung im bäuerlichen wie im Handwerker- und Handelsleben“ zur Anschauung gebracht. Die beigegebenen Abbildungen sind hier sowie auch für andere Perioden zweckdienlich gewählt.

Dadurch, dafs der Verfasser den umfangreichen, kulturhistorischen Stoff mit grofsem Geschick um die epochemachenden Ereignisse und Persönlichkeiten gruppiert, läfst er den Leser den Zusammenhang zwischen dem wirtschaftlichen, politischen und geistigen Leben der Deutschen leichter erkennen. Im übrigen steht Gr. durchweg auf eigenen Füfsen. Er schlägt hie und da, wo es ihm eben die Sache zu fordern scheint, einen polemischen Ton an, macht aber auch da einen vornehmen Eindruck und bleibt streng sachlich.

Das Buch sollte wegen seines reichen und gediegenen Inhaltes, sowie seiner leichtfliefsenden, lebendigen Darstellung in keiner Gymnasialbibliothek fehlen.

An Druckfehlern wurde bemerkt: S. 43 Tiberias st. Tiberius und st. begränzen bekränzen; S. 95 creditutur st. creditur; S. 115 keine st. eine; S. 270 wir st. wie.

München. Reissermayer.

Vom goldenen Horn zu den Quellen des Euphrat. Reisebriefe, Tagebuchblätter und Studien über die Asiatische Türkei und die Anatolische Bahn. Von Dr. Edmund Naumann, ehem. Direktor der K. japan. topograph. u. geolog. Landesaufnahme. Mit 140 Illustrationen, zwei Karten der anatolischen Bahn, einer topographischen Skizze im Text und einer Übersichtskarte von Anatolien. München und Leipzig. Verlag von R. Oldenbourg. 1893. gr. 8°. 494 S. Preis Mk. 20.

Das Buch ist aus dem Bestreben erwachsen, möglichst weite Kreise über die Grofsartigkeit der in dem anatolischen Eisenbahnnetz ruhenden Kulturaufgabe zu unterrichten und durch wahrheitsgetreue Darlegung der geographischen Verhältnisse alteingewurzelten Vorurteilen über ein halbvergessenes, vielgeschmähtes Land und über ein friedliebendes, strebsames Volkstum zu steuern. Wie der Titel besagt, sind die „Reisebriefe und Tagebuchblätter" mit Studien verwoben und verbunden. Die eigentlich wissenschaftliche (topographische und geologische) Ausbeute der anatolischen Reise mufste einer besonderen Veröffentlichung vorbehalten bleiben. Eine neue Mission nach Kleinasien (Konia) schob diese Publikation etwas weiter hinaus. Mittlerweile ist der Verfasser auch von dieser seiner dritten Reise in den Orient zurückgekehrt und hat bereits in der M. Geogr. Gesellschaft darüber Bericht erstattet.

Wir heben aus dem umfangreichen Buche hier für unsere Zwecke nur das auf die Altertumswissenschaft bezügliche wichtige und neue Material heraus. Das erste Buch erzählt die Reise von Konstantinopel nach Angora, nach Adabazar, Nikäa, Biledjik, um den Olymp über Kiutaya, Erenkiöi nach Eskischehr. Das zweite Buch führt uns nach Kappadozien, Kaisari, über den Antitaurus nach Malatia, Diarbekir am Tigris, endlich nordwärts über Erzerum ans Meer nach Trapezunt und zurück nach Stambul. Das dritte Buch enthält den wissenschaftlich-technischen Teil, einen Abrifs der Geographie, je ein Kapitel über die anatolischen Eisenbahnen, die Mineralschätze und Kolonisation. Im Anhang werden Mafs und Gewichte, Areal und Bevölkerung des türkischen Reiches, der Handel von Trapezunt von C. Hochstrafser behandelt. Prof. Dr. H. Dingler gibt einen Umrifs der Vegetationsverhältnisse des westlichen Innerbithynien. Auf 20 Seiten ist die fast unübersehbare Literatur über Kleinasien verzeichnet, für die wir übrigens auf Karl Ritters, H. Kieperts und G. Hirschfelds kritisch zusammenfassende Leistungen verweisen.[1])

Die mehr als drei Jahrtausende alten Sphinxgestalten von Üjük jenseits des Kyzyl Irmak zieren als Bildnis den Umschlag des Buches. Auf der Höhe bei Gebze, dem alten Libyssa steht eine düstere Gruppe herrlicher Cypressen, unter ihnen ruht Hannibal. Oberhalb Hereke sind die Ruinen des alten Ankyron zu suchen, wo Konstantin der Grofse seinen Tod gefunden. Ismid-Nikomedien mit seinen Erinnerungen an Diokletian, Isnik-Nikäa am See Askanius (Isnik-Giöl) die Geburtsstadt des Astronomen Hipparch, Statthalterei des Plinius, Stadt des Hadrian, des Konzils und des ersten Kreuzzuges wurden besucht und beschrieben. Isnik ist zwar jetzt eine verödete Stadt

[1]) K. Ritters Erdkunde von Kleinasien. 1858. H. Kieperts Memoir über die Konstruktion der Karte von Klein-Asien und Armenien von Vincke, Fischer, Moltke und Kiepert. Berlin 1854. G. Hirschfeld, Berichte über unsere geograph. Kenntnis der alten griech. Welt. Geogr. Jahrbuch 1884, 1888 und 1890. Zur Literatur tragen wir nach: Hirschfelds klassische Ausgabe der 6. Auflage von Moltke's Briefen aus der Türkei. Ges. Schr. B. VIII. Berlin. Mittler, 1893. Chr. Belger gebührt das Lob, „Moltkes Verdienste um die Kenntnis des Altertums" (Preufsische Jahrbücher 1883) im Zusammenhange dargestellt zu haben.

inmitten hoher, wohlerhaltener Festungsmauern, aber kaum gibt es eine im ganzen Gebiete Kleinasiens, in welcher antike Ruinen soviel dazu beitrügen, den Reiz der Landschaft zu erhöhen. 3 Stunden vor Mekedje auf der Höhe beim Dorfe Atchyk-Kaja traf der V. das herrliche 2 Meter breite und 7 Meter hohe Grabmal des Diliporis, das nach Mordtmann und Gräf (Grabmal aus Bithynien. Mitteil. des K. d. archäol. Inst. z. Athen 1892) aus dem 3. Jahrh. n. Chr. stammt. Die Thermen von Brussa boten dem ins Innere aufbrechenden Reisenden noch einmal Erquickung. Auf der Wanderschaft bemerkte Verf. wiederholt, dafs die schon von Herodot berichtete Scheu des Pferdes vor dem Kamel sich nicht bewahrheitete, wohl aber konnte er den grenzenlosen Ekel aller Moslem vor dem Schweine, den schon Herodot für die Bewohner der Comana Pontika erzählt, durch ganz Anatolien bestätigt finden. Nach den grundlegenden Studien Ramsays war im Altertum der Halys die Grenze der semitischen Schweinescheu. Während sich die Tiere in den westlichen Gebieten so grofser Achtung erfreuten, dafs sie zu Reinigungsopfern verwandt wurden, galt im Osten die blofse Gegenwart des Schweines als Entweihung und Verunreinigung. Im ganzen Orient ist seit den Zeiten des Propheten Jesaias die Dreschtafel verwendet. Die alten Römer hatten den Dreschwagen oder das tribulum und den Dreschschlitten, die trahea. Ersterer war mit sägeartig gezahnten Rädern oder Walzen versehen; letztere bestand aus einer dicken Holztafel, die auf der Unterseite mit scharfen Steinen oder Eisenzacken besetzt war. Daraufhin lassen sich zumeist die vielfachen Feuersteinsplitterfunde in den Äckern der Länder um das Mittelmeer zurückführen. Der anatolische Hackenpflug gleicht dem altegyptischen wie ein Ei dem andern. Fellows weist darauf hin, dafs die einzelnen Teile des mysischen Pfluges noch jetzt mit altgriechischen Namen benannt werden. Kiutaya, das alte Kotyanion, der Geburtsort des Fabeldichters Äsop, ist der Ausgangspunkt für den Besuch der phrygischen Königsgräber und des kaum 30 km entfernten Aizanoi. Dort sind die Reste einer griechischen Stadt zu finden, ein grofses mit Stadion verbundenes griechisches Theater und vor allem ein prachtvoller jonischer Zeustempel, von dem noch 18 Säulen und ein Teil der Cella stehen. Die Ruinen sind in dem archäol. Prachtwerke des franz. Akademikers Le Bas abgebildet. Wenn sie in einem leicht zugänglichen Lande gelegen wären, sagt Texier, dann würden sie sich ebenso grofser Berühmtheit erfreuen wie die schönsten Monumente des Altertums. Wir hoffen darüber bald Näheres zu erfahren; denn auf seiner dritten Reise im Herbste des Jahres 1893 hat der V. im Verein mit dem Abgesandten des d. archäol. Institutes, Dr. Koerte, die Ruinen von Aizanoi jetzt Tschardyr Hissar aufgesucht. Wertvoll ist in den Berichten des Livius das über die Landschaft „Axylos“ Gesagte. Ohne Baum, selbst ohne Dorngebüsch mufste das Heer des Konsuls Cn. Manlius 189 v. Chr. hier sich zur Feuerung des Kuhmistes bedienen (fimo bubulo pro lignis utuntur), ganz wie es in derselben Gegend des ausgebrannten Pursakthales (des alten Thymbres) noch heutzutage der Fall ist. Das

vom Sakaria umflossene Gebirge, auf welches man von hier aus gegen SW zurückblickt, enthält die Ruinen von Pessinus, wo der berühmte Tempel der Magna mater, der Göttermutter, gestanden. Wie Perrot und Humann nachgewiesen haben, sind die Trümmerstätten nichts weniger als ein herrliches lehrreiches Ruinenfeld, die Angaben Texiers vielmehr in hohem Maſse übertrieben. Drüben am linken Ufer sollte nach früheren Angaben auch das altberühmte Gordion liegen. H. Kiepert ist geneigt, es nach den Ermittelungen von Quast in die Nähe der Einmündungsstelle des Engürisu in den Sakaria und zwischen beide Flüsse zu setzen. Mittlerweile glaubt der V. im Verein mit Körte auf seiner dritten Reise auf Grund des Vorhandenseins groſser Tumuli mit Scherbenresten im Stile der Troas den Ort auf dem rechten Ufer gegenüber dem Dorfe Pebi gefunden zu haben. Angora, der vorläufige Endpunkt der anatolischen Bahn, die groſse Trümmerstätte mit ihren zahllosen Erinnerungen an glanzvolle, glücklichere Zeiten, ist durch das Monumentum Ancyranum am Augustustempel und den Besuch des Apostels Paulus jedem Philologen bekannt. Im Jahre 1882 wurde von der Berliner Akademie der Wissenschaften die Entsendung Humanns nach Angora zur Beschaffung von Gypsabgüssen des M. A. ins Werk gesetzt. Jenseits des Halys beginnt die echt orientalische Welt; hier erst fängt Asien an. Die alte Kreuzungsstelle der auch durch Herodot und Krösus berühmten persischen Königsstraſse mit dem Halys lag unzweifelhaft bei Kiöprükiöi, wo noch eine massive Steinbrücke in 10 Bogen über den Strom setzt und nicht bei der Furt von Yakshahan. Die auf der Angora-Expedition vom Jahre 1882 von Humann hergestellten Abgüsse der Felsenreliefs von Yazylykaya können jetzt in der ägyptischen Abteilung der K. Museen zu Berlin gesehen werden. Fast alle Forscher sind darüber einig, daſs wir es in den Ruinen der Riesenstadt von Boghazkiöi (Yazylykaya) mit nichts anderem zu thun haben als mit den Resten von Pteria, welches von Herodot erwähnt wird. Indessen ist die Annahme eines anatolischen Hethiterreiches (des weder semitischen noch indogermanischen Volkes der Hethiter nach Sayce und Perrot) jüngst wieder durch Ramsay und Hirschfeld stark erschüttert worden. Kaisari, das alte Cäsarea, die bedeutendste Handelsstadt im ganzen Innern Anatoliens, das uralte Mazaka, von Tigranes zerstört, verdankt seine Blüte und Benennung dem Kaiser Tiberius. Es ist arm an Altertümern. Der höchste Berg Kleinasiens Argäus überragt es imponierend. Strabo, der Kappadozier, lieſs sich von den Besteigern des Berges erzählen, daſs man von der Spitze aus die beiden Meere erblicken könne. Dazu reicht aber die Höhe des Erdschisch (4000 m) lange nicht aus. Merkwürdiger noch als die bizarren Riesengestalten der westlich vom Argäus und südlich vom Halys gelegenen Gegenden sind die Grotten und Höhlen, die aus dem Mark des Gebirges bis hinauf zum Gipfel des Argäus herausgemeiſselten Wohnstätten und Grabkammern, Paläste, Kirchen und Klöster, welche dem Felsenlande gleich einem durch die lange Reihe der Jahrhunderte sich erstreckenden historischen Berichte tief eingegraben sind. Nach Lukas (1712) haben

Tournefort, Texier, Hamilton, Barth, Ainsworth, Tozer und Sterret das Land der Höhlen flüchtig beschrieben. Xenophon erzählt von armenischen Dorfbewohnern, die genau so wie man es noch heutigen Tages beobachten kann, halb in der Erde lebten und Vitruvius berichtet Ähnliches von den Phrygiern. Leo Diakonus, ein Schriftsteller des 10. Jahrhunderts, erwähnt, dafs Kappadozien früher den Namen Troglodytika geführt habe. Sterret hält es für zweifellos, dafs die Felskammern von den ersten Christen benutzt wurden. Hamilton macht darauf aufmerksam, dafs viele Höhlen in den weit auseinandergelegenen Gegenden Phrygiens, Galatiens und Kappadoziens immer wieder in demselben Gestein, in vulkanischem Tuff, auftreten. Aber noch immer mangelt es an einer erschöpfenden Untersuchung der wissenschaftlich hochwichtigen Höhlenwelt. Vielleicht sind diese Zeilen dazu angethan, das Interesse für die Entsendung einer Expedition zur Durchforschung der kappadozischen Höhlen zu wecken. Fünf Tage genügen zur Reise von Angora bis Nevschedir und Ürgäb. Freilich hinter Kaisari beginnt das wilde Gebirgsland des Antitaurus und der räuberischen Kurden, der Karduchen des Xenophon, deren Sprache (Kurd = Wolf) den Philologen schwere Rätsel aufgegeben. Doch hat sie denselben Bau wie das Neupersische, woraus sich die indogermanische Abkunft des Kurdischen sicher ergibt. Jenseits des Antitaurus liegt die aufserordentlich fruchtbare, reichbewässerte Zone der Haine und Gärten von Malatia. Dort ruht das Becken der antiken Präfektur Melitene, Grofs-Chetaland der ägyptischen Inschriften, Chaninrabbat der assyrischen Denkmale, die Landschaft des uralten Milid. (vgl. Hommel, über die älteste Bevölkerung Kleinasiens). Melitene war ein Lieblingskind des Kaisers Trajan, Mark Aurel schuf dort die legio fulminatrix. Justinian erhob die Stadt zur Metropole von Armenia minor. Der armenische Taurus ist auf das innigste mit den beiden Riesenströmen des Euphrat und Tigris verbunden. Der grofsartige Euphratdurchbruch ist von keinem geringeren als Moltke untersucht worden. In Hafyz Paschas Auftrag unternahm er 1839 seine gefahrvolle Fahrt auf einem jener merkwürdigen Flösse aus Lederschläuchen, Kellek genannt, die sich aus dem grauen Altertum auf unsere Zeit vererbt haben. Herodot, Xenophon und Curtius haben sie uns für Asien, Livius und Cäsar für Spanien geschildert. Kharput am Euphrat, das alte Karkathiocerta, die Hauptstadt der Provinz Sophene, besitzt eine Schule der amerikanischen Mission. Dieselbe zählt allein im Vilayet Mamuret-ul-Aziz 12,080 Schüler und Schülerinnen aller Konfessionen, von denen 780 die Hochschulen, 1850 die Mittelschulen besuchen. In der Nähe von Kharput befindet sich die merkwürdige Inschrift von Kessirik, ein in bündigen Worten gefafstes Doppeldenkmal des unter Nero ausgeführten Feldzuges des Domitius Corbulo gegen Armenien. Der seit Strabo, Plinius und Ptolemäus dauernde Streit über die Vermischung der Euphrat- und Tigrisquellen läfst sich in einem Falle dahin entscheiden, dafs die bei dem Dorfe Gardyan hervorbrechende starke Wasserader sich in den Euphrat ergiefsen würde, wenn sie nicht eine künstliche Ableitung gegen

Nordost erführe und so gezwungen würde, ihre Vorräte dem Tigris zu leihen. Welch' ein Gegensatz zwischen dem unsagbaren Elend der Kurdendörfer und dem Reichtum der gröfseren Gehöfte von Diarbekir am Tigris mit ihren Springbrunnen, Veranden und Säulenhallen! St. Martin und Ainsworth haben in Kara-Amid-Diarbekir das historisch berühmte Tigranocerta wiederzufinden geglaubt. Durch Sachaus Forschungen ist jedoch die vielumstrittene Frage dahin entschieden worden, dafs T. auf und an dem Hügel von Tel-Ermen, südwestlich von Mardin gelegen war. Der Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus hat als Augenzeuge die Schrecken der Belagerung durch König Sapor II. 359 geschildert. Die ungeheuren Festungswerke flöfsten selbst den Scharen Timurs soviel Ehrfurcht ein, dafs sie von dem Versuche, die Mauern zu schleifen, abstanden, weil sie meinten, dafs dazu die Zeit eines Jahrhunderts notwendig sei. Ein grofser Palast in dem steinernen Diarbekir erinnert noch an die Herrschaft der Sassaniden. Die seit Taylor 1862 bekannten Keilinschriften Tiglat-Pilesars am Eingange der Quellengrotte des Tigris haben jetzt durch Rawlinson, Talbot, Sester und Schrader ihre Deutung gefunden (vgl. Streckers Beiträge zur Geogr. von Hocharmenien). Der erste Entdecker des Murad (Euphrat) ist kein anderer gewesen als Xenophon und bis Morier 1810 wurde der Murad von keinem folgenden Reisenden gesehen. Die Nennung des Euphrat bietet einen der allerwichtigsten Stützpunkte für die Bestimmung der Marschroute der 10,000 Griechen. Unter den zahlreichen Versuchen, die Linie der Katabasis festzulegen, verdienen die Moltkes, Streckers und Kieperts die höchste Beachtung. Die Berührungen Moltkes und Xenophons, soweit sie gleiche Landschaften und analoge Verhältnisse schildern und die Bedeutung der Moltkeschen Darstellungen für das Verständnis Xenophons hat zum ersten Mal Chr. Belger in dem oben erwähnten Aufsatze 1883 sehr hübsch hervorgehoben. Sie bestätigen aufs Schlagendste die alte Lehre von der Stabilität der Verhältnisse im Orient. Doch wir müssen schliefsen. Wir können dem gelehrten Verfasser nicht mehr folgen nach der armenischen Schule von Erzerum, der Pflanzstätte deutschen Geistes, auf der persischen Karawanenstrafse ans Meer nach Trapezunt, zu Prometheus und den Argonauten, Amazonen und Hierodulen, zur Ankunft der „Zehntausend“ in Trapezunt, zu Mithridates und der Römerherrschaft, zur Komnenenresidenz, der Heimat Bessarions, die er uns, ein zweiter Fallmerayer, wie alles Andere in kongenialem Stile geschildert hat. Wir haben nur das geringste Bruchstück des überreichen Stoffes wiederzugeben gesucht, welches für unsere räumlich beschränkten Zwecke pafste. Wir behaupten nicht zuviel, wenn wir die Summe ziehen: Kein Erklärer des Herodot und des Xenophon wird das Buch und dessen Ergebnisse seinen Schülern vorenthalten; kein Schüler wird die zahlreichen Abbildungen des Reisewerks, oft wahre Kunststücke von Treue und Schönheit, ohne Genufs betrachten.

München. Dr. H. Zimmerer.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

Das neue Testament, übersetzt von Dr. theol. Karl Weizsäcker. Sechste und siebente verbesserte Auflage. Freiburg i. B. u. Leipzig 1894. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. Mohr (Paul Siebeck). VI u. 471 S. 3,50 Mk. Weizsäckers Übersetzung des neuen Testamentes, die vor nunmehr 20 Jahren in der ersten Auflage erschien, hat sich in den gebildeten Schichten der protestantischen Bevölkerung eingebürgert. Das beweist die immer wieder sich ergebende Notwendigkeit neuer Auflagen, die auch erhebliche Verbesserungen des Textes — in der jüngsten vorliegenden Doppelauflage sind wieder 88 Stellen verändert — brachten. Die Übersetzung verdient aber auch die freundliche Aufnahme, die sie gefunden hat. Sie will nicht etwa Luthers Übersetzung, die nun einmal in ihrer geschlossenen kernigen Eigenart und religiösen Genialität mit dem ganzen Dasein der deutschen evangelischen Kirche aufs engste verwachsen ist, verdrängen. Dazu ist sie schon nicht volkstümlich genug. Sie beabsichtigt dem Leser, der den Urtext nicht zu lesen vermag, den ursprünglichen Sinn und Zusammenhang vorzuführen, dafs er annähernd so zu lesen vermag, wie die ersten Leser es konnten. Sprachlich schön und fliefsend ist sie eine Übersetzung in der Ausdrucksweise der modernen Zeit, frei von allen archaischen Reminiscenzen an die lutherische Übersetzung; sie verwertet die Ergebnisse der neueren biblischen Exegese und macht die Fortschritte, welche seit der Reformationszeit die neutestamentliche Textkritik sowie die Kenntnis der griechischen Sprache und der Geschichte gemacht hat, dem Bibelleser zugänglich. Der individuelle Charakter der einzelnen Schriften wird in der Übertragung soweit als möglich gewahrt, und auch die Stilverschiedenheit der neutestamentlichen Autoren versucht sie dem Leser erkennbar zu machen. Eine glückliche Einteilung des Textes in sachlich sich zusammenschliefsende Gruppen, deren Stichwörter im Drucke durch fette Schrift hervorgehoben werden, mufs als ein ganz besonderer Vorzug des Buches bezeichnet werden. Mit Recht hat Weizsäcker die oft sinnverwirrende und die Erfassung des Gedankenzusammenhanges erschwerende Abteilung nach Kapiteln und Versen, wie sie üblich geworden ist, die den Text in gröfsere und kleinere Stücke zerhackt erscheinen läfst, soweit beseitigt, als es sich mit der Möglichkeit des Nachschlagens verträgt. Nach Art neuerer griechischer Ausgaben sind die betreffenden Zahlenangaben in wenig störender Weise am Rande beigefügt. In einer der früheren Auflagen hatte sie der Herausgeber ganz weggelassen und hat damit nach unserer Anschauung das Richtige getroffen. Denn das Verständnis eines geschichtlichen evangelischen Berichtes oder eines apostolischen Rundschreibens wird nicht wenig erleichtert, wenn schon äufserlich im Drucke des Textes dem Auge erfafsbar ist, dafs diese Schriften nicht in einzelnen Sprüchen bestehen, sondern dafs sie im Zusammenhang geschrieben sind. — Möge das bessere Verständnis der Urkunden des Christentums, welches durch die treffliche Weizsäcker'sche Übersetzung gewonnen werden kann, auch im Leser die Liebe zum göttlichen Wort hervorrufen und mehren.

Handbuch für den Religionsunterricht in den oberen Klassen. I. Teil: Kirchengeschichte. Von Prof. R. Heidrich, Direktor des k. Gymnasiums zu Nakel. Zweite, zum Teil umgearbeitete Auflage. Berlin 1894. J. J. Heines Verlag. XII u. 488 S. Unter den zahlreichen Lehrbüchern der Kirchengeschichte nimmt das vorliegende nun in zweiter Auflage erschienene Werk, das wir von Abschnitt zu Abschnitt mit steigendem Interesse gelesen haben, einen ganz hervorragenden Platz ein. Jeder Lehrer, der Kirchengeschichte im Unter-

richte zu behandeln hat, sollte von diesem Buche Notiz nehmen, dem man es anfühlt, dafs es nicht blofs aus gründlichen und ausgebreiteten Studien am Schreibtisch entstanden, sondern auch aus der Einsicht des erfahrenen Schulmannes heraus geschrieben ist, der die Bedürfnisse des Unterrichtes genau kennt und es versteht, den Schüler für den Gegenstand zu erwärmen und zu begeistern. Denn obwohl das Buch auch ganz geeignet ist, die Teilnahme und das Verständnis weiterer Kreise für die Geschichte und die Aufgaben der Kirche zu wecken und zu fördern, an erster Stelle leistet es doch dem Schulunterrichte einen in hohem Grade dankenswerten Dienst. Der Verfasser hat nach den bewährten von Herbst aufgestellten Grundsätzen gearbeitet: „Strenge Sichtung des Stoffes und das Bestreben, was an Breite abgeht, nach der Tiefe durch reichere Detaillierung der gegebenen Hauptstücke zu ersetzen." In der Auswahl des Stoffes war ihm Thierschs Ansicht mafsgebend: „Die Geschichte soll die ganze Vergangenheit auf die Gegenwart beziehen," womit auch Dahlmann übereinstimmt: „Die Geschichte soll nur solchen Bewegungen nachgehen, welche in der Gegenwart münden." Darum findet die Darstellung einer Reihe von Dingen, die wir sonst in Kirchengeschichten mehr oder weniger ausführlich behandelt sehen, in unserem Buche keine Berücksichtigung. „Was für den Theologen sehr wichtig ist, kann für den Religionsunterricht ganz ferne liegen." Im grofsen und ganzen nun ist die Auswahl dessen, was im Unterrichte zu behandeln ist, sehr glücklich getroffen, im einzelnen wird der Verfasser nicht immer unbedingte Zustimmung finden. Immerhin bleibt noch trotz aller Sichtung für den Unterricht ein überreicher Stoff, der in übersichtliche Gruppen eingeteilt und in einfacher, klarer und anschaulicher Darstellung vorgeführt das Interesse des Lesers in Anspruch nehmen mufs. Die ausgedehnte Belesenheit des Autors, insbesondere auch seine Kenntnis der biographischen Literatur stellt dem Lehrer für den Unterricht einen reichen und zuverlässigen Stoff zur Verfügung, den derselbe nur mit Aufwand vieler Zeit und grofser Mühe sich aus den einzelnen vorhandenen Werken für den Vortrag in der Unterrichtsstunde sonst zusammensuchen müfste. Zahlreiche Angaben freilich, die wir in einem Lehrbuche der Kirchengeschichte nicht suchen würden (z. B. Abschnitte der Bibelkunde, der kirchl. Symbolik, der christlichen Glaubenslehre und Ethik u. s. w.) hat der Verfasser in die Darstellung hereingezogen. Es erklärt sich dies aus der Berücksichtigung des neuen Lehrplanes für preufsische Gymnasien. Neben einzelnen Verbesserungen der ersten Auflage, die von der Kritik aufserordentlich beifällig aufgenommen wurde, hat die zweite nun auch eine Erweiterung des Inhaltes damit gebracht, dafs die Liebesthätigkeit der alten Kirche und die des Mittelalters geschildert wird. Da weitere Auflagen des trefflichen Werkes, das wirklich als eine gediegene Bereicherung der Schulliteratur angesehen werden kann, sicher nicht ausbleiben werden, wird der Verfasser einzelne Mängel, die dem Buche noch anhaften — wir bezeichnen als solche Druckfehler, unrichtige Jahreszahlen, sprachliche Unebenheiten, insbesondere aber zahlreiche Wiederholungen, die beseitigt werden könnten — abzustellen wissen. Wir freuen uns, in dem Heidrich'schen Werke ein Buch zu besitzen, das in der Hand des Lehrers dazu dienen kann, den kirchengeschichtlichen Unterricht zu einem den Schüler anregenden und fesselnden und damit auch zu einem erfolgreichen zu gestalten.

Bayerisches Bürger-Handbuch für Haus und Schule. Von Franz Lindner. Erlangen 1895 (Palm und Enke). Der Grundsatz, dafs Unkenntnis eines Gesetzes nicht vor den Folgen der Übertretung schützt, legt auch dem Laien die Verpflichtung auf, sich über die im Rechtsleben und in der Staatsverwaltung geltenden Bestimmungen Klarheit zu verschaffen. Da nun selten jemand in der Lage ist, den Originaltext der Gesetze oder die grundlegenden Werke, wie Labands oder Zorns deutsches Staatsrecht, das soeben vollendete bayr. Staatsrecht von Seydel oder die monumentale Webersche Gesetzessammlung zur Verfügung zu haben, so empfiehlt sich die Lektüre eines volkstümlichen Handbuchs. Das vorliegende Werkchen zeichnet sich vor ähnlichen Unternehmungen, deren die letzten Jahre nicht wenige gebracht haben, durch knappe und doch klare Ausdrucksweise, sowie durch Billigkeit (geh. 2 M.) aus. Der Verf., der in den letzten Jahren eine ausgedehnte liter. Thätigkeit entfaltet hat (erst jüngst erschien aufser den völlig umgearbeiteten Erläuterungen zur Gemeindeordnung sein Handbuch des Verwal-

tungsgerichtsprozesses in Bayern), erscheint zur Herausgabe eines solchen Buches berufen wie wenige. Wir müssen es uns versagen, bei der Fülle des auf 333 engbedruckten Seiten behandelten Stoffes Einzelheiten herauszugreifen; eine Übersicht möge die Reichhaltigkeit erweisen. An eine zusammenfassende Besprechung der Verfassung des Reiches und Bayerns und der Justizorganisation schliefst sich im 3. Kap., dem wichtigsten von allen, eine ausführliche Darlegung der für die Verwaltung wichtigsten Bestimmungen; der Organismus der Behörden, die Gemeindeverfassung, der Wirkungskreis der Polizei in seiner gesamten Ausdehnung, Jagd, Bergbau, Landwirtschaft, Gewerbe, die so schwierigen Wassergesetze, Steuern und Gebühren, das Verkehrswesen, die für jedermann so wichtige und doch so wenig gekannte Versicherungsgesetzgebung, alles das findet sachkundige Würdigung. Die letzten Kapitel umfassen Strafrecht und -prozefs mit einem Auszuge des Strafgesetzbuches, ferner eine eingehende Darstellung des Verfahrens in bürgerl. Rechtsstreitigkeiten; den Schlufs bildet eine Übersicht der Grundsätze des Zivilrechts, aus welcher nur die Abschnitte über Miete, Dienstbotenwesen und Erbrecht hervorgehoben seien. Nichts Wesentliches scheint übersehen; mit Recht wurde weggelassen, was in allen gröfseren Kalendern zu finden ist. Das Büchlein kann jedem warm empfohlen werden; sein Besitzer wird manchen Gang zu einem rechtskundigen Berater ersparen.

David Müller — Friedrich Junge, Geschichte des deutschen Volkes in kurzgefafster übersichtlicher Darstellung zum Gebrauch an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung. 15., verbesserte Auflage. Ausgabe für den Schulgebrauch. Mit 6 geschichtlichen Karten und einem Dreikaiser-Bildnis. Berlin 1894. Verlag von Franz Vahlen. XXXVI. u. 512 Seiten. Hat auch die Gesamtanlage des weitverbreiteten Buches, über dessen politische und konfessionelle Färbung im XXVIII. Bande dieser Blätter S. 216 ff. kurze Andeutungen gegeben sind, mit Rücksicht auf die preufsischen Lehrpläne vom 6. Januar 1892 einer tiefergehenden Umarbeitung nicht bedurft, da es in dem durch letztere zur Geltung gebrachten Geiste und Sinne schon in seiner ersten Gestalt abgefafst war, so weist doch auch diese neue Auflage gegenüber ihrer Vorgängerin mancherlei Nachbesserungen auf. Zugleich haben ein paar Erweiterungen des Textes Aufnahme gefunden. So ist die Seitenzahl von 499 auf 512 gestiegen. Da aber trotz dieser, auf die grofsenteils bereits in der Vorrede aufmerksam gemacht wird, die Zahl der Paragraphen eine Abänderung nicht erfahren hat, und da auch diese Einschiebsel und kleinere Umgestaltungen auf ein bescheidenes Mafs beschränkt wurden, so bleibt die vorletzte Ausgabe neben der neuen noch recht wohl verwendbar. Wo aber der Herausgeber sei es mit Rücksicht auf ihm gewordenen Mitteilungen, sei es aus anderweitigen Gründen geändert hat, verdient sein Vorgehen durchweg Billigung. Die zweckmäfsigen 6 historischen Karten sind der neuen Ausgabe belassen worden; das frühere Bildnis des Kaisers Wilhelm I. wurde durch ein hübsches Dreikaiser-Bildnis ersetzt. Sinnstörende Druckversehen sind uns nicht aufgefallen. Im Ausdruck und da und dort auch in der Orthographie wird künftig noch zu bessern sein. Die äufsere Ausstattung ist gleich gut geblieben.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Die neue Prüfungsordnung
für das
Lehramt an humanistischen und technischen Unterrichtsanstalten[1]).

Vollzugsbestimmungen.

§ 1. Die neuen Prüfungsordnungen treten, vorbehaltlich der nachfolgenden Ausnahmen, in ihren allgemeinen und speziellen Bestimmungen mit dem Tage ihrer Verkündigung in Wirksamkeit.

§ 2. Im Jahre 1895 wird in den philologisch-historischen Fächern, in den neueren Sprachen, in der deutschen Sprache, der Geschichte und der Geographie (an technischen Mittelschulen) nur je der I. Abschnitt der Prüfung abgehalten, während der II. Abschnitt dieser Prüfungen erst vom nächsten Jahre (1896) an abgelegt werden kann.

Hinsichtlich der Mathematik und Physik wird in den Jahren 1895 und 1896 sowohl eine Hauptprüfung seitheriger Ordnung, als der I. Abschnitt nach der nunmehrigen Prüfungsordnung angesetzt; den Prüfungskandidaten steht frei, sich zu der einen oder anderen Prüfung anzumelden.

§ 3. Die Spezialprüfungen seitheriger Ordnung hören — vorbehaltlich der im Nachfolgenden erwähnten Ausnahmen — für alle jene Kandidaten auf, welche sich im Jahre 1895 dem I. Abschnitte nach der einschlägigen Prüfungsordnung unterziehen; diese Kandidaten sind gehalten, den II. Abschnitt nach der gleichen Prüfungsordnung später in Gemäßheit derselben abzulegen.

Die Spezialprüfungen bisheriger Ordnung können in den Jahren 1895, 1896 und 1897 noch abgelegt werden

1. aus der klassischen Philologie oder dem Deutschen oder der Geschichte von jenen Kandidaten der philologisch-historischen Fächer, welche a) sich bis zum Jahre 1894 einschließlich der Hauptprüfung aus den philologisch-historischen Fächern mit entsprechendem Erfolg unterzogen und zwar gleichviel, ob sie es seither überhaupt unterließen, sich der Spezialprüfung zu unterziehen, oder ob sie bei früherem Versuche, diese Prüfung zu bestehen, mit Mißerfolg arbeiteten,

b) sich im Jahre 1895 dem I. Abschnitte nach der nunmehrigen Prüfungsordnung mit entsprechendem Erfolg unterziehen, woferne sie bis dahin ein vierjähriges akademisches Studium bereits zurückgelegt haben;

2. aus der Mathematik und Physik von jenen Kandidaten dieser Fächer, welche a) sich bis zum Jahre 1894 einschließlich der Hauptprüfung aus der Mathematik und Physik mit Erfolg unterzogen und zwar gleichviel, ob sie es seither überhaupt unterließen, sich der Spezialprüfung zu unterziehen, oder ob sie bei früherem Versuche, diese Prüfung zu bestehen, mit Mißerfolg arbeiteten,

b) in dem Jahre 1895 oder 1896 noch die Hauptprüfung seitheriger Ordnung bestehen;

3. aus den neueren Sprachen von jenen Kandidaten dieser Fächer, welche a) sich bis zum Jahre 1894 einschließlich der Hauptprüfung aus den neueren Sprachen mit entsprechendem Erfolg unterzogen und zwar gleichviel, ob sie es seither überhaupt unterließen, sich der Spezialprüfung zu unterziehen, oder ob sie bei früherem Versuche, diese Prüfung zu bestehen, mit Mißerfolg arbeiteten, oder

b) bis zum Jahre 1894 einschließlich wenigstens die Prüfung aus dem

[1]) Abgedruckt aus dem Ministerialblatt für Kirchen- und Schulangelegenheiten 1895, Nr. 3 vom 29. Jan. (Die Red.).

Französischen oder dem Englischen bestanden haben und daher im Jahre 1895 die andere Prüfung nachholen und mit Erfolg zurücklegen.

c) sich im Jahre 1895 dem I. Prüfungsabschnitte nunmehriger Ordnung und zwar aus beiden Sprachen mit Erfolg unterziehen, woferne sie bis dahin ein vierjähriges akademisches Studium bereits zurückgelegt haben.

Allen Kandidaten, welchen sonach die Möglichkeit der nachträglichen Ablegung einer Spezialprüfung seitheriger Ordnung gewährt ist, steht es frei, sich statt zu dieser Prüfung nunmehr auch zu dem an ihre Stelle getretenen II. Prüfungsabschnitte anzumelden.

Für den Unterricht in der deutschen Sprache, der Geschichte und der Geographie (an technischen Mittelschulen) tritt an Stelle der Spezialprüfung seitheriger Ordnung sofort und ausnahmslos die besondere (zweite) Prüfung (§ 63 der Prüfungsordnung).

§ 4. Kandidaten, welche in der Übergangszeit die vorgesehenen Vorbedingungen nicht durchweg nachzuweisen vermögen, können um Dispense einkommen.

Diese Gesuche sind an das Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten zu richten und von diesem Ministerium nach Einvernahme des Obersten Schulrates zu bescheiden.

§ 5. Kandidaten, welche vor Ablegung der Prüfung und zwar des ersten oder des zweiten Prüfungsabschnittes ihrer Militärpflicht Genüge leisten und mit Rücksicht hierauf in einem späteren, als dem normalen Jahre nach Absolvierung des Gymnasiums beziehungsweise der Industrieschule sich der Prüfung (dem ersten oder dem zweiten Prüfungsabschnitte) unterziehen, sind nach bestandener Prüfung auf Ansuchen in die Reihenfolge der im vorhergegangenen Jahre Geprüften einzustellen.

In gleicher Weise dürfen Kandidaten behandelt werden, welche durch Krankheit an der rechtzeitigen Ablegung oder Vollendung der Prüfung (des ersten oder des zweiten Prüfungsabschnittes) gehindert waren.

§ 6. Die Kandidaten der philologisch-historischen Fächer haben nach Ablegung des II. Prüfungsabschnittes einen pädagogisch-didaktischen Kurs von einjähriger Dauer zu besuchen; diese Bestimmung findet jedoch auf die unter § 3 Absatz 2 Ziff. 1 lit. b erwähnten Kandidaten keine Anwendung.

Pädagogisch-didaktische Kurse werden nach näherer Bestimmung des Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten an einer Mehrzahl humanistischer Gymnasien abgehalten.

Die Zuteilung erfolgt durch das Ministerium, wobei die Verhältnisse und Wünsche der Kandidaten thunlichste Berücksichtigung finden werden.

Jene Kandidaten, welche nach Ablegung des II. Prüfungsabschnittes ihrer Militärpflicht genügen, haben an dem pädagogisch-didaktischen Kurse des darauffolgenden Jahres teilzunehmen.

§ 7. Die in früheren Lehramtsprüfungen erlangten Befähigungsnoten behalten, vorbehaltlich der Abänderung, welche durch Benützung der in § 3 eröffneten Möglichkeiten sich ergibt, ihre bisherige Wirkung.

§ 8. Das Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten ist mit dem Vollzuge gegenwärtiger Verordnung beauftragt und ermächtigt, die zur Durchführung der angefügten Prüfungsordnungen weiter erforderlichen Vollzugsvorschriften zu erlassen.

§ 9. Vom Tage der Verkündigung der gegenwärtigen Verordnung an treten die früheren einschlägigen Prüfungsordnungen und alle sonstigen entgegenstehenden Bestimmungen aufser Wirksamkeit.

München, 21. Januar 1895.

Allgemeine Bestimmungen.

§ 1. Wer an einer humanistischen oder technischen Mittelschule öffentlichen oder privaten Charakters als Lehrer verwendet werden will, hat sich den vorschriftsmäfsigen Prüfungen zu unterziehen und im Anschlusse hieran, soweit dies für einzelne Lehrämter als Vorbedingung ihrer Erlangung vorgeschrieben ist, ein pädagogisch-didaktisches Seminar zu besuchen.

§ 2. Die Lehramtsprüfungen werden für den Unterricht in den einschlägigen

Fächern in München abgehalten und zwar regelmäfsig jedes Jahr, wenn sich wenigstens 3 zur Zulassung geeignete Bewerber gemeldet haben.

§ 3. Die Lehramtsprüfungen aus den philologisch-historischen Fächern, aus den neueren Sprachen sowie aus der Mathematik und Physik zerfallen in zwei Abschnitte, zwischen denen ein Zwischenraum von einem Jahre beziehungsweise von zwei Jahren liegt.

§ 4. Alle Lehramtsprüfungen finden in den Monaten Juni bis Oktober einschliefslich statt; ihr Beginn wird wenigstens zwei Monate vorher im Amtsblatt des K. Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten bekannt gegeben.

§ 5. 1. Die Gesuche um Zulassung zu den Lehramtsprüfungen sind bei Vermeidung der Nichtberücksichtigung spätestens 4 Wochen vor dem Beginne derselben bei dem K. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten einzureichen.

2. In den Gesuchen ist ausdrücklich anzugeben, zu welcher Prüfung der Kandidat zugelassen zu werden bittet, eventuell wann und mit welchem Erfolge er sich etwa früher einer Prüfung im Lehrfache unterzogen hat.

3. Den Gesuchen sind beizufügen:

a) die Zeugnisse über sittliches Verhalten,

b) die Nachweise über die Erfüllung der speziellen Vorbedingungen, wobei zu beachten ist, dafs mindestens zwei Semester des vorgeschriebenen Hochschulstudiums an einer bayerischen Hochschule verbracht sein müssen,

c) ein kurzer Lebensabrifs, welcher im besonderen den Geburtstag und Geburtsort des Kandidaten, dessen Religionsbekenntnis, den Stand und Wohnort der Eltern, die Anstalten, welche der Kandidat besucht hat, seine dermalige Stellung und seinen derzeitigen Aufenthaltsort (genaue Adresse) zu enthalten hat.

4. Seitens der zu dem zweiten Abschnitt der Lehramtsprüfungen sich Meldenden sind weiterhin die bezüglichen besonderen Vorschriften zu beachten.

§ 6. 1. Das K. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten entscheidet über die Zulassung zu den Lehramtsprüfungen und gibt im Falle der Zulassung den Tag und Ort der Anmeldung hiezu durch Einzelentschliefsungen bekannt.

2. Die Zugelassenen haben sich an dem bezeichneten Tag und Ort persönlich unter Vorlage der betreffenden Entschliefsung bei dem Vorsitzenden der Prüfungskommission zu melden und die näheren Anordnungen entgegenzunehmen.

§ 7. 1. Den Vorsitz bei den Lehramtsprüfungen führt jeweils ein K. Ministerialkommissär.

2. Die Kommissionsmitglieder werden alljährlich vom K. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten nach den weiter unten folgenden Einzelbestimmungen ernannt.

§ 8. 1. Die Themen für die schriftlichen Aufgaben, zu welchen zunächst von Mitgliedern der Prüfungskommissionen auf ergangene Aufforderung Entwürfe einzureichen sind, werden von der Prüfungskommission in einer gemeinschaftlichen Sitzung mit dem Obersten Schulrate besprochen und festgesetzt.

2. Die Themen werden von dem K. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten den Vorsitzenden der Prüfungskommissionen verschlossen zugestellt; dieselben sind jeweils vor dem Beginne des bezüglichen Prüfungsabschnittes vor den versammelten Kandidaten zu eröffnen.

§ 9. 1. Zwischen den schriftlichen und den mündlichen Prüfungen ist eine Pause von jedenfalls einem Tage, veranlafsten Falles von zwei oder drei Tagen.

2. Die Prüfungen sind nicht öffentlich.

§ 10. 1. Ob und welche Hilfsmittel für die einzelnen Prüfungsabschnitte zulässig sind, wird im Amtsblatte des K. Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten veröffentlicht.

2. Die Vorsitzenden der Prüfungskommissionen haben die Kandidaten bei der Anmeldung (§ 6 Abs. 2) speziell auf dieses Ausschreiben hinzuweisen.

3. Die Benützung nicht gestatteter Hilfsmittel zieht Herabsetzung der Note, nach Umständen sofortige Ausschliefsung von der Prüfung nach sich.

§ 11. 1. Insoweit den Lehramtsprüfungen nicht vorschriftsgemäfs der Besuch

eines pädagogisch-didaktischen Seminares folgt, ist die pädagogisch-didaktische Befähigung der Kandidaten vor Schülern zu erproben.

2. Hierüber ist in das Zeugnis eine Note einzusetzen, welche jedoch bei Berechnung der Gesamtnote nicht in Ansatz kommt.

§ 12. Die Prüfungskommissionen versammeln sich vor Beginn der Prüfungen zur Besprechung und Festsetzung der Prüfungsaufgaben (§ 8), behufs Verteilung der Prüfungsabschnitte und behufs Regelung der nötigen Aufsicht, — ebenso bei Schlufs der Prüfungen zur Feststellung der Ergebnisse der mündlichen Prüfung — dann zur Feststellung der Ergebnisse der schriftlichen Prüfung und der Gesamtnote, wenn dies nicht schon in dem vorbezeichneten Zusammentritte geschehen kann, spätestens 14 Tage darauf.

§ 13. Prüfungskommissionen, welche ausschliefslich des Vorsitzenden aus mindestens 6 Mitgliedern bestehen, können zur Abhaltung der mündlichen Prüfung in zwei Sektionen unter der Voraussetzung geteilt werden, dafs jeder Kandidat vor einer jeden derselben einen Teil der Prüfung zu bestehen hat.

§ 14. 1. Die Fragestellung an die Kandidaten soll klar und leichtverständlich sein. Ergibt sich, dafs ein Kandidat auf einem durch die Fragestellung berührten Gebiete offensichtlich Unkenntnis zeigt, so ist das gewählte Thema zu verlassen und eine andere Frage zu stellen.

2. Die Vorsitzenden sind angewiesen, auf die Beachtung dieser Bestimmung genauestens zu achten.

§ 15. 1. Die Majorität der Prüfungskommission entscheidet:

a) über die Ergebnisse der schriftlichen Prüfung aus den einzelnen Abschnitten auf den Vorschlag des betreffenden ersten und zweiten Zensors,

b) über die Ergebnisse der mündlichen Prüfung aus den einzelnen Fächern auf Vorschlag des Examinators,

c) über das Gesamtergebnis der Prüfung.

2. Ist die Prüfungskommission zur Abhaltung der mündlichen Prüfung in zwei Sektionen geteilt (§ 13), so haben bei Festsetzung der Noten in den einzelnen Fächern nur die Mitglieder der betreffenden Sektion ein Stimmrecht.

3. Der Vorsitzende beteiligt sich an den Abstimmungen nicht, nur im Falle der Stimmengleichheit bei Ziffer 1 lit. c steht demselben der Stichentscheid zu.

§ 16. 1. Das Urteil über die Leistungen der Kandidaten in den einzelnen Prüfungsgegenständen und in der Gesamtheit wird durch die Note I = sehr gut, Note II = gut, Note III = genügend, Note IV = ungenügend ausgedrückt.

2. Bei den einzelnen Prüfungsgegenständen dürfen Zwischennoten und zwar I — II, II — III, III — IV erteilt werden.

3. Bei der Zusammenrechnung der Einzelnoten gibt $1,_0$ — $1,_5$: I, $1,_6$ — $2,_5$: II, $2,_6$ — $3,_1$: III, $3,_2$ — 4 : IV.

§ 17. 1. Das Zeugnis über das Bestehen der Prüfung ist zu versagen:

a) Kandidaten, welche in der schriftlichen und mündlichen Prüfung aus einem Prüfungsfache völlige Unwissenheit in diesem Fache bekundet haben,

b) Kandidaten, welche in der Prüfung als Gesamtnote die Note IV erlangt haben.

2. Den übrigen Kandidaten, deren Gesamtnote aus der Prüfung $3,_{19}$ nicht übersteigt, wird ein von dem Vorsitzenden der Prüfungskommission ausgestelltes Zeugnis über das Bestehen der Prüfung behändigt. Dasselbe weist die allgemeine Befähigungsnote und die Leistungen in den einzelnen Fächern aus.

3. Kandidaten, welche die Prüfung nicht bestanden haben, ebenso Kandidaten, welche vor der Prüfung beziehungsweise im Laufe derselben infolge zwingender Gründe oder freiwillig zurückgetreten sind, werden im darauffolgenden Jahre auf Anmeldung zur Wiederholung der Prüfung zugelassen.

4. Über die Zulassung in einem späteren Jahre oder über die zweitmalige Wiederholung einer Prüfung entscheidet das K. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten nach Einvernahme des Obersten Schulrates.

§ 18. 1. Über die Vornahme der Prüfungen, die hiebei sich ergebenden Vorkommnisse sowie über die Abstimmungen hat jede Prüfungskommission ein Protokoll aufzunehmen, welches von dem Vorsitzenden und von sämtlichen Mitgliedern zu unterzeichnen ist.

2. Jedes Kommissionsmitglied kann die Aufnahme eines Separatvotums in das Protokoll verlangen.

3. Die Prüfungskommissionen sind befugt, etwaige durch die Prüfung veranlaſste Wünsche und Anträge zu Protokoll nehmen zu lassen.

4. Die Vorsitzenden haben die Protokolle dem K. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten berichtlich vorzulegen.

Spezielle Bestimmungen.

A. Prüfung für den Unterricht in den philologisch-historischen Fächern.

I. Abschnitt.

§ 19. 1. Als Vorbedingungen erscheinen:

a) das Absolutorium eines humanistischen Gymnasiums im Sinne der Schulordnung vom 23. Juli 1891,

b) ein dreijähriges Studium an einer inländischen Universität nach Maſsgabe der unter Ziffer 2 folgenden Bestimmung.

2. Von den drei Jahren des Universitätsstudiums müssen mindestens 4 Semester dem Besuch von Vorlesungen aus der klassischen und deutschen Philologie und der einschlägigen Seminare zugewendet worden sein.

Auſserdem ist der Besuch:

a) mindestens dreier ordentlicher Vorlesungen aus dem Gebiete der Geschichte (einschlieſslich der Kulturgeschichte nnd der Literaturgeschichte) und der Geographie,

b) mindestens einer ordentlichen Vorlesung aus dem Bereiche der II. Sektion der philosophischen Fakultät geboten.

3. Der Besuch der vorgeschriebenen Vorlesungen und der einschlägigen Seminare wird durch Vorlage des Kollegienbuches nachgewiesen.

§ 20. 1. Die Prüfungskommission wird jeweils aus mindestens 6 Mitgliedern gebildet, welche dem Lehrpersonal der Universitäten und der humanistischen Gymnasien angehören.

2. Die Prüfung zerfällt in eine schriftliche und eine mündliche.

§ 21. 1. Die schriftliche Prüfung umfaſst

a) einen deutschen Aufsatz über ein Thema, dessen Bearbeitung den Stand der allgemeinen Bildung des Kandidaten erkennen läſst,

b) eine Übersetzung aus dem Deutschen in das Lateinische,

c) eine Übersetzung aus dem Deutschen in das Griechische,

d) eine Übersetzung aus einem lateinischen Autor in das Deutsche,

e) eine Übersetzung aus einem griechischen Autor in das Deutsche.

2. Zur Anfertigung des deutschen Aufsatzes wird eine Zeit von 5 Stunden, zu jeder der vier anderen schriftlichen Bearbeitungen eine Zeit von 4 Stunden gegeben.

§ 22. 1. In der mündlichen Prüfung werden

a) den Kandidaten Stellen aus den vorzüglichsten Klassikern der Schule, namentlich aus Horaz, Cicero, Tacitus, Homer, Sophokles und Demosthenes (Staatsreden) zur Übersetzung und Erklärung vorgelegt und

b) ihre Kenntnisse in der griechischen und römischen Literaturgeschichte sowie in den griechischen und römischen Altertümern ermittelt; ferner haben

c) die Kandidaten ihre Bekanntschaft mit den Hauptgesetzen der historischen deutschen Grammatik sowie mit den Hauptmomenten der älteren und neueren deutschen Literatur, insbesondere mit den Hauptwerken der zweiten klassischen Periode nachzuweisen; an die grammatische Prüfung schlieſst sich die Übersetzung und Erklärung einer Stelle aus der mittelhochdeutschen Schullektüre (Nibelungenlied und Walther von der Vogelweide) an. Endlich haben

d) die Kandidaten ihre Kenntnisse in der griechischen und römischen, dann in der deutschen und bayerischen Geschichte unter Einbeziehung der Hauptmomente der Weltgeschichte darzulegen.

2. Auf Wunsch des Kandidaten können für einige Dramen des Sophokles entsprechende Stücke des Aeschylos oder anderer Dramatiker, für mehrere Bücher der Historien und Annalen des Tacitus rhetorische oder philosophische Schriften des Cicero, für Epoden und eine Anzahl Satiren des Horaz geeignete Partien aus

anderen römischen Dichtern den Gegenstand der Prüfung (oben Absatz 1 lit. a) bilden. Die diesbezüglichen Wünsche hat der Kandidat in seiner Eingabe um Zulassung zur Prüfung kundzugeben.

3. Auf die mündliche Prüfung eines jeden Kandidaten ist eine Zeit von durchschnittlich 2 Stunden zu verwenden.

§ 23. Zur Feststellung der Gesamtnote wird der deutsche Aufsatz und die Übersetzung in das Lateinische je 5fach, die Übersetzung in das Griechische, die Übersetzung aus dem Lateinischen, die Übersetzung aus dem Griechischen, die mündliche Prüfung aus den lateinischen Klassikern, die mündliche Prüfung aus den griechischen Klassikern und die mündliche Prüfung aus der Geschichte je 4fach, die mündliche Prüfung aus der deutschen Literatur und der historischen deutschen Grammatik 3fach, die mündliche Prüfung aus der griechischen und römischen Literaturgeschichte sowie aus den griechischen und römischen Altertümern je 2fach in Ansatz gebracht.

II. Abschnitt.

§ 24. 1. Die Anmeldung zum zweiten Abschnitte der Lehramtsprüfung hat jeweils bis 1. Mai des betreffenden Jahres zu erfolgen.

2. Als Vorbedingungen erscheinen:

a) dafs der Kandidat ein viertes Jahr auf der Universität verblieben ist und dieses dem Studium der Philologie gewidmet hat,

b) dafs der Kandidat im vierten Universitätsjahre oder in früheren Semestern die in Ziffer 3 angegebenen Vorlesungen besucht hat, dann

c) die gleichzeitige Einsendung einer wissenschaftlichen Abhandlung entweder aus der klassischen Philologie oder aus der deutschen Philologie oder aus der Geschichte (vgl. § 25).

3. Sämtlichen Kandidaten ist der Besuch einer ordentlichen Vorlesung über Pädagogik (Theorie oder Geschichte) und einer ordentlichen Vorlesung über Geschichte der Philosophie zur Pflicht gemacht. Diejenigen Kandidaten, welche eine Arbeit aus der klassischen Philologie einschliefslich der griechischen und römischen Geschichte einreichen, haben weiterhin den Besuch einer ordentlichen Vorlesung über Archäologie nachzuweisen, während diejenigen Kandidaten, welche ein Thema aus der deutschen Philologie oder aus der Geschichte bearbeitet haben, statt dessen den Besuch einer einschlägigen fachwissenschaftlichen Vorlesung darthun können.

4. Der Nachweis über die besuchten Vorlesungen der vier Universitätsjahre sowie über das sittliche Verhalten in dieser Zeit ist durch Vorlage eines Universitätsabgangszeugnisses zu erbringen.

§ 25. 1. Das Thema der wissenschaftlichen Abhandlung kann nach freiem Ermessen aus a) der klassischen Philologie oder b) der deutschen Philologie oder c) der Geschichte gewählt werden.

2. Die Themen zu a) können dem gesamten Gebiete der klassischen Philologie entnommen werden.

Zulässig sind dabei nicht blofs solche Themen, bei welchen es sich um Gewinnung neuer Ergebnisse, sondern auch insbesondere hinsichtlich der Schulautoren solche, bei denen es sich um Beurteilung vorhandener Streitfragen und aufgeworfener Probleme handelt.

3. Arbeiten aus der griechischen oder römischen Geschichte zählen als solche aus der klassischen Philologie, nicht als solche aus der Geschichte.

4. Die Wahl des Thema im einzelnen hängt zunächst von der freien Bestimmung des Kandidaten ab; übrigens werden alljährlich im K. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten Themen aus den drei in Ziffer 1 benannten Hauptdisziplinen bereit gehalten und den Kandidaten auf Verlangen bekannt gegeben. Von diesen Themen können mehrere Kandidaten das gleiche bearbeiten.

5. Jeder Kandidat verpflichtet sich, das gewählte Thema selbständig und ohne Beihilfe eines anderen zu bearbeiten; dafs dieser Verpflichtung nachgekommen wurde, hat jeder Kandidat durch eine der Arbeit beizugebende feierliche Versicherung zu erhärten. Auch die benützten Hilfsmittel sind in der Arbeit genau anzugeben.

6. Die Abhandlung soll in der Regel den Umfang eines Druckbogens haben und darf den Umfang von drei Druckbogen nicht überschreiten.

7. Die Themen aus der klassischen Philologie sind durchweg, beziehungsweise mindestens im Umfange eines Druckbogens in lateinischer Sprache abzufassen; die Themen aus der Archäologie können in lateinischer oder deutscher Sprache vorgelegt werden; die Themen aus der deutschen Philologie und aus der Geschichte werden in deutscher Sprache bearbeitet.

8. Als Abhandlung kann auch eine Preisschrift, eine Doktordissertation oder eine andere Druckschrift vorgelegt werden. Diesen Arbeiten ist, soweit sie nach vorstehender Ziffer 7 in lateinischer Sprache eingereicht werden müssen, die lateinische Bearbeitung eines Teiles derselben in dem dortselbst angegebenen Umfange beizufügen.

§ 26. Die Prüfungskommission wird jeweils aus höchstens 10 Mitgliedern gebildet, welche sämtlich öffentliche Lehrer sind und zwar erforderlichen Falles 5 der klassischen Philologie einschliefslich der Pädagogik, 2 der Geschichte, je 1 der Archäologie, der deutschen Philologie und der Philosophie.

§ 27. 1. Die Thätigkeit der Prüfungskommission beginnt mit der Zensur der eingesendeten wissenschaftlichen Arbeiten.

2. Wird einer Arbeit der Charakter der Wissenschaftlichkeit oder die gebotene methodisch-richtige Durchführung oder die nötige Tiefe des Inhaltes aberkannt oder wird sie als formell unzulänglich befunden, so wird der Verfasser zur Teilnahme an der mündlichen Prüfung (§ 28) nicht zugelassen und hat derselbe somit den gesamten II. Abschnitt für dieses Jahr nicht bestanden.

3. Ob dieselbe Arbeit im nächsten Jahre abgeändert und verbessert wieder vorgelegt werden darf, oder ob der Kandidat ein anderes Thema zu wählen hat, wird von der Kommission bestimmt und dem Kandidaten bei Rückgabe der unbefriedigenden Arbeit durch das K. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten bekannt gegeben.

§ 28. 1. Die mündliche Prüfung beginnt mit:

a) einem Kolloquium über die zugelassene wissenschaftliche Arbeit; hierauf haben die Kandidaten einzeln

b) Beweise ihrer Studien über Pädagogik und Geschichte derselben abzulegen.

Die Kandidaten, von welchen eine Arbeit aus der klassischen Philologie (einschliefslich der griechischen und römischen Geschichte) vorliegt, haben fernerhin Beweise ihrer Kenntnisse

c) in der Archäologie und

d) in der Geschichte der antiken Philosophie zu geben, während die Kandidaten, deren Arbeiten dem Gebiete der deutschen Philologie oder der Geschichte (ausschliefslich der griechischen und römischen Geschichte) angehören, ihre Bekanntschaft

e) mit der bezüglichen deutsch-philologischen Wissenschaft beziehungsweise den wichtigsten Quellen der deutschen und bayerischen Geschichte sowie mit den historischen Hilfswissenschaften (Paläographie, Diplomatik, Chronologie und historische Geographie) und

f) mit der Geschichte der neueren Philosophie

zu erweisen haben.

2. Für die mündliche Prüfung eines jeden Kandidaten ist eine Zeit von durchschnittlich 2 Stunden angesetzt.

§ 29. Zur Feststellung der Gesamtnote wird die wissenschaftliche Arbeit einschliefslich des Kolloquiums 3fach, jeder der übrigen 3 mündlichen Prüfungsgegenstände 1fach in Anrechnung gebracht.

III. Bedeutung der Prüfungsnoten.

§ 30. 1. Die Kandidaten, welche in beiden Prüfungen je die Note I oder II erhalten haben, erscheinen hienach auch für die Verwendung in den obersten 3 Gymnasialklassen qualifiziert; die Kandidaten, welche in einer der Prüfungen die erste oder zweite und in der anderen die dritte Note erlangt haben, erscheinen demgemäfs als für die Klassen 1—6 geeigenschaftet, die Note III in beiden Prüfungen befähigt den Kandidaten nur zur Verwendung in den 4 unteren Klassen.

2. Zu dieser Qualifikation tritt späterhin noch das Zeugnis über den Besuch des pädagogisch-didaktischen Kurses, sowie die Qualifikation in der Praxis. Danach verschlimmern oder verbessern sich die Aussichten auf Anstellung und Beförderung.

B. Prüfung für den Unterricht in der Mathematik und Physik.

I. Abschnitt.

§ 31. 1. Als Vorbedingungen erscheinen:

a) das Absolutorium eines humanistischen oder Real-Gymnasiums,

b) ein zweijähriges Studium an einer inländischen Universität oder technischen Hochschule nach Maſsgabe der unter Ziffer 3 folgenden Bestimmung.

2. Ausnahmsweise kann für solche Kandidaten, welche eine Verwendung ausschlieſslich an einer technischen Mittelschule anstreben, statt des Gymnasialabsolutoriums ein Zeugnis über den von hervorragendem Erfolge gekrönten Besuch der bau- oder mechanisch-technischen Abteilung einer Industrieschule (Note I in Mathematik und Physik) vorgelegt werden.

3. Von den zwei Jahren des akademischen Studiums müssen mindestens 3 Semester dem Besuche von Vorlesungen aus Mathematik und Physik und der einschlägigen Seminare zugewendet sein. Auſserdem ist der Besuch mindestens zweier ordentlicher Vorlesungen philosophischen, geschichtlichen oder geographischen Inhaltes geboten.

4. Der Nachweis des Besuches der vorgeschriebenen Vorlesungen und der einschlägigen Seminare wird durch Vorlage des Kollegienbuches beziehungsweise des Inskriptionsverzeichnisses geliefert.

§ 32. 1. Die Prüfungskommission wird jeweils aus mindestens 7 Mitgliedern gebildet, welche dem Lehrpersonal der Hoch- und Mittelschulen angehören und welche in der Regel aus 5 Lehrern der Mathematik, 1 Lehrer der Physik und 1 Lehrer, bestimmt zur Zensur des deutschen Aufsatzes, bestehen.

2. Der zur Zensur des deutschen Aufsatzes bestimmte Lehrer ist bei Feststellung der Noten aus den übrigen Prüfungsgegenständen nicht stimmberechtigt.

3. Die Prüfung zerfällt in eine schriftliche und eine mündliche.

§ 33. 1. Die schriftliche Prüfung umfaſst:

a) die algebraische Analysis und die Algebra einschlieſslich der Gleichungen 3. und 4. Grades,

b) die Planimetrie und Stereometrie,

c) die ebene und sphärische Trigonometrie,

d) die Elemente der Differential- und Integralrechnung,

e) die analytische und synthetische Geometrie der Kegelschnitte,

f) die Elemente der darstellenden Geometrie und

g) einen deutschen Aufsatz über ein Thema, dessen Bearbeitung den Stand der allgemeinen Bildung des Kandidaten ersehen läſst.

2. Zur Anfertigung des deutschen Aufsatzes wird eine Zeit von 5 Stunden, für die übrigen Prüfungsaufgaben eine Zeit von je 4 Stunden gegeben.

§ 34. 1. In der mündlichen Prüfung werden den Kandidaten Fragen aus den mathematischen Gegenständen der schriftlichen Prüfung und aus den Grundzügen der Physik gestellt.

2. Auf die mündliche Prüfung jedes einzelnen Kandidaten ist durchschnittlich 1 Stunde zu verwenden.

§ 35. Zur Festsetzung der Gesamtnote werden die Gegenstände der schriftlichen Prüfung je 1fach, die mündliche Prüfung aus den mathematischen Fächern zusammen 2fach, die mündliche Prüfung aus der Physik 3fach in Anrechnung gebracht.

II. Abschnitt.

§ 36. 1. Die Anmeldung zum zweiten Abschnitt hat jeweils **bis 1. Mai des betreffenden Jahres** bei dem K. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten zu erfolgen.

2. Als Vorbedingungen erscheinen:

a) daſs der Kandidat insgesamt 4 Jahre auf der Universität oder der tech-

nischen Hochschule verblieben ist und davon mindestens 7 Semester dem Studium der Mathematik und Physik gewidmet hat,

b) dafs der Kandidat ein physikalisches Praktikum sowie eine ordentliche Vorlesung über Pädagogik (Theorie oder Geschichte), dann mindestens 2 ordentliche Vorlesungen aus dem Bereiche der II. Sektion der philosophischen Fakultät, insbesondere eine über anorganische Chemie besucht hat,

c) die gleichzeitige Einsendung einer wissenschaftlichen Abhandlung aus dem Gebiete der reinen oder angewandten Mathematik oder der Physik (§ 37).

3. Der Nachweis über das vorgeschriebene akademische Studium sowie über das sittliche Verhalten in dieser Zeit ist durch ein Abgangszeugnis von der Universität beziehungsweise der technischen Hochschule zu erbringen.

§ 37. 1. Die Wahl des Themas für die wissenschaftliche Abhandlung steht zunächst dem Kandidaten frei; übrigens werden alljährlich im K. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten Themen aus der Mathematik und Physik bereit gehalten und den Kandidaten auf Verlangen bekannt gegeben. Von diesen Themen können mehrere Kandidaten das gleiche bearbeiten.

2. Jeder Kandidat verpflichtet sich, das gewählte Thema selbständig und ohne Beihilfe eines anderen zu bearbeiten; dass dieser Verpflichtung nachgekommen wurde, hat jeder Kandidat durch eine der Abhandlung beizugebende feierliche Versicherung zu erhärten. Auch die benützten Hilfsmittel sind in der Arbeit genau anzugeben.

3. Die Abhandlung soll in der Regel den Umfang eines halben Druckbogens haben und darf den Umfang von zwei Druckbogen nicht übersteigen.

4. Als Abhandlung kann auch eine Preisschrift, eine Doktordissertation oder eine andere Druckschrift vorgelegt werden.

§ 38. Die Prüfungskommission wird jeweils aus mindestens 5 Mitgliedern gebildet, welche dem Lehrpersonal der Hoch- und Mittelschulen angehören, und zwar 3 für Mathematik, 1 für Physik sowie 1 zur Erprobung der Kenntnisse in der Pädagogik.

§ 39. 1. Die Thätigkeit der Prüfungskommission beginnt mit der Zensur der eingesendeten wissenschaftlichen Arbeiten.

2. Wird einer Arbeit der Charakter der Wissenschaftlichkeit oder die gebotene methodisch-richtige Durchführung oder die nötige Tiefe des Inhaltes aberkannt oder wird sie als formell unzulänglich befunden, so wird der Verfasser zur Teilnahme an der weiteren Prüfung (§ 40) nicht zugelassen und hat derselbe somit den gesamten II. Abschnitt für dieses Jahr nicht bestanden.

3. Ob dieselbe Arbeit im nächsten Jahre abgeändert oder verbessert wieder vorgelegt werden darf, oder ob der Kandidat ein anderes Thema zu wählen hat, wird von der Kommission bestimmt und dem Kandidaten bei Rückgabe der unbefriedigenden Arbeit durch das K. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten bekannt gegeben.

4. Die weitere Prüfung findet ausschliefslich mündlich statt.

§ 40. 1. Die Prüfung beginnt

a) mit einem Kolloquium über die zugelassene wissenschaftliche Arbeit und erstreckt sich aufserdem auf Analysis, Geometrie, analytische Mechanik und Physik, wobei auf den speziellen Studiengang des Kandidaten besondere Rücksicht zu nehmen ist.

Hiebei soll auf eine weitergehende Ausbildung des Kandidaten in denjenigen Gebieten Gewicht gelegt werden, die bereits Gegenstand der ersten Prüfung waren; in der Mathematik soll insbesondere auf jene Disziplinen Bedacht genommen werden, welche zu einem tieferen Verständnis des in den Mittelschulen behandelten Lehrstoffes führen. In der Physik ist auch ein Nachweis über entsprechende Gewandtheit im Experimentieren zu liefern.

Hierauf haben die Kandidaten

b) Beweise ihrer Studien über Pädagogik und Geschichte derselben abzulegen; ferner erhalten die Kandidaten

c) in einem praktischen Examen an einer der Münchener Mittelschulen Gelegenheit, ihre didaktische Geschicklichkeit darzuthun.

2. Die auf das Examen aus a) und b) zu verwendende Zeit beträgt für

jeden Kandidaten durchschnittlich 2 Stunden, zur Erprobung unter c) wird 1/4—1/2 Stunde die Regel bilden.

§ 41. Zur Feststellung der Gesamtnote wird: die wissenschaftliche Arbeit nebst Kolloquium 3 fach, die mündliche Prüfung aus Physik 2 fach, die mündliche Prüfung aus Analysis, Geometrie, analytischer Mechanik und Pädagogik je 1 fach, in Anschlag gebracht.

III. Bedeutung der Prüfungsnoten.

§ 42. 1. Die Kandidaten, welche in beiden Prüfungen je die Note I oder II erhalten haben, erscheinen hienach (vorbehaltlich der Bestimmung in § 31 Ziffer 2) für die Verwendung in allen Klassen der humanistischen und technischen Mittelschulen qualifiziert; die Kandidaten, welche in einer der Prüfungen die erste oder zweite und in der anderen die dritte Note erlangt haben, können demgemäfs nur bei dem Mangel der zuerst erwähnten Kandidaten in den höheren Klassen der Gymnasien, dann an Industrieschulen sowie sechsklassigen Realschulen verwendet werden; die Note III in beiden Prüfungen befähigt den Kandidaten nur zur Verwendung in den unteren Klassen der Gymnasien und Realschulen.

2. Nach der Qualifikation in der Praxis verschlimmern oder verbessern sich die Aussichten auf Anstellung und Beförderung.

C. Prüfung für den Unterricht in den neueren Sprachen.

I. Abschnitt.

§ 43. 1. Als Vorbedingungen erscheinen:

a) das Absolutorium eines humanistischen oder Real-Gymnasiums oder einer entsprechenden ausländischen Schule,

b) ein dreijähriges Studium an einer inländischen Universität oder technischen Hochschule nach Mafsgabe der unter Ziffer 2 folgenden Bestimmung.

2. Von den drei Jahren des akademischen Studiums müssen mindestens 4 Semester dem Besuche von Vorlesungen aus dem Gebiete der einschlägigen neueren Sprachen und dem Besuche der bezüglichen Seminare an einer Universität zugewendet worden sein. Aufserdem ist der Besuch mindestens zweier ordentlicher Vorlesungen aus dem Gebiete der Geschichte (einschliefslich der Literatur- und Kulturgeschichte) geboten.

3. Der Besuch der vorgeschriebenen Vorlesungen und der einschlägigen Seminare wird durch Vorlage des Kollegienbuches erwiesen.

4. Ein zum Zwecke der sprachlichen Ausbildung stattgehabter beglaubigt nachgewiesener Studienaufenthalt des Kandidaten in Frankreich (der französischen Schweiz etc.) oder England kann bis zum Betrage von zwei Semestern vom akademischen Triennium abgerechnet werden.

§ 44. 1. Die Prüfungskommission wird jeweils gesondert:

a) für die romanische,

b) für die englische Philologie

und zwar in der Regel aus je 5 Mitgliedern und zwar je zwei Lehrern der Hochschule, zwei Lehrern der Mittelschulen und einem Zensor für den deutschen Aufsatz gebildet.

2. Der Zensor des deutschen Aufsatzes ist bei Feststellung der Noten aus den übrigen Prüfungsgegenständen nicht stimmberechtigt.

3. Die Prüfung zerfällt in eine schriftliche und eine mündliche.

§ 45. a) Prüfung für die romanische Philologie.

1. Die schriftliche Prüfung umfafst:

a) einen deutschen Aufsatz über ein Thema, dessen Bearbeitung den Stand der allgemeinen Bildung des Kandidaten erkennen läfst,

b) einen französischen Aufsatz über ein Thema allgemeinen Inhaltes zur Erprobung der stilistischen Fertigkeit,

c) die Übersetzung eines deutschen Themas ins Französische,

d) die Übersetzung eines diktierten prosaischen und poetischen Stückes aus dem Französischen in das Deutsche.

2. Zur Anfertigung der Aufsätze unter Ziffer 1 lit. a und b wird eine Zeit

von 5 Stunden, zur Anfertigung einer jeden der anderen schriftlichen Bearbeitungen eine Zeit von 4 Stunden gegeben.

3. Die mündliche Prüfung erstreckt sich auf:

a) die Übersetzung und die in französcher Sprache zu gebende Erklärung eines prosaischen und eines poetischen Stückes aus französichen Klassikern,

b) die Erprobung der Kenntnisse in der französischen Literaturgeschichte vom 16. bis 19. Jahrhundert und der Bekanntschaft mit den Hauptwerken dieser Literaturperiode,

c) die Grundzüge der Phonetik.

4. Bei den Übersetzungen sind die Kenntnisse des Kandidaten in grammatischer, etymologischer und metrischer Beziehung zu ermitteln.

5. Auf die mündliche Prüfung eines jeden Kandidaten ist durchschnittlich eine Stunde zu verwenden.

§ 46. Prüfung für die englische Philologie.

1. Die schriftliche Prüfung umfaſst:

a) einen deutschen Aufsatz über ein Thema, dessen Bearbeitung den Stand der allgemeinen Bildung des Kandidaten erkennen läſst,

b) einen englischen Aufsatz über ein Thema allgemeinen Inhalts zur Erprobung der stilistischen Fertigkeit,

c) die Übersetzung eines deutschen Themas ins Englische,

d) die Übersetzung eines diktierten prosaischen und poetischen Stückes aus dem Englischen ins Deutsche.

2. Zur Anfertigung der Aufsätze unter Ziffer 1 lit. a und b wird eine Zeit von 5 Stunden, zu jeder der anderen schriftlichen Bearbeitungen eine Zeit von 4 Stunden gegeben.

3. Die mündliche Prüfung erstreckt sich auf:

a) die Übersetzung und die in englischer Sprache zu gebende Erklärung eines prosaischen und eines poetischen Stückes aus englischen Klassikern,

b) die Erprobung der Kenntnisse des Kandidaten in der englischen Literaturgeschichte vom 16. bis 19. Jahrhundert und der Bekanntschaft mit den Hauptwerken dieser Literaturperiode,

c) die Grundzüge der Phonetik.

4. Bei den Übersetzungen sind die Kenntnisse des Kandidaten in grammatischer, etymologischer und metrischer Beziehung zu ermitteln.

5. Auf die mündliche Prüfung eines jeden Kandidaten ist durchschnittlich eine Stunde zu verwenden.

§ 47. Die Literaturerscheinungen, deren Lektüre vorgeschrieben ist, sind:

α) im Französischen:

Corneille: Le Cid. Horace. Cinna. Racine: Andromaque. Phèdre. Athalie. Molière: Les Précieuses ridicules. Le Tartufe. Le Misanthrope. L'Avare. Les Femmes savantes. Boileau: Satires (II. und IX. Buch). Art poétique (III. Buch). Lafontaine: Fables (die ersten drei Bücher). Chateaubriand: Itinéraire de Paris à Jérusalem. Lamartine: Médidations poétiques. Mme de Staël: De l'Allemagne. Béranger: Chansons (in Auswahl). V. Hugo: Odes et Ballades (in Auswahl). Hernani. Aug. Thierry: Récits des temps mérovingiens.

β) im Englischen:

Auswahl englischer Volkslieder.

Marlowe: Faustus. Spencer: Fairy Queen (Buch 1 Ges. 1—3). Shakespeare: Hamlet. Macbeth. Julius Caesar. King Lear. The Merchant of Venice. Romeo and Juliet. Milton: Paradise Lost. Pope: Essay on Criticism. Byron: Child Harold's Pilgrimage. Sheridan: School for Scandal. W. Scott: Ivanhoe. Dickens: David Copperfield. Longfellow: Evangeline. Macaulay: History of England (Kap. I–III).

§ 48. Diejenigen Kandidaten, welche beide Prüfungen nicht in einem Jahre machen wollen, können sie gesondert in zwei aufeinanderfolgenden Jahren ablegen. In beiden Fällen wird auf Wunsch die in der ersten Prüfung erworbene Note aus dem deutschen Aufsatze in der zweiten angerechnet.

§ 49. Zur Feststellung der Gesamtnote aus jeder der beiden Prüfungen wird die mündliche Prüfung 5fach, der deutsche, der französische und der eng-

lische Aufsatz je 4 fach, die Übersetzungen aus dem Deutschen ins Französische und in das Englische je 3 fach, sowie die Übersetzungen aus dem Französischen und aus dem Englischen ins Deutsche je 2 fach in Anschlag gebracht.

§ 50. 1. Die Kandidaten, welche ihre Befähigung zur Erteilung des Unterrichtes in einer anderen neueren Sprache (Italienisch etc.) darthun wollen, werden in entsprechender Weise aus der betreffenden Sprache und Literatur schriftlich und mündlich geprüft.

3. Die Prüfung kann im Anschlusse an die Prüfung aus dem Französischen und Englischen oder in einem beliebigen späteren Jahre abgelegt werden.

3. Das Prüfungszeugnis qualifiziert zur Unterrichtserteilung.

II. Abschnitt.

§ 51. 1. Die Anmeldung zum zweiten Abschnitte hat jeweils bis 1. Mai des betreffenden Jahres zu erfolgen.

2. Als Vorbedingungen erscheinen:

a) dafs der Kandidat ein viertes Jahr auf der Universität oder der technischen Hochschule verblieben ist und dieses Jahr dem Studium der neueren Sprachen gewidmet hat,

b) dafs der Kandidat in diesem Jahre seines akademischen Studiums oder in früheren Semestern je eine ordentliche Vorlesung über Pädagogik (Theorie oder Geschichte) und Geschichte der Philosophie besucht hat.

c) dafs der Kandidat den ersten Prüfungsabschnitt sowohl aus der romanischen als aus der englischen Philologie bestanden hat,

d) die gleichzeitige Einsendung einer wissenschaftlichen Abhandlung aus der modernen Philologie (§ 52).

3. Der Nachweis über das vorgeschriebene akademische Studium sowie über das sittliche Verhalten in dieser Zeit ist durch Vorlage eines Abgangszeugnisses von der Universität oder der technischen Hochschule zu erbringen.

§ 52. 1. Die Wahl des Themas im einzelnen hängt zunächst von der freien Bestimmung der Kandidaten ab; übrigens werden alljährlich im K. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten Themen bereit gehalten und den Kandidaten auf Verlangen bekannt gegeben. Von diesen Themen können mehrere Kandidaten das gleiche bearbeiten.

2. Jeder Kandidat verpflichtet sich, das gewählte Thema selbständig und ohne Beihilfe eines anderen zu bearbeiten; dafs dieser Verpflichtung nachgekommen wurde, hat jeder Kandidat durch eine der Arbeit beizugebende feierliche Versicherung zu erhärten. Auch die benützten Hilfsmittel sind in der Arbeit genau anzugeben.

3. Die Abhandlung soll in der Regel den Umfang eines Druckbogens haben und darf den Umfang von drei Druckbogen nicht überschreiten.

4. Dieselbe ist durchweg, beziehungsweise mindestens im Umfange eines Druckbogens, in französischer oder englischer Sprache abzufassen.

5. Als Abhandlung kann auch eine Preisschrift, eine Doktordissertation oder eine andere Druckschrift vorgelegt werden. Diesen Arbeiten ist, wenn sie nicht schon in französischer oder englischer Sprache verfafst sind, eine französische oder englische Bearbeitung (je nach ihrem Gegenstande) in dem in Ziffer 4 angegebenen Umfange beizufügen.

§ 53. Die Prüfungskommission wird jeweils aus mindestens 4 Mitgliedern gebildet, welche sämtlich öffentliche Lehrer sind und die romanische und englische Philologie, die Philosophie und die Pädagogik vertreten.

§ 54. 1. Die Thätigkeit der Prüfungskommission beginnt mit der Zensur der eingesendeten wissenschaftlichen Arbeiten.

2. Wird einer Arbeit der Charakter der Wissenschaftlichkeit oder die gebotene methodisch-richtige Durchführung oder die nötige Tiefe des Inhaltes aberkannt oder wird sie als formell unzulänglich befunden, so wird der Verfasser zur Teilnahme an der weiteren Prüfung nicht zugelassen und hat derselbe somit den gesamten II. Abschnitt für dieses Jahr nicht bestanden.

3. Ob dieselbe Arbeit im nächsten Jahre abgeändert und verbessert wieder vorgelegt werden darf, oder ob der Kandidat ein anderes Thema zu wählen hat,

wird von der Kommission bestimmt und dem Kandidaten bei Rückgabe der unbefriedigenden Arbeit durch das K. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten bekannt gegeben.

§ 55. 1. Die mündliche Prüfung beginnt mit:

a) einem Kolloquium über die zugelassene wissenschaftliche Arbeit; hierauf haben die Kandidaten einzeln

b) Beweise ihrer Kenntnisse im Altfranzösischen und Altenglischen, in historischer, französicher und englischer Grammatik, sowie in altfranzösischer und alt- und mittelenglischer Literatur (Rolandslied. Aucassin et Nicolete, Beowulf, Chaucer),

c) Beweise ihrer Kenntnisse in der Theorie und Geschichte der Pädagogik, sowie

d) Beweise ihrer Kenntnisse in der Geschichte der neueren Philosophie (vorzüglich der französischen und englischen Philosophie) abzulegen, ferner erhalten die Kandidaten Gelegenheit:

e) in einem praktischen Examen an einer der Münchener Mittelschulen ihre didaktische Geschicklichkeit darzuthun.

2. Bei der mündlichen Prüfung aus a)—d) treffen auf jeden Kandidaten durchschnittlich zwei Stunden; zur Erprobung unter e) wird $^1/_4$—$^1/_2$ Stunde die Regel bilden.

§ 56. Zur Feststellung der Gesamtnote wird die wissenschaftliche Arbeit nebst Kolloquium 3fach, alle übrigen Prüfungsgegenstände je 1fach in Anschlag gebracht.

III. Bedeutung der Prüfungsnoten.

§ 57. 1. Die Kandidaten, welche in beiden Abschnitten je die Note I oder II erhalten haben, erscheinen hienach zur Verwendung in allen Klassen der humanistischen und technischen Mittelschulen qualifiziert; die Kandidaten, welche in einem Abschnitte die I. oder II. und im anderen die III. Note erlangt haben, können demgemäfs nur bei dem Mangel der zuerst erwähnten Kandidaten in allen Klassen der humanistischen Gymnasien, an Industrieschulen, sowie sechsklassigen Realschulen verwendet werden; die Note III in beiden Abschnitten befähigt den Kandidaten nur zur Verwendung an Progymnasien und in den unteren Klassen der Realschulen.

2. Nach der Qualifikation in der Praxis verschlimmern oder verbessern sich die Aussichten auf Anstellung und Beförderung.

D. Prüfung für den Unterricht in der deutschen Sprache, der Geschichte und der Geographie an technischen Mittelschulen.

§ 58. 1. Als Vorbedingungen erscheinen:

a) das Absolutorium eines humanistischen oder Real-Gymnasiums,

b) ein dreijähriges Studium an einer inländischen Universität oder technischen Hochschule nach Mafsgabe der unter Ziffer 2 folgenden Bestimmungen.

2. Von den drei Jahren akademischen Studiums sind mindestens zwei Jahre dem Studium der deutschen Sprache, der Geschichte und Geographie zuzuwenden. Aufserdem ist der Besuch

a) einer ordentlichen Vorlesung über Pädagogik (Theorie oder Geschichte) und

b) mindestens einer ordentlichen Vorlesung aus dem Bereiche der zweiten Sektion der philosophischen Fakultät geboten.

3. Der Nachweis des Besuches der vorgeschriebenen Vorlesungen und der einschlägigen Seminare einschliefslich des Nachweises über sittliches Verhalten während dieser Zeit wird durch ein Abgangszeugnis erbracht.

§ 59. 1. Die Prüfungskommission wird jeweils aus mindestens 5 Mitgliedern gebildet und zwar in der Regel aus je einem Vertreter der deutschen Sprache, der deutschen Literaturgeschichte, der Geschichte, der Geographie und der Pädagogik.

2. Die Prüfung zerfällt in eine schriftliche und eine mündliche.

§ 60. 1. Die schriftliche Prüfung umfafst:

a) einen deutschen Aufsatz über ein Thema, dessen Bearbeitung den Stand der allgemeinen Bildung des Kandidaten erkennen läfst,

b) die Darstellung eines Abschnittes der deutschen Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der bayerischen Geschichte,

c) die Bearbeitung von Aufgaben aus der Geographie.

2. Zur Anfertigung der Aufsatzes unter Ziff. 1 lit. a wird eine Zeit von 5 Stunden, für die zwei übrigen Prüfungsaufgaben eine Zeit von je 4 Stunden gegeben.

§ 61. 1. In der mündlichen Prüfung hat der Kandidat

a) seine Kenntnisse in der deutschen Grammatik sowie in der Literaturgeschichte, besonders seine Bekanntschaft mit den Hauptwerken der zweiten klassischen Periode,

b) seine Vertrautheit mit der allgemeinen Geschichte und

c) seine Kenntnisse in der allgemeinen Geographie, Völker- und Länderkunde, sowie seine Fertigkeit in der Behandlung und Anwendung der Hilfsmittel des geographischen Unterrichtes darzuthun,

d) seine Kenntnisse in der Pädagogik und deren Geschichte nachzuweisen.

Endlich wird den Kandidaten Gelegenheit gegeben

e) in einem praktischen Examen an einer technischen Mittelschule Münchens ihre didaktische Geschicklichkeit darzuthun.

2. Auf die mündliche Prüfung eines jeden Kandidaten sind durchschnittlich 2 Stunden zu verwenden; zur Erprobung unter e) wird $^{1}/_{4}$—$^{1}/_{2}$ Stunde die Regel bilden.

§ 62. Zur Feststellung der Gesamtnote wird jede der drei schriftlichen Arbeiten 1fach und die Leistung in der mündlichen Prüfung 3fach in Anschlag gebracht.

§ 63. 1. Den Kandidaten, welche in der Prüfung die Note I oder II erhalten haben, steht es frei, in einem der kommenden Jahre ihre Fähigkeit zu wissenschaftlichen Leistungen durch eine besondere (zweite) Prüfung zu beweisen.

2. Die Anmeldung hiezu hat jeweils bis 1. Mai des betreffenden Jahres zu erfolgen.

3. Mit der Anmeldung ist eine freie wissenschaftliche Arbeit aus dem Gebiete der germanischen Philologie oder der Geschichte oder der Geographie einzureichen.

4. Jeder Kandidat ist verpflichtet, das gewählte Thema selbständig und ohne Beihilfe eines anderen zu bearbeiten; daſs dieser Verpflichtung nachgekommen wurde, hat jeder Kandidat durch eine der Abhandlung beizugebende feierliche Versicherung zu erhärten. Auch die benützten Hilfsmittel sind in der Arbeit genau anzugeben.

5. Die Abhandlung soll in der Regel den Umfang eines Druckbogens haben und darf den Umfang von drei Druckbogen nicht überschreiten.

6. Als Abhandlung kann auch eine Preisschrift, eine Doktordissertation oder eine andere Druckschrift vorgelegt werden.

7. Die Prüfungskommission wird jeweils aus mindestens 5 Mitgliedern gebildet und zwar regelmäſsig aus je 2 öffentlichen Lehrern der deutschen Sprache und Geschichte sowie 1 öffentlichen Lehrer der Geographie.

8. Die Thätigkeit der Prüfungskommission beginnt mit der Zensur der eingesendeten wissenschaftlichen Arbeiten.

9. Wird einer Arbeit der Charakter der Wissenschaftlichkeit oder die gebotene methodisch-richtige Durchführung oder die nötige Tiefe des Inhaltes aberkannt, oder wird sie als formell unzulänglich befunden, so wird der Verfasser zur Teilnahme an der weiteren Prüfung (Ziffer 11) nicht zugelassen und hat derselbe somit die gesamte besondere (zweite) Prüfung für dieses Jahr nicht bestanden.

10. Ob dieselbe Arbeit im nächsten Jahre abgeändert und verbessert wieder vorgelegt werden darf, oder ob der Kandidat ein anderes Thema zu wählen hat, wird von der Kommission bestimmt und dem Kandidaten bei Rückgabe der unbefriedigenden Arbeit durch das K. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten bekannt gegeben.

11. Die weitere Prüfung ist eine mündliche und besteht in

a) einem Kolloquium über das für die Abhandlung gewählte Gebiet des Spezialstudiums,

b) einem Nachweise umfassender Kenntnisse der Gesetze der deutschen Sprache sowie genauer Bekanntschaft mit dem Mittelhochdeutschen und mit der zur Schullektüre geeigneten Literatur beziehungsweise der allgemeinen Geschichte oder der Geographie, je einschlieſslich der Quellen und Hilfsmittel.

12. Auf diese Prüfung ist durchschnittlich 1½ Stunden zu verwenden.
13. Über das Bestehen der gesamten Prüfung wird ein eingehendes Zeugnis ausgestellt.
14. Die Kandidaten, welche die besondere Prüfung bestanden haben, erscheinen hienach — vorbehaltlich der Qualifikation in der Praxis — als vorzugsweise geeignet zur Verwendung an einem Realgymnasium oder an einer Industrieschule.

E. Prüfung für den Unterricht in den beschreibenden Naturwissenschaften.

§ 64. Als Vorbedingungen erscheinen:

a) das Absolutorium eines humanistischen oder Real-Gymnasiums, oder einer Industrieschule (chemisch-technische Abteilung) und zwar hier mit Note I in Chemie und Mineralogie,

b) mindestens 3jähriges Studium an einer inländischen Universität oder technischen Hochschule nach Maßgabe der unter Ziffer 2 folgenden Bestimmung.

2. Von den 3 Jahren des akademischen Studiums müssen mindestens 4 Semester dem Studium der Naturwissenschaften zugewendet sein.

3. Der Nachweis des Besuches einer Universität oder technischen Hochschule sowie des sittlichen Verhaltens während dieser Zeit wird durch ein Abgangszeugnis erbracht.

§ 65. 1. Die Prüfungskommission wird jeweils aus mindestens 6 Mitgliedern gebildet und zwar in der Regel aus je einem öffentlichen Lehrer der Zoologie, der Botanik, der Mineralogie, der Chemie und der Physik, sowie einem öffentlichen Lehrer, bestimmt zur Zensur des deutschen Aufsatzes.

2. Der zur Zensur des deutschen Aufsatzes bestimmte Lehrer ist bei Feststellung der Noten aus den übrigen Prüfungsgegenständen nicht stimmberechtigt.

3. Die Prüfung zerfällt in eine schriftliche und eine mündliche.

§ 66. 1. Die schriftliche Prüfung umfaßt:

a) einen deutschen Aufsatz über ein Thema, welches den Stand der allgemeinen Bildung des Kandidaten erkennen läßt,

b) Fragen aus der Mineralogie und Geognosie,

c) Fragen aus der Botanik,

d) Fragen aus der Zoologie,

e) Fragen aus der Experimentalphysik,

f) einfachere Fragen aus der allgemeinen Chemie.

2. Zur Anfertigung des deutschen Aufsatzes wird eine Zeit von 5 Stunden, für die übrigen 5 Prüfungsgegenstände eine Zeit von je 3 Stunden gegeben.

3. Kandidaten, welche bereits die Lehramtsprüfung aus der Chemie und Mineralogie bestanden haben, können nach Wunsch unter Anrechnung der früher erhaltenen Noten von der Fertigung des deutschen Aufsatzes und der Beantwortung von Fragen aus der Mineralogie und Geognosie, der Experimentalphysik und der allgemeinen Chemie entbunden werden.

§ 67. 1. In der mündlichen Prüfung haben die Kandidaten unter anderm einzeln

a) den Nachweis genügender Sicherheit im Bestimmen von Mineralien, Pflanzen und Tieren zu liefern und

b) in einem Examen an einer technischen Mittelschule Münchens ihre didaktische Geschicklichkeit darzuthun.

2. Auf die mündliche Prüfung eines jeden Kandidaten sind durchschnittlich drei halbe Stunden zu verwenden; zur Erprobung unter b) wird ¼—½ Stunde die Regel bilden.

§ 68. 1. Bei Feststellung der Gesamtnote sind die schriftlichen Arbeiten aus der Mineralogie und Geognosie, der Botanik und der Zoologie je 2fach, jene aus der Experimentalphysik und der allgemeinen Chemie, sowie der deutsche Aufsatz je 1fach, dann die Leistung in der mündlichen Prüfung je 3fach in Ansatz zu bringen.

2. Nach dem im deutschen Aufsatze dokumentierten Grad allgemeiner Bildung kann die Kommission mit einfacher Stimmenmehrheit eine entsprechende Modifikation der auf rechnerischem Wege gewonnenen Gesamtnote eintreten lassen.

§ 69. 1. Für Kandidaten anderer Hauptfächer, welche an humanistischen

Anstalten den Unterricht in der Naturkunde erteilen wollen, empfiehlt sich, an der mündlichen Prüfung aus Botanik, Zoologie und Mineralogie teilzunehmen (§ 67); die Erprobung der didaktischen Geschicklichkeit erfolgt hier vor Schülern eines humanistischen Gymnasiums Münchens.

2 Die betreffenden Kandidaten erhalten hierüber ein Zeugnis, das für die Übertragung des Unterrichtes der Naturkunde, beziehungsweise des Unterrichtes in Botanik und Zoologie besondere Würdigung findet.

3. Diese Prüfung kann vor Antritt eines Lehramtes oder in den ersten 4 Jahren nach der Anstellung als Gymnasial- beziehungsweise Studienlehrer abgelegt werden; sie kann nach Wunsch des Kandidaten auf Botanik und Zoologie beschränkt werden.

F. Prüfung für den Unterricht im Zeichnen und Modellieren.

§ 70. 1. Als Vorbedingungen erscheinen:

a) das Absolutorium eines Progymnasiums oder einer sechskursigen Realschule oder der Nachweis erfolgreichen Besuches von mindestens 6 Klassen eines Real- oder humanistischen Gymnasiums,

b) ein vierjähriges Studium an einer Kunstgewerbeschule, einer Akademie der bildenden Künste oder einer technischen Hochschule nach Maßgabe der unter Ziffer 2 folgenden Bestimmung.

2. Von den vorbezeichneten 4 Jahren muß mindestens eines und zwar zum Zwecke der Ausbildung im Zeichnen an einer technischen Hochschule zugebracht sein.

§ 71. 1. Die Prüfungskommission wird jeweils aus mindestens 6 Vertretern der beteiligten Fächer und 1 Lehrer, bestimmt zur Zensur des deutschen Aufsatzes, gebildet.

2. Der zur Zensur des deutschen Aufsatzes bestimmte Lehrer ist bei Feststellung der Noten aus den übrigen Prüfungsgegenständen nicht stimmberechtigt.

3. Die Prüfung ist eine schriftliche (graphische) und eine mündliche.

§ 72. 1. Die schriftliche (graphische) Prüfung umfaßt:

a) einen deutschen Aufsatz über ein Thema, dessen Bearbeitung den Stand der allgemeinen Bildung des Kandidaten erkennen läßt,

b) drei Aufgaben aus dem Linearzeichnen, welche den Anwendungen der darstellenden Geometrie entnommen sind,

c) eine Aufgabe aus dem Bauzeichnen,

d) zwei Aufgaben aus dem Ornamentenzeichnen (Zeichnen nach dem Runden, Komponierung eines Ornamentes),

e) zwei Aufgaben aus dem Figurenzeichnen (Ausführen einer antiken Büste, Umriß einer ganzen Figur nach gegebenem Modelle),

f) eine Aufgabe aus dem Modellieren (Anfertigung eines Modells nach einer Zeichnung,

g) eine Aufgabe aus dem Aquarellieren.

2. Zur Anfertigung des deutschen Aufsatzes wird eine Zeit von 5 Stunden gegeben; die Zeit zur Bearbeitung der anderen Aufgaben wird auf denselben vermerkt und ist am Beginne der Bearbeitung zu verkünden.

§ 73. 1. Die mündliche Prüfung besteht aus:

a) der Beantwortung einiger Fragen aus der Kunstgeschichte,

b) der Beantwortung einiger Fragen aus dem Gebiete des Zeichenunterrichtes, welche sich an eine von dem Kandidaten in bestimmter Zeit nach gegebenem Thema angefertigte Skizze (Zeitskizze) anschließen,

c) der Erprobung der Befähigung zum methodischen Unterrichte unter Demonstration mittels Tafel vor Schülern einer Münchener Mittelschule.

2. Auf die mündliche Prüfung eines jeden Kandidaten sind durchschnittlich für a) und b) zusammen ³/₄ Stunden, für c) ¹/₄—¹/₂ Stunde zu verwenden.

§ 74. Zur Feststellung der Gesamtnote werden die sieben Gegenstände der schriftlichen (graphischen) Prüfung (§ 72) je 2fach, das Ergebnis der mündlichen Prüfung (§ 73) 1fach in Anschlag gebracht.

2. Nach dem im deutschen Aufsatze dokumentierten Grad allgemeiner Bildung kann die Kommission mit einfacher Stimmenmehrheit eine entsprechende Modifikation der auf rechnerischem Wege gewonnenen Gesamtnote eintreten lassen.

C. Prüfung für den Unterricht in den Handelswissenschaften.

§ 75. 1. Als Vorbedingungen erscheinen:

a) das Absolutorium entweder einer anerkannten Handelsschule oder einer sechsklassigen Realschule und das Absolutorium der Handelsabteilung einer Industrieschule.

b) einjähriges Studium an einer technischen Hochschule oder einer Universität nach Maßgabe der unter Ziffer 2 folgenden Bestimmung,

c) Praxis in einem kaufmännischen Geschäfte von mindestens einem, hiezu ausschließlich zu verwendenden Jahre.

2. Im einzelnen ist der Besuch mindestens je einer ordentlichen Vorlesung der Nationalökonomie, der Geschichte und der Handelsgeographie nachzuweisen.

§ 76. 1. Die Prüfungskommission besteht aus mindestens 7 Mitgliedern und zwar regelmäßig je einem öffentlichen Lehrer der Handelswissenschaften, der Nationalökonomie, der Geschichte und der Geographie, zweier Vertreter des Fabrik- und Handelsstandes, dann eines Lehrers, bestimmt zur Zensur des deutschen Aufsatzes.

2. Der zur Zensur des deutschen Aufsatzes bestimmte Lehrer ist bei Feststellung der Noten aus den übrigen Prüfungsgegenständen nicht stimmberechtigt.

3. Die Prüfung zerfällt in eine schriftliche und eine mündliche.

§ 77. 1. Die schriftliche Prüfung umfaßt:

a) einen deutschen Aufsatz über ein Thema, dessen Bearbeitung den Stand der allgemeinen Bildung des Kandidaten erkennen läßt,

b) Handelsgeographie und Handelsgeschichte,

c) Kaufmännische Arithmetik und Algebra, einschließlich der Maß-, Münz- und Gewichtskunde, sowie der Waren- und Wechselkalkulation,

d) Buchhaltung (2 Fragen) in Verbindung mit kaufmännischer Korrespondenz,

e) Handelsrecht mit Wechsellehre,

f) Nationalökonomie, einschließlich des Bank- und Versicherungswesens.

2. Zur Anfertigung des deutschen Aufsatzes (lit. a) wird eine Zeit von 5 Stunden, für die Handelsgeographie und Handelsgeschichte (lit. b), dann für die kaufmännische Arithmetik und Algebra (lit. c), sowie für jede einzelne Frage aus der Buchhaltung und der kaufmännischen Korrespondenz (lit. d) eine Zeit von je 4, für die übrigen Prüfungsgegenstände eine solche von je 3 Stunden gegeben.

§ 78. 1. In der mündlichen Prüfung haben die Kandidaten einzeln

a) über ein mindestens 24 Stunden zuvor bestimmtes Thema aus dem Gebiete der Handelswissenschaften einen freien Vortrag zu halten,

b) im Anschlusse hieran einem Examen über den Inhalt des Vortrages und die sämtlichen Gegenstände der schriftlichen Prüfung sich zu unterziehen und

c) ihre didaktische Geschicklichkeit vor Schülern einer technischen Mittelschule Münchens zu erproben.

2. Auf die mündliche Prüfung eines jeden Kandidaten (lit. a und b) ist durchschnittlich eine Stunde zu verwenden; für die Erprobung unter lit. c) bildet $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{2}$ Stunde die Regel.

§ 79. 1. Zur Feststellung der Gesamtnote werden das Ergebnis der mündlichen Prüfung (§ 78) 3fach, der deutsche Aufsatz und die Buchhaltung mit kaufmännischer Korrespondenz (§ 77 Abs. 1 lit. a und d) je 2fach, die übrigen Gegenstände der schriftlichen Prüfung (§ 77 Abs. 1 lit. b, c, e, f) je 1fach in Anschlag gebracht.

2. Nach dem im deutschen Aufsatz dokumentierten Grad allgemeiner Bildung kann die Kommission mit einfacher Stimmenmehrheit eine entsprechende Modifikation der auf rechnerischem Wege gewonnenen Gesamtnote eintreten lassen.

Übersicht über die Frequenz der einzelnen Klassen an den humanistischen Gymnasien in Bayern.

(Mit Ausnahme von Augsburg St. Stephan u. Metten.)

Nach dem Stande vom 3. Januar 1895.

Gymnasium:	Kl. 1	Kl. 2	Kl. 3	Kl. 4	Kl. 5	Kl. 6	Kl. 7	Kl. 8	Kl. 9	Summa	Diff. seit 3 Jahren
Amberg	33* 33†	31 31	33 33	53	39	39	22	21	15	383	+ 4
Ansbach	34	37	33	29	45	49	29	23	26	305	— 18
Aschaffenburg . . .	59*	64†	61†	51	54	49	39	26 20[1])	35	458	+ 53
Augsburg St. Anna .	52†	56	30 29	40	32	37	36	29	24	365	+ 14
Bamberg Alt. G. . .	45 39*	53 31*	33 33†	54	49	38	42	34	23	474	+ 97
Bamberg N. G. . .	39 35*	34 33*	36 34	31 33	24 24	44	23	16	17	423	— 20
Bayreuth	49*	30† 34	56	28 29	42	32	29	20	23	372	+ 44
Burghausen	48	58	54	42	31	36	25	16	22	332	+ 86
Dillingen	55*	34 36*	43 41*	42 40	55	33 32	25 25	38	40	539	+ 16
Eichstätt	43†	52	38	45	34	39	27	26	15	319	+ 50
Erlangen	29	27	38	25	24	29	35	18 18	38	281	— 30
Freising	56	41	41	39	43	45 45	35 36	26 26	32 30	495	+ 31
Hof	40	45	36	33	39	33	13	10	10	259	+ 4
Kaiserslautern . . .	41	38	36	33	26	45	23	17	19	278	— 8
Kempten	50	44	42	49	42	32	28	27	22	336	+ 41
Landau	41	30 28*	31 30*	45	42	44	20 19*	25	34	389	— 1
Landshut	49 29*	28 30	48	27 31	29 31	27 27	21 21	26	29	453	+ 10
München Ludw.-G. .	44* 63* 48*	42 46* 37	40 40 30	37 38 25	31 39 36	41 45	29 33	20 24	34	822	+ 119
München Luitp.-G. .	59 56 59 56†	57 43 55 41	55 55 56	46 44 46 46	49 44 45	45 47 54	45 48	46 43	33 28	1301	+ 116

[1]) Wird von einem Gymnasiallehrer verwest.

Gymnasium:	Kl. 1	Kl. 2	Kl. 3	Kl. 4	Kl. 5	Kl. 6	Kl. 7	Kl. 8	Kl. 9	Summa	Diff. seit 3 Jahren
München Maxg. . .	29 57 50*	52 52† 36†	49 55	37 35	39 34	35 37	34 36	28 27	40	762	+ 4
München Wilh.-G. .	57 58	50 43†	36 34 39	30 34	34 35	36 36	29 29	31 30	20 19	680	— 26
Münnerstadt . . .	28	35	37	30	35	28	35	23	34	290	+ 26
Neuburg	23	29†	36	31	39	29	33	31	32	283	— 18
Neustadt a/H. . . .	20	30	30	28	26	30	31	25	26	246	— 11
Nürnberg Alt. G. . .	39 37†	37 38	28 28	38	40	37	17 16	29	27	411	— 30
Nürnberg N. G. . .	48 48*	46 49†	38 40	42	44	19 18	16 15	31	20	474	+ 25
Passau	47 42*	40† 39	51 52†	40 36	32 31	30 29	25 23	22 22	41	602	+ 67
Regensburg Alt. G. .	40 45†	45 43	44 38	32 32	34 38	31 36	30 28	26 26	31 32	631	+ 74
Regensburg N. G .	43 34 34	58† 44	34 39	31 33	27 27	28 27	15 15	24	22	535	— 42
Schweinfurt	32	30	31	27	27	34	23	19	26	249	— 38
Speyer	30	36	51	27 27*	24 25	25 27	28 29	22 22	35	408	— 3
Straubing	59	65	60	53	41	36†	21	21	16	375	+ 60
Würzburg Alt. G. .	63†	58	55	42	34	43	34	18	18	365	— 37
Würzburg N. G. . .	53 51*	56 56†	57 54	39 35	29 46	36 36	36 28	31 30	28 21	722	+ 41
Zweibrücken . . .	24	31†	34	19	28	43	32	18	26	255	+ 35
Summa:	2375	2344	2215	1859	1718	1753	1394	1156	1063	15877	+ 740
Vor 3 Jahren:	*2430*	*2290*	*2067*	*1754*	*1701*	*1713*	*1159*	*1043*	*980*	*15137*	
Zahl der Kurse:	54	56	54	51	47	49	50	46	40	447	+ 22
Vor 3 Jahren:	*55*	*54*	*51*	*47*	*47*	*50*	*43*	*40*	*38*	*425*	
Durchschnittszahl der Schüler in jeder Klasse	44	42	41	36	37	36	28	25	27	35	—
Vor 3 Jahren:	*44*	*42*	*41*	*37*	*36*	*34*	*27*	*26*	*26*	*35*	

Bemerkungen:

Die Zickzacklinie, welche die Seite in der Mitte von oben nach unten teilt, gibt an, wie weit gegenwärtig die Klassen mit Gymnasialprofessoren (rechts der Linie) und Gymnasiallehrern (links der Linie) besetzt sind. Solche Klassen, in denen sich als Ordinarien Assistenten befinden, sind mit * bezeichnet; so-

ferne der Assistent die Klasse stellvertretend für einen beurlaubten oder zur Aushilfe im Gymnasium verwendeten ordentlichen Lehrer, sei es Gymnasiallehrer oder Professor, verwaltet, ist dies mit † angezeigt.

Die Teilung von Klassen, welche die schulordnungsmäfsige[1]) Maximalziffer überschritten haben, unterblieb da und dort. Als Grund wird teils der vorübergehende Mangel an Lehrkräften, häufiger indes Raummangel angegeben. Es kann nur als erfreulich bezeichnet werden, dafs die Zahl solcher überfüllten Klassen seit 3 Jahren fast allenthalben im Rückgang begriffen ist, und dafs man sichtlich nunmehr so ziemlich überall bemüht ist, rechtzeitig die nötige Teilung eintreten zu lassen. Es ist daher Grund zu der Hoffnung gegeben, dafs übermaximale Klassen in Bälde nur mehr ganz seltene Ausnahmen bilden.

Auch die Zahl derjenigen Klassen, welche statt von Gymnasiallehrern oder Gymnasialprofessoren von Assistenten verwest werden, hat abgenommen, dank der Fürsorge des Kgl. Staatsministeriums und des in dieser Hinsicht seit geraumer Zeit gesicherten Entgegenkommens des Landtags. Indessen ist auch auf diesem Gebiete noch manches im Rückstande, da eben die Willigungen lange Zeit — namentlich zur Zeit des starken Wachstums der Gymnasien in den 80er Jahren — nicht entfernt hinreichten, den Bedarf zu decken.

Die Frequenzzunahme in dem Zeitraume der letzten drei Jahre erscheint als eine mäfsige; an den vorgenannten 35 Gymnasien stieg die Schülerzahl in dieser Zeit von 15137 auf 15877, also um 740 Schüler. Hiebei ist allerdings zu berücksichtigen, dafs die neu errichteten 6. Klassen an den mit 1. September 1894 zu Progymnasien erhobenen Lateinschulen eine gewisse Ermäfsigung der Schülerzahl, besonders für einige fränkische und pfälzische Gymnasien, im Gefolge hatten. Die genannten 6. Klassen der 25 gegenwärtig bestehenden Progymnasien (s. u.) zählen zur Zeit insgesamt 243 Schüler. Die stärkste Zunahme zeigen die zwei im Zentrum der Stadt gelegenen Münchener Gymnasien, nämlich das Ludwigs- und Luitpoldgymnasium. Eine wesentliche Entlastung wird diesen beiden Anstalten die Eröffnung des neuen, fünften Münchener Gymnasiums bringen, welche für September 1896 in Aussicht genommen ist.

[1]) § 3 Abs. 2 der Schulordnung für die humanistischen Gymnasien (vom 23. Juli 1891) schreibt vor: „Die Anzahl der Schüler soll in den Klassen 1—3 nicht über 50, in den Klassen 4—6 nicht über 45 und in den Klassen 7—9 nicht über 35 betragen". Abs. 3: „Haben sich für eine Klasse mehr Schüler gemeldet, so ist die Klasse in Parallelkurse zu teilen; ausnahmsweise kann statt dessen ein Aushilfslehrer beigegeben werden".

Frequenz der Progymnasien.

(Am 3. Januar 1895).

Progymnasium in	Klasse 1	Klasse 2	Klasse 3	Klasse 4	Klasse 5	Klasse 6	Summa der Schülerzahl.
1. **Bergzabern**	18	11	18	10	18	5	80
2. **Dürkheim**	36	29	13	23	12	21	134
3. **Edenkoben**	32	31	26	17	13	14	133
4. **Frankenthal**	34	37	40	22	14	16	163
5. **Fürth**	33	33	20	23	14	14	137
6. **Günzburg**	34	27	15	14	19	9	118
7. **St. Ingbert**	26	21	24	11	5	6	93
8. **Ingolstadt**	40	30	18	25	12	12	137
9. **Kirchheimbolanden** .	18	14	11	6	3	6	58

Progymnasium in	Klasse 1	Klasse 2	Klasse 3	Klasse 4	Klasse 5	Klasse 6	Summa der Schülerzahl
10. **Kitzingen**	18	23	14	17	12	4	88
11. **Kusel**	15	17	11	5	8	6	62
12. **Lohr**	27	24	21	15	7	7	101
13. **Ludwigshafen** a/Rh. .	37	29	19	18	10	14	127
14. **Memmingen**	29	24	16	16	15	6	106
15. **Neustadt** a/Aisch . .	18	17	15	13	13	16	92
16. **Nördlingen**	11	14	16	15	3	3	62
17. **Öttingen**	23	25	21	12	14	5	100
18. **Pirmasens**	22	22	15	9	7	12	87
19. **Rosenheim**	41	31	32	28	17	18	167
20. **Rothenburg** o/Tauber	22	10	6	9	3	6	56
21. **Schäftlarn**	39	29	27	23	22	11	151
22. **Schwabach**	23	16	14	13	6	7	79
23. **Weißenburg** a/Sand .	21	29	24	13	17	12	116
24. **Windsheim**	23	12	13	11	5	6	70
25. **Wunsiedel**	18	12	13	17	10	7	77
Summa:	658	567	462	385	279	243	2594
Durchschnittsziffer für die einzelnen Klassen:	*26*	*23*	*19*	*15*	*11*	*10*	*17*

Der **Durchschnittsfrequenz** von (2594 : 25 =) 104 Schülern kommen nahe Lohr (101 Schüler), Memmingen (106) und Öttingen (100).

Frequenz der Lateinschulen[1])

(bei Beginn des Schuljahres 1894/95).

1. Amorbach	20	9. Haßfurt	47
2. Annweiler	30	10. Hersbruck	27
3. Blieskastel	40	11. Homburg	68
4. Dinkelsbühl	65	12. Landstuhl	71
5. Feuchtwangen	20	13. Lindau	39
6. Germersheim	65	14. Miltenberg	86
7. Grünstadt	115	15. Uffenheim	68
8. Hammelburg	52	16. Winnweiler	75

Summa der Schülerzahl 888 (gegen 879 am Schlusse des vorigen Schuljahres).

[1]) Nach dem Ministerialblatt f. Kirchen- u. Schulang. vom 9. Jan. 1895.

Die Rang- und Gehaltsverhältnisse der Lehrer an den Progymnasien und Lateinschulen.

Zu der im 1. Hefte dieses Jahrganges S. 61 ff. gebrachten Darstellung obigen Betreffs ist nachzutragen:

ad a) Die Gleichstellung der Progymnasialrektoren mit den Gymnasialprofessoren erfolgte in Mittelfranken ab 1. Sept. 1894 nach dem neuen Gehaltsregulativ ohne Rückdatierung.

Ferner hat der mittelfränkische Landrat in seiner letzten Tagung auch den Subrektoren von Dinkelsbühl und Uffenheim Rang und Gehalt von Gymnasialprofessoren verliehen, und zwar ab 1. Januar 1895.

ad c) Eine Gehaltsaufbesserung wurde vom schwäbischen Landrat nur für die Assistenten an der Kreisrealschule in Augsburg, nicht auch für die Assistenten an den Lateinschulen (bezw. Progymnasien) bewilligt. Doch erhielt der Assistent am Progymnasium in Nördlingen nachträglich seitens der Stadtgemeinde eine freilich nicht hinreichende Aufbesserung seines Gehalts von 1398 auf 1500 M. Ein Gleiches ist laut freundlicher Mitteilung bei dem Assistenten von Wunsiedel der Fall.

Der pfälzische Landrat endlich bewilligte die Aufbesserung für die Assistenten erst ab 1. Januar 1895. Dr. G.

Der archäologische Kursus für Lehrer höherer Unterrichts-Anstalten in den königlichen Museen zu Berlin.

Ostern 1894.

In kurzem werden wieder seitens des K. Staatsministeriums die Einladungen zur Beteiligung an den während der Osterferien stattfindenden archäologischen Ferienkursen ergehen. Gemäfs den unter den Bundesregierungen getroffenen Vereinbarungen werden zu dem Dresdener Kurse zwei, zu dem Berliner ein Teilnehmer aus Bayern zugelassen. Als Teilnehmer an dem vorjährigen Berliner Kurse möchte ich — zugleich mehrfach an mich gerichteten Anfragen entsprechend — an dieser Stelle durch kurze Mitteilung der Einrichtung und Durchführung dieser ganz hervorragend lehrreichen Veranstaltung die Aufmerksamkeit der Kollegen auf diese in so dankenswerter Weise gebotene Gelegenheit hinlenken, die neben einer reichen Fülle wissenschaftlicher Anregung eine vielseitige Förderung der Interessen unserer praktischen Berufsthätigkeit zu vermitteln geeignet ist. Eine postfestum-Berichterstattung über den Inhalt der Vorträge wird in anbetracht der besonderen Art der Darbietung, die stets den Charakter der Demonstration trug, wie auch wegen des beschränkten verfügbaren Raumes nicht beabsichtigt.

Das Programm lautete für den (einschliesslich eines Sonntags) neuntägigen Kursus: 1. am 28. März im Neuen Museum am Lustgarten: Ägyptische und assyrische Denkmäler (Direktor Professor Dr. Erman); 2. am 29. März im Museum für Völkerkunde an der Königgrätzerstrasse: Die Ausgrabungen Schliemanns in Hissarlik, Tiryns und Mykenä (Direktorial-Assistent Dr. Puchstein); 3. am 30. März in der Olympia-Ausstellung hinter der Nationalgalerie: Altertümer von Olympia (Prof. Dr. Trendelenburg); 4. am 31. März in der Sammlung der Gypsabgüsse im neuen Museum: Die attische Kunst auf ihrer Höhe (Dr. Winter in Stellvertretung des durch Krankheit verhinderten Prof. Dr. Kekulé); im Museum für Völkerkunde: Die Papyrusurkunden der K. Museen (Dr. Krebs); 5. am 2. April im Alten Museum am Lustgarten: Altertümer von Pergamon (General-Sekretär des Archäolog. Instituts, Prof. Dr. Conze); 6. am 3. April im Antiquarium des Neuen Museums: Antike Vasen und Geräte (Prof. Dr. Furtwängler); 7. am 4. April im Münzkabinet des Alten Museums: Antike Münzen (Direktor Prof. Dr. von Sallet); 8. am 5. April: Das alte Rom (Direktor Prof. Dr. Richter)

Die Zahl der zu dem Kurse einberufenen Herren, welche sich aus den ostelbischen Provinzen Preufsens (für die westlichen Provinzen wurde ein Kurs in Bonn — Trier abgehalten), aus Mecklenburg, Sachsen, Baden und Bayern rekrutierten, betrug 24; diese Zahl stellt wohl das zulässige Maximum für die Frequenz eines solchen Kurses dar, wobei eine unverkürzte und gleichzeitige Anteilnahme aller an den Demonstrationen und ein bequemer Verkehr zwischen Lehrern und Hörern noch ermöglicht erscheint. Gerade durch die Unmittelbarkeit der Situation — wenn der Ausdruck gestattet ist — wird die gröfste Wirkung und ein wesentlicher Gewinn eines solchen Repetitoriums im grofsen Stile gewährleistet. Die Herren Vortragenden fanden die dankbarste Anerkennung in ihrem Bestreben, überall zu eigenem Schauen und Vergleichen anzuregen, aus der erdrückenden Masse des Materials das Charakteristische hervorzuheben und möglichst die Denkmäler selbst reden zu lassen. (Dafs der Vortrag über die Topographie des alten Roms mehr der ex-cathedra-Form sich annäherte, war natürlich durch das Themas selbst bedingt). Jeder Tag bot in seinem eigenartigen Verlauf eine stets neue Reihe bleibender Eindrücke, die im Zusammenhange wieder zu einem Ganzen sich gestalteten. Wiederholt war deutlich die Steigerung der allgemeinen Aufmerksamkeit zu lebhafter Spannung wahrzunehmen, wenn etwa Anlafs gegeben war, ein Thema von besonders aktuellem Interesse zu berühren, so z. B. bei der Beurteilung der trojanischen Funde aus der II. und VI. Stadtschichte oder bei der Betrachtung der neuesten Erwerbung des Alten Museums, der im Rotundensaale aufgestellten weiblichen Gewandstatue (worüber R. Kekulé eben seine Schrift veröffentlicht hatte) oder bei der Vorführung der Ergebnisse der neueren Forschung über die Chronologie der römischen „Servius"mauer, des Pantheons, oder wenn manchem von uns zum ersten Male sich Gelegenheit bot, den Gebrauch antiker Geräte, Waffen u. s. w. selbst zu erproben. An den Tagen freilich, die dem Studium der Altertümer aus Olympia und der angehäuften Masse der pergamenischen Kunstschätze insbesondere gewidmet waren, blieb die Empfindung hoher Befriedigung nicht frei von einer Beimischung des Bedauerns, dafs die ein Museum reichlich ausfüllenden Reichtümer in Berlin eine würdige Heimstätte, worin sie erst recht zur Geltung zu kommen vermögen, noch immer nicht gefunden haben.

Gleich am ersten Tage wurden den Teilnehmern als wertvolle literarische Hilfsmittel eingehändigt: eingehende Literaturnachweise für jeden einzelnen Vortrag; zahlreiche Pläne und Karten zu den Vorträgen über Tiryns, Mykenä, Troja, Olympia, Pergamon (der von der Generalverwaltung der K. Museen herausgegebene Führer durch die Ruinen von P.), Rom (mit mehreren, z. T. ganz neuen Rekonstruktionstafeln zum Forum Romanum); ausserdem ein Auszug aus dem Preisverzeichnisse der verkäuflichen Abgüsse von Bronzen, Terrakotten und Vasen aus dem Berliner Antiquarium. So war auch nach dieser Seite hin für die Beseitigung jedes Hemmnisses, das der vollen Ausnützung der für jeden Tag festgesetzten Stundenzahl im Wege stehen konnte, Sorge getragen. Die Vorträge begannen Vormittags um 9 Uhr und dauerten — mit einer kurzen Unterbrechung durch die „Frühstückspause" — meist bis gegen 3 Uhr (ausnahmsweise auch bis 4 Uhr). Dies bedeutete also ein immerhin nicht geringes Mafs geistiger und auch körperlicher Anspannung. Ich zweifle wenigstens, ob viele Kollegen in der Lage waren, von dem entgegenkommenden Anerbieten der Herrn Direktorialbeamten des Alten und des Neuen Museums, sowie des Museums für Völkerkunde, in der zur Verfügung stehenden freien Zeit die Teilnehmer persönlich durch die Sammlungen zu führen, Gebrauch zu machen. Wer zum ersten Male nach Berlin kommt, wird jedenfalls gut thun, zum Studium der verschiedenen Sammlungen schon einige Tage vor Beginn des Kurses sich einzustellen. Auch aus diesem Grunde wird es nur zu begrüfsen sein, wenn dem Wunsche, „dafs die geschäftliche Behandlung der Einladungen zu den Kursen so vereinfacht werde, dafs die Aufforderungen rechtzeitig an die Betreffenden gelangen" (3. Resolution der in Wien zur Beratung über die Verwertung der Archäologie im Gymnasialunterrichte versammelten Delegierten deutscher Regierungen s. Verhandl. der 42. Vers. deutscher Philol. und Schulm. Seite 336) baldige Erfüllung beschieden sein wird. Die Einladungen sollten mindestens so frühzeitig ergehen, dafs die ministerielle Entscheidung über die Zulassung noch vor Beginn der Ferien erfolgen kann.

Am zweiten Tage war den Mitgliedern des Ferienkurses die Ehre einer

offiziellen Begrüfsung im Auftrage Sr. Exzellenz des Herrn Kultusministers zu teil geworden. Am 3. April nahmen wir als Gäste der Einladung des Herrn Generalsekretärs Prof. Conze folgend an der Abendsitzung der archäologischen Gesellschaft teil; es wurde von Herrn R. Heyne über die neueren Ausgrabungsarbeiten in Magnesia, von Herrn F. Adler über seine Rekonstruktion des grofsen Zeus-Altars in Olympia vorgetragen (vergl. Archäolog. Anzeiger 1892, Nr. 2 S. 84 ff). Den Abend beschlofs eine gesellige Vereinigung, deren Arrangement zugleich auch darauf berechnet war, einen materiellen Ausgleich gegen die lange Reihe rein geistiger Genüsse herzustellen.

Es sei mir zum Schlusse gestattet, auch an dieser Stelle die Versicherung des lebhaften Dankes, den alle Teilnehmer jedem einzelnen der Herrn Vortragenden sowohl wie auch der K. Generalverwaltung der Museen für die manigfache Mühewaltung schulden, zu wiederholen, zumal da ich zugleich der Freude darüber Ausdruck geben darf, dafs die K. Generalverwaltung auch späterhin noch ihrer Gäste in aufmerksamer Weise sich zu erinnern weifs. O. S.

Archäologische Fundnotizen.

Freilegung des Römerkastells Hohlheim in Württemberg.

Laut Bericht des „Schwäbischen Merkur" ist das 1 km von dem Dorfe Hohlheim und 13 km nordöstlich von Ellwangen entfernt gelegene Römerkastell Hohlheim, welches man bereits im vergangenen Frühjahr auf Veranlassung des Streckenkommissärs für die Limesforschung in Württemberg auf vier Seiten auszugraben begonnen hatte, gegenwärtig gänzlich freigelegt worden. Das Kastell hat eine fast quadratische Form mit 82 m Seitenlänge; die gut erhaltenen Umfassungsmauern sind 1,22 m breit und an einzelnen Stellen 1 m hoch. Seine beiden Thore, die porta praetoria und porta decumana, haben je 2 Türme, abgerundete Ecken mit Türmen und, was als Eigenart besonders hervorgehoben zu werden verdient, je einen zum Schutze der beiden Seiten dienenden Zwischenturm, durch welchen die bei den römischen Kastellen sonst üblichen Seitenthore im vorliegenden Falle überflüssig geworden sind. Der Vorsprung der Thortürme ist 0,12 m breit. Der Platz selbst, auf dem sich die Mauerreste befinden, ist längst bekannt. Er liegt, von einer starken Hecke eingefafst, auf einem freien Ackerfelde. Die Mauern selbst sind umgeben von einem 6,45 m langen und 1,15 m tiefen Graben. Gefunden hat man im Innern des Kastells nur eine Silbermünze aus der Zeit Gordians, einen abgebrochenen steinernen Fufs nebst geringen Bruchstücken einzelner römischer Gefäfse, dann aber zahlreiche Mengen von Kohlen und Aschenresten, aus denen jedenfalls zu schliefsen ist, dafs einst Holzbauten oder Holzbaracken dort gestanden haben.

Die neuesten Erwerbungen des ägyptischen Museums in Gizeh.

Die Oktober 1894 erschienene Nummer der englischen Zeitschrift „The Academy" berichtet über die neuesten Erwerbungen des Museums in Gizeh, dafs man im vergangenen Winter in einem Grabe der sechsten Dynastie zwei Scharen Soldaten und eine Reihe von Nilbarken, welche gröfstenteils unsere Kenntnis des ägyptischen Schiffswesens bedeutend fördern, entdeckt und diese Funde dem genannten Museum überwiesen hat. Das Blatt bringt folgende Beschreibung dieser beiden Scharen von Kriegern: „Jede Schar besteht aus 40 Figuren, die in Reihen von je vier auf einem hölzernen Brett befestigt sind; sie sind alle auf dem Marsch befindlich dargestellt. Die erste Schar ist aus Männern von dunkler Färbung zusammengesetzt, wahrscheinlich Ägyptern, mit dickem Haar, das hinten, wie gewöhnlich, mit einem Bande zusammengebunden ist. Die Figuren sind aus Holz und ungefähr 13 Zoll hoch; alle sind wohlproportioniert; nur wenige bleiben an Höhe hinter dem Durchschnitt zurück. Sie sind in Lendentücher von weifser oder gelber Farbe gekleidet; das Gewand reicht bis zur Mitte der Schenkel; als Waffen führen sie Speer und Schild. Die Speere sind ungefähr von Manneshöhe und werden steil geschultert getragen, so dafs sich die Enden in der Höhe des

Knies befinden: sie zeigen breite Spitzen aus Bronze, die fast den sechsten Teil der ganzen Länge einnehmen, ähneln also völlig den Speeren, die noch heute von den Baggara-Arabern geführt werden. Die Schilde, ungefähr 8 Zoll hoch, enden unten viereckig und laufen oben spitz zu: auf der Innenseite ist ein hölzerner Querstab angebracht, vermöge dessen sie getragen werden. Alle Schilde sind mit Farben bedeckt; aber während bei einzelnen diese Farben ganz unregelmäfsigen Farbenflecken gleichen, zeigen andere eine Art heraldischen Schmuckes. Es sind aber nicht etwa die Führer, die durch solche Schilde hervorgehoben werden. Die zweite Schar zeigt Leute von schwarzer Farbe, die ihr Haar ähnlich angeordnet haben wie die ersten, aber ihre Kleidung besteht aus sehr dürftigen Lendentüchern von roter oder gelber Farbe; einige unter ihnen sind mit Halsketten und Armspangen geschmückt. Sie sind nur mit Bogen und Pfeilen bewaffnet; ein jeder führt in der linken Hand den Bogen, während die rechte Hand vier Pfeile hält. Die Pfeile sind mit Feuersteinspitzen versehen, die meiselartig ausgehen. Der Unterschied zwischen den beiden Kriegerscharen ist sehr deutlich hervorgehoben, nicht allein durch die Hautfarbe, sondern auch durch die Gröfse; die schwarzen Soldaten sind wenigstens um einen halben Kopf kleiner und haben auch eine gröfsere Zahl unter dem Durchschnitt bleibender Männer unter sich. Diese kleineren Leute sind in beiden Rotten auf dem linken Zentrum aufgestellt, so dafs man annehmen kann, dafs an dieser Stelle immer die minderwertigen Truppen untergebracht zu werden pflegten. Die Ägypter sind in geschlossenen Reihen dargestellt, während die Schwarzen in viel bequemerer und freierer Haltung marschieren; jedenfalls sollten diese letzteren, auch abgesehen von ihrer Bewaffnung mit Bogen und Pfeil, die irregulären Truppen im Gegensatze zu der ordentlichen Kriegsmacht darstellen".

Der neue delphische Hymnus auf Apollo nach Henri Weils Textesgestaltung.

Im „Journal des débats" veröffentlicht Henri Weil, der bekannte Pariser Philologe, mehrere interessante Mitteilungen über den neuesten, bei den Ausgrabungen in Delphi gefundenen Apollohymnus, wobei er zunächst der Thatsache gedenkt, dafs der erste derselben Gottheit gewidmete Hymnus längst auf der ganzen Welt bekannt ist und zuletzt sogar in der Stadt Johannisburg in der Republik Transvaal von einem Chor Damen, die bei dieser Gelegenheit sämtlich griechische Kleidung angelegt hatten, gesungen wurde. Wichtig ist die von Weil aufgestellte anscheinend wohl begründete Annahme, dafs der neue delphische Hymnus um das Jahr 100 vor Chr., also zu einer Zeit, wo Griechenland bereits 46 Jahre lang unter dem Namen Achaja römische Provinz gewesen war, verfafst und bei dem sogenannten Feste der Soterien, welches die Athener und Ätoler zur Feier des im Jahre 278 vor Chr. über die in ihre Länder eingefallenen Gallier davongetragenen Sieges gemeinsam gestiftet hatten und längere Zeit hindurch feierten, vorgetragen wurde. Ohne Zweifel steht nach Weil das wenigstens fest, dafs der Hymnus von den Dionysischen Künstlern gesungen wurde, welche einen grofsen Verein unter einem eigenen Dichter bildeten und in Athen wohnhaft waren. Es ist Weil mit Hilfe der photographischen Abbildungen des gefundenen Textes auch ziemlich gut gelungen, trotz der überaus verderbten Gestalt, in welcher der Hymnus auf uns gekommen ist, die Lücken der Überlieferung in erträglicher Weise zu ergänzen und einen lesbaren Text des Gedichtes zu schaffen. Den Inhalt desselben gibt er in folgender Weise an. Der Dichter ruft, wie üblich, bei Beginn seines Gedichtes die Musen an und schildert darauf die Geburt des Apollo auf Delos, wobei er in überaus schöner Weise den Anteil, welchen die Natur an diesem Ereignis nimmt, darstellt. So sagt der Dichter, dafs bei der Geburt des Gottes der Himmel wolkenlos erglänzte, die Winde ihr Rauschen einstellten, Nereus die Wut der Wogen hemmte und der Okeanos still wurde. Apollo durchwandert, um zu seinem Heiligtum zu gelangen, Attika, erfreut sich dort zum ersten Male der späterhin bei den Athenern stehend gewordenen Begrüfsung *ἰὼ Παιάν* und beabsichtigt nunmehr seinen Tempel an der bisher für die unterirdischen Gottheiten bestimmten Orakelstätte zu erbauen, als plötzlich die Pythoschlange, welche den Eingang zum Heiligtume bewacht, sein Vorhaben

zu vereiteln sucht, aber endlich nach siegreichem Ringen von ihm getötet wird. Nach Weils Angabe ist die Musik des Gedichtes noch lückenhafter überliefert als der Text, doch hofft der bekannte vortreffliche Kenner altgriechischer Musik Reinach die vorliegende Gestalt des Notentextes in nicht allzu langer Zeit in völlig befriedigender Weise ergänzen zu können.

Mitteilungen des Deutschen Reichsanzeigers über die in unmittelbarer Nähe von Pompeji entdeckte römische Badeeinrichtung.

Der Besitzer der nördlich von Pompeji am Abhange des Vesuv gelegenen Ortschaft Boscoreale, Vincenzo de Prisco, hat in einem ihm gehörigen Weingute ein Landhaus mit zwar kleinen, aber sehr geschmackvoll eingerichteten Badezimmern entdeckt. Das Gebäude selbst ist mit eben solchen Aschen- und Bimssteinschichten, wie diejenigen sind, unter denen die Trümmer Pompejis ruhen, bedeckt und deswegen für die Archäologie ganz besonders bemerkenswert, weil man hier zum ersten Male an einer römischen Badeeinrichtung auch ein vollständiges Leitungssystem nebst Wasserbehältern und Bleiröhren mit Bronzehähnen, welche sonst nirgends in Pompeji vorkommen, da bei der Katastrophe die Überlebenden alle wertvollen Metallteile fortgenommen haben, gefunden hat. Obwohl bis jetzt noch nicht einmal die Hälfte des Landhauses freigelegt ist, hat man doch die angegebenen Resultate als unumstöfsliche zu betrachten. Der Reichsanzeiger schildert nun das neu entdeckte Leitungssystem folgendermafsen: Alle Leitungen führen in das Zimmer des warmen Bades. Dies hat an der einen Schmalseite die für eine Person berechnete, gemauerte und mit weifsem Marmor bekleidete Badewanne; unmittelbar darüber erkennt man in der Wand die Bronzemündung eines Leitungsrohres. An der gegenüberliegenden Stelle ist der Raum durch eine halbrunde Nische erweitert; auch hier ragt eine kleine Bronzemündung aus der Wand hervor. Das marmorne Waschbecken, welches einst unter derselben stand, ist bei früheren Ausgrabungen des benachbarten Grundbesitzers entfernt worden. Die Wand, an der die Wanne steht, trennt das Badezimmer vom Heizraum, und in diesem steht an derselben Wand, der Mitte der Wanne entsprechend, der grofse, zylinderförmige Bleikessel für das heifse Wasser, 2 m hoch, von etwa 0,59 m Durchmesser, mit einer von einem Thondeckel bedeckten runden oberen Öffnung; er steht über der Feuerstelle, von der aus die Hitze unter den in der bekannten Weise unterhöhlten Fufsboden des Badezimmers geleitet wird. Nicht weit davon, in der nächstliegenden Ecke der Küche, steht auf einem gemauerten Unterbau der Behälter für das kalte Wasser, ein viereckiger Bleikasten, 84×90 cm grofs und 64 cm hoch. Mit diesen Behältern nun steht ein ganzes System von Bleiröhren in Verbindung. Zunächst eine aus noch nicht ausgegrabenen Teilen herkommende, durch einen Hahn verschliefsbare Zuleitungsröhre für den Kaltwasserbehälter, in den sie nahe dem oberen Rand einmündet. Ferner vier Ableitungsröhren aus demselben Behälter, aus dem sie ganz unten, dicht über dem Boden, austreten. Eine derselben, auch mit einem Hahn versehen, verläuft nach der dem Heizraum abgewandten Seite: entweder führte sie zum kalten Bade (wenn dies nicht seine eigene Leitung hatte), oder sie diente nur zur Entleerung. Die übrigen drei führen in den Heizraum und zu dem Heifswasserkessel. Eine, die gröfste, durch einen Hahn verschliefsbare, führte ihm das zu erwärmende kalte Wasser zu. Eigentümlicherweise mündet sie nicht einfach in den Kessel ein, sondern führt noch innerhalb desselben bis fast auf den Boden: man wollte auf diese Weise erreichen, dafs das zufliefsende kalte Wasser auf den Boden gelangte, ohne sich mit dem in den höheren Teilen befindlichen und von dort abfliefsenden heifsen Wasser zu mischen und es abzukühlen. Die zweite Röhre, ebenfalls gleich in ihrem Anfange durch einen Hahn verschliefsbar, führt zur Badewanne. Aber bevor sie dahin gelangt, mündet sie in eine aus dem Heifswasserkessel kommende kurze Röhre ein, die auch ihrerseits einen Hahn hat. Blieb dieser geschlossen und der andere offen, so flofs kaltes, öffnete man ihn und schlofs den andern, warmes Wasser in die Wanne. Die dritte Röhre ist nicht in ihrem ganzen Verlaufe sichtbar, da sie sich am Ende des Heizraumes in noch unausgegrabene Teile fortsetzt. Es kann aber kaum zweifelhaft sein, dafs sie an der Aufsenseite der Wand des Bade-

zimmers entlang läuft und in der oben erwähnten halbrunden Nische desselben, über dem Waschbecken ausmündet. Auch diese Röhre ist gleich in ihrem Anfange mit einem Hahne versehen, auch in sie mündet da, wo sie am Heifswasserkessel vorüberführt, eine kurze, gleichfalls durch einen Hahn verschliefsbare Röhre ein. Blieb dieser letztere Hahn verschlossen, der andere geöffnet, so erhielt das Waschbecken kaltes, bei umgekehrter Stellung der Hähne erhielt es warmes Wasser. Auch hier wurde natürlich durch Mischung die richtige Temperatur erzielt. Endlich hat der Kessel für das heifse Wasser noch ganz unten eine durch einen Hahn geschlossene Röhre zur Entleerung; sie ist nur ganz kurz: man mufste das Wasser mit Gefäfsen auffangen. Die Ausgrabungen des Herrn de Prisco werden fortgesetzt, und es ist zu hoffen, dafs sie noch manche Bereicherung unserer Kenntnis des antiken Lebens bringen werden.

Die bisherigen Ergebnisse der Forschungen über das Innere der Pyramide von Daschur. Bekanntlich ist im vergangenen Winter bei den Versuchen, das Innere der aus Nilschlammziegeln gebauten Pyramide von Daschur zu ergründen, ein sehr wertvoller Goldschatz, welcher im Altertum von Dieben gestohlen und in der Bodenvertiefung einer kleinen Nebenkammer des Bauwerks verborgen war, entdeckt worden. Schon im Sommer des Jahres 1894 beabsichtigte man tiefer in das Innere der Pyramide einzudringen, um auf diese Weise den Eingang zum Königszimmer zu erspähen, zumal man in letzterem aus naheliegenden Gründen die Mumie des Erbauers zu finden hoffte. Nach Angabe des Herrn v. Morgan, des Direktors der Ausgrabungen, ist die Entdeckung des Königszimmers nach Überwindung aufserordentlicher Schwierigkeiten endlich auf folgende Weise gelungen. Nachdem man im Winter von dem Ende des Schachtes aus, durch welchen man in den 12 m unter der Erde hin sich erstreckenden unterirdischen, mit Grabkammern geschmückten Gang gedrungen war, einen weiteren Gang nach dem Mittelpunkte der Pyramide, wo man das Königszimmer vermutete, gegraben hatte, gelang es zwar im Juni 1894 nach einer viermonatlichen Unterbrechung der Arbeiten dreimal und zwar in den verschiedensten Höhenlagen den Mittelpunkt der Pyramide zu finden, doch hatten die Nachforschungen selbst weiter gar kein Ergebnis. Als aber Herr v. Morgan im Anfang des November 1894 von einer nach Europa unternommenen Reise zurückgekehrt war, beschlofs man ein anderes Verfahren einzuschlagen, nämlich gleichzeitig mehrere Gänge in bedeutend tieferer Höhenlage zu graben. Die Erfahrung zeigte, dafs man sich nicht geirrt hatte. Am 23. November stürzte nämlich unter dem Hackenschlage eines Arbeiters ein Teil einer Wand ein, wodurch der Zutritt zu einem etwa 60 cm hohen Gange gewonnen wurde, in den Herr v. Morgan selbst nach seiner Schilderung zuerst hineinschlüpfte und, ungefähr 15 m auf Händen und Füfsen weiterkriechend, in ein gröfseres Zimmer gelangte, welches aus weifsem, den Bergwerken von Turra entstammenden Kalkstein erbaut war, sich aber im Augenblicke der Entdeckung fast durchweg mit Steinhaufen angefüllt zeigte. An der Westseite bemerkte Herr v. Morgan den Eingang zu einem andern, ebenfalls sehr grofsen, aus rosafarbigem Syenit erbauten, weifs übertünchten Zimmer, in dessen Hintergrund sich der gesuchte, aufserordentlich grofse, ebenfalls aus rosafarbigem Granit gearbeitete Sarkophag, welcher offen stand und daher ohne Zweifel bereits im Altertum von den Räubern erbrochen war, befand. Leider entdeckte man nur einige Holzstücke darin, da die Diebe alles andere mitgenommen hatten. Auch hier lag der ganze Raum voll von Stein- und Sandhaufen. Es ist weiter klargestellt, dafs von der Nordostseite des Ganges ein anderer Gang, dessen Anfang mit schönen Kalksteinen, welche aber schon nach einer Entfernung von etwa 10 m dem nackten Sandstein Platz machen, verziert ist, weiter nach Norden geht, jedoch sehr bald nach Westen abschwenkt. Als man ungefähr 40 m vom Ausgangspunkte entfernt war, traf man nur noch auf gewaltige Schuttmassen, die aus einem gerade mitten auf der Westseite der Pyramide befindlichen Schacht, durch welchen die Diebe s. Z. in das Innere des Bauwerkes eingebrochen waren, abgebröckelt sind. Herr v. Morgan hat ferner noch konstatiert, dafs die zahlreichen, ziemlich dürftigen Zeichnungen auf den weifsen Wänden des grofsen Saales von den Räubern angefertigt sind. Man wird jedenfalls durch Vergleichung dieser Zeichnungen mit ähnlichen die Zeit, in welcher der Raub stattgefunden hat, berechnen können und

sicher später noch auf Inschriften stofsen, deren Inhalt über den Erbauer der Pyramide das nötige Licht zu verbreiten im Stande sein wird.

Die Ausgrabungen an der Akropolis von Selinus.

An der Akropolis von Selinus, welche bisher im allgemeinen wenig bekannt war, hat man Ausgrabungsarbeiten begonnen, welche bereits ziemlich bedeutende Resultate geliefert haben. Das Innere der Akropolis, welche, wie jede andere, lediglich deshalb den höchsten Teil der Stadt bildet, weil sie zunächst für die Verehrung der hochthronenden Götter bestimmt war und erst später, wie auch die Akropolis von Athen, und zwar nur im Notfall zu Verteidigungszwecken benützt wurde, wird von zwei Strafsen durchkreuzt. Man hat daselbst die Grundmauern und einige Säulenstümpfe von fünf Tempeln gefunden; einer derselben diente dem Kult des Apollo, ein anderer dem der Aphrodite. Die Befestigungen der Akropolis sind zu der Zeit angelegt, wo Selinus noch die Karthager fürchten mufste. Die gegenwärtig freigelegte Mauer hat westlich zwei viereckige Türme, nördlich einen runden und nordöstlich einen halbrunden Turm von 20 m im Durchmesser; sie ist verhältnismäfsig sehr gut erhalten und stellt sich als eine recht gut ausgeführte Arbeit dar. Von den Thoren, welche sämtlich aus altitalischer Zeit stammen, verband das im Nordosten befindliche Hauptthor die Stadt mit dem Hafen; auch gelangt man noch jetzt auf der Ostseite vermittelst eines in den Felsen gehauenen, von zwei Doppelthoren verschlossenen Hohlweges in eine unterirdische Galerie der Akropolis. Von den Einzelstücken, auf die man gestofsen ist, sind besonders wichtig viele Säulentrommeln, Kapitäle der verschiedensten Art, zahlreiche Weihgeschenke, namentlich weibliche Figuren und Lampen in Terrakotta, d. h. Näpfe mit einem zur Aufnahme des Dochtes bestimmten Rohre. In einer Abräumungskammer fand man 1200 Lampen, nahe dabei sogar noch 11 089 andere. Bei den übrigen Terrakottafiguren von meist ungeschickter Arbeit, deren Zahl weit über 1000 beträgt, zeigt sich oft blaue und rote Farbe; sehr häufig hat man unter diesen Stücken die Aphrodite mit der Taube in der Hand entdeckt, seltener eine Mutter, welche ihr Kind auf den Knieen hält.

Dresden. Dr. Löschhorn.

Erwiderung.

Herr Professor Behr in Stuttgart schreibt mir mit Bezug auf meine in Heft I dieser Blätter (Jahrgang 1895) bei Gelegenheit der Besprechung der neuesten Auflage des Pützschen Leitfadens angebrachten Klage über die schweren Mifsstände, die aus dem Gebrauche so ganz verschiedener Auflagen erwüchsen, dafs er zwar diese Unzuträglichkeiten anerkennen müsse, aber doch glaube, dafs sie sich vermeiden liefsen, wenn man die neuesten Auflagen nur in der untersten Klasse verwende und so Jahr um Jahr weiter mit ihr aufrücke. Es versteht sich das wohl ganz von selbst, dafs die Schüler, die in I mit der alten Auflage begonnen haben, dieselbe, solange sie überhaupt Geographieunterricht haben, weiterführen. Eine gleichzeitige Einführung in höheren Klassen ist ohnehin gar nicht gestattet. Daraus erwächst ja wohl kein Mifsstand. Nehmen wir aber eine Klasse von 50 bis 60 Schülern an, die 10 Repetenten hat. Diese werden im nächsten Jahre die alte Auflage haben, während ihre sämtlich neu zugegangenen Mitschüler die neueste benützen. Sollen jene 10 sich nun die neueste auch kaufen müssen, oder wer stellt sie ihnen? Etwa die Pauperbibliothek? Diese hat aber z. B. erst in den letzten Jahren eine gröfsere Anzahl Exemplare der alten Auflage gekauft und kann sie nun nicht mehr in Verwendung geben. Gleich wieder eine gröfsere Summe für den Ankauf der neuen Auflage auszugeben erträgt ihre schwache Doticrung nicht. Es bleibt also bei dem beklagten Übelstand, wenn nicht die Verlagshandlung so nobel ist an Stelle der unbrauchbar gewordenen Exemplare gratis ebensoviel neue zu liefern. Und der Buchhändler, der von der alten Auflage noch 1 Dutzend hat, will auch zuerst diesen Vorrat absetzen und verkauft ihn rücksichtslos dem Schüler, der kurzweg einen „Pütz“ begehrt. Zurückgewiesene alte Auflagen sind aber für ihn nur noch Makulatur, weshalb das Widerstreben der

Sortimentsbuchhändler erklärlich ist, sich mit mehr Exemplaren vorzusehen, als gerade fest bestellt sind. — Wenn es sich blofs um einzelne Schüler handelte, so wäre ja leicht abzuhelfen, obwohl der Geschädigte immer zur Klage berechtigt ist. Der Rat des Herrn Herausgebers ist daher nicht ausreichend, wenigstens nach meinen Erfahrungen nicht. An dem humanistischen Gymnasium Bayreuth, wo ähnliche Beschwerden laut geworden, sei sein Rat befolgt worden. Wie aber in den angegebenen Fällen dort Abhilfe geschaffen worden, ist aus der Zuschrift nicht zu entnehmen, da gerade hievon darin nicht die Rede ist.

Schliefslich ist ein Irrtum in der Preisangabe zu berichtigen. Der Leitfaden kostet, wie Herr Prof. Behr schreibt, nicht 2 M. 30, sondern nur 1 M. 60, geb. 2 M.

Frankenthal. Koch.

Erwiderung.

Herr Kollege Dr. Max Offner in Aschaffenburg hat in diesen Blättern (1895, Hft. 1, p. 25 ff.) meine „Grundlinien der Gymnasial-Pädagogik auf Grundlage der Psychologie" hinsichtlich des philosophischen Teiles einer abfälligen Kritik unterzogen. Wäre er dabei wirklich kritisch und sachlich zu Werke gegangen, so würde ich jedes Urteil unerwidert gelassen haben. Da aber der Rezensent mit Irrtümern und Entstellungen hervorgetreten ist und aufserdem in der Art seiner Diktion weder den Anforderungen der Kollegialität noch des Anstandes entsprochen hat, so halte ich mich für berechtigt, gegen diese Art des persönlich verletzenden Auftretens und des Meisternwollens entschieden zu protestieren.

Vor allem hat er es unterlassen, meinen Standpunkt in Fragen der Psychologie dem Leser anzugeben. Denn es ist für die Erziehung von entscheidender Bedeutung, ob der Psychologe der positiv-christlichen Anschauung von einer unsterblichen Seele huldigt oder ob er der negativ-materialistischen Lehre von der blofsen Kraftäufserung der organisierten Materie sich anschliefst oder ob er keiner der beiden Richtungen folgt und blofse Empirie treibt. „Das war ein starkes Versehen", welches dem Leser ein unklares Bild meiner Psychologie bieten mufs. Mit dieser Unterscheidung wäre sein Vorwurf der „Metaphysik" hinfällig geworden.

Es ist ferner „ein bedauerlicher Mangel" an philosophischer und philologischer Genauigkeit, wenn Offner statt „psychische Erscheinungen" Zeile 10 drucken läfst „physische Erscheinungen". Der uneingeweihte Leser wird dadurch irre geführt und gegen den Verfasser eingenommen.

Sodann weise ich die ebenso triviale als unkollegiale Äufserung zurück als „lasse ich mit mir handeln", zumal der Tadel des Rezensenten an dieser Stelle keine Berechtigung hat.

Es ist ferner ein Irrtum des Rezensenten, wenn er mir die Thatsache bestreitet, dafs die Seele Anregungen durch den Körper empfängt; denn nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu. Und ein „bedauerlicher Mangel" an wissenschaftlichem Ernst ist es zu sagen, dafs ich dem Leser „dies glauben machen will".

Der Rezensent scheint ferner „keine rechte Ahnung" zu haben, was die materialistische Naturwissenschaft unter Tier- und Pflanzenseele versteht, die selbst beim Menschen nur eine Wirkung von Kraft und Stoff, nur eine Thätigkeit des Gehirns sein soll. Meiner Weltanschauung entspricht es mehr, nur „Tierautomaten" neben dem Menschen zu haben, als in den Ochsen und Affen unsere in der Entwicklung zurückgebliebenen Brüder zu sehen.

Es ist ferner nicht wahr, dafs ich in meinem Buche den Darwinismus und die Deszendenztheorie für identisch erklärt habe. Nicht „Abneigung" hält mich vom Darwinismus zurück, sondern meine mit den Konsequenzen des Materialismus unvereinbaren Überzeugungen.

Es ist nicht ganz richtig, wenn der Rezensent mir vorwirft, als hätte ich bei der Bildung der Gattungsbegriffe die Verbindung des „Gleichzeitigen" übersehen, denn p. 29 schrieb ich: Örtlich und zeitlich Zusammengehöriges verbindet sich".

Es ist meiner Darstellung des Willens durchaus nicht zu entnehmen, dafs ich die Freiheit des Willens „im strengen Sinne des Indeterminismus" lehre, denn

p. 20 heifst es: „Diese drei Kräfte (Verstand, Gemüt und Wille) stehen und wirken nicht isoliert, sie bilden vielmehr eine Dreieinigkeit, indem die Anspannung der einen organisch auch die andern in Bewegung setzt“.

Ich überlasse es schliefslich den Lesern, ob es „ein Stück Romantik“ ist, wenn ich das Gewissen als den anerschaffenen Sinn für das Gute definiere.

Einer Kritik, welche auf so unzuverlässigen Füfsen steht wie die des Herrn Dr. Offner, steht der Ton der Geringschätzung und der Meisterschaft schlecht zu Gesichte. Und die väterlichen Ermahnungen am Schlusse können nur ein ironisches Lächeln hervorrufen.

Münnerstadt. Nusser.

Personalnachrichten.

Ernannt: Michael Amend, Assistent in Würzburg (N. G.) zum Gymnasiallehrer in Landshut; unter Genehmigung des einschlägigen Beschlusses des Landrates von Mittelfranken wurde (13. Jan.) den Subrektoren der Lateinschulen Paul Monninger in Dinkelsbühl und Eugen Kraufs in Uffenheim Rang und Gehalt der Gymnasialprof. verliehen.

In Ruhestand versetzt: Karl Joachim, Gymnl. in Landshut, auf 1 Jahr; Jos. Schmutterer, vorm. Gymnl. in Münnerstadt für immer, unter Anerkennung seiner langjährigen und ersprießslichen Dienstleistungen.

Aufforderung der Redaktion.

Der gegenwärtige 1. Vereinsvorstand gab auf der letzten Generalversammlung in Bamberg einige Anregungen betreffs der Vereinszeitschrift, wonach er besonders 3 Materien besser vertreten zu sehen wünschte (1. Beiträge aus der Schulpraxis inkl. Methodik und Didaktik; 2. Abhandlungen über das Schulwesen [= Unterricht und Erziehung]; 3. zeitgemäfse Verlautbarungen über Standesverhältnisse). Diesen Anregungen pflichtete der unterzeichnete Redakteur rückhaltlos bei (s. Bericht S. 16—20), wenn er auch zugleich zu seinem Bedauern erklären mufste, dafs ihm bis dahin fast gar keine Beiträge in dieser Richtung zugegangen waren. In letzter Zeit hat sich das gebessert, wie die jüngsten Hefte unserer Vereinszeitschrift deutlich zeigen. Immerhin glaubt der Unterzeichnete nochmals an alle Herren Vereinsmitglieder die Aufforderung und Bitte richten zu sollen, ihn durch Einsendung von Beiträgen aus den oben bezeichneten Gebieten zu erfreuen; jedoch mögen Artikel über Standesverhältnisse direkt an den 1. Vereinsvorstand gesandt werden.

München, im März 1895. Dr. J. Melber.

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereins wolle man sich an den ersten Vorstand Gymnasialprofessor Dr. Friedrich Gebhard (Kirchenstr. 31. 1) oder an den stellvertretenden Vorstand Gymnasialprofessor Dr. Karl Rück (Jägerstr. 3a/III r.) wenden; **alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasiallehrer Dr. Joh. Melber in München, Theresienstr. 33/II. l. zu richten,** jedoch mögen Artikel über Standesverhältnisse direkt an den 1. Vereinsvorstand gesandt werden.

Alle die Zusendung unserer Zeitschrift betreffenden Reklamationen oder Mitteilungen sind an den Vereinskassier, Gymnasiallehrer Dr. Aug. Stapfer (Holzstr. 26/III l.) zu richten.

Frühere Jahrgänge unserer Zeitschrift können, soweit der Vorrat reicht, von Vereinsmitgliedern zu ermäfsigtem Preise durch das Ausschufsmitglied Dr. Gg. Kerschensteiner, Gymnasiallehrer am Ludwigsgymnasium, bezogen werden.

Diesem Hefte liegen folgende Beilagen bei:
1 Des Herrn C. C. Buchner Verlag (Rudolf Koch) Bamberg.
1 Der N. G. Elwert'schen Verlagshandlung, Marburg (Hessen).
1 Des Herrn Karl Gerold's Sohn, Wien.
1 Des Herrn Julius Klinkhardt, Leipzig.
1 Des Herrn O. R. Reisland, Leipzig.
1 Der Jos. Roth'schen Verlagshandlung, Stuttgart.
1 Der Herren Velhagen & Klasing, Bielefeld.
1 Der Weidmann'schen Buchhandlung, Berlin.
1 Des Herrn T. O. Weigel Nachf., Leipzig.
1 Der Aschendorff'schen Buchhandlung, Münster i. W.

R. Oldenbourg, Abteilung für Schulbücher, München.

Lehrbuch der katholischen Religion für Obergymnasien. Von Professor Dr. Th. Dreher, Erzbischöflich geistl. Rat und Domkapitular in Freiburg i. B. Mit Genehmigung und Empfehlung des hochwürdigsten Ordinariates zu Freiburg. Teil I: Göttlichkeit des Christentums. 5. Aufl.; V u. 140 S. Teil II: Glaubenslehre. 7. Aufl.; VI u. 140 S. Broschiert je M. 1,80; in Ganzleinwandband M. 2,10. Teil III: Sittenlehre. 5. Aufl.; IV u. 79 S. Teil IV: Abriß der Kirchengeschichte. 10. Aufl.; V u. 111 S. Broschiert je M. 1,20, in Ganzlwdbd. M. 1,50. Der 3. Teil wird von der nächsten Aufl. an in unserm Verlage erscheinen.

Lehrbuch der katholischen Religion, zunächst für Gymnasien. Mit Approbation sämtl. Erzbischöfe und Bischöfe Bayerns. 6. Aufl.; XII u. 399 S. In Ganzleinwandband M. 2,90. Dasselbe mit Anhang: Abriß der Kirchengeschichte, V u. 111 S, zusammengebunden M. 3,50.

Lehrbuch der katholischen Religion, zunächst für die oberen Kurse der Schullehrerbildungsanstalten und der Realschulen. Mit Approbation des General-Vikariats zu München-Freising. X u. 2[illegible]0 S. In Ganzleinwandband M. 1,60.

Anleitung zum Gebrauche der biblischen Geschichte beim Religionsunterrichte. Von Dr. M. Jocham, erzbischöfl. geistl. Rat. Mit Approbation der erzbischöflichen und bischöflichen Ordinariate in Bayern. 3. Aufl.; XII u. 144 S. In Ganzleinwandband M. 1.–.

Die biblische Geschichte verwendet beim katechetischen Unterrichte. Von Religionslehrer A. Bolinhals. Mit oberhirtlicher Druckerlaubnis. 2. Aufl.; 65 S. Geb. M. –,75.

Die heiligen Evangelien und Episteln oder Lektionen auf alle Sonn- und Festtage des Jahres zum Gebrauche für Schulen. Auf Königl. allerhöchsten Befehl. Mit Approbation der erzbischöflichen und bischöflichen Ordinariate Bayerns. 264 S. In Halbleinwandband M. –,75, in Ganzleinwandband M. –,85.

Die biblische Geschichte für katholische Volksschulen. Von Christoph von Schmid. Neu bearb. von Dr. A. Werfer. Mit Approbation des Erzbischöflichen Ordinariats München-Freising. Teil I: Altes Testament. 126. Aufl. 160 S. Mit 30 Originalholzschnitten. Geb. M. –,50. Teil II: Neues Testament. 112. Aufl. 168 S. Mit 30 Originalholzschnitten und Karte der Länder der hl. Schrift. Geb. M. –,55. Beide Teile zusammen in einem Halbleinwandband M. 1,–, in einem Ganzleinwandband M. 1,10.

Erster Unterricht von Gott für die lieben Kleinen. Von Chr. von Schmid. 24 S. Mit 2 Holzschn. Kart. M. –,12.

Hundert kurze Erzählungen. Von Christoph von Schmid. 148 S. Mit 58 Holzschnitten. In Halbleinwandband M. –,75, in Ganzleinwandband M. 1,–.

Jesus, Dir lebe ich. Kleines Gebet- und Erbauungsbüchlein für Kinder von 7–10 Jahren. Mit Approbation des Erzbischöflichen Ordinariates München-Freising. X u. 110 S. Mit 10 Vollbildern. In Ganzleinwandband M. 1,50, in Ganzlederband M. 2,–.

Die schönsten geistlichen Lieder aus alter und neuer Zeit zum Gebrauche beim öffentl. (katholischen) Gottesdienste für Volks- und Mittelschulen. Von Ludwig Renner. 5 Hefte komplet geb. M. –,60.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag von OTTO SCHULZE in CÖTHEN, Anhalt.

1. **Deutschbein Dr. Karl, Praktischer Lehrgang der englischen Sprache** mit genügender Bezeichnung der Aussprache. 16. Auflage, Ausgabe B., Bearbeitung nach der induktiven Methode. Mit Plan von London und Karte von Grossbritannien. Preis 2 M. 50 Pf.

   Die frühere Bearbeitung des Lehrganges (12.–15. Aufl.) wird neben dieser neuen unter der Bezeichnung Ausgabe A oder „alte Bearbeitung" unverändert fortbestehen.

2. **Deutschbein Dr. Karl, Kurzgefasste englische Grammatik** nebst Übungsstücken für reifere Schüler, insbesondere für die Oberklassen der Gymnasien. 4. Auflage. Preis 1 M. 80 Pf.

Den Herren Direktoren und Fachlehrern stehen Freiexemplare behufs Kenntnisnahme gern auf Verlangen zur Verfügung

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

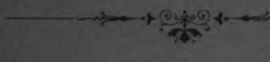
REDIGIERT VON

DR. JOHANN MELBER.

EINUNDDREISSIGSTER BAND.

IV. & V. HEFT.

APRIL—MAI.



MÜNCHEN, 1895.

J. LINDAUER'SCHE BUCHHANDLUNG.

(SCHOEPPING.)

Inhalt des IV. und V. Heftes.

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereins wolle man sich an den ersten Vorstand Gymnasialprofessor Dr. Friedrich Gebhard (Kirchenstr. 3/I. l.) oder an den stellvertretenden Vorstand Gymnasialprofessor Dr. Karl Rück (Jägerstr. 3a/III. r.) wenden; **alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasiallehrer Dr. Joh. Melber in München, Theresienstr. 33/II. l. zu richten,** jedoch mögen Artikel über Standesverhältnisse direkt an den 1. Vereinsvorstand gesandt werden.



I. Abteilung.

Abhandlungen.

Enneakrunos und Lenaion.

Seit Ende Oktober 1894 sind in der Einsenkung zwischen Akropolis, Areopag und Pnyx wieder fleifsige Arbeiterhände bei dem Werk, welches ihnen W. Dörpfelds rastloser Eifer zugewiesen hat, um eine der wichtigsten Fragen der athenischen Topographie endgiltig zu entscheiden. Wenn ich einen Versuch mache, hier einen Überblick darüber zu geben, worum es sich bei diesen Ausgrabungen handelt, und was bisher erreicht ist, so geschieht es, um für dieselben in weiteren Kreisen der Fachgenossen das Interesse zu wecken, das sie in so hohem Mafse verdienen. Man mag mir verzeihen, wenn ich dabei auch schon Bekanntes noch einmal sage. Das Thatsächliche ist bereits in den bisherigen Ausgrabungsberichten Dörpfelds (Athen. Mitteilungen XVI (1891) 443 ff. XVII (1892) 90. 281. 439—445 XIX 1894 143—151. 496—509) niedergelegt, denen demnächst weitere folgen werden. Das Bild, welches sie von den Ausgrabungen geben, ergänzt sich für mich durch all dasjenige, was jeder Unbefangene an Ort und Stelle sieht, und was Dörpfeld in bekannter Liebenswürdigkeit jedem gerne mitteilt und weiter mitzuteilen gestattet.

In diesem Augenblick, wo es kaum mehr zweifelhaft ist, dafs der berühmte Stadtbrunnen Athens, die Enneakrunos, nicht weit im Südosten der Stadt, am Ilissos, gelegen hat, sondern da, wo ihn Pausanias beschreibt und Dörpfeld sucht, in nächster Nähe der Burg und des alten Marktes, in diesem Augenblick soll nicht vergessen werden, wer zuerst jenem Jahrhunderte alten Vorurteil ausführlich entgegengetreten ist. Es war G. F. Unger in der Abhandlung „Enneakrunos und Pelasgikon. Ein Beitrag zur Topographie des alten Athen". Sitz.-Ber. d. bayer. Ak. d. W. 1874 263—351. Er wies nach, dafs die Enneakrunos nicht aufserhalb der Stadt im Südosten liegen könne, und suchte sie an der Stelle des Herodestheaters. Ohne eingehende Widerlegung der gegenteiligen Ansicht hatte schon Dyer in seinem Werke Ancient Athens 1873 S. 222 ff. dem Pausanias Recht widerfahren lassen. Zehn Jahre später fand Ungers These einen Verfechter an Löschcke, Die Enneakrunosepisode bei Pausanias, Progr. Dorpat 1883. Aber die genannten Forscher blieben nicht nur lange ganz allein mit ihrer Ansicht, sondern Löschcke schwächte seine Aufstellungen im darauffolgenden Programm (Vermutungen zur griech. Kunstgesch. und zur Topogr. Athens S. 22) selbst wieder ab.

Jetzt scheint sich allerdings die Stimmung mancher Gelehrten der naturgemäfsesten Lösung dieser topographischen Frage zuzuneigen. In J. Töpffers Besprechung von Heberdey, Reisen des Pausanias, in Gött. gel. Anz. 1894 Nr. 12 lesen wir S. 1009: „Dafs durch die Ausgrabungen an der Pnyx „ein grofser Schritt zur Entlastung des Pausanias“ (Heb. S. 97) gethan worden sei, kann ich nach dem, was bisher über die Resultate dieser Ausgrabungen bekannt geworden ist, nicht finden. Etwas Entscheidendes ist noch nicht zu Tage gefördert worden und bis dahin ist die äufserste Vorsicht dringend am Platz. Wir alle suchen die Enneakrunos natürlich (!) da, wo Pausanias sie hinverlegt, aber „wiedergefunden“ hat sie bis jetzt noch niemand. Die Wissenschaft wird sich bei den bisherigen Ergebnissen schwerlich beruhigen“. Das klingt zunächst sehr wenig beifällig. Aber in dem Moment, wo Töpffer zur gröfsten Vorsicht gegenüber den Ausgrabungen mahnt (Voreiligkeit wäre allerdings in solchen Dingen vom Übel), gesteht er ihnen einen grofsen Triumph zu. Denn wenn jetzt auf einmal alle Welt die Enneakrunos da sucht, wo Pausanias sie hinverlegt, was kann diesen Umschwung bewirkt haben als die Ausgrabungen? Ehe Dörpfeld an der Pnyx den Spaten ansetzte und sagte: „Hier werden wir den Stadtbrunnen des Peisistratos finden“ suchte alle Welt die Enneakrunos eben nicht da, wo Pausanias sie hinverlegt, sondern der Perieget sollte den unglaublichsten Sprung bei seiner Wanderung oder sonst eine unverantwortliche Dummheit gemacht haben, weil die Enneakrunos nicht beim Markte liegen durfte, sondern am Ilissos liegen mufste. Um es deutlicher zu fassen: Pausanias beschreibt (I 14 1), während er vom Markte an den Tyrannenmördern vorüber gegen die Burg zuschreitet, ein Odeion, die Enneakrunos und einige Heiligtümer, besonders das der Demeter und Kore, mit andern Worten das Eleusinion. Bis vor kurzem aber galt es als eines der gröfsten Dogmen der athenischen Topographie, dafs die Quelle, welche Peisistratos zu einem neunmündigen Brunnen machte, und dafs alle Gebäude und Heiligtümer, die als ihr benachbart erwähnt werden, am Ilissos gelegen haben müfsten.

Die Ursache dieses Dogmas war eine unglückliche Identifikation. Am Ilissos, südöstlich von der Burg, fliefst eine Quelle, welche im Altertum *Καλλιρρόη* hiefs und heutzutage noch so heifst. Sie wird erwähnt [Plat.] Axioch. 364 *A*, Alciphr. III 51 Plin. N. H. IV 7 24 Solin. 7, 18. Die Enneakrunos aber hiefs vor dem Brunnenbau der Tyrannenzeit ebenfalls Kallirrhoe. Dies wird uns gesagt an folgenden Stellen: Thuc. II 15 *καὶ τῇ κρήνῃ τῇ νῦν μὲν τῶν τυράννων οὕτω σκευασάντων Ἐννεακρούνῳ καλουμένῃ, τὸ δὲ πάλαι φανερῶν τῶν πηγῶν οὐσῶν Καλλιρρόῃ ὠνομασμένῃ ἐκεῖνοί τε ἐγγὺς οὔσῃ τὰ πλείστου ἄξια ἐχρῶντο, καὶ νῦν ἔτι ἀπὸ τοῦ ἀρχαίου πρό τε γαμικῶν καὶ ἐς ἄλλα τῶν ἱερῶν νομίζεται τῷ ὕδατι χρῆσθαι.* Harpocr. *Ἐννεάκρουνον· Λυσίας* (vielmehr Isokrates) *ἐν τῷ περὶ τῆς ἀντιδόσεως. κρήνη τις ἐν Ἀθήναις· πρότερον δ' ἐκαλεῖτο Καλλιρόη.* Harpocr. *Λουτροφόρος· . . . . ὅτι δὲ τὰ λουτρὰ ἐκόμιζον ἐκ τῆς νῦν μὲν Ἐννεακρούνου καλουμένης κρήνης, πρότερον δὲ Καλλιρρόης, Πολυστέφανος* (*Φιλοστέφανος* C. Müller) *ἐν τῷ*

περὶ κρηνῶν φησι. Hesych. *Ἐννεάκρουνος· κρήνη Ἀθήνησιν, ἣν πρότερον Καλλιρόην ἔλεγον· τῶν δὲ τυράννων οὕτως αὐτὴν κατασκευασάντων ἐκλήθη Ἐννεάκρουνος, ὥς φησι καὶ Θουκυδίδης.* Poll. III 43 *καὶ λουτρά τις κομίζουσα λουτροφόρος, Ἀθήνησι μὲν ἐκ τῆς Καλλιρρόης εἶτ' αὖθις Ἐννεακρούνου κληθείσης.* Das wufsten also die Gelehrten, und zwar wufsten sie es von Thukydides. Auch Statius wufste es noch, der (Theb. XII 624 *Callirroe novies errantibus undis*) den griechischen Namen Enneakrunos attributiv übersetzte und nun seiner Quelle ihren alten Namen zurückgab. Kein Wunder, er war ja ein gelehrter Dichter.

Dafs es zwei Quellen in und bei Athen gab, denen der passende Name „die Schönfliefsende" beigelegt wurde, wäre an und für sich nichts Auffallendes, zumal wenn wir uns denken, dafs zuerst die bei der alten Ansiedlung gelegene so hiefs und bei der Besiedlung der Ilissosgegend der alte Name auf die dortige Quelle übertragen wurde. Trotzdem hat sich die Meinung festgesetzt, es könne nur die eine Kallirrhoe gegeben haben, die jetzt noch so heifst, und das sei eben die Enneakrunos. Und wenn man die bei Lolling, Topographie von Athen, J. Müllers Handbuch III 325 gegebene Zusammenstellung durchliest, gewinnt man den Eindruck, als hätte in der Benennung dieser einen Quelle das absoluteste Durcheinander, ein fortwährendes Schwanken zwischen dem einen und dem andern Namen geherrscht. Da hiemit leider der Thatbestand verdunkelt und gegenüber Ungers klaren Darlegungen ein Rückschritt gemacht ist[1]), so sei im Anschlufs an letzteren nochmals Folgendes konstatiert.

1. In derselben Zeit, in welcher uns von gelehrten Forschern, nämlich Thukydides und dem Gewährsmann des Harpokration, Philostephanos, gesagt wird, dafs die Enneakrunos vor ihrer Erweiterung durch die Tyrannen den Namen Kallirrhoe geführt habe, wird eine Quelle am Ilissos fortdauernd Kallirrhoe genannt. Es scheint sich also dabei um eine andere Kallirrhoe zu handeln, da die eine jetzt eben nicht mehr so, sondern Enneakrunos hiefs.

2. Noch mehr, es werden an zwei Stellen diese beiden Quellen neben einander genannt. Plin. N. H. IV 7 24 *In Attica fontes Cephisia, Larine, Callirroe, Enneacrunos.* Solin. 7, 18 *Callirrhoen stupent fontem nec ideo Cruneson (l. Enneacrunon) fontem alterum nullae rei numerant.* Bei Plinius sucht man vergeblich aus den Namen der beiden Quellen einen Doppelnamen zu machen. Bei Solin ist der Name der Enneakrunos in Crunesos verdorben. Unabhängig sind die beiden Zeugnisse auf keinen Fall von einander. Dies hat aber gerade den Vorteil, dafs man an der Fassung bei Solin kontrollieren kann, dafs auch Plinius wirklich die beiden Quellen auseinanderhalten wollte.

3. Dadurch verbietet es sich, die Enneakrunos und die Kallirrhoe am Ilissos ohne weiteres zu identifizieren. Es mufs nun der Versuch

---

[1]) Der gegen Dörpfeld gerichtete Aufsatz von Nikolaïdis *Περὶ Καλλιρρόης τῆς καὶ Ἐννεακρούνου* Ephim. arch. 1893 177 ff. ist nur insofern erwähnenswert, als er Dörpfeld zu einer ausführlichen Entgegnung ebenda 1894 1 ff. veranlafst hat. Gut sind die Berichte von Sotiriadis in der Zeitschrift *Ἑστία* Jahrgg. 1892—1894.

gemacht werden, aus den Zeugnissen, welche sicher von der Enneakrunos sprechen, etwas über die Lage derselben zu ermitteln.

Herod. VI 137. ὡς δὲ αὐτοὶ Ἀθηναῖοι λέγουσιν, δικαίως ἐξελάσαι (τοὺς Πελασγούς). κατοικημένους γὰρ τοὺς Πελασγοὺς ὑπὸ τῷ Ὑμησσῷ, ἐνθεῦτεν ὁρμεομένους ἀδικεῖν τάδε. φοιτᾶν γὰρ αἰεὶ τὰς σφετέρας θυγατέρας τε καὶ τοὺς παῖδας ἐπ' ὕδωρ ἐπὶ τὴν Ἐννεάκρουνον · . . . ὅκως δὲ ἔλθοιεν αὗται, τοὺς Πελασγοὺς ὑπὸ ὕβριός τε καὶ ὀλιγωρίης βιᾶσθαί σφεας. Herodot gibt hier ganz naiv, obwohl er von der Urzeit erzählt, der Quelle den Namen, welchen sie zu seiner Zeit hatte. Ein Beweis dafür, dafs es nicht, wie Lolling will, Sache der Gelehrsamkeit war von einer Enneakrunos zu sprechen, sondern umgekehrt, zu wissen, dafs die Enneakrunos früher anders hiefs. Für die Lage der Quelle bietet die Herodotstelle keinen Anhalt. Die Pelasger wohnten am Hymettos, die Athener auf der Burg. Wahrscheinlich waren die letzteren zunächst die Schwächeren, wenn es auch Herodot nicht so darstellt. Wie weit von ihren schützenden Mauern sie damals ihr Wasser geholt haben werden, und wie nahe an jenen Mauern die Pelasger ihr freches Treiben gewagt haben mögen, darüber läfst sich nur eine subjektive Entscheidung treffen.

Cratin. frg. 186 in Schol. Aristoph. Equ. 526 Ἄναξ Ἄπολλον, τῶν ἐπῶν τῶν ῥευμάτων, καναχοῦσι πηγαί, δωδεκάκρουνον τὸ στόμα, Ἰλισσὸς ἐν τῇ φάρυγι . . . Auch diese Stelle gibt nichts über die Lage. Kratinos hat einen Witz mit den beiden bekanntesten Wasserläufen Athens gemacht, wobei er den einen derselben, die Enneakrunos, von seinem Redegewaltigen noch übertrumpft werden läfst. Es wäre jedenfalls unglücklich zu sagen, dafs Kratinos nur bei örtlicher Nachbarschaft der beiden Gewässer auf seinen Scherz hätte verfallen können.

Von Polyzelos im Etym. M. s. v. Ἐννεάκρουνος, Isocr. XV 286 f., Plin. XXXI 3 28, Plin. IV 7 24 (s. o.), Solin. 7, 18 (s. o.), Alciphr. III 49 gilt dasselbe, dafs sie nämlich die Enneakrunos zwar erwähnen, über ihre Lage aber uns absolut im Zweifel lassen. Es ist verzeihlich, dafs die meisten dieser Stellen jeder von beiden Parteien für ihre Ansicht günstig scheinen. In Wirklichkeit neigen sie sich nach keiner Seite.

4. Nun kommen aber die zwei höchst respektablen Zeugen, aus welchen sich ergibt, dafs die Enneakrunos nicht im Südosten am Ilissos gelegen haben kann. Ich habe damit etwas sehr Paradoxes gesagt; denn das eine der beiden Zeugnisse ist ja die berühmte Thukydidesstelle II 15, die Hauptstütze, wenn nicht die einzige Stütze der Gegner. Nun darf man aber wohl glauben, dafs Thukydides vernünftig genug war, nichts beweisen zu wollen, was er nur mit ganz vagen Gründen stützen konnte. Er wollte beweisen, dafs die älteste Stadt der Athener auf die Burg und das Stück unmittelbar an ihrem Abhang hauptsächlich gegen Süden, oder sagen wir nur gleich das Pelargikon, beschränkt war. Wenn sie sich wirklich nicht weiter ausgedehnt hatte, so mufste Thukydides alles, was als Bestandteil der ältesten Ansiedlung zu gelten hat, in jener Gegend beisammen finden, sei es innerhalb der Burgummauerung, sei es unmittelbar vor ihrem Thor. Wenn der in ältester

Zeit benützte Brunnen der Athener über eine Viertelstunde vom Burgeingang abseits im Südosten lag, während uns Thukydides einreden will, er sei ἐγγύς gewesen, dann ist der von ihm angetretene Beweis glänzend mifslungen. Bis dorthin war noch nicht einmal die themistokleische Stadt vorgedrungen. Nun, und Pausanias sagt ja (I 14 1), dafs die Enneakrunos nicht nur in der Stadt liege, sondern die einzige Quelle in der Stadt sei: *φρέατα μὲν γὰρ διὰ πάσης τῆς πόλεώς ἐστι, πηγὴ δὲ αὕτη μόνη*. Die Kallirrhoe am Ilissos ist in dieser Entfernung vom Zentrum der Stadt nicht mehr die einzige Quelle. Eine dritte Stelle bringt, richtig verstanden, ein starkes Moment für die Lage der Enneakrunos in der Nähe der Burg bei. Hierocles Hippiatr. praef. *Ταραντῖνος δὲ ἱστορεῖ τὸν τοῦ Διὸς νεὼν κατασκευάζοντας Ἀθηναίους Ἐννεακρούνου πλησίον εἰσελαθῆναι ψηφίσασθαι τὰ ἐκ τῆς Ἀττικῆς εἰς τὸ ἄστυ ζεύγη ἅπαντα.* Man hatte Recht zu sagen, dafs der in dieser Notiz genannte Zeustempel nur das grofse Olympieion sein könnte, da es keinen andern Zeustempel in Athen gab, dessen Bau so aufserordentliche Mafsregeln erfordert hätte. Aber man darf nicht vergessen, dafs es bei dem Bau des Olympieions für das athenische Volk nichts zu beschliefsen gab, da Peisistratos ihn begonnen, Antiochos ihn fortgesetzt, Hadrian ihn vollendet, somit lauter Alleinherrscher ihn gefördert haben. Welches war nun der grofse Bau, zu dessen Förderung alle Gespanne Attikas aufgeboten und die Enneakrunos als geeigneter Sammelplatz für die Wagen ausersehen wurde? Löschcke (Enneakrunosepisode 12) wollte statt *τὸν τοῦ Διὸς νεών* lesen *τὸ τοῦ Διονύσου*, das Dionysostheater. Noch einfacher löst sich aber die Sache, wenn wir, wie Dörpfeld vorschlägt, annehmen, bei Tarantinos oder seiner Quelle habe einfach *τὸν νεών* gestanden, ebenso wie in derselben Geschichte von dem pflichteifrigen alten Maultier Aristot. hist. an. VI 24; vielleicht auch *τὸν μέγαν νεών*; dann hat der Autor sicher nicht den Tempel gemeint, den sein späterer Abschreiber verstand, weil er ihn als den gröfsten kannte, nicht das Olympieion, sondern den Parthenon. Und der steht ja in den andern Repliken derselben Anekdote (Aelian. de nat. an. VI 49. Plut. Cat. m. 5. de soll. an. 13) direkt! Dann haben die Wagen sich eben vor dem Burgaufgang, westlich von dem Burgthor versammelt.

Und dort sah die Enneakrunos Pausanias, als er auf der Strafse, die jetzt wieder zum grofsen Teil ausgegraben ist, derselben, auf welcher sich einst die Panathenaeenprozession zur Burg hinaufbewegte, vom Markte her zum Eleusinion hinanstieg. Sie scheint aber nicht das ganze Altertum überdauert zu haben. Ich möchte zwar nicht wie Unger aus der Ausdrucksweise des Pollux (III 43) schliefsen, dafs für ihn bereits die Enneakrunos der Vergangenheit angehörte. Sicher ist aber, dafs byzantinische Gelehrte von ihrer Lage nichts Genaues mehr gewufst haben. Denn in später Zeit begegnet uns die Identifizierung der Enneakrunos mit der Kallirrhoe am Ilissos (Etym. M. *Ἐννεάκρουνος· κρήνη Ἀθήνησι παρὰ τὸν Ἰλισσὸν ἣ πρότερον Καλλιρρόη ἔσχεν*. Die andern Stellen s. bei Unger S. 279). Dabei ist es dann bis auf unsere Tage geblieben.

Wenn man jetzt die „Kallirrhói" am Ilissos aufsucht, sieht man, dafs daselbst in alter Zeit unzweifelhaft Anstalten getroffen wurden, Wasser zuzuführen und zu sammeln. Es sind mehrere Stollen in die Felsbarre gegraben, über die der Flufs hinweg strömt. Denn die Quelle liegt ganz im Bett des Ilissos. Im Sommer 1893 hat dort die griechische archäologische Gesellschaft unter Leitung des Herrn Skias Ausgrabungen veranstaltet. Man fand zwei bassinartige Eintiefungen, Reliefs und architektonische Fragmente, aber kein Brunnenhaus. Die Anlage, die einmal an dieser Stelle gewesen sein mag, war wohl nicht bedeutend; denn sie wäre doch, so oft der Ilissos reichlich Wasser hatte, überflutet gewesen. Eine alte Wasserleitung geht übrigens von hier aus gegen den Piraeus zu[1]).

Die Reste einer viel grofsartigeren Anlage für die Versorgung Athens mit Wasser, als wir sie nach dem heutigen Befund an der Kallirrhoe vermuten dürfen, hat Dörpfeld westlich von der Akropolis am Fufse des Pnyxhügels entdeckt. Wenn er damit wirklich der Enneakrunos des Peisistratos auf der Spur war, so mufste die Probe auf die literarischen Nachrichten stimmen, d. h. es mufste ein Platz gefunden sein, der natürliche Wasseradern aufwies; denn es waren nach Thuc. II 15 von jeher *φανεραὶ πηγαί* da, es handelte sich um einen *εὔυδρος τόπος* (Polyzelos in Etym. M. s. v. *Ἐννεάκρουνος*). Etwaige gröfsere Anlagen aber, die dort gefunden wurden, mufsten die chronologischen Merkmale der Tyrannenzeit an sich tragen. Ein vollständiges Brunnenhaus konnte allerdings nicht mehr gefunden werden. Das mufste, wie wir gesehen haben, irgend einmal in der Zeit nach Pausanias zerstört worden sein, da sonst spätere Gelehrte es nicht hätten an den Ilissos versetzen können. Gefunden ist nun im wesentlichen Folgendes.

1. Ein System von Stollen und Kammern ist in den Pnyxfelsen eingearbeitet, um Wasser zu gewinnen und zu sammeln.

2. Das ganze Terrain zwischen Pnyx und Areopag ist von einer Menge von Tiefbrunnen bedeckt. Die Zahl der bis zu diesem Moment bekannten beträgt 54. Davon ist ein Teil noch in später Zeit benutzt worden, die andern aber wurden spätestens bereits im 6. Jahrh. v. Chr. zugeschüttet. Aus dem Schutt, mit dem sie aufgefüllt worden, sind zahllose Gefäfsscherben der ältesten Gattungen hervorgeholt worden, bei einigen Brunnen auch schwarzfigurige, bei einem einzigen ein streng rotfiguriges Fragment. Und wir wissen, warum diese Brunnen überflüssig wurden.

3. Wohl mochten die Quellen des Pnyx- und Museionhügels mit der Zeit nicht mehr so reichlich geflossen sein, wohl mochten auch die mühsamen Felsarbeiten und die Schachtbrunnen sich allmählich als unzulänglich für die wachsende Stadt erwiesen haben. Da machte man den Platz am Fufse des Pnyxhügels zum Endpunkt einer grofsen Wasserleitung, welche weither vom Hymettos, südlich am Burg-

---

[1]) Vgl. A. N. Skias *Ἡ κοίτη τοῦ Ἰλισοῦ παρὰ τὸ Ὀλυμπιεῖον.* **Ephim. arch.** 1893, 104 f.

abhang hin, den Athenern eine ausreichende Menge Trinkwasser in die Nähe ihres Marktes führte Stücke dieser Leitung waren schon früher bekannt (vgl. E. Ziller Athen. Mitteilgn. II [1877] 112). Dörpfeld hat sie in ihrem ganzen letzten Teil wieder entdeckt und bis zum Dionysostheater zurückverfolgt. An der Akropolis ist sie in den Felsen gearbeitet, nach ihrem Austritt aus demselben ein aus Poros gemauerter Kanal. Die an verschiedenen Stellen der Leitung gefundenen alten Thonrohre gleichen auf ein Haar den bei der Wasserleitung des Polykrates in Samos angewendeten und stammen aus dem 6. Jahrh.

4. Diese grofse Wasserleitung endet in einem umfangreichen Bassin, welches zum Teil unter der modernen, am Pnyxhügel entlang führenden Chaussee liegt. In römischer Zeit hat man das Wasser noch weiter in die Stadt geführt mit Hilfe einer durch den Pnyxfelsen getriebenen, jetzt an demselben zu Tage liegenden Leitung.

5. Unmittelbar neben oder vor jenem grofsen Bassin müssen wir uns nun das Brunnenhaus und davor wiederum einen geräumigen Brunnenplatz denken. Auf diesem vorauszusetzenden Platze findet sich in der That keine Spur einer Mauer aus vorrömischer Zeit. Jetzt dagegen ist er von weitläufigen späten Bauten eingenommen. In diesen Bauten vermauert wurden verschiedene Steine gefunden, die einem Brunnenhause angehört haben müssen. Sie sind von Wasser abgewaschen und mit Sinter überzogen und zeigen zum Teil eine so charakteristische Form, dafs über ihre Verwendung kein Zweifel sein kann. Das letztere gilt besonders von einem mächtigen Stein, welcher dem Unterbau unmittelbar vor dem Brunnenausflufs angehörte, über den das Wasser hinwegrann, und in dem sich zahlreiche Löcher zum Aufsetzen der Wassergefäfse befinden, und von einem zweiten, der die Aushöhlung für einen wasserspeienden Tierkopf mit der nach hinten durchgehenden Rinne für den Wasserzuflufs zeigt. Das Material dieser Steine ist Poros und der harte gelbliche Kalkstein vom Dorfe Kará am Hymettos. Und dieser letztere ist das charakteristische Material für die unteren Teile der Bauten aus der Tyrannenzeit.

Die Grofsartigkeit der ganzen Anlage, bei der es sich um weit mehr handelte als um die Herstellung einiger Brunnenröhren, die zu den Angaben des Thukydides und Pausanias passende Lage und bemerkenswerte chronologische Anzeichen machen es sicher, dafs wir an der Stelle des berühmten neunmündigen Stadtbrunnens stehen. Die Nachforschungen nach den Resten desselben gelten vorläufig als abgeschlossen. Die einzige Stelle, welche uns solche möglicherweise noch vorenthält, ist die erwähnte moderne Chaussee. Sie wurde in den letzten Wochen (wie schon früher einmal) an verschiedenen Punkten angegraben, darf aber nicht in ihrer ganzen Breite zerstört werden.

Nun kehren wir zu unserem Thukydides zurück. II 15 *τὸ δὲ πρὸ τούτου ἡ ἀκρόπολις ἡ νῦν οὖσα πόλις ἦν καὶ τὸ ὑπ᾽ αὐτὴν πρὸς νότον μάλιστα τετραμμένον . τεκμήριον δέ· τὰ γὰρ ἱερὰ ἐν αὐτῇ τῇ ἀκροπόλει καὶ ἄλλων θεῶν ἐστὶ καὶ τὰ ἔξω πρὸς τοῦτο τὸ μέρος τῆς πόλεως μᾶλλον ἵδρυται, τό τε τοῦ Διὸς τοῦ Ὀλυμπίου καὶ τὸ Πύθιον*

καὶ τὸ τῆς Γῆς καὶ τὸ ἐν Λίμναις Διονύσου, ᾧ τὰ ἀρχαιότερα Διονύσια τῇ δωδεκάτῃ ποιεῖται ἐν μηνὶ Ἀνθεστηριῶνι, ὥσπερ καὶ οἱ ἀπ' Ἀθηναίων Ἴωνες ἔτι καὶ νῦν νομίζουσιν. ἵδρυται δὲ καὶ ἄλλα ἱερὰ ταύτῃ ἀρχαῖα. Dafs er die älteste Stadt der Athener an der richtigen Stelle suchte, und dafs sie nur einen geringen Umfang hatte, dafür findet Thukydides nicht nur einen Beweis in der Nähe der seit ältester Zeit benutzten Quelle, sondern auch in dem Umstand, dafs die ältesten Heiligtümer gerade in jener Stadtgegend, d. h. entweder innerhalb der Burg selbst oder unmittelbar aufserhalb derselben, beisammen lagen. Denn wo die Leute wohnten, da hatten sie auch ihre Heiligtümer, schlofs Thukydides, also auch umgekehrt. Unglücklicherweise urgierte man bei der Erklärung der Stelle stets das *πρὸς τοῦτο τὸ μέρος τῆς πόλεως*, was einfach heifst „gegen diesen Teil der jetzigen Stadt zu", in dem Sinne, dafs man es auf *πρὸς νότον* bezog. Und man suchte die von Thukydides angeführten Heiligtümer wie die Enneakrunos am Ilissos, im Südosten der Stadt. Man fand dort das Olympieion, man fand das Pythion; in dem Peribolos des Olympieions existierte nach Paus. I, 18, 7 ein *τέμενος* der Ge Olympia, und Dionysos hatte seinen Bezirk unmittelbar am Burgfelsen, wo seine zwei Tempel standen und Lykurg das grofse Theater baute. Hatte somit Thukydides auch bei der Aufzählung der Heiligtümer keine vernünftige Ordnung eingehalten — denn wenn er das der Burg zunächst liegende wirklich zuletzt nennen wollte, so hätte er wohl mit dem entferntesten, dem Pythion anfangen können —, so waren sie doch aufzufinden. Aber zweierlei war bedenklich: jene Heiligtümer lagen in Anbetracht dessen, was Thukydides beweisen will, zu weit abseits der Burg; und sie waren gar nicht die ältesten. Wenn sich nämlich die Urstadt des Thukydides von ihrem Kern, der Burg aus ausbreitete, so kann dies zunächst doch nur an der Seite geschehen sein, wo die Burg den einzigen natürlichen Aus- und Aufgang hatte, im Westen. Dort liegt auch in der Nähe des Beuléschen Thores ein Heiligtum der Ge Kurotrophos, dort unmittelbar am Akropolisfelsen das alte Grottenheiligtum des Apollon Pythios oder Hypakraios (Paus. I 28 4. Eur. Jon 285. Philostr. Vit. soph. II 1 5), östlich daneben ist wahrscheinlich das gesuchte Heiligtum des olympischen Zeus (Strab. IX 2 11). Die Gegend im Südosten hat keine natürliche Verbindung mit der Burg, dort könnte höchstens eine Ansiedlung ganz unabhängig von derselben entstehen, und das meint Thukydides nicht. Er hätte sich auch wieder sonderbarer Beweise bedient, um seine Ansicht zu begründen. Denn wie konnten ihm dazu Heiligtümer nützen, die erst durch Peisistratos ins Leben gerufen wurden, wie das Olympieion und das Pythion?

Was ferner das vierte der von Thukydides genannten Heiligtümer betrifft, so ist der bekannte Bezirk mit dem Theater am Südostabhang der Burg gar nicht der des Dionysos *ἐν λίμναις*, sondern der des Dionysos Eleuthereus. Es sollte hauptsächlich seit dem Nachweis von Wilamowitz (Hermes XXI 615 ff.) als feststehend betrachtet werden, dafs das Heiligtum des Dionysos *ἐν λίμναις* einerseits mit dem

Lenaion identisch, dagegen andererseits von dem Bezirk des Dionysos Eleuthereus verschieden ist. Der von Eleutherai gekommene Dionysos ist eben einfach ein anderer als der seit Urzeiten von allen Joniern verehrte und in Athen *ἐν λίμναις* angesiedelte, dem, wie Thukydides sagt, „die älteren Dionysien am 12. im Monat Anthesterion gefeiert werden". Öhmichen versuchte Sitz.-Ber. d. bayer. Ak. d. W. 1889 II 122 ff. vergebens, Lenaion von Limnai zu trennen und wieder mit dem Theaterbezirk zu identifizieren. Wir haben also zwei wichtige Dionysosbezirke in Athen, den beim Theater, wo der Dionysos Eleuthereus zwei Tempel hatte und die grofsen Dionysien festlich begangen wurden, und den *ἐν λίμναις* oder den Kelterplatz, das Lenaion. Dieser letztere war der Schauplatz sowohl der Lenaeen, wie uns der Name, als der Anthesterien, wie uns Thukydides sagt. Es bleibt somit nur die Frage zu erledigen, warum Thukydides von den Lenaeen, die doch auch ein sehr altes Fest waren, nichts sagt, vielmehr die Anthesterien nur „die älteren Dionysien" nennt. Die Antwort darauf lautet: weil Anthesterien und Lenaeen dasselbe Fest sind, und es daher wirklich blofs zwei Feste des Dionysos in Athen gab, das ältere und das grofse.

Die Frage nach dem Unterschied und der Kalenderzeit der Dionysosfeste Athens wurde sehr viel diskutiert. A. Boeckh hat sie besonders ausführlich behandelt in dem Aufsatze „Vom Unterschiede der Attischen Lenaeen, Anthesterien und ländlichen Dionysien" 1817. Ges. kl. Schr. V 65—152, wo man auf den ersten Seiten auch die lange Vorgeschichte dieser Streitfrage liest. In obigem Sinn entschieden hat sie O. Gilbert, Die Festzeit der attischen Dionysien Göttingen 1872[1]). Ein Aufsatz von J. Pickard, Dionysus *ἐν Λίμναις*, im American Journal of Archaeol. VIII (1893) 56—82 schliefst sich an Gilbert an. Pickards lokale Ansetzung der *Λίμναι* ist eine irrige, dagegen ist der Beweis von dem Zusammenfallen der Lenaeen, Anthesterien und in gewissem Sinn der ländlichen Dionysien auch ihm nach meiner Ansicht gelungen. Das Beweismaterial ist, so viel ich übersehe, ziemlich vollständig, wenn auch nicht eben glücklich disponiert.

Gilbert ist mit seiner Ansicht bisher nicht durchgedrungen. Nach der landläufigen Auffassung hatten die Attiker vier Dionysosfeste, nämlich:

1. die *Διονύσια κατ' ἀγρούς*, d. h. die Feste der einzelnen Demen, die im Laufe des Poseideon gefeiert worden seien; einige von diesen Demenfesten erfreuten sich besonderen Ansehens und wurden durch offizielle Beteiligung des athenischen Staates ausgezeichnet, so die brauronischen und namentlich die im Piraeus.
2. die *Λήναια* im Monat Gamelion.
3. die *Ἀνθεστήρια* im Monat Anthesterion; als Teile derselben kennen wir die Choen und die Chytren.
4. die *Διονύσια ἐν ἄστει* im Elaphebolion. Der offizielle Titel der letzteren ist zunächst auffallend, weil er nur einen Gegensatz zu den ländlichen Dionysien bilden kann, also die beiden andern Feste

[1]) Dörpfeld bekennt sich zu derselben Ansicht, vgl. B. ph. W. X (1890) 462.

scheinbar ignoriert. Denn diese wurden sicher auch „in der Stadt" gefeiert. In Wirklichkeit verhält sich die Sache so, dafs die Lenaeen, wie schon gesagt, mit den Anthesterien identisch, die Anthesterien aber nichts anderes sind als die „ländlichen Dionysien" der Stadt Athen, hervorgegangen aus den ländlichen Dionysien des Gaues Athen in der Urzeit. So stehen die „städtischen Dionysien", das gemeinsame grofse Fest für alle Demen, auch im Gegensatz zu dem Feste *ἐν λίμναις*, wie wir es neutral nennen wollen.

Aber wie kommt es denn, dafs das Fest des Monats Anthesterion von den Dionysien *κατ' ἀγρούς* oder *κατὰ δήμους* (Harpocr. s. v. *Θεοίνια*) um zwei Monate getrennt war, wenn es sonst im wesentlichen zu ihnen gehörte? Die ländlichen Dionysien wurden gar nicht im Poseideon gefeiert. Dies wird uns nur durch ein paar sehr späte Zeugnisse überliefert, nämlich einmal durch die gemeinsame Quelle der fast gleichlautenden Angaben bei Hesych. s. v. *Διονύσια*, Bekk. an. 235, 6 und Schol. Aeschin. I 43, wovon ich die erstere hersetze: *Διονύσια. ἑορτὴ Ἀθήνησιν ἡ Διονύσῳ ἤγετο τὰ μὲν κατ' ἀγροὺς μηνὸς Ποσειδεῶνος, τὰ δὲ Λήναια μηνὸς Ληναιῶνος, τὰ δὲ ἐν ἄστει Ἐλαφηβολιῶνος* (der Lexikograph in Bekk. an. hat statt des Lenaion, den er als attischen Monat nicht kannte, den Gamelion eingesetzt); dann an einer interpolierten Stelle von Theophr. char. 3 . . *ὡς Βοηδρομιῶνος μέν ἐστι τὰ μυστήρια, Πυανεψιῶνος δὲ Ἀπατούρια, Ποσειδεῶνος δὲ τὰ κατ' ἀγροὺς Διονύσια.* Es scheinen diese Angaben aus irgend einem fehlerhaften Kalendarium geflossen zu sein, das sich ein später Gelehrter zusammengestümpert hatte. In Sachen des attischen Kalenders herrschte bei den Grammatikern die gröfste Verworrenheit. Die Lenaeen z. B. werden in alle möglichen Monate verlegt.

Gilbert ist berechtigt, die späten Zeugnisse für den Poseideon als Festzeit der ländlichen Dionysien zu verwerfen; denn er hat ein viel besseres dagegen, nämlich den Aristophanes. Aus der Handlung der „Acharner" ergibt sich, dafs die ländlichen Dionysien um dieselbe Zeit gefeiert wurden wie die Anthesterien. Wohlgemerkt, nicht genau an demselben Tag, so wenig als die sämtlichen Demenfeste unter sich auf den Tag übereinstimmten. Dikaiopolis indes feiert seine ländlichen Dionysien gerade am 12. Anthesterion. Die Handlung der „Acharner" geht an einem Tage vor sich. Szenenwechsel ist szenisch und ästhetisch unmöglich,[1]) und ebenso vollkommen wie die Einheit des Ortes ist die der Zeit. Dabei aber handelt es sich im ersten Teil des Stückes um die „ländlichen Dionysien" des Dikaiopolis, die dieser privatim feiern will und nur leider nicht in seinem Demos (Cholleidai) feiern kann; denn sein Zug dahin wird unterbrochen. Er bleibt in Athen, und dort werden im zweiten Teil des Stückes die Anthesterien gefeiert, Dikaiopolis gewinnt im Wetttrinken der Choen. Anthesterien und ländliche Dionysien sind im Prinzip dasselbe und fallen hier zeitlich zusammen.

[1]) Aristophanes hat überhaupt keinen Szenenwechsel. In meinen „Szenischen Fragen" 658 und 801 habe ich noch einen angenommen in den „Fröschen", sicher mit Unrecht.

Der besondere Reiz der „Acharner" lag nun aber nicht blofs darin, dafs sie, statt zwei durch einen zweimonatlichen Zwischenraum getrennte Feste in ein Stück zusammenzupressen, was eine Ungeheuerlichkeit gewesen wäre, den Athenern ein lustiges Fest, gerade so wie diese selbst es feierten, in aller Echtheit darstellten. Es kommt vielmehr noch etwas hinzu. Das Fest, das die Athener da in Szene gehen sahen, das feierten sie in diesem Augenblick selbst. Die „Acharner" wurden an den Lenaeen des J. 425 aufgeführt. Und die Lenaeen sind dasselbe Fest *ἐν λίμναις* gewesen, welches sonst nach dem Monat die Anthesterien genannt wurde und eine Spezies der ländlichen Dionysien war. Diese Überzeugung drängt sich uns auf, wenn wir sehen, dafs die Lenaeen einerseits mit den ländlichen Dionysien vermengt werden, und dafs andererseits ein Unterschied zwischen Lenaeen und Anthesterien ganz ungenügend beglaubigt ist, vielmehr — und das wäre im andern Fall doch sehr merkwürdig — da, wo wir beide Feste genannt zu finden erwarten, immer nur der eine der beiden Namen auftaucht.

Allerdings scheinen die Athener einmal ein selbständiges Lenaeenfest gehabt zu haben, da sie einen eigenen Monat Lenaion hatten. Dieser Lenaion ist aber frühzeitig aus dem attischen Kalender verschwunden, und er hätte wohl nicht verschwinden können, wenn sein Hauptfest, die Lenaeen, fortgelebt hätten. Dies mufs in alter Zeit gegen den Frühling hin verlegt und so entweder zu Anthesterien geworden oder, wenn diese schon bestanden, mit ihnen vereinigt worden sein. Die stammverwandten Jonier hatten noch später einen Monat Lenaion; freilich, infolge verschiedener Kalenderregulierung bei den Attikern und bei den Joniern entsprach er dann nicht mehr seinem attischen Nachfolger, dem Gamelion. Er war der zweite Monat nach der Wintersonnenwende, der attische Gamelion der erste. Diese Thatsache hat auch die Erklärer von Hesiod. *Ἔ. κ. Ἡ.* irre gemacht. Bei Hesiod ist der Lenaion der erste Monat nach der Wintersonnenwende, und Plutarch fafste ihn auch so auf; bei den Joniern der späteren Zeit war er der zweite, und darnach richteten sich andere Grammatiker. (Gilbert S. 33 ff.)

In historischer Zeit hat es kein selbständiges Lenaeenfest in Athen gegeben. Auch der Name *Λήναια* selbst ist nicht offiziell gewesen. Er begegnet bei Aristophanes. Urkundlich hören wir nur *ὁ ἐπὶ Ληναίῳ ἀγών* und *Διονύσια τὰ ἐπὶ Ληναίῳ*, und auch bei Aristophanes scheint *Λήναια* hauptsächlich blofs den szenischen Teil des Festes zu bedeuten. Ich sagte oben, die Lenaeen würden mit den ländlichen Dionysien vermengt. Es geschieht dies Steph. Byz. *λήναιος ἀγὼν Διονύσου ἐν ἀγροῖς ἀπὸ τοῦ ληνοῦ· Ἀπολλόδωρος ἐν τρίτῳ χρονικῶν.* Schol. Aristoph. Ach. 202 *ἄξω τὰ κατ' ἀγρούς· τὰ Λήναια λεγόμενα. ἔνθεν τὰ Λήναια καὶ ὁ ἐπιλήναιος ἀγὼν τελεῖται τῷ Διονύσῳ. Λήναιον γάρ ἐστιν ἐν ἀγροῖς ἱερὸν τοῦ Διονύσου.* Ibid. 504 *οὑπὶ Ληναίῳ τ' ἀγών· ὁ τῶν Διονυσίων ἀγὼν ἐτελεῖτο δὶς τοῦ ἔτους, τὸ μὲν πρῶτον ἔαρος ἐν ἄστει, . . . τὸ δὲ δεύτερον ἐν ἀγροῖς, ὁ ἐπὶ Ληναίῳ λεγόμενος.* Allzuviel Gewicht ist auf diese Nachricht in ihrer

jetzigen Form nicht zu legen. Bei Apollodor wird sie wohl etwas vernünftiger gelautet haben. Das Lenaion lag nicht *ἐν ἀγροῖς*. Aber das wird der richtige Kern sein, dafs der Dionysos, der *ἐν ἀγροῖς* gefeiert wurde, identisch war mit dem, welchem das Lenaeenfest galt, und dafs das Fest, an dem der *ἀγὼν ἐπὶ Ληναίῳ* stattfand, im Grunde dasselbe war wie die in den Demen auf dem Lande gefeierten Dionysien.

Dazu fehlt aber nun noch das Schlufsglied der Beweiskette, der Nachweis für die Identität von Lenaeen und Anthesterien. Da wird uns denn direkt einmal gesagt, dafs die Anthesterien dem Dionysos Lenaios gefeiert wurden. Schol. Aristoph. Ach. 961 *εἰς τοὺς Χόας· εἰς τὴν ἑορτὴν τῶν Χοῶν . . . φησὶ δὲ Ἀπολλόδωρος Ἀνθεστήρια καλεῖσθαι κοινῶς τὴν ὅλην ἑορτὴν Διονύσῳ ἀγομένην . . . καὶ αὖθις, ὅτι Ὀρέστης μετὰ τὸν φόνον εἰς Ἀθήνας ἀφικόμενος, ἦν δὲ ἑορτὴ Διονύσου Ληναίου, ὡς μὴ γένοιτό σφισιν ὁμόσπονδος ἀπεκτονὼς τὴν μητέρα, ἐμηχανήσατο τοιόνδε τι Πανδίων. χοᾶ οἴνου τῶν δαιτυμόνων ἑκάστῳ παραστήσας, ἐξ αὐτοῦ πίνειν ἐκέλευσε . . . καὶ ἀπ' ἐκείνου Ἀθηναίοις ἑορτὴ ἐνομίσθη οἱ Χόες* (vgl. Suid. s. v. *Χόες*). Noch wichtiger scheint es uns, wenn [Dem.] Neaer. 76 versichert, dafs der Bezirk *ἐν λίμναις*, der nach dem früher Gesagten das Festlokal sowohl der Anthesterien als der Lenaeen sein müfste, nur einen Tag im Jahr geöffnet sei, und zwar an dem, welchen Thukydides auch als den Tag der Anthesterien nennt, am 12. Anthesterion (*καὶ τοῦτον τὸν νόμον* — über die Basilinna — *γράψαντες ἐν στήλῃ λιθίνῃ ἔστησαν ἐν τῷ ἱερῷ τοῦ Διονύσου παρὰ τὸν βωμὸν ἐν λίμναις . . . ἐν τῷ ἀρχαιοτάτῳ ἱερῷ τοῦ Διονύσου καὶ ἁγιωτάτῳ ἐν Λίμναις ἔστησαν, ἵνα μὴ πολλοὶ εἰδῶσι τὰ γεγραμμένα. ἅπαξ γὰρ τοῦ ἐνιαυτοῦ ἑκάστου ἀνοίγεται τῇ δωδεκάτῃ τοῦ Ἀνθεστηριῶνος μηνός*).

Später ist das Anthesterienfest nicht mehr, wie noch zur Zeit des angeführten Redners, auf einen Tag beschränkt gewesen. Abgesehen von der Vorfeier, den Pithoigia, umfafste es mindestens zwei Tage, und diese teilten sich damals in die schon früher als Bezeichnungen einzelner Kultakte üblichen Namen *Χόες* und *Χύτροι*. Der letztere Tag war wohl auch der des dramatischen Agons. Wir haben ein paar Nachrichten über dramatische Aufführungen an den Chytren: Plut. Vit. X oratt. Lycurg. 348 F, Philochoros bei Schol. Aristoph. Ran. 218. Man wufste früher nicht, was man mit diesen Nachrichten machen sollte. Sie standen so vereinzelt, dafs man ihretwegen die Zahl der athenischen Feste, an denen man Dramenaufführungen annahm, nicht vermehren wollte. Wenn an dem letzten Tag der Anthesterien aber der vielgenannte *ἀγὼν ἐπὶ Ληναίῳ* stattfand, so löst sich die Schwierigkeit sehr einfach.

In dieser späteren Zeit nun werden die Lenaeen mehrfach neben den Choen oder Chytren wie ein anderes Fest genannt, und man hat diese Stellen natürlich als Beweise dafür aufgefafst, dafs sie ein selbständiges Fest gewesen sind. Doch hat Gilbert meiner Ansicht nach überzeugend dargethan, dafs an diesen Stellen, soweit sie nicht infolge der augenscheinlichen Unkenntnis des betr. Autors wertlos sind, wirklich nur verschiedene Teile des-

selben Festes gemeint sind. Eine sinnlose Interpolation zu Diog. Laert. III 56 (vgl. Suid. s. v. τετραλογία) will von vier Festen wissen, an denen in Athen Dramen aufgeführt wurden, Dionysien, Lenaeen, Panathenaeen, Chytren. Der Nachklang jener Kunde von Agonen an den Chytren ist das Einzige an dieser Nachricht, was von Interesse ist. Aelian. de nat. an. IV 43 *κεκήρυκται γὰρ Διονύσια καὶ Λήναια καὶ Χύτροι καὶ Γεφυρισμοί.* Die Nennung der Gephyrismoi als eines Festes zeigt, dafs Aelian nicht viel wufste. Athen. IV 5 *σὺ δὲ μόνον ἐν Ἀθήναις μένων εὐδαιμονίζεις τὰς Θεοφράστου θέσεις ἀκούων, θύμα καὶ εὔζωμα καὶ τοὺς καλοὺς ἐσθίων στρεπτούς, Λήναια καὶ Χύτρους θεωρῶν.* Während der eine der beiden Freunde einer Einladung nach Makedonien folgte, wo er kurz nach den Chytren eine glänzende Hochzeit mitmachte, hat der andere in Athen die genannten Genüsse. Dabei kann mit den *Λήναια* nicht ein schon weit zurückliegendes Fest aufgeführt sein, sondern es ist eben wieder der szenische Teil desselben Festes, zu dem die Chytren gehörten. Das sind sie auch bei Alciphr. II 3 10 *τῶν κατ' ἔτος Χοῶν καὶ τῶν ἐν τοῖς θεάτροις Ληναίων,* und Suid. s. v. *τὰ ἐκ τῶν ἁμαξῶν σκώμματα· . . . τὸ δ' αὐτὸ καὶ τοῖς Ληναίοις ὕστερον ἐποίουν* denkt wahrscheinlich an die Zeit, wo zum Anthesterienfest ein weiterer Tag hinzukam, auf den die Agone, aber, wie uns Suidas sagt, eben auch die *σκώμματα* übergingen. Denn wären die Lenaeen ein selbständiges Fest, so wären sie ein uraltes und ein von jeher mit Mummenschanz und dionysischer Volkslustbarkeit verbundenes. (Gilbert S. 136 f.)

Es ist zu beachten, dafs die *Λήναια* wohl einmal neben den *Χόες* oder *Χύτροι,* aber nie neben den *Ἀνθεστήρια* genannt werden. Und von entscheidender Bedeutung ist, dafs da, wo offiziell von Dionysosfesten gesprochen oder uns eine vollständige Liste derselben gegeben wird, immer der eine dieser beiden Namen fehlt. Die bekannte Hautgelderinschrift CIA II 741 kennt nur 3 Dionysosfeste, *τὰ ἐμ Πειραιεῖ, τὰ ἐπὶ Ληναίῳ* und *τὰ ἐν ἄστει,* dieselben das Gesetz des Euegoros Dem. Mid. 10. Aristoteles *Ἀθ. πολ.* 57 und Pollux VIII 90 nennen bei den Befugnissen des Archon Basileus nur die Lenaeen, obwohl er bekanntermafsen auch bei den Anthesterien amtierte. Eine schon oben zusammengestellte Gruppe von Notizen (Hesych. s. v. *Διονύσια,* Bekk. An. 235, 6, Schol. Aeschin. I 43. Schol. Plat. Rep. 475 D) zählt uns die attischen Dionysosfeste auf und weifs gleichfalls nichts von den Anthesterien.

Damit habe ich im wesentlichen Gilberts Beweisführung skizziert. Ich glaubte es von Interesse, da wir das Festlokal suchen, etwas auf das Fest selbst einzugehen. Wie in so vielen anderen Fragen, herrscht in der Grammatikerüberlieferung des späteren Altertums auch hier eine gewisse Verwirrung, welche die Auffindung des Richtigen erschwert. Auch bleibt noch manches befriedigender zu erklären. Das Hauptresultat aber scheint mir sicher: Anthesterien und Lenaeen sind ein Fest, bald nach dem Monat, bald nach dem Lokal benannt. Thukydides, von dem wir ausgingen, hat also recht, wenn er nur von zwei Dionysosfesten in Athen weifs.

Wo ist nun das Festlokal der *Διονύσια ἐν λίμναις*, welches Thukydides als eines der ältesten Heiligtümer in der nächsten Nähe der Akropolis nennt? Beim Dionysos Eleuthereus im Südosten darf es nicht gesucht werden. Wilamowitz meinte, es könnte wohl weiter im Süden gelegen haben (Hermes XXI 619). Pickard suchte es beim Markt, am S.W.-Fuſs des Theseionhügels, also viel zu weit nordwestlich, ähnlich E. Maass De Lenaeo et Delphinio commentatio Greifswald 1891, hauptsächlich mit Berufung auf das Zeugnis des Aristoteles (*Ἀϑ. πολ.* 3) über das Bukolion, welches einerseits nahe dem Prytaneion am Markt gelegen haben soll, andererseits von dem Heiligtum des lenaeischen Dionysos nicht zu trennen ist. Die Identifizierung des Lenaions mit dem Heiligtum des Dionysos Melpomenos bei Paus. (I 2 4) ist jedenfalls unhaltbar. Gegen die Folgerungen von Maass hat Judeich Rhein. Mus. XLVII (1892) 53 ff. Einspruch erhoben. Die Lage des Prytaneion am Markt sei unwahrscheinlich, übrigens auch die örtliche Nachbarschaft von Bukolion und Lenaion nur hypothetisch.

Nun ist ein Dionysosheiligtum gefunden, am Westfuſs der Akropolis, dem Burgthor gegenüber, andererseits nicht weit vom Markte entfernt. Die Lage paſst zu der Stelle des Thukydides, die andern von diesem genannten Heiligtümer sind in der Nähe, nur noch näher bei der Burg, so daſs er das westlichste zuletzt genannt hat. Es liegt in einer wasserreichen, wie denn auch brunnenreichen Gegend, und es liegt verhältnismäſsig tief. Noch jetzt läſst jeder starke Regen in diesem Bezirk auf Tage hinaus *λίμναι* entstehen.[1]

Was zunächst hier gefunden wurde, berechtigte noch nicht völlig zu dem Schluſs, daſs in alter Zeit an dieser Stätte Dionysos verehrt wurde. Es war das im 3. Jahrh. n. Chr. bestehende Kultlokal der Jobakchen, ein rechteckiger, ungefähr von W. nach O. orientierter Saal (etwa 18 m lang, 11 m breit) mit Innensäulen und einer im O. anstoſsenden viereckigen Apsis. N. an diese Apsis schloſs sich eine etwas kleinere Cella, die dem Kult der Artemis gewidmet gewesen ist. Die Statuten des Thiasos der Jobakchen, auf einer Säule eingegraben, wurden ebenfalls gefunden und in den Athen. Mittheilgn. XIX (1894) 248 ff. veröffentlicht.

Tief unter diesem Gebäude nun, welches übrigens nach O. hin auch den Platz eines früheren Weges eingenommen hat, liegt der alte Boden des heiligen Bezirks, der noch am Schluſs der vorigen Ausgrabungsperiode (im Febr. und März 1894) zum Teil aufgedeckt wurde. Der Peribolos bildet etwa ein Dreieck, dessen von der antiken Hauptstraſse gebildete Seite gegen 45 m beträgt. Fast überall ist die alte, schön polygonale Umfassungsmauer erhalten. Nicht alles davon stammt aus derselben Zeit, und stellenweise bemerkt man die Arbeit verschiedener Generationen übereinder. Innerhalb dieses Peribolos ist gefunden:

---

[1]) Herr Tsuntas sucht in dem Aufsatze ‚*Λίμναι*“ in der *Ἑστία* 1894, 97 f. nachzuweisen, daſs die Benennung *λίμναι* nicht auf den Begriff „Sumpf“ beschränkt ist, sondern jedem gut mit Wasser versorgten Platz beigelegt werden kann.

1. die Basis eines grofsen tischförmigen Altars. Drei von den vier Platten mit je einem runden Einsatzloch sind noch an Ort und Stelle. In die eine der Platten war am Rande eine Stele eingelassen, wie die zu diesem Zweck gemachte Eintiefung zeigt. (Daneben ist noch eine zweite Eintiefung, die auf die verlorene Platte übergriff). Leider hat uns der boshafte Zufall diese Stele vorenthalten. Vielleicht stand der *νόμος* darauf, den der Redner gegen Neaera erwähnt;

2. ein Tempelchen mit kleinem Pronaos und einer Cella von etwa 4 m im Quadrat, gegen S.O. orientiert. Die polygonalen Mauern des kleinen Naos machen einen sehr altertümlichen Eindruck (7. Jahrhundert?);

3. eine griechische Kelteranlage. Ein sauberer Estrich aus kleinen Steinchen bildet eine geneigte Fläche; an der tiefsten Stelle derselben läfst eine Öffnung den gewonnenen Traubensaft in ein massiges Thongefäfs, das in die Erde eingemauert ist, abfliefsen. Sowohl wegen dieser letzteren Einrichtung, als wegen des starken Gefälles im Zusammenhalt mit der geringen Höhe der einen Seitenwand (35 cm) ist es ausgeschlossen, dafs es sich um ein Wasserbassin handelt. Die jetzigen griechischen Keltern auf dem Lande haben zum Teil genau dieselbe Form. Diese Kelteranlage nimmt die N. W.-Ecke des ganzen Bezirks ein und wurde in verschiedenen Zeiten immer wieder erneuert. Es sind Reste von drei übereinandergebauten Estrichflächen vorhanden.

Bauart und Bodenhöhe weisen diese drei Bauten einer alten Zeit zu, besonders den Altar und das Tempelchen. Bis die Kelter zweimal erneuert wurde, mufste sicher viel Zeit vergehen. Und doch war sie, als das Bakcheion gebaut wurde, schon unter der Erde. Machte die Gröfse des ganzen Raumes, die Beschaffenheit seiner Umfassungsmauer, das Vorhandensein eines Altars und eines Gebäudes mit Tempelgrundrifs es unzweifelhaft, dafs wir es mit einem heiligen Bezirk zu thun haben, so gibt die Kelter von selbst die Entscheidung über diesen Bezirk. Der Gott, in dessen Heiligtum allein wir eine Kelter zu finden erwarten dürfen, ist der Weingott, und den Namen für dieses Heiligtum haben wir bereit — wir verstehen nun um so besser, warum das Heiligtum des Dionysos *ἐν λίμναις* der Kelterplatz hiefs. Dafs auch in spätester Zeit an dieser Stätte noch Dionysos verehrt wurde, ist uns jetzt natürlich eine erwünschte Bestätigung dafür, dafs der heilige Bezirk von jeher diesem Gotte gehörte, wenn wir auch von vornherein keine sicheren Schlüsse darauf bauen konnten.

Im Bakcheion wurden zahlreiche, in den tieferen Schichten des Dionysions vereinzelte auf Dionysoskult bezügliche Funde gemacht. Inschriften sind, abgesehen von der grofsen Jobakchensäule, so gut wie ganz ausgeblieben. Vielleicht wundert man sich, dafs nicht die eine oder die andere Weihinschrift über einen szenischen Sieg *ἐπὶ Ληναίῳ* zu Tage gekommen ist, indes mit Unrecht. Ein heiliger Bezirk, der das ganze Jahr über mit Ausnahme eines Tages den Augen des Publikums verschlossen blieb, war, wie man zugeben wird, ganz und gar kein geeigneter Ort für Aufstellung einer Siegerinschrift, die

bestimmt war, gesehen zu werden. Es kommt übrigens noch ein Umstand hinzu. Nach dem Befund des uns wiedergegebenen Lenaion mufs ich meine Überzeugung dahin aussprechen, dafs innerhalb dieser Peribolosmauer nie Gerüste aufgeschlagen und szenische Spiele aufgeführt wurden. Hesych. (*ἐπὶ Ληναίῳ ἀγών*) und Photius (*Λήναιον* vgl. Etym. M. *ἐπὶ Ληναίῳ*) irren, wenn sie dies behaupten. Der *ἀγὼν ἐπὶ Ληναίῳ* war ein Agon beim Lenaion, und in nächster Nähe des Lenaion, auf einer Terrasse des Westabhangs des Areopags, lag der Platz, der für Spiele und Tänze geschaffen war und wo von alters her Gerüste aufgeschlagen wurden, die alte Orchestra am Markt. Die Nachricht des Hesych. (*ἐπὶ Ληναίῳ ἀγών· ἔστιν ἐν τῷ ἄστει Λήναιον περίβολον ἔχον μέγαν — καὶ ἐν αὐτῷ Ληναίου Διονύσου ἱερόν —, ἐν ᾧ ἐπετελοῦντο οἱ ἀγῶνες Ἀθηναίων πρὶν τὸ θέατρον οἰκοδομηθῆναι*) stellt sich durch die Schlufsphrase von selbst zu den andern, aus Erathosthenes geflossenen Notizen, wie sie Maass a. a. O. 9 f. neuerdings zusammengestellt hat. Eine ausführliche Behandlung dieser Stellen ist von Dörpfeld in seinem Bericht über das Lenaion zu erwarten. Die Nachricht von den Holzgerüsten, auf denen man vor dem Theaterbau gesessen, ist mehrfach erhalten, aber meist so, dafs sich über den Platz derselben nichts ergibt. Nur aus Phot. s. v. *ἴκρια* und Eustath. γ 350 sehen wir, dafs Eratosthenes wirklich von den *ἴκρια* am Markt gesprochen hat. Wilamowitz hat dies wohl mit Unrecht bestritten. In demselben Zusammenhang erwähnte Eratosthenes die Schwarzpappel, sie stand daher auch dort und ist mit der Sykophantenpappel Hesych. *ἀπ᾽ αἰγείρων* identisch. Am Markte also, bei der Schwarzpappel, sagte Eratosthenes, fand vor der Erbauung des steinernen Theaters der *ἀγὼν ἐπὶ Ληναίῳ* statt. Er kann nicht gesagt haben, dafs bis zum Theaterbau nur am Markte Gerüste aufgeschlagen wurden. Im andern Dionysosbezirk haben wir ja die alte Orchestra aus dem 6. oder 5. Jahrh., auch dort wurde gespielt; die beiden uns bekannten Orchestren verteilen sich naturgemäfs auf die beiden Dionysosfeste, an denen Spiele stattfanden. Aber nach dem Bau des steinernen Theaters wurden am Markt nicht mehr Gerüste aufgeschlagen. Das ist der Sinn der Eratosthenesstelle. Warum nicht mehr? Weil man alle Agone in das neue, prächtige Theater verlegte. Und das Gesetz, in dem dies für den Lenaeenagon geschah, ist uns erhalten. Es ist das oben zitierte bei Plutarch im Leben des Lykurg, das über die Agone an den Chytren spricht.

Die Orchestra am Markt mit den Statuen der Tyrannenmörder, die dort standen, hat auch Pausanias gesehen. Gleich darauf mufste er am Lenaion vorüberkommen. Er erwähnt es nicht, und man kann ihm das nicht übel nehmen. Wir sehen jetzt an der Bodenhöhe der verschiedenen Bauten an der Strafse deutlich, dafs es damals schon unter der Erde gewesen sein mufs. Aber ein Odeion erwähnt der Perieget an dieser Stelle (I 8 und 14), dessen Auffindung für die ganze topographische Frage von äufserster Wichtigkeit wäre. Es ist dasselbe, welches als „das älteste Odeion bei der Enneakrunos am Ilissos“ in athenischen Topographien eine so phantastische Rolle ge-

spielt hat. Dörpfeld (Die verschiedenen Odeien in Athen. Athen. Mitteilgn. XVII [1892] 252 ff.) identifiziert es mit Recht mit dem kleinen Theater des Agrippa. Es mufs zwischen der Orchestra und der Enneakrunos, am wahrscheinlichsten am S. W.-Abhang des Areopags gestanden haben. Wenn die letztere Annahme richtig ist, so sind leider die Aussichten für seine Wiederauffindung sehr geringe. Dörpfeld liefs einmal den Abhang daselbst säubern und fand unter den zahllosen Anzeichen der Bearbeitung des Felsens auch die Einbettung für eine starke, im Bogen oder vielmehr in einem Polygon verlaufende Mauer. Die Arbeit an dieser Stelle wurde bald vertagt. Im Grunde meines Herzens glaube ich immer noch, dafs dort die letzte Spur vom Halbrund des Agrippeions zu Tage liegt (Vgl. jetzt Athen. Mittheilgn. XIX. [1894] 506).

Übrigens glaubt Dörpfeld dieses Odeion auch in der Stelle des Hesych. s. v. *ᾠδεῖον· τόπος ἐν ᾧ πρὶν τὸ θέατρον κατασκευασθῆναι οἱ ῥαψῳδοὶ καὶ οἱ κιθαρῳδοὶ ἠγωνίζοντο* wiederzufinden, die in gewissem Sinn zu der obigen Gruppe gehört, d. h. aus Eratosthenes stammt. Das Odeion sei in der Gegend gestanden, die früher der Schauplatz der Lenaeenagone gewesen war. Ich möchte die Glosse lieber mit Wilamowitz (Hermes XXI 601) auf das Odeion des Perikles beziehen, das ohne jeden Zweifel in der That der Schauplatz der musikalischen und Rhapsoden-Agone war. Eratosthenes kann ja auch diese Thatsache erwähnt haben, wenngleich die Phrase *πρὶν τὸ θέατρον κατασκευασθῆναι* sich vielleicht darauf nicht mehr bezog.

Wenn wir weiter der antiken Strafse folgen, die vom Markte westlich am Areopag herum zur Burg hinaufführte und die einst Pausanias ging, so haben wir an der linken (östlichen) Seite nach dem Dionysion ein grofses altgriechisches Gebäude, das zum Teil nach der östlich neben dem Dionysion herlaufenden Nebenstrafse orientiert ist und dessen Mittelzimmer ein schönes Mosaik aus dem 5. Jahrh. aufweist. Dann geht ein weiterer Nebenweg direkt den Akropolisabhang hinauf, und an diesen Weg stöfst südlich das kleine Heiligtum eines Heilgottes, das bereits Athen. Mitteilgn. XVIII (1893) 231 ff. beschrieben worden ist und nun jetzt wieder neue, interessante Funde (bes. Inschriften) geliefert hat. Wir wissen nun auch den Namen des Heilgottes, der hier Vorgänger und dann Genosse des Asklepios war, Amynos.

Auf der andern Seite der Strafse liegt dem Dionysion gegenüber ein ganz kleines, verhältnismäfsig früh von einer Lesche überbautes Heiligtum, das nach einer kürzlich dort gefundenen Inschrift vielleicht dem Zeus Xenios der Phratrie der Thymaitaden galt. Darauf folgen nach Süden zu griechische Privathäuser und gerade gegenüber dem Amyneion liegt der erst später überbaute Platz, welcher oben als der vermutliche Brunnenplatz in Anspruch genommen wurde.

In ihrem weiteren Verlaufe biegt die alte Strafse nach W. ein, um im Bogen zur Akropolis anzusteigen, und hier sucht man gegenwärtig nach Resten des Eleusinions, eines der wichtigsten Heilig-

tümer der alten Stadt, welches von Pausanias oberhalb der Enneakrunos gesehen wurde (I 14 1).

Die Lage des Eleusinions unmittelbar unter dem Burgaufgang, in nächster Nähe des Pelargikons, ist inschriftlich und literarisch gesichert und von neuen Topographen wie Milchhöfer (Baumeisters Denkm. Art. „Athen") S. 187. 198) und Lolling (Müllers Handb. III 317) zugegeben. Insoferne ist sie von der Enneakrunosfrage unabhängig. In gewissem Sinn aber ist sie nicht von dieser zu trennen. Lolling und Milchhöfer trennen sie davon. Der letztere behauptet, Pausanias habe nicht das Eleusinion, das er nur nebenbei nenne, sondern die kleinen Mysterienheiligtümer in Agrai am Ilissos oberhalb der Enneakrunos gesehen. Doch wird man bei vorurteilsfreier Betrachtung der Stelle keinen andern Eindruck bekommen, als dafs die Heiligtümer, welche Pausanias dort beschreiben will, wirklich das Eleusinion sind. Dann dürfen wir aber nicht wie Lolling ihm das Unrecht widerfahren lassen, ihm ein einfältiges Mifsverständnis — eine Verwechslung zwischen der Enneakrunos bei den Mysterienheiligtümern am Ilissos und irgend einem Stadtbrunnen in der Nähe des Eleusinions — aufzubürden. Nehmen wir die Worte des Periegeten wie sie sind, und darauf hat er Anspruch, so bezeugen sie direkt die örtliche Nachbarschaft von Enneakrunos und Eleusinion. Und in diesem Sinne würde die Auffindung des Eleusinions der Schlufsstein in dem Beweise für die Lage der Enneakrunos sein.

Athen, 26. Febr. 1895. E. Bodensteiner.

Kritische Bemerkungen zu Quintilians Lehre von dem Gestus und zu C. Sittls Edition derselben.

Am 2. Mai 1892 sandte ich die folgenden Bemerkungen an die Redaktion dieser Blätter ein. Im Juli wurde ich von Herrn Professor Meister in Breslau, welchen ich um seine Meinung über eine Quintilianstelle gefragt hatte, freundlich darauf aufmerksam gemacht, dafs C. Sittl seinem Buche: Die Gebärden der Griechen und Römer (Teubner 1890) den vollständigen Text von Quintilian XI 3, 65—136 als Anhang beigegeben habe. Natürlich verschaffte ich mir nun dieses Buch. Sittl leitet den Anhang in folgender Weise ein: „Wir drucken hier nicht den arg interpolierten Vulgatatext des Rhetors ab, sondern stellen einen vielfach veränderten Text auf Grund der beiden alten Handschriften von Bern und Bamberg (bei Halm B = Bn + Bg) und der Excerptoren Fortunatianus und C. Julius Victor her. Es erscheint daher eine sehr knappe adnotatio critica notwendig, welche angibt, an welchen Stellen die alte Überlieferung verlassen und durch die Vermutungen früherer Anonymi (wie b = Bg m. 2 und M = Monacensis s. XV) oder neuerer Philologen ersetzt werden mufste." Nicht ohne einige Verwunderung las ich diese Worte. Hat denn, fragte ich mich, nicht auch Halm den Text auf Grund der Hand-

schriften von Bern und Bamberg hergestellt und die Excerpte des Fortunatianus und Julius Victor benützt? Und dürfen wir, fragte ich mich weiter, in den Lesarten von b wirklich nur Vermutungen eines Anonymus sehen? Um so gespannter war ich auf die Ergebnisse von Sittls kritischer Thätigkeit. Nachdem ich von denselben Kenntnis genommen hatte, erbat ich mir mein Manuskript zurück, um einige Nachträge in demselben anzubringen.

X 3, 65. Quid autem quisque in dicendo postulet locus, paulum differam, ut de gestu prius dicam, qui et ipse uoci consentit et animo cum ea simul paret.

Nachdem Quint. in den §§ 14—65 von der Stimme gesprochen hat, geht er mit diesem Satze über zu der Besprechung der Gebärden (gestus). In demselben erregt mir et ipse Bedenken. Kein Erklärer bemerkt etwas hierüber. Mir scheint, daſs et ipse nur dann am Platze wäre, wenn Quint. vorher von irgend etwas anderem gesagt hätte, daſs es mit der Stimme übereinstimme. Das ist aber nicht der Fall. In dem vorhergehenden Abschnitt ist zwar die Rede davon, daſs die Stimme sich nach der Seele richtet (§ 62 est enim mentis index ac totidem quot illa mutationes habet), nicht aber davon, daſs etwas mit der Stimme übereinstimmt. Ich glaube daher, daſs ipse in ips*i* zu verändern ist, und übersetze: „welche sowohl mit der Stimme selbst übereinstimmen als auch gemeinschaftlich mit ihr der Seele gehorchen."[1]) Nach Spalding steht in cod. Guelf. wirklich ipsi. Ein Gewicht möchte ich hierauf nicht legen. Da die anderen Handschriften von dieser Gruppe alle ipse geben, so ist ipsi im Guelf. wahrscheinlich nichts anderes als ein Schreibfehler.

§ 73—74 itaque in iis, quae ad scaenam componuntur, fabulis artifices pronuntiandi a personis quoque adfectus mutuantur, ut sit Aërope in tragoedia tristis, atrox Medea, attonitus Aiax, truculentus Hercules. in comoediis uero etc.

B N geben aerope, M europe. Niemand vermochte zu erklären, wie Quint. dazu gekommen sein sollte, die Aërope als Vertreterin der traurigen Maske aufzuführen.[2]) Alte Herausgeber schrieben daher Niobe, Lange (Vind. trag. Rom.) schlug Merope vor, was Sittl in seinen Text aufgenommen hat. Ich glaube gar nicht, daſs in aerope ein Name steckt. Können denn die Worte in tragoedia, zu welchen in comoediis den Gegensatz bildet, zwischen dem ersten Namen und dem ersten Prädikate stehen? Osann fand diese Stellung so auffallend, daſs er in tragoedia gestrichen wissen wollte. Ich vermute, daſs aerope aus ear*ū* ope entstanden und zwischen tis und atrox a t o s s a ausgefallen ist. „Daher entlehnen in den für die Bühne ver-

---

[1]) Vgl. § 84 at cum speciosius quid uberiusque dicendum est . . . ., exspatiatur (brachium) in latus e t i p s a quodammodo se c u m g e s t u fundit o r a t i o.

[2]) Aërope hat allerdings nach den Angaben der schol. in den Kreterinnen des Euripides eine Rolle gespielt, aber diese scheint keineswegs eine solche Rolle gewesen zu sein, daſs sie als eine geeignete Vertreterin der traurigen Maske erscheinen konnte (vgl. hierüber Buttmann in Spaldings Ausgabe).

fafsten Stücken die Meister des Vortrags die Affekte auch von den Masken, so dafs mit deren Hilfe in der Tragödie Atossa traurig, Medea grimmig, Ajax bestürzt, Herkules wild erscheint.“ Atossa trug in den Persern des Äschylus jedenfalls vom Anfang bis zum Ende die traurige Maske. Schon bei ihrem ersten Erscheinen ist sie infolge eines unglückverheifsenden Traumes von düsteren Ahnungen erfüllt, und alles, was sie im Verlaufe der Handlung erfährt, mufs sie noch trauriger stimmen. Otfried Müller sagt von dem Stücke, es erscheine auf den ersten Anblick mehr wie eine Trauerkantate auf das Unglück der Perser als wie ein tragisches Drama.

§ 79 uitium in superciliis, si . . . . contra id quod dicimus finguntur: ira enim contractis, tristitia deductis, hilaritas remissis ostenditur. adnuendi quoque et renuendi ratione demittuntur aut adleuantur.

Über die Worte adnuendi quoque et renuendi ratione bemerkt kein Erklärer etwas, und doch bedürfen sie sehr der Erklärung. Henke übersetzte: „Beim Zuwinken oder Zurückwinken werden sie niedergelassen oder ein wenig in die Höhe gezogen“; Baur: „Auch für den Zweck des Zuwinkens oder Verneinens werden sie zurück oder in die Höhe gezogen.“ Mir scheint ratione nicht erklärbar zu sein. Auch Sittl konnte sich zu dieser Lesart nicht entschliefsen; er liefs deshalb uoratione mit vorgesetztem + drucken. uoratione nämlich geben BN, in M steht veneratione, ratione stützt sich nur auf b. Ich vermute, dafs renuendi uoratione aus renuendi <di>uo<rsa ē> ratio: nā entstanden ist. Nach di konnte di leicht ausfallen, ebenso leicht konnte man von rsa auf ra abirren. Wie der Zorn, die Traurigkeit, die Heiterkeit, so wird auch das Zustimmen und das Ablehnen in verschiedener Weise (diuersa ratione) durch die Augenbrauen zum Ausdruck gebracht; sie werden nämlich herabgelassen oder in die Höhe gezogen. Vgl. § 115 diuersi autem sunt gestus. — B N geben dimittuntur, b remittuntur. Sittl schreibt demittuntur und bemerkt unten: „von mir verbessert.“ Ich habe die Ausgaben von Burman, Gesner, Spalding, Wolff, Lünemann, Gernhard, Zumpt, Bonnell, Halm und Meister aufgeschlagen. Sie geben alle demittuntur mit Ausnahme von Bonnell, welcher das verkehrte remittuntur vorgezogen hat.[1])

§ 80 naribus labrisque non fere quicquam decenter ostendimus, tametsi derisus iis, contemptus, fastidium significari solet.

derisus iis ist hervorgegangen aus einer Konjektur Obrechts. B N M geben derisui, b dorisui. Sittl schreibt derisus (ohne iis) mit der Bemerkung „von mir verbessert“. So steht aber schon in der Ausgabe von Badius 1520, was Sittl aus Meisters Ausgabe hätte ersehen können, und in anderen alten Ausgaben, auch noch in denen von Burman und Gesner. Ich glaube jedoch, dafs significari eine nähere Bestimmung nicht entbehren kann. Ob freilich iis zwischen derisus und contemptus stehen kann, ist mir sehr zweifelhaft. Ich

---

[1]) Wie ist die Selbsttäuschung Sittls zu erklären? In der Halmschen Ausgabe steht unten: dimittuntur B, dimittur M, remittuntur b. Schnell verbesserte Sittl in demittuntur, ohne zu beachten, dafs im Texte bereits so steht.

halte es für wahrscheinlicher, dafs is oder sic vor *si*gnificari oder nach tamet*si* ausgefallen ist.

§ 94 at cum tres contracti pollice premuntur, tum digitus ille, quo usum optime Crassum Cicero dicit, explicari solet. is in exprobrando et indicando, unde ei et nomen est, ualet etc.

Burman und Gesner schreiben: unde ei nomen est; Spalding, Wolff, Gernhard, Zumpt und Bonnell: unde et ei nomen est; Halm und Meister einer Anregung Spaldings folgend: unde ei et nomen est. Unsere ältesten und besten Handschriften Bn und N geben unde ei nomen est, b gibt undetei nomen est, die von b abhängigen Flor. u. Alm. geben unde et ei nomen est. Da an der ältesten Überlieferung unde ei nomen est („woher er seinen Namen hat"), so viel ich sehe, nicht das mindeste ausgesetzt werden kann, so hätte man von derselben nicht abgehen sollen. Wie oft kommt es vor, dafs b um einen oder zwei Buchstaben zu viel gibt! Vgl. z. B. § 64 obscuri orati*one* statt obscurior at in, § 65 par*r*et*i* statt paret, § 94 optine*t* statt optime und *in* is in statt is in, § 100 minimo*s* statt minimo und explica*n*tur statt explicatur, § 102 laudat*ur* statt laudat, § 105 reli*n*qui statt reliqui, § 108 aliqui*d* statt aliqui und et *tu*q. statt et Q., § 109 infin*ite* statt in fine, § 111 festina*ui*mus statt festinamus, § 115 miser*um* statt miser, § 116 exer*ci*tiores statt exertiores, § 118 consistere*t* statt consistere, und uenti*t*let statt uentilet. — Auch Sittl hat et beseitigt.

§ 103 est et illa caua et rara et supra umeri altitudinem elata cum quodam motu uelut hortatrix manus; a peregrinis scholis tamen prope recepta tremula scaenica est. digitos, cum summi coierunt, ad os referre, cur quibusdam displicuerit nescio: nam id et leuiter admirantes et interim subita indignatione uelut pauescentes et deprecantes facimus.

Obwohl alle älteren Handschriften Bn N Bg Amb. 2 Flor. Tur. leniter geben (b gibt lenites), steht doch in allen neueren Ausgaben leuiter nach M. Meister hat das so gut beglaubigte leniter nicht einmal in den kritischen Noten erwähnt. Warum sollte aber Quint. nicht von einer g e l i n d e n V e r w u n d e r u n g sprechen können? Daraus, dafs er leuiter § 95 mit adprenso und § 96 mit coeuntibus verbunden hat, folgt doch nicht, dafs er auch mit admirantes gerade leuiter verbunden haben mufs. Der Gegensatz zu leniter ist concitate. Vgl. I 8, 1 quid . . . concitatius lenius dicendum und IX 4, 130 nam quis dubitat alia lenius, alia concitatius . . . . esse dicenda? — Auch Sittl hat sich für leniter entschieden.

Den Vorschlag von Gertz, uelut zu trennen in uel ut, halte ich für verfehlt. Die Übersetzung von Baur: „Denn diese Bewegung machen wir bei leichter Verwunderung oder bisweilen wenn wir bei einem unerwarteten argen Ereignis erschrecken oder um Schonung bitten" scheint mir an mehreren Fehlern zu leiden. Ich übersetze: „Denn dies thun wir, wenn wir uns gelinde verwundern, und bisweilen, wenn wir über unsere plötzliche Entrüstung scheinbar[1]) erschrecken

[1]) Vgl. § 173 illa quoque mire facit in peroratione u e l u t deficientis dolore et fatigatione confessio.

und um Entschuldigung bitten.“ Die Worte subita indignatione uelut pauescentes et deprecantes bilden ein Glied. Der Redner macht diese Gebärde, wenn er sich stellt, als ob er über seine plötzliche Entrüstung erschrecke und um Entschuldigung bitte.[1])

Im vorhergehenden Satze geben B N M remula, b tremula. Sittl schreibt regula mit der Bemerkung: „Quintilian beginnt nun eine kritische Betrachtung der verschiedenen Schulregeln.“ Ich kann mich von der Richtigkeit dieser Bemerkung nicht überzeugen. Quint. spricht nach wie vor von den Handbewegungen. Nachdem er im vorhergehenden Satze von der caua et rara et supra umeri altitudinem elata cum quodam motu manus gesprochen hat, kann er in diesem Satze recht wohl von der tremula manus sprechen. Ich würde übersetzen: „Das von fremden Schulen fast allgemein angenommene Zittern der Hand jedoch ist theatralisch.“ Daran schliefst sich dann passend an: digitos, cum summi coierunt, ad os referre, cur quibusdam displicuerit nescio.

§ 106 optime autem manus a sinistra parte incipit, in dextra deponitur, sed ut ponere <se>, non ut ferire uideatur: quamquam et in fine interim cadit, ut cito tamen redeat, et nonnumquam resilit uel negantibus nobis uel admirantibus.

In B steht ponere, N M geben ponitur. Die älteren Herausgeber schrieben: deponi; Spalding, Wolff, Gernhard und Zumpt: poni; Halm und Meister: ponere se. Sittl schreibt: ut ponere, non ut ferire uidea*mu*r. Ich glaube mit Bonell, dafs wir von B nicht abzugehen brauchen. Wie man sagen kann: Die Hand schlägt, die Hand hebt, so kann man auch sagen: Die Hand legt! Wenn die Hand schlägt, läfst man sie rasch fallen; wenn sie legt, läfst man sie langsam fallen. Letzteres schreibt Quint. vor. ponere scheint mir sogar einen besseren Gegensatz zu ferire zu bilden, als poni oder ponere se. — Bedenken aber erregen mir die Worte: quamquam et in fine interim cadit. Von den Erklärern bemerkte nur Wolff etwas über dieselben; zu in fine bemerkte er: „in clausula“, zu cadit: „celerius, nec tam deponitur.“ Hat denn aber Quint. vorher gesagt, dafs die Hand am Schlufs nicht fallen soll? Und liegt in cadit wirklich „celerius“? Kann die Hand nicht ebenso gut langsam fallen, wie schnell? Vielleicht ist zu schreiben: quamquam et in sinistra interim cadit. B N M geben: et in fine et interim. Wenn von sinistra die zwei letzten Buchstaben weggefallen waren, so konnte aus sinist, zumal wenn der erste Buchstabe ein langes s war, fine et werden. Dafs die Änderung nicht leicht ist, gebe ich zu. Aber sie wird nicht nur durch die vorhergehenden Worte, sondern auch durch die nachfolgenden empfohlen. Der Sinn scheint mir folgender zu sein: Am besten erhebt sich die Hand (natürlich die rechte) von der linken Seite aus und fällt auf

[1]) **In § 115 schreiben Halm und Meister: *at* fratris sanguine m*adet*, während alle Quintilianhandschr. und die Handschr. des Julius Victor ad fratris sanguinem geben. Da Quint. häufig ungenau aus dem Gedächtnis citiert hat, scheint es mir nicht zulässig zu sein, in dieser Weise nach Cicero zu korrigieren. Sittl stimmt hierin mit mir überein.**

der rechten nieder; wenn sie aber doch bisweilen ausnahmsweise auf der linken Seite fällt, mufs sie wenigstens schnell die rückläufige Bewegung machen, damit sie dahin kommt, wohin sie eigentlich gehört.

§ 119. + solet esse et pigra et trepida et secanti similis, interim etiam uncis digitis, <ut> aut a capite deiciatur aut eadem manu supinata in superiora iactetur. fit et ille * * qui, inclinato in umerum dextrum capite, brachio ab aure protenso, manum infesto pollice extendit: qui quidem maxime placet iis, qui se dicere sublata manu iactant.

So Halm. Meister hat vor solet kein Kreuzchen gesetzt (auch Sittl hat es weggelassen), das nach eadem stehende manu mit Gallaeus und Buttmann als unecht bezeichnet und nach ille einer Anregung Halms folgend gestus eingefügt. Dafs er das Kreuzchen beseitigt hat, billige ich. Denn da in diesem Abschnitt von den Fehlern der Hände gesprochen wird, da im vorhergehenden Paragraphen mehrfach von der Hand die Rede war, mutet Quint. seinen Lesern gewifs nicht zu viel zu, wenn er sie zu den Worten solet esse et pigra etc. das Subjekt manus hinzudenken läfst. Aber mit den beiden anderen Änderungen bin ich nicht einverstanden, weil durch sie nicht alle Schwierigkeiten gehoben werden. Da die Konjunktive deiciatur und iactetur darüber nicht im Zweifel lassen, dafs eine den Konjunktiv bedingende Konjunktion vorangegangen sein mufs, so wollte Spalding vor uncis, Buttmann nach dem ersten aut die Konjunktion ut eingesetzt sehen, und Halm setzte sie vor aut ein. Aber Spalding selbst bemerkte: „Quid tamen ad actionem capite deiiciendam proprie faciant digiti unci, non satis dixerim.“ Wenn man mit Halm die Konjunktion vor aut einsetzt und nach digitis ein Komma macht, so entsteht eine andere Schwierigkeit. Der Nebensatz müfste doch als ein Folgesatz angesehen werden. Können denn aber die in dem Nebensatze erwähnten Handbewegungen als eine Folge der in dem Hauptsatze angeführten Fehler bezeichnet werden? Ich halte es für zweifellos, dafs interim etiam uncis digitis eng mit den Worten et secanti similis zu verbinden ist, und übersetze: „Oft ist sie (die Hand) teils träg, teils hastig, teils der eines Sägenden ähnlich, bisweilen auch durch die Krümmung der Finger.“ Wenn die Hand unaufhörlich vorwärts und rückwärts bewegt wird, so ist sie der eines Sägenden ähnlich. Werden noch dazu die Finger gekrümmt, so entsteht eine weitere Ähnlichkeit mit der Hand des Sägenden; denn auch dieser krümmt die Finger. Nach digitis setze ich einen Punkt und fahre dann fort: <accidit, ut gestus> aut a capite deiciatur aut eadem manu supinata in superiora iactetur. fit et ille, qui etc. (Es kommt vor, dafs die Gebärde vom Kopfe nach unten oder mit Zurückbiegung der nämlichen Hand nach oben gerichtet wird. Auch jene kommt zur Anwendung, welche u. s. w.) Die Lücke kann dadurch entstanden sein, dafs ein Abschreiber von gitis auf gestus abirrte. Füllt man dieselbe in der von mir vorgeschlagenen Weise aus, so braucht man weder manu zu streichen, noch im folgenden Satz gestus einzusetzen; denn es läfst sich dann zu ille ganz leicht gestus hinzudenken. Zu

accidit vgl. accidere § 117 und euenire § 118. Zu gestus aut . . . . deiciatur aut . . . . iactetur vgl. § 93 uitiose uero idem (sc. gestus) . . . in latus agi solet; § 105 in posteriora gestus non derigitur: interim tamen uelut reici solet; § 118 repetito ultra laeuum umerum gestu. — Sittl setzt mit Hahn *ut* ein, verändert deiciatur in *deiciantur*, iactetur in *iactentur* und fit in *delinquit*. Also vier Änderungen, und doch, wie mir scheint, kein befriedigender Text.

§ 126 conueniet etiam ambulatio quaedam propter immodicas laudationum moras, quamquam Cicero rarum incessum neque ita longum probat.

Bekanntlich gibt Par. 2 an manchen Stellen allein die richtige oder wenigstens unter allen Handschriften die beste Lesart. Ich habe in der N. Phil. Rundschau 1892 Nr. 3 bei Besprechung von Bechers Programm (Aurich 1891) darauf hingewiesen, dafs es für die Wertschätzung dieser Handschrift von der gröfsten Wichtigkeit sei zu untersuchen, ob diese Lesarten einer alten handschriftlichen Quelle entstammen oder ob sie durch Konjektur entstanden sind. Hier haben wir einen Fall, welcher für das letztere spricht. Die richtige Lesart, conueniet etiam führt Halm auf die ed. Stoeriana zurück. B gibt conuenientiā et, b conuenietiā et, N conuenientia et, M conueniencia et. Da in allen Handschriften et steht, so können diese Fehler nicht dadurch entstanden sein, dafs man von der letzten Sylbe des Wortes conueniet auf die erste von etiam abirrte. Es ist vielmehr wahrscheinlich, dafs statt etiā aus Versehen iā et geschrieben wurde.[1]) Wenn die Handschrift, aus welcher Par. 2 abgeschrieben worden ist, diesen Fehler nicht gehabt hätte, so müfste derselbe geben: conueniet etiam. Nun gibt er aber: conueniet etiam et. Daraus scheint mir zu folgen, dafs der Schreiber des Par. 2 in der ihm vorliegenden Handschrift conuenietiā (oder conuenientiā) et las, dann aber das völlig sinnlose conuenietiā (oder conuenientiā) in conueniet etiam abänderte, ohne das hierdurch unmöglich gewordene et zu beseitigen. Ein abschliefsendes Urteil über den Wert dieser Handschrift wird sich erst dann fällen lassen, wenn einmal alle ihre Lesarten bekannt sind. — Sittl schreibt: conueniet iam et. Was soll hier aber iam? Temporal kann es nicht aufgefafst werden, und in der Bedeutung „ferner" steht es bei Quint. an der Spitze des Satzes.

§ 134—135 et quaedam uitia fiunt necessaria (sc. in sedendo). nam et dexter pes a laeua iudicis sedenti proferendus est, et ex altera parte multi gestus necesse est in sinistrum eant, ut ad iudicem spectent.

Die Stelle gibt an sich zu keinen Bedenken Anlafs. Zu dexter pes . . . . proferendus est vgl. § 124 prolato dextro stare et eandem manum ac pedem proferre deforme est; zu ex altera parte . . . . in sinistrum eant vgl. § 106 optime autem manus a sinistra parte incipit, in dextra deponitur und § 109 inde et illud uitium, ut gestus,

---

[1]) Solche Silbenumstellungen kommen in den Quintilianhandschr. öfters vor, vgl. z. B. VI 1, 43, wo statt inquit A quid in, M quiin, G S a quidni geben.

qui in fine dexter esse debet (= qui in dextra desinere debet), in sinistrum frequenter desinat. Weil aber die Worte et ex altera parte multi gestus necesse est in den alten Handschriften fehlen, hat Sittl sie gestrichen. Er mufste nun aber auch das auf sinistrum folgende eant streichen, spectent nach M in spectet verändern und, was das Schlimmste ist, proferendus est erklären: „quer vor den anderen zu strecken“ Also der rechte Fufs mufs quer vor den linken gestreckt werden? Man vollziehe diese Vorstellung! Weist nicht der Umstand, dafs auch die alten Handschriften eant und spectent geben, sowie das vor dexter stehende et deutlich darauf hin, dafs in diesen Handschriften etwas fehlt? Offenbar ist der Schreiber der Handschrift, von welcher Bn und N abstammen (denn auch in N fehlen die Worte), von dem ersten est auf das zweite est abgeirrt. Glücklicherweise sind uns die ausgelassenen Worte durch b erhalten worden. Sittl ist im Irrtum, wenn er in den Lesarten von b nur Vermutungen eines Anonymus sieht. Bisher waren alle Kenner Quintilians darüber einig, dafs die zweite Hand des Bg ihre Lesarten einer anderen Handschrift entnommen hat, welche in nahen Beziehungen zu dem trefflichen Cod. A stand, obgleich sie viel schlechter war, als dieser. Die zweite Hand des Bg ist daher in denjenigen Teilen, welche in A fehlen, von weit gröfserer Wichtigkeit, als die erste; denn diese hat einfach den Bn abgeschrieben, freilich nicht immer sorgfältig, während uns jene einen allerdings nur schwachen Ersatz für A bietet. — Wir werden daher gewifs auch in § 83 mit den Herausgebern nach b schreiben: adulationis, admirationis, metus, nicht mit Sittl: adulationis <et> metus. Die Annahme liegt doch viel näher, dafs admirationis in den alten Handschriften ausgefallen ist wegen seiner Ähnlichkeit mit adulationis. Beistimmen aber werden wir Sittl, wenn er in § 110, statt mit Halm nach B commodanda zu schreiben, mit den übrigen Herausgebern nach b accommodanda schreibt. In den alten Handschriften ist ac ausgefallen, wohl wegen des vorhergehenden haec.

§ 135 equidem (eorum, qui sedentes agunt) plerosque et ad singulas clausulas sententiarum uideo adsurgentis et nonnullos subinde aliquid etiam spatiantis, quod an deceat ipsi uiderint: cum id faciunt, non sedentes agunt.

An den letzten Worten nahm Burman Anstofs. Seinen Vorschlag: *et*, cum id faciunt, n*um* sedentes ag*a*nt wies Spalding zurück mit den Worten: Subauditur, et commodissime quidem: „id saltem teneo, nequaquam sedentes eos agere, cum id faciunt.“ Ich bin weit entfernt, Burmans Vorschlag wieder aufnehmen zu wollen. Aber es wird sich doch nicht bestreiten lassen, dafs die Worte so, wie sie überliefert sind, Bedenken erregen. Man vermifst sehr ein Wort, welches das Verhältnis andeutet, in welchem diese Worte zu dem vorhergehenden Gedanken stehen. Diesen Mangel fühlte auch Baur; denn er übersetzte: „Ob dies schicklich ist, mögen sie selbst sehen: wenn sie es aber thun, so sprechen sie nicht sitzend.“ Ich glaube, dafs vor cum ein Adverbium, wie utique oder certe, ausgefallen ist. „Ob dies schicklich ist, mögen sie selbst prüfen; jedenfalls sprechen sie,

wenn sie es thun, nicht sitzend." Ich möchte mich für die Einsetzung von utique entscheiden, weil dieses Wort, wenn utic. geschrieben war (wie oft wurden die Buchstaben q und c verwechselt), zwischen int und c leicht ausfallen konnte[1]).

Nun noch einige Vorschläge zu dem letzten Teile des Kapitels!

§ 137. Cultus non est proprius oratoris aliquis, sed magis in oratore conspicitur.

Bn N Bg Ambr. 2 M Voss. 3 geben in ora, b gibt in oratore, Par. 1. 2. 6. Guelf. geben in hora, Voss. 1 gibt mora, am Rand der ed. Basil. steht in orc, ed. Leid. und Burman geben more. Seit Gesner schreiben alle Herausgeber in oratore. Läfst sich aber annehmen, dafs Quint. in diesem kurzen Satze das Wort orator zweimal gebraucht hat? Er hätte statt in oratore gewifs in eo geschrieben. Baur übersetzte: „Die Kleidung des Redners ist nicht besonderer Art, aber sie fällt bei ihm mehr in die Augen." Er konnte sich also nicht entschliefsen das Wort Redner zweimal zu gebrauchen. Ich mache in ora*ndo* aus in ora. Nur wenn der Redner spricht, ist seine Kleidung mehr den Blicken ausgesetzt, als die anderer Leute. in orando findet sich ebenso gebraucht I 10, 25; VI 5, 11; VIII 6, 20; IX 3, 102.

§ 144—145. Sed haec amictus obseruatio, dum incipimus; procedente uero actu, iam paene ab initio narrationis, sinus ab umero recte uelut sponte delabitur, et, cum ad argumenta ac locos uentum est, reicere a sinistro togam, deicere etiam, si haereat, sinum conueniet. laeua a faucibus ac summo pectore abducere licet: ardent enim

---

[1]) Mit § 136 schliefst Sittl ab. Um alle Gerechtigkeit zu erfüllen, führe ich hier die noch nicht berührten Abweichungen seines Textes von der Halmschen Ausgabe an. § 70 Halm auertite, Sittl <terris> auertite; § 75 H. eminet, S. emanat; H. iis, S. his; § 76 H. uenerii, S. uenerei; § 77 H. in genis, S. genis; § 78 H. ut una, S. et una; § 80 H. diducere, S. deducere; § 81 H. diducuntur, S. deducuntur; § 85 H. consequantur, S. persequantur; § 87 H. probant, S. supplicant, probant; § 89 H. sensus, S. sensum; § 94 H. urguet et, S. urguet; § 96 H. paulum, S. paululum; § 110 H. commodanda, S. accommodanda (so auch Meister); § 112 H. + eum, S. eum; § 113 H. in sinistrum, S. ad sinistram; § 123 H. indignantis, S. indignatos; § 124 H. eandem, S. eadem; § 126 H. Manlio, S. Mallio; § 129 H. istic, S. istice; § 131 H. usque ad lumbos, S. usque lumbos (nach Wölfflin); H. unde moneor, ut ne, S. unde ne; § 132 H. reclinari S. reclinare; § 135 H. clausulas sententiarum, S. sententiarum clausulas; H. adsurgentis, S. adsurgentis sibi. — Die Berechtigung von usque lumbos hat Wölfflin nachgewiesen (Archiv IV S. 60). — § 94 möchte auch ich das auf urguet folgende et gestrichen sehen. — Die handschriftlichen Lesarten deducere und deducuntur verdienen Beachtung, weil die Nase und die Lippen auch herab gezogen werden können. — § 112 halte auch ich eum nicht für unmöglich (vgl. § 96 und § 119), obwohl es sehr auffallend ist. — Für indignatos beruft sich Sittl auf Dräger hist. Syntax § 574, aber gerade indignatus konnte ich dort nicht finden. — Alle andern Abweichungen kann ich nicht billigen, reclinare dürfte ein Druckfehler sein. — et una hat Sittl wohl aus Versehen von Bonnell übernommen. — Dafs er sich für die Lesarten et genis und sensum entschied, ist bei seiner Ansicht von b auffallend. — Warum er die Vulgatlesungen uenerei, paululum und sententiarum clausulas den handschriftlichen Lesarten vorzog, ist ganz unverständlich. Man mufs fast glauben, dafs er sich nicht die Zeit nahm in der tabula siglorum nachzusehen, was das Zeichen Stigma in der Halmschen Ausgabe bedeutet.

iam omnia. et ut uox uehementior ac magis uaria est, sic amictus quoque habet actum quendam uelut proeliantem.

Ich glaube, dafs aus conueniet zu machen ist conuenit et. Auch scheint mir die bisher übliche Interpunktion dem Gedankenverhältnis nicht recht zu entsprechen. Ich übersetze: „Doch diese Vorschriften gelten für den Umwurf am Anfang der Rede. Im weiteren Verlauf derselben aber, fast schon mit Beginn der Erzählung, darf der Bausch recht wohl von der Schulter wie von selbst herabgleiten, und wenn man zu den Beweisgründen und den Hauptpunkten gekommen ist, dann ist es angemessen, die Toga von links zurückzuwerfen, auch den Bausch, wenn er noch festhalten sollte, herabzuwerfen; auch darf man ihn mit der Linken von dem Hals und dem obersten Teil der Brust wegziehen. Denn alles ist nunmehr im Feuer, und wie die Stimme heftiger und mehr wechselnd ist, so ist auch der Umwurf gleichsam in kämpfender Bewegung." Eine Verbindungspartikel vor laeua scheint mir unentbehrlich zu sein. Gegen das Futurum conueniet wäre an sich nichts einzuwenden. Da aber ein Präsens (delabitur) vorangeht und ein Präsens (licet) nachfolgt (vgl. auch § 147 cum uero magna pars est exhausta orationis . . ., paene omnia decent), so macht man aus conueniet gewifs besser conuen*it* et, als conueniet *et.*[1])

§ 162 narratio magis prolatam manum, amictum recidentem, gestum distinctum, uocem sermoni proximam et tantum acriorem, sonum simplicem frequentissime postulabit etc.

Baur übersetzte: „eine der Sprache des gemeinen Lebens nahe kommende, jedoch schärfere Stimme." Alle alten Handschriften[2]) aber und auch alle Ausgaben seit Spalding geben et tantum acriorem. Wir müssen also übersetzen: „eine der Sprache des gewöhnlichen Lebens sehr nahe kommende und nur heller tönende Stimme." Man sieht, glaube ich, leicht, dafs sich et und tantum nicht mit einander vertragen. Streicht man et mit Obrecht, so ist alles in Ordnung. Dafs sich in die Quintilianhandschriften viele unberechtigte et eingeschlichen haben, ist schon wiederholt von mir nachgewiesen worden.

§ 163 maxime uaria et multiplex actio est probationum: nam et proponere, partiri, interrogare sermoni sunt proxima,[3]) et contradictionem sumere: nam ea quoque diuersa propositio est . sed haec tamen aliquando inridentes, aliquando imitantes pronuntiamus.

Auch hier hat sich Baur nicht genau an den lateinischen Text gehalten; denn er übersetzte: „Diese aber tragen wir bald in höhnischem, bald in nachahmendem Tone vor." sed tamen aber bedeutet ja „aber dennoch" oder „aber doch". Übersetzen wir: „Aber diese

[1]) Ob IX 3, 19 aus dicet besser dic*it* et, wie ich im Jahrgang 1891 der N. Jahrb. f. Phil. auf S. 849 vorgeschlagen habe, oder dicet *et* gemacht wird, darüber kann man im Zweifel sein. Denn das Futurum ist nicht unverträglich mit dem Sprachgebrauch Quintilians.

[2]) Dafs junge Handschr., worunter auch Par. 2, et tamen acriorem geben, verdient keine Beachtung; ebensowenig dafs M aptiorem und die zweite Hand des Par. 2 apertiorem gibt.

[3]) Hier steht in allen Ausgaben ein Komma, als ob et gleich etiam wäre. Offenbar aber entspricht dieses et dem vor proponere stehenden et.



tragen wir dennoch (oder „doch“) bald in höhnischem, bald in nachahmendem Tone vor,“ so sieht man, dafs eine der beiden Konjunktionen nicht nur überflüssig, sondern störend ist. sed tamen hätte nur dann einen Sinn, wenn sich tamen durch einen Konzessivsatz („obwohl sie der Sprache des gewöhnlichen Lebens sehr nahe kommen“) ersetzen liefse. Das ist aber nicht möglich; denn auch in der Sprache des gewöhnlichen Lebens können wir höhnen und nachahmen. Ich glaube, dafs set nach est durch Dittographie entstanden ist. Streichen wir es, so können wir übersetzen: „Letztere jedoch tragen wir manchmal in höhnendem, manchmal in nachahmendem Tone vor“ (vgl. in § 161 non tamen semper und plerumque tamen).

§ 165. mollior nonnumquam cum reprensione diuersae partis imitatio: ‘uidebar uidere alios intrantis, alios autem exeuntis, quosdam ex uino uacillantis.’ ubi non dissidens a uoce permittitur gestus quoque, in utramque partem tenera quaedam, sed intra manus tamen et sine motu laterum translatio.

Die meisten Herausgeber vor Spalding schrieben statt quoque nach einer Konjektur von Regius quo fit. Spalding und alle seine Nachfolger entschieden sich für das handschriftliche quoque. Sie setzen nach quoque ein Komma und sehen in den Worten in utramque .... translatio eine erklärende Apposition zu non dissidens a uoce gestus. Über translatio bemerkte Wolff: „nescio an passive hic accipiendum sit de gestu, quo motus vagus et quasi vacillans ab una ad alteram manum transit“, und Baur gab es durch „Schaukeln“ wieder. Wie soll das Wort aber zu dieser Bedeutung kommen? Ich sehe in gestus einen von translatio abhängigen Genetiv. In § 163 hat Quint. gesagt, dafs der Redner manchmal die Stimme seines Gegners nachahme. Hier sagt er, dafs er in gewissen Fällen auch dessen Gebärden herübernehmen dürfe.

Auffallen mufs es in hohem Grade, dafs tenera quaedam vor den Worten sed intra manus tamen steht. Die letzteren Worte sollen doch gerade hervorheben, dass das Herübernehmen der Gebärden in gemäfsigter Weise geschehen müsse. Und doch soll unmittelbar vor diesen Worten tenera quaedam stehen? Das Herübernehmen soll z a r t sein, aber es soll sich doch auf die Hände beschränken und eine Bewegung der Seiten vermeiden! Dazu kommt noch, dafs tenera auch an sich auffallend ist. Spalding bemerkte hierüber: „Nove tamen hic dicitur t e n e r a — t r a n s l a t i o, pro m o d e r a t a, l e v i“. Auch lenis wäre passend. tener aber hat Quint. an keiner andern Stelle in ähnlicher Verbindung gebraucht. Ich halte es daher für wahrscheinlich, dafs tenera (b gibt tenerae, F T tenere) aus einer Dittographie der Silbe tem entstanden ist,[1]) und dafs das Einschleichen dieses Wortes die Veränderung von quidem in quaedam nach sich gezogen hat. Schreiben wir in utramque partem quidem, sed intra manus tamen, so haben wir passende Gegensätze.

---

[1]) Zu dieser Meinung kam ich, weil sich ein brauchbarer Ersatz für tenera nicht finden läfst. Denn tensa pafst nicht. In utramque partem ist dadurch, dafs es zwischen gestus und translatio gestellt ist, genügend als Attribut gekennzeichnet.

Ich übersetze: Die in tadelnder Absicht geschehende Nachahmung der Gegenpartei ist manchmal etwas weichlich[1]): „Ich glaubte zu sehen, wie die einen eintreten, andere aber hinausgehen, manche infolge des Weingenusses wanken“. Hier ist auch zulässig ein mit der Stimme nicht unverträgliches Herübernehmen der Gebärden, welches sich zwar nach beiden Seiten erstrecken darf, aber sich doch auf die Hände beschränken und eine Bewegung der Seiten vermeiden mufs.

§ 166—167. accendendi iudicis plures sunt gradus. summus ille et quo nullus est in oratore acutior: 'suscepto bello, Caesar, gesto iam etiam ex parte magna.' praedixit enim: quantum potero uoce contendam, ut populus Romanus exaudiat. paulum inferior et habens aliquid iam iucunditatis: 'quid enim tuus ille, Tubero, in acie Pharsalica gladius agebat?' plenius adhuc et lentius ideoque dulcius: 'in coetu uero populi Romani negotium publicum gerens': producenda omnia trahendaeque tum uocales aperiendaeque sunt fauces. pleniore tamen haec canali fluunt: 'uos, Albani tumuli atque luci'. iam cantici quiddam habent sensimque resupina sunt: 'saxa atque solitudines uoci respondent'.

Die gradus accendendi iudicis werden uns durch fünf Beispiele klar gemacht. Ist es möglich, dafs die Einführung des dritten Beispiels mit plenius adhuc, die des vierten aber mit pleniore tamen beginnt? Müfste nicht wenigstens adhuc statt nach plenius vielmehr nach pleniore stehen? Übrigens pafst plenius adhuc (noch voller) auch nicht zum Vorhergehenden. Denn Quint. hat nicht gesagt, dafs die an zweiter Stelle angeführten Worte mit voller Stimme vorzutragen sind. Die Abstufung ist vielmehr folgende: Die ersten Worte sollen mit der schärfsten Stimme, welche ein Redner überhaupt anwenden darf, vorgetragen werden (summus ille et quo nullus est in oratore acutior), die zweiten etwas weniger scharf (paulum inferior et habens aliquid iam iucunditatis), die dritten noch sanfter. Es wird also lenius adhuc zu schreiben sein statt plenius adhuc. Auch zu lentius pafst lenius besser als plenius; denn das Volle ist in der Regel nicht langsam, wohl aber das Sanfte.

An dem vor uocales stehenden tum hat Spalding mit Recht Anstofs genommen. Der Verteidigungsversuch Buttmanns (er meinte, es könne unter tum verstanden werden: cum tali actioni locus est) kann nicht befriedigen. Denn wenn Quint. dies hätte ausdrücken wollen, so hätte er tum vor oder nach producenda gestellt. Da F und T (nach b) das vor fauces stehende sunt nicht haben, kam Spalding auf den Gedanken, dafs tum vielleicht in sunt zu verändern sei. Er dachte aber auch daran, dafs vor tum etwas ausgefallen sein könne. Den letzteren Gedanken halte ich für richtig. Ich glaube, dafs Quint. geschrieben hat: trahendaeque <cum consonantes> tum uocales. Diese Annahme wird dadurch einigermafsen unterstützt, dafs b nicht tum, sondern cum gibt. Da manche Konsonanten nicht wohl

[1]) mollior kann hier nicht „gelinde“ bedeuten, wie Baur übersetzte. Quint. sah in einer derartigen Nachahmung etwas Weichliches. Vgl. mollis actio § 128.

gedehnt werden können, so ist es auch möglich, dafs Quint. geschrieben hat: trahendaeque <cum consonantes quaedam> tum uocales.

§ 174—175. Et quia in partibus causae talis est uarietas, satis apparet accommodandam sententiis ipsis pronuntiationem, sicut ostendimus, sed uerbis quoque, quod nouissime dixeram, non semper, sed aliquando. an non[1]) hoc 'misellus et pauperculus' summissa atque contracta 'fortis et uehemens et latro' erecta et concitata uoce dicendum est?

Die Handschr. geben nicht hoc, sondern haec. Dafs sich haec mit dicendum est nicht verträgt, scheint mir zweifellos. Den Vorschlag Buttmanns, in haec einen von dicendum est abhängigen Akkusativ zu sehen, halte ich für unannehmbar; von einer solchen Konstruktion findet sich bei Quint. kein Beispiel. Spalding entschied sich für hoc, und ihm folgten Zumpt, Bonnell, Halm und Meister. Aber hoc pafst meiner Ansicht nach nicht zu misellus et pauperculus. Denn da hier die Worte den Gedanken entgegengesetzt sind, so handelt es sich offenbar um einzelne Worte (vgl. § 152 quarta in uerbis, quorum ut est uitiosa, si efficere omnia uelimus, imitatio, ita quibusdam nisi sua natura redditur, uis omnis aufertur). Wir werden also in misellus et pauperculus nicht ein Beispiel zu sehen haben, sondern zwei. Dafür sprechen auch die Worte: fortis et uehemens et latro; denn diese können doch gewifs nicht als zusammengehörig betrachtet werden. Ich glaube, dafs in haec ein Adjektiv steckt, und schlage vor: '*caecus*' *et* 'misellus' et 'pauperculus'. So bekommen wir auch für die erste Tonart drei Beispiele, wie für die zweite drei angeführt sind.

§ 179. adnotandae magis proprietates, quae transferri non poterant, manus iactare et dulces exclamationes theatri causa producere et ingrediendo uentum concipere ueste et nonnumquam dextro latere facere gestus etc.

Dafs b in egrediendo gibt, verdient keine Berücksichtigung; denn die Einschiebung von Buchstaben kann geradezu als eine Eigentümlichkeit von b bezeichnet werden. Die Präposition in ist aber doch nicht wohl zu entbehren. Es dürfte daher zu erwägen sein, ob nicht in gr*a*diendo zu schreiben ist. Da Demetrius vorzugsweise würdevolle und gesetzte Rollen spielte, so wäre gradi ein ganz geeigneter Ausdruck. Möglich ist übrigens auch *in* ingrediendo, was Alm. gibt. Vgl. X 3, 20, wo Meister, W. Krüger und Peterson nach dem Vorschlag von Iwan Müller und H. J. Müller in intellegendo schreiben statt des handschriftlichen in legendo, und X 1, 79 in inuentione.

§ 181. huius quoque loci clausula sit eadem necesse est, quae ceterorum est, regnare maxime modum: non enim comoedum esse, sed oratorem uolo. quare neque in gestu persequemur omnis argutias

---

[1]) an non wird, glaube ich, auch VIII 6, 53 zu schreiben sein. Dort geben die Handschr. unrichtig: aenigmata sunt tamen: non et cetera, si quis interpretetur, intellegas. Halm und Meister schreiben nach Christ: n*am* et cetera. Mir scheint die Einsetzung von an nach tamen eine noch leichtere Änderung zu sein.

nec in loquendo distinctionibus, temporibus, adfectionibus moleste utemur.

Baur übersetzte: „Denn ich will keinen Schauspieler, sondern einen Redner bilden.“ Eine wörtliche Übersetzung müfste etwa so lauten: „Denn ich will nicht, dafs man ein Schauspieler, sondern dafs man ein Redner sei.“ Es ist jedenfalls auffallend, dafs der von uolo abhängigen Infinitivkonstruktion der Subjektsakkusativ fehlt. Ich habe bei Quint. kein ähnliches Beispiel gefunden. Aber auch wenn man hievon absehen wollte, müfste man doch zugeben, dafs Quint. sich besser ausgedrückt hätte, wenn er geschrieben hätte: non enim commoedum esse oratorem uolo (denn ich will nicht, dafs der Redner ein Schauspieler sei). Ich halte es daher für wahrscheinlich, dafs sed nach der Silbe se durch Dittographie entstanden ist.[1])

München. Moriz Kiderlin. †

Ein Beitrag zur Didaxis der griechischen Formenlehre.

Die Genusregeln der dritten Deklination.

Eine crux didactica bildeten in den alten Sprachen von jeher die sog. 3. Deklinationen. Legen die qualitativ wie quantitativ zunehmenden Flexionseigentümlichkeiten dem Anfänger schon Schwierigkeiten genug in den Weg, so haben diese Deklinationen noch einen besonders lästigen Zusatz in den Genusregeln, deren sichere Beherrschung einen besonderen Aufwand von Drill erfordert. Unleugbar haben Verfasser und Erneuerer unserer trefflichen bayerischen Schulgrammatiken, Englmann, Welzhofer, Haas, ihr möglichstes gethan, um jene Regeln zu entlasten und zu vereinfachen. Was würde die jetzige Zeit dazu sagen, wenn man die Jugend noch mit Ausnahmen auf ō (ōnis) wie ‘udo’ der Filzschuh oder mit Delikatessen wie *ὁ φθείρ* (Laus), *ὁ κόρις* (Wanze), *ὁ ἡ ἀδήν* (Drüse), *ὁ κίς* (Holzwurm), *ὁ κάχληξ* (Kiesel), *ὁ ἡ βήξ* (Husten), *τὸ σκώρ*, *σκατός* (Kot: Stammwort von Skat?) zu quälen sich unterfinge? Man dürfte nicht weit von der Wahrheit abirren, wenn man behauptet: heutzutage wird an Regeln eher ein Zuwenig als ein Zuviel gelernt.

Trotzdem wollen wir im folgenden der Frage näher treten: hat in unserer Englmann-Haas'schen Elementargrammatik die Genusregel der 3. Dekl. schon den höchsten Grad von Einfachheit und Leichtfafslichkeit erreicht oder sind noch einige, zunächst vom didaktischen Standpunkte ausgehende Vereinfachungen denkbar? Ehe ich auf die

---

[1]) **Nachtrag.** **Auf Seite 247 des Jahrgangs 1892 dieser Blätter schlug ich zu VIII Pr. 12 vor: credere modo qui discet uelit certam quandam <uiam non esse. eloquentia enim ars> uaria est et in qua etc. Zur Begründung dieses Vorschlags möchte ich noch hinweisen auf VII Pr. 4 diuisioni, quae quidem, si certa aliqua uia tradi in omnis materias ullo modo posset, non tam paucis contigisset und auch II 13. Statt certam quandam uiam non esse könnte man natürlich auch schreiben: certam quandam uiam tradi non posse.**

Beantwortung dieser Frage eingehe, möchte ich meinen Lesern einen kurzen Überblick über die Stellungnahme älterer und neuerer griechischer Grammatiken zu der genannten Regel vorführen. Diese zerfallen hierin in zwei Gruppen: die eine sichtet die Wörter der 3. Dekl. nach den aus den Genetiven zu erschliefsenden Stämmen — wobei die Nominativendungen als Nebensache in parenthesi beigefügt werden, die andere umgekehrt nach den Nominativendungen mit (fast immer) beigesetzten Genetiven. Die erstere Gruppe vertritt mehr den wissenschaftlichen, die zweite mehr den praktischen Standpunkt; beiden ist gemeinsam, dafs die Rechnung nicht ohne einen grofsen Rest von Ausnahmen und 'einzeln zu merkenden' Wörtern aufgeht.

Der ersteren, die Stämme zum Einteilungsprinzip machenden Gruppe gehörte schon des Altmeisters Fr. Thiersch Griech. Grammatik ([2] Lpz. 1818) an, indem er § 60 die Nomina in Muta-, Liquida- und Pura-Stämme einteilt, die ersten mit 47, die zweiten mit 88, die dritten mit 37 einzeln aufgeführten Wörtern, im ganzen also mit 172 (!) Nomina, die seine Regeln teils bestätigen, teils Ausnahmen davon bilden. Einigermafsen vereinfacht ist hingegen die Genusregel schon in K. W. Krügers Grammatik ([5] Lpz. 1875) I. T. § 21, der die Endungen zum Einteilungsprinzip macht und die Ausnahmen folgen läfst; immerhin liefert er aber noch die stattliche Anzahl von 107 Nomina (27 Masc., 65 Fem., 2 Neutr., 13 'einzeln zu merkende'). Durch die in Österreich übliche Schulgrammatik von Curtius-Hartel ([18] Lpz. 1888) haben bekanntlich die Ergebnisse der Sprachvergleichung ihren Einzug auch in die griech. Schulbücher gehalten, während sich hievon früher kaum leise Andeutungen finden liefsen; dafs dieser Standpunkt nur insoweit vollberechtigt ist, als dem Schüler dadurch besondere grammatische Erscheinungen klarer und fafslicher werden, in allen anderen Fällen aber eher vom Übel, dies hat Prof. Haas in der Vorrede seiner Neuauflagen der Englmann'schen att. Formenlehre in sehr zutreffenden Worten scharf betont. Um zu zeigen, wie didaktisch Verkehrtes die wissenschaftliche Methode in Schulbüchern liefern kann, setze ich einen Teil zum Ergötzen der Leser hieher: Curtius-Hartel § 41 „a) Masculina sind die Stämme auf *ευ*, *τηϱ*, *τοϱ* und die auf *ντ* mit Nom. auf *ς* oder *ν* mit vorhergehender Länge, sowie die meisten (!) Stämme auf *ν* (bei verschiedenem Nom.) mit vorhergehender Länge . . .“ Welcher noch so tüchtige — Lehrer, geschweige denn Schüler, kann damit handlich umgehen? Und trotzdem braucht Curtius-Hartel noch eine besondere Rubrik von 29 einzeln zu merkenden Vokabeln! Eine ähnliche Genusregel, aber von mäfsigerem Umfang weist A. Herrmanns Schulgrammatik (Berl. 1879) auf; noch dürftiger wird sie in J. K. Ehlingers Lehrbuch (Freiburg i. Br. 1887): „Masc. sind die meisten (!) Stämme auf *ϰ*, *ν*, (aufser denen auf *όν*), *ντ*, *ωτ*, und *ϱ*, Fem. die St. auf *γ*, *δ*, *ητ* und *όν*“ — ja, wenn alles so einfach ginge! Ebenso genügsam ist H. Uhles Schulgr. ([4] Lpz. 1893): „Feminina sind die Abstracta auf *τηϛ*, die W. auf *ιϛ* und *υϛ* und die Oxytona auf *άϛ* und *ώ*; die übrigen sind bei langer Endsilbe Masculina, bei kurzer Neutra“. Wie vermag der Anfänger aber

γέγας und γέρας auseinanderzuhalten? Wie steht es mit den W. auf ξ und ψ? —

Die in Norddeutschland übliche Schulgrammatik von Koch ([15] Lpz. 1893) hat merkwürdigerweise die Genusregel ganz über Bord geworfen; da auch das zugehörige Elementarbuch von Wesener ([3] Lpz. 1894) sich hierüber ausschweigt, so scheint die Erlernung des Genus der Praxis überlassen zu werden, wohl in der Weise, daſs mit den betr. Nomina zugleich der Artikel mitgelernt wird; auch ein diskutierbarer Standpunkt, von dem wir jedenfalls das annehmen können, daſs in den Übungsbüchern die Nomina der 3. D. stets mit Artikel aufzuführen sind, da sich so das Genus leichter einprägt. — In gleiches Schweigen hüllen sich aber nicht nur die Grammatiken von Wendt (Berl. 1888) und H. Weber (Gotha 1885), sondern auch, nebenbei bemerkt, die hochwissenschaftlichen Werke G. Meyers und Brugmanns; während über die unscheinbarsten Erscheinungen der Lautlehre heutzutage die eingehendsten Spezialarbeiten vorliegen, scheint man — sicherlich mit Unrecht — die Differenzierung des Genus als etwas schlechthin Gegebenes, zur wissenschaftlichen Behandlung nicht Geeignetes hinzunehmen!

Verglichen mit all diesen Lehrbüchern zeigt sich unsere einheimische Englmann-Haas'sche Grammatik an Genauigkeit weit überlegen, fast zu gewissenhaft. Sie hat mit Recht das Einteilungsprinzip nach den Endungen als das Faſslichere beibehalten; dabei schleppte sie aber in den früheren Auflagen noch einen ziemlichen Ballast von Ausnahmsvokabeln mit: in der 4. Aufl. (1873) noch 47 Nomina; doch schon in der 7., von Hrn. Prof. Haas besorgten schmelzen sie bis auf 36 zusammen, und diese 3 Dutzend blieben bis in die neueste Aufl. von 1893. Hier erlaube ich mir nun den Hebel meiner Vereinfachungsvorschläge anzusetzen.

Zunächst dürfte der lästige Absatz 4, die 'einzeln zu merkenden' Nomina möglichst beschränkt, wenn nicht durch anderweitiges Unterbringen fast ganz beseitigt werden. Von diesen Vokabeln kann man ὁ κτείς leichten Herzens fallen lassen: ist doch auch 'pecten' in Englmann-Welzhofers lat. Gr. bereits in Klammern! —; ὁ παιάν ist zu dem Masc. auf -ην zu stellen (dor. ᾱ = η), ebenso ἡ δαίς, κλείς (κλη-ίς), ναῦς (νη-ύς) zu den Fem. auf -ις, bz. -υς. Ferner können τὸ μέλι δόρυ γόνυ ἄστυ in der Grammatik entbehrt werden durch die Fassung von Absatz 3: „Neutra sind die W. auf ας (-αος und ατος), ος, αρ; α, ι, υ" — wodurch die Regel an allgemeiner Giltigkeit gewinnt, da auch z. B. τὸ σίναπι (Senf) oder τὸ πῶυ (Herde) Neutra sind. Es verbleiben somit nur 3 'einzelne': ὁ ἅλς, ἡ χείρ, τὸ πῦρ.

Nun zu den Ausnahmen! Statt der Reihe ἱέραξ κόραξ πίναξ θώραξ genügt die Fassung: masc. sind die W. auf -αξ [auſser ἡ κλῖμαξ Leiter; das hom. ἡ βῶλαξ Scholle bleibt unberücksichtigt]. Die W. τὸ οὖς φῶς und ὕδωρ möchte ich gar nicht als Ausnahmen der Masc. bezeichnen, sondern sie zu den Neutra stellen etwa in der Fassung: zu den W. auf -ας gehört auch τὸ οὖς (eig. οὖας od. ὄας, gen. ὠτός),

zu denen auf -ος auch τὸ φῶς (eig. φάος), zu denen auf αρ auch τὸ ὕδωρ (mit ω statt ᾱ). Alles übrige ist zu belassen; die 8 ausgeschiedenen Vokabeln μέλι δόρυ γόνυ ἄστυ, ἱέραξ κόραξ πίναξ θώραξ sind dem Übungsbuche zuzuweisen.

Demnach gestaltet sich die Genusregel wie folgt (der Kürze halber sind die deutschen Bedeutungen weggelassen):

1. Masculina sind die W. auf ᾶς (αντος), ην und ηρ, ων und ωρ, ως, εύς, ους und ψ.
   Anm. 1. Zu den W. auf ην gehört auch ὁ παιάν. — Einzeln zu merken ist ὁ ἅλς.
   Anm. 2. Ausnahmen auf ην: ἡ φρήν
   „ ηρ: ἡ γαστήρ
   „ ων: a) die Städte,
   b) die W. auf ών, όνος
   z. B. ἡ σταγών, aber ὁ κανών.
   „ ως: ἡ αἰδώς
   „ ψ: ἡ φλέψ.

2. Feminina sind die W. auf άς (άδος); ης ις υς; ξ und ώ.
   Anm. 1. Zu den W. auf ις gehört auch ἡ δαΐς und ἡ κλείς;
   „ „ „ „ υς „ „ ἡ ναῦς. —
   Einzeln zu merken ist ἡ χείρ.
   Anm. 2. Ausnahmen auf ις: ὁ ἔχις ὄφις δελφίς.
   „ „ υς: βότρυς ἰχθύς μῦς; πέλεκυς und πῆχυς.
   „ „ ξ: die auf -αξ (ακος), ausser ἡ κλίμαξ, ferner
   ὁ μύρμηξ σφήξ ὄνυξ.

3. Neutra sind die W. auf ἄς (ἄος und ἄτος), ος, αρ, α, ι, υ.
   Anm. 1. Zu den W. auf ας gehört auch τὸ οὖς (st. οὖας)
   „ „ „ „ ος „ „ τὸ φῶς (st. φάος)
   „ „ „ „ αρ „ „ τὸ ὕδωρ (st. ὕδᾰρ).
   Einzeln zu merken ist τὸ πῦρ.

Folgender Vorschlag würde also die 36 bisher dem Gedächtnis in einer bestimmten Reihenfolge einzuprägenden Vokabeln wiederum um 8 verringern, also auf nur 28 herabsetzen.

— — — Fortassis et istinc
Largiter abstulerit longa aetas, liber amicus,
Consilium proprium!

München. Dr. J. Menrad.

Übersetzungsproben aus Seyfferts palaestra.

Fortsetzung VII.

Griechensinn.

Zur Zeit der Gründung des persischen Reiches, als Cyrus die freien Völker Asiens an den Küsten des Archipelagus seinem Scepter unterwarf, drang sein Feldherr Harpagus auch in Lycien ein und bedrohte Xanthus mit einem siegreichen Heere. Die Einwohner der Stadt, eine kleine Schar, zogen gegen ihn aus und bewiesen im Kampfe grofsen Mut; als sie aber der Menge weichen mufsten, schafften sie ihre Weiber und Kinder mitsamt ihren Gütern in die Burg und legten Feuer an, so dafs die Burg und was darinnen war, ein Raub der Flammen wurde. Nachdem sie dieses vollbracht hatten, verschworen sie sich unter einander mit furchtbaren Eidschwüren, fielen von neuem aus gegen den Feind und kamen insgesamt um. Das Land, wo sie gefallen waren, nahmen Fremdlinge ein. Das Beispiel, das jene gegeben, war nicht verloren für das spätere Geschlecht. Als in den bürgerlichen Kriegen der Römer die Stadt Xanthus von Brutus hart bedrängt und belagert wurde, zündeten die Einwohner die Kriegsmaschinen der Römer an, und als diese dem Feuer wehrten, das auch die nahen Gebäude der Stadt ergriffen hatte, und diese zu retten bemüht waren, stürzten alle ohne Unterschied des Alters und Standes, Weiber und Kinder, Freie und Sklaven, auf die Mauer, töteten die Löschenden und schürten die Flammen an, die sich über die ganze Stadt verbreiteten. Umsonst eilte Brutus herbei, dem Unheil zu wehren, seine Versprechungen und Bitten wurden nicht gehört. Von Verzweiflung getrieben stürzten sich viele von den Mauern herab. Weiber und Kinder stürzten sich in die Flammen, und man sah Knaben, die ihre Väter beschworen, ihre entblöfste Brust zu durchbohren. Nur eine kleine Zahl überlebte den Untergang der Stadt, meist unfreiwillig und von dem Feinde zur Annahme der Rettung und des Lebens gezwungen. In gleichem Sinne, aber mit glücklicherem Erfolge handelten die Phokier. Als diese nach wiederholten Niederlagen im Kriege mit den benachbarten Thessaliern von neuem zu den Waffen griffen, und der Erfolg ungewifs war, trugen sie ihre Habe, Gold und Silber, Gerät und Kleider, ja selbst die Bilder ihrer Götter zusammen und führten einen Holzstofs auf, den sie dreifsig Männern zu bewachen gaben mit dem Befehl, dafs, wenn das Heer geschlagen würde, sie Weiber und Kinder töten und die Leichname samt den Gütern in die Flammen würfen. Nach dieser Anordnung zogen sie aus gegen den überlegenen Feind. Als sie nun handgemein wurden, trat ihnen alles vor die Augen, was den Ihrigen bevorstand, deren Rettung einzig von ihnen abhing; und mit diesem Gedanken erfüllt, vollbrachten sie die kühnsten Thaten. Die Götter, heifst es, standen ihnen hilfreich bei, und der glorreichste Sieg lohnte ihren Mut.

Quibus animis Graeci affecti fuerint.

Cum Cyrus Persarum regno constituto liberos Asiae minoris populos ad Aegaeum mare subigeret, Harpagus, Persarum dux, etiam in Lyciam invasit et victorem exercitum ad Xanthum oppidum duxit. Hinc oppidani parva manu egressi acre proelium commiserunt et cum multitudine superati cessissent, uxores et liberos et fortunas omnes suas in arcem comportaverunt et igne subiecto arcem et omnia, quae eo collata erant, cremaverunt. Deinde atroci iureiurando se adstrinxerunt et denuo contra hostes egressi ad unum omnes ceciderunt et agrum illum alienigenae quidem occupaverunt, sed tamen exempli illius tanta vis erat, ut etiam ad posteritatis memoriam et imitationem propagaretur. Nam cum in civilibus bellis Romanorum Xanthus oppidum a M. Bruto acerrime oppugnaretur, oppidani machinas hostium incenderunt, et cum Romani illam flammam, qua etiam propinqua muris aedificia incensa erant, restinguere et domus servare conarentur, omnium aetatum et ordinum homines in murum evecti hostes, qui flammas restinguerent, occiderunt et incendium excitaverunt, quod per totum oppidum effusum est. Tum vero Brutus succurrit. Sed nec promissa nec preces audiuntur. Desperantes multi de muris se praecipitant; mulieres et pueri in flammas insiliunt conspectique sunt pueri, qui iugula nudarent patresque obsecrarent, ut se confoderent. Exigua pars Xanthiorum oppido superstes fuit hostibus paene cogentibus, ut servari vellent et vivere. Pari virtute, sed meliore fortuna usi Phocenses rem gesserunt. Qui cum Thessalico finitimo bello iterum ac saepius fusi ancipiti belli fortuna arma denuo cepissent, omne aurum suum et argentum, supellectilem et vestem atque etiam deorum simulacra comportaverunt. Deinde rogum exstruxerunt, quem triginta viris custodiendum tradiderunt cum his mandatis, ut exercitu fuso mulieres et pueros interficerent interfectosque cum bonis omnibus in flammas inicerent. His constitutis rebus adversus hostes multitudine superiores profecti sunt. Et cum proelium committeretur, omnia simul animis obversabantur, quae clade accepta futura essent suis, quorum salus omnis sua virtute niteretur. Ita animis affecti fortissime pugnaverunt et cum tantae virtuti, ut ferunt, Deorum auxilium non defuisset, splendidissimam victoriam reportarunt. (Itaque dii ipsi auxilium praesentes iis tulisse dicuntur, ut tantam eorum virtutem victoria splendidissima sequeretur).

Ansicht der Griechen von der sittlich politischen Bedeutung der Musik.

(Jakobs, 7 3, S. 274)

Nicht bloſs zu Sparta wachte Gesetz und Obrigkeit über die Erhaltung der Musik, sondern auch in Athen. Eigene Vorschriften geboten auch hier jeder Art von Musik ihre bestimmte Anwendung, und das Kollegium der Agonotheten zog die Übertreter zur Rechenschaft, ohne doch dadurch, wie sich von selbst erwarten läſst, die Unver-

änderlichkeit dieser eben so tiefsinnigen als leicht beschwingten Kunst erzwingen zu können. Schon Plato weist die Abweichung von der alten Musik in Attika nach, und wie hieraus, seiner Behauptung nach, ein Dünkel von Weisheit und Wissenschaft, und aus diesem Frechheit und Gesetzlosigkeit entsprungen war, so trägt er kein Bedenken, die Rückkehr der Titanenzeit, welche Zucht und Gesetz verschmähte, zu weissagen. Ganz in gleichem Sinne klagt auch Aristophanes in den Wolken über die Abweichung von der alten Strenge, bei welcher es keinem Lehrlinge einfallen durfte, durch mutwillige Verkünstelung die Würde der Musik zu verletzen. Was diese von Athen sagen, dehnt Dio Chrysostomus auf alle Griechen aus. Ihrem Urteile spricht Cicero nach, wenn er sagt, die Sitten mehrerer Städte Griechenlands wären zugleich mit der Musik verweichlicht worden, und Maximus Tyrius folgt ohne Zweifel solchen Autoritäten bei der Behauptung, dafs die sicilischen Dorier, nachdem sie die einfache und ländliche Musik, die sie vordem bei ihren Herden geübt, mit sybaritischen Melodien vertauscht hätten, auch in ihren Sitten zügelloser geworden wären. Dieser wohlbegründeten Meinung von der sittlichen Kraft der Musik trat auch der besonnene Polybius bei, den schwerlich jemand der Schwärmerei bezichtigen wird, wenn er sagt, die Musik zu üben sei allen Menschen nützlich, keinem Volke aber notwendiger gewesen, als den Arkadiern. Weil nun diese den Einflufs dieser Kunst auf die Sitten wohl eingesehen, hätten sie ihr eine solche Achtung bewiesen, dafs nicht nur Kinder schon Hymnen und Päanen sangen, sondern auch Jünglinge noch bis zum 30. Jahre darin geübt wurden; und dieses trug nach der Überzeugung dieses Schriftstellers wesentlich zur Milderung der Härte und Rauheit ihrer Natur bei, während die Kynäther durch Entfernung von dieser Sitte so verwilderten, dafs in keiner hellenischen Stadt mehr und gröfsere Verbrechen begangen wurden.

Musicam multum valere ad hominum animos et mores.

Non Spartae solum leges et magistratus providebant, ne quid de usitata modorum numerorumque ratione immutaretur, sed Athenis etiam et legibus constitutum erat, cui quodque musicae genus usui serviret, et agonothetarum collegium rationem reposcebat ab iis, qui contra has leges fecissent, quamquam ne sic quidem effectum est, ut illa ars, gravis et copiosa non minus, quam tenera (mollis) et volubilis (flexibilis), ne mutaretur. Degenerasse enim musicam Athenis a pristina virtute iam Plato demonstravit, qui quidem cum ex ea re sapientiae et ingenii arrogantiam, inde autem protervitatem et licentiam natam esse iudicavit, tum non dubitavit praedicere, redituram esse Titanum aetatem, disciplinam legesque aspernantium. Pari modo Aristophanes queritur in nubibus, Athenienses recessisse a vetere severitate, quae tanta fuerit, ut nemo discentium animum induceret, mollitia quadam artificii argutiisque temere inductis musicae vim atque gravitatem violare. Quod hi de Atheniensibus, idem in omnibus Graecis civitatibus valere dicit Dio Chrysostomus. Quorum senten-

tiam secutus et Cicero dicit, multarum in Graecia civitatum mores lapsos ad mollitiem pariter immutatos esse cum cantibus, et his maxime, ut videtur, auctoribus usus dicit Maximus Tyrius, Dores Siculos horrida agrestique musica, quam in gregibus pascendis adhibuerint, Sybaritarum modis vocibusque commutata etiam moribus mutatis elanguisse. Atque huic, quod pro exploratissimo habebatur, musicam multum valere ad hominum animos et mores, prudens ille Polybius assensus est, quem verendum non est ne quis insaniae insimulet, cum dixit, musicae operam dare cum omnibus hominibus prodesse, tum maxime Arcadibus utile fuisse, qui cum non ignorarent, quantum illud valeret ad mores fingendos, tanto studio eam coluissent, ut non pueri solum hymnos canerent et paeanas, sed etiam adolescentes usque ad annum trecesimum cantus ediscerent; quod Polybius censet plurimum contulisse ad illorum naturam asperitatemque mitigandam, Cynaethenses autem idem dicit neglecta illa consuetudine ita efferatos esse, ut in nulla Graecorum civitate nec plura nec maiora scelera admitterentur.

Philipp von Macedonien.

Philipp ist der erste Fürst, dessen Thaten die Geschichte genau und unermüdlich aufgezeichnet hat. Persönlich tapfer, ein gewandter, beredter Diplomat, sein Ziel mit eiserner Energie verfolgend hatte er sein Reich mit seltenem Glücke beruhigt, die wilden Nachbarstämme bezwungen und mit seinem Lande vereinigt. Die Grenzen desselben dehnten sich bis an das jonische und ägäische Meer aus. Den langen, innern Kampf der griechischen Freistaaten hatte er durch die Schlacht bei Chäronea beendigt. Aus Achtung gegen ihre alten Gesetze und Verfassungen that er keinen gewaltsamen Eingriff in ihre inneren Verhältnisse, als Usurpator beschränkte er seine Macht auf das Oberkommando über ihre Land- und Seemacht. Aber es glänzte dieser König nicht blofs auf dem Schlachtfelde und in der Staatskunst, er war auch ein Gönner und Förderer der die Menschheit adelnden Künste und Wissenschaften. Aus allen Gegenden Griechenlands versammelten sich an Philipps Hof die trefflichsten Künstler der damaligen Zeit; ihre Arbeiten schmückten die Tempel und Paläste der macedonischen Städte und sie wurden mit königlicher Freigebigkeit belohnt. Seine Würdigung wahrer Verdienste und seine Verehrung gegen ausgezeichnete Gelehrte bekundete er ganz besonders in jenem Augenblicke, wo er den Aristoteles von Stagira zur Erziehung seines Sohnes berief. „Wisse, so lautet das Schreiben an den berühmten Philosophen, „dafs uns ein Sohn geboren wurde. Wir danken den Göttern für dieses Geschenk, noch inbrünstiger aber dafür, dafs sie ihn uns in einer Zeit geschenkt haben, in der ein Aristoteles lebt. Du wirst ihn, das ist meine feste Überzeugung, zu einem Fürsten heranbilden, würdig seines Vaters und seines Vaterlandes!“

De Philippo, rege Macedonum.

Philippus, Macedoniae rex, primus erat regum, quorum res gestae accurate et copiose literarum monumentis traditae sunt. Cum manu fortis esset, in agendo eloquentia et sollertia excelleret, consilia sua assidua industria exsequeretur, Macedones singulari felicitate usus pacavit, feras gentes finitimas vicit suoque regno adiunxit, ut eius fines usque ad Ionium et Aegaeum mare proferret. Diuturna civilia Graecorum bella finierat victoria Chaeronensi et eorum civitates subegerat. Sed cum veteres eorum leges et instituta revereretur, rerum publicarum formas non mutavit, sed imperium tantum copiarum et terrestrium et maritimarum sibi sumpsit. Nec vero in bellis solum aut in republica gerenda clarus fuit ille rex, sed etiam disciplinarum et liberalium artium cultor et fautor erat. Ex cuncta Graecia in sedem regiam Philippi summi artifices illius aetatis congregati sunt. Operibus eorum templa et domus oppidorum Macedoniae ornabantur et ipsi summa regis liberalitate utebantur. Quanti vero virtutem veram aestimaret et quantopere homines doctrina excellentes coleret, tum maxime demonstravit, cum Aristoteli filium suum educandum tradidit. Scito, ad virum illum nobilem scripsit, nobis filium esse natum. Magnas diis gratias agimus pro hac re, sed maiores, quod illum nobis eo tempore dederunt, quo tu vivis. Spero enim fore, ut a te educatus et eruditus rex et patre et patria (regno) dignus evadat (existat).

Demosthenes.

Demosthenes war der Sohn eines angesehenen Bürgers von Athen, der sich durch eine Waffenfabrik ein bedeutendes Vermögen erworben hatte. Sein Vater starb ihm, als er sieben Jahre alt war, und hinterliefs ihm ein ziemlich grofses Vermögen. Aber unredliche und pflichtvergessene Vormünder raubten einen beträchtlichen Teil seines väterlichen Erbes. Als er die Jünglingsjahre erreicht hatte, wirkte der Beifall, den ein Redner durch die Verteidigung der Ansprüche Athens auf die Stadt Oropus erntete, so enthusiastisch auf ihn, dafs er den Vorsatz fafste, ein Redner zu werden, obwohl ein schwächlicher Körper und ein Fehler im Sprechorgan sein Projekt zu vereiteln drohten. Er besuchte die Schule des Isäus, dessen kraftvoller Stil und feuriger Vortrag sich mehr für den Volksredner eignete als die sanfte Beredsamkeit eines Isokrates. Durch unermüdlichen Fleifs gelang es ihm, sein mangelhaftes Sprachorgan so zu verbessern, dafs sein Vortrag vernehmlich und wohltönend wurde. Der erste Versuch, den er jetzt öffentlich damit machte, dafs er seine Vormünder zur Rechenschaft zog, war von gutem Erfolge begleitet, doch scheint derselbe nicht sowohl in seiner Beredsamkeit, als in der gerechten Sache seine Gründe gehabt zu haben. Denn eine zweite Probe, die er in öffentlicher Versammlung ablegte, bestand er nicht. Dieser Mifserfolg machte ihn nahezu mutlos und schon war er fest entschlossen, diese Carrière aufzugeben. Da kam der Schauspieler Satyrus und weckte in ihm

neuen Mut und neue Begeisterung. Einige Verse aus dem Euripides, die Demosthenes auf das Geheifs des Satyrus hersagte, wurden von dem Schauspieler mit solchem Ausdrucke wiederholt, dafs der junge Redner dadurch auf seine Fehler aufmerksam wurde. Er übte sich nun nach der Anweisung seines Lehrers so lange im Vortrage, bis er jede Unvollkommenheit überwand und ganz Meister des Vortrages war. So kam es, dafs Demosthenes durch beharrlichen Fleifs, der selbst die Hindernisse der Natur beseitigte, der gröfste Redner des klassischen Altertums wurde. Denn selbst Cicero, der unter den römischen Rednern unstreitig die erste Stelle einnimmt, war nicht so grofs als Demosthenes. Die Beredsamkeit des Demosthenes war ernst und streng, wie sein Charakter, erhaben, ungestüm und hinreifsend, reich an Bildern, die verbunden mit dem pathetischen Geberdenspiel den Zuhörern jene Begeisterung mitteilte, von der er selbst ergriffen wurde. Niemand wufste die Neigungen des Volkes so richtig zu erforschen und nach seinem Willen zu lenken, oft schien es, als verlange er gerade das Gegenteil von dem, was er vorschlug. Aber hauptsächlich war Heftigkeit im Ausdruck die charakteristische Eigenschaft seiner Reden, und das war eine unabweisbare Forderung seines Zeitalters; denn das Volk war so anmafsend und prätentiös, so zänkisch und parteisüchtig und so eifersüchtig auf den Einflufs hervorragender Bürger, dafs es ohne die Heftigkeit uud erschütternde Kraft des Demosthenes unmöglich gewesen wäre, dasselbe zum Bewufstsein der gemeinsamen Gefahr zu bringen oder zur Abwehr derselben zu einigen. Doch dieser grofse Redner selbst würde kaum fähig gewesen sein, dieses ausschliefslich nur für den Genufs und nicht mehr für die Ehre empfängliche Volk aus seiner verhängnisvollen Indolenz aufzurütteln, wenn nicht dieses Volk die beste Meinung von der Reinheit seines Charakters gehabt hätte. Dieses Vertrauen gab allem, was er vortrug, den gehörigen Nachdruck. Die Athener waren überzeugt, dafs der Redner nur das allgemeine Wohl im Auge habe, und es war bekannt, dafs das Gold des macedonischen Königs, mit dem dieser seine Anschläge gewöhnlich durchsetzte, an der Unbestechlichkeit eines Demosthenes gescheitert war.

De Demosthenis vita ac moribus.

Demosthenes parente natus erat cive Atheniensi honesto ac spectato, qui cum armorum officinam haberet (armis fabricandis) magnam rem familiarem sibi pepererat. Hic pater filio septem annos nato morte ereptus est. Magnas facultates, quas filio reliquerat, tutores mali ac perfidi maiore ex parte dissiparunt. Interea Demosthenes cum adolevisset, laudibus, quas orator quidam Athenarum ius de Oropo oppido defendens tulerat (tulerat, qui — defendisset), ita incensus est, ut orator fieri constitueret, quamvis corporis infirmitate atque adeo vitio oris impediri videretur. Praeceptore igitur usus est Isaeo, cuius acre et incitatum dicendi genus oratori publico aptius videretur quam leni Isocratis eloquentia. Et Demosthenes quidem

studio et labore perfecit, ut vitium oris ita corrigeret, ut oratio eius plana ac suavis fieret. Deinde tutores suos in ius vocavit idque primum dicendi periculum bene successit. Sed tamen successus ille non tam ipsius eloquentiae quam iustae causae tribuendus videtur; alterum enim periculum cum faceret in concione, probatus non est. Quae res prope animum eius fregit, et certe incepto destitisset, nisi Satyrus histrio animum eius ad novam spem atque alacritatem erexisset. Nonnulli versus Euripidei, quos Demosthenes iussu Satyri recitaverat, sic ab illo iterati sunt, ut Demosthenes, quid peccasset, brevi intellegeret. Declamavit igitur Satyro magistro, quoad omnibus vitiis exutis perfectus orator evasit. Sic Demosthenes diligentia et assiduitate, qua vel impedimenta naturae superabat, maximus orator antiquitatis Graecae et Romanae exstitit; nam ne Cicero quidem, Romanorum oratorum facile primus, laudes Demosthenis assecutus est. Oratio Demosthenis erat gravis atque severa, sicut eius ingenium, sublimis vehemensque, ita ut animos hominum percelleret, plena figurarum, ut cum actione vehementi coniuncta animos audientium eodem ardore impleret (in eundem ardorem compelleret), quo ipse flagrabat. Nemo populi studia tam bene norat, nemo peritior erat populi ad suam voluntatem regendi quam Demosthenes. Saepe contrarium eius suadere videbatur, quod rogaverat. Maxime autem excellebat eius oratio fulminibus dicendi, idque aetas illa maxime flagitabat. Populus enim tam superbus et insolens, tam cupidus litium et studiosus partium erat, tam invidebat civium excellentium opibus, ut nisi Demosthenis oratio tam gravis fuisset, neque ad sentiendum commune periculum excitari neque ad depellendum coniungi potuisset. Sed ne summus quidem ille orator hunc populum, qui nullius rei nisi voluptatis neque ullum iam dignitatis sensum habere videbatur, e perniciósa ignavia excitare potuisset, nisi idem hic populus de integritate Demosthenis optime existimasset. Hac re sola omnibus quae suadebat ea vis addita est, quae requirebatur. Sciebant Athenienses, Demosthenem nihil nisi communem salutem spectare. Constabat enim inter omnes, Demosthenis probitatem auro, quo rex Macedoniae principes Graecarum civitatum ad sua consilia traducere solebat, frustra esse tentatam.

Schweinfurt. F. Scholl.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Lessings Hamburger Dramaturgie. Für den Schulgebrauch eingerichtet und mit Erläuterungen versehen von J. Buschmann. 2. Auflage. Paderborn. Schöningh. 1894. 1,60 M. 272 S.

Ob Lessings „Hamburger Dramaturgie“ überhaupt sich zur Lektüre für Schüler eignet, welche Partien eventuell zu studieren, in welcher Reihenfolge dieselben durchzunehmen sind, diese und ähnliche Fragen sind immer noch strittig. Während Hiecke[1]), Laas[2]), Schneider[3]), Bauer[4]) eine eingehende Behandlung der Lessingschen Schriften befürworten, sind Herbst[5]) und Apelt[6]) gegen die Lektüre, letzterer namentlich deshalb, weil die Schüler Materien behandelt sehen, die sie nicht aus eigener Anschauung kennen, und dadurch zur Spiegelfechterei verleitet werden. Andere wie Zürn[7]) wollen, um dem Vorwurf Apelts, dafs durch Gewöhnung der Schüler an Kritik ohne Kenntnis der kritisierten Dramen der Charakter verdorben werde, zu begegnen, die vorausgehende Lektüre von Gottscheds „Kato“, von Corneille, Racine, Voltaire, Molière, von Teilen aus Cronegks Olint und Sophronia, von Weifses Richard III., von Maffeis Merope: eine unsinnige Forderung, die ja kaum der sich lediglich mit Lessing beschäftigende Literarhistoriker erfüllen wird, geschweige denn, dafs ein Schüler mit Dingen gefüttert werden soll, die seinen Geschmack verderben und jegliches Interesse an der Literatur verkümmern lassen.

Auch hier wird die goldene Mittelstrafse der rechte Weg sein: der Lehrer wird mit wenigen Worten die Geschichte des Dramas besprechen, hiebei die dramatische Literatur Frankreichs streifen, die ohnedies in der französischen und in der Geschichtstunde zur Besprechung kommt, ferner die Ziele kennzeichnen, die man bei der Gründung eines Nationaltheaters in Hamburg hatte, und dann sofort an die Privatlektüre von Stück 101—104 herantreten, wo die

---

[1]) Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien. 2. Abdr. S. 83.

[2]) Der deutsche Unterricht, S. 296 und Der deutsche Aufsatz S. 286 ff. (Laas-Imelmann).

[3]) Ein Lehrplan für den deutschen Unterricht in Prima S. 24.

[4]) In Schmids Encykl. des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens IV, S. 413.

[5]) Die neuhochdeutsche Literatur auf der obersten Stufe S. 20.

[6]) Der deutsche Aufsatz S. 71.

[7]) Die Lektüre der Hamb. Dramat. in der Oberprima.

sachlichen und persönlichen Gesichtspunkte über die Verabfassung der Hamburger Dramaturgie näher ausgeführt sind. Sodann sind die Stücke lesen zu lassen, die sich auf die Tragödie beziehen, namentlich die Besprechung von Merope, Rodogune, von Weifses Richard III. und von Voltaires Semiramis, wodurch der Schüler die Anschauungen Lessings über die wesentlichen Eigenschaften der Tragödie und seine Stellung zu den Franzosen kennen lernt; hiezu geselle sich eine Beleuchtung der Aristotelischen Definition der Tragödie, das Verhältnis zu Shakespeare (Stück 10—12), und die Beziehung des Tragikers zum Geschichtschreiber. Namentlich wird das meiste Gewicht auf das Verständnis des sachlichen Inhaltes der einzelnen Kritiken zu legen sein. Ähnlich verhält es sich mit der Komödie. An einem Shakespeareschen Stück und an Emilia Galotti können dann die so gewonnenen Ergebnisse geprüft werden. Alle übrigen Partien gehören kaum in den Gymnasialunterricht.

Das Buschmannsche Buch nun scheint uns aus verschiedenen Gründen nicht richtig angelegt zu sein, um Schülern in die Hand gegeben werden zu können. Es hat zwar mancherlei Vorzüge, so namentlich die erklärenden Noten unter dem Text, die eine häusliche Lektüre ermöglichen, ohne dafs der Lehrer einzelne, jetzt unverständliche Punkte und Worte zu erklären braucht, ferner eine Gliederung des Stoffes, wodurch die Disposition erleichtert wird, endlich im Anhang biographische und bibliographische Notizen über alle im Werke vorkommenden Namen und namentlich Fragen zur Vermittlung des Verständnisses. Allein mir scheint von vornherein die gutgemeinte Hinzufügung der Überschriften, z. B. „Cronegks Olint und Sophronia", „Kritik des Dramas", „Die scenische Darstellung", sowie eben die auch äufserlich bemerklich gemachte Gliederung durch Ziffern und Buchstaben und namentlich die Weglassung von gröfseren Partien gegen die Forderung zu verstofsen, dafs die Schüler eine vollständige Ausgabe in den Händen haben; denn auch das Bekanntwerden mit der äufseren Form, mit dem Umfange einer Schrift ist nicht ohne Wichtigkeit, und dies umsomehr, als z. B. die bei Hendel in Halle erschienene unverkürzte Ausgabe viel billiger ist als Buschmanns Buch. Und wenn einmal ausgeschieden werden wollte, dann mufste noch radikaler verfahren werden, als es Buschmann gethan hat; denn manche Partien in seinem von anstöfsigen Stellen gereinigten Schulbuch erregen unter Umständen noch immer Bedenken, so die Stelle: Der Himmel kann verzeihen, allein ein Priester nicht (S. 25), so auch die Partie über Galanterie und Liebe (S. 56) u. a. Und wenn man einmal an der überlieferten Form änderte, dann mufste auch hierin radikaler und zugleich nach gewissen feststehenden Grundsätzen geändert werden, indem etwa nach bestimmten Gesichtspunkten (Einleitung, wesentliche Eigenschaften des Dramas, Wesen des Dramas, Verhältnis der Charaktere zur Geschichte, Verhältnis Lessings zu der französischen Literatur, zu Shakespeare etc.) der ganze Stoff gegliedert würde. Auch die an und für sich trefflichen Fragen zur Vermittlung des Verständnisses sind nur mit Auswahl zu benützen; denn es hiefse

doch die Schüler mit unnötigem Wissensballast beladen, wenn man von ihnen die Wiedergabe des Inhalts von Olint und Sophronia, von Voltaires Zaire, von Du Belloys Zelmire, von Banks Essex, von Favarts Roxelane etc. verlangen wollte: ein Zuviel bei der Lektüre der Hamburger Dramaturgie schadet nach meiner Erfahrung mehr als ein Zuwenig. Für die Durcharbeitung der Hamburger Dramaturgie wird Schröter und Thiele immerhin das beste Buch bleiben; die Buschmannsche Schulausgabe scheint mir für den Lehrer zu wenig zu bieten, für den Schüler nur teilweise brauchbar zu sein.

München. Johannes Nicklas.

Xenien 1796. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von Erich Schmidt und Bernhard Suphan. Weimar, Hermann Böhlau. 1893. (XXXVI u. 267 S. 8°. M. 1,80).

Unter den trefflichen Schriften der Goethe-Gesellschaft nimmt die vorliegende einen hervorragenden Platz ein. Gibt sie ja doch zum ersten Male einen vollen Einblick in das Entstehen der „Xenien", dieser kühnen mächtigen literarischen That, die wie kaum eine zweite die Gemüter der betroffenen Zeitgenossen erregte, die zugleich unsere beiden Dichterheroen in so inniger Vereinigung zeigt wie kein anderes Werk, und die am unwiderstehlichsten die Gröfse des poetischen Genies dadurch bewährt, dafs sie selbst dem Platten, Mittelmäfsigen, dem sie ihre Beachtung schenkte, zu unverdienter Unsterblichkeit verhalf. Und bringt sie doch eine unerwartete Fülle neuen nicht toten Materials, sondern lebenatmender Produkte Schillers und Goethes, 178 Disticha, die bisher noch nicht publiziert waren, obwohl sie durchaus nicht die schlechtesten sind, sondern zum Teil glänzend den Stempel ihres Ursprungs tragen. Und diese reiche Gabe wird uns in einer Form geboten, die musterhaft ist durch Gewissenhaftigkeit, Feinsinnigkeit und Anspruchslosigkeit der Verarbeitung. Die Dichtung soll für sich selbst sprechen, der Genufs unverkümmert bleiben dem, der nur geniefsen will. Wer aber Belehrung bis ins Einzelne sucht, auch der kommt zu seinem Rechte durch die Zuverlässigkeit und Vollständigkeit der Verwertung des vorhandenen Stoffes, die selbst der treffliche Boas in diesem Mafse nicht erreicht hatte.

Eduard Boas hat 1851 das grofse gedruckte Material erläutert und fünf Jahre später das „Xenienmanuscript", d. h. die Reste des alten zwischen Schiller und Goethe hin- und herwandernden Exemplares herausgegeben. Bei seinem Buche „Schiller und Goethe im Xenienkampf" war die Grundlage die Erscheinungsform, in welche Schiller mit unerbittlich zusammenstreichender Hand aus der Fülle des ihm vorliegenden Stoffes eine Auswahl zusammengeschlossen hat, einen Teil dessen, was ihm dazu nicht tauglich schien, in Vereinzelung seinem Almanach einfügend, den anderen ganz unterdrückend. Schmerzlich erblickte Goethe „Das schöne Karten- und Luftgebäude mit den Augen des Leibes so zerstört, zerrissen, zerstrichen und zerstreut". Aber er

erkannte die künstlerische Strenge Schillers in ihrem Rechte an und lieh selbst seinen thätigen Beistand zu der Schlufsredaktion, welche aufs neue die ursprüchliche Leitidee, die sich im Laufe der reichen Produktion zu höheren Zielen erweitert hatte, zur Grundlage nahm.

Der Groll über die verständnislose und böswillige Aufnahme von Schillers „Horen“ durch die Kritik der platten Nüchternheit wie der frommen Schwärmerei gab den Anstofs zu den Xenien, deren erste Idee Goethe um Weihnachten 1795 anregte. Satirische Polemik sollte sich nach Martials Muster in voller Schärfe und reichem Mafse über all das Kleine ergiefsen, das in seiner Alltäglichkeit und Massenhaftigkeit dem Genius die Bahn zu verlegen suchte; „genialische Impudenz und Gottlosigkeit, eine nichts verschonende Satire, in welcher jedoch ein lebhaftes Streben nach einem festen Punkte zu erkennen sein würde“, sollte den Ton angeben. Aber „nachher regte sich ein gewisser Überflufs, und der Trieb zersprengte das Gefäfs“. Mit müheloser Fruchtbarkeit aus dem Vollen schöpfend, konnten die beiden erzürnten Heroen sich nicht mit der Vernichtung der Mittelmäfsigkeit begnügen, „sind doch die Musen keine Scharfrichter!“ „Auf den Sturm mufs Klarheit folgen“, und so sollten „liebliche und gefällige Xenien“ das Ganze beschliefsen. Nicht blofs der Zorn, auch die Liebe sollte zu ihrem Rechte kommen, und Distichen „von der würdigen, ernsten und zarten Art“ sollten dem ganzen Gebäude eine gewisse Allheit und Unermefslichkeit geben, bei der Kunst und Wissenschaft, Religion und Sitte „das Ephemerste und das Ewige, der Pfuscher und der Meister, der Philister oder Pietist und der freie Mensch, die Geschlechter und Lebensalter, die Stände und Berufsarten vom König bis zum Nachtwächter ihren Spruch erhalten sollten“. Aber die Zeit drängte, und so reiche Fülle auch vor ihm lag, so fühlte Schiller doch, als er die endgiltige Redaktion für den Druck in Angriff nahm, Lücken und Mängel, die eine künstlerische Geschlossenheit der Gesamtheit verhinderten. Sie zu beseitigen, reichte die Zeit nicht, (Juli 1796) und so kam er zu dem energischen Entschlufs, nur die „lustigen“ Distichen unter dem Namen „Xenien“ zusammenzufassen, die anderen „ernsthaften“ dagegen für sich als „Tabulae votivae“ oder in Cyklen wie die „Eisbahn“, „Einer“, „Vielen“, „Macht des Weibes“ u. s. w. in seinem Musenalmanach für das Jahr 1797 voranzustellen — soweit er sie nicht gänzlich fallen liefs. So kehrten die „Xenien“ zu ihrer ursprünglichen Natur zurück, — und gerade in dem Verzicht hat Schiller in hochherziger Weise sein unbestechliches künstlerisches Gewissen bewährt.

Dafs die beiden Dichter nachher nicht mehr auf ihre erweiterte Idee zurückgriffen, ist natürlich. Das negative Ziel war in glänzendem Siege erreicht — dem positiven strebten sie beide nun in gröfseren Thaten zu: „Hermann und Dorothea“ und „Wallenstein“ reiften ihrer Vollendung entgegen. Wie weit aber war der grofse Plan schon gediehen, als der Drang der Zeit zum Abbruch zwang?

Ein reicher Stoff zur Beantwortung dieser Frage lag bisher schon vor; die neuen Mitteilungen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv er-

höhen die Zahl der Distichen — einige blofse Titel mit gerechnet — auf 926. So nahe schon waren die Dichter der vorgesetzten Zahl 1000 gekommen. Was aber vor allem an der neuen Ausgabe so rühmlich ist, das ist die Absicht, durch das völlig ungetrübte, auch durch keine Anmerkung gestörte Mit- uud Beieinander sämtlicher Xenien das Werk der beiden Dichter in seiner Einheit und der ganzen Gröfse seiner Anlage unmittelbar anschaulich werden und wirken zu lassen. Weder bei Boas, der sich als „Chorizont" bemüht, die Autorschaft im einzelnen festzustellen, während die Dichter doch selbst gerade in der Gemeinsamkeit ihrer Arbeit ihren Hauptreiz fanden, noch in den landläufigen Ausgaben, wo eben das Persönlich-Polemische von dem Universellen geschieden erscheint, kommt die grofsartige Tendenz des Unternehmens rein zum Ausdruck. Bisher trat störend stets die kritische Scheidung hervor; jetzt werden wir in den innersten Aufbau des mächtigen Werkes eingeweiht, und in ihrem wohlerwogenen Wechsel wirkt mit doppelter Frische die Polemik, mit doppelter Tiefe die ernste Betrachtung, mit doppeltem Reize der anmutige Lobpreis. In keiner Form ist die Xeniendichtung Schillers und Goethes so genufsreich zu lesen wie hier; keine gewährt auch so klaren Einblick in die Arbeitsweise der Männer und in die ganze Zeitströmung, aus deren Gegensatz sie hervorging.

Von kaum einer anderen Literaturperiode können wir eine so lebendige Anschauung ihres gesamten „Milieu" gewinnen wie von der Zeit der Xenien. Der Kampf zieht uns an und fesselt uns, und was wir einem Nicolai, Reichardt, Manso u. s. f. zu Ehren nie beachtet hätten, das interessiert uns um derentwillen, von denen sie hier vernichtet werden. So grofs aber der Genufs schon an sich ist, den Angriff der beiden Helden zu verfolgen, so wird er doch erst durch die Kenntnis der bekämpften Parteien vollständig, und nach dieser Seite bieten die Anmerkungen, die Erich Schmidt und Suphan geschmackvoll erst als Anhang dem Texte folgen lassen, nicht blofs alles Stichhaltige, was bisher schon zur Kommentierung der Xenien gethan wurde, sondern noch beträchtlich mehr, stets rein sachlich, knapp in der eigenen Ausführung, aber reichhaltig in den Nachweisen, das Nötige bietend, zugleich aber anregend zu eigenem Weiterforschen. Manches ist natürlich unerledigt oder in der Vermutung stecken geblieben; die Vorsicht aber, mit der Alles vorgetragen ist, bestärkt das Vertrauen zu dem vorzüglichen Kommentar. Sollte übrigens das Xenion 418 nicht, wie schon Chr. G. Lorenz („Zur Erinnerung an G. J. Göschen", Grimma 1861, S. 26) meint, auf Göschen zu deuten sein?

„Einen Bedienten wünscht man zu haben. der leserlich schreibet
Und orthographisch, jedoch nichts in Bell' Lettres gethan".

Das pafst doch vortrefflich auf Göschens Reise beschreibenden Bedienten Johann, der ja auch bei 735 herhalten mufs.

Mit derselben Gewissenhaftigkeit wie die Anmerkungen sind die Lesarten mitgeteilt, die in manchen Fällen ungemein charakteristische Einblicke in das allmähliche Werden der letzten, zugespitzten Form eröffnen. Wer überhaupt aus Lesarten zu lernen versteht, wird für

die sorgliche Behandlung derselben bei den Xenien den Herausgebern Dank wissen. Und nicht zuletzt steht an Wert die Einleitung, die in kurzen Zügen den Werdegang und die Bedeutung der Xenien und ihrer Ausgaben ebenso klar und feinsinnig als knapp und scharf umrissen vorführt.

So ist diese neue Ausgabe der „Xenien 1796" ein ganz neues Werk geworden — ein machtvolles Denkmal der Einheit unserer gröfsten Dichter, ein würdiges Denkmal auch pietätvoller, selbstloser Forschung.

München. Erich Petzet.

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten, herausgegeben von Dr. Robert Kohts, Dr. Karl Waldemar Meyer und Dr. Albert Schuster. I., IV. u. V. Teil, 6. bezw. 7. Aufl., umgearbeitet von Dr. Schuster, Dr. Fiehn und Dr. Schaefer. Hannover 1894. Helwingsche Verlagsbuchhandlung.

Es mufs vorausgeschickt werden, dafs die genannten Bücher den neuen preufsischen Lehrplänen dienstbar gemacht worden sind und im ganzen mit Rücksicht auf diesen Zweck zu beurteilen sind. Die meisten und tiefsteingreifenden Änderungen mufsten im Lesebereich der Sexta vorgenommen werden. — Was nun das Kulturgeschichtliche sowie Geographie und Naturgeschichte betrifft, so ist die Auswahl nach Inhalt und Form eine gute. Die Darstellungen aus Sage und Geschichte sind namentlich in stilistischer Beziehung mehrenteils mustergiltig, ein Vorzug, den nicht allzu viele norddeutsche Lesebücher teilen. Bei Beurteilung des Inhaltes mufs man in gewohnter Weise von dem einseitig-konfessionellen und politischen Standpunkt — letzterer ist der preufsisch-partikularistische — absehen. — Im poetischen Teile ist unser gewaltiger Hermann Lingg durch die drei Bücher hin nur mit einer einzigen Dichtung, mit dem allerdings unübertrefflichen „Heerbannlied", vertreten. Mit dem Kanon der den drei Gymnasialkursen zur Memorierung bestimmten Gedichte kann man einverstanden sein. Schliefslich mag uns noch die Bemerkung gestattet sein, dafs die gänzliche Weglassung der ohnehin nur wenigen Lesestücken beigefügten Dispositionen nicht geboten war. Der Selbstthätigkeit im Denken der Schüler wird doch wahrlich nicht vorgegriffen, wenn derselbe an einem oder dem andern Beispiel sieht, wie man das Gerippe einer Abhandlung auslesen kann, und hinwiederum, wie man das gut konstruierte Gerüste zum Aufbau eines geordneten Schriftganzen verwendet.

Dichtungen der neueren Zeit nebst Lebensabrissen der Dichter. Hilfsbuch für den deutschen Unterricht in Prima von Dr. Rudolf Franz und Karl Lindecke. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. Berlin 1894.

Das Buch ist auf preufsische Verhältnisse zugeschnitten und mufs darnach beurteilt werden. Es ist nach Anlage und Durchführung den Lehrplänen vom 6. Januar 1892 angepafst, nach welchen in Unterprima „Proben von Dichtungen des 19. Jahrhunderts“ gegeben werden sollen.

Was nun die Gedichte selbst betrifft, so sind sie im ganzen und grofsen mit Geschick und nicht ohne Geschmack ausgelesen. Wenn übrigens Auguste von der Decken, Georg Taylor u. a. zu den „hervorragenderen Dichtern der Neuzeit“ gerechnet werden, mit denen schon Gymnasialschüler vertraut zu machen sind, so werden objektive Beurteiler der neueren Literatur den Herausgebern um so weniger beipflichten können, als anderseits süddeutsche Poeten von anerkanntem Rufe entweder ignoriert oder nur mit sehr kühler Oberflächlichkeit behandelt sind. So ist Kobell, der weitaus gröfsere, weil unmittelbare und tieffühlige Dialektdichter, gänzlich übergangen, während Stieler, der kleinere, dessen Gedichte nicht immer in die innerste Seele des Volkstums tauchen und namentlich in ihren Pointen etwas Modernes und Gemachtes weisen, mit drei Nummern vertreten ist. Dafs die hochdeutschen Dichtungen Stielers seinen mundartlichen nachstehen, ist eine grundverkehrte Anschauung. Seine „Hochlandslieder“ sind geradezu einzig in ihrer Art. Um so etwas herauszufühlen, mufs man freilich selbst ausreichendes poetisches Fühlzeug haben, was nur in seltenen glücklichen Fällen mit didaktischer Tüchtigkeit zusammentrifft. Wenn ferner der in aller Welt bekannte bayerische Erzähler Hermann von Schmid, der doch wahrhaftig dem steiermärkischen mindestens ebenbürtig ist, totgeschwiegen wird, wenn aufserdem z. B. von Bulthaupt gesagt ist, dafs seine Charaktere der scharfen Umrisse entbehren etc., so können wir ersteres nicht rechtfertigen, letzterem nicht beifallen. — Die Herausgeber haben ein für den allernächsten Zweck berechnetes und brauchbares Buch geschaffen, welches aber erst durch weitere Verbesserungen und Ergänzungen einen erhöhten Wert gewinnen dürfte.

München. Dr. Karl Zettel.

Straub, Sprachbuch für Elementarklasse II (Vorbereitungsschule), Unterklassen höherer Lehranstalten u. s. w. Stuttgart, Jos. Roth. 1892. S. 249.

Vorliegendes Werk ist nicht nur für die Elementarstufe bestimmt, sondern reicht auch in einzelnen Teilen noch in das Gebiet herein, das den unteren Klassen höherer Lehranstalten zugewiesen ist, so dafs es an dieser Stelle wohl einer Besprechung wert sein dürfte.

Das Merkmal, wodurch es sich von allen übrigen Büchern gleichen

Inhaltes und Zweckes unterscheidet, ist dies, dafs hier der sonderbare Versuch unternommen wird, die Grammatik ganz in den Dienst der Orthographie zu stellen, und zwar werden die einzelnen Kapitel der Sprachlehre, z. B. das Partizip Praes. den Schülern in der Weise zum Bewufstsein gebracht, dafs ihnen ein Diktat mit möglichst vielen einschlägigen Spracherscheinungen gegeben wird. Dieses Verfahren mag immerhin sehr eindringlich sein, läfst aber leicht der Befürchtung Raum, dafs ein sogestalteter Unterricht auf nichts als ermüdendes und geisttötendes Schreiben und abermals Schreiben hinausläuft. Wozu hat der Schüler seinen Mund und seine Denkkraft? Soll ihm alles und jedes diktiert werden, damit er es getrost „schwarz auf weifs" nach Hause tragen kann? — Wenn in irgend einem Fache das meiste mündlich abgemacht werden kann, so ist es im deutsch-grammatischen Unterricht. Man vgl. hierüber Schillers Paed. S. 296: „Der Weg, auf dem die Muttersprache erlernt wird, durch Hören und Sprechen, also durch Nachahmung, praktische Übung und stete Gewöhnung, verbunden mit aufmerksamer Aufnahme von Sinneswahrnehmungen, ist der von Natur gewiesene, und eine der seelischen Entwicklung folgende Pädagogik wird denselben einschlagen und daran festhalten, dafs die Muttersprache nur durch Sprechen, also durch den lebendigen Umgang mit der Sprache erlernt werden kann, und dafs inhaltsvolle Sprechübungen die alleinigen Mittel sind, Geist und Sprache des Schülers schnell, sicher und allseitig zu bilden".

Noch ein oder der andere Punkt erregt Bedenken. Zwar versichert der Verf., er setze möglichst wenig oder gar nichts voraus, erörtert auch auf den ersten Seiten die einfachsten Dinge, dabei kann er jedoch nicht unterlassen, an der Spitze seines Werkes den Unterschied zwischen Abstraktum und Konkretum vorzuführen — ein pädagogischer Fehler, den man nicht oft genug rügen kann. Wo wird im ganzen Buche wieder auf diesen Unterschied zurückgegriffen? Zu welcher Übung ist er nötig? Was hat er überhaupt in einem für 8—9jährige Schüler berechneten Übungsbuche zu thun?

Auch die gegebene Einteilung der Konsonanten nach den Sprachwerkzeugen übersteigt weit den Horizont der betr. Schülerstufe. Es macht überhaupt den Eindruck, als seien diese Dinge im letzten Augenblick vor der Drucklegung noch in das Lehrgebäude hineingebracht worden, um dem Buche einen etwas wissenschaftlichen Anstrich zu geben und seine vorgesetzte Benützung an Gymnasien zu rechtfertigen. Um so mehr fallen dagegen die oftmals denkbar einfachsten Übungen und Aufgaben der folgenden Seiten ab. Mehr Lob dagegen verdient der Hauptteil des Buches, welcher aus Diktaten über die einschlägigen Abschnitte der Grammatik und Orthographie besteht; ein reichhaltiger Anhang bietet zusammenhängende Stücke, die für Aufnahmsprüfungen in die unterste Klasse unserer Anstalten gerade passend sind. Man mufs an ihnen lobend hervorheben, dafs sie mit Bedacht und Sorgfalt ausgewählt und aufgebaut sind. Was den Umfang des vorgeführten Stoffes betrifft, so hat der Verf. das der Elementarklasse II, sowie den Unterklassen höherer Anstalten gesteckte Ziel ohne Frage überschritten,

wenn er auch die Perioden noch einbezogen hat. Es ist überhaupt zu beklagen, dafs viele Bearbeiter deutscher Übungsbücher so wenig Mafs und Ziel kennen und die Bedürfnisse der Stufe nicht berücksichtigen, für welche sie schreiben. Statt für diese gründlich zu Werke zu gehen, glauben sie die Summe ihres Wissens urbi et orbi darlegen zu müssen und greifen infolge dessen zu tief zurück oder langen zu weit vor.

W. Wüseke, Grundzüge der deutschen Grammatik. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Teubner, 1892. S. VIII + 69. Geb. 1 M.

Die vorliegenden Grundzüge stellen sich dar als einen knappgefafsten Leitfaden, in welchem der Lehrstoff nach den Bestimmungen der neuen (preufs.) Lehrpläne auf die drei unteren Klassen verteilt und ausgeschieden ist. Dabei werden zunächst in einer Art von Vorschule mit dem Satze als Ausgangspunkt die Einteilung und Benennung der Wörter, die Bedeutung der Kasus und andere grammatische Grundbegriffe entwickelt, worauf erst später die Formenlehre in der allgemein üblichen Weise behandelt wird. Diese Vorschule, welche auf S. 11 bereits zur Aufstellung von Satzbildern führt, ist unstreitig viel zu hoch und schwierig für den Beginn der untersten Klasse. In syntaktischen Fragen schliefst sich Wüseke den Ausführungen Kerns im grofsen und ganzen an mit Ausnahme eines Punktes, worüber er im Vorwort eingehend die Gründe angibt. Das Hauptgewicht wird auf die Satzlehre gelegt; die Formenlehre ist im Stoffe der 1. Klasse auf Seite 12—37 abgethan. Was dabei etwa auffallen könnte, nämlich die ungleiche Behandlung des Stoffes nach dem Umfange, erklärt sich aus dem prinzipiellen Standpunkte des Verfs. Nur diejenigen Punkte der Grammatik, in welchen die Muttersprache eigentümlichen Gesetzen folgt, werden besprochen und hervorgehoben; bei allen Dingen, in denen Latein und Deutsch übereinstimmen, schien ihm eine möglichst knappe Behandlung von selbst geboten. Mit den angeknüpften Aufgaben sieht es sehr windig aus; auf S. 1—9 ist hiezu ein Versuch unternommen, von S. 10 an verschwinden sie auf immer. Anhang II enthält die kurze Erklärung einiger Wörter dunklen oder fremden Ursprungs, z. B. Abenteuer, Bahre, Deutsch, Felleisen, Elend, Himbeere, Marschall, Maulwurf, Vormund, Wergeld, Wimper; Anhang I, eine Interpunktionslehre bietend, rührt nicht von Wüseke her; denn dieser hat vor Erscheinen der 2. Auflage das Zeitliche gesegnet, sondern von seinem Amtsvorgesetzten, Herrn Direktor Dr. Vockeradt. Der knappe und äufserlich gut ausgestattete Leitfaden kann empfohlen werden.

Hof. Rud. Schwenk.

T. Macci Plauti Mostellaria. Recensuit Fridericus Ritschelius. Editio altera a Friderico Schoell recognita. Comoediarum Plautinarum tomi IV fasciculus IV. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCXCIII. S. XLVII u. 223. gr. 8°.

Auch bei dieser Neubearbeitung der Mostellaria-Ausgabe ist selbstverständlich wieder der grofse Fortschritt erkennbar, den die Plautus-Kritik seit dem Erscheinen der ersten Augabe von Ritschl im J. 1852 gemacht hat. Abgesehen von der vollständigeren und genaueren Kenntnis des Ambrosianus nämlich, die wir Studemund verdanken, hat zunächst S. selbst diesen Codex 1891 in Mailand einer Nachprüfung unterzogen, und die Resultate dieser mühevollen Arbeit werden von ihm sorgfältig im Apparat von den Angaben Studemunds unterschieden, wo sie nicht mit diesen übereinstimmen. (Das Gleiche geschieht auch in einer Anmerkung praef. p. XV squ. für einige Stellen der 1890 erschienenen Casina, an denen S. nach der wiederholten Vergleichung von Studemund abweicht.) Diese bessere Kenntnis des A ist daher auf die Gestaltung einer Reihe von Versen in der neuen Bearbeitung von Einflufs geworden: z. B. 583, 596 ff., 722 f., 940—945; die Annahme einer gröfseren Lücke nach v. 1026 wird durch deutliche Spuren in A bestätigt; verbessert werden aus A v. 1050, 1051, 1054, 1064, 1070; etwas vollständiger ist die Überlieferung wiedergegeben 1055—1061 u. dgl.

Den Codex B hat an der Hand von Ritschls Ausgabe wie für andere Stücke Hinck wieder verglichen und desgleichen Loewe nach der Vulgata des Gronovius. Wo diese beiden auseinandergingen, hat Seyffert meist aus seinen eigenen Kollationen den Streit zu entscheiden vermocht, der überhaupt neben Goetz und Fleckeisen sich besonders um diese Ausgabe verdient gemacht hat. Seyffert bestätigt die Annahme von Studemund und Mau, dafs in B eine dritte Hand zu erkennen sei; aber da ohnehin weder in Bezug auf die Bedeutung noch auf die Art der Korrekturen ein Unterschied herauskomme, gibt S., wie auch in andern Stücken, nur die Varianten der 2. Hand — sehr wenig Stellen ausgenommen.

CD hat S. selbst von neuem verglichen, und was dabei (entweder von ihm selbst oder in der ihm zur Verfügung stehenden Kollation von Luchs) in D übersehen worden, hat wieder Seyffert berichtigt. Die Abweichungen von F und Z sind zugleich mit den Emendationen der älteren Kritiker aus der Ritschl'schen Ausgabe übernommen, wobei auch hier (wie im Persa) gröfsere Genauigkeit angestrebt ist.

Besondere Verwertung für die Kritik hat in dieser neuen Ausgabe die von S. zuerst für Rudens gemachte und darauf auch für andere Stücke benützte Beobachtung gefunden, dafs die Überlieferung in den Palatinischen Handschriften auf einen Archetypus zurückzuführen sei, dessen lückenhafter und beschädigter Zustand sich durch einander entsprechende Verstümmlungen kundgibt. Schon Ritschl hatte aus der Verschiebung der Reihenfolge der letzteren Teile des

Stückes von v. 601 an in der Überlieferung der genannten Handschriften und aus den zahlreichen Lücken geschlossen, dafs der Archetypus bereits verstümmelt und an einzelnen Stellen unleserlich auf das 15. Jahrhundert gekommen sei; aus den Lücken, welche in bestimmten Teilen und nach bestimmten Zwischenräumen auftreten, wie durch A häufig erwiesen wird, hatte er ferner schon berechnet, dafs dieser Archetypus auf den einzelnen Seiten 21 (oder vielleicht 20) Verse der Mostellaria enthalten habe. Durch unwiderlegliche Beweise hat nun Seyffert (Berl. Philol. Wochenschr. 1892 N. 7/8) genau dargelegt, dafs „sicher 21 Zeilen" der Archetypus auf den einzelnen Seiten gehabt, und Seyffert hat es sogar unternommen, darnach den Text des ganzen Stückes auf die einzelnen Blätter und Seiten zu verteilen. Diese Darlegungen haben zum Teil Bedenken hervorgerufen bei Gundermann, der (ebenfalls in der Berl. Philol. Wochenschr. Nr. 19/20) „die Unordnung der Versfolge in der Mostellaria nicht aus einem, sondern aus 2 voneinander abhängigen Exemplaren" herleitet, indes von Seyffert in einem unmittelbar angefügten Zusatz (Sp. 612 und 637, nicht 657, wie praef. IX in der Mostellaria-Ausgabe steht) durch einige Bemerkungen „vorläufig" Berichtigung findet. S. behandelt nun die ganze Frage nochmals etwas eingehender (praef. IX—XXV), indem er manches zur Entscheidung bringt, manches noch hinzufügt.

Der von Seyffert richtig ergänzten Lücke am Anfang v. 571 (Certe) entsprechend nimmt S. am Ende v. 593 eine Lücke an und ergänzt ad fores: ähnlich sind die Defekte in v. 551 sq., von denen der erstere mit v. 531 zusammenfällt, wo am Schlufs unrichtig malum st. mali überliefert ist, während der nächste in die Scenenüberschrift nach v. 531 fällt. Der Lücke in v. 703 sqq. entsprechen 722 sqq., wo die Verse einst anders verteilt gewesen sein müssen; ebenso v. 737 sq. und 757 (nicht 755, wie praef. p. XIII). Die von Seyffert als vereinzelt angenommene Lücke v. 783 sqq. hat ihre Entsprechung v. 844 sqq., welche Verse nach den beiden vorhergehenden 842/3 in P auf v. 801 folgen; die Lücken in v. 864—867 sind in Verbindung zu bringen mit einem Ausfall nach v. 884, wodurch die Stellung der v. 884 und 885a zwischen 841 und 601 eine Erklärung findet, indem sie nämlich am untern Rande ergänzt sein konnten, der dann zugleich mit den ausgefallenen Worten abgerissen worden ist — eine Lösung, welche verschiedene Schwierigkeiten zugleich aufhebt und daher um so gröfsere Wahrscheinlichkeit hat.

Indem S. mit Gundermann annimmt, dafs nicht alle Schäden aus einem Archetypus herzuleiten seien (während nach Seyffert nur „Defekte vorliegen, welche der Archetypus selbst nicht hatte, sondern die durch irgend eine Unachtsamkeit des Verfertigers der Abschrift entstanden sind, auf welche BCD zurückgehen"), findet er auch für die Lücke v. 802. 803 nach der ursprünglichen richtigen Ordnung eine Entsprechung in der dem v. 783 vorhergehenden Scenenüberschrift die im älteren Archetypus 2 Zeilen eingenommen haben kann. Eine Bestätigung seiner Annahme findet S. darin, dafs auf der näm-

lichen Seite eine Lücke v. 796 auftritt, welche P mit A gemeinsam haben, und die vielleicht mit v. 816 in Zusammenhang zu bringen ist. Bei der näheren Behandlung der unzweifelhaft sich entsprechenden Lücken in v. 1123 sqq. und 1144 sqq. weist S. darauf hin, dafs die Verteilung der Verse auf die einzelnen Seiten des Archetypus (wie sie Seyffert und Gundermann unternommen) überhaupt zu unsicher und bedenklich sei und bei der Untersuchung dieser Frage auch kein Gewinn herauskomme. Hingegen sei von der gröfsten Wichtigkeit die Beachtung der übereinstimmenden Lücken, auf Grund deren es möglich ist, manche Fehler zu finden und zu erklären. Von den Lücken, die Seyffert als vereinzelte (solitariae) aufgeführt hat, ist nach S. nicht hieher zu zählen v. 813, wo nur der Raum für die Personenbezeichnung fehlt (wie v. 745). Mit dem Defekt v. 1012 hängt vielleicht zusammen die fehlerhafte Überlieferung v. 992, mit v. 629 die verschiedene Überlieferung v. 609; v. 624/5 entspricht nach der überlieferten Versfolge v. 607/8, wo auch kleine Mängel vorhanden sind; mit der Lücke v. 619 hängt vielleicht zusammen das fehlerhafte canorem v. 644 5 u. a. Aus dem Schlusse des Stückes kommen nach S. aufser den bereits von Seyffert in Beziehung gebrachten Versen (950 und 972, 985 und 1006, 1033 und 1054) auch noch in Betracht: v. 1032 und 1053, vielleicht auch 1016 und 1039 (wo allerdings bei letzterem an eine gröfsere Lücke gedacht wird, die dem älteren Archetypus bereits angehört) oder 1040 (wobei 1035 als Dittographie zu betrachten ist, da sonst 22 Verse für die Seite herauskommen), ferner 1073 und 1093; ganz sicher stimmen nach S. auch überein die Lücken in v. 355 und 376 (worüber Seyffert noch gezweifelt hat).

Ein höchst unsicheres Gebiet sind natürlich auch in dieser Hinsicht die Cantica, da in diesen die Teilung und Verteilung der Verse zu verschieden und willkürlich ist. Dennoch werden die beiden Lücken, welche schon Ritschl gefunden, v. 320 und 335b als sich entsprechend bezeichnet, da die dazwischen liegenden Verse leicht einmal infolge einer andern Teilung eine ganze Seite einnehmen konnten. Ein ähnliches Beispiel gewähren v. 130 sqq. und 151 sqq.; daraus wird weiter auf Entsprechung von v. 111 und 131, 132 und 153 geschlossen; ferner kann auf dem vorhergehenden Blatt an einen Zusammenhang der Schäden in v. 84 und 86, zwischen welchen ein Scenenanfang liegt, mit v. 104 (einst Doppelvers) und 106 gedacht werden, obwohl nicht viel Gewicht auf diese Vermutung gelegt wird. Endlich auch vielleicht v. 187 und 208, 171 und 194; und weniger sicher noch v. 204 und 224. Wenn indes diese von S. angenommenen, sich entsprechenden Lücken nicht mit der von Seyffert gegebenen „vermutlichen Verteilung“ der Verse nach B in dem Anfangsteile des Stückes, wo „jede Kontrolle durch Lückenbezeichnungen fehlt,“ übereinstimmen, so hat dies darin seinen Grund, dafs eben diese Lücken auf einen andern und zwar älteren Archetypus zurückgehen als diejenigen, welche die Abschreiber durch einen leeren Raum bezeichnet haben. Denn dafs diese Schäden nicht alle zu gleicher Zeit entstanden sind, ist nach S. schon daraus ersichtlich, dafs einen Teil der Lücken

A mit P gemeinsam hat, der sonst in vielen andern Dingen von Fehlern frei geblieben ist. Bezüglich der Ergänzung der Lücken nun ist S. bei der Gestaltung des Textes nicht so kühn vorgegangen wie Ritschl: auch er hat zwar Ergänzungen, die ihm ziemlich sicher schienen, in den Text aufgenommen, daneben auch einige gewagtere, aber weit mehr (fremde oder eigene) Ergänzungen sind nur im Apparate angegeben, während die übrigen in der Appendix aufgeführt werden. Überhaupt ist auch bei der Ausgabe der Mostellaria wieder erfreulicher Weise zu bemerken, dafs klar das Bestreben hervortritt, gegenüber Ritschl der handschriftlichen Überlieferung mehr zu ihrem Rechte zu verhelfen; unter den zahlreichen Stellen, welche eine Änderung gegenüber der ersten Ausgabe erfuhren, — es ist auch hier wieder ungefähr ein Drittel aller Verse — finden wir eine nicht geringe Anzahl von solchen, wo (abgesehen von den Verbesserungen aus A) die Überlieferung hergestellt ist, so z. B. innerhalb der ersten 200 Verse: 8. 11. 13. 17. 43. 48. 51. 63. 83. 89. 98. 111. 117. 127. 138. 158. 159. 164. 169. 177 f. 183. 184. 188, im letzten Akte: 1062. 1077. 1096. 1111. 1116. 1147. 1166. Selten wird umgekehrt gegenüber der von Ritschl beibehaltenen handschriftlichen Lesart eine Änderung aufgenommen: 118 f. 125. 129 (leichte Änderung nach P gegen F). 133. 199 (fui ante peior ohne Streichung des von Ritschl als Glossem erklärten Mea dicta am Anfang des Verses). 1136. Schoells eigenen, allerdings nicht wenigen Konjekturen begegnen wir daher meist gegenüber Ritschls in der Regel sehr willkürlichen Verbesserungsversuchen, wobei auch wieder womöglich eine nähere Anlehnung an die handschriftliche Überlieferung den Vorzug erhält: 57. 63. 84. 123. 124. 146. 160. 186. 194. 1046. 1082. 1089. 1890 (stark verderbte Stelle) 1093. 1113 (ebenfalls stark verd.) 1120 (?) 1122. 1134. 1163. 1177. Daneben sind natürlich auch die neuesten Verbesserungen anderer berücksichtigt und wenigstens mit möglichster Vollständigkeit in der Appendix verzeichnet.

Konservativ ist S. gegenüber Ritschl auch besonders in der Anordnung der Verse: 241—245, 457—467 (allerdings mit Annahme einer Lücke nach 461); v. 741 hat nach der Überlieferung seinen Platz nach 721, wird aber allerdings als Interpolation betrachtet, ebenso 816b. Im übrigen ist die Annahme von Interpolationen seltener als bei Ritschl; so sind die Klammern entfernt v. 95. 99 f. 144. 155 u. a. Hingegen wird mit Ladewig als Dittographie einer späteren Rezension zugewiesen v. 208—223. Eine doppelte Rezension glaubt S. auch gefunden zu haben v. 588—597; die Spuren einer Überarbeitung hat Seyffert auch in den Versen nach 816 entdeckt. S. glaubt ferner, dafs eine solche zeigen v. 623—652, von welchen nur 636—639 notwendig seien, während die andern unbeschadet des Zusammenhanges weggelassen werden können. Das nämliche gelte auch von v. 549. 553. 557. 558. 559 (so folgen sie zuerst in den Handschriften aufeinander, während sie später an ihrem Platze wiederholt sind), mit welchen nur die andern Verse 550—552 und 554—556 umschrieben werden. Endlich findet S. auch Spuren einer Überarbeitung darin,

dafs in P v. 940—945 und 1055—1061 nicht erhalten sind; ebenso sei vielleicht von einem späteren Bearbeiter auch in P eine gröfsere Partie zwischen v. 1026 und 1027 entfernt worden, wovon Spuren in A erhalten sind.

In der Akt-Einteilung weicht S. von Ritschl insofern ab, als er nach der Vulgata (mit Lorenz und Spengel) den ersten Akt mit v. 347 schliefst. Den fehlerhaften v. 84 verbessert S. durch Einfügung von odi, wodurch der Grund für das Abtreten des Grumio angegeben wird, der nach Ritschls Annahme in einem ausgefallenen Verse gesagt sein mufste; so kann v. 83 das überlieferte eccum, das ohne irgend eine Wahrscheinlichkeit entfernt wurde, stehen bleiben. Im übrigen wird die Akt-Einteilung Ritschls beibehalten; die von Lorenz angenommene Einteilung in 3 Akte, welche Ribbeck gebilligt hat, wird zurückgewiesen unter Bezugnahme auf M. Antoninus XII, 36, indem betont wird, dafs die Einteilung in 3 Teile allerdings auch die Alten gekannt haben, dafs sie aber diese von der Akt-Einteilung, mit welcher Lorenz sie vermischt, deutlich unterschieden haben.

Von den Personennamen ist Theuropides geändert in Theopropides mit Bergk, dessen Gründen schon Ritschl sich nicht hat verschliefsen können, wenn auch die Auflösung im Bakchischen Verse 784 Heus, Théopropides ohne weitere Belege ist; die Unregelmäfsigkeit kann eben im Namen selbst einige Entschuldigung finden, der Vers kann aber für die Schreibung des Namens um so weniger direkt mafsgebend sein, als er verderbt überliefert ist, was durch die entsprechende Lücke v. 845 in P bewiesen ist. Die Schreibung Tranio ist beibehalten gegen Bergk, der Thranio wollte; der Name Sphaerio ist durch Seyffert, Pinacium durch Studemund festgestellt; die von Crain richtig gestellte Messung Callidamātes (statt Callidámătes) hat auch Geppert gebilligt, von welchem sie S. mit Spengel und Lorenz übernommen hat; bezüglich des Namens Misargyrides neigt S. zu der plausibeln Ansicht Spengels, dafs der danista nur scherzweise von Tranio v. 568 so genannt werde, während ihn der Dichter wahrscheinlicher Philargyrides genannt habe.

Die Vermutung Ritschls, dafs die Mostellaria nach Philemons Phasma gedichtet sei, hat eine neue Bekräftigung gefunden durch die „ebenso leichte als glückliche Konjektur“ Leos und Büchelers in v. 1149 (nicht 1150): Si amicus Deiphilo aut Philemoni's; daher hat S. nicht gezögert, in der Überschrift des Stückes den Namen Philemon hinzufügen.

Damit glaubt Ref. in den wichtigsten Zügen den Fortschritt gekennzeichnet zu haben, den diese Mostellaria-Ausgabe gegenüber der ersten von Ritschl bedeutet; sie schliefst sich in jeder Beziehung würdig den früheren Stücken der grofsen kritischen Plautus-Ausgabe an, von welcher nunmehr nur noch die Cistellaria aussteht[1]).

Der Vollständigkeit wegen seien einige unbedeutende Versehen im Drucke hier angeführt: praef. XXVIII Z. 1 (ex Schwarzmanni

[1]) Auch sie ist inzwischen (1894) bereits erschienen.



collatione . . .) commodatae st. commodata; XXXII adn.*) ad v. 596 st. 586; S. 8 ad 39: fue v. 38 st. fu e v. 38; S. 85 ad 726: v. 724 suppl. st. 725; S. 217 Append. ad 1051: Ussingio st. Ussingius; der Accent fehlt abgesehen von den in den Corrigénda bereits angegebenen Stellen (wo er allerdings meist wieder nicht zu erkennen ist) v. 282 Agedum st. Ágedum; bei den Corrigenda selbst steht falsch p. 138 st. 135. Ob test. ad. 40 ἀγύρτης, Appendix ἀγυρτής absichtlich, ist nicht zu erkennen, auch ohne Bedeutung. Von gröfserem Belang ist lediglich das Fehlen der Personenangabe Tranio vor v. 775.

T. Macci Plauti Comoediae. Ex rec. Georgii Goetz et Friderici Schoell. Fasc. I. Amphitruonem Asinariam Aululariam complectens. (Bibliotheca Teubneriana.) Lips. 1893. S. XXXIII und 158.

Gleichzeitig mit der oben besprochenen Mostellaria-Ausgabe ist das erste Bändchen der kleineren, Oskar Seyffert gewidmeten Ausgabe in der Bibliotheca Teubneriana erschienen, nachdem das zweite bereits vorangegangen war (s. d. Anz. in diesen Bl. vor. Jahrg. S. 122 ff.). Es ist natürlich nach denselben schon dort dargelegten Grundsätzen bearbeitet und enthält die 3 Stücke: Amphitruo, Asinaria und Aulularia (nebst 5 Fragmenten aus Nonius und Gellius). Den Stücken voran geht ein Abschnitt, betitelt: „De Plauti vita ac poësi testimonia veterum.“ Diese Testimonia sind von Schoell zusammengestellt und nach folgenden 5 Gesichtspunkten geordnet, welche ebensoviele Kapitel bilden: De Plauti nominibus — De temporibus vitaque Plauti — De fabulis Plautinis — De commentatoribus Plauti — De Plauto poëta iudicia. Mit Recht hoffen die Herausgeber durch die Zusammenstellung der sonst nur zerstreut zu findenden Stellen besonders denen einen Dienst erwiesen zu haben, welche Plautus in Vorlesungen (oder im Seminar) behandeln.

In der vorausgeschickten Praefatio wird in Kürze über die Verwendung der Zeichen und Bemerkungen in der Ausgabe gehandelt. Ohne dafs Näheres über die Handschriften gesagt wird, sind zunächst die für die Codices gebräuchlichen Sigel aufgezählt, wobei bemerkt ist, dafs selten die einzelnen Handschriften besonders bei den Varianten genannt sind, dafs vielmehr meist auf den Archetypus der Palatinischen Handschriften (= P) zurückgegangen wird. Zweifelhafte Lesarten von P werden durch vel gekennzeichnet, so dafs die an erster Stelle gesetzte die gröfsere Wahrscheinlichkeit hat; durch den gleichen Zusatz wird auch die Verschiedenheit der Überlieferung in den verschiedenen Klassen der Palatinischen Handschriften (BD und VE) angedeutet, sowie dafs eine andere Lesart oder Interpolation im Archetypus selbst vielleicht beigeschrieben oder bezeichnet gewesen ist.

Sodann werden die kritischen Zeichen und Abkürzungen, welche in der Ausgabe häufiger verwendet sind, aus der Praefatio des zweiten

Bändchens wiederholt. Schliefslich folgen einige Zusätze über einzelne Stellen der 3 Stücke, welche teilweise auch eine Ergänzung zur früher erschienenen grofsen, kritischen Ausgaben derselben bilden sollen, indem dabei alle neueren Forschungen verwertet sind. Damit ist zugleich ausgesprochen, was bei den Herausgebern selbstverständlich ist, dafs auch der Text der vorliegenden Ausgabe nicht lediglich ein Abdruck der grofsen, kritischen ist, sondern dafs auch sie zugleich wieder ein relativ vollkommeneres Bild der gegenwärtigen Plautus-Studien gibt.

Ein genauer Vergleich mit den früheren Ausgaben der Stücke, welcher zur Zeit dem Ref. nicht möglich war, würde das abgegebene Urteil sicher bestätigen.

München. Dr. Weninger.

Oeuvres de Cicéron. Brutus par Jules Martha (Maître de conférence à l'École normale supérieure), Paris, Hachette et Cie, 1892. gr. 8°. S. XLVIII u. 264.

Der deutsche Philologe ist bei seiner löblichen Gründlichkeit sehr geneigt, immer „von vorne anzufangen“, aber eine geschmackvolle Sichtung und geschickte Verarbeitung dessen, was von anderen für die Texteskritik und Erklärung eines Autors geleistet ist, ist auch eine Arbeit und namentlich eine für die Schule verdienstliche Arbeit.

J. Martha hat sich mit seiner Ausgabe des Brutus ein solches Verdienst erworben und dasselbe durch manchen schätzenswerten Beitrag von seiner Seite erhöht.

In gefälliger Form behandelt die ‚Introduction‘ (cap. 1) die Frage nach der Abfassungszeit der Schrift (Jan. bis April 46), dann (c. 2) die engen Beziehungen zwischen den Werken Brutus, de oratore und orator, welche Piderit als eine Art rhetorische Trilogie bezeichnete. In diesem Kapitel verdient die Zusammenstellung der im Brutus zerstreuten rhetorischen Regeln (p. VIII u. IX) und die Betonung der Polemik Ciceros gegen die Neuatticisten (C. Licinus Calvus) hervorgehoben zu werden. Quellen und historischer Wert des Brutus (c. 3) sind meist nach Naumann behandelt, dessen Fehler — unzulängliche und ungenaue Behandlung der technischen Quellen Ciceros — Martha teilt. Ob Cicero des Aristoteles τεχνῶν συναγωγή vor Augen gehabt hat, ist fraglich, dafs er nur diese vor sich gehabt habe (p. XVII), höchst unwahrscheinlich. Die Kritik im Brutus (c. 4) bezeichnet M. mit Recht als ‚trop uniformément technique‘, und es ist noch hinzuzufügen: die Beurteilung nach bestimmten Gesichtspunkten, die „Schablone“ sagen wir, nach welcher die Redner gewertet wurden, war schon früher von den griechischen Technikern geschaffen; indem nun Cicero diese auf die Römer anwandte, wurde viel Individuelles verwischt, und hinsichtlich der Glaubwürdigkeit wird es oft ähnlich stehen, wie bei späteren Historikern, die durch Herübernahme von fertigen Schilderungen, Reden etc. aus ihren Mustern der Wahrheit wenn auch unabsichtlich Eintrag gethan haben. — In der Handschriftenfrage (c. 5) steht M. auf dem Standpunkt Stangls, nur dafs er F(lorent.) für einen

direkten Abkömmling des Laudensis hält. Zu grunde gelegt ist Stangls Text (Prag 1886), doch ist er keineswegs blindlings nachgedruckt (s. u.). Über die benützten Ausgaben und Hilfsmittel sowie über die Anlage des Kommentars handelt c. 6. Ein argument analytique p. XLI—XLVIII bietet (zum Teil in engem Anschlufs an Piderit) eine klare und zugleich hinreichend detaillierte Inhaltsübersicht.

Der Druck des Brutus selbst (p. 1—245) ist so eingeteilt, dafs unter dem Text zunächst in kleinen, fast zu kleinen Lettern die handschriftlichen Lesarten „Variantes", dann die N(otes) C(ritiques) und unter diesen (zweispaltig) der Kommentar steht; die beiden letzteren waren nicht immer leicht auseinanderzuhalten. An verhältnismäfsig vielen Stellen weicht Martha von Stangl ab, öfter zum Nachteil als zum Vorteil seiner Ausgabe. Mit Recht verteidigt er § 29 compressione rerum gegen comprehensione rerum und § 57 — qui — tulerit und qui — sit interfectus den Konj. der Überlieferung; auch § 220 dürfte vivis eius aequalibus mit Recht beibehalten und kurz darauf Stangls Emendation <non> mediocriter fuisse zurückgewiesen sein. Dagegen halte ich § 16 die auch von M. beibehaltene Überlieferung sic omnis fetus repressus exustusque flos siti veteris ubertatis für sinn- und sprachwidrig. Zur Erklärung der Stelle wird wohl passend Tac. Hist. V 7 herangezogen werden. Ich möchte mit Beseitigung des sinnlosen siti veteris ubertatis lesen sic omnis fetus repressus <est> exustusque flos, sic vis veteris ubertatis exaruit; cf. Tac. l. l. vis frugifera; über exaruit s. Martha zu § 82 (ad fam. IX 18, 3 facultas orationis exaruisset). Auch § 33 ist mir Marthas Text verumtamen natura magis tum casuque, non unquam aut ratione aliqua aut ulla observatione fiebat unverständlich.

Im Text stehen auch ungefähr 40 Emendationen oder Emendationsversuche Marthas selbst (zusammengestellt p. XXXVII unten). Auf Grund inschriftlicher Überlieferung stellt er her § 81 Numerius Fabius Pictor, § 97 M. Antius Restio (statt Briso) tribunus plebis, § 129 P. Licinius Nerva u. a. An einigen Stellen tilgt er Worte als Glossen. § 71 Odyssia Latina est [sicin] tanquam opus (Erklärung geistreich), § 172 Omnium hic [ut opinor in nostris] est quidam urbanorum, sicut illic Atticorum sonus. Sed domum redeamus, id est, ad nostros revertamur; andere streichen die zweite Erklärung. Martha hält auch § 222 abducamus ex acie, id est a iudiciis, den Zusatz, obwohl die Metapher meines Erachtens dem antiken Leser verständlich sein mufste; dagegen möchte ich § 201 cum hos maxime judicio illorum omnium [et illius aetatis] dixissem keine Glosse annehmen. Ansprechend scheint mir u. a. die Verbesserung § 278 praesertim summa ista eloquentia. — Nicht im Text sollten stehen Versuche wie § 40 neque ipsi poetae hic jam (iam wohl richtig) idem ornatus in dicendo ac plane oratori fuisset (kaum verständlich!) | § 46 acuta illa gens et controversia matura (maturus hat anderen Sinn, ferner müfste der Plur. controversiis stehen) | § 110 At uterque in multis causis versatus est: et in quibusdam . . . probabilis | § 124 illustri in numero [patronorum] fuit, „équivant à illustrium virorum in numero"

(Sprachgebrauch?) | § 197 perite et scienter sumpta | § 200 ut [aut] doceri . . . aut . . teneri . . . aut . . perturbatos esse . . . ist aut wohl zu halten | § 253 in quo illius te paene principem copiae atque inventorem . . ., hunc facilem . . . num pro relicto | 273 constantius. Antiquam ejus dictionem . . . commendabat oratio. — Im ganzen genommen ist aber Marthas Text gut lesbar.

Der reichhaltige Kommentar bietet nicht blofs eine Verarbeitung von Piderits Anmerkungen und Indices und von anderen Ausgaben, sondern bringt manche historische und biographische Neuigkeit (zum Teil auf Grund von Inschriften), ferner neue Parallelen und Erläuterungsstellen, fügt die Fragmente der römischen Redner hinzu und erläutert eingehend die rhetorischen Ausdrücke, Regeln und Urteile. Nur scheinen mir auch bei Martha die einschlägigen griechischen Schriftsteller noch nicht in genügendem Mafse für den Kommentar verwertet zu sein. Einige Beispiele! § 50 Brevitas . . . in universa eloquentia laudem non habet, vgl. Arist. rhet. III c. 16 über die ταχεῖα διήγησις (auch Plat. Phaedr. 267) | § 143—5 über den Gegensatz von scriptum und aequum bonum (ἐπιεικές) Arist. rhet. I c. 13 p. 1374 a 26 | § 253 verborum delectum (der eine Hauptteil der latinitas oder die latinitas selbst) originem esse eloquentiae, Arist. rhet. III c. 5 ἔστι δ' ἀρχὴ τῆς λέξεως τὸ ἑλληνίζειν. Auf Dionysios von Halikarnafs wäre zu verweisen über den Verfall der Beredsamkeit (§ 51, Dionys. περὶ ἀρχαίων Einleitung), über die Komposition des Antimachos (§ 191) Dionys. περὶ συνϑ. p. 176—181 R, über den abgeschmackten Stil des Hegesias (§ 286) Dion. π. συνϑ. p. 36 R. — Auch sonst dürften noch einige Ergänzungen und Berichtigungen angezeigt sein. Für Catos horridiora verba (§ 68) bietet Quint. I, 6, 42 tuburchinabundus und lurchinabundus als Beispiele. Der Unterschied von proximus und secundus (§ 173) ist besonders deutlich Hor. carm. I 12, 17 (Martha zitiert die drei auch sonst angeführten Stellen). — Cicero verwaltete Cilicien vom 1. August 51 bis 1. August 50 (nicht Juli, Martha S. 1). Die Heimat des Gorgias heifst meines Wissens Leontini (Λεοντῖνοι), nicht Leontium (S. 49). Druckfehler sind trotz der ‚Additions et Corrections' (p. 263 u. 264) in ziemlich grofser Anzahl stehen geblieben z. B. S. 30 Anm. z. § 46 Tisam statt Tisiam | S. 116 § 157 Schlufs fidem statt finem | S. 169 Komm. unten l. Z. Πομπεΐον für Πομπηΐον | S. 179 Text Messalla, Komment. und Index Messala, ebenso S. 241 | S. 189 § 259 Schlufs uturetur statt uteretur | S. 201 Anm. emblemato vermiculato für emblemate vermiculato. Auch die Trennung der Wörter sollte genauer und konsequent sein (S. 198 constru-ctio, S. 218 perfec-tam).

Doch wird durch diese geringfügigen Ausstellungen, das im Eingang ausgesprochene Lob nicht geschmälert. Den Studierenden der Philologie und den Lehrern, die mit ihren Primanern Ciceros Brutus lesen, sei die zusammenfassende, inhaltreiche und geschmackvolle Ausgabe Marthas bestens empfohlen.

München. Dr. G. Ammon.

Dr. Hermann Peter, Die Scriptores Historiae Augustae. Sechs literar-geschichtliche Untersuchungen. Leipzig. B. G. Teubner. 1892. VIII und 266 S.

Die vitae diversorum principum et tyrannorum a divo Hadriano usque ad Numerianum diversis compositae, bekannter unter dem Namen scriptores historiae Augustae haben in neuerer Zeit die erhöhte Aufmerksamkeit der Historiker und Philologen auf sich gezogen. Waren schon vorher die Ansichten über die Entstehung und den Wert dieses Corpus geteilt, so drohte vollends eine förmliche Revolution, seitdem H. Dessau in einem Aufsatze: „Über Zeit und Persönlichkeit der scriptores historiae Augustae“ (Hermes XXIV (1889) S. 337—392) aus mannigfaltigen, teilweise mit grofsem Scharfsinne aufgespürten Gründen zu dem Schlusse kam, dafs „die Biographien in der Form und Einkleidung, wie sie uns vorliegen, das Werk eines und desselben Literaten sind“ und dafs die einzelnen Stücke am Ausgang des 4. Jahrhunderts niedergeschrieben, aber mit dem Scheine einer früheren Entstehung umkleidet worden sind. Indes liefs der Altmeister römischer Geschichtsforschung die kühne Hypothese, die bei O. Seeck begeisterte Zustimmung fand, nur mit grofsen Einschränkungen gelten, E. Klebs und Wölfflin bekämpften sie entschieden. Wenn einer, so war gewifs der verdiente Herausgeber der S.H.A. berufen, auch seinerseits in dem wogenden Streite die Stimme zu erheben und die Ergebnisse seiner vieljährigen Beschäftigung zur Aufhellung des über der Entstehung jenes Werkes lagernden Dunkels zu verwerten. So bietet er uns denn sechs literar-geschichtliche Abhandlungen, deren Gedankengang hier in Kürze zu skizzieren gestattet sein möge.

In der ersten — Persönlichkeit, Plan und Zeit der Verfasser des Geschichtswerkes (S. 1—49) — behauptet er die Zugehörigkeit der sechs scriptores zu den höheren Gesellschaftskreisen: haben doch die vier ersten es wagen dürfen, ihre Biographien den Kaisern selbst zu widmen, ja, Lampridius und Capitolinus haben nach ihrer Erklärung (!) auf Befehl des Constantin geschrieben. Alle haben die Gunst des Hofes gleichmäfsig im Auge, sie preisen besonders das von Diocletian zum Prinzip erhobene Wahlkaisertum; im besonderen zieht sich durch des Trebellius Pollio Schriftstellerei als Grundgedanke die Verherrlichung des Claudius, während er dem Gallienus die Schuld an dem furchtbaren, damals von allen Seiten auf Rom hereinstürmenden Unglück aufbürdet. Trebellius hat zudem auch die Geschichte gefälscht (— dies hat E. Klebs nachgewiesen —) indem er dem Constantius zu Gefallen dem Claudius die Flavische Familie andichtete. Des Vopiscus Stellung zum Throne scheint eine wechselnde gewesen zu sein. Mit dieser höfischen Gesinnung steht nicht recht im Einklang die Verehrung des Senates, wie sie sich namentlich bei Vopiscus, dann etwas kühler im ersten Teile der H. A., findet; diesen Widerspruch mit der Wirklichlichkeit hat verschuldet das völlig anachronistische Treiben der Rhetorenschulen. — Nach den politischen Aussprüchen teilen sich

also unsere Biographen in zwei Gruppen; alle aber schlagen sie die gleiche literarische Richtung ein: sie schauen nur auf die curiositas, verschmähen angeblich die Rhetorik, was freilich wenigstens einzelne von ihnen am Auftragen von Schwulst nicht hindert, und ermangeln im ganzen jeder ernsteren sittlichen Auffassung der Geschichtschreibung. Mit den Epitomatoren teilen sie die ängstliche Scheu, sich mit den Thaten lebender Kaiser zu befassen; bei weitem nicht gewachsen sind sie ihnen aber an Weite des Gesichtskreises. Das Christentum wird mit der Unbefangenheit der Blindheit erwähnt. — Was die Ausdehnung der Schriftstellerei anlangt, so sind des Trebellius und Vopiscus sämtliche Biographien in unser Corpus aufgenommen, dagegen ist von den Werken der übrigen scriptores eine Auswahl getroffen worden. Von S. 27 ab sucht P. die Zeit der Abfassung schärfer zu bestimmen; er verkennt selbst nicht, dafs hiebei „Vorsicht und Entsagung geboten“ sei. Die Ergebnisse seiner Untersuchung legt er nieder in einer Tabelle, der wir nur entnehmen, dafs als äufserste Zeitgrenzen der Gesamtschriftstellerei „September 284“ und die Zeit „kurz nach 324 oder 325“ gelten sollen.

In der zweiten Untersuchung — Verhältnis zu den Quellen (S. 49—102) — verweist P. auf eine methodische Ausnutzung der in der H. A. sich findenden Parallelberichte und unterzieht die Erzählungen über die Unruhen unter den neuernannten Senatskaisern Maximus und Balbinus (v. Max. 20, 5; Gord. 22, 7—23, 1; Max. et Balb. 8, 4—10, 8) einer genaueren Betrachtung, aus welcher er die unmittelbare Benützung des Herodian durch Capitolinus folgert; die Annahme einer „Mittelquelle“ (Dexippos) weist er ab. Wenn in den letzten Kapiteln der v. Max. Dexippos zitiert wird, so erklärt das P. so, dafs Capitolinus von D. erst Kenntnis genommen hat, nachdem er die Biographien der Maximi schon abgeschlossen; er habe es sich nun aber nicht versagen können, in einem Anhange noch vier Zusätze aus ihm zu machen. Es handle sich überhaupt bei den Dexipposzitaten um blofse Nachträge. — Sodann entwirft P. ein Bild von der Benutzung der Vorlage, namentlich durch Capitolinus; dieser gibt wesentlich die Angaben des Herodian wieder, allerdings mit Mifsverständnissen und Ungenauigkeiten, Erweiterungen und Übertreibungen; neben Herodian hat er aber noch einen zweiten Schriftsteller (sehr wahrscheinlich den Cordus), vielleicht auch noch einen dritten vor sich gehabt. Drei Citate des Herodian bei Lampridius erklärt P. für spätere Einschiebsel und kommt auf die Vermutung, dafs eben der gute Kenner Herodians, Capitolinus, in seiner zweiten Periode das Corpus zusammengefafst hat (s. die dritte Untersuchung!). Die Vergleichung der Parallelstellen in den Haupt- und Nebenviten lehrt, dafs man ohne Scheu nicht allein von dem Vorgänger mit der Thatsache auch die Form, in welche sie gekleidet war, entlehnte, sondern auch sich selbst wiederholte. — Die H. A., Eutrop und Aurelius Victor haben aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft; es war dies die (uns verlorene) Kaiserchronik. Dessaus und Mommsens Ansicht, dafs Eutrops Breviarium die Grundlage des Capitolinus sei, wird abgewiesen. Als Resultat der Unter-

suchung stellt demnach P. fest: die H. A. ist im stande gewesen, zu kompilieren und zu kontaminieren und zwar sogar so, dafs sie ihre Berichte aus kleineren Stücken mehrfachen Ursprunges zusammenstellte. Es bildete also für die Kaiserbiographien zwar der breite Marius Maximus die Grundlage; aufserdem wurde aber auch jene Kaiserchronik — und vielleicht noch anderes — benützt. Aus noch verschiedenartigeren Stücken setzen sich die sog. Nebenviten zusammen. Dem Capitolinus werden wir wohl die unmittelbare Einsicht und Benutzung sogar von vier Gewährsmännern einräumen müssen. Ausgeschlossen ist eine Contamination — der einheitlichen Komposition wegen — in der vita Pii. Hervorzuheben ist noch, dafs die scriptores nach dem Muster Suetons nur den Ereignissen Gleichzeitige zitiert haben, welche P. nicht alle für apokryph halten möchte.

Die Versuche, die Eigentümlichkeiten der einzelnen Schriftsteller unserer Sammlung genau festzustellen, haben immer nur sehr geteilte Anerkennung gefunden. Sämtliche sechs scriptores gehorchten eben — wie P. in der dritten Untersuchung: Die Komposition der Vitae und ihre Zusammenfassung zu der uns vorliegenden Sammlung der Historia Augusta (S. 102—153) ausführt — einer einheitlichen Anregung und Anweisung von oben, zudem war ihre Bildung die einer absterbenden Zeit, welche zwar eine gewisse Gleichmäfsigkeit sogar in erweiterter Ausdehnung festhält, aber jeder Originalität und Tiefe entbehrt. Dazu kommt die Nachahmung des Musters aller Kaiserbiographen, des Sueton, sowie überhaupt die Macht der Nachahmung im Altertum. P. unterzieht nun den Aufbau der Biographien einer Betrachtung und zeigt namentlich an der Hand der v. Pii, dafs das suetonische Schema, von Marius Maximus weiter entwickelt, zu Grunde lag: letzterem schreibt er (unter Bezugnahme auf v. Pert. 15, 8) die Einführung eines Urkundenbuches zu, das sich bei mehreren unserer scriptores in „Anhänge" oder „kritische Nachträge" verwandelte. Sodann folgt die Besprechung der Nebenviten, mit dem Ergebnisse, dafs in diesen aus den verschiedenartigsten Stücken zusammengestoppelten Berichten die Hand unserer scriptores zu erkennen sei. Eine entschiedene Änderung in dem Charakter des Stoffes wird bemerkt von der vita des Alexander Severus ab, dann wieder bei Beginn der Viten des Trebellius und Vopiscus; namentlich die letzteren machen am wenigsten den Eindruck eines Exzerpts. Endlich folgt die Erörterung, inwieweit ein Schlufsredakteur bei der Zusammenstellung des ganzen Sammelwerkes thätig gewesen. P. erkennt in der H. A. eine Hand, welche auch in das Eigentum der scriptores eingriff; als Grenze zwischen der Periode der Bearbeitung und der des Abschreibens erhält er das Jahr 330 (da sich nirgends sichere Spuren einer unter Constantin hinuntergehenden Zeit entdecken lassen) und die Persönlichkeit glaubt er, durch eine Anzahl von Einschiebseln in den Biographien des Lampridius auf die Hand des Capitolinus hingelenkt, in diesem erblicken zu dürfen. Somit stellt P. drei Perioden der Behandlung, welche der durch die H. A. uns überkommene Stoff erfahren hat, fest: die vordiokletianische, die dynastische unter den beiden Kaisern Diokletian

und Konstantin und die des kurz vor 330 anzusetzenden Schlufsredakteurs.

Die vierte Abhandlung (S. 151—231) beschäftigt sich mit den eingelegten Reden und Schriftstücken. Lange Zeit haben dieselben trotz mancher Zweifel als Archivalien gegolten; in neuerer Zeit wurden sie, namentlich von Mommsen, für apokryph erklärt. P. prüft nun den Wert dieser Reden und Aktenstücke in ihrer Gesamtheit, um gewisse allgemeine Gesichtspunkte zu gewinnen. Nach Feststellung der Zahl der Einlagen — gegen 130, und zwar zur gröfseren Hälfte Briefe — und ihrer Verteilung auf die einzelnen Schriftsteller setzt P.'s Untersuchung bei den letzten beiden, Trebellius und Vopiscus, ein und kommt unter Berücksichtigung auch des sprachlichen Elementes (wozu die Sammlungen Wölfflins gröfstenteils das Material lieferten), zu dem Ergebnisse, dafs die auf des Claudius Verherrlichung abzielenden Schriftstücke, das sind alle in den vv. trig. tyr. und Claud., der Fabrik des Trebellius entstammen; ebenso hat Vopiscus seine „Urkunden“ selbst verfertigt: es wird unter Anlehnung an Klebs und Wölfflin auf das Vorkommen von Alliterationen und rhetorischen Kunststücken, auf die Herübernahme ciceronianischer Gedanken, auf das Spielen mit Namen, manche sprachliche Eigentümlichkeiten hingewiesen, dann auf die zahlreichen Irrtümer, welche sich ergeben, sowie Vopiscus das Gebiet der Phrase verläfst und historische Verhältnisse berührt. Auch die Urkunden der v. Avidii von Vulcacius Gallicanus werden als erdichtet erklärt, und zwar will P. als Erdichter nicht den Vulcacius selbst, wohl aber den 5, 1 zitierten Aemilius Parthenianus ansehen. Mit berechtigtem Mifstrauen ferner sind die Schriftstücke bei Capitolinus zu betrachten, die zum Teile vielleicht von ihm selbst, in ihrer überwiegenden Mehrzahl aber von Junius Cordus fabriziert worden sind. Es werden dann noch des Spartianus v. Pescennii Nigri, des Lampridius v. Commodi, Diadumeni und Alexandri und die v. Opilii aus der ersten Periode des Capitolinus, jede für sich behandelt: nur die Mitteilungen aus den Senatssitzungen in der v. Commodi und Alexandri machen den Eindruck der Echtheit. Die vorkommenden (7) Inschriften erregen grofse Bedenken, ebenso die Verse, unter denen aber die bekannten Hadrianverse und noch einige andere wohl echt sind.

In der fünften Abhandlung — die Glaubwürdigkeit (S. 231—242) — behandelt P. die Frage, ob nun diese als Erfindungen erwiesenen Reden und Schriftstücke als Fälschungen zu bezeichnen sind. Nach unseren heutigen Anschauungen müfsten wohl Trebellius und Vopiscus wegen gröblicher Lüge und wegen offenbarer Fälschung verurteilt werden. Jene Zeit aber war (wie P. in weiterem Umfange nächstens darlegen will) von anderen Anschauungen durchdrungen; zumal die rhetorische Anlage der Alten liefs sie diese öden Einlagen mit anderen Augen ansehen. Abweichend lautet das Urteil über die Einlagen des Capitolinus, in dessen konstantinischer Reihe keine einzige Biographie von ihnen frei ist, während in der diokletianischen allein in der v. Opilii welche vorkommen. Als Fundort werden die Biographien des Junius Cordus genannt und P. will diesen Citaten Glauben schenken,

— aber geschwindelt hatte Cordus ebenfalls. Die Glaubwürdigkeit der Citate in den ersten Biographien ist für P. aufser Frage; gröfsere Vorsicht sei bei Trebellius und Vopiscus geboten; doch möchte P. die Namen der schriftstellerischen Quellen des Vopiscus zunächst noch retten. Der eigene Text der H. A. scheidet sich in zwei Hälften, zwischen denen eine leicht erkennbare Grenzlinie hinläuft: die eine wird gebildet durch rhetorische Deklamationen allgemeiner Natur und die rhetorisch gefärbten Darstellungen einzelner Ereignisse — dieser Ballast soll im ersten Teil die sog. Nebenviten füllen helfen, im zweiten verbreitet er sich fast über alle Biographien —; das Übrigbleibende leidet zwar auch noch oft an der Flüchtigkeit und Unfähigkeit der Biographen, immerhin aber haben wir noch einen Rest einfacher, nüchterner Kompilation: je knapper, trockener, abgerissener die Form, desto beachtenswerter der Inhalt.

In der sechsten Abhandlung — über die angebliche Entstehung der Historia Augusta durch Fälschung in der Zeit Theodosius des Grofsen (S. 242—259) — werden die Ansichten H. Dessaus, O. Seecks, Th. Mommsens in Kürze besprochen. P. betont, dafs man die Nebenviten der ersten Hälfte nicht ohne alle Rücksicht auf die Handschriften für das aus den übrigen zusammengestoppelte und durch Fälschung erweiterte Werk eines Schriftstellers erklären dürfe. Die Verschiedenheit der Autoren wird nochmal ausdrücklich hervorgehoben und mit dem Hinweise auf die Sprache bekräftigt; die Unmöglichkeit einer Abfassung in dem letzten Viertel des vierten Jahrhunderts aus der dann unbegreiflichen Unbefangenheit gegenüber dem Christentum abgeleitet; auch die Claudiuslegende wäre in diesem Falle eine völlig zwecklose Fälschung. Ferner seien der H. A. die Einrichtungen Diokletians und Konstantins als neu noch nicht recht geläufig. P. führt dann nochmal kurz die Stellen auf, welche er, im Gegensatze zu Dessau und Seeck, für eine frühere Zeit habe reklamieren können, und zeigt zum Schlusse noch an vier Stellen, welche Seeck als Beweis für seine Aufstellungen anzieht, dafs sie durchaus nicht um die Wende des vierten zum fünften Jahrhundert geschrieben sein müssen.

Wie aus dem Vorausgehenden ersichtlich, ist es nicht gerade viel Neues, was die Schrift uns bringt, vielmehr liegt ihr Hauptverdienst in der Zusammenfassung und übersichtlichen Darstellung des gesamten Materiales.

P. nimmt einen konservativen Standpunkt ein, gegenüber den grundstürzenden Aufstellungen Dessaus sicherlich mit Recht; doch scheint er uns in manchen Punkten zu konservativ. So ist seine Rücksicht auf die durch die Handschriften überlieferte Verteilung der Biographien unter die einzelnen Autoren zu weitgehend; es kann ihr z. B. in der Frage der sekundären Biographien der ersten Hälfte der H. A., die Mommsen einem einzigen Fälscher zugeschrieben hatte, nicht die von P. (S. 245) gewollte Bedeutung zugemessen werden. Wenn übrigens P. selbst seinen Grundsatz durchbricht, um die v. Getae dem handschriftlich als Autor bezeichneten Spartian ab- und dem Lampridius zuzusprechen, so möge er anderen ein radikaleres Ver-

fahren nicht übel nehmen! Ein völlig sicherer Aufschlufs wird sich ja in der Verfasserfrage vielleicht nie gewinnen lassen, doch dürfen wir hoffen, dafs, nachdem sich nun einmal das Augenmerk der Philologen dem längere Zeit vernachlässigten Sammelwerke zugewendet, genaue sprachliche Untersuchungen, unterstützt durch ein gediegenes Wörterbuch (wie es K. Lessing in Angriff genommen hat) neues Licht verbreiten werden. Dafs in P.'s fleifsigem Werke dieser Seite nicht etwas gröfsere Beachtung gewidmet wurde, macht sich als ein gewisser Mangel geltend. So wird z. B. die von P. behauptete Identität des Autors der v. Getae mit Lampridius[1]) nur dann auf Beifall zu rechnen haben, wenn die sprachliche Analyse ihr günstig ist. Ref. zweifelt jedoch an dieser Möglichkeit.

Recht konservativ ist P. ferner in der Auffassung der in den Citaten der H. A. überlieferten Autorennamen, welche von anderen Forschern in das Gebiet der Fabel und des Schwindels verwiesen worden sind; namentlich an der Existenz des Junius Cordus, in welchem nach Mommsen Capitolinus „sich zugleich einen Gewährsmann und einen Prügelknaben geschaffen“ hat, hält er unbedingt fest. Allein es wird wohl um viele dieser uns sonst gänzlich unbekannten Gewährsmänner stehen wie um mehrere in der H. A. appellierte Persönlichkeiten des Hofes und der hohen Reichsbeamtenschaft, an deren Existenz selbst P., wie aus einer schüchternen Anmerkung (S. 19) hervorgeht, einige Zweifel hegt: ein Maeonius Astyanax, ein Helius Maurus, ein Palfurius Sura werden wohl nur der fröhlichen Mystifikationssucht eines findigen Kopfes ihr Auftauchen in der Literatur zu verdanken haben. Abschliefsend erwiesen scheint uns durch P. (zum grofsen Teile in Übereinstimmung mit Klebs) zweierlei: dafs die Herausgabe der Sammlung nicht später anzusetzen ist als etwa 330 n. Chr. und dafs ein Schlufsredakteur die Zusammenstellung der Biographien unter Vornahme mancher Eingriffe und Veränderungen besorgte. In ersterer Beziehung war von gröfster Wichtigkeit die Erörterung des Verhältnisses der S. H. A. zu Sextus Aurelius Victor, da sich im Falle der Benützung dieses Schriftstellers, der seine Caesares mit dem 23. Regierungsjahre des Julius Constantius (also 360) abschlofs, durch die S. H. A. ein unwiderleglicher terminus post quem ergeben hätte. Ref. war früher geneigt, bei der auffallenden Übereinstimmung der Hauptstellen über den Kaiser Septimius Severus (v. Sept. Severi cap. 17, 5; 7 u. 18, 9—11. — Aur. Vict. d. C. 20, 10) in Aurelius Victor den geistigen Eigentümer zu erblicken, da der bekannten Selbständigkeit desselben die Annahme, er hätte eine Vorlage ausgeschrieben, widerstrebte und auch manche sprachliche Eigentümlichkeiten nur seiner Feder entstammen zu können schienen (z. B. der eigentümliche Comparativ crudelior habitus. v. Sev. 17, 6). Allein eine genauere Vergleichung lehrte, dafs von einer wortwörtlichen Übereinstimmung doch keine Rede sein kann, da sich Variationen vorfinden; auch kehren jene sprachlichen Besonderheiten an

[1]) Klebs spricht sich für Capitolinus aus.

anderen Stellen der H. A. wieder (z. B. jener Comparativ gleich unten 21, 9 tristior vir ad omnia, immo etiam crudelior), sie scheinen eben zum Inventar der gleichförmigen Bildung jener sinkenden Zeit gehört zu haben. Somit haben P. und Klebs mit der Annahme einer gemeinsamen Entlehnung aus der (von Enmann rekonstruierten) Kaiserchronik das Richtige getroffen.

Die Thätigkeit des Schlufsredakteurs (P. nimmt mit Wölfflin nur einen an, während Mommsen einen zweiten Diaskeuasten in theodosischer Zeit statuierte) ist auf S. 140 ff. wohl zutreffend geschildert und Mommsens Annahme mit Recht zurückgewiesen; über die Persönlichkeit desselben aber herrscht noch Dunkel. P. glaubt sie (mit Mommsen) in Capitolinus erblicken zu dürfen und auch Wölfflin stimmt dem unter Zurücknahme einer früheren Aufstellung bei; allein wenigstens die von P. entwickelten Gründe scheinen Ref. noch nicht zureichend, um ein liquet aussprechen zu können.

Ein reiches und dankverheifsendes Arbeitsfeld steht in der H. A. dem Forscherfleifse unserer Philologen noch offen: die Untersuchung einzelner Viten nach dem Muster von El. Klebs' Avidius Cassius (Rhein. Museum XLIII (1888) S. 321 ff.), die Frage nach der Zusammengehörigkeit mehrerer Viten, die Erörterung des Einflusses früherer scriptores auf ihre Nachfolger (Wölfflin fordert namentlich eine Untersuchung bezüglich Spartians, s. Sitzungsberichte d. b. A. d. W. 1891 S. 465), der Nachweis der inner- und aufserhalb der Sammlung für jede einzelne Notiz sich findenden Parallelstellen, ein wenigstens die sachlich wichtigsten Ausdrücke zusammenfassendes und chronologisch kontrollierendes Wortverzeichnis (beides verlangt Mommsen, Hermes XXV (1890), S. 281), die Verbesserung vieler, vieler verderbter Stellen unter genauester Beobachtung des Sprachgebrauches u. dgl., ganz zu geschweigen der sachlichen Erklärung, für welche noch wenig gethan ist, harren des Bearbeiters. Wer immer auf diesem Felde sich zu versuchen Lust fühlt, zuvor jedoch eine gründliche Orientierung über den Gesamtstand der Historia Augusta-Frage wünscht, dem sei P.'s Schrift empfohlen, die, wie zum Schlusse noch rühmend hervorzuheben ist, völliger Objektivität und in der Polemik des mafsvollsten Tones sich befleifst.

München. F. Pichlmayr.

Lateinische Schulgrammatik von Dr. Franz Friedersdorff, Gymnasialdirektor in Halle. Berlin, Dümmler, 1893. IV und 201 Seiten.

Wir haben den modernisierten Zumpt vor uns. Das Werk des alten Lehrmeisters der lateinischen Grammatik erscheint hier sowohl quantitativ als qualitativ in so hohem Grade verändert, dafs in der That sein Name auch auf dem Titelblatte verschwinden konnte. Wie oft hörte man sagen, dafs die Zeiten des „alten Zumpt“ und des alten Buttmann vorbei seien! Bezüglich des ersten ist also hier der thatsächliche Beweis erbracht. Und da er mit der Zeit nicht fort-

geschritten war, heifst es nun bei ihm so recht: après nous le déluge — ein grausames Geschick zwar, allein nicht unverdient.

Der neue Bearbeiter strebte vor allem nach möglichster Kürze; doch war er dabei bemüht, den Rat suchenden Schüler nicht ohne Auskunft zu lassen. In zweiter Linie sollte das Buch auf einen höheren wissenschaftlichen Standpunkt gehoben werden; insbesondere wurde auf eine bessere Anordnung des Stoffes und eine präzise Ausdrucksweise hingearbeitet.

Im allgemeinen sind diese Ziele erreicht. Trotz starker Kürzungen findet der Schüler fast über alles Bedeutsamere Aufschlufs; recht anerkennenswert sind die Bemühungen um bessere Anordnung, und der Ausdruck ist in der Regel angemessen. Im ganzen läfst sich sonach sagen, dafs das Buch seinen Zweck erreicht, zumal es insoferne dem alten Zumpt noch mannigfach gleicht, als es in gutem Sinne hausbacken ist. So ist z. B. mit Recht in den Deklinationen nicht das unfruchtbare Stammprinzip angewendet; auch Versregeln gehen noch nebenher, allerdings nicht immer gelungene (vgl. die Versregel über das Genus in der 2. Dekl., ferner bei sol und sal); Ref. hat gegen Reimregeln nichts einzuwenden; doch hält er es für gut, die Substantiva nochmals unter Beifügung eines geeigneten Adjektivs aufzuführen, z. B. ordo equester. Diese Neuerung, die nun in fast allen Grammatiken angenommen ist, ist in didaktischer Hinsicht von grofsem Werte. Nicht minder wertvoll erscheinen ein möglichst häufiges Zurückgehen auf die ursprüngliche Bedeutung gewisser Worte und Wendungen, insbesondere auf die Etymologie (z. B. bei den Konjunktionen vel, vero, at und in der Kasuslehre), ferner vielfache Hinweise auf die Wirkung der Analogie (z. B. deficio = desero), Grundsätze, denen in dem vorliegenden Buche nicht immer in genügendem Mafse Rechnung getragen ist.

Hinsichtlich der Anordnung fiel auf, dafs die Verba auf Supin — unctum, — inctum und andererseits diejenigen auf — ictum nicht beisammen stehen; ferner dafs in den Genusregeln sich Ausnahmen von den Ausnahmen finden (cf. ordo und die Wörter auf ex). — Die Beispiele sind meistens aus Cornel, Cäsar, Cicero genommen und entsprechen in der Regel; doch sollten die Sätze immer so gewählt sein, dafs sie vollkommen verständlich sind, was besonders da nicht der Fall ist, wo blofse Satztrümmer geboten werden, z. B. apud Terentium § 51; Caesar magni interesse arbitrabatur § 100, 1; § 204, § 218 Anm.; § 222, 2 b und sonst häufig. Die Fassung der Regeln ist, wie oben bemerkt, meist präzis und gut; besonders hervorzuheben ist die treffende Auseinandersetzung über cum mit Ind. und mit Konj. § 181 und 182; (Grundbedeutung des rein temporalen cum ist jedoch nicht sowohl „damals als“, als vielmehr = „zu der Zeit, wo“, „in dem Moment, wo“; auf diesen Ausdruck lassen sich alle vier Fälle zurückführen;) ferner die Lehre vom Gebrauch der Tempora in Nebensätzen (§ 157 ff.); die Lehre über die Kondizionalsätze und ihre Abhängigkeit; im ganzen und grofsen auch die Regel über antequam (§ 185, 2). Das Streben nach Kürze hat jedoch manchmal

geschadet: § 79 A. 3: bei idoneus stehen auch Sachen im Dativ; § 194: sin steht auch dann, wenn im Vorausgehenden dem Sinne nach ein Kondiz.-Satz enthalten ist; § 155 A. 2: ein Versuch kann auch durch das Impf. ausgedrückt werden; § 177 A. 1: nach dubito „ich zweifle, ob" folgt nicht schlechthin ein indirekter Fragesatz. Öfters fehlt die Angabe der Bedeutung z. B. bei se gerere § 75. Anfechtbar ist auch § 100: bei interest wird das „wieviel" durch die Genitive pretii ausgedrückt. Richtiger wäre § 219 I: quis ist das unbetonte „einer"; aliquis irgend einer; III: quidam dient sowohl bei Adj. als auch bei Subst. zur Einschränkung.

Erscheint demnach eine wiederholte Überarbeitung — diese auch in Orthographie und Interpunktion —, sowie da und dort eine Vertiefung als nicht ganz überflüssig, so ist doch das geschmackvoll ausgestattete Buch schon in seiner jetzigen Gestalt als ein brauchbares Lehrmittel anzuerkennen.

Lateinische Schulgrammatik von Prof. Dr. Paul Harre, Direktor des Gymnasiums in Saargemünd. Zweiter Teil: Lateinische Syntax. 2. Auflage. Berlin, Weidmann. 1893. VIII und 205 S. Preis ungeb. Mk. 1,80.

Der Verfasser ist ein gründlicher, ungemein subtiler Grammatiker: es genügt ihm nicht, wie andere thun, die Haupterscheinungen der lateinischen Sprache in grofsen Umrissen darzulegen und es dem Lehrer zu überlassen, nach Bedarf gelegentlich der Lektüre und im grammatisch-stilistischen Unterricht ergänzend nachzuhelfen, sondern der Schüler soll in seiner Grammatik umfassende Belehrung über alle einzelnen Erscheinungen finden. Belehrung! nicht blofs die Thatsachen, sondern auch die Gründe dafür. Dieses Bestreben hat den Verfasser insbesondere auch veranlafst, im Anhang einen Exkurs über die dichterischen Formen in den gelesensten prosaischen und poetischen Schulklassikern beizufügen (S. X—XXII), eine Partie der Grammatik, welche ihren Wert sehr erhöht. Dem genannten Bemühen entspricht aber auch die angewandte Methode: das äufserst rühmenswerte Zurückgehen auf die Grundbedeutung, wo immer es möglich ist, die Erklärung der auf Analogie und Ausgleichung beruhenden Formen und Konstruktionen; eine möglichst scharfe, distinguierende Terminologie, die Parallelisierung mit übereinstimmenden oder verwandten Erscheinungen im Deutschen (bis zurück zum Gotischen), Griechischen und Französischen.

Ref. ist mit dieser Art des Betriebes der Grammatik sehr einverstanden; beruht sie doch auf dem sichersten aller Fundamente, auf der verstandesmäfsigen Erfassung, die, wenn in irgend einer Sprache, in der lateinischen am Platze ist. Freilich ist nicht zu übersehen, dafs unsere Zeit solch gründlichem Studium der lateinischen Sprache nicht durchaus günstig ist. Der Verfasser hat offenbar diesem Umstande Rechnung getragen, indem er das Pensum (durch römische

Ziffern am Rande) auf eine Mehrzahl von Klassen verteilt hat; die Erlernung der Syntax soll erst in Sekunda zum Abschlufs kommen, und es finden sich demnach folgende Ziffern VI, V, IV, IIIb, IIIa, II; aufserdem noch ein * für dasjenige, was als weniger wichtig der systematischen Durchnahme entraten kann und gelegentlich, besonders im Anschlufs an die Lektüre, behandelt werden mag. Dafs mit dieser Zerlegung des Stoffes nicht jedermann einverstanden sein wird, ist von vornherein anzunehmen; denn abgesehen davon, dafs die Zerlegung, wie es ja nicht anders sein kann, nicht selten einer Zerreifsung gleichkommt, wird mancher dem Grundsatz huldigen, dafs vieles besser sofort voll und ganz gelernt werden solle, mit einer kleinen Änderung des Horatischen Verses: ut iam nunc discat (sc. discipulus) iam nunc debentia disci; dies gilt z. B. von dem Abschnitt über cum mit Indikativ (§ 245), welcher bei Harre auf drei Klassen verteilt ist: cum temp. in IIIb, cum iterativum und inversum in IIIa und cum explicativum in II.

Der ebengenannte Grundsatz hängt eben doch auch mit einem anderen Grundsatz zusammen, der sicher mit Recht in der Didaktik eine hohe Geltung hat; auch der Verf. scheint ihn — nach einer Äufserung im Vorwort und nach seiner sonstigen Praxis — hoch anzuschlagen; ich meine den Satz: Qui bene dividit ac bene complectitur, bene docet. Das feine Distinguieren ist nun gerade Harre eigentümlich; aber, was das Zusammenfassen betrifft, so scheint ihm wider Willen das Bemühen, fort und fort zu scheiden (insbesondere in bestimmte Klassenpensa), da und dort in jener Hinsicht hinderlich gewesen zu sein. So wird in der Moduslehre eine zusammenfassende Darstellung und darauf begründete Unterscheidung hinsichtlich des Wirklichkeits-, Möglichkeits- und Unmöglichkeits- (Unwirklichkeits-) Falles vermifst; es entsprechen sich ja doch durchaus Konj. Präs. und Perf. (= Möglichkeitsfälle), Konj. Imperf. und Plusquampf. (= Unmöglichkeitsfälle). In der Lehre von den Tempora in indikativischen Sätzen ist das „beurteilende" Perfekt, das von Waldeck entlehnt ist, wie so manche andere Fassung, entbehrlich, wenn man ein für allemal feststellt, dafs das Perfekt etwas „Einmaliges, Fertiges" bezeichnet, im Gegensatz zum Imperfekt, welches das „Wiederholte, Unfertige" (daher auch Gleichzeitige), zum Ausdruck bringt. Ferner: für sämtliche in § 245 angeführten 4 Fälle, in welchen cum mit Indikativ steht, gilt als Grundbedeutung: „zu der Zeit, in dem Moment wo"; diese 4 Fälle sind also alle ihrem Wesen nach rein zeitlich. — Die Regel über priusquam, dum (§ 247, 3) kann, wenn eine klare Regel über den Begriff „rein zeitlich" vorausgegangen ist, einfach lauten: bei rein zeitlichem Verhältnis steht der Indikativ, bei gemischtem (getrübtem) zeitlichen Verhältnis, d. h. wenn sich einerseits ein finaler, konsekutiver (ut), andrerseits ein kausaler, konzessiver (cum) Gedanke mit dem temporalen vermischt, der Konjunktiv. Rein zeitliches Verhältnis — reine Tempora: also begreift sich a) der Ind. Perf., da das Perf. immer etwas Einmaliges, in sich

Fertiges ausdrückt; hier ist eine Mischung des Gedankens seinem inneren Wesen nach von vornherein ausgeschlossen, ebenso der Ind. des II. Futur; b) umgekehrt der Konj. des Impf. und Plusqpf., welche ihrem Wesen nach Nebenzeiten (Mischzeiten) sind; c) das Präsens endlich steht je nach der Auffassung im Ind. oder Konj.; in rein zeitlichen Fällen im Ind., in Sätzen, in denen neben der zeitlichen Auffassung noch eine andere nebenhergeht (s. o.), wie auch in Sätzen allgemeinen Inhalts, die ebenfalls nicht rein der Gegenwart angehören, sondern für alle Zeiten Gültigkeit haben, im Konjunktiv. — Bei der Auffassung des Perfekts als desjenigen Tempus, welches zur Bezeichnung von etwas Einmaligem, Fertigem in der Vergangenheit dient, begreift sich dann auch, weshalb es regelmäfsig bei postquam, ubi etc. steht; umgekehrt, weshalb das Plusquampf. eintritt, sobald bei Hinzutritt einer Zeitbestimmung ein relatives Zeitverhältnis entsteht und bei wiederholten Handlungen. — Endlich ergibt sich aus dem Begriff „rein zeitlich" der Indikativ bei dum = während, solange als; im ersteren Falle ist nur noch der Hinweis nötig, dafs das Präsens steht.

Sehr förderlich ist das Zurückgehen auf die Grundbedeutung, bezw. die adäquate Bedeutung in der Kasuslehre; es war das bereits eine Eigenschaft der Harre'schen „Hauptregeln", wodurch sich der Verf. mit Recht viel Lob erworben hat. Doch geht er neuerdings in dem Bemühen nach adäquaten Ausdrücken offenbar hier und da etwas zu weit: § 137 wird Romam ire erläutert mit „Rom gehen"; so sagt aber doch niemand; es schwebte wohl „Romfahrt" vor; § 140 vinum olere = Weinduft duften? § 152 magna pecunia grofser Viehstand? richtiger: „Menge Vieh" oder geradezu „Geldsumme"; unzureichend ist ferner § 139 convenire alqm jem. „treffen"; zu mirari alqd fehlt = etwas auffallend, sonderbar finden; zu suadere legem = einen Antrag empfehlen; § 138 sequor te = ich verfolge? wörtlich: ich mache (nehme) mir dich zum Gefährten (socius von sequi); umgekehrt ἕπομαί σοι = ich mache mich dir zum Gefährten; bellum parare den Krieg rüsten? (st. vorbereiten); § 143 quaero aliquid ab besser = suche etw. aus jem. herauszubringen, erfrage; § 149, 1 fehlt: es verrät; § 154 mit der parischen Beschuldigung? richtig: zufolge der —.

Die Hinweise auf parallele Erscheinungen in anderen Sprachen sind sehr nützlich; nur sollten es auch immer völlig deckende Fälle sein, was doch von solchen Parallelen nicht gesagt werden kann, wie sie sich z. B. bei den Kondizionalsätzen finden: vgl. si hoc dices. errabis = ἐὰν τοῦτο λέγῃς, ἁμαρτήσῃ (S. 124). Auch sollten die Parallelstellen durchwegs in Fufsnoten gebracht sein.

Im einzelnen möge noch Folgendes Erwähnung finden. § 220, 2 sollte das regelmäfsige ne quid timueris vor dem unregelmäfsigen nihil timueris unbedingt vorausgehen; ebenso ne quis mortem timeat vor nemo timeat. § 255 A. 2 dafs Fragen mit dem Potentialis in or. obl. gewöhnlich in den Acc. mit Inf. treten, dürfte doch fraglich sein, cf. auch Caes. b. g. I 40, 2: cur — iudicaret? zum mindesten

widerspricht jene Konstruktion so sehr dem Grundgesetz, dafs sie nicht so hervorgehoben zu werden verdient. § 268 A. 6 ambo = „beide am gleichen Ort und zu gleicher Zeit" ist bestimmter als die Harre'sche Fassung. § 268 A. 4 findet sich der weitverbreitete Irrtum, als ob quidam den Begriff, bei dem es steht, steigere; im Gegenteil! Diese Superlativismen, wie „förmlich, ganz, wahrhaft" mildern oder schwächen den dazu gehörigen Begriff stets, wie das allen Superlativismen zu begegnen pflegt; oder wären mirus, incredibilis etc. überhaupt noch einer Steigerung fähig?

Alles in allem: die Harre'sche Grammatik ist vielleicht da und dort etwas zu subtil in Unterscheidungen, Terminologie, Stoffausteilung, verbürgt aber dem Schüler gediegene Kenntnisse und gibt dem Lehrer eine Menge wertvoller Anregungen.

München. Dr. Gebhard.

Ausgewählte Tragödien des Euripides. Zweites Bändchen. Iphigenie auf Tauris, erklärt von F. G. Schöne und H. Köchly. Vierte Auflage. Neue Bearbeitung von Ewald Bruhn. Berlin, Weidmann 1894. S. VI, 191. M. 2,40.

Zu Noten von Schöne und Köchlys wertvollen Bemerkungen tritt nicht blofs Bruhns Werk, sondern auch reiche Zugabe von Wilamowitz, die sich im Kommentar geltend macht, noch wesentlicher aber die Textgestaltung beeinflufst. Was Bruhn von seinem Lehrer gelernt und selbst leistet, zeigte seine Bacchenerklärung. Es war zu erwarten, dafs die jüngere Schwester jener älteren gleicht; dabei ist schwer zu sagen, ob Bruhns Befähigung oder Neigung zu objektiver Kritik seitdem sehr gewachsen, ob die Würdigung fremder Leistung eine mehr entsprechende geworden ist. Für eine Reihe von problematischen Stellen könnte man von einer neuen Bearbeitung Neues erwarten; dafs anstatt dessen die Formel der ars nesciendi angewandt wird, möchte ich nicht tadeln, ich sage dies keineswegs darum, weil ich aus Versehen wie χ ὤ π ο θ ε ν (S. 84) und dem Druckfehler, wornach διόλλυσαι eine lange Pänultima hat (S. 181 zu V. 653), einen Schlufs auf die nicht bezweifelten Sprachkenntnisse Bruhns ziehen wollte. Im übrigen hat, meine ich, die ältere Schwester etwa die gleichen Vorzüge wie die jüngere, und da ich seiner Zeit über jene etwas eingehender gesprochen, so will ich mich jetzt auf die wenigen, folgenden Bemerkungen beschränken.

V. 31 οὗ γῆς ἀνάσσει βαρβάροισι ist γῆς nicht wegen des Zusammentreffens mit βαρβάροισι zu beanstanden, sondern wegen des vorausgehenden χθόνα. Die unmittelbare Verbindung χθόνα οὗ γῆς ἀνάσσει scheint unerträglich, darum mein Vorschlag χθόνα, οὗ δῆτ' ἀνάσσει βαρβάροισι βάρβαρος. — V. 108 scheint Musgraves Bedenken gegen νεὼς ἄπωθεν berechtigt und wird von B. geteilt. ‚In einer Höhle wollen sie sich verbergen und fern von allem Volk, dafs ihr Versteck nicht entdeckt wird', also:

λεώ τ' ἄπωθεν, μή τις εἰσιδὼν στέγας
βασιλεῦσιν εἴπῃ·

Eine Bestätigung für στέγας kann man in V. 263 finden, wo der von den Jünglingen gewählte Ort mit κοιλωπὸς ἀγμός, πορφυρευτικαὶ στέγαι bezeichnet wird.

V. 295 widerspricht ὡς θανουμένου (Wilamowitz ändert so das überlieferte ὡς θανούμενοι) dem Zusammenhang, und auch als sprachliche Härte erscheint der Genetiv in der gezwungenen Beziehung. Die Haltung der Hirten 'συσταλέντες σιγῇ καθ.' verriet zunächst völlige Verzagtheit, also:

ἡμεῖς δὲ συσταλέντες ὡς θράσους κενοὶ
σιγῇ καθήμεθ'·

Wer sie sah, mufste die Männer, wie sie geduckt da safsen und schwiegen, für feige und mutlos halten, daher ὡς. Vers 343 gehört zu den mit † versehenen; an die Richtigkeit von ὅσια glaube ich nicht mehr, der Sinn verlangt eine Änderung wie:

τὰ δ' ἐνθάδ' ἡμεῖς ὡς χρεὼν τιθείμεθ' ἄν,

zur Bezeichnung der gottesdienstlichen Verrichtung, die der Priesterin obliegt, ist in Iphigeniens Mund nur ein allgemeiner Ausdruck wie οἷα χρή oder ὡς χρεών am Platze. — V. 409 nehme auch ich an ἔπλευσαν ὄχημα Anstofs, ἔκελσαν dürfte vielleicht vor ἔπεμψαν oder πόρευσαν den Vorzug verdienen. — V. 731 ἐγὼ δὲ ταρβῶ μὴ ἀπονοστήσας χθονὸς θῆται παρ' οὐδὲν τὰς ἐμὰς ἐπιστολάς ist die Änderung von χθονός in δόμους unwahrscheinlich bei folgendem εἰς Ἄργος φέρειν, andererseits eine genetivische Bestimmung zu ἀπονοστήσας wünschenswert; χθονός ist allerdings zu allgemein, das Wort kam m. E. durch Interpretation in den Text, als Ergänzung zu einem elliptisch gebrauchten Adjektiv:

ἐγὼ δὲ ταρβῶ μὴ ἀπονοστήσας ξένης
θῆται παρ' οὐδέν etc.

In dem lückenhaft überlieferten V. 1380 ist, meine ich, dasselbe Adjektiv in anderer Bedeutung ausgefallen, man hat also zu schreiben:

φόβος δ' ἦν <τῇ ξένῃ> τέγξαι πόδα.

nicht ἱερέαν. Der Wegfall von τῇ ξένῃ vor τέγξαι beruht auf einem Schreiberversehen; an eine „mechanische Verletzung des Archetypus" ist trotz der Lücke in V. 1404 kaum zu glauben. — Was 901 ἀπαγγελῶ soll, ist schwer zu sagen; wie kann man an einen künftigen Bericht oder eine derartige Meldung des Chores denken? „Er hat gesehen und darum glaubt er, würde er so Wunderbares hören, so müfste er zweifeln", man hat vielleicht zu schreiben:

τάδ' εἶδον αὐτὴ κοὐ κλύουσ' ἀμηχανῶ.

V. 987 wird man ἐπέζεσε allerdings zu halten haben, aber es mufs dann ἐς Ταντάλειον σπέρμα für τὸ Τ. σπ. heifsen. — Der Ausdruck σῶμα λάμπονται πυρί (V. 1155) ist befremdend, zumal in der Rede des Thoas; man wird nicht (mit Verrall) σῶμ' ἀνάπτονται herstellen, sondern etwa δάμνανται oder δάπτονται πυρί (für letzteres vgl. aufser Med. 1189 λεπτὴν ἔδαπτον σάρκα auch Il. Ψ 182 Ἕκτορα

δ' οὔτι δώσω Πριαμίδην πυρὶ δαπτέμεν). — V. 1192 πηγαῖσιν ὑδάτων ἢ θαλασσίᾳ δρόσῳ hat m. W. an dem nichtssagenden ὑδάτων niemand Anstofs genommen, es ist namentlich vor θαλασσίᾳ δρόσῳ ganz unerträglich, ich ändere:

πηγαῖσι νυμφῶν ἢ θαλασσίᾳ δρόσῳ,

vgl. Iph. A. 1295 ὅθι κρῆναι Νυμφᾶν κεῖνται.

Die Herstellung von 1277 konnte nicht gelingen, da man an der Richtigkeit von βροτῶν nicht zweifelt, der vielbesprochene Vers mufs m. E. heifsen:

ἐπὶ δὲ λαθοσύναν νυκτωπὸν ἐξεῖλεν φάτιν.

,Die Kunde von Künftigem, die von Träumen gebracht wird, entzieht er den Menschen, indem er jene in das Reich der Vergessenheit sendet'.

V. 1479 ist nach vorhergehendem τί γάρ überliefert:

πρὸς τοὺς σθένοντας θεοὺς ἁμιλλᾶσθαι καλόν.

Ich bin der Meinung, dafs τί γάρ von dem folgenden zu trennen und nicht τί γὰρ καλόν zu verbinden ist; Br. setzt in den Text: πρὸς τοὺς σθένοντας θεοὺς ἁμ. κενόν, und diese Änderung gehört zu seinen besten; sie ist aber entschieden zurückzuweisen; das Schlufswort καλόν ist korrekt, der Anfang enthält den Fehler; m. E. hilft eine sehr bekannte Stelle des Sophokles, El. 237 πῶς ἐπὶ τοῖς φθιμένοις ἀμελεῖν καλόν, so läfst Eur. seinen Thoas sagen:

πῶς πρὸς σθένοντας θεοὺς ἁμιλλᾶσθαι καλόν;

denn die Worte πρὸς τοὺς σθ. — καλόν als Frage mit fehlender Fragepartikel zu fassen, möchte sich nicht empfehlen.

Heidelberg. H. Stadtmüller.

Platons ausgewählte Schriften. VII. Teil. Platons Staat. 1. Buch, erklärt von Martin Wohlrab. Leipzig, Teubner 1893.

Das erste Buch der platonischen Politeia bildet für sich ein so abgeschlossenes Ganze, dafs es auch als ein selbständiger Dialog betrachtet werden kann. Seinem Umfange sowohl als auch seinem Inhalte sowie seiner Methode nach ist dieses Buch mit den Dialogen der ersten Periode, mit Protagoras, Laches, Charmides, Euthyphron und Gorgias, auf gleiche Stufe zu stellen; ja man könnte diesem ersten Buche der Politeia, um den Vergleich mit den genannten frühen Dialogen fortzusetzen, den Titel Thrasymachus geben. Denn wie in jenen Protagoras und Gorgias als Hauptvertreter der sophistischen Theorien dem Ganzen den Namen geben, so könnte man hier den Sophisten Thrasymachus, der den Hauptanteil an dem Dialoge hat, als charakteristische Bezeichnung des Dialoges annehmen.

Es ist daher wohl gerechtfertigt, das 1. Buch der Politeia als gesonderten Dialog zu behandeln und denselben der Gymnasiallektüre zugänglich zu machen. Nur müfste man sich von erzieherischem Standpunkt aus erlauben, an 2 Stellen (329 A u. C.) eine Auslassung

eintreten zu lassen, weil hier zu anschaulich vom geschlechtlichen Umgang gesprochen wird.

In der Einleitung macht der Herausgeber den Schüler kurz und doch erschöpfend mit den Personen des Gespräches bekannt. Es werden aufserdem über Ort und Zeit, über Gang, Gliederung und Zweck des Gespräches sowie über das Verhältnis dieses ersten Buches zu den übrigen Büchern der Politeia Belehrungen gegeben. Diese Erörterungen werden im wesentlichen, auch was den letzten Punkt betrifft, die Zustimmung der gemäfsigten Forschung finden.

Die zweite Aufgabe einer Schulausgabe ist die Herstellung eines fliefsenden und anstofsfreien Textes. Dies ist dem Herausgeber nach meiner Ansicht bis auf drei Stellen gelungen. Bei 333E ist das Zeitwort λαθεῖν nicht blofs überflüssig, sondern sinnstörend. Es wäre also in der Schulausgabe καὶ λαθεῖν am besten ausgefallen. Bei 340C ist die Ergänzung von H. Bonitz τὸ ξυμφέρον wegzulassen. Wenn überhaupt eine Ergänzung an dieser Stelle nötig ist, so wäre es blofs das prädikative ξυμφέρον ohne Artikel. Dies ist aber in Gedanken aufs leichteste zu ergänzen. Die Stelle lautet dann: „War also, wie du sagen wolltest, dies der Begriff der Gerechtigkeit, nämlich der Nutzen des Stärkeren, insofern der Stärkere es dafür hielt, sei es, dafs es wirklicher Nutzen ist oder nicht?“ Bei 349E war die Tautologie ἐθέλειν πλεονεκτεῖν ἢ ἀξιοῦν πλέον ἔχειν durch Weglassung der zweiten Phrase zu beseitigen. Wenn Wohlrab die beiden Ausdrücke in der Anmerkung 12 übersetzt: „Etwas voraushaben oder etwas Besseres sein“, so ist diese unrichtige Übersetzung geeignet, den Schüler über die Tautologie hinwegzutäuschen. Dagegen entspricht die bei 343B in den Text aufgenommene Konjektur von Fäsi und Haller nämlich διακεῖσθαι statt des handschriftlichen διανοεῖσθαι vortrefflich sowohl der grammatischen Konstruktion als auch dem Sinne des Satzes.

Die Hauptaufgabe endlich einer kommentierten Schulausgabe liegt in den erklärenden Anmerkungen. Sprache, Inhalt und Zusammenhang sollen hier eine kurze und zweckmäfsige Beleuchtung finden. Diese Aufgabe hat der Herausgeber im allgemeinen geschickt gelöst; jedoch hat manches meinen Beifall nicht gefunden und anderes wurde vermifst.

Dem Anfänger in der platonischen Lektüre ist das mannigfache ἀλλά im Gesprächston hinreichend klar zu machen. Es wäre also zu: ἀλλὰ περιμένετε. ἀλλὰ περιμενοῦμεν 327B, ἀλλὰ μέντοι 331 E, ἀλλὰ τί οἴει; 332C, ἀλλὰ τί οὐκ ἐπαινεῖς; ἀλλ' οὐκ ἐθελήσεις 338C; ἀλλὰ κρείττω με οἴει . . . 340C, ἀλλ' εὖ γε σὺ ποιῶν 351D eine Bemerkung zu machen gewesen. Es war ferner notwendig hervorzuheben, dafs γάρ oft einen ausgelassenen Gedanken oder Begriff begründet oder erklärt. Dies hätte geschehen sollen bei: οὐ γὰρ κακῶς δοξάζεις 327C, σοφὸς γὰρ εἶ 337A, ἡδὺς γὰρ εἶ 337D, βδελυρὸς γὰρ εἶ 338D. Hier freilich hat der Herausgeber angemerkt: „γὰρ versichernd: ja, wirklich. Ebenso 340D“. Tiefere Begründung

wäre jedoch noch erwünscht. Ebenso bei συκοφάντης γὰρ εἶ 340 D. Hier ist einzuschalten: „Dies thust du“, denn du bist ein Sykophant. Endlich bei ἐγὼ γὰρ οἶμαι 344 E.

Aufserdem möchte ich manche Bemerkungen und Erklärungen korrigiert oder eingefügt haben. Einzufügen waren S. 19, Z. 8: ὡς ἀπὸ τῆς πομπῆς Z. 20 ἐξαναστησόμεθα. Z. 14 ὡς τοίνυν ist unrichtig aufgefafst, es mufs vielmehr heifsen: „Denket euch also, dafs niemand zuhören wird“. S. 20, Z. 1 αὐτόθι ist nicht „hier beim Mahle“, sondern „ebendort unter der Zuschauermenge“. S. 22 Z. 6 ἕνεκα γήρως heifst hier nicht „in Ansehung des Alters, dem Alter nach“ wie im Lexikon von Pape steht, sondern vielmehr „um des Alters willen, infolge des Alters“. Hier liegt eine temporale Verschiebung des ἕνεκα zu Grunde. S. 27 Z. 22 ist der Unterschied von ὑπό und παρά im Passiv hervorzuheben. ὑπό bezeichnet die That, παρά die Quelle. S. 32 Z. 8 ist die Metapher in μετατίθεσθαι, die vom Brettspiel hergenommen ist, bei der Aufsuchung seiner Bedeutung nicht zu verschweigen. S. 33 Z. 23 ταῦτα bezieht sich zwar auf einen Gedanken, bezeichnet aber die Teile desselben. Das folgende αὐτό bezieht sich nur auf das zuletzt genannte βλάπτειν, S. 35 Z. 17. Falsch ist es doch zu sagen: „αὐτό auf das Wort, nicht auf den Begriff δικαιοσύνη bezogen“; denn es handelt sich an dieser Stelle doch nur um den Begriff. αὐτό ist vielmehr grammatisch auf πρᾶγμα zu beziehen. S. 43 Z. 8 sagt Wohlrab mit Unrecht: „τῷ ἀκριβεστάτῳ, Thrasymachos braucht ohne alle Not den Superlativ“. Die Steigerung zu den Worten des Sokrates ist vielmehr jedem sofort in die Augen springend. Sokrates sagt: ἀκριβεῖ λόγῳ, Thrasymachos entgegnet τῷ ἀκριβεστάτῳ. Ungeschickt ist die Erklärung S. 46 Z. 18: πόρρω εἶναι, links sein, auf dem Holzwege sein. Unrichtig ist die Unterscheidung zu S. 47 Z. 23: ἱερά das Göttern Vorbehaltene, ὅσια das den Menschen Zuträgliche, also Heiliges und Profanes. S. 49 Z. 1 ist ἤτοι zu ändern in ἦ τοι = wahrlich, du scheinst dich nicht zu kümmern etc. S. 59 Z. 1: εὖ γε σὺ ποιῶν möchte ich lieber übersetzen mit „Schön von dir“ anstatt „ich danke schön“.

Münnerstadt. Nusser.

F. Holzweifsig, Griechische Schulgrammatik in kurzer, übersichtlicher Fassung auf Grund der Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung zum Gebrauch für Schulen. Leipzig, Teubner 1893. S. 240.

A. Waldeck, Griechische Schulgrammatik entsprechend des Verf. lat. Schulgrammatik und den Zielen der neuen Lehrpläne für alle Klassen des Gymnasiums. Halle a. S. Waisenhaus. 1893. S. VIII und 114.

J. Wisnar, Griechische Syntax. Unter steter Berücksichtigung der lat. Sprache für Gymnasien. Wien. Gräser. 1893.

K. Kunze, Griechische Formenlehre in Paradigmen. Als Anhang: Der Gebrauch und die Bedeutung der Präpositionen und die in der Schule aus den Paradigmen zu entwickelnden Regeln. Für den Schulgebrauch nach den Bestimmungen der neuen Lehrpläne bearbeitet. 3. wesentlich umgearbeitete Aufl. Berlin. Gärtner. S. 102.

Lattmann-Müller, Griechische Grammatik für Gymnasien. Auf Grundlage der vergleichenden Sprachforschung bearbeitet. 1. Teil: Formenlehre. 5. verkürzte Aufl. Göttingen. Vandenhoeck und Ruprecht. 1894. S. IV und 130.

Es liegt eine Anzahl teils neuer, teils in neuer Auflage umgearbeiteter Schulgrammatiken vor mir, welche nicht nur hinsichtlich des Umfanges des behandelten Stoffes, sondern auch in der Art der Ausführung nicht unwesentlich von einander abweichen. Bevor ich auf die Besprechung der einzelnen Werke näher eingehe, scheint mir eine kurze Darlegung des griechischen Unterrichtes nach den heutigen Vorschriften zweckmäfsig zu sein.

In allen deutschen Staaten, wie auch in Österreich ist in den letzten Jahren eine Verkürzung der Stundenzahl des griechischen Unterrichtes eingetreten und die Bestimmung getroffen worden, dafs die Lektüre in den Vordergrund zu treten habe. Die bayerische Verordnung lautet: „Zweck des Unterrichtes ist, die Schüler in das allseitige Verständnis der klassischen Werke der griechischen Literatur einzuführen. Der grammatische Unterricht soll wesentlich in den Dienst der Hauptaufgabe treten und die Sicherheit der Interpretation vorbereiten.“ Durch solche Bestimmungen suchte man einem übertriebenen, einseitigen Grammatikalismus und Formalismus entgegenzutreten, welcher im fremdsprachlichen Unterrichte zu überwuchern drohte. Die Beschränkung der Unterrichtszeit und die stärkere Betonung der Lektüre gegenüber dem allzu skriptionistischen Betriebe mufste selbstverständlich zu einer einfacheren Darstellung der grammatischen Lehren in den Schulbüchern führen. Nicht nur die alten Grammatiken mufsten, wenn sie das Feld behaupten sollten, eine wesentliche Vereinfachung hinsichtlich des Stoffes und der Anlage erfahren, sondern es trat geradezu eine Überproduktion neuer kurzgefafster Schulgrammatiken zu tage, welche den neuen Bestimmungen in möglichster Reduzierung des Lernstoffes Rechnung zu tragen suchten. In der Ausführung im einzelnen gehen die Ansichten der Fachgenossen noch weit auseinander, indem sie die Grenzen des Notwendigen nach ihrem subjektiven Ermessen und ihrer praktischen Erfahrung bald enger bald weiter stecken. Die einen bieten in ihren Lehrbüchern nur das absolut Notwendige, nämlich in der Formenlehre nur Paradigmen mit keinen oder nur wenigen Regeln und in der Syntax nur charakteristische Musterbeispiele, die anderen aber geben einer ausführenden Systematik, einer eingehenden Darstellung der Spracherscheinungen und wissenschaftlichen Erklärungen den Vorzug, wieder andere nehmen eine vermittelnde Stellung unter mannigfachen Ab-

stufungen der Ausführlichkeit ein; und diese vermittelnde Stellung, welche das Zuviel und Zuwenig gleichmäſsig zu vermeiden sucht, scheint auch mir heutzutage am meisten Anspruch auf Berechtigung zu haben.

Die Darstellung der Grammatik in bloſsen Paradigmen der Formenlehre und in syntaktischen Sätzen auf ein paar Seiten kann nicht als ausreichend betrachtet werden, nicht als ob bei energischer Thätigkeit des Lehrers ein ersprieſslicher Betrieb des Unterrichtes nicht möglich wäre, sondern weil sie an Lehrer und Schüler zu hohe Anforderungen stellt und ergänzende Aufzeichnungen behufs späterer Wiederholung immer dazu treten müſsten. Noch bedenklicher aber erscheint mir nach den heutigen Bestimmungen eine allzu ausführliche Behandlung des grammatischen Stoffes, weil in der Regel eine Menge von singulären Spracherscheinungen mit hereingezogen wird, welche eine schwere Belastung für die Schüler, besonders für schwächere mit sich bringt. Es ist in der That eine bedauerliche Verirrung, wenn man angesichts der maſsgebenden Bestimmungen, welche eine Einschränkung des formalen Betriebes und einen intensiveren Betrieb der Lektüre vorschreiben, noch immer nach dickleibigen Büchern greifen will, welche über alle Spracherscheinungen, selbst die abstrusesten, Aufschluſs geben. Man hört oft sagen, daſs diese Regeln bloſs zum Nachschlagen dienen, aber für den griechischen Unterricht auf dem Gymnasium ist kein Nachschlagebuch, sondern nur ein zweckmäſsig gearbeitetes Lernbuch nötig, in der Syntax wie in der Formenlehre soll daher nur soviel aufgenommen werden, als der Schüler wirklich wissen muſs.

Hieher gehört vor allem die sogenannte Wissenschaftlichkeit, die in manchen Grammatiken sowohl in der Behandlung der Formenlehre als der Syntax eine groſse Rolle spielt. Ich anerkenne ganz und gar den Wert, welchen die Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaft für die griechische Schulgrammatik haben; einzelne Spracherscheinungen werden am besten auf diesem Wege dem Schüler klar und begreiflich gemacht; aber ich kann mich niemals zu der Ansicht bekennen, daſs dem Schüler durchweg die ganze griechische Formenlehre durch sprachvergleichende Daten erläutert werden könne oder gerade dadurch wesentlich erleichtert werde; denn so wird eine Masse neuen Lernstoffes zu der Fülle des vorhandenen hinzugefügt und anstatt daſs man die erstrebte tiefere Kenntnis der Formen erreicht, wird die notwendigere sichere Kenntnis derselben verhindert oder illusorisch gemacht. Dazu kommt noch, daſs viele Gesetze der Sprachvergleichung so wenig durchgreifend sind und einer gewissen Unbestimmtheit oder einer Fülle von Ausnahmen unterliegen, welche den unmittelbar aus ihnen zu ziehenden Gewinn für die Schule in erheblichem Grade beeinträchtigen. Wenn der Lehrer an solchen Stellen, bei denen es ihm wünschenswert erscheint, seinen Schülern eine sprachwissenschaftliche Erklärung einer Form bietet, so werden solche gelegentliche mündliche Erklärungen durch die Anregung und Belebung des Unterrichtes weit mehr Nutzen haben als ausführliche

wissenschaftliche Exkurse im Texte einer Schulgrammatik. Bei späteren Repetitionen, wie bei der Lektüre des Homer, findet sich oft genug Gelegenheit, eine solche Erklärung in wirklich nutzbringender Weise zu bieten.

Auch einer ausführlichen Behandlung der homerischen Formenlehre redet man vielfach das Wort; man stellt sie systematisch dar in einem kompendiösen Anhang, in welchem mit ängstlicher Genauigkeit über alle Eigentümlichkeiten Aufschlufs gegeben wird, so dafs eine schulmäfsige Behandlung gar nicht mehr denkbar ist. Andere gehen so weit, dafs sie die Darstellung gleich in die für Anfänger bestimmte Formenlehre des attischen Dialektes in Anmerkungen oder gleich bei Erklärung der Formen einflechten. Durch diese Behandlung mufs ein Anfänger verwirrt werden. Nach meinem Dafürhalten braucht der Schüler überhaupt eine systematische Darstellung der homerischen Formenlehre nicht in der Hand zu haben. Der Lehrer hat die Aufgabe, an der Hand der Lektüre Wort für Wort zu erklären. Es wäre eine arge Verirrung, wenn bei Beginn der Lektüre Homers die Schüler nach einem Lehrbuch mit den Einzelheiten der Formenlehre vertraut gemacht werden sollten. Oder soll die systematische Darstellung blofs zum Nachschlagen dienen? Dies ist wohl in einzelnen Fällen denkbar und auch zweckmäfsig; aber wenn man nur einen Vers liest, so ergeben sich schon Eigentümlichkeiten in solcher Fülle und auf allen grammatischen Gebieten, dafs die Benützung eines Lehrbuches überhaupt unmöglich ist, weil sonst der Lehrer in die Notwendigkeit versetzt wäre, fast auf allen Seiten nachschlagen zu lassen. Es stellt sich von selbst bei der Lektüre als das einzig praktische Verfahren heraus, durch unmittelbare Belehrung dem Schüler das Verständnis der Formen beizubringen. Dazu kommt noch, dafs manche Erscheinungen, die in der Grammatik von einander getrennt behandelt sind, vom Lehrer besser im Zusammenhang durchgenommen werden. Wenn man daher nicht lieber ganz auf eine systematische Behandlung der homerischen Formenlehre verzichtet, möchte ich höchstens eine knappe Zusammenfassung der allerwichtigsten Eigentümlichkeiten auf wenigen Seiten empfehlen, wie es Kotthof in einem Anhange zu seiner Grammatik recht geschickt durchgeführt hat.

Auch eine ausführliche Darstellung der Wortbildungslehre wird von mancher Seite verlangt. Es ist aber kaum ratsam, eine systematische Zusammenstellung der Wortbildungslehre in der Schule lernen zu lassen. Wer von Anfang an bei dem Abfragen der Vokabeln die stammverwandten, dem Schüler bereits bekannten Wörter heranzieht, wer bei der Lektüre, besonders des Homer, das Auge des Schülers für Etymologie und Wortbildung schärft, der wird demselben allmählich die wichtigste Bildung der Suffixe fest einprägen und durch diese gelegentliche Belehrung, die den Unterricht von der ersten Stufe an allezeit begleitet, mehr erreichen als bei gewissenhafter Durchnahme einer wissenschaftlich geordneten, vollständigen Wortbildungslehre.

Der Gymnasialunterricht soll sich im Griechischen darauf be-

schränken, dem Schüler das Notwendigste fest und sicher einzuprägen, und darf das Gedächtnis desselben nicht mit einer erdrückenden Fülle von Anomalien und Raritäten überladen, die während der ganzen Schulzeit selten oder nie in Anwendung kommen. Daher soll auch die Schulgrammatik nur dasjenige enthalten, was als feste Grundlage für das Verständnis der Sprache gelernt und immer von neuem geübt werden mufs; alles übrige soll der Erklärung des Lehrers bei der Lektüre vorbehalten bleiben. Das Wort Döderleins: „Ein Lehrbuch kann nicht trocken genug und kurz sein", gilt ganz besonders von einer griechischen Schulgrammatik.

Von Holzweifsig's „griechischer Schulgrammatik" ist der syntaktische Teil bereits im Jahre 1878 zum ersten Male und 1886 zum dritten Male erschienen. Hiezu hat nun der Verfasser auch eine Formenlehre nach gleichen Prinzipien bearbeitet und beide Teile zu einem einheitlichen Buche vereinigt.

Die leitenden Grundsätze waren: möglichste Beschränkung des grammatischen Unterrichtsstoffes, Kürze der grammatischen Regeln, sowie Übersichtlichkeit der Anordnung derselben.

Bezüglich der Beschränkung des Unterrichtsstoffes hält sich der Verfasser im ganzen an Kaegi, welcher durch die Statistik der grammatischen Thatsachen in den griechischen Schulschriftstellern eine durchaus objektive Grundlage zu schaffen gesucht hat. Aber darin stimmt er Kaegi nicht bei, dafs dieser alles, was „nur selten" in den Schriftstellern sich findet, was jedoch der Schüler bei der Lektüre wissen müsse, aus seiner Grammatik ausgeschlossen hat, zudem meint H., dafs manches auch nach der Statistik von Kaegi noch schwankend sein werde. Es liegt in der Natur der Sache, dafs hierüber eine absolute Einigung nicht erzielt werden kann. Es ist aber auch ziemlich gleichgiltig, ob der eine um einige Formen mehr in seinen Codex aufnimmt als der andere; ein verständiger Lehrer wird sich darüber keine Skrupel machen, sondern solche „nur selten" vorkommende Formen einfach erläutern, ohne sie jeden Tag abzufragen und bei jedem Extemporale als sog. Falle vorzuführen. Wer solche Dinge in zweckentsprechender Weise beim Unterrichte behandelt, wird nicht über allzu grofse Belastung dadurch klagen, sondern ihnen nicht mehr Zeit widmen, als sie verdienen.

Auf Übersichtlichkeit sowohl in der Darstellung als in der Anordnung des Druckes hat H. die gröfste Sorgfalt verwendet, und man kann ohne Bedenken behaupten, dafs sein Buch keiner von den jetzt im Gebrauch sich befindenden Grammatiken in dieser Beziehung nachsteht. Jedoch glaube ich, dafs bei diesem Streben nach möglichst grofser Übersichtlichkeit manche Regeln an klarer Fassung verloren haben. Übrigens hätte der Verf. durch zweckmäfsige Anwendung der verschiedenen Arten des Druckes, besonders durch ausgiebigeren Gebrauch des Fettdruckes bei den wichtigsten Schlagwörtern eine noch gröfsere Übersichtlichkeit erzielen können. Der Kleindruck ist in viel zu grofsem Umfang, vielfach bei sehr wichtigen Partieen, wie bei der

Kasuslehre, angewendet, was für die Benützung des Buches von grofsem Nachteil ist.

Was die Wissenschaftlichkeit betrifft, die seit längerer Zeit in den griechischen Schulgrammatiken so sehr betont wird, so ist Formenlehre wie Syntax auf Grund der Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung behandelt. Man mufs im allgemeinen anerkennen, dafs H. hiebei nicht über das Mafs des Zulässigen hinausgegangen ist und keine zu hohen Anforderungen an die Schüler stellt. So z. B. möchte ich erwähnen, dafs er den Genetivus comparationis im Widerspruch mit der herkömmlichen Schablone in schöner Weise dargestellt hat (cf. Schwab, Historische Syntax der griechischen Komparation).

Im übrigen gibt nicht nur die sachliche Gründlichkeit, sondern auch die präzise, praktische Gestaltung der Regeln Zeugnis von der Sachkenntnis und Tüchtigkeit des praktischen Schulmannes. Im einzelnen möchte ich folgendes bemerken. § 13 ist unter der Rubrik: „Veränderungen des ν“ die Regel: „ν vor *T*-Laut bleibt“ überflüssig. — § 19 läfst sich die Regel über ν ἐφελκυστικόν insofern kürzer fassen, als statt der Aufzählung der verschiedenen Einzelfälle gesagt werden kann, dafs es an die Endung σι tritt; dazu werden Beispiele der verschiedenen Kategorien gesetzt. — § 33. Bem. ist unrichtig: „Selten wird τ des Stammes in σ verwandelt.“ Die Nominativbildung erfolgt vielmehr sigmatisch, z. B. φῶς, aus φῶτ-ς. — § 64 ist es wohl nicht zulässig zu sagen, dafs die Komparationsendungen an den reinen Stamm des Mask. treten, da bei den Wörtern auf υς dieser nicht auf υ lautet. Ebenso ist die Erklärung der Komparationsform von χαρίεις „vom kürzeren Stamm χαριετ“ willkürlich. — § 72 heifst es, dafs die Personalpronomina betont werden „in Gegensätzen;“ es sollte lauten: „bei nachdrücklicher Betonung“; denn man sagt auch: καὶ ἐμὲ καὶ σέ.

Waldeck's griechische Schulgrammatik verdient in mehrfacher Beziehung besondere Beachtung. Der Name des Verfassers ist durch eine Reihe von Aufsätzen über die Methode des grammatischen Unterrichts in Fricks Lehrproben und in den Neuen Jahrbüchern, sowie durch eine lateinische Grammatik und die zu gleicher Zeit erschienene „Praktische Anleitung zum Unterrichte in der lateinischen Grammatik“ rühmlichst bekannt. Nach den daselbst dargelegten Grundsätzen ist auch die griechische Grammatik verfafst, welche für den Schüler ein methodisch angelegtes Lernbuch, dem Lehrer ein Wegweiser für Umfang und Gang seines Unterrichtes sein soll. Demnach lehnt sich das Buch an des Verfassers lateinische Grammatik an, so dafs nicht nur alle allgemein sprachlichen Begriffe, sondern überhaupt alles beiden Sprachen Gemeinsame von dort einfach übertragen werden kann, und es ist nicht zu leugnen, dafs die Gewinnung einer möglichst breiten gemeinsamen grammatischen Basis für beide Sprachen von sehr hohem Werte für die Schule ist. Man gewinnt überdies die Überzeugung, dafs der Praktiker die Vorzüge aller Methoden voll und ganz in sich aufgenommen und durch langjährige Thätigkeit im lebendigen Unterrichte

selbst sich eine Didaktik gebildet hat, welche wohl geeignet ist, den Schüler in den Geist der fremden Sprache einzuführen. Hier geht es nicht an, einen Paragraphen um den anderen aufzugeben, abzuhören und dann übersetzen zu lassen, sondern es kommt durchweg das lebendige Wort des Lehrers zur Geltung. In der Formenlehre legt der Verf. mit Recht das Hauptgewicht darauf, dafs der Schüler rasch zur klaren Erkenntnis der Flexionsgesetze durch gründliche Erlernung des Regelmäfsigen gelangt; das mechanische Erlernen zahlloser Einzelheiten mufs zurücktreten. Wie andere Grammatiker, hat W. den Dual aus der Deklination und Konjugation ausgeschieden und erst nach dem Nomen, bezw. Verbum im Zusammenhang behandelt. Man kann ihm nur beistimmen; denn das fortwährende Mitschleppen dieser selten vorkommenden Formen erschwert gleich die erste Erlernung des Wichtigsten in erheblichem Mafse.

Nicht die wissenschaftliche, sondern die didaktische Form und Gruppierung, das Ausgehen vom Einfachsten und Leichtesten und das allmähliche Übergehen zum Komplizierteren ist durchweg der leitende Gesichtspunkt. Dies tritt z. B. besonders in der 3. Deklination hervor, bei der W. die sonst übliche komplizierte Einteilung nach dem Stammausgange perhorresziert, vielmehr von der einfachsten Flexion ausgeht und allmählich zu den verschiedenen Laut- und Kontraktionsgesetzen gelangt.

W. ist ein Feind von Paradigmen und hat sie vielfach nur beigefügt, weil manche Lehrer sie für unentbehrlich halten. Sind sie auch nicht unentbehrlich, so sind doch recht wünschenswert. In einem Anhange sind syntaktische Einzelregeln für Tertia angeführt, welche der Schüler zum Übersetzen eines Autors unbedingt kennen mufs; die systematische Syntax, welche kurz, aber sehr praktisch abgefafst ist, bildet nur eine Ergänzung derselben. Auch hier zeigt sich der Praktiker! Der Schüler soll in der That die wichtigsten Gesetze der Syntax kennen, bevor er an die Lektüre der Anabasis herantritt; vieles soll er durch Induktion kennen lernen.

Im einzelnen möchte ich mir folgende Bemerkungen gestatten. § 10 sollte der Grund angegeben sein, warum der Gen. Pl. der 1. Deklination immer Perispomenon ist. — § 19, 1: Die Nominativbildung wird nach dieser Regel keinem Schüler klar. — § 33 u. 34: Diese Komparationsregel mag praktisch sein, steht jedoch im Widerspruch mit der Wissenschaft. — § 39: Die Darstellung der Pronomina personalia und reflexiva ist nicht klar. — § 39, 4 ist zu lesen: eius. — § 41, 3: „alle 3 (*ὅδε, οὗτος, ἐκεῖνος*) haben den Artikel nach sich;“ das ist unklar, das dabeistehende Substantiv hat den Artikel. — § 66 wird von *τρέπω* der 2. Aorist im Aktiv als Paradigma gewählt; derselbe ist aber nur bei Epikern gebräuchlich; man verleitet dadurch die Schüler zur Anwendung von Formen, die nicht zulässig sind. Es ist dies um so sonderbarer, als *βάλλω* oder *λείπω* als Paradigmen dienen können. Ebenda stehen die Aoriste *ἔτυπον* und *ἐτυπόμην* (von *τύπτω*)! — § 67 stehen bereits 14 Aoriste von den unregelmäfsigen Verben auf *ω*. — § 74 wird ein Dual auch für die 1. P. Pl. (*-μεθον*)

angegeben. Aber diese Dualform findet sich in der Prosa nicht, sondern nur bei Dichtern und da nur an wenigen Stellen (cf. Soph. Phil. 1079; El. 950). Wenn W. sonst nicht unwichtige Dinge wegläfst, hätte er wohl auch diese Form streichen können. — § 77 und 79 werden die Eigentümlichkeiten des Augments und der Reduplikation behandelt; das sollte doch früher geschehen. Ebenso folgt erst § 80 der Accent bei zusammengesetzten Verben. — § 78, 3 könnte ἔολπα (hoffe) und ἔοργα (thue) ohne Schaden fehlen. — Beim unregelmäfsigen Verbum auf ω verdiente die tabellarische Anordnung der gröfseren Übersichtlichkeit halber den Vorzug. — § 101, 4 sind von οἶδα als regelmäfsige Imperfektformen ᾔδειμεν, ᾔδειτε angegeben; diese sind jedoch ᾖσμεν, ᾖστε. — § 114 ist τυγχάνειν τινί „auf etwas stofsen" in der Prosa unstatthaft, da an den wenigen Stellen, in welchen das Wort in dieser Bedeutung und Konstruktion vorkommt, dasselbe für das Kompositum ἐντυγχάνειν (συντ.) gebraucht ist. — Die Temporalsätze sollten nicht vor den Konditionalsätzen behandelt sein, da bei den letzteren die verschiedenen Fälle sich klarer und vollständiger darstellen lassen. § 133, 2 heifst es: ἐὰν τοῦτο ποιήσῃς, δίκην δώσεις, „wenn du etwa thun solltest;" nach dieser Übersetzung würden die Schüler anderen Grammatiken zufolge immer den potentialen Fall annehmen Warum sind bei Nr. 4 (reine Fallsetzung) die griechischen Beispiele nicht deutsch gegeben? Die Bezeichnung „reine Fallsetzung" ist nicht recht verständlich, sicher aber kein Fortschritt gegenüber der bis jetzt üblichen Ausdrucksweise. — Die Tempora und Genera des Verbums werden erst nach der Darstellung sämtlicher Nebensätze, des Infinitivs und Partizips behandelt. Das halte ich schon aus dem Grunde nicht für zutreffend, weil ein tieferes Verständnis mancher Satzarten unbedingt eine genauere Kenntnis wenigstens der Tempora voraussetzt.

Wisnars griechische Syntax, welche in zwei Bändchen geteilt ist, von denen das erste (S. 50) die Kongruenz, den Artikel, die Kasuslehre, die Städtenamen, die Präpositionen und Pronomina, das zweite (S. 60) die Genera, Tempora, Modi u. s. w. enthält, unterscheidet sich von anderen gleichartigen Büchern dadurch, dafs die Fassung der Regeln sich möglichst an die lateinische Grammatik anlehnt, wodurch man ein klares Bild von den mannigfachen Übereinstimmungen und Abweichungen beider verwandten Sprachen erhält; auch sonst werden gute Fingerzeige für den Unterricht gegeben, die man in anderen Büchern vergeblich sucht. Zu diesen eigenartigen Vorzügen kommt noch Gründlichkeit, klare Fassung der Regeln, sowie Übersichtlichkeit in der Anordnung. Der Verf. hofft, dafs „dieses Hilfsbüchlein" den Schülern beim Gebrauche, besonders bei Wiederholungen von Nutzen sein werde neben den Grammatiken von Curtius-Hartel und Hintner; auf diesem Wege wird er jedoch schwerlich einen Erfolg erzielen, da neben Curtius-Hartel oder Hintner jedenfalls eine zweite Grammatik für die Schüler überflüssig ist. Wenn der Verf. sich entschliefst, der Syntax eine entsprechende Formenlehre

beizufügen, kann er bei den unbestreitbaren Vorzügen des Buches eher auf Erfolg rechnen.

K. Kunze hatte in der ersten Auflage (1874) seiner griechischen Formenlehre nur Paradigmen geboten, aber schon in der zweiten Auflage (1883) von mehrfachen Vereinfachungen abgesehen im Anschlufs an den „Normalplan" auch die aus den Paradigmen zu entwickelnden und fest zu lernenden Regeln als Anhang beigefügt. Diese Einrichtung hat der Verf. auch in der neuen Auflage beibehalten, aber im Hinblick auf die Verminderung der dem Griechischen zugewiesenen Stundenzahl durch die Bestimmungen der neuen Lehrpläne für die höheren Schulen Preufsens v. J. 1892 eine weitere Beschränkung des Lernstoffes auf das für die Lektüre der Schulautoren in den Tertien und der Unter-Sekunda notwendige Mafs vorgenommen. Wer mit der Einrichtung des Buches überhaupt einverstanden ist, wird es bei der Gründlichkeit und präzisen Fassung der Regeln sicher mit gutem Erfolg in der Schule benützen können.

Hermann Lattmann, der Sohn des bekannten Methodikers und Mitherausgebers vorstehender Grammatik, welchem von den Verfassern die Neubearbeitung der griechischen Grammatik übertragen wurde, hat nach dem am 21. Juni 1893 erfolgten Tode des einen Herausgebers, H. D. Müller unter steter Beratung mit seinem Vater bei der Besorgung der neuen Auflage sein Augenmerk hauptsächlich darauf gerichtet, die Ergebnisse der neueren Sprachforschung, wie man sie in K. Brugmanns Grundrifs der vergleichenden Grammatik niedergelegt findet, zu verwerten, wie es nach seiner Auffassung der Schulunterricht fordert. Nach meinem Dafürhalten ist jedoch Lattmann hierin zu weit gegangen. Ich anerkenne gerne den Wert, welchen die Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaft für die Schulgrammatik haben, und finde es durchaus gerechtfertigt, dafs dieselben zur Erklärung eigentümlicher Formen herangezogen werden, soweit eine Erleichterung des Erlernens damit verbunden ist, aber eine so eingehende Behandlung der Sprache nach diesem Gesichtspunkte bringt eine Belastung für Anfänger. Man vergleiche z. B. § 52 die Darstellung der Pronomina der 3. Person.

Die Beschränkung der Stundenzahl und das Gewicht, welches die neuen Lehrpläne auf die Lektüre legen, nötigten auch den Herausgeber zu einer beträchtlichen Einschränkung des grammatischen Lernstoffes. Dabei beobachtete er stets Kaegis statistische Angaben, schied jedoch nicht, wie Kaegi in seiner kleinen Grammatik, die selteneren, aber doch bei guten Schriftstellern vorkommenden Formen aus den betreffenden Teilen der Grammatik aus und findet es nicht geeignet, dafs Kaegi eine Anzahl von Besonderheiten in einen § „zum Nachschlagen" zusammengestellt hat. Ich stimme hier Lattmann bei; denn das Verfahren Kaegis hat eine Zersplitterung der zusammengehörigen grammatischen Regeln zur Folge. Die Einreihung derselben in den systematischen Zusammenhang erleichtert das Lernen und Nach-

schlagen; überdies kann man durch kleineren Druck dieselben als weniger wichtig bezeichnen.

Eine eigentümliche Einrichtung des Buches ist auch, dafs die homerischen Formen nicht in einem besonderen Abschnitt behandelt, sondern immer bei den entsprechenden Paragraphen dargestellt sind. So gerne ich zugebe, dafs in nicht wenigen Fällen die homerischen Formen die Bildungsgesetze weit deutlicher zeigen als die attischen, so hat doch ein Anfänger hiefür kaum das nötige Verständnis und wird bei der Fülle von Formen leicht verwirrt. Wozu soll aber ein Anfänger schon Formen lernen, die ihm erst nach längerer Zeit in den Klassikern begegnen? Auch die Zerstreuung der Regeln auf so viele Paragraphen ist kein Vorteil, dagegen die Zusammenfassung in mancher Beziehung nützlich, und, was von besonderer Wichtigkeit ist, es gibt eine grofse Anzahl von Eigentümlichkeiten in der homerischen Formenlehre, welche durch eine zusammenfassende Behandlung in unmittelbarem Anschlufs an die Lektüre sich rasch erlernen lassen. Besser hätte der Herausgeber noch gethan, wenn er seine Erklärungen in Fufsnoten unter den Text gesetzt hätte. Ferner, nachdem auf S. 1—7 die wichtigsten Punkte aus der Lautlehre behandelt sind, folgt später § 131—137 eine weitere Zusammenstellung von Lautregeln. Wozu eine solche Trennung? Bei der 3. Deklination ist die Nominativbildung bei allen Klassen getrennt behandelt; würde aber eine gemeinsame Darstellung der Nominativbildung sich nicht besser empfehlen? Als Paradigma für das regelmäfsige Verbum auf ω wählt Lattmann λύω, welches aber wegen des wechselnden Stammcharakters nicht geeignet ist. § 71—73 sind die verba muta doch zu umständlich behandelt. Die verba contracta folgen erst nach der vollständigen Darstellung der verba muta und liquida in den einzelnen genera; diese Einrichtung hat den Nachteil, dafs äufserst wichtige Verba erst sehr spät zur Anwendung kommen können. § 90 ist die Bezeichnung „erste" und „zweite" Konjugation rein äufserlich. Bei den unregelmäfsigen Verben finden sich viele, welche nur bei Homer vorkommen.

Das Buch Lattmanns zeichnet sich durch Gründlichkeit besonders in der wissenschaftlichen Erklärung der Formen aus; wer daher diesen Standpunkt bei der anfänglichen Erlernung der griechischen Sprache vertritt, kann sich des Buches beim Unterrichte mit gutem Erfolge bedienen.

München. Dr. J. Haas.

Dr. Ernst Bachof, Griechisches Elementarbuch für Unter- und Obertertia. Zweite, auf Grund der Lehrpläne von 1892 gänzlich umgearbeitete Auflage. Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1894. Mk. 2,40.

Bachof erklärt in der Vorrede als Haupteigentümlichkeit seines Buches, möglichst bald und möglichst viele zusammenhängende Stücke aus der griechischen Mythologie und Geschichte zu bringen. Ob Einzelsätze oder zusammenhängende Stücke eher und erfolgreicher an

das Ziel führen, darüber wird sich immer streiten lassen.[1]) Hauptsache ist und bleibt beim Elementarunterricht, dafs die gebotenen Stücke für die Formenbildung instruktiv sind. Dies hören sie aber wohl auf zu sein, wenn der deutsche Satz sich von dem voraufgehenden griechischen nur dadurch unterscheidet, dafs das eine oder andere Wort in den Plural gesetzt ist und dergl. Dies ist in Bs. Übungsbuch mehrfach der Fall, z. B. 8, 9: *καὶ ὁ Σίσυφος ἐχθρὸς γίγνεται τοῖς θεοῖς καὶ εἰς Ἅιδου καταβάλλεται* und 8, 11: Tantalus und Sisyphus werden Feinde der Götter und in den Hades hinabgeworfen, oder 10, 4 (*Διόνυσος*) . . . *τοὺς στρατιώτας εἰς τὰς ὕλας ἄγει* und 10, 16 Dionysos befiehlt den Soldaten . . . und führt sie in die Wälder. Zu derartigen Variationen benötigen weder Lehrer noch Schüler ein Übungsbuch.

Abgesehen von diesem prinzipiellen Bedenken bezüglich der Anlage eines Teiles der deutsch-griechischen Abschnitte ist Bachofs Übungsbuche auch in dieser Auflage die gleiche Anerkennung zu zollen wie in der ersten. Es hat in der zweiten noch dadurch gewonnen, dafs manche schwierigere griechische Sätze einfacher gestaltet wurden. Der Zweck, den der Verfasser im Auge hat, den Schüler möglichst gut für die Lektüre seines ersten griechischen Schriftstellers vorzubereiten, wird jedenfalls erreicht. Die in dieser Auflage neu hinzugekommenen Abschnitte entsprechen ihrem Zwecke „Einübung der unregelmäſsigen Verba“ ebenfalls.

Der Druck ist sorgfältig. Aufgefallen ist mir nur Nr. 28 Tydens.

München. Dr. Stapfer.

Christian Eidam, Mustersätze zur französischen Grammatik. Ein Ergänzung zu jedem französischen Lehrbuch. 1. Teil. Nürnberg 1895. Verlag der Friedrich Korn'schen Buchhandlung. 25 S. Geb. M. 0,50.

Den Schüler zum selbständigen Denken zu zwingen, ihn zu veranlassen, aus dem französischen Satz oder auch aus einer Reihe von Sätzen sich eine Regel zu abstrahieren, statt dieselbe einfach auswendig zu lernen, und ihm dabei die Spracherscheinungen in knapper und ausgiebiger Weise vorzuführen, das ist das Ziel, das der Verfasser sich gesteckt hat. Das Büchlein soll dabei einerseits beim Unterricht dem Lehrer eine Stütze sein, ohne irgèndwie die eingeführte Grammatik verdrängen zu wollen, andrerseits ein Wegweiser für die häusliche Thätigkeit des Schülers. Was zunächst die Verwendung in der Klasse betrifft, welcher, nebenbei gesagt, nichts im Wege stehen dürfte, da, wie in diesen Blättern, XXX. S. 447, gesagt ist, „bei so billigen Hilfsbüchern dieser Art eine spezielle Genehmigung nicht erforderlich erscheint,“ so hat man sich dieselbe wohl so zu denken, dafs der

[1]) Eine kurze Zusammenstellung der hier einschlägigen Abhandlungen gibt Kägi in der Vorrede zu seinem Übungsbuche.

Lehrer bei Durchnahme der einzelnen Erscheinungen die einschlägigen Sätze lesen und, wenn nötig, übersetzen läſst, worauf dann ein oder mehrere Schüler veranlaſst werden, die Regel auszusprechen. Im Laufe des Unterrichts wird sich dann an hundert Stellen Gelegenheit bieten, auf die Beispiele zurückzugreifen, dieselben wiederholt lesen oder sagen zu lassen; sie werden sich allmählich dem Gedächtnisse des Schülers einprägen, dessen sprachliches Wissen so in mehr als einer Hinsicht gefördert wird. Zu Hause kann der strebsame Schüler, wenn er Aufschluſs sucht, die früher erlangten, aber im Laufe der Zeit wankend gewordenen Kenntnisse durch rasches Überblicken der betreffenden Reihe von Sätzen wieder befestigen und hat dabei zugleich den Vorteil, sich beim Übersetzen einfach an dieselben anlehnen zu können.

Nachdem wir so versucht haben, uns in die Intentionen des Verfassers zu versetzen, wollen wir prüfen, ob und inwiefern das Büchlein seinem Zwecke entspricht und ob es dem Verfasser gelungen ist, das Versprochene zu leisten. Bietet doch ein von einem bayerischen Schulmann für bayerische Schulen geschriebenes Hilfsbuch ein ganz besonderes Interesse und verdient vor allem eine eingehende und gewissenhafte Prüfung.

Die Einteilung ist wesentlich durch den üblichen Gang des Unterrichts bedingt. Im einzelnen lieſse sich vielleicht an der einen oder anderen Stelle eine Änderung anbringen; doch ist ja das Buch nicht zur systematischen Durchnahme bestimmt und daher dieser Punkt hier nur von ganz untergeordneter Bedeutung. Doch sei bemerkt, daſs an mehr als einer Stelle die Einteilung auch gerade einen der Hauptvorzüge des Buches bildet und demselben jenen vom Verfasser gewünschten ergänzenden Charakter verleiht. Betrachten wir zu diesem Behufe die Moduslehre, speziell die Lehre vom „Subjonctif.“ Hier begrüſse ich es mit Freuden, daſs der Verfasser im wesentlichen die Einteilung angenommen hat, die sich in Karl Kühns französischer Schulgrammatik findet. Es ist ja richtig, wie mir entgegengehalten werden wird, daſs die Hauptsache ist, ob die Schüler den Konjunktiv ordentlich anwenden lernen, mag dies erreicht werden durch welche Methode auch immer. Doch wird kein verständiger Lehrer leugnen, daſs es besser ist, wenn der Schüler die für alle Anwendungen des Konjunktivs im Französischen maſsgebenden Gesichtspunkte kennen lernt, als wenn er bis zum Ende bei dem Glauben gelassen wird, der Konjunktiv stehe im Französischen erstens nach V e r b e n des Willens, des Affekts, des Sagens und Denkens (wenn dieselben verneint sind), wie Ploetz und andere Grammatiker die Regel geben, ferner noch nach gewissen unpersönlichen Verben und Konjunktionen, dann zweitens in bestimmten Fällen im Relativsatze. Das scheint mir einer der Hauptvorteile der Kühn'schen, von Eidam angenommenen Darstellungsweise, daſs dem Schüler zum Bewuſstsein gebracht wird, der Konjunktiv stehe im Daſs-Satz, im Relativsatze und im Hauptsatze nach den gleichen Prinzipien. Dadurch wird das Denken der Schüler geweckt, sie werden angehalten, nicht mehr einzig und allein nach

der Form, sondern hauptsächlich nach dem Sinne zu gehen, eine Neuerung, die nur mit Freuden begrüfst werden kann. Hier zeigt sich auch im besten Lichte der ergänzende Charakter des Büchleins: nicht jeder Lehrer wird gerne von vornherein die Konjunktivregeln in einer vom eingeführten Lehrbuch abweichenden Form geben; aber kaum dürfte es einer verschmähen, nachdem die Regeln in der einen oder anderen Weise durchgenommen sind, die Schüler auf den roten Faden hinzuweisen, der dieselben zusammenhält. Um dies zu thun, dazu ist das uns vorliegende Buch unbestreitbar ein treffliches Hilfsmittel. Schade nur, dafs Eidam, der sich in einer Beziehung über Kühn erhebt, insofern als er die konjunktivischen Hauptsätze keinen eigenen Abschnitt bilden läfst, sondern in die allgemeine Regel einordnet, sie also an den Platz stellt, wohin sie gehören, einen Vorteil der Kühn'schen Einteilung dadurch aufgegeben hat, dafs er die konzessiven Sätze, von Kühn als „Konjunktiv des Zugeständnisses“ bezeichnet und als erste Hauptabteilung aufgeführt, in die dritte Reihe „Blofse Annahme oder Ungewifsheit“ verwiesen hat. Es möchte schwer fallen, dem Schüler darzuthun, worin bei Sätzen, wie „Quoi que vous disiez“ und ähnlichen das negative Moment bestehen soll. Vielleicht läfst der Herr Verfasser bei einer Neuauflage des Büchleins hier in der Weise eine Änderung eintreten, dafs er diese Sätze zwar an Ort und Stelle beläfst, ihnen aber statt **9a, b** und **c** die Signatur IV a, b, c gibt und sie vorn im Inhaltsverzeichnis als „IV. Einräumung“ bezeichnet. — Abgesehen von diesem einen Punkt ist die hier gewählte Darstellung der Lehre vom Konjunktiv dazu angethan, Lehrern und Schülern die Arbeit zu erleichtern und den Unterricht fruchtbringender zu machen.

Dasselbe gilt fast ausnahmlos von den übrigen Teilen des Buches. Es ist selbstredend, dafs Abschnitte wie der zweite „Die Präpositionen de und à. Deklination“ nichts Neues zu bieten vermochten und in jeder Grammatik wesentlich in der gleichen Form zu finden sind; doch konnten solche Teile, um dem Büchlein nicht den Charakter des Fragmentarischen aufzuprägen, nicht entbehrt werden. Alle Teile zeichnen sich durch grofse Vollständigkeit aus. Ich vermisse nur: auf Seite 4 einen Fall für die nachstehende Apposition mit Artikel, auf Seite 11 neben „toutes les maisons“ die Ausdrücke „des m. entières“ und „les m. entières,“ beim Infinitiv mit de Beispiele für „avant de“ und andere Konjunktionen. Anfechtbar im Ganzen scheint mir von den vorhandenen Teilen nur „8. Zum Gebrauch einiger Verba.“ Nicht als ob das Gebotene fehlerhaft oder unnütz wäre, aber einerseits läfst sich schwer einsehen, warum, wenn solche Dinge aufgenommen wurden, diesem Abschnitte nicht die dreifache, die zehnfache Ausdehnung gegeben wurde, andrerseits sind hier Dinge rein syntaktischer Natur (die Regel von der Verwendung der tempusbildenden Hilfsverba; von faire u. s. w.) zusammengeworfen mit synonymischen und lexikalischen Angaben. Ich betone noch einmal: der Abschnitt hat nur den einen Mangel, dafs man seine Berechtigung, hier zu stehen, nicht einsieht. — Es dürfte sich empfehlen, eine Zusammenstellung

über die Verwendung der wichtigsten Präpositionen in diesen Teil des Werkchens aufzunehmen.

Am wenigsten lobenswert ist an dem Buche die äufsere Form. Der Druck ist zwar gut, die Korrektur tadellos, aber der Drucksatz ist unschön wegen des beständigen Wechsels zwischen gebrochenen und ganzen Zeilen, und der häufigen Ersetzung halber Sätze durch Punkte. Der Einband vollends läfst viel zu wünschen übrig. Sollte es nicht angehen, dem 25 Seiten starken Bändchen einen weniger steifen und hauptsächlich weniger dem Beschmutztwerden ausgesetzten Umschlag zu geben? — Doch das sind Dinge, die mehr den Verleger angehen als den Verfasser. An den letzteren sei die Frage gerichtet, warum von den 37 Zeilen des Inhaltsverzeichnisses 28 deutsch und 9 französisch gegeben sind. Besser wäre, entweder alle deutsch oder alle französisch.

All diese Äufserlichkeiten indessen thun der Brauchbarkeit des Büchleins keinen Eintrag. Dasselbe bildet ein recht praktisches Hilfsmittel, daher kann seine Verwendung allen Kollegen aufs Wärmste empfohlen werden. Möge der zweite Teil dem ersten bald nachfolgen!

Bamberg. Bruno Herlet.

Über den fremdsprachlichen Unterricht. Eine Studie von Rektor G. Spill in Thorn. Hannover. Meyer (Prior) 1893. 30 S. M. —,50.

Im Eingang dieser Broschüre sucht der Verfasser das Naturgemäfse der neuen Methode aus der Erklärung der Begriffe, die seiner Arbeit als Überschrift dienen — Unterricht, sprachlich, fremdsprachlich — zu erweisen. Der zweite Teil ist eine Besprechung des Lehr- und Lernbuches der französischen Sprache von J. Pünjer (Altona), das von dem Lehrerkollegium der Thorner Bürger-Mädchenschule unter mehreren andern Reform-Lehrbüchern zur Einführung ausgewählt wurde, weil es auf vier Jahreskurse berechnet ist und sich durch Billigkeit auszeichnet (M. 2,80). Den dritten Teil der Schrift bilden Lehrproben zur ersten Lektion des Pünjerischen Lehrbuches nach dem Muster Louviers, des Begründers der Methode.

Die Studie ist ein Ergebnis der Bekehrung des Verfassers zur Reform. Er hat sie unternommen „in der Absicht sich selbst über die Natur des fremdsprachlichen Unterrichts, wie er der Sache angemessen sein sollte, und wie er nicht sein darf, völlige Klarheit zu verschaffen, und es wäre ihm erwünscht, wenn seine Arbeit, der Öffentlichkeit übergeben. weitere Verbreitung fände und etwas dazu beitragen möchte, recht viele Schulmänner, die der Bewegung des fremdsprachlichen Unterrichts noch abwartend gegenüberstehen, für das Studium dieser Frage zu erwärmen“. Ich glaube nicht, dafs es recht viele solcher Schulmänner gibt, und wenn es sie gäbe, würde sie schwerlich die Lektüre dieser Studie für die Frage erwärmen, oder einen veranlassen, seine Stellung zu verändern. Denn die Arbeit enthält durchaus nichts Neues und kann sich nicht einmal auf Erfahrung stützen. Wenn der Verfasser glaubt, „der Streit der Meinungen zwischen

den Sprachreformern (?) und den Anhängern der grammatischen Methode fange an, lebhafter hin und her zu gehen", so täuscht er sich. Mir scheint, die Hitze des Kampfes habe beträchtlich nachgelassen, ja es sei schon hie und da eine gewisse Ernüchterung eingetreten. Herr Spill meint „der fremdsprachliche Unterricht werde um so mehr geistbildenden Wert haben, als sich die Art und Weise des Unterrichts dem naturgemäfsen Gang beim Erlernen der Muttersprache nähere; der Weg, auf dem wir die Muttersprache lernen, das ist der einzig naturgemäfse". Aber eines schickt sich nicht für alle. Kann nicht etwas für kleine Kinder naturgemäfs sein, was es für 10—16jährige nicht mehr ist? Wenn der Verfasser schliefslich behauptet, unter der Herrschaft der Plötzischen Lehrbücher würden die Schüler erst nach vieljähriger Beschäftigung mit der fremden Sprache in die Lektüre eingeführt und mit zusammenhängenden Stücken bekannt gemacht, so kennt er die neuen Bearbeitungen dieser Bücher nicht, die schon vor einigen Jahren unter dem Titel: Ploetz-Kares, Kurzer Lehrgang der französischen Sprache, erschienen sind.

Würzburg. J. Jent.

Erwin Walther, Kgl. Professor am Gymnasium zu Ansbach, Wissenschaftliche Fortbildungsblätter für Lehrende und Lernende der französischen Sprache. Serie I. Stuttgart. Roth. 1895. kl. 8°. 45 Seiten. M. —,50.

Dieses Heftchen enthält auf 23 Seiten zwölf Kapitel mit deutschen Einzelsätzen modernsten Inhalts, die nicht wörtlich und auch kaum mit Hilfe selbst eines sehr guten Wörterbuches übersetzbar sind, und die überhaupt nur derjenige idiomatisch übersetzen kann, der sehr viel und aufmerksam in französischer Sprache gelesen hat. Um die Möglichkeit zu gewähren, die vom Leser schriftlich oder mündlich versuchte Übersetzung zu korrigieren, hat der Herausgeber die offenbar französischen Quellen entnommene Übersetzung auf Seite 27—45 hinzugefügt. Es unterliegt keinem Zweifel, dafs diese Übungen ungemein lehrreich sind, sowohl für den, der sein bisher erworbenes Wissen kontrollieren will, als für den Studierenden, der sich auf diese Weise leicht eine Menge eigentümlicher Wendungen auf abgekürztem Wege aneignen kann. Das erste Wort des Titels hätten wir lieber durch „stilistische" ersetzt gesehen, im übrigen aber ist dem schön gedruckten Heftchen fleifsige Benutzung vonseiten aller, die es angeht, und baldige Fortsetzung zu wünschen.

München. Dr. Wohlfahrt.



Schiller, Jeanne d'Arc (La Pucelle d'Orléans), Tragédie romantique. Édition classique, du texte allemand avec introduction et commentaire par Émile Henry agrégé de l'université, professeur au lycée de Clermont-Ferrand. Paris. Bellin Frères. 1894. 12°. S. XXXIII, 337.

Die Gebrüder Bellin haben in ihrem Verlage eine Reihe von Werken der deutschen Literatur erscheinen lassen, von denen vorstehendes der Redaktion unserer Blätter zur Besprechung zuging; wenn die übrigen Bände dieses Verlages gleich gut bearbeitet sind wie dieser, so kann man das Unternehmen auf das Freudigste begrüfsen. Herr Henry verrät nämlich in seinen einleitenden Exkursen, sowie in den sehr zahlreichen Anmerkungen nicht nur volles Verständnis unseres Lieblingsdichters, sondern auch eine so genaue Kenntnis unserer Sprache und Literatur, dafs man ihm rückhaltlose Anerkennung zollen mufs. Diese Ausgabe der Jungfrau von Orleans, welche man den besseren deutschen Klassikerausgaben an die Seite stellen kann, ist ein Beweis dafür, dafs man jetzt in Frankreich den Wert der deutschen Sprache und Literatur viel besser zu würdigen weifs als in früherer Zeit.

Die Einleitung zerfällt in 5 Teile, deren erster die Entstehungsgeschichte des Dramas und deren zweiter die Geschichte der Jungfrau von Orleans im Anschlusse an jene des französisch-englischen Erbfolgekrieges behandelt. Im dritten und vierten Teile wird das Verhältnis des Dramas zur Geschichte besprochen, der fünfte ist einer eingehenden Charakterschilderung der Hauptpersonen gewidmet, der letzte endlich enthält eine Würdigung des Stückes; in allen zeigt sich der Herausgeber seiner Aufgabe wohl gewachsen; er urteilt ohne Voreingenommenheit, ruhig und verständig. Wenn er zuweilen eine von der allgemein deutschen abweichende Anschauung hat, so müssen wir das damit entschuldigen, dafs er ein Franzose ist. Einzig seine Kritik des Charakters der Hauptperson des Dramas fordert zum Widerspruch heraus, denn wenn man S. XXI liest: «au caractère simple et droit de notre "bonne Lorraine" le poète tragique substitue un caractère très complexe. Il nous montre une créature . . . . sans cesse en conflit avec elle-même», so irrt er sehr, da die Persönlichkeit der Heldin uns von Anfang an klar und deutlich geschildert wird; nur konnte der Dichter sich unmöglich so genau an die Geschichte halten, wie Henry es verlangt. Und wenn es weiter (S. XXIV) heifst: «Malheureusement il [le poète] imagina l'infidélité au patriotisme et cet étrange amour de l'héroique Française pour un général anglais, qui nous semble non seulement un contresens historique, une invraisemblance choquante, mais une profanation, un véritable sacrilège», so ist dieser unberechtigte und zugleich schroffe Vorwurf offenbar ein Ausflufs beleidigten Nationalgefühls; er ist übrigens um so leichter zu begreifen, als gerade die Lionelscene auch deutschen Kritikern mehrfach Anlafs zu Angriffen gegen Schiller gegeben hat.

Der nach der neuen amtlichen Orthographie sehr korrekt gedruckte Text ist mit einer bedeutenden Anzahl von Fufsnoten, teils

sprachlichen, teils sachlichen Inhaltes versehen, welche geeignet erscheinen, dem französischen Leser das Verständnis des Stückes wesentlich zu erleichtern, und an denen höchstens das auszusetzen ist, dafs allzu eingehende etymologische Erläuterungen viel Raum einnehmen. Versehen oder Unrichtigkeiten sind mir nur wenige aufgefallen (so wird S. 13 ein Infinitiv „däuchten“ angeführt, die Aussprache englischer Eigennamen ist nicht immer richtig angegeben, S. 54 bei „für mich zeugen“ die Erklärung „Zeugnis ablegen“ unterlassen u. a.). An geeigneter Stelle finden wir selbst Hinweise auf Skakespeares Heinrich VI.; die Belegstellen aus deutschen Klassikern sind sehr zahlreich. Die Ausstattung des Buches ist zu loben.

München. Wolpert.

Paul Bachmann, Die Elemente der Zahlentheorie. Leipzig. B. G. Teubner. 1892. XII u. 264 S. 6,40 M.

Das vorliegende Buch ist der 1. Bd. einer Gesamtdarstellung der Zahlentheorie, welche nach dem von der Teubner'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig mitgeteilten Plane in fünf Teilen, alle von dem genannten Verfasser ausgearbeitet, erscheinen soll. Von diesem Werke liegen bereits drei Teile vor, nämlich dieser als 1., die analytische Zahlentheorie als 2. und die bereits im Jahre 1872 erschienene „Lehre von der Kreisteilung“ als 3. Teil.

Wenn eine Besprechung desselben in diesen Blättern erfolgen soll, so mufs aus verschiedenen Gründen von dem 1. Bande, der allerdings schon vor zwei Jahren erschien, ausgegangen werden. Denn erstens berühren die darin vorgetragenen Lehren das Lehrgebiet eines Mittelschullehrers, zweitens kann bei den folgenden eine solche ohne Bezugnahme auf die vorausgegangenen schwerlich stattfinden. Aus diesen Gründen, weil ferner meines Wissens in diesen Blättern noch nie ein zahlentheoretisches Werk angezeigt oder sonstwie über eigentliche Zahlentheorie gehandelt wurde, und wegen des Umfanges des Unternehmens dürfte es berechtigt sein, wenn bei diesem 1. Bande etwas weiter ausgeholt wird. Bei der Besprechung der weiteren Bände wird man sich dann kürzer fassen können.

Die Zahlentheorie ist eine noch junge Wissenschaft. Die Anfänge derselben sind auf Fermat zurückzuführen. Erweitert und mehr begründet wird das Wissen über Zahlen erst durch Euler und C. G. J. Jacobi. Mit Legendre und Gaufs beginnt ein neuer Abschnitt in den diesbezüglichen Arbeiten. Später treten auf Lejeune Dirichlet, Hermite, Dedekind, Kronecker, Kummer, Tschebyscheff, Eisenstein, Schering u. s. w. Gaufs hat durch seine disquisitiones arithmeticae und durch seine nachgelassenen Untersuchungen nicht blofs die Grundlage geschaffen, auf welcher von den späteren Forschern die Lehren der Zahlentheorie weiter ausgebaut wurden, sondern auch die Anregung zur Lösung allgemeiner Probleme und Aufstellung neuer Methoden gegeben. Letzteres geschah insbesondere durch Dirichlet, dessen „Vorlesungen über Zahlen-

theorie" von Dedekind herausgegeben und mit eigenen Zusätzen bereichert wurden. Neben und nach diesen ist durch die Zahl, Ausdehnung und Vertiefung der gemachten Untersuchungen und durch die Ausbildung von häufig allerdings abstrakten und subtilen, aber sinnreichen Methoden durch verschiedene Forscher, in hervorragender Weise durch Kronecker und Kummer, die Zahlentheorie eine Wissenschaft geworden, über die kein Mathematiker mehr wegsehen kann. Freilich gerade diese Abstraktion, die Schwierigkeit des Studiums derselben und die Eigenart der Deduktionen waren hauptsächlich wohl die Ursache, dafs dieses Gebiet der mathematischen Spekulation lange Zeit verhältnismäfsig wenig kultiviert worden ist, aber auch wohl deswegen, weil man keinen Nutzen, keine Ausbeute und Anwendung dieser Lehren auf mehr praktische Fragen erkennen zu können glaubte. Diese Anschauung ist aber infolge verschiedener, in neuerer Zeit unternommener Versuche und Untersuchungen nicht blofs interessanter, sondern auch praktischer Natur mehr und mehr gewichen; deshalb und wegen des Reizes, den die Erforschung der Geheimnisse des Zahlenraumes gewährt, ist denn auch die Beschäftigung mit der Zahlentheorie gegen früher eine viel weiter verbreitete geworden. Während noch vor einigen Dezennien nur an wenigen deutschen Universitäten Vorlesungen über diese mathematische Disziplin gehalten wurden, gibt es jetzt umgekehrt wenige, an welchen solche noch nicht stattfinden, wie man sich durch einen Blick in das Vorlesungsverzeichnis der deutschen Hochschulen überzeugen kann, und ist die Zahl der über verschiedene Teile dieses Wissensgebietes erschienenen Schriften und Abhandlungen eine überaus grofse, aufser in Deutschland besonders in Frankreich.

Um einen Überblick über das in verschiedenen Zeitschriften Gebotene zu schaffen, insbesondere (und das gilt vor allem von dem 2. Bande) den nächstens erscheinenden Kronecker'schen Vorlesungen über Zahlentheorie „eine erwünschte Einführung und Unterstützung zum Studium derselben" zu geben, ist der Verfasser an die Herausgabe dieses Werkes geschritten. Nachdem derselbe schon durch sein vorteilhaft bekanntes Werk „die Lehre von der Kreisteilung", ferner durch seine vor einigen Jahren erschienenen „Vorlesungen über Irrationalzahlen" sich einen Namen gemacht hat, und da er, wie er in der Vorrede zum 1. Bd. bemerkt, „von jeher zahlentheoretischen Studien vorzugsweise zugewandt war", ist er der Mann, dessen Arbeiten man mit Vertrauen in die Hand nehmen darf. Allerdings ist bereits das obengenannte Werk „Vorlesungen über Zahlentheorie" von Lejeune Dirichlet vorhanden und bildete dasselbe bisher wohl neben dem klassischen Werke von Gaufs: Disquisitiones arithmeticae und neben Legendres théorie des nombres die Grundlage zu zahlentheoretischen Studien. Allein dem erstgenannten Werke will der Verfasser durchaus keine Konkurrenz machen; sein Werk ist enger gefafst und enthält doch vieles, was jenes nicht bietet. Er will „in einer Reihe von Einzeldarstellungen Bilder der Hauptgebiete der Zahlentheorie" entwerfen. Wie man von einem Gegenstande erst eine richtige Vorstellung sich bilden kann, wenn derselbe auf verschiedenen Seiten einer Beleuchtung

unterworfen wird, so wird auch ein verhältnismäſsig so neuer Lehrstoff, wie es der der Zahlentheorie ist, erst durch eine verschiedenartige Behandlung zur vollen Klarheit und zum vollen Verständnisse gebracht. Mit Interesse wird daher jeder, der das erstere Werk kennt, zu letzterem greifen. Da indessen die Grenzen des vorliegenden, soweit es denselben Stoff behandelt wie das Dedekind'sche, in der Hauptsache dasselbe Gebiet einschlieſsen wie letzteres, so ergibt sich eine Einsicht in das Wesen und die besonders charakteristischen Eigenschaften des zu besprechenden nicht ohne Seitenblicke auf das andere. Ich werde daher nur die hauptsächlichsten Eigenarten desselben hervorheben, dabei aber auch besonderer Abweichungen des anderen Erwähnung thun.

Nach einer Einleitung über das Wesen der ganzen Zahlen, über die Fundamentalrechnungen, soweit die Zahlentheorie auf diesen beruht, nämlich die Addition, Subtraktion und Multiplikation und besonders über die Eigenschaften der ersten und dritten, insoferne sie als kommutativ und associativ und die dritte auſserdem noch als distributiv und einpaarig bezeichnet werden können, wobei die Ausführungen über die Behandlung der negativen Zahlen bemerkenswert sind, folgt im ersten Abschnitte die Teilbarkeit der Zahlen. Die Sätze über die Teilbarkeit der ganzen Zahlen werden nach der Methode von Poinsot d. i. geometrisch und daher auch sehr anschaulich entwickelt. Abweichend von dem Werke Dirichlets wird in diesem Abschnitte auseinandergesetzt, wie man eine beliebige Zahl m durch die Potenzen einer beliebigen positiven ganzen Zahl p in der Form $ap^{\alpha} + a_1p^{\alpha-1} + \cdots + a_{\alpha-1}p + a_{\alpha}$ darstellen kann, so daſs für $p = 10$ sich unsere Darstellung der dekadischen Zahlen ergiebt. Diese Darstellung findet Verwendung beim Beweise verschiedener Sätze, insbesondere auch des von Catalan aus der Theorie der elliptischen Funktionen abgeleiteten Satzes, daſs der Quotient

$$\frac{1 \,.\, 2 \,.\, 3 \ldots 2a \,.\, 1 \,.\, 2 \,.\, 3 \ldots 2b}{1 \,.\, 2 \ldots a \,.\, 1 \,.\, 2 \ldots (a+b) \,.\, 1 \,.\, 2 \ldots b}$$

einer ganzen Zahl gleich ist. Der in Nr. 10 S. 40 entwickelte und aus dem 3. Bd. („Lehre von der Kreisteilung") herübergenommene Satz ist wohl an und für sich interessant, allein die Anwendung eines so allgemeinen Satzes zur Entwicklung des Wertes von $\varphi(n)$ dürfte doch ein zu groſser Apparat sein, wenn auch diese Entwicklung nicht die einzige Anwendung und Verwertung desselben bedeutet. Auch dürfte die Durchführung an einigen Stellen einer gröſseren Ausführlichkeit und Klarheit bedürftig erscheinen, so der Passus S. 40 Z. 20, 21 und 22: „in die Gruppe A alle Teiler der Zahlen mit gerader, in die Gruppe B alle Teiler der Zahlen mit ungerader Ziffer aufgenommen werden sollen". Es ist damit wohl gemeint: „in die Gruppe A alle Teiler der Zahlen, welche sich in den Reihen (0), (II), . . ., in die Gruppe B alle Teiler der Zahlen, welche sich in den Reihen (I), (III), . . . vorfinden". Ich erinnere mich, seinerzeit beim Studium des 3. Bandes über dieselbe Stelle stutzig geworden zu sein.

Im zweiten Abschnitte, welcher von den Kongruenzen handelt, wird frühzeitig die Einteilung aller Zahlen in Restklassen und Restsysteme, worunter wieder die relativ primen Restklassen und das reduzierte Restsystem (mod.n) hervorzuheben sind, vorgenommen. Daran schliefsen sich der Begriff Modulus von Zahlen und ein verallgemeinerter Kongruenzbegriff. Diese finden wieder Anwendung auf die Verteilung der Funktionen in Restklassen nach diesem Modulus und den Beweis des Satzes über die Anzahl der Wurzeln einer Kongruenz $f(x) \equiv o$ (mod.p), wenn f(x) eine ganze Funktion mit ganzzahligen Koefficienten und p eine Primzahl ist. Nach diesem gibt der Verfasser in dankenswerter Weise den Begriff „Gruppe". Aus diesem folgt dann, dafs es für jedes Element a_i einer Gruppe einen Exponenten gibt, zu welchem erhoben es der Einheit „äquivalent" wird, sowie der Satz, wie aus einer Gruppe mittels eines nicht zur Gruppe gehörigen Elementes α eine neue Gruppe gebildet werden kann. Damit wird die Grundlage für die Auflösung der Kongruenz ersten Grades geschaffen. Der in Dirichlets Werk gelehrte Euler'sche bezw. Jacobi'sche kettenbruchähnliche Algorithmus, mittels dessen man eine Wurzel einer Kongruenz ersten Grades findet, ist nicht aufgenommen. Von dem verallgemeinerten Fermat'schen Satze ist aufser dem Euler'schen, mittels des Binomialtheorems geführten, auch der Lagrange'sche gegeben. Die ferner aus dem Begriff „Gruppe" abgeleiteten Sätze betreffen die Zugehörigkeit von Elementen einer Gruppe zu einem Exponenten im Sinne der Äquivalenz. Durch Abänderung des Sinnes der Äquivalenz, so dafs jetzt von einer Zugehörigkeit eines Elementes zu einem Exponenten im Sinne der Gleichheit, der engeren und weiteren Äquivalenz, gesprochen werden kann, wird dann ein wichtiger Satz gewonnen, mittels dessen alsbald das Vorhandensein und die Anzahl von primitiven Wurzeln (mod.p) zu folgern möglich ist. Die ferneren Entwicklungen über die Indices bewegen sich, wie wohl nicht anders möglich ist, auf gewöhnlichem Geleise. Nach einem im § 19 eingefügten, streng genommen nicht zum System gehörigen Satze, welcher schon früher von dem Verfasser veröffentlicht wurde, wird aus dem allgemeinen Gruppensatze der Nachweis über das Vorhandensein von primitiven Wurzeln (mod.$p^{\varkappa}$) und hierauf das Nichtvorhandensein solcher (mod.2^{λ} für $\lambda \geqq 3$ gefolgert, Resultate, welche Dedekind im V. Supplemente der Dirichlet'schen Vorlesungen als eigene Arbeit mitgeteilt hat.

Bei den quadratischen Resten, welche im dritten Abschnitte ihre Erledigung finden, werden nach einer sehr interessanten historischen Digression über die Entstehung und Beweise des berühmten quadratischen Reciprocitätsgesetzes die sieben Gaufs'schen und die grofse Menge der anderen Beweise dieses wichtigen Gesetzes in vier Kategorieen geteilt (ob nach dem Verfasser selbst oder nach Oswald Baumgart, ist nicht recht ersichtlich) und dann der von Pfarrer Zeller als derjenige, welcher der wenigsten Hilfsmittel bedarf, entwickelt. Die Eisenstein'sche Regel, welche auf der Jacobi'schen Verallgemeinerung des Legendre'schen Symbols fufst, ermöglicht die Ent-

scheidung über den quadratischen Restcharakter einer ungeraden Primzahl q in Bezug auf eine andere ungerade Primzahl p. Die nun folgenden §§, welche die auf Grund der Verallgemeinerung des Gaufs'schen Lemmas und durch eigenartige Betrachtungen von Schering und Kronecker geführten Beweise des Reciprocitätsgesetzes erbringen, sind besonders interessante Teile dieses Abschnittes.

Die Behandlung der quadratischen Formen, welche im vierten Abschnitte, dem letzten, vorgenommen wird, unterscheidet sich wesentlich von der Dirichlets. Das Hauptproblem derselben ist die Darstellung einer Zahl m durch eine quadratische Form (a, b, c). Die strenge Darstellung derselben ist von der Äquivalenz der Formen und von der Auflösung der Pell'schen Gleichung unzertrennbar. Dirichlet kommt durch die Theorie der Transformationen auf den Begriff der Äquivalenz und durch diesen auf den Nachweis, dafs die Theorie der Darstellung der Zahlen durch quadratische Formen auf die zwei Hauptprobleme in der Theorie der Äquivalenz zurückgeführt werden können: 1. zu entscheiden, ob zwei gegebene Formen von gleicher Determinante äquivalent sind, also derselben Klasse angehören, oder nicht, 2. alle Substitutionen zu finden, durch welche die eine von zwei gegebenen äquivalenten Formen in die andere übergeht. Im weiteren Verlaufe zeigt er dann, dafs man alle diese Substitutionen mittels einer derselben und aller derjenigen, durch welche die eine Form in sich selbst übergeht, letztere aber mittels der Auflösungen der Pell'schen Gleichung findet und umgekehrt, dafs man aus diesen letzteren Substitutionen alle Auflösungen der Pell'schen Gleichung erhält. Die Bedingungen der Äquivalenz sind getrennt zu behandeln, je nachdem die Determinante negativ oder positiv ist. Allein in beiden Fällen findet man bei der Untersuchung über die Äquivalenz zweier Formen, wenn sie als äquivalent erkannt worden sind, zugleich eine Substitution, durch welche die eine in die andere übergeht, mittels dieser aber auch, nämlich durch den 1. und 3. Koefficienten derselben, die Werte von x und y der Form, durch welche die Zahl m, nach den Bedingungen der Darstellbarkeit zugleich der erste Koefficient der zweiten Form, dargestellt werden kann. Die Auflösung der Pell'schen Gleichung ist für eine negative Determinante sehr einfach. Ungleich schwieriger und verwickelter ist sie für eine positive Determinante. Wird eine der Wurzeln einer quadratischen Form in einen regelmäfsigen periodischen Kettenbruch verwandelt, so findet man aus einem solchen Kettenbruche alle Transformationen der Form (a, b, c) in sich selbst. Aus diesen ergeben sich dann die Werte der Unbekannten t, u der Pell'schen Gleichung. Man kann aber auch auf die kleinste derselben, die sogenannte Fundamentalauflösung, die sich speziell durch Entwicklung einer Periode von reduzierten Formen bestimmen läfst, alle übrigen zurückführen.

Anders Bachmann: Nachdem er die Bedingungen der Darstellbarkeit einer Zahl m durch die Form (a, b, c) aufgestellt hat, ergibt sich ihm der Zusammenhang zwischen der Darstellung (x, y) und den Werten der Unbekannten der Pell'schen Gleichung. Während sie,

wie oben bemerkt, für negative Determinanten keine Schwierigkeit bietet, wird die Schwierigkeit der Auflösung derselben bei positiven Determinanten behufs Aufsuchung der Fundamentalauflösung (T, U) umgangen, indem in den Ausdruck $1 + Dy^2$ für y nacheinander die ganzen Zahlen 1, 2, 3, ... eingesetzt werden, bis derselbe ein Quadrat wird. Es wird dann nach Dirichlet gezeigt, wie die übrigen Auflösungen auf diese Fundamentalauflösung zurückgeführt werden können. Recht interessant ist das nun folgende Kapitel über die Geschichte der Auflösung der Pell'schen Gleichung. Die Darstellung der Zahl m durch eine Form (a, b, c) von negativer Determinante $D = -\Delta$ wird gefunden, indem man in $am - \Delta y^2$ für y nach und nach die ganzen Zahlen 0, 1, 2, 3, ... einsetzt, bis dieser Ausdruck ein Quadrat $= z^2$ wird. Ist dieses für ein $y = \gamma$ der Fall, so setze man $ax + by = \pm z$ und berechne den zugehörigen Wert von $x = \alpha$. Durch Formen von positiver Determinante wird die Darstellung der Zahl m gesucht, indem man y zwischen o und $U\sqrt{am}$ und für jeden solchen Wert von y dann $ax + by$ zwischen $\frac{T}{U}y$ und $T\sqrt{am}$ wählt, wenn (T, U) die Fundamentalauflösung der Pell'schen Gleichung bedeutet. Aus den die Gleichung $ax^2 + 2bxy + cy^2 = m$ befriedigenden Werten von $x = \alpha$ und $y = \gamma$ findet man dann die Darstellungsgruppen aus $ax + by + y\sqrt{D} = (a\alpha + b\gamma + \gamma\sqrt{D})\,(T + U\sqrt{D})^n$. Jetzt erst gelangt Bachmann zur Äquivalenz der Formen und holt mittels eines aus dem Äquivalenzbegriff gewonnenen Satzes nach, wie eine Zahl M, welche ein dem Zeichen des ersten Koefficienten a der Form entgegengesetztes Zeichen hat, durch diese dargestellt werden kann, geht hierauf über auf die Klassen äquivalenter Formen, Formensysteme, entgegengesetzte-, ambige Formen, Hauptform und dann zu den zusammengesetzten Formen und zusammengesetzten Klassen, alsdann auf die Herleitung eines wichtigen Satzes über die Darstellung und Zusammensetzung von Formenklassen aus Fundamentalklassen mittels des Kronecker'schen Gruppensatzes und gibt schliefslich als Anwendung dieses den zweiten Kummerschen Beweis des Reciprocitätsgesetzes.

Es werden durch diese Behandlung die ganze Theorie der quadratischen Transformationen, manche Begriffe, so die der Gefährten, benachbarten Formen u. s. w. entbehrlich, andere bedürfen einer Modifikation, z. B. die reduzierte Form. Die Anwendungen, welche da und dort von den Theorieen gegeben werden, mufs ich übergehen, obgleich sie geeignet sind, Interesse zu wecken und einigermafsen den Nutzen zu zeigen, den diese Untersuchungen gewähren.

Das Werk ist in klarer und fliefsender Sprache geschrieben und sorgfältig durchgearbeitet. Kleine unvermeidliche Härten und Corrigenda, die ich bemerkte, sind aufser den bereits oben zitierten: S. 11 ist mir aufgefallen, dafs der Multiplikand n a c h dem Multiplikator steht. — Was soll S. 15 heifsen: „Diesen Umstand wollen wir damit bezeichnen, dafs wir die Multiplikation e i n p a a r i g nennen?“ Diese Erklärung des Begriffes der E i n p a a r i g k e i t ist etwas hart. — Die griechischen

Wörter werden in der Regel mit dem Accente geschrieben, also S. 19 περίοδος u. κύκλος st. περιοδος u. κυκλος, während später ohne ersichtlichen Grund ῶ st. ω steht. — Auf derselbe Seite: . . „so gewinnt man durch zwiefache Abzählung, je nach den Seiten des Polygons und den Umläufen, der auf der ganzen Strecke gelegenen Punkte die Gleichheit . .“ — S. 23 Z. 10 „n“ st. „m“. — S. 26 Z. 11 wohl „Summand“ st. „Summande“. — S. 43 Z. 11 „gröſster“ st. „gröſsester“. — S. 68 Z. 5 v. u. „31 a)“ st. „31)“. — S. 73 Z. 2: . . „indem sie sich ein jeder der besonderen Beziehung des Satzes anschlieſsen“. — S. 80 Z. 5 u. 6: . . „setzen . . . die dritte Eigenschaft derselben, die der Commutativität, voraus“ st. „die dritte Eigenschaft der Commutativität voraus“. — S. 81 Z. 5 wohl besser „eines“ st. „eins“ schon der Vermeidung eines Miſsverständnisses halber. — S. 87 Z. 13: „So fortfahrend, und bedenkend, daſs . . .“ — S. 118 Z. 1 v. u. „,“ st. „;“ — S. 139 Z. 11: „Da wenigstens eine der beiden Zahlen $P_1, \varepsilon_1 P_2$ positiv ist“ st. „da eine der Zahlen $P_1, \varepsilon_1 P_2$ wenigstens positiv ist“. — S. 149 Z. 9 u. 10: . . „ist demnach im ersteren Falle gleich, im letzteren um eine Einheit gröſser, als die Anzahl der positiven Werte . . . .“ — S. 156 Z. 7: „Wird aber $h > \frac{P}{4}$, also $2h > \frac{P}{2}$, so ist $P - 2h$ eine ungerade Zahl jener Reihe“ lieſse fälschlicher Weise den Schluſs ziehen, daſs $P - 2h$ keine ungerade Zahl ist, wenn $h < \frac{P}{4}$, während doch P nach S. 157 und dem Vorausgehenden als ungerade vorausgesetzt wird. — S. 161 Z. 9 wohl besser: „so ist die ungerade Zahl $2l + 1$ kleiner als ω“ st.: „so ist $2l + 1$ eine ungerade Zahl kleiner als ῶ“. — S. 183 Z. 2: „befriedigt“ st. „befriedig“. — S. 241 Z. 5 v. u. „C,“ st. „C.“ — S. 251 Z. 11 v. u.: „Sind“ st. „Ist“. — S. 261 Z. 1 u. 2: „;“ st. „,“ und: „also wenn“ st. „also Wenn“.

Die Reduktionen und Zahlenbeispiele habe ich nicht nachgerechnet. Dadurch daſs man sich in diese Einzelheiten verliert, verwischt sich der Eindruck des Ganzen. Mir war es darum zu thun, Anlage und Eigenart des Werkes hervorzuheben.

Freising. Jos. Mayer.

Lehrbuch der allgemeinen Arithmetik und Algebra (nebst Aufgabensammlung) für Gymnasien und Realschulen herausgegeben von W. Pözl, K. Professor an der Industrieschule München und E. Effert, K. Professor am Luitpoldgymnasium in München. München 1893. Verlag der J. Lindauer'schen Buchhandlung (Schöpping). III. 283 S. gr. 8°.

Ein mathematisches, für die Schule bestimmtes Lehrbuch kann nach zwei verschiedenartigen Prinzipien angelegt sein. Die eine Kategorie besteht aus kurzgeschnittenen Leitfäden, welche nur das Gerippe des Systems enthalten und der Initiative des Lehrers den freiesten

Spielraum gewähren, und es ist nicht zu leugnen, dafs gerade jüngere, tüchtige Lehrkräfte sich durch einen Abrifs dieser Art am meisten befriedigt fühlen werden. In die andere Gruppe gehören Werke, welche an die Leistung des Verfassers ganz unverhältnismäfsig höhere Anforderungen stellen, welche den gesamten Lehrstoff in streng systematischer Anordnung und Durcharbeitung darbieten, und welche fast noch besser zum Selbstunterrichte als zur unmittelbaren Verwendung in der Klasse sich eignen, dafür aber dem Schüler, der fleifsig sein will, einen festen Anhaltspunkt beim Repetieren gewähren. In diese Gruppe gehört das vorliegende Buch, welches von zwei bewährten bayerischen Schulmännern verfafst ist und zweifellos sich bald Anerkennung erwerben wird. Denn wer überhaupt ein ausführliches Kompendium benützen will, dem wird sich kaum ein zu diesem Zwecke geeigneteres empfehlen lassen.

Gegeben wird im wesentlichen der für die bayerischen Gymnasien und Realgymnasien vorgeschriebene Stoff, und nur in einzelnen Partien wird über die so gezogenen Grenzen hinausgegangen, wie z. B. in der Lehre von der unbestimmten Analytik; denn hier bleiben die Autoren nicht bei den diophantischen Gleichungen ersten Grades stehen, sondern sie erörtern auch die Fälle, in denen eine ganze rationale Funktion mit einer oder zwei Unbekannten zu einem vollkommenen Quadrat werden kann. Ebenso sind auch die Systeme überbestimmter linearer Gleichungen wenigstens kurz berührt. Die Art der Entwicklung ist allenthalben eine einfache und klare, so dafs auch der Lernende, dem kein Lehrer zur Seite steht, kaum irgendwo einer wirklichen Schwierigkeit begegnen wird. Im Gegensatze zu den älteren Werken, in denen die Erklärung von Formen wie a^0, a^{m-n} ($m < n$), $\sqrt[n]{x}$ (n gebrochen) stets einen Stein des Anstofses bildete, stellen sich die Autoren konsequent auf den Standpunkt, den die Permanenz der formalen Beziehungen fixiert, und führen solche Formen als das ein, was sie wirklich sind, als reine Definitionen, für deren Existenz sich kein Beweis erbringen läfst. An nicht wenigen Stellen zeigt es sich, dafs man es mit erfahrenen Lehrern zu thun hat. Der Schüler pflegt gewöhnlich zu glauben, mit der Ausziehung von Quadrat- und Kubikwurzeln sei dieses Kapitel abgeschlossen, und wenn es sich um höhere Wurzeln handelt, müsse notwendig der Rechner seine Zuflucht zu den Logarithmen nehmen. Dem gegenüber wird hier (S. 107) an Beispielen dargethan, dafs der Prozefs für fünfte Wurzeln ein ganz analoger ist, wie derjenige für niedrigere, und dafs man überhaupt auf diese Weise beliebig fortschreiten kann. Besondere Anerkennung möchten wir auch den zahlreich eingestreuten historischen Notizen zu teil werden lafsen, welche ja erfahrungsgemäfs immer zur Belehrung des Unterrichtes das ihre beitragen.

Durch sein reiches und gut gewähltes Aufgabenmaterial, bei dessen Auswahl den Verfassern die Unterstützung eines auf diesem Gebiete besonders erfahrenen Kollegen, des Hrn. Professors Steck, zu teil ward, zeichnet sich die Vorlage vor sehr vielen Konkurrenzwerken aus; denn es wird durch dieselbe eine eigene Beispielsammlung, wie

sie doch der Lehrer der Mathematik gemeiniglich benützt, so gut wie überflüssig gemacht. Manche Kapitel sind so vollständig bedacht, dafs man mehrere Jahre lang immer neue Fragen wird stellen können, ohne auf solche, die in den früheren Jahrgängen gelöst wurden, zurückgreifen zu müssen, und nur ausnahmsweise reicht der Vorrat hiezu nicht aus, wie etwa bei den nach unserem Dafürhalten etwas zu stiefmütterlich weggekommenen Exponentialgleichungen, welche bei einer gewifs nicht ausbleibenden zweiten Ausgabe wohl sicherlich auf Zuwachs werden rechnen dürfen. Und mit Vergnügen glauben wir uns überzeugt zu haben, dafs Kunststückchen und absichtliche Erschwerungen, wie sie eine ältere Lehrergeneration als den Triumph der Pädagogik ansehen zu müssen glaubte, hier keine Stätte gefunden haben.

Unsere Anzeige wird dazu dienen, den Fachlehrern ersichtlich zu machen, was sie von dem Lehrbuche zu erwarten haben. Und es wird sie nicht gereuen, sich näher mit demselben bekannt zu machen.

München. S. Günther.

Robert, Karl, Die Nekyia des Polygnot. Mit einer Tafel und sechs Textabbildungen. (16. hallesches Winckelmannsprogramm). Halle a. S., Niemeyer 1892. 84 S. 4°. 8,— M.

Robert, Karl, Die Iliupersis des Polygnot. Mit einer Tafel und zwei Textabbildungen. (17. hallesches Winckelmannsprogramm). Halle a. S., Niemeyer 1893. 1 Bl., 82 S. 4°. 8,— M.

Weizsäcker, Paul Dr., Polygnots Gemälde in der Lesche der Knidier in Delphi. Mit zwei Tafeln und acht Abbildungen im Text. Stuttgart, Neff 1895. 68 S. 8°. 1,80 M.

Polygnots Gemälde in der Lesche der Knidier zu Delphi haben seit den Tagen des Grafen Caylus immer von neuem zu Wiederherstellungsversuchen gereizt. Den Ausgangspunkt bildeten die Nachrichten der Alten, vor allem die ausführliche Beschreibung des Pausanias. Je nach dem Verständnisse dieser Nachrichten und der Fähigkeit künstlerischer Nachempfindung fielen die Versuche aus. Zu den schriftlichen Nachrichten kamen in neuerer Zeit Denkmäler, die man mit Geschick und Glück mit der Malweise unseres Meisters in Verbindung brachte, die „polygnotischen“ Vasen und die Reliefe von Gjölbaschi. Der neue Stoff lud zu neuer Arbeit ein. Und so hat denn in den beiden vorliegenden halleschen Winckelmannsprogrammen Robert die zwei delphischen Gemälde zum Gegenstande der sorgfältigsten Untersuchung gemacht. Von der Beschreibung des Pausanias ausgehend hat er auf Grund der Anhaltspunkte, die sich aus den genannten Denkmälern für Kompositionsweise und Stil Polygnots ergeben, die beiden Gemälde rekonstruiert. Scharfsinn und Belesenheit zeichnen die Untersuchung in gleicher Weise aus, und so ist denn auch die Textkritik und Interpretation des Pausanias mustergiltig.

Darum werden beide Arbeiten für alle Einzelheiten der Beschreibung grundlegende Bedeutung erhalten. Mit voller Zustimmung verfolgen wir Figur für Figur den Aufbau des Ganzen — doch wie seltsam! — das Bild ist vollendet und wir stehen kopfschüttelnd davor. Die sog. polygnotischen Vasen erscheinen uns polygnotischer als die beglaubigt polygnotischen Gemälde. Dort hat man abgerundete Bilder, hier langgedehnte Figurenreihen. Es ist wahr: die beiden Gemälde haben je zwei Centren, und wenn Robert in verschiedenen Figuren Beziehungen zu Knidos und Delphi, zu den Auftraggebern und zum Orte der Ausführung, gefunden hat, und sich diese Figuren ungezwungen in die Mitte des Ganzen stellen, so ist das eine seiner glänzendsten Entdeckungen. Die Einheit ist gefunden: allein wir wollen sie auch mit Augen sehen, übersehen, in den Gemälden wie auf den Vasen. Und das können wir auf Roberts Bildern nicht.

Diesem Mangel sucht nun Weizsäcker abzuhelfen. Er gewinnt die Möglichkeit, das Ganze übersichtlich zu machen, durch Veränderung des Bildformates. Während sich bei Robert Höhe und Breite verhalten wie 1 : 4½, hat Weizsäcker das Verhältnis von 1 : 2. Architekturbilder sind von dem zu bemalenden Raume abhängig. Die Lesche Weizsäckers ist eine lange, schmale Halle mit langer Rückwand auf der Nordseite und einer Säulenstellung auf der Südseite, die nur durch Gitter mit Thüren abgeschlossen war. Die beiden Bilder befanden sich auf der Rückwand n e b e n e i n a n d e r. Mit dem Formate ändert sich natürlich auch die Anordnung der Figuren. Statt der Reihen haben wir Gruppen, die wie in die Länge, so auch in die Höhe oder vielmehr Bildtiefe gehen. (Denn das „Übereinander“ der Beschreibung bedeutet nach W. ein Hintereinander). Durch mäfsige Zwischenräume werden die einzelnen Gruppen von einander geschieden. So wird der Aufbau des Ganzen auch für das Auge durchsichtig und übersichtlich. Wir halten den Wiederherstellungsversuch Weizsäckers dem Grundgedanken nach für richtig. Klarheit des Aufbaues ist das erste Erfordernis für jedes figurenreiche Gemälde, die Übersichtlichkeit aber ist abhängig vom Verhältnis der beiden Ausdehnungen. Doch scheint uns Weizsäcker etwas zu weit gegangen zu sein. Man empfindet da und dort Raummangel. Derselbe zwingt dann zu perspektivischen Auskunftsmitteln, die für Polygnot selbst in so geringer Ausdehnung doch zum wenigsten sehr fraglich sind. — Wenn Weizsäcker die Beschreibung des Pausanias (wie vor ihm schon Diderot) entgegen der allgemeinen Ansicht bei der Iliupersis von links nach rechts und bei der Nekyia in umgekehrter Richtung gehen läfst, so hat dies viel für sich, nicht weil es „naturgemäfs“ ist, auch nicht wegen Menelaos' Schildzeichen, sondern weil sich dadurch für die Mitte der ganzen Bildwand auf den beiden Innenhälften sehr hübsche Entsprechungen ergeben (S. 66 f.).

Zum Schlufse noch einige Einzelheiten! Eurynomos, der fleischfressende Dämon, sitzt nach Paus. (XXVIII, 6) auf einem Geierbalg. W. deutet denselben auf die Aasgier des Dämons, ohne Zweifel richtig. Roberts Vermutung λυγκός für γυπός is also unnötig. — Paus. XXX,

2 ändert Robert das handschriftliche *ἐπανέχων* (*ἐπὰν ἔχων* La) in *ἔτι ἄλλην ἔχων*: es hiefs wohl ursprünglich *ἑτέραν ἔχων*. — In der Iliupersis Weizsäckers dürfte es sich empfehlen, den zwischen Antenor und der geschorenen Alten aus der Vivenziovase herübergenommenen Baum wieder zu beseitigen. Medusa und die Alte können dann mehr nach rechts oben, Leokritos „höher als“ Pelis und Koroibos in die Mitte über Eioneus und Admetos kommen, wie es die Beschreibung des Pausanias verlangt. — Antenors Stellung bei Weizsäcker stimmt nicht zu Pausanias (vgl. übrigens Weizs. S. 30!). Die richtige Stellung verlangt eine Veränderung der ganzen Gruppe. —

Robert, Nekyia S. 51 Z. 9 v. o. lies für „Promedon“: „Olympos“, Iliupersis S. 24 Mitte für „Freilassung der Helena“: „F. d. Äthra“, Weizs. S. 29 für „Den linken Flügel“: „D. rechten F.“!

Nürnberg. Dr. Hm. Sörgel.

E. Schulze, Das römische Forum als Mittelpunkt des öffentlichen Lebens. 17. Heft der Gymnasial-Bibliothek. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1893. (72 S. 8°. Preis 1 M.)

Diese anspruchslose Monographie gibt zunächst einen kurzen Überblick über die Baugeschichte des Forums und über seinen heutigen Zustand und entwirft dann auf diesem Hintergrund ein Bild des religiösen, politischen und sozialen Lebens, wie es sich dort in den Zeiten eines Cato und Cicero abspielte. Das Büchlein ist der studierenden Jugend gewidmet und hat für sie den richtigen Ton getroffen. Lebensvoll und anschaulich, Erzählung und Schilderung glücklich gemischt, dazu ein Hauch warmer Begeisterung! Es sind lauter alte Bekannte, die uns da begegnen, und auch der reifere Schüler wird wenig ganz Fremdes finden, aber es ist nicht ohne Reiz alle diese Gestalten in bunter Reihe über das Forum wandern zu sehen, die weifsgekleidete Vestalin und die schildeschwingenden Salier, fremde Gesandtschaften und die hohen Würdenträger der Republik, Festtagsbilder und Alltagsscenen. Mit besonderer Liebe ist das religiöse Leben geschildert, so dafs dem Schüler die altrömische pietas trefflich illustriert wird. Was die wissenschaftliche Grundlage betrifft, so ist überall der neuesten Forschung Rechnung getragen. Von den beigegebenen Illustrationen ist die rekonstruierte Südansicht des Forums sehr dürftig, die Häuslein am Abhang des Palatin sind geradezu naiv.

Würzburg. Wilhelm Wunderer.

Dr. E. Wagner, Eine Gerichtsverhandlung in Athen. Gymnasialbibliothek, herausgegeben von Pohlmey und Hoffmann, Gütersloh bei C. Bertelsmann 1894. VI. Heft, 49 Seiten, Preis 80 Pf.

Das Büchlein kommt meinem Plane zuvor, für Schülerhand einen kleinen Abrifs der attischen Gerichtsverfassung zu geben, und zwar ist mit demselben den oberen Gymnasialklassen ein wertvoller Führer

durch einen grofsen Teil der Rednerlektüre geboten. Dafs nämlich die verfassungsrechtliche Seite bei dieser Lektüre zu berücksichtigen sei, darüber, meine ich, sollte kein Zweifel mehr herrschen; denn dadurch wird die ganze Frage dem Schüler mehr konkret gemacht, er soll bei den Prozessen, mit denen er sich oft sehr lange zu beschäftigen hat, auch ein Resultat erfahren und sich selbst ein Urteil darüber bilden können. Diesem Bedürfnis kommt Verfasser mit seiner Arbeit entgegen. Nach einer kurzen historischen Übersicht gibt er an der Hand der vielgelesenen Rede des Lysias gegen Eratosthenes ein vollständiges Bild der Entwicklung eines Prozesses von der *κλῆσις* an bis zur vollendeten *κρίσις*. Mit teilweise wörtlicher Wiedergabe — Ermordung des Polemarchos und Schlufsapostrophe an die Heliasten — führt uns Verfasser in dialogischer, lebendiger, teilweise phantasiereicher Form die Anklagerede des Lysias vor, sowie die Antwort des Eratosthenes. für die er Vorbilder in Lys. XXV und Lyk. *κατὰ Λεωκρ.* 29 benützt hat; auch das hier frei gewählte Beispiel einer *συνηγορία* gibt ihm Veranlassung, auf diese Eigentümlichkeit des attischen Prozesses einzugehen. Aus dieser paedagogischen Rücksicht läfst er auch den Eratosthenes zu einer Geldstrafe verurteilen, um dabei auch die Bestimmungen betreffs *τίμησις* und *προθεσμία* berühren zu können. Auf viele Einzelheiten einzugehen verbietet der mir zur Verfügung stehende Raum; p. 2, Abs. 3 heifst es, Drakon habe dem Areopag die Gerichtsbarkeit entzogen, was man nach *Ἀθην. πολιτ.* III, 6 in dieser Verallgemeinerung nicht sagen kann. Die p. 20 angegebene Verlosung der Gerichtsstätten unter die *δικαστήρια* gehört nach Busolt: Griech. Staatsaltert.[2] p. 278 ins 4. Jahrhundert; übrigens ist hier endlich die Losung bei den Gerichtshöfen, wie auch die Stimmabgabe durch *ψῆφοι* mit verständlicher Klarheit dargestellt. Auf zwei Dinge aber möchte ich den Herrn Verfasser noch aufmerksam machen, zunächst auf die Form der Eigennamen; die Folgerichtigkeit verlangt nach Peisandros und den meistens in griechischer Form gegebenen Namen auch Lysandros (für Lysander), Peiraieus (für Piraeus) und Alkibiades. Und endlich: könnte sich Verfasser nicht entschliefsen, auf die Bezeichnungen „Schutzverwandte“ für *μέτοικοι* und „Schriftklage“ für *γραφή* zu verzichten? Beide Ausdrücke sind ja herkömmlich, doch kann sich der Schüler darunter nichts oder höchstens Fehlerhaftes denken.

Summa: Das Büchlein erscheint durch reichen, anregenden Inhalt, fehlerfreien Druck, gutes Papier und billigen Preis — 80 Pf. — als eine empfehlenswerte Unterstützung der Schüler.

Nürnberg. Dr. H. Keller.

Reichel, W., Über homerische Waffen. Archäologische Untersuchungen (Abhandlungen des Archäologisch-epigraphischen Seminars der Universität Wien, herausgegeben von O. Benndorf und E. Bormann. Heft XI). Wien 1894. Alfred Hoelder. 151 S. Mit 55 Abbildungen im Texte. 5 M.

Ein Buch, in welchem, wie das Verzeichnis S. 147—151 ausweist, etwa 350 Stellen der Ilias, dazu über 30 der Odyssee mehr oder minder ausführlich behandelt, erklärt, beleuchtet werden, würde an sich schon unsere höchste Beachtung verdienen. Nun haben wir aber eine streng systematische Untersuchung vor uns, aufgebaut auf völlig neuer Grundlage und eben darum in ihrer Beweisführung so einheitlich und geschlossen wie kaum eine andere; nur Wolfgang Helbigs Werk „Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert," (und Frz. Studniczkas „Beiträge zur Geschichte der altgriechischen Tracht" an einigen Stellen) ist herangezogen. Die neue Grundlage ist die systematische Verwertung der mykenischen Altertümer für das Verständnis der homerischen Kultur, wozu der Verfasser besonders geeignet war, da er diese Altertümer während eines zweijährigen Aufenthaltes in Griechenland, wo er einen Katalog sämtlicher im Zentralmuseum zu Athen vereinigter mykenischer Altertümer griechischen Fundortes ausarbeitete, durch eingehendes Studium genau kennen lernen konnte.[1])

An der Spitze steht das umfangreiche 1. Kapitel über die Schilde (S. 5—65). Dessen Abschnitt A sucht Klarheit zu schaffen über Bau, Handhabung und Bedeutung des mykenischen Schildes, dessen Kenntnis für die des epischen notwendige Voraussetzung ist. Der mykenische Schild hat 2 Grundformen, eine gerundete von gröfseren und eine eckige von kleineren Dimensionen; erstere, die weitaus häufigere, ist hoch gewölbt und bildet einen Oval, welches über der Brust von Schulter zu Schulter reicht, nach unten Leib und Beine bis fast zu den Füfsen deckt. Dieses Schildoval hat jedoch etwa in der Mitte der Längsseiten starke Einziehungen, wodurch sich eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Kasten einer Violine ergibt. Gefertigt waren diese Schilde aus Rindshäuten, die getrocknet, ursprünglich kreisförmig zugeschnitten und erst dann durch einen innen angebrachten Spreizstab seitlich eingezogen und so auf die ovale, bauchige Form gebracht wurden. Dadurch bildete sich von selbst ein Schildhöhepunkt, eine Art Nabel. An der Querspreize, mit welcher der Schild auch gehoben werden kann, ist der Tragriemen (Telamon) befestigt, der in Form einer Schlinge auf der linken Schulter ruht. Für den Schild gibt es nur 2 Lagen, entweder er hängt über den Rücken nieder oder vor der Brust, wenn der Krieger seiner bedarf.

[1]) Die Arbeiten von Otto Rofsbach, Zum ältesten Kriegswesen (Philologus XLI, S. 1—13) und H. Kluge, Vorhomerische Abbildungen homerischer Kampfscenen (Jahrb. f. Philol. 145 Bd. 1892, S. 369—385) welche einige Gegenstände der Reichel'schen Untersuchungen gleichfalls behandeln, sind von ihm berücksichtigt worden.



Letzteres wird dadurch erreicht, dafs der Krieger den Tragriemen unter der rechten Achsel fafst und zur linken Schulter emporzieht; dabei wandert der Schild unter dem erhobenen rechten Arm hindurch vom Rücken vor die Mitte des Körpers. Um ihn wieder nach rückwärts zu bringen, fafst die linke Hand den Tragriemen an der linken Schulter und schiebt ihn unter die rechte Achsel. Der Krieger kann sich hinter diesem Schilde decken, beim langsamen Vorwärtsschreiten hebt er ihn an der Querspreize. Der schwere, unhandliche Schild setzte grofse Kraft und Gewandtheit für die Handhabung voraus, aber er deckte wie ein Panzer Leib und Rücken vollständig und gestattete innerhalb gewifser Schranken den freien Gebrauch der Hände. — Dafs dieser mykenische Schild und kein anderer der des Epos ist, wird im Abschnitt B schlagend nachgewiesen und gezeigt, dafs Helbig Unrecht hatte, wenn er neben diesem auch noch den kleineren Rundschild oder Bügelschild für das Epos annahm. Hier werden die meisten Stellen des Epos besprochen und durchaus mit den obigen Voraussetzungen in Einklang gebracht.[1]) Die Schilde sind, wie in der mykenischen Epoche so im Epos gewaltig schwer, so dafs die Helden schwitzen unter ihrer Last; daraus erklärt sich der eigentümliche Gebrauch des Streitwagens, der die Kämpfer ja nur bis zur Kampfstätte führt, worauf sie absteigen und zu Fufs kämpfen. Der Schild war eben so schwer, dafs man es vermeiden mufste, auch nur eine kurze Strecke mit ihm beladen zu gehen, weil das blofse Marschieren unter ihm die Kräfte zu sehr in Anspruch genommen hätte. Bogenschützen sind weil ohne Schild auch ohne Streitwagen; dem Ajax und Odysseus fehlt letzterer als Insulanern. Sowie der homerische Schild aufhört, die allgemein gebräuchliche Schutzwaffe zu sein, verschwindet auch der epische Kriegswagen. Auch erledigt sich die Frage jetzt sehr einfach, warum die homerischen Helden nicht reiten konnten; denn mit dem mykenischen Schild kann überhaupt niemand reiten. Die Reiterei kommt erst mit dem Bügelschild auf. Dafs letzterer nicht neben dem Turmschild bestanden, sondern als jüngerer Typus den älteren abgelöst hat, lehren die Monumente, und zwar fällt, nach den attischen Dipylonvasen zu schliefsen, das Aufkommen des Bügelschildes in das 8. Jahrhundert. Damit kommt aber derselbe für die heroische Zeit nicht nur, sondern für die Hauptmasse des Epos selbst nicht mehr in Frage.

Der epische Schild ist Herrenwaffe, deren Gebrauch die Kraft eines Helden, ritterliche Schulung, den Besitz eines Streitwagens und Bedienung durch Schildknappen erfordert, und die schon im Preise

---

[1]) In diesem Zusammenhang wird S. 41—52 auch der Schild des Achilles behandelt, sicher ein mykenischer, also ein Turmschild. Zu einem solchen pafst auch der Bilderschmuck: 1) technisch, 2) räumlich, 3) inhaltlich, wie eingehend gezeigt wird. Was seine Realität anlangt, so handelt es sich nach Reichel nicht um poetische Phantasie, sondern um eine wirkliche Prunkwaffe, die dem Dichter vorlag. Wegen der Bezugnahme auf eine Scene der Bilder des Achillesschildes ist als Anhang S. 133—139 die Abhandlung von O. Benndorf „Über das Alter des Trojaspieles aus Wiener Akademieber. CXXIII. Bd. III Abt. 1890 wieder abgedruckt.

für den gewöhnlichen Mann unerschwinglich ist. Dessen Schutzwaffe sind die λαισήια πτερόεντα, die als „flatternde Felle" erklärt werden müssen. Aus diesem Fellschild hat sich der mykenische entwickelt, ihn tragen die Bogenschützen, ihm entspricht die Aegis der Götter. (II. Kap. S. 65—72).

Die Beinschienen sind mit dem mykenischen Schild und für ihn entstanden, um das Anschlagen des unteren Schildrandes an beide Schienbeine beim Vorwärtsschreiten abzuschwächen. Anfänglich sind sie aus Zeug oder Lederstücken; die ehernen Beinschienen treten mit Sicherheit erst in der Periode auf, in der der Rundschild durchgedrungen ist, jetzt erst werden sie zu einem besonderen Rüstungsstück. Beinschienen im Epos also sind Gamaschen; denn das Epitheton χαλκοκνήμιδες kommt aufser an einer spät hinzugedichteten Stelle (H 41) im ganzen Epos nicht vor. Jetzt versteht man auch, warum die homerischen Bogenschützen durchaus der Beinschienen entbehren: sie haben eben keinen Schild. (III. Kap. S. 72—79.)

Die epische Zeit hatte keinen Panzer. Das ist das überraschende Resultat von Kap. IV. S. 79—111. Auf Monumenten erscheint der Metallpanzer weder in der mykenischen Zeit, noch in der des Dipylonstiles; erst auf Thongefäfsen, die nicht älter sind als das 7. Jahrhundert, kommt er vor. Im Epos beschränken sich die Panzererwähnungen auf die Ilias (in der jüngeren Odyssee kommt der Panzer nicht vor), und hier bieten sie eine Fülle von Merkwürdigkeiten. Nach eingehender Prüfung aller einschlägigen Stellen kommt Reichel zu dem Resultat, dafs der homerische Plattenpanzer eine späte, im grofsen und ganzen einheitliche Interpolation ist, die etwa im 7. Jahrhundert vollzogen wurde; es ist aber keine historische Fälschung, sondern ein historischer Irrtum; denn das Wort θώρηξ ist älter und nicht erst in das Epos interpoliert; wie θωρήσσεσθαι ursprünglich nur „sich rüsten" heifst, so θώρηξ nur „Leibschutz". Bei dieser Gelegenheit wird ζωστήρ als der Gurt nachgewiesen, der bestimmt war, den langen χιτών aufzuschürzen, während μίτρη (die Blechbinde) wirklich ein altes Rüstungsstück aus Metall ist, das man auf dem blofsen Leibe unter dem Gewande getragen zu haben scheint; denn ζῶμα ist der altertümliche Lendenschurz, den ebenfalls mykenische Beispiele zeigen. — Demnach bezieht sich das 34mal vorkommende χαλκοχίτων nur auf den Schild als bildlicher Ausdruck.

Der homerische Helm endlich (Cap. V, S. 112—128) kann nicht mit Helbig als Visierhelm gedacht werden; er schützt nur die oberen Schläfe, Stirn und Oberkopf; dafür spricht schon das Sturmband (ἱμάς), welches beim Visierhelm rein überflüssig wäre; andrerseits beweist nichts dagegen der Ausdruck χαλκοπάρηος (erzwangig); denn der Helm wird an sich als Kopf gedacht, also sind seine Seitenteile die Erzwangen. Das Gesamtbild des homerischen Helmes läfst ihn erscheinen als eine Haube, wohl gewöhnlich von Leder, die nur den Oberkopf bedeckte und um den unteren Rand über den Schläfen durch einen ehernen Reif (στεφάνη) abgeschlossen wurde. Der Busch wuchs entweder aus dem sich zuspitzenden Helm

hervor oder er hatte eine besondere, hohe Buschstütze. Als weiterer Schmuck, möglicher Weise auch als Hiebfänger dient der φάλος, ein weitausladender Vorsprung, röhrenförmig, einzeln oder mehrfach (ἀμφίφαλος, τετράφαλος), der dem Helm die Bezeichnung αὐλῶπις verschaffte. Die Festigkeit der Lederhaube wurde noch durch φάλαρα (Metallbuckel) erhöht.

Nur kurz wird Kap. VI S. 129—132 das interessante Thema des Bogenschiefsens behandelt, „dessen systematische Bearbeitung demnächst von anderer Seite bevorsteht", doch sind die Bemerkungen besonders über das Bogenspannen (ἀνέλκειν = hinaufbiegen des z. B. aus Antilopenhörnern bestehenden Bogens) äufserst wichtig.

S. 140—146 steht ein genauer Nachweis der Abbildungen, teilweise mit Nachträgen, darauf folgt der schon erwähnte Index locorum. Die mit einfachen und klaren Worten vorgetragene Beweisführung ist fast durchweg so zwingend, dafs man sich nur wundern mufs, wie soviele Irrtümer solange geglaubt werden konnten. Aber freilich, noch vor kurzer Zeit wäre eine solche Beweisführung unmöglich gewesen, da sie nur auf den mykenischen Funden sich aufbauen konnte. Demnach gehört von jetzt an Reichels Buch zum festen Bestand der Hilfsmittel zur Homererklärung; es mufs in jeder Gymnasialbibliothek unbedingt vorhanden sein; dafs es vollends jeder Lehrer, der Homer zu interpretieren hat, gelesen und studiert haben mufs, brauche ich nach dem Vorausgehenden wohl nicht mehr besonders hervorzuheben.

München. Dr. J. Melber.

Dr. Friedrich Vogel, K. Gymnasialprofessor: Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Geschichte. III. Bändchen: Deutsche Geschichte der Neuzeit mit besonderer Berücksichtigung der bayerischen Geschichte. (II. Bändchen der deutschen Geschichte). Bamberg. C. C. Buchner Verlag. Rudolf Koch. 1895. 120 Seiten. Preis: gebunden M. 1,20.

Die Vorzüge der beiden ersten Bändchen von Dr. Vogels Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Geschichte habe ich im XXX. Bande dieser Blätter S. 307 ff. darzuthun versucht. Daher mag hier nach dieser Seite die Versicherung genügen, dafs das III. Bändchen von der gleichen Umsicht und Vorsicht, von dem gleichen Verständnisse für die Bedürfnisse der Schule, von der gleichen Sorgfalt Seite für Seite in hocherfreulichem Grade zeugt. Demzufolge besteht die volle Zuversicht, dafs ihm die nämliche freundliche Aufnahme gesichert ist, die seine beiden Vorgänger wohlverdientermafsen gefunden. Nur mit Bezugnahme auf das im vorliegenden Bändchen behandelte heikle Gebiet der Reformationsgeschichte sei hier kurz bemerkt, dafs ich in dem redlichen und werkthätigen Streben des Verfassers, nach beiden Seiten alles Verletzende thunlichst zu vermeiden, während

manche von Verwässerung sprechen werden, einen besonderen Vorzug der Vogelschen Schuldarstellung anerkenne. Die einschlägigen Religionslehrer werden schon dafür sorgen, dafs es an Würze und an Salz nicht gebricht. Der Lehrer der Geschichte hat es fast ausnahmslos mit Schülern beider Konfessionen zu thun. Er braucht seinen konfessionellen Standpunkt nirgends zu verleugnen; dagegen steht ihm das Recht, bei Schülern und Eltern der anderen Konfession gerechtfertigten Anstofs zu erregen, nicht zu.

Da eine baldige Neuauflage als unzweifelhaft vorausgesetzt werden darf, vielleicht auch zu Nutz und Frommen des einen oder andern der das Büchlein in der Schule benützenden Kollegen, mögen hier ein paar Bemerkungen über Dinge angereiht werden, hinsichtlich deren wenigstens mir eine Abänderung angezeigt erscheint.

Für den auf S. 6, 8, 11 und 38 erwähnten Gulden empfähle es sich, künftig den damaligen Wert desselben namhaft zu machen, wie es in einer anderen Beziehung S. 66 richtig geschieht. Bei Örtlichkeiten, deren Kenntnis seitens der Schüler nicht ohne weiteres vorausgesetzt werden darf, bietet der Verfasser, um das Auffinden zu erleichtern, zweckdienlich eine nähere Bestimmung. Dies hätte S. 12 auch bei Eck geschehen sollen, dem heutigen Egg an der Güns bei Ottobeuern. Auf der gleichen Seite waren die bayerischen Herzöge Wilhelm IV. und Ludwig von der Verfolgung der Lutheraner nicht so ganz frei zu sprechen. Herzog Max I. übernahm die Regierung schon am 15. Oktober 1597, nicht erst 1598, nachdem er vorher (seit 1. Dezember 1594) mit seinem Vater Mitregent gewesen (S. 23 und 110). Der formelle Regierungsantritt fand allerdings erst nach erfolgter kaiserlicher Belehnung unterm 4. Februar 1598 statt. Den ganzen 30jährigen Krieg durchlebte von den damaligen Fürsten nicht er allein, sondern auch sein Bruder Ferdinand, Kurfürst von Köln, der Markgraf Christian von Bayreuth und Johann Georg von Sachsen (S. 35). S. 34 ist einzusetzen „d i e 10 Reichsstädte", weil es damals in Elsafs ihrer mehrere nicht gab. Die Mutter Karls X. von Schweden war Gustav Adolfs S t i e f schwester (S. 39). Um 12 Uhr mittags die Türkenglocke zu läuten und ein Gebet zu verrichten, wurde nicht erst bei der Türkengefahr von 1664, sondern schon durch eine Bulle des Papstes Kalixt III. vom 29. Juni 1456 angeordnet (S. 40); durch Reichsbeschlufs wurde dieses Läuten an allen Orten des Reiches allerdings erst 1664 eingeführt. Dafs der pfälzische Kurfürst Karl Ludwig an Türenne eine Herausforderung zum Zweikampfe ergehen liefs, ist für die Verwertung in einem Schulbuch historisch zu wenig beglaubigt (S. 41). Die dritte Teilung Polens erfolgte erst im Oktober 1795. Die Mifsstimmung Preufsens über seine angebliche Benachteilung bei derselben läfst sich somit nicht einmal als Vorwand für den unterm 5. April desselben Jahres abgeschlossen Baseler Frieden geltend machen (S. 71). Die Bezeichnung parthenopeische Republik ist nach Hüffers Aufsatz „die neapolitanische Republik des Jahres 1799" im historischen Taschenbuch von 1884 unrichtig (S. 73). Dafs die tiefgreifenden Reformen v. Steins, von der Bauernemanzipation

und der Städteordnung bis zur Anbahnung der Reichsstände, teilweise schon vor ihm vorbereitet waren, hätte S. 84 wenigstens angedeutet werden sollen. Dafs die Napoleoniden, abgesehen von Murat, 1815 unbehelligt blieben, ist in diesem Umfange ebensowenig richtig, als dafs Montgelas am 2. Februar 1817, nur um der beabsichtigten Verfassung aus dem Wege zu gehen, freiwillig aus dem Ministerium schied (S. 93 und 97). Auf der nämlichen Seite 97 werden wichtige Regierungshandlungen des Königs Max II. ungeeignet lediglich in einem Nebensatz vorgetragen; sein Wort: „Ich will Frieden haben mit meinem Volke" gehört nicht dem Jahre 1848, sondern 1859 an (S. 98). Auf derselben Seite ist die durch Titel VI § 8 der Verfassung angeordnete Vertretung der 3 Landesuniversitäten in der II. Kammer unberücksichtigt geblieben. S. 100 war „2½ Mill. dänische Thaler" zu setzen; dieser verhält sich zum Vereinsthaler wie 4 : 3. Die Lisaine mündet in die Allaine, erst diese in den Doubs (S. 107). Italien trat dem deutsch-österreichischen Bunde 1883 bei; 1887 erfolgte die Erneuerung desselben (S. 109 und 120). S. 111 wird die Dauer des Landshuter Erbfolgekrieges richtig auf 1503—05 angesetzt; gemäfs der Angabe S. 7 wird der Schüler nur eine neunmonatliche Dauer annehmen. S. 115 hätte der Residenzbau und in diesem die Allerheiligenkirche nicht unerwähnt bleiben sollen.

Was etwa hinsichtlich der für Schulzwecke fast durchweg musterhaften Diktion zu erinnern ist, beschränkt sich so ziemlich ausnahmslos auf Dinge recht untergeordneter Art. So wird wohl die Pluralform Herzoge (S. 28, 29, 32, 39, 54 und 66) statt Herzöge heutzutage für veraltet gelten dürfen; dagegen möchte ich der Neuerung andererseits (S. 32) statt anderseits das Wort nicht reden; auch nicht der Verbindung eine Kurwürde stiften (S. 34) statt errichten; nicht der Deklination seines Bruders Josephs II. (S. 64). Desgleichen möchte ich Satzverbindungen mit „und", wie sie sich S. 23 Z. 19 v. u. und S. 36 Z. 9 v. u. finden, den Schülern zur Nachahmung nicht empfehlen. Wenn S. 19 von Moriz v. Sachsen gesagt wird, er habe sich nicht geschämt, durch ein Bündnis mit Frankreich die nötigen Geldmittel gegen den Kaiser zu gewinnen; S. 33, Bernhard von Weimar habe es trotz seiner deutschen Gesinnung über sich gebracht, in französische Dienste zu treten; S. 81, Kaiser Alexander I. habe sich nicht geschämt, im Tilsiter Frieden damals zu Preufsen gehörige polnische Gebiete von Napoleon anzunehmen, so ist das alles recht schön und gut; allein man gerät beim Geschichtsunterrichte bekanntlich nicht blofs hier, sondern auch sonst gar oft mit der Ethik ins Gedränge; in der Politik nimmt das *καλόν* neben den *συμφέρον* schon seit langer Zeit ein recht bescheidenes Plätzchen ein. In dem Satz „Hermann von Köln versuchte sein ganzes Bistum der Reformation zuzuführen" (S. 17) wäre das Wort „ganz" leicht zu entbehren.

Für Lernbücher empfiehlt sich meines Erachtens eine thunlichst schlichte Sprache. Von diesem Grundsatze ausgehend möchte ich Redewendungen folgender Art, an und für sich ja ganz und gar nicht zu beanstanden, hier lieber abgeändert sehen. Die Ritter hatten ihre

Rolle ausgespielt (S. 13). Die buntscheckige Reichsarmee (S. 57). Der König und die Kaiserin erweichten ihren harten Sinn (S. 60). M. Antoinette wurde zur Guillotine geschleppt (S. 68). Der Pöbel wurde zu Paaren getrieben (S. 69). Der Rheinbund legte sich freiwillig zu Napoleons Füfsen (S. 79). Der Erzherzog Johann liefs sich 1809 von den Franzosen den Rang ablaufen (S. 83). Das Königreich Westfalen brach auseinander (S. 90). Die Franzosen wurden beim 2. Pariser Frieden etwas rauher angefafst (S. 93). Manteuffel drängte 1871 die von Hunger und Frost zitternden Franzosen Bourbakis über die Schweizer Grenze (S. 107).

Gut werden dem Schüler oftmals Andeutungen für die Aussprache von Fremdnamen gegeben. Nach dieser Richtung hätte der Verfasser noch einen Schritt weiter gehen dürfen. Die Betonung von Namen wie Pavia, Aluta, Canada, Alexandria, Kairo, Abukir versteht sich für den Schüler keineswegs von selbst, für viele auch nicht, wenn ihnen der eine oder andere derselben früher beim Unterrichte schon begegnet ist.

In orthographischer Hinsicht ist am Büchlein grofse Sauberkeit zu rühmen. Eine kleine Inkonsequenz liegt darin, dafs S. 11 der Schwäbische, S. 16 der Schmalkaldische Bund, S. 89 die Wütende Neifse zu lesen ist, während sonst für derlei Adjektiva der kleine Anfangsbuchstabe gewählt ist, sogar für der „grofse Kurfürst". Wurde S. 73 die parthenopeische Republik nun einmal vorgeführt, so war nicht die Form parthenopäisch zu bieten.

Es ist leicht ersichtlich, dafs die vorstehenden Beanstandungen, die sich mitunter nicht einmal über den Standpunkt einer persönlichen Geschmackssache erheben, von keinem sonderlichen Belange sind. So bedarf das auch äufserlich günstig ausgestattete und zu einem billigen Preise angesetzte gute Büchlein keiner weiteren Empfehlung; es empfiehlt sich selbst zur vollen Genüge. Für den hier in Betracht kommenden Lehrstoff und für unsere Zwecke, das läfst sich unbedenklich behaupten, haben wir kein besseres.

München. Markhauser.

Bernheim, Ernst, Lehrbuch der historischen Methode. Mit Nachweis der wichtigsten Quellen und Hilfsmittel zum Studium der Geschichte. Leipzig, Duncker und Humblot. 2. völlig durchgearbeitete und vermehrte Auflage. 1894. 8°. XI, 624 S. 12 M.

Nichts kann wohl für die Nützlichkeit dieses Buches besser sprechen, als der Umstand, dafs davon innerhalb 5 Jahre eine neue, zweite Auflage notwendig geworden ist. Nachdem dasselbe an dieser Stelle bei seinem ersten Erscheinen (1889) nicht besprochen worden ist, mag dies nunmehr nachgeholt werden.

Die erste Auflage ist von der Kritik, soweit ich sehe, allgemein sehr günstig aufgenommen worden. Wenn auch der Eine fand (cf. Klebs in der D. L. Z. 1890, 138) dafs das Buch nicht sowohl durch

neue überraschende Gedanken als vielmehr durch die gleichmäfsige systematische Durcharbeitung des ganzen Gebietes sich auszeichne, ein Anderer im Detail dies oder das auszusetzen hatte: über den aufserordentlich praktischen Nutzen desselben für den Studierenden sowohl als für den Forschenden war doch alle Welt einig. Mit Recht bemerkte man, dafs Bernheim — Professor der Geschichte an der Universität zu Greifswald und als Historiker längst rühmlichst bekannt — damit wirklich eine grofse Lücke ausgefüllt habe, da eigentlich seit Friedrich Rehm's sehr kurzem Lehrbuch der historischen Propädeutik (2. Aufl. hgb. von Hch. von Sybel 1864) nichts derartiges mehr erschienen war, die grofsen Fortschritte in der Geschichtswissenschaft nach dieser Seite hin in methodischer umfassender Darstellung eigentlich noch kaum recht waren verwertet worden — während andererseits der Kreis der „Historiker" mehr und mehr gewachsen war und noch immer wächst. Und dabei herrscht doch, wie Bernheim sehr zutreffend im Vorwort zu der ersten Auflage bemerkt, kaum in einer anderen Wissenschaft eine so aufserordentliche Verschiedenheit der Meinungen über die wichtigsten Grundbegriffe der Methode wie in der Geschichte; und vielleicht keine Wissenschaft hat — nach einem ebenso richtigen Worte von G. Waitz — mehr vom Dilettantismus zu leiden als die Geschichtswissenschaft, der nur dann aus ihr zu bannen sein wird, wenn Bücher, wie das vorliegende, eine möglichst weite Verbreitung finden und die darin ausgesprochenen Grundsätze möglichst allgemein bei historischer Forschung und Darstellung werden angewendet werden.

Mit Fug und Recht hat der Verfasser die neue Auflage als eine völlig durchgearbeitete und vermehrte bezeichnet; überall ist die neueste Literatur sorgfältig nachgetragen, durch Hinzufügung einzelner Abschnitte und Ergänzungen aller Art ist der Umfang des Buches um fast fünf Bogen vermehrt, die Zitate und Nebenbemerkungen sind nun zur besseren Übersicht getrennt unter den Text gesetzt worden. Aber im Wesen selbst, in der Auffassung, der Einteilung und Darlegung ist keine Änderung eingetreten, so dafs die erste Auflage neben der zweiten immerhin recht gut bestehen kann. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes ist es wohl gerechtfertigt, den Inhalt nun etwas genauer wiederzugeben, wobei wir zugleich am besten Gelegenheit haben werden, einzelne Bemerkungen daran jeweilig anzuknüpfen.

Das Buch ist in sechs Kapitel geteilt, wovon das erste „Wesen und Begriff der Geschichtswissenschaft" behandelt. Bernheim erklärt die Geschichte als „die Wissenschaft von der Entwickelung der Menschen in ihrer Bethätigung als soziale Wesen," wobei einmal ein besonderes Gewicht auf die „Entwickelung" und dann auf den Ausdruck „soziale Wesen" gelegt wird. Durch das Wort „Bethätigung" will der Verf. zugleich die kulturgeschichtliche Seite ausdrücken, da die Geschichte es nicht blofs mit Handlungen, sondern auch mit Zuständen zu thun habe — wofür freilich der Ausdruck doch nicht recht passend erscheint. — Daran reiht Bernheim einen § (2) über die historische Entwickelung des Begriffes der Geschichtswissen-

schaft, in welchem er kurz die drei Arten der historischen Auffassung charakterisiert: 1) die erzählende oder referierende 2) die lehrhafte oder pragmatische 3) die entwickelnde oder genetische, und von den Logographen, den Annalen und Chroniken (welche die erste Stufe darstellen) zu Thukydides, Polybius, Tacitus und über das Mittelalter hinwegeilend zu der Zeit des Humanismus und der Reformation übergeht.

§ 3 handelt von der Begrenzung und Einteilung des geschichtlichen Stoffes. Bernheim erklärt sich gegen die Beschränkung auf die sogenannten Kulturvölker und für die Hereinbeziehung der prähistorischen Forschung. Aus der hier versuchten „thematischen" Einteilung will ich nur die meiner Ansicht nach sehr richtigen Ausführungen über das Verhältnis zwischen „Kulturgeschichte" und politischer Geschichte hervorheben (S. 47 u. ff.), die darin gipfeln, daſs nach Bernheim unter der ersten eben die nichtpolitischen Bethätigungen der Menschen als soziale Wesen zu begreifen seien. Dies mag befremden, weil es gar zu einfach oder trivial klingt, ist aber doch richtig. Freilich wenn man streng methodisch vorgehen will, muſs man meines Erachtens natürlich unter dem Begriff der „Kulturgeschichte" alles subsumieren, und gehört insbesondere auch die politische Geschichte wesentlich mit dazu. Denn daſs die politischen Verhältnisse und Zustände ein ebenso wichtiger Faktor für die ganze Entwickelung oder „Kultur" eines Volkes sind, als andere physikalische, materielle, das wird wohl im Ernst niemand bestreiten wollen. Ein politisch unreifes, unselbständiges oder geknechtetes Volk wird auch auf anderen Gebieten an der Entfaltung seiner Kräfte und Fähigkeiten behindert sein. Allein aus praktischen Gründen wegen der übergroſsen Fülle von Material ist jene Scheidung zwischen politischer und Kultur-Geschichte vorzunehmen und vorgenommen worden. Hat man dabei lange Zeit die politische Geschichte allzusehr in den Vordergrund gerückt und die übrigen Teile oftmals zu stiefmütterlich bedacht, so wird heutigen Tages Gewicht darauf gelegt, daſs historische Werke nicht bloſs die politische, sondern auch die anderen Seiten des Lebens eines Volkes, die literarischen, wissenschaftlichen, künstlerischen und vornehmlich die sozialen und wirtschaftlichen, wie die sonstigen „kulturellen" Verhältnisse in gleicher Weise berücksichtigen und behandeln. Sehr treffend äuſsert sich Bernheim (S. 62) auch über die Mängel, welche jeder Periodisierung oder chronologischen Einteilung der Geschichte anhaften, und weist meines Erachtens mit Erfolg die Bemühungen von O. Lorenz zurück, seine „Generationentheorie" zu einem absoluten Einteilungsprinzip der Geschichte zu erheben. Ich darf hiefür wohl auf meine Bemerkungen verweisen, die ich in der Eröffnungs-Sitzung der historischen Sektion bei dem (hiesigen) 41. Philologentag an den eben damals erschienenen zweiten Band des Lorenz'schen Werkes: „Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben" anzuknüpfen mir gestattete. Auch Bernheim betont, daſs L. von Ranke, auf den sich Lorenz dabei stützen will, sich darüber vielmehr nur sehr vorsichtig ausgesprochen habe. Auch lasse

sich Lorenz' Theorie der 3 Generationen (vom Vater bis zum Enkel = dreimal 33 oder 100 Jahre und als gröſsere Maſsstäbe dann dreimal drei und sechsmal drei Generationen = 300 bezw. 600 Jahre) physiologisch gar nicht beweisen. Und wenn dieses Gesetz der drei Generationen wirklich „ein der menschlichen Natur innewohnendes Prinzip" wäre, warum solle es dann nur unter der Voraussetzung von Familieneinrichtungen gelten, wie sie die Monogamie mit sich bringe? Alle nicht monogamischen Völker wären dann von der Geschichte ausgeschlossen! Ebensowenig ist die damit in engem Zusammenhang stehende „Vererbungstheorie" geeignet als geschichtliches Forschungsprinzip verwendet zu werden, da immer im führenden, leitenden Genius ein unbekannter, schöpferischer „Rest" bleibt, — unbestimmbar und unmeſsbar — der jede derartige Schematisierung hindert.

Von besonderem Interesse ist der nächste § 4, der das Verhältnis der Geschichtswissenschaft zu anderen Wissenschaften zum Gegenstand hat. Natürlich kommt hiebei — und zwar an erster Stelle — auch das Verhältnis zur Philologie zur Sprache, worüber ja schon viel gesagt und noch mehr gestritten worden ist. Ich zögere nicht zu bekennen, daſs ich in diesem „Streit" von jeher und auch jetzt noch mit Bernheim auf der Seite Jener stehe, welche — entgegen der Ansicht Boeckh's und seiner Schule — die Philologie nicht als „Wiedererkenntnis und Darstellung des ganzen vorhandenen menschlichen Wissens" auffassen, sondern — etwa mit Koerting — die Aufgabe der Philologie als die „Erkenntnis des eigenartigen geistigen Lebens eines Volkes" definieren, „soweit dasselbe in der Sprache und Literatur seinen Ausdruck gefunden hat." Hingegen kann ich darin nicht mit Bernheim übereinstimmen, daſs hinsichtlich der Methode wirklich ein wesentlicher Unterschied bestehe, da sowohl die „Entwickelung" als die „Kombination" doch auch bei der Philologie keine geringe Rolle spielen. — Des Weiteren wird das Verhältnis zur Politik, bezw. Staatslehre, zur Sociologie oder Socialwissenschaft (dieser Abschnitt neu!), dann zur Anthropologie, Ethnographie, Ethnologie und besonders eingehend und lesenswert zur Naturwissenschaft erörtert und mit vollem Recht betont, daſs die naturwissenschaftliche Methode mit ihren mechanischen Gesetzen auf die Geschichtswissenschaft absolut nicht anwendbar ist. Wie das Verhältnis zur Philosophie einem besonderen, späteren Kapitel aufbewahrt ist, so wird auch dem Verhältnis der Geschichte zur Kunst ein eigener § (5) gewidmet, wobei Bernheim sich, wie mir erscheint, etwas zu schroff gegen den Satz wendet, daſs die Geschichte zugleich Wissenschaft und Kunst sein solle, der doch von den meisten nur dahin verstanden werden wird, daſs die Geschichte neben der Belehrung zugleich einen ästhetischen Genuſs bieten solle. Wesen und Aufgabe der Geschichtswissenschaft wird dann in § 6 nochmals dahin zusammengefaſst, daſs dieselbe allgemein gültige Gesetze weder finden wolle noch könne. „Es genügt ihr, den Zusammenhang der Thatsachen ihres Gebietes nach der Analogie psychischen Geschehens

auf Grund der Identität der menschlichen Natur im Sinne einer einheitlichen Entwickelung zu begreifen."

Das zweite Kapitel behandelt alsdann die Methodologie oder Methodenlehre, worunter der Verf. (S. 118) „die allgemeine Darlegung des Begriffs und Wesens der Methode einer Wissenschaft" versteht, und in den einzelnen Unterabteilungen zunächst (§ 1) „die Eigenart der historischen Methode," als deren Hauptaufgaben Kritik (zur Konstatierung der Thatsächlichkeit der überlieferten Begebenheiten) und Auffassung (für die Erkenntnis des Zusammenhanges der Thatsachen) bezeichnet werden. § 2 nimmt die historische Methode gegen die Skepsis in Schutz und betrachtet die „Gewifsheit der Geschichte," worauf in § 3 die „historische Entwickelung der Methode" verfolgt wird — eigentlich eine Fortsetzung des § 2 in Kap. I. Denn diese Entwickelung hängt auf das innigste mit derjenigen der Geschichtswissenschaft vom Mittelalter bis auf unsere Zeit überhaupt zusammen. Angewandte Methodologie d. h. Anwendung der einzelnen methodischen Grundsätze und Kunstgriffe nennt Bernheim (cf. S. 118 und § 4) Methodik, die er in 4 Gruppen teilt: Quellenkunde oder Heuristik, Kritik, Auffassung, Darstellung. Diesen sind — in nicht ganz konsequenter Weise — die folgenden vier einzelnen Kapitel gewidmet und zwar also zunächst das dritte der Heuristik.

Bei der Einteilung der Quellen (§ 1) scheidet der Verfasser alles, was unmittelbar von den Begebenheiten übriggeblieben und vorhanden ist, und nennt dies „Überreste" und das, was uns mittelbar von den Begebenheiten überliefert ist, hindurchgegangen und wiedergegeben durch menschliche Auffassung, was er „Tradition" heifst. Die Überreste zerlegt er wieder in Überreste im engeren Sinne und Denkmäler, die Tradition in eine bildliche, mündliche, schriftliche — wobei natürlich vielfach Berührungen und Übergänge zwischen den einzelnen Gruppen stattfinden.

Von besonderem Wert — auch für den gelernten Historiker — ist der folgende § (2), der eine sehr brauchbare Übersicht über die hauptsächlichsten Quellensammlungen (wie die Monumenta Germaniae historica, die Publikationen der hiesigen „Historischen Kommission" etc.) und — was besonders hervorzuheben — die wichtigsten Quellennachweise nebst allgemeiner Bibliographie bringt. Vollständigkeit ist dabei allerdings ebensowenig erstrebt oder erzielt, als bei den folgenden Abschnitten in § 3 der „Hilfswissenschaften." Von diesen kommen aufser „Sprachkunde" (Philologie) nur die „sogenannten historischen" Hilfswissenschaften hier in Betracht, die gerade von Nicht-Fachleuten so oft unterschätzt werden: also Schriftkunde (Paläographie), Urkundenlehre (Diplomatik), bei welcher auch Bernheim sich meiner Ansicht nach mit Recht gegen die speziell juridische Definition des Begriffes Urkunde wendet; Siegelkunde (Sphragistik), Wappenkunde (Heraldik), Münzkunde (Numismatik), Genealogie (wo nicht sehr passend die Personalnachweise d. h. Biographische Nach-

schlagewerke untergebracht sind), Chronologie, historisch-politische Geographie.

Das vierte Kapitel behandelt dann weiterhin die Kritik, welche Bernheim zerlegt in eine niedere oder äufsere und eine höhere oder innere. Die erstere habe es damit zu thun, ob die Daten überhaupt als Zeugnisse zulässig und inwieweit zulässig seien, die zweite, wie sich die Zeugnisse zu den Thatsachen verhalten d. h. ob die Zeugnisse zuverlässig, wahrscheinlich, möglich oder zu verwerfen seien — eine Scheidung, der ich keineswegs zustimmen kann, wie mir überhaupt dieses Kapitel wegen seiner allzu grofsen Breite und Ausführlichkeit am wenigsten gefallen will. Beiden Arten der Kritik widmet der Verfasser je drei Paragraphen und volle zweihundert Seiten seines Buches, die im einzelnen eine Menge durchaus richtiger Bemerkungen und viele sehr treffend und geschickt ausgewählte Beispiele enthalten, an deren Hand ein Anfänger sich recht wohl über die Technik der historischen Arbeit und Kritik unterrichten kann. Aber wenn es sich um Prüfung der Echtheit einer Quelle und um Fälschungen, wie der österreichischen Freiheitsprivilegien, der Pseudo-Isidorischen Dekretalen oder um Sagen, wie von den treuen Weibern zu Weinsberg oder vom Tell oder dgl. handelt, wie sollte da blos von niederer, äufserer und nicht auch von höherer, innerer Kritik die Rede sein, wo doch die inhaltlichen Momente dabei von so wesentlicher Bedeutung sind? Und warum soll zur äufseren Bestimmung der Quellen gehören die Bestimmung der Entstehungszeit, des Entstehungsortes, des Autors und gar die Quellenanalyse? welch letztere übrigens besonders eingehend und instruktiv erörtert wird. Etwas äufserlich schliefst sich an diesen Abschnitt der § 3 an, der die Grundsätze für Rezension und Edition der historischen Quellen bespricht, die natürlich wesentlich philologisch sind, für die es aber — mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Quellen — keinen allgemein gültigen Kanon gibt. In einem ebenso losen äufseren Zusammenhang steht bei der „inneren" Kritik der letzte Abschnitt, wo im Anschlufs an die „Kritische Ordnung des Materials" von den Regesten und Kaiser- und Papst-Regestenwerken gehandelt wird, für die ein anderer Platz (z. B. bei der Übersicht über die Diplomatik) doch wohl passender gewesen wäre. Auch der ganze Abschnitt über die Interpretation der Quellen gehört meiner Ansicht nach an eine andere Stelle, nämlich in eben das vierte Kapitel von der Heuristik und nicht in das fünfte von der „Auffassung."

Unter dieser begreift der Verfasser die zweite Hauptaufgabe der Methodik, den Zusammenhang der Thatsachen zu erkennen, die er in folgende Operationen zerlegt: Die Thatsachen in ihrer Bedeutung für den Zusammenhang verstehen (Interpretation), verbinden (Kombination), vorstellen (Reproduktion) und die allgemeinen Bedingungen ihres Zusammenhanges erkennen. Dieser Einteilung entsprechen die Paragraphen dieses Kapitels: (1) Interpretation, über die wir uns bereits geäufsert haben, (2) Kombination, (3) Reproduktion und Phantasie, (4) Auffassung der allgemeinen Bedingungen, der wieder zu den lehrreichsten gehört, indem sowohl die physischen, als die

psychischen (und zwar individuell-psychische wie social-psychische) und kulturellen Bedingungen besprochen werden. Hieran reiht sich ein nicht minder interessanter § (5) über „Geschichtsphilosophie," auf den die Leser schon mehrfach im Vorausgehenden verwiesen wurden. In der That enthält der erste Abschnitt: „Entwickelung der Geschichtsphilosophie" auch wieder ein Stück Entwickelung der Geschichtswissenschaft selbst, deren übrigen Teilen wir anderwärts begegnet sind. Der zweite Abschnitt untersucht den Begriff und die Aufgaben der Geschichtsphilosophie. Die letzteren umfassen „allgemein ausgedrückt die Prinzipien der Geschichte d. h. die allgemeinen Grundbedingungen und Prozesse, auf denen der Zusammenhang der geschichtlichen Thatsachen, die Entwickelung" beruht. Alle dabei auftauchenden Probleme lassen sich unter zwei Hauptfragen begreifen: 1) Wie kommt die geschichtliche Entwickelung zu Stande? 2) Welche Resultate und welche Bedeutung hat die geschichtliche Entwickelung? Fragen, die hier nur aufgeworfen, nicht beantwortet werden. Einen eigenen § (6) widmet dann Bernheim noch dem „Wesen der Auffassung" oder den Begriffen „Objektivität und Subjektivität," die nicht sowohl im eigentlich philosophischen Sinn, als in dem gewöhnlichen von Parteilichkeit und Unparteilichkeit betrachtet und aufgefafst werden.

Den verhältnismäfsig kürzesten Raum nimmt das letzte, sechste Kapitel von der Darstellung ein, wie das ja auch in der Natur der Sache liegt. Besonders wohlthuend hat es dabei den Ref. berührt und mag deshalb hier hervorgehoben werden, dafs Bernheim (S. 595) als „ein Muster gelungener Vereinigung streng wissenschaftlicher und ästhetisch anziehender Darstellung selbst eines vielfach spröden Stoffes" besonders die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter von Ferdinand Gregorovius hinstellt. „Ich möchte," sagt er, „die feinen Kunstmittel, durch welche Gregorovius die Sprödigkeit des Stoffes überwindet ohne die Thatsächlichkeit zu schädigen, dem ästhetisch interessierten Historiker zum Studium anempfehlen."

Wir aber müssen zum Schlufs das vorliegende Buch allen Historikern und insbesondere allen, die es werden wollen, als das einzige, wirklich auf der Höhe der Wissenschaft stehende „Lehrbuch der historischen Methode" auf das wärmste und angelegentlichste empfehlen. Einen wie aufserordentlich reichen Inhalt es birgt, welch eine Fülle von Anregungen nach jeder Seite es enthält, geht wohl zur Genüge aus dieser knappen Inhaltsangabe hervor, welche die eigene Lektüre des Buches anregen, nicht ersetzen soll.

München. H. Simonsfeld.

Karl Planck, Prof. und Turnlehrer am Eberhard-Ludwigs-Gymn. in Stuttgart, Turnkunst und Kunstturnerei oder über den letzten Zweck und Sinn einer gymnastischen Volkserziehung. Stuttgart, Bonz und Comp. 1892. 100 S.

Der Verfasser behandelt die Thatsache, dafs das Turnen, weil dessen Zweck vielfach verkannt wird, mehr und mehr zu einer Art von Sport und zu leerem Schaugepränge auszuarten droht. Ich glaube, die verhältnismäfsig kleine Schrift ausführlicher besprechen zu müssen, da sie eine wunde Stelle in den modernen Verhältnissen behandelt. Die wissenschaftliche Gründlichkeit, mit welcher der Verf. den wahren Zweck des Turnens erörtert, der sittliche Ernst, mit dem er die Auswüchse desselben tadelt, werden ihm die Anerkennung aller sichern, denen das sittliche Gedeihen unseres Volkes eine Angelegenheit des Herzens ist.

Im 1. Kapitel verbreitet er sich über die sittlich erzieherische Seite der Gymnastik und begründet den Zweck des Turnens. Von dem Verhältnisse zwischen dem Geiste und dem Leibe ausgehend legt er in einem geschichtlichen Überblicke die Ansicht dar, welche das Mittelalter über jenes Verhältnis hegte und wie die Reformation eine Änderung in dieser Ansicht zur Folge hatte. Rousseau irrte, indem er den natürlichen Zustand der Menschen wiederherstellen wollte; denn der Geist mufs über die Natur erhaben bleiben — das ist die wahre Natur. Die Einheit zwischen Natur und Geist suchten Goethe und Schiller wieder herzustellen, welche von entgegengesetztem Standpunkte ausgehend zu dem gleichen Ziele kamen. Gutsmuths lernte in der Schule der Griechen den ästhetischen Wert der Gymnastik, insbesondere ihre Bedeutung für die Nationalerziehung. F. L. Jahn erblickte in der gymnastischen Leibeszucht das notwendige Erfordernis zur sittlichen Wiedergeburt Deutschlands. Otto Heinrich Jäger vollends erfafste den Grundgedanken aller echten Gymnastik in seiner geistigen Reinheit: sie ist ihm die freie Kunst, den gesamten Organismus durch stetige naturgemäfse Übung zu einem Kunsterzeugnisse des eigenen freien Geistes zu vollenden und ihn dadurch den Forderungen des letzteren zu versöhnen.

Dann wendet sich der Verf. gegen eine Überschätzung des Technischen in der Turnkunst sowie gegen das Banausische der Auffassung derselben als eines blofsen Gesundheitsmittels oder als eines Mittels zu lediglich militärischen Zwecken. Die Gymnastik ist ihm eine sittliche Pflicht. Indem der Geist eine unumschränkte Macht über den Leib gewinnt, indem jede Bewegung durch einen unmittelbaren Willensakt geschieht, bringt der Geist den Leib zur Vollendung, schafft ihn, von jedem Einzelzwecke absehend, zu einem Erzeugnis seines freien Willens um.

Im Zusammenhang mit dieser hohen Auffassung vom Zwecke der Turnkunst weist Planck auf die Notwendigkeit einer gymnastischen Lebensweise und Erziehung hin; ohne ein abhärtendes,

mäfsiges, sittenreines Leben sei, wie schon Jahn betonte, die ganze Turnkunst nichts wert. Auch die Turnfeste sollten von dem Geiste des Mafshaltens erfüllt sein. Die Gewöhnung an eine solche Denk- und Lebensweise fällt hauptsächlich dem Hause zu, aber auch die Schule mufs sich als öffentliche Erziehungsanstalt der Sache annehmen. Die Gymnastik vollzieht ihre Thätigkeit im beständigen Kampfe gegen Genufssucht, Weichlichkeit, Trägheit, feige Furcht und ist so selbst sittliche Arbeit und eine wesentliche Ergänzung zur sittlich-religiösen Erziehung.

Im 2. Abschnitte des 1. Kapitels behandelt Planck die Gymnastik als Mittel zu sittlichen Zwecken: sie soll tüchtig machen zur Erfüllung der Pflichten in der Familie, im Berufe, im Volk und Vaterland, in der gesamten Menschheit. Die körperlichen Übungen sollten wie bei den Griechen auch noch im späteren Alter getrieben werden; dadurch würde das viele öde Wirtshaussitzen eingeschränkt werden. Überhaupt giefst der Verfasser die Lauge seines Spottes über das „vielgerühmte Sitzleder“ des deutschen Gelehrten und Beamten aus. Diese oft unglaubliche Leistungsfähigkeit im Sitzen erscheint ihm als das natürliche Ergebnis einer schon im zarten Kindesalter einsetzenden, jahre- jahrzehntelangen Gewöhnung. Und erst der Universitätsstudent! „Nach gründlicher Ausruh bis in den hellen Morgen sitzt er im Kollegium, wenn nicht gleich auf der Frühmesse, er sitzt zum Mittagessen, zu Kaffee und Kartenspiel, dann wieder im Kollegium, wenn nicht in lieblicher Abwechslung von Kaffee über Vesper und Nachtessen zum Kneipabend ein ununterbrochener Sitzgenufs an den andern sich reiht“.

Im 2. Kapitel ist die ästhetisch-technische Seite der Gymnastik behandelt. Die ästhetische Aufgabe der Gymnastik darf nicht einseitig zum Prinzip derselben gemacht werden — sie ist nur eine sittliche Forderung neben anderen. Die letzte Weihe wahrhafter Schönheit wird erst erworben durch den Adel echt menschlicher Gesinnung. Mit der Gymnastik verhält sichs wie mit einem Werke der bildenden Kunst: der ästhetische Wert desselben ist bei gleicher Vollendung der Form um so gröfser, je bedeutungsvoller der Gegenstand für den Geist ist. Die staunenerregenden akrobatischen Turnkünste sind keine Kunst im edlen Sinne des Wortes, sie sind blofse Form. Eingehend spricht sich der Verf. aus gegen die ästhetisierenden Bestrebungen der heutigen Turner, die den sittlichen Zweck der Kunst gänzlich verkennen, gegen die Marmorgruppen nach der Antike, die Pyramiden, das Handstehen und Handgehen: die Variétévorstellungen auf dem allgemeinen deutschen Turnfeste in München mit ihren Saltomortales, Leitergruppierungen, Parterregymnastikern, Herrendamen seien eine Schmach für die deutsche Turnerschaft gewesen.

Schön ist die Aufgabe, welche Planck der darstellenden Turnkunst (S. 55) stellt: „Auf grünem Plan, unter freiem Himmel, in glühendem Sonnenbrand oder auch dem zürnenden Wetter zum Trotz zuerst Übungen in Massen, dann festlicher Wettkampf, wo jeder Mitkämpfer ganz von seiner Aufgabe hingenommen, jeder Zuschauer von

dem lebendigsten Interesse an der Handlung erfüllt ist, so haben es die ersten Schöpfer der Sache verstanden und so soll es bleiben. In lebendiger Thätigkeit soll die festliche Feier kurz zur Darstellung bringen, was die schaffende Arbeit der Monate und Jahre wesentlich um ihrer selbstwillen und ohne Rücksicht auf die folgende Schau erstrebt und erkämpft hat. Aus solchem Anschauen erzeugt sich dann ein reger Wetteifer und ein edles Streben, es den Genossen oder Älteren zuvorzuthun. Die schöne Darstellung wird selber wieder zur Quelle freudigen Schaffens."

Der 2. Abschnitt des 2. Kapitels befafst sich mit Stoff und Form in der Gymnastik. Da die Gymnastik den Leib zu einem würdigen Organe des Geistes für seinen allgemeinen sittlichen Zweck ausbilden soll, so kommen bei der Stoffauswahl nicht in Betracht die einzelnen sittlichen Zwecke, die aus der besonderen Lebensstellung der einzelnen hervorgehen. Die Übungen müssen praktisch anwendbar sein, weshalb ihr Gegenstand oder Inhalt nicht wertlose Kunststücke sein können.

Eingehend werden nun zuerst die einzelnen Formen der Eigenlastmeisterung erörtert, nämlich Stehen, Gehen, Laufen, Springen, Klettern, hierauf die Formen der Fremdenlastmeisterung: Werfen, Ringen. Hiebei geht Planck auf die Hellenen zurück im Anschlufs an Jäger (vgl. dessen Buch: die Gymnastik der Hellenen in ihrem Einflufs aufs gesamte Altertum und ihre Bedeutung für die deutsche Gegenwart. Efslingen, Weychardt), bekämpft in gelungener, satirischer Weise die Riesenwelle und den Riesenschwung, das Kopf-, Schulter- und Handstehen, das Handgehen u. s. w. und verwirft diese Seiltänzerkünste aus sittlichen, ästhetischen und physischen Gründen. Sehr gut bemerkt er S. 84: „Diese Künste sind zum Teile geradezu unwürdig. Das wird sofort in die Augen springen, wenn man sich einen Mann von unzweifelhafter geistiger und sittlicher Gröfse in solchen Stellungen denkt. Es verschlug dem Ansehen eines Sokrates nichts, wenn er sich in seinem Hause durch Tanzen Bewegung verschaffte, es verletzte die Würde Platons nicht, wenn er im heifsen Ringkampfe mit andern um den Siegespreis rang, aber ein Martin Luther, der sich im Handgehen, ein Goethe, der sich im Riesenschwung produziert, ist eine unvollziehbare Vorstellung".

Ich bin zu Ende. Möge die treffliche Schrift viele Leser und die verdiente Würdigung finden!

Burghausen. A. Deuerling.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

Aufgaben aus dem schriftlichen Teile der Hauptprüfungen der Lehramtskandidaten für die philologisch-historischen Fächer in Bayern (1883—1894 incl.) München, Verlag von A. Buchholz. 28 S. 80 Pfg. — Nachdem die neue Prüfungsordnung für das Examen aus den philologisch-historischen Fächern an den Bestimmungen über die schriftliche Prüfung (von der Geschichte abgesehen) nichts geändert hat, wird es den Kandidaten willkommen sein, zu Übungszwecken hier die Aufgaben der letzten 10 Jahre bequem beisammen zu finden, da sie sich so am besten über das Mafs des Geforderten orientieren können.

Heinrich Löbner, Wintersonnenwende. Erzählung aus den Kämpfen der Sachsen um Heimat und Glauben. Mit 5 Autotypien nach Originalen von Hans Looschen. Berlin 1894, Verlag von Herm. J. Meidinger. Preis geb. 3 M. Diese Erzählung, welche uns in die Zeit des letzten grofsen Verzweiflungskampfes der Sachsen gegen Karl den Grofsen führt, darf durchaus nicht zusammengeworfen werden mit der grofsen Masse sogenannter historischer Erzählungen, welche meist am Faden einer mageren Handlung unsere Schüler einführen wollen in die Geschichte und Kulturgeschichte eines bestimmten Zeitraumes, in welchen also die Erzählung häufig rein didaktischen Zweck hat und die Gelegenheit zur Belehrung oft mit Haaren herbeigezogen wird. Nein, wir haben hier eine wirkliche, kunstvoll entworfene und doch lebenswahre Erzählung vor uns, mit packender dramatischer Verwicklung und Entwicklung und ergreifendem Ausgang. Dazu kommt noch, dafs diese Handlung uns vorgeführt wird in einer edlen, sorgfältig gewählten Sprache, die nur bisweilen der Poesie näher liegt als der Prosa. Der Verfasser hat sich ganz auf den Standpunkt der Sachsen gestellt, welche sich um ihr Heiligstes, die alten Götter und die alte Freiheit wehren, weshalb denn auch seine Darstellung der Hauptvertreter des Christentums und ihrer Bemühungen vom Standpunkte der Sachsen aus, nicht aber vom heutigen, gewürdigt sein will. Darum ist das schöne Buch nur reiferen Schülern und Erwachsenen, diesen aber ganz entschieden zu empfehlen.

Neue Elementar-Klavierschule nach bewährter Methode von R. Wohlfahrt, vier Hefte in einem Bande 3 Mk., bei P. J. Tonger in Köln. Eltern, welche ihre Kinder die Kunst des edlen Klavierspielens erlernen zu lassen nicht umhin können, sei obige Schule hiemit bestens empfohlen, wie dies anderweitig schon von berufeneren Autoritäten geschehen ist. In guter Fassung und systematischer Fortschreitung wird reicher Stoff, auch zur Übung im vierhändigen Spiele, geboten. Längst anerkannte Muster und Lieblinge der Klavierpädagogik finden wir in stattlicher Anzahl vertreten, auch neuere Meister in genügender und guter Auswahl berücksichtigt. Zahlreiche textliche Erläuterungen in klarer, leichtfafslicher Form unterstützen den Gang des Unterrichts. Die äufsere Ausstattung, vor allem der deutliche Druck, verdient gleichfalls gerechtes Lob. Das Werk ist auch in vier einzelnen Heften zu haben zu dem mäfsigen Preise von je einer Mark.

Allgemeine Geschichte der bildenden Künste von Dr. Alwin Schulz, Professor an der k. k. deutschen Universität zu Prag. Mit Textillustrationen, Tafeln und Farbendrucken. 1. u. 2. Lieferung, Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung Separat-Conto (Müller-Grote und Baumgärtel) 1895. Preis der Lief. 2 M.

Wer wie Ref. die 5 Bände der 1887 – 1891 im Grote'schen Verlag erschienenen „Geschichte der deutschen Kunst“ mit ihrer musterhaften Ausstattung an trefflichen Abbildungen, die vor jeder Kritik bestehen können, genauer kennt und beim Studium der Kunstgeschichte verwertet hat, der mochte wohl mit Recht wünschen, dafs sich daran mit der Zeit eine gleich ausgestattete „Allgemeine Kunstgeschichte“ anreihe. Und nun können wir die 1. Lief. einer solchen mit ungeteiltem Beifall begrüfsen. Das ganze Werk soll 4 Bände mit ungefähr 1600 Seiten reich illustriertem Text, sowie vielen Kunstbeilagen, Tafeln und Farbendrucken umfassen, welche etwa in 30 Lieferungen à 2 M. erscheinen und in 20—24 Monaten ausgegeben sein werden. Die Veröffentlichung beginnt mit dem 3. Bande (Kunst der Renaissance), dem der I. (Kunst des Altertums), II. (Kunst des Mittelalters) und IV. (Kunstgeschichte der neueren und neuesten Zeit) folgen werden. Das Werk wendet sich nicht etwa an gelehrte Kreise, sondern an jedermann, der Sinn für Kunstgeschichte hat, aber doch bürgt der Name des Verfassers dafür, dafs uns hier die reichen Ergebnisse der neueren kunstgeschichtlichen Forschung in zuverlässiger Weise vorgeführt werden. Dies zeigt sich gleich im Text dieser 1. Lieferung, welcher nach einem einleitenden Kapitel die Baukunst der Frührenaissance und der Hochrenaissance (teilweise) in Italien behandelt; derselbe gibt seinen reichen Inhalt auch in anziehender Form (nur S. 31, Z. 2 steht irrtümlich über architektonischer Schönheit statt architektonische). Alles Lob verdient die prächtige Ausstattung; nicht weniger als 11 Probetafeln sind der ersten Lieferung beigegeben; zum Teil im doppelten, ja wie Raffaels Constantinsschlacht im 3fachen Format der Buchseiten. Dieselben beziehen sich meist auf den ganzen 3. Band, zum Text der 1. Lief. gehört nur die prächtige Wiedergabe der Fassade der Certosa bei Pavia, doch besagt eine Notiz, dafs in den folgenden Lieferungen auch zum Texte der 1. gehörige Tafeln noch erscheinen werden. Sonst würde man nämlich einige Illustrationen schmerzlich vermissen, so namentlich die Cancellaria des Bramante (zu S. 32) und den Palazzo Massimi alle Colonne des Peruzzi (zu S. 40). Aber, was besonders hoch zu rechnen ist, nicht blofs die Tafeln, sondern auch die Textabbildungen sind von einer Reinheit und Klarheit, die nichts zu wünschen übrig läfst; auch ist Sorge getragen, dafs das im Texte Vorgetragene regelmäfsig durch das Bild erläutert wird. Sonach ist im Verhältnis zu dem Gebotenen der Preis von 2 M. für die Lieferung ein sehr mäfsiger, wenn auch natürlich den folgenden Lieferungen nicht mehr 11 Tafeln beigegeben sein werden, sondern eine geringere Zahl, wie dies auch bei der „Geschichte der deutschen Kunst“ der Fall war.

Auch der inzwischen vor einigen Wochen erschienenen 2. Lieferung sind noch Probetafeln der Fortsetzung beigegeben, und zwar nicht weniger als 14, darunter so hervorragend schöne, dafs man schwankt, welchem von beiden Heften der Vorzug gebührt; besonders hervorzuheben ist eine im 3fachen Format der Buchseiten gehaltene vorzügliche Wiedergabe des Abendmahles von Leonardo da Vinci (nach dem Stiche von Raphael Morghen) und eine reizende, farbige Reproduktion des Frühlings von Sandro Botticelli. Zur 2. Lieferung selbst gehören nur die Tafeln, welche die Kirche S. Maria della Salute in Venedig und die von S. Gregorio in Messina darstellen. Doch wird die Versicherung gegeben, dafs spätere Hefte noch Tafeln zum Texte der 2. Lieferung bringen werden, sonst würde man auch hier einzelne wichtige Darstellungen vermissen, wie z. B. Peterskirche, Petersplatz, einzelne Bilder zur Renaissance in Frankreich etc. Der Text dieser 2. Lieferung führt die Betrachtung der Hochrenaissance in Italien zu Ende und wendet sich dem Barockstil zu. Hier interessiert die Wärme, mit welcher sich der Verfasser des viel geschmähten und — wie wir hinzufügen dürfen — vielverkannten Bernini annimmt (cf. bes. S. 60), ohne dafs er deshalb den Verirrungen der späteren Architekten das Wort redet. Kürzer wird die noch weniger erforschte Renaissance in Spanien behandelt, um so eingehender aber die in Frankreich, wo die Darstellung mit dem Schlofsbau von Versailles schliefst. Nicht weniger als 57 Abbildungen auf den 48 Textseiten dienen zur Veranschaulichung; besonders interessant sind die von spanischen Bauten, die man sonst weniger häufig sieht.

In doppelter Beziehung kann das treffliche Werk angelegentlich empfohlen werden: für das H a u s, als ein Familienbuch, das schon durch seine Abbildungen Sinn für die Kunst und das Schöne wecken wird, und für die S c h u l e, zur

Belebung des Unterrichtes, besonders des Geschichtsunterrichtes, der immer mehr auch bei uns auf Kultur- und Kunstentwicklung die gebührende Rücksicht nimmt.

Hans Sachs. Festrede von Edmund Goetze, Prof. am sächs. Kadettenkorps. Nürnberg 1894. Joh. Phil. Karer (J. Braun). 0,50 M. Unter den mancherlei literarischen Erscheinungen, welche die Wiederkehr des 400. Geburtstags von Hans Sachs gebracht hat, zählt zu den interessantesten die Festrede, die Prof. Goetze bei der am 5. Nov. 1894 von der Stadt Nürnberg im Rathaussaale veranstalteten Feier gehalten hat. Mit schwungvollen Worten ist Hans Sachsens Bedeutung in grofsen Zügen gewürdigt, und zwar einmal in seinem Verhältnis zur Reformation und zu den politischen Vorgängen seiner Zeit, sodann in seiner Stellung als Dichter und Erzieher seines Volkes. Unzutreffend ist hiebei die im Gegensatz zu Gervinus aufgestellte Behauptung, dafs Hans Sachs bis zu seinen letzten Lebensjahren „ein Helfer am Werke der Reformation" gewesen sei. Thatsache ist vielmehr, dafs Hans Sachs nur anfänglich lebhaften und thatkräftigen Anteil an dem Reformationswerke nahm, dagegen hat er später nicht mehr direkt eingegriffen; er verfolgte wohl die Sache der Reformation mit aufmerksamem Auge, auch läfst sich sagen, dafs er durch sein dichterisches Schaffen mittelbar für „die Erneuerung des inneren Lebens" gewirkt hat; aber in seinen späteren Jahren läfst er, lediglich wie ein gewissenhafter Beobachter am Ufer stehend, die empörten Wellen des aufgeregten Stromes an sich vorüberziehen. Übrigens gibt dies Goetze selbst später indirekt zu, wenn er S. 15 sagt, dafs H. S. „wie von einer höheren Warte aus die Bewegung seiner Zeit betrachtet". Interessant ist ferner die Darlegung der unermüdlichen Schaffenskraft des Dichters auf Grund des von Goetze unlängst entdeckten „Gemerkbüchleins", sowie die Darstellung des Verhältnisses der Dichtungen H. S. zu den benützten Quellen, zum Volkslied und zur Kunst. Sehr willkommen sind aufserdem zwei Gaben, einmal die Wiedergabe der kürzlich aufgefundenen Hans Sachs-Medaille, sodann die Nachbildung einer Federzeichung von Jobst Spörl, einem Zeitgenossen von Hans Sachs.

Französisches Elementarbuch von Dr. Hermann Breymann und Dr. Hermann Moeller. Fünfte verbesserte und bedeutend gekürzte Auflage des Elementarübungsbuches und der Elementargrammatik. Ausgabe B. München und Leipzig, Verlag von R. Oldenbourg, 1893. VIII u. 125 S., broschiert M. 1,80 geb. M. 2,30. Die Verfasser erklären in der Vorrede, sie haben den Dank für die ihnen gewordene Unterstützung abzustatten gesucht „durch eine möglichst weite Berücksichtigung der Wünsche ihrer Freunde und durch das ernste Bestreben, das Elementarbuch immer vollkommener zu gestalten und ihm eine erhöhte Brauchbarkeit zu verleihen". Das Buch ist in der That fast in allen Punkten besser geworden. — Sollte es sich nicht aus praktischen Gründen empfehlen, die Wörterlisten, die jedem französischen Lesestück beigegeben sind, hinter den Text zu verweisen, statt unter denselben, wo dieselben erfahrungsgemäfs weit weniger nutzbringend sind?

Französisches Übungsbuch von Dr. H. Breymann und Dr. H. Moeller. Erster Teil: Zur Einübung der Laut-, Schrift- und Wortlehre. Ausgabe B (enthält zugleich die Grammatik I). Dritte Auflage. München und Leipzig, Verlag von R. Oldenbourg. 1893. X und 250 S., brosch. 3,20 M., geb. 3,70 M. Das Buch ist, wie das vorausgenannte, für Realschulen bestimmt. „Die Anzahl der mythologischen Texte wurde abermals bedeutend vermindert; die vergleichende Darstellung von Laut und Schrift ist eine einfachere und übersichtlichere geworden; vierzehn französische Texte sind neu hinzugefügt; kurze Redensarten aus dem alltäglichen Leben sind an Stelle einer Reihe von Konversationen über die zusammenhängenden Stücke getreten; sogenannte Treffübungen zum sicheren Aneignen der Verbalformen wurden eingeführt; die Zahl der Gedichte ist um drei vermehrt. Um die raschere Durchnahme der ersten Texte zu ermöglichen, wurde für diese ein besonderes Vokabelverzeichnis hergestellt. Was die Grammatik anbelangt, so sind viele Regeln vereinfacht, andere verbessert und ergänzt worden, namentlich wurden auch die Komposita der Zeitwörter aufgeführt". Da die 2. Auflage nicht neben der 3. benützt werden kann, so „ist die Verlags-

buchhandlung ermächtigt worden, gegen Einsendung der alten Exemplare der 2. Auflage die gleiche Anzahl von Exemplaren der 3. Aufl. kostenfrei zu verabfolgen".

Abrifs der Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften im Altertum von Dr. Siegm. Günther, o. Prof. a. d. techn. Hochschule München. Iw. v. Müllers Handbuch der klass. Altertumswissenschaft. V, 1. 2. Auflage. B. S. 230—313. Mit einem alphabetischen Register. 1893. Der Abrifs zerfällt in die Abschnitte für reine Mathematik nebst Geodäsie, Physik und Chemie, Astronomie, Kosmophysik und wissenschaftliche Erdkunde, beschreibende Naturwissenschaft und endlich medizinische Disziplinen. Die neue Auflage hatte die Aufgabe zu lösen, die Einzelheiten der ersten Auflage gründlich zu revidieren und zugleich dem reichen Forschungsergebnis der letzten fünf Jahre Rechnung zu tragen. Zumal im Gebiete der reinen Mathematik war nach dieser Seite hin ziemlich viel zu thun, wie eine Vergleichung beider Auflagen beweisen kann. Für die Geschichte der antiken Erdkunde fielen vornehmlich die inzwischen erschienenen Arbeiten von M. C. P. Schmidt, Zur Geschichte der geogr. Literatur bei den Griechen und Römern (Berlin 1887) und von H. Berger, Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde bei den Griechen, Leipzig (4 Teile 1893) ins Gewicht.

Förstemann (Albrecht), Zur Geschichte des Aeneasmythus. Literargeschichtliche Studien. Magdeburg 1894. Creutz. 2 Bl. 104 S. 8°. „Sollte es scheinen, dafs ich meine Aufgabe allzusehr beschränkt habe, um noch Neues von irgendwelchem Belange bieten zu können: nun, so betrachte man die vorliegende Arbeit nur als eine bequemere Zusammenstellung des Materials, denen zu dienen (!), die, vielleicht von ihrem Vergil aus, zum erstenmale dieser Frage näher treten möchten." Bequem ist die Zusammenstellung des Verf. nur insofern, als die Namen der die Aeneassage berührenden Autoren (von Homer bis Vergil excl.), welche der Reihe nach durchgesprochen werden, durch fetten Druck hervorgehoben sind. Sonst sind der Übersichtlichkeit keine Konzessionen gemacht. Der Stil der Arbeit, der stellenweise durch Blumauer inspiriert worden zu sein scheint, (vgl. S. 6 „Der Herr K. Kammerherr" [von Macrobius, der praepositus sacri cubiculi war], S. 9 „Aineias, welcher sich . . . salviert", S. 12 „der übergeschnappte Arzt aus Syrakus", S. 17 „sobald er merkt, dafs die Dinge schief gehen") reizt häufig zur Anbringung von *σήματα λυγρά*. Sachlich unrichtig ist z. B. die Behauptung S. 9 „die Trompete . . . kommt bei Homer nicht vor." Vgl. dagegen Σ 219.

K. Kimmich, Zeichenschule. Sammlung Göschen. Stuttgart 1894. 80 Pfg. Die Sammlung Göschen ist durch die unlängst herausgegebene „Zeichenschule" von K. Kimmich um ein vorzügliches Bändchen bereichert worden. Den überreichen Stoff des gesamten planmäfsigen Zeichenunterrichtes in so anschaulicher Behandlung, bei solch knapper Form bewältigt zu haben, ist ein Vorzug, der wohl wenigen Werken ähnlichen Inhalts in gleichem Mafse zugesprochen werden kann. Zieht man dabei die treffliche Ausstattung und den fast unmöglich scheinenden billigen Preis in Betracht, dann mufs man sich freuen, dafs nun dem allgemein in Schule und Haus platzgreifenden Ringen nach gediegener Führung der Lernenden solch populär gehaltene Hilfswerke unterstützend zu Gebote stehen. Eine als Pinselzeichnung nach der Natur beigegebene Skizze finden wir bezüglich ihres Sujets nicht glücklich gewählt; gewifs dürfte es dem Verfasser ein Leichtes sein, bei einer weiteren Auflage Anmutenderes, sich den übrigen Abbildungen harmonischer Anschliefsendes an diese Stelle zu setzen. Aber auch ohne diese wunschweise angedeutete Änderung wird die „Zeichenschule von K. Kimmich", der Sammlung „Göschen" verdienter Weise aufs neue Freunde erwerben.

L. Stacke, Erzählungen aus der neuen Geschichte in biographischer Form. 13. verbesserte Auflage. Oldenburg, Gerhard Stalling, 1894. VIII u. 456 S. M. 2.50 — Die dreizehnte Auflage dieser bekannten Geschichtserzählungen, die in diesen Blättern zuletzt Jahrg. 27 (1891) S. 324 besprochen worden sind, weist eine neue Bearbeitung der Erzählung von der Entdeckung Amerikas nach Sophus Ruges Christoph Columbus auf, aufserdem mannigfache Verbesser-

ungen im einzelnen, besonders durch Aufnahme von Noten unter dem Texte. Im übrigen ist Anlage und Durchführung des Buches unverändert geblieben. Die Erzählungen aus dem Zeitalter der Reformation sind durchaus vom Standpunkte des Protestantismus aus geschrieben.

Hochheim, Dr. Adolf, Professor, Aufgaben aus der analytischen Geometrie. Heft I. Die gerade Linie, der Punkt, der Kreis. A. Aufgaben VIII. 86 S. B. Auflösungen 106 S. 2. verbesserte Auflage. Leipzig, Teubner 1894. Dem im XXIII. Bande S. 349 d. Zeitschr. über die vorliegende Aufgabensammlung von Prof. Schröder abgegebenen günstigen Urteile kann um so mehr zugestimmt werden, als eine Änderung der bewährten Anordnung des Stoffes in der neuen Auflage nicht eingetreten ist, die Bereicherung um mehr als 100 Aufgaben aber die Verwendbarkeit des Buches nur erhöhen wird.

Aus unserer Väter Tagen. Bd. 15: Deutsche Meister des Mittelalters von J. B. Muschi — Bd. 16: In Nürnbergs Mauern von Franz Dittmar. Dresden-Leipzig, Verlag von Alexander Köhler, à 1 Mk. — Diese beiden Bändchen der Sammlung „Kulturgeschichtlicher Erzählungen" haben das gemein, daſs sie uns nach Nürnberg führen und zwar in jene Zeit, welche uns jüngst die Hans-Sachsfeier so lebhaft ins Gedächtnis zurückgerufen hat. Die erste Erzählung schildert das Leben und Treiben der Nürnberger Meister zur Zeit der Geburt des Hans Sachs bis zur Einführung der neuen Lehre; daher erscheinen die groſsen Stadtsöhne, Dürer, Peter Vischer, Hans Sachs etc. nur in ihren vielversprechenden Anfängen, bloſs etwas gar zu auffallende vaticinia post eventum auf den jungen Dürer und den eben geborenen Hans Sachs erinnern an ihre künftige Gröſse, kurz, das Büchlein bricht da ab, wo man eigentlich erst mehr erfahren möchte. Was geboten wird, ist hübsch und frisch erzählt. Besser gefällt uns das 2. Bändchen aus der Feder des Dichters des Wallensteinfestspieles, welches zu Altdorf, der ehemaligen Nürnberger Universität, aufgeführt wird. Wir begleiten den jungen Wenzel Jamnitzer von Innsbruck nach Nürnberg mit einem Warenzuge und lernen dabei den Handelsverkehr der Stadt und die Feindseligkeiten der fränkischen Raubritter gegen die Nürnberger Handelsherren kennen, besonders aber wird das Leben der Vaganten und ihrer Schützen, sowie das Schulwesen im damaligen Nürnberg mit frischen Farben geschildert. Deshalb ist das letztere Bändchen auch für unsere Schülerlesebibliotheken (etwa von der 4. Klasse an) sehr zu empfehlen, das erstere dagegen kann wegen einzelner Äuſerungen in der Vorrede und am Schlusse nur für protestantische Gymnasien oder Schüler in Betracht kommen. Ausgestattet sind beide Büchlein recht hübsch (mit Bildern von dem Maler M. Ebersberger), der Preis ist niedrig.

F. Stoerk, Der staatsbürgerliche Unterricht. Freiburg i. Br. und Leipzig 1893. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck.) 32 S. Preis 1 Mk. Geboten wird hier eine Rede, welche zur Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers am 27. Januar 1893 an der Universität Greifswald gehalten wurde. Der Redner wählte zu seinem Thema die kaiserliche Forderung, „daſs vor allem auch an den preuſsischen Unterrichtsanstalten künftighin die ersten wissenschaftlichen Grundlagen für eine sozialpolitische Erziehung der deutschen Jugend, für eine staatsbürgerliche Propädeutik geschaffen werden sollen"; es gelte, sagt er, hiebei mit ganzer Seele das heranwachsende Geschlecht zu vertiefen in den geistigen Schatz des durch Jahrhunderte gewonnenen Rechts und deutschen Staates, damit es dereinst mit voller Kraft einstehe für das in seinem hohen Werte erkannte heilige Gut. Stoerk ergeht sich des weiteren über die praktisch-politische wie über die theoretische Seite des aufgestellten Reformgedankens und sucht die Fäden aufzudecken, welche den Zusammenhang des Themas mit den Grundlagen unserer modernen Rechtsphilosophie, mit der Genesis des Rechts vermitteln, um von Seite 16 an den Blick auf das minder anziehende Gebiet des Details, auf das praktisch in absehbarer Zeit zu Erreichende zu richten. Hier findet er sicher mit Recht, daſs die Mehrzahl der hierauf bezüglichen, inzwischen erschienenen Arbeiten für das anzustrebende hohe Ziel zu wenig flugkräftig ist; daſs die Autoren zumeist nur

mit dem Befähigungsnachweis des guten Willens an das schwierige Problem herantraten. Kaum genug zu loben ist Stoerks Verlangen, hier gelte es in Zukunft mit meisterhafter Beschränkung den Sinn für das Wesentliche aufs äufserste zu bethätigen, die Kräfte des Gemütes neben der des wägenden und messenden Verstandes in den Dienst der neuen Idee zu stellen; ebenso die methodische Anweisung, dafs der Buchstabe töte und nur der Geist lebendig mache. Treffliche Winke, wie geartet ein solches Unterrichtsmittel zu gestalten sei, was es zu enthalten habe, was nicht, machen die Lektüre der in edler Sprache gehaltenen kleinen Schrift zu einer gleich lehr- wie genufsreichen.

Professor Dr. Ludw. Stacke, Hilfsbuch für die erste Unterrichtsstufe in der Geschichte. I. Teil. Altertum. 3. neubearbeitete Auflage. Oldenburg, Druck und Verlag von Gerhard Stalling. 1894. VI u. 133 S. Preis 1 M.

„Diese Auflage ist nach den preufsischen Lehrplänen von 1892 umgearbeitet. Die orientalische Geschichte ist der griechischen in knapper Form angereiht. Das Büchlein ist für die Quinta und Quarta des Gymnasiums oder diesen gleichstehende Klassen anderer Anstalten bestimmt. Die sagenhafte Geschichte der Griechen und Römer ist der Quinta, die weitere bis zum Tode Alexanders des Grofsen bezw. bis zu den römischen Kaisern der Quarta zugeteilt.“ Der Verf. erachtet gegenüber den „Lehrplänen,“ die „fast alles“ von dem begeisterten Vortrage des Lehrers erwarten, für die genannten Klassen ein Hilfsbuch als notwendig; er fordert und bietet eine Nachhilfe, die für jedes wichtigere Moment der betreffenden Erzählung dem Schüler stärkere Anhaltspunkte gewährt als lediglich tabellarische Angaben, Schlag- und Stichwörter. Sicher mit Recht. Die schulgemäfse Anlage des Büchleins, die im ganzen sorgfältige Vorführung des verständig und zielbewufst ausgewählten Lehrstoffes und die entsprechende äufsere Ausstattung lassen es auch in der neuen Auflage für seine Zwecke als ein willkommenes Unterrichtsmittel erscheinen.

Hölscher Franz, Genealogische Tafeln für den Geschichtsunterricht. Leipzig 1894. Verlag von Gustav Fock. Preis 2 Mk. Hölschers „Genealogische Tafeln“ sind zunächst für den Geschichtsunterricht bestimmt. Sie sollen diesen durch die Anschauung lebendiger und eindringlicher gestalten helfen und dazu beitragen, häufig besehen, dem Schüler eine klare, wirkliche Kenntnis der einzelnen Abschnitte der geschichtlichen Entwicklung zu verschaffen. Die Auswahl des auf 56 Tafeln vorgeführten Materiales ist meist zu billigen; die Darstellung erfolgt in anerkennenswerter Übersichtlichkeit und in sauberer Ausscheidung; die gebotenen Daten sind, mit ganz seltenen Ausnahmen, verlässig. Stellenweise bieten Hölschers Tabellen eine erwünschte Ergänzung zu dem von Ottokar Lorenz herausgegebenen „Genealogischen Hand- und Schulatlas.“ Die äufsere Ausstattung der Tabellen ist zweckentsprechend.

Die deutschen Schutzgebiete nebst den Samoa-Inseln für Schule und Haus bearbeitet von Dr. Öhlmann. Ausgestattet mit 4 Karten. Sonderabdruck aus der E. v. Seydlitz'schen Geographie. Ausgabe D. Heft 4. Ferd. Hirt, Breslau. 1894. Preis 20 Pfg. Unter den mannigfachen Beschreibungen, die in der letzten Zeit unsere deutschen Kolonien gefunden haben, verdient die Öhlmannsche gebührende Beachtung. Auch ist der Preis dieses Sonderabdruckes so niedrig gehalten, dafs er allgemeine Einführung neben anderen Lehrbüchern, die noch keine spezielle Beschreibung der Kolonien geben, recht gut gestattet.

Übungen im Kartenlesen. Eine Aufgabensammlung für höhere Schulen von E. Hözel. 2. Heft: Europa ohne die germanische Mitte. Leipzig. Verlag von Wagner & Debes. 1894. Preis 50 Pfg. Das erste Heft dieser Aufgabensammlung, die bei der Lehrerwelt vielfachen Beifall gefunden hat, ist bereits auf S. 465 des Jahrganges 1893 dieser Blätter einer Besprechung unterzogen worden. Das zweite Heft ist ganz nach den gleichen Gesichtspunkten bearbeitet worden und umfafst sämtliche aufserdeutschen Länder. Auch da ist die Zahl der Fragen eine sehr grofse, um alle geographisch wichtigen Verhältnisse zu behandeln.

Es ist, wie schon gesagt, kein Zweifel, dafs das Studium der Karte an der Hand dieses Büchleins aufserordentlich gefördert wird, nur darf es an der nötigen Zeit dazu nicht fehlen.

Hochhuth Ludwig, Oberlehrer am K. Realgymnasium in Wiesbaden, Elemente der Volkswirtschaftslehre und Bürgerkunde im deutschen Unterricht. Im Anschlufs an Chr. Muffs Neubearbeitung von Hopf und Paulsieks Lesebüchern für die Klassen Sexta bis Quarta." Berlin. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1894. VII und 56 Seiten. Der Verfasser will in seinen Lehrgängen zeigen, welche Fragen der Volkswirtschaftslehre und Bürgerkunde und wie sie im Anschlufs an die Lesebücher von Hopf und Paulsiek behandelt werden können. Die Proben, die hier geboten werden, sind verständig und zielbewufst angelegt. Die Frage wird nur sein, ob nicht so das Lesebuch seines eigentlichen Zweckes allzusehr entkleidet und wenn auch nicht lediglich, so doch gutenteils zum Unterrichtsmittel in der Volkswirtschaftslehre herabgedrückt wird. In der Einleitung wird zudem der schulgemäfsen Behandlung der sozialen Fragen im Religions-, im Geschichts- und im Geographieunterrichte das Wort gesprochen. Das dürfte denn doch des Guten etwas zu viel werden und so zu Bedenken recht ernster Art Anlafs geben. Will man sich an der gymnasialen Schule auf dieses Gebiet in solchem Umfange einlassen, dann wären immerhin eher Mittel und Wege zu suchen, diesen Unterricht selbständig zu gestalten und ihn nicht in die Dienste von vier andern Unterrichtsgegenständen zu stellen oder gar diese in seinen Dienst. Die äufsere Ausstattung des Schriftchens verdient volles Lob.

Breymann, H., Friedrich Diez. Sein Leben und Wirken. Festrede gehalten zur Feier des hundertsten Geburtstages am 3. März 1894. Leipzig. A. Deichertsche Verlagsbuchh. Nachf. (Georg Böhme). 1894. IX und 54 S. kl. 8°. 90 Pfg. — Diese Festrede wurde gehalten bei der vom Münchener Neuphilologischen Verein im Rokokosaale des Hackerbräu abgehaltenen Diezfeier; die letztere ist im Vorwort S. I–IX beschrieben, wobei auch 2 Festgedichte (von Richard Deye und Dr. Herm. Moeller) zum Abdruck kommen. Die Rede selbst ist deshalb von Bedeutung, weil Prof. Breymann zu den wenigen Lebenden gehört, die sich rühmen dürfen, Schüler von Diez zu sein; sie schildert zunächst das Leben des Altmeisters und geht dann zur Betrachtung seiner Schriften über, die in 3 Gruppen gesondert werden: 1. literarhistorische, wozu auch die Übersetzungen gehören, 2. sprachwissenschaftliche, 3. exegetisch-kritische. Besonderen Wert verleihen der Rede noch die anhangsweise mitgeteilten, bisher ungedruckten Gedichte und Übersetzungen von Fr. Diez und seinem Kollegen N. Delius.

J. Simon, Aus Griechenland. Eine Reiseerinnerung. Graz 1894. Paul Cieslar. 8°. 109 S. brosch. 60 kr., eleg. geb. 1 fl. In einem frisch und anregend geschriebenen Büchlein gibt uns einer der Unsrigen, d. h. also ein Philhellene ex professo, ein durch die Sehnsucht erwärmtes und die Erinnerung verklärtes Bild von einer Griechenlandsfahrt, die er mit Freunden und Kollegen im „Dörpfeldgiro" unternommen und streut zur rechten Zeit kürzere und längere Zitate aus den bekannten Werken von Curtius, Partsch, Philippson u. a. in seinen fliefsenden Text. So ziehen an uns „das alte und neue Athen", der giro „in der Peloponnes", „in Phokis", die Orakelstätte von Lebadeia, das *οἴκημα Δαίμονός τε ἀγαθοῦ καὶ Τύχης ἀγαθῆς ἱερόν* (womit wir einen kleinen Druckfehler berichtigen, wie auf S. 55: *ἀγωγιᾶται*) und endlich „eine Mainacht auf der Akropolis" in ebenso vielen schönen Kapiteln wie farbenreichen Bildern vorüber. „Den Schülern der Gymnasien und Realschulen, sowie den Freunden des Altertums" ist das anspruchslose Schriftchen gewidmet. Wir schliefsen uns dem Wunsche des Hrn. Verfassers aufrichtig an, wenn er im Vorwort ausruft: „Möge das vorliegende Büchlein besonders unter der studierenden Jugend, deren Interesse für das alte und neue Hellas es fördern möchte, zahlreiche Freunde finden!" Ob aber diese Leser den geistreichen Ausspruch des Themistokles auf S. 109 verstehen werden: „Wir wären zu grunde gegangen, wenn wir nicht zu grunde gegangen wären."?!

IV. Abteilung.

Miszellen.

Offener Brief an Herrn Professor Nusser in Münnerstadt[1]).

Sehr geehrter Herr Professor!

Es ist nicht meine Gewohnheit, auf Repliken Dupliken folgen zu lassen. Es kommt bei derartigen Häkeleien für die Sache gemeiniglich doch nichts heraus. Höchstens daſs duobus litigantibus tertius gaudet, jener tertius, der sich ja schon beim bloſsen Zuschauen freut, auch wenn nicht der geringste Vorteil für ihn herausspringt. Das Vergnügen pflege ich Kollegen nicht gern zu machen. Oder sollten Sie vielleicht soviel selbstverleugnende Kollegialität besitzen, Herr Professor?

Im gegenwärtigen Falle indes drängt es mich doch zu einer kurzen Erwiderung, weniger um einige kleine Irrtümer, die Ihnen in wohlbegreiflichem Eifer mituntergelaufen sind, zu rektifizieren, als vielmehr um ein paar Worte von allgemeinerem Interesse auszusprechen, die mich schon lange drücken.

Es ist ein eigentümlich Ding, Herr Professor, um den sog. literarischen Anstand. So lange freilich die Menschen sich gegenseitig loben und preisen, pflegen sie davon selten zu reden. Erst wenn einer sich einmal erlaubt, seine ehrliche Meinung schlicht und gerade herauszusagen, da wirft alsbald der Angegriffene die Frage auf, ob denn nicht der Anstand verletzt sei. Es zeigt sich dann allerdings, daſs die Menschen darüber die widersprechendsten Ansichten hegen. Was der eine für eine milde, nachsichtige Meinungsäuſserung hält, erklärt der andere für eine himmelschreiende Rücksichtslosigkeit. Nichts hängt ja so sehr von der Individualität unseres Charakters und unserer Bildung ab als Art und Form des Urteils, das wir über andere fällen.

Fühlen wir uns selber noch recht herzlich fremd in einem Gebiete, so haben wir von dem, der mit der Miene unerschütterlicher Sicherheit einherschreitet und die Schöpfungen seines Denkens mit dem Posaunenton der Überzeugung verkündet, immerhin einen gewissen Respekt, einen Respekt, der auch dann nicht sonderlich leidet, wenn wir allmählich manche Schwächen an dieser Gröſse entdecken. Nur bescheiden und schüchtern wagen wir an die imponierenden Aussprüche die Sonde zweifelnder Kritik anzulegen.

Sind wir aber einmal in einem Gebiete heimisch geworden, haben wir wenigstens gelernt, was arbeiten und forschen heiſst, wenn wir auch den Anforderungen, die wir an wissenschaftliche Thätigkeit stellen müssen, selber noch nicht genügen können, dann, Herr Professor, lassen wir uns nicht mehr imponieren. Miſstrauisch prüfen wir die fremden Gedanken; rücksichtslos stellen wir sie in ihrem wahren Werte dar, um so rücksichtsloser, je überzeugter der Ton ist, in dem sie vorgetragen werden, und je empfänglicher, je aufnahmewilliger der Kreis ist, dem sie dargeboten werden. Und finden wir dann, daſs die Sicherheit der Sache in umgekehrtem Verhältnis steht zur Sicherheit der Sprache, dann kann es uns niemand übel nehmen, wenn wir unserer Pflicht der Wahrhaftigkeit folgend den Meister, der andere lehren will, was er nicht weiſs, noch selbst ein bischen meistern. Es mag immerhin nicht angenehm sein, seine persönliche Überzeugung, seine liebgewordene Weltanschauung so hart verletzt zu sehen. Aber warum hat man sie auch nicht genügend gedeckt? warum hat man ihnen nicht einen sicheren Panzer

[1]) Hiemit erklären wir die Auseinandersetzungen in dieser Angelegenheit in den Gymnasialblättern für abgeschlossen. Die Red.



guter Gründe mit auf den Weg gegeben? Wer ernstlich kämpfen will, mufs ernstlich gewaffnet sein. Und wer die heutige Psychologie angreift, mufs sich gefallen lassen, dafs ihre Kämpen für sie eintreten und ihn in die Grenzen zurückweisen, in die er gehört. Das ehrlich und redlich thun, die Wahrheit ungeschminkt und unverhohlen sagen, heifst thun, was in diesem Fall allein zu thun ansteht, heifst wissenschaftlicher Anstand.

Jenes Herumfuchteln aber mit einem zierlichen Galanteriedegen, jenes Schiefsen in die Luft, wie das denn zuweilen vorkommt und stets abschliefst mit einer graziösen Verbeugung und der aufrichtigen Versicherung gegenseitiger, vorzüglicher Hochachtung, während man in der Seele sich gegenseitig noch vorzüglicher verachtet, das ist in meinen Augen eine erbärmliche Spiegelfechterei, ist eine Lüge. Ich aber halte die Lüge für unanständig, nicht die Ehrlichkeit.

Und nun die Kollegialität, an die Sie, geehrter Herr Professor, ja so lebhaft appellieren! Wie steht es denn eigentlich um diese Kollegialität? Zwar weifs ich recht wohl, dafs man gewöhnlich glaubt: Collega collegae lupus, was ein deutsches Verslein — meinem erfahrenen Vater verdank ich es — folgendermafsen recht nett wiedergibt:

Packt einer dich von hinten an
Aus sicherem Gehege,
Frag nicht: Wer hat mir das gethan?
Es war ein Herr Kollege.

Aber angenommen, es wäre dies nur der Ausflufs einer galligen Stimmung und Anselm Feuerbachs Ausspruch: „Wenn Dir etwas recht Unangenehmes passiert, so kommt das sicher von einem Kollegen“ gälte nur für die Maler, angenommen also der Begriff Kollegialität wäre für unseren engeren Kreis „Kein leerer, schmeichelnder Wahn erzeugt im Gehirne des Thoren“, so frage ich mich doch, hat dieses Verhältnis, das sich kühl betrachtet lediglich auf die Thatsache gründet, dafs zwei Menschen zufällig dasselbe Korn bauen und es zufällig zu derselben Schranne zu fahren pflegen, hat dieses rein persönliche, rein praktische Verhältnis irgend ein Recht mitzureden, wenn es sich handelt um rein wissenschaftliche, rein theoretische Fragen? Mit welchem Recht kann verlangt werden, dafs man die Ansichten eines Kollegen annehmbarer finde, milder beurteile als die Ansichten eines Nichtkollegen? Das wissenschaftliche Urteil kann und darf doch nur vom objektiven Wert der Sache selbst diktiert sein. Vor der Wissenschaft soll es anerkanntermafsen keinen Freund, keinen Kollegen, keinen Landsmann geben. Von diesem Gesichtspunkt aus erscheint ein Appell an die Kollegialität nur als ein Appell an die Parteilichkeit, an die Unehrlichkeit, — erscheint als eine schwere Beleidigung.

Schon der gewöhnliche Anstand verurteilt eine derartige Zumutung. Die wahre Kollegialität aber, die wahre Liebe zu den Berufsgenossen macht es uns zur klaren Pflicht, dieselbe aufs rücksichtsloseste zurückzuweisen, auf dafs man den Kollegen nicht zur Schande gereiche, auf dafs der Stand nicht blofsgestellt werde, macht es zur heiligen Pflicht, soweit es in unseren Kräften steht zu verhindern, dafs unser Stand, unsere Zeitschrift je den Charakter einer Aktiengesellschaft auf gegenseitige Beräucherung annehme und damit ihr Ansehen verliere und ihre Ehre.

Das ist, geehrter Herr Professor, meine Ansicht über die Berechtigung der Kollegialität in wissenschaftlichen Diskussionen.

Hätten Sie den Begriff in gleicher Weise klar zu Ende gedacht, dann würde Ihr eigener Charakter es Ihnen verboten haben, die Kollegialität anzurufen, davon bin ich fest überzeugt.

Nun aber noch ein paar Kleinigkeiten! Ganz mit Recht werfen Sie mir bedauerlichen Mangel an philologischer Genauigkeit vor, weil ich den Druckfehler „physische“ statt „psychische“ übersehen habe. Ja noch mehr! als ich ihn hinterher entdeckte, hielt ich ihn nicht einmal der Berichtigung wert. Indes ich war der Überzeugung, dafs der uneingeweihte Leser, dessen Urteil Sie auffallender Weise so hoch zu stellen scheinen, den Fehler gar nicht merkt, der eingeweihte aber so liebenswürdig sein wird, ihn unaufgefordert selbst zu berichtigen.

Recht übel nehmen Sie mir, dafs ich Ihnen Zusammenwerfen von Darwinis-

mus und Descendenztheorie vorgehalten habe. Aber wo haben Sie dieselben denn unterschieden?

Sie finden es ferner ungerecht, dafs ich Ihnen ihre für die Schule so gute Metaphysik nicht anerkannt habe. Indes erinnern Sie sich doch an S. 9, wo Sie schlicht und einfach erklären: „Wir bleiben also nach wie vor auf dem Boden der Empirie von Wolff und Kant stehen!“ Wenn Sie damit selbst ihre Psychologie auf den Boden der Empirie stellen, wie können Sie mir es dann übelnehmen, wenn ich Ihr sonstiges Hereinziehen der Metaphysik, das an sich schon unberechtigt ist, für unpsychologisch halte?

Sie beklagen sich auch über meine Behauptung, dafs die Assoziation durch Gleichzeitigkeit d. h. die Verbindung gleichzeitig bewufster Empfindungen und Vorstellungen von Ihnen nicht betont worden sei, nachdem Sie doch auf die Verbindung von räumlich und zeitlich Zusammengehörigem hingewiesen hätten. So ist denn „zeitlich zusammengehörig“ und „zu der gleichen Zeit im Bewufstsein vorhanden“ ein und dasselbe? Und mufs ich nicht gemäfs den Regeln der Interpretation die allgemeiner gehaltene Stelle (S. 29) erklären nach der schärfer ausgeprägten früheren (S. 11)?

Wie soll man endlich den Determinismus, zu dem Sie sich in Ihrer Erwiderung nun doch zu bekennen scheinen, zusammenreimen mit der psychischen Freiheit des Willens, mit seiner Unabhängigkeit von der mechanischen Notwendigkeit? Entweder lassen wir auch für den Willen das Gesetz der Causalität oder vielleicht besser gesagt der Motivation gelten und erklären ihn für determiniert — oder wir lassen es nicht gelten und erklären ihn für indeterminiert. Aut — aut; tertium non datur. Alle Vermittelungsversuche spitzen sich schliefslich doch auf dieses Dilemma zu. Wenn Ihre Darstellung dennoch für keine der beiden Möglichkeiten scharf und präzis sich entscheidet, wenn sie vielmehr beide Auffassungen zuzulassen scheint, so haben Sie sich entweder einer Unehrlichkeit schuldig gemacht — oder einer Unklarheit. Das erste traue ich Ihnen nicht zu — das zweite aber lehnen Sie ab. Was nun?

Und noch eine Frage! Warum schwingen Sie Ihr Schwert denn immer noch gegen den Materialismus, der seiner Zeit in jugendlichem Übermut die Gedanken für ein blofses Sekret des Gehirns erklärt hat? Warum so grausam sein und einen Toten nochmal totschlagen? Denn soweit ich die Literatur habe verfolgen können, werden in streng wissenschaftlichen Kreisen derartig kühne Behauptungen schon längst nicht mehr aufgestellt. Wir dürfen es ja Ludwig Büchner und Carl Vogt nicht allzu sehr verargen, dafs sie ihre Lieblingsideen noch mit Zähigkeit bis ins greise Alter verteidigen. Jeder Mensch liebt die Ideale seiner Jugend. Aber die kritische Wissenschaft hat diese Phase überwunden und wenn auch ein paar Arbeiterphilosophen und sonstige Kolporteure naturwissenschaftlicher Ideen die Kraftstoffelei, wie man es einmal mit glücklichem Humor genannt hat, noch in ihren Broschüren predigen, so ist das doch für einen wissenschaftlichen Mann kein Grund dagegen zu donnern, wenn er vor eine wissenschaftlich gebildete Leserschaft tritt.

Indes das Bifschen Kollegialität, das ich immer noch habe, rät mir jetzt, meinen Brief zu schliefsen. Sonst würde die Sache denn doch etwas langweilig werden. Aber wenn Sie Lust haben, in eine strengwissenschaftliche Diskussion sich einzulassen, so würde ich Ihnen mit gröfstem Vergnügen auf der Arena von Zeitschriften, deren redaktionelle Zwecke durch unseren Streit nicht beeinträchtigt würden, zur Verfügung stehen. Mit kollegialem Grufs

Aschaffenburg, Ende März 1895. Dr. Max Offner.

Personalnachrichten.

Am 24. März starb Se. Excell. der Kgl. Staatsminister des Inneren für Kirchen- und Schulangelegenheiten, Dr. Ludwig August von Müller.

(Ein Artikel „Kultusminister Dr. v. Müller und das bayerische Gymnasialschulwesen“ folgt im nächsten Heft.)

Gestorben: Aug. Stegmann, K. Gymprof. (M.) a. D. in München; Emil Hanser, Rektor d. Progymn. Wunsiedel; Alex. Staehlin, Gymnprof. a. D. in Pegnitz.

Alle die Zusendung unserer Zeitschrift betreffenden Reklamationen oder Mitteilungen sind an den Vereinskassier, Gymnasiallehrer Dr. Aug. Stapfer (Holzstr. 26/III l.) zu richten.

Frühere Jahrgänge unserer Zeitschrift können, soweit der Vorrat reicht, von Vereinsmitgliedern zu ermäfsigtem Preise durch das Ausschufsmitglied Dr. Gg. Kerschensteiner, Gymnasiallehrer am Ludwigsgymnasium, bezogen werden.

Diesem Hefte liegen folgende Beilagen bei:
1 Der Firma Louis Oertel in Hannover.
1 Der Firma Wilh. Rudolph in Giessen.
1 Der Firma Weidmann'sche Buchhandlung in Berlin betr. „Griech. und lat. Schulschriftsteller".
1 Der Firma Weidmann'sche Buchhandlung in Berlin betr. „Lehr- und Schulbücher".
1 Der Firma Franck'sche Verlagshandlung in Stuttgart über Scherr, Illustrierte Geschichte der Weltliteratur.

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

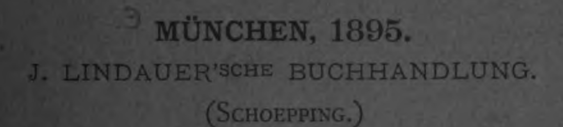
REDIGIERT VON

DR. JOHANN MELBER.

EINUNDDREISSIGSTER BAND.

VI. HEFT.

JUNI.



MÜNCHEN, 1895.
J. LINDAUER'SCHE BUCHHANDLUNG.
(SCHOEPPING.)

Inhalt des VI. Heftes.

Abhandlungen.

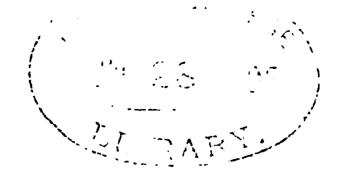
Rezensionen.

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereins wolle man sich an den ersten Vorstand Gymnasialprofessor Dr. Friedrich Gebhard (Kirchenstr. 3/I. l.) oder an den stellvertretenden Vorstand Gymnasialprofessor Dr. Karl Rück (Jägerstr. 3a III./r.) wenden; **alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasiallehrer Dr. Joh. Melber in München, Theresienstr. 33/II. l. zu richten,** jedoch mögen Artikel über Standesverhältnisse direkt an den 1. Vereinsvorstand gesandt werden.

Alle die Zusendung unserer Zeitschrift betreffenden Reklamationen oder Mitteilungen sind an den Vereinskassier, Gymnasiallehrer Dr. Aug. Stapfer (Holzstr. 26/III. l.) zu richten.

Frühere Jahrgänge unserer Zeitschrift können, soweit der Vorrat reicht, von Vereinsmitgliedern zu ermäfsigtem Preise durch das Ausschufsmitglied Dr. Gg. Kerschensteiner, Gymnasiallehrer am Ludwigsgymnasium, bezogen werden.

Diesem Hefte liegt eine Beilage der Firma Gerlach & Schenk in Wien bei.



I. Abteilung.

Abhandlungen.

Das bayerische Gymnasialschulwesen unter dem Ministerium Müller.

Es ist ein Stück bayerische Schulgeschichte, worauf wir zurückblicken, wenn wir den Zeitraum überschauen, welchen die Thätigkeit des leider allzufrüh verstorbenen Ministers Dr. Ludwig August von Müller (1890—1895) erfüllt. Denn so kurz auch seine Verwaltungsperiode war, so gelang es ihm doch, auf allen Gebieten des Schulwesens im ganzen und grofsen einen Abschlufs zu erreichen. Von der Schulordnung und Prüfungsordnung, welche sein letztes gröfseres Werk war, bis herab zur Schulbücherrevision: überall erkennt man die Spuren seiner Thätigkeit, und setzen wir gleich hinzu einer erspriefslichen Thätigkeit. Es ist, als hätte der schaffensfreudige, pflichtgetreue Mann eine Ahnung seines frühen Todes gehabt, so sehr eilte es ihm, alles in Ordnung zu bringen. Seine Thätigkeit beschränkte sich ja nicht allein auf die Gymnasien, sondern die Universitäten, das Realschulwesen, das Volksschul- und Seminarschulwesen: alle Gebiete fanden Pflege und wohlwollende Förderung. Hier sei nur der Fürsorge für das Gymnasialschulwesen gedacht, einer Sparte seines Ressorts, der er vielleicht die gröfste Hingebung und den umfassendsten Fleifs gewidmet hat. Manches ist ja wohl, um dieses von vorneherein zuzugestehen, etwas übereilt, anderes geringer Erscheinende auch übersehen worden; manches wurde auch schon zurückgenommen oder eingeschränkt, sei es in amtlichen Verordnungen und Instruktionen, sei es in Äufserungen vor versammeltem Landtage: ohne Zweifel aber wird der Kern eine gewisse und vielleicht eine längere Dauer haben als andere derartige Werke. Aus diesem Grunde scheint ein Rückblick am Platze zu sein. Aber auch noch in einer anderen Hinsicht kann man von einem abgeschlossenen Zeitraum sprechen: der Schulreformstreit, welcher vor 5 Jahren noch mit aufserordentlicher Heftigkeit tobte, liegt hinter uns, und es herrscht zur Zeit eine wohlthuende Ruhe, eine Ruhe, die auch der unbefangenen Würdigung jener Zeitperiode zu gute kommt.

In diesem Sinne mögen auch die folgenden Ausführungen aufgefafst werden.

I. Die Schulreform.

Es handelte sich in Bayern von Anfang an nicht um eine Schulreform im grundstürzenden Sinne. Vielmehr wurden die bisherigen Grundlagen von den mafsgebenden Faktoren und allen Billigdenkenden als gesund anerkannt; nur eine zeitgemäfse Fortbildung erschien nötig; und auch hierin herrschte in allem Bedeutsameren allgemeine Übereinstimmung: beim Gymnasiallehrstand, in beiden Kammern des Landtags und im Ministerium. Diese Harmonie, gleichsam der ruhende Punkt in der Bewegung, die von aufsen andrängte, liefs von Anfang an einen günstigen Erfolg erwarten. Es dürfte von Interesse sein, hierauf etwas näher einzugehen.

Der Hauptsturm auf die humanistischen Gymnasien (in Bayern) wurde bereits 1890 abgeschlagen, und zwar erfolgte die sehr gründliche Abwehr in der 2. Kammer, in der Sitzung vom 22. März. Es ist hier nicht der Platz, die einzelnen Phasen des Kampfes (Schenkendorff'sche Massenpetition, Heidelberger Erklärung 1888, Verhandlungen des preufsischen Abgeordnetenhauses, Berliner Schulkonferenz 1890) und die Mittel, welche in demselben versucht wurden, um die humanistische Bildung aus ihrer dominierenden Stellung zu verdrängen, eingehender zu besprechen. Nur soviel sei hier erwähnt, dafs sich in München nach dem Muster des Berliner Schulreformvereines ein „Verein für Schulreform in Bayern" gebildet hatte, welcher sich an den Landtag mit einer Petition um versuchsweise Einführung von sogen. sechsklassigen E i n h e i t s s c h u l e n mit darauffolgender Gabelung in ein humanistisches Gymnasium und Realgymnasium mit je drei Klassen wandte. Damals verhielten sich nicht nur sämtliche Abgeordnete bis auf Baron Stauffenberg, der die Petition vertrat, gegen diese Neuerung ablehnend, sondern es sprachen sich auch sämtliche Abgeordnete, Stauffenberg mit ihnen, zu gunsten der bisherigen Grundlagen unserer höheren Bildung aus. Von hervorragender Bedeutung waren die Worte Sr. Exzellenz des Kgl. Staatsministers F r h r n. von C r a i l s h e i m, des damaligen interimistischen Leiters des Kultusministeriums, welcher in der genannten Sitzung erklärte: „Im Ausschufs habe ich mich dahin ausgesprochen, dafs ich schon von vornherein nicht einsehe, warum wir an den Grundlagen unserer Bildung rütteln sollen. Denn die Resultate sind doch wohl darnach angethan, dafs wir dieselbe erhalten sollen. Unser Gelehrtenstand steht auf der Höhe der Zeit; sämtliche Länder beneiden uns um unseren Beamtenstand, welcher auch aus unseren humanistischen Gymnasien hervorgegangen ist, wegen seiner moralischen und intellektuellen Bildung, und da frage ich: Sind diese Resultate des Unterrichts unserer humanistischen Gymnasien nicht ganz und gar angethan darnach, dafs wir emsig bestrebt sein sollen, dieselben zu wahren? Ich bin auch mit Herrn Dr. Orterer einverstanden, dafs wir das Griechische aus unseren Lehranstalten nicht verdrängen lassen sollen."

Diesen Standpunkt sehen wir nun auch Se. Exz. den Kultusminister Dr. von M ü l l e r einnehmen; es seien hier nur zwei seiner

hierauf bezüglichen Äufserungen erwähnt: die eine, von sozusagen programmatischer Bedeutung, stammt von der Münchener allgemeinen deutschen Philologenversammlung. In der Toastrede beim Festmahl im alten Rathaussaale (20. Mai 1891) hatte der 2. Präsident der Versammlung, Dr. Arnold, Rektor des Wilhelms-Gymnasiums in München, Se. Exzellenz als warmen Förderer der Humaniora gepriesen. Da Se. Exzellenz selbst einst Schüler des Wilhelmsgymnasiums gewesen ist, sind auch Arnolds Worte von besonderem Interesse; sie lauteten: „Insbesondere der Leiter des Unterrichtswesens hat der Versammlung von allem Anfang an die reichste Förderung zu teil werden lassen. Es war leicht zu erkennen, dafs sein Herz bei der Sache war. Und das ist nicht zu verwundern. Denn schon, da er selbst noch als Jüngling in der Schule safs, begeisterte ihn der Geist Athens und Roms, ihm nachzustreben, und auch jetzt noch in seiner hohen Stellung ist es ihm Bedürfnis, in Stunden der Mufse aus den Schriften der Alten süfses Vergessen des sorgenbelastenden Lebens zu schlürfen. — Darum hat er auch für die klassische Bildung die gröfste Sympathie; darum hat er an der idealen Grundlage unseres Gymnasialschulwesens bei der Reform nicht rütteln lassen; darum hat er uns die herrlichste Blüte derselben, das Schöpfen aus der griechischen Quelle, nicht verkümmert.“ (Beifall).

Hierauf erwiderte nun der Minister: „Wir alle hegen gleichmäfsig die Überzeugung, dafs die Wissenschaft zu den höchsten Gütern eines Volkes gehört und dafs in der Schule zum guten Teil, zum sehr guten Teil, das Wohl des Vaterlandes liegt. Bei solchen Fragen, m. H., bin ich in erster Linie von dem Gedanken beherrscht, dafs die bedeutsamste Aufgabe der Gegenwart in der Sorge für die Zukunft besteht. In meinem pflichtmäfsigen Wirken befinde ich mich aber in dieser Beziehung — und das wurde heute zu meiner grofsen Freude schon wiederholt betont — auf einem aufserordentlich gut gepflegten Gebiet . . . Bei dem sehr günstigen Stand speziell unserer humanistischen Gymnasien konnten wir von Anfang an nur an einen konservativ gehaltenen Ausbau im einzelnen denken. Die Fundamente unserer humanistischen Anstalten sind gesund, und wir hoffen, auf dem alten klassischen Fundament noch lange fortzukommen und auf dieser Grundlage noch lange die erspriefslichsten Erfolge zu erzielen unter der Beteiligung guter, wissenschaftlich geschulter Lehrer, die mit mir gemeinsam der Erkenntnis sind, dafs das Wesentliche in der Schule die eigene sittliche Höhe des Lehrers, die Wärme ist, mit der der Schüler gepackt, gefesselt und fortgerissen wird.“ (Bravo.) (cf. Augsb. Abendztg. 1891 Nr. 138).

Die andere Äufserung des Ministers, der ein erhebliches Gewicht beizulegen ist, fiel am 4. Febr. 1892 im Landtag und zwar abermals bei Besprechung der „Einheitsschule“, für die nochmals Frhr. von Stauffenberg eingetreten war. „Die Einheitsschule sei nicht durchführbar, wenn nicht wesentliche Momente, die wir in der Bildung erhalten wollen, aufgegeben werden; es würde auf Kosten der wirklich tieferen und insbesondere der ethischen Bildung geschehen, die ver-

schiedene Kreise der Bevölkerung absolut erhalten wollen und erhalten sollen und die sie sich nicht blofs ihretwegen, sondern im Interesse der ganzen Gesellschaft erhalten müssen. Im Gegensatz zu Stauffenberg, der auf positive Kenntnisse gehe, die das ganze Leben durchhalten, möchte er den klassischen Sprachen doch auch den geistesbildenden Wert nicht nehmen, den sie in sich tragen."

Auch gegen die Erweiterung der Berechtigung der Realgymnasien verhielt sich der Minister ablehnend (in der nämlichen Sitzung): „Besonders die Mediziner seien dagegen; und er glaube, wenn sich irgend ein Stand der humanistischen Bildung erfreuen könne, so sei es der Medizinerstand."

Die Fragen der Einheitsschule und der Berechtigung der Realgymnasien sind seit dieser Zeit nicht wieder aufgerollt worden. Wie der Bayerische Gymnasiallehrerverein zu allen Reformfragen Stellung genommen hat, so unterliefs er es auch nicht, rechtzeitig seinen Standpunkt in der Frage der Einheitsschule zu fixieren. Das geschah insbesondere auf Grund eines Vortrags von Deuerling auf der Generalversammlung des B. G.-L.-V. in Würzburg (9. April 1890) über „Gymnasialreform und Einheitsschule". Deuerling hat hier mit grofser Sachkenntnis und ebenso scharfem als nüchternem Urteil die Frage in, man kann wohl sagen, erschöpfender Weise behandelt. Da diese Abhandlung ohne Zweifel als der Niederschlag derjenigen Stimmungen und Wünsche anzusehen ist, welche den bayerischen Gymnasiallehrstand in der ganzen Frage seit lange bewegten, sei hier der Inhalt derselben in Kürze mitgeteilt. Deuerling legte zuerst dar, wie es dazu kam, dafs auch in Bayern eine Schulbewegung sich bildete: Die Lehrer der Realanstalten, denen es um vermehrte Berechtigungen zu thun war, gingen voran; andere folgten ihnen: die einen aus persönlicher Verstimmtheit infolge unliebsamer Erlebnisse, andere aus politischem Radikalismus, andere aus Verkennung des eigentlichen Zweckes der Gymnasien, die nach ihrer Meinung nicht eine allgemeine Bildung gewähren, sondern Vorbereitungsschulen für praktische Berufe oder für höhere Fachschulen sein sollen. Wenn nun den beiden letztgenannten Kategorien, so wenig auch ihre Bestrebungen zu billigen seien, doch eine relative Berechtigung ihres Standpunkts zuerkannt werden könne, so fehle es andrerseits den zuerst genannten an Unbefangenheit, um ein mafsgebendes Urteil zu fällen. Niemand bestreite ja, dafs unsere Gymnasien in manchen Beziehungen reformbedürftig seien; das sei indes auch bei den Realanstalten der Fall. Aber es wäre unrecht, das Kind mit dem Bade auszuschütten. „Ein vernünftiger Mann, der in seinem Familienhause lange zur Zufriedenheit gewohnt habe, werde, wenn sich kleinere Schäden zeigen, nicht gleich das ganze Gebäude niederreifsen, um womöglich einen anderen massiven Neubau mit möglichst vielen Stockwerken, mit recht bunten Schnörkeln und zahlreichen Fenstern aufzuführen, nein! er werde das alte liebgewonnene Haus wohnlicher zu gestalten suchen; so solle auch das Gebäude des Schulwesens da, wo es Lücken und Risse habe, ausgebessert, hie und da ein neuer Balken eingefügt, dort wieder ein

fester Pfeiler aufgestellt werden.“ Die beiden Formen der in Vorschlag gebrachten Einheitsschulen werden sodann verworfen, die eine mit Gabelung (s. o.) wegen der zu befürchtenden Verflachung, die andere, welche die modernen Bildungselemente, besonders die Naturwissenschaften, das Französische, das Englische, das Zeichnen, teils verstärkt, teils neu aufgenommen wissen will, wogegen die Realgymnasien eingehen sollen, wegen der dann drohenden Überbürdung: die Zahl der wöchentlichen Lehrstunden würde 296 bezw. 299 betragen gegen 245 nach der alten bayerischen Schulordnung. Es sei unmöglich, es allen recht zu machen. Hierauf werden die einzelnen Richtungen dargelegt, in welchen eine Reform wünschenswert sei. Diese Auseinandersetzungen entsprachen vollkommen der Anschauung der Gesamtheit. Es war ja nicht an dem, dafs man in unseren Kreisen die Augen gegen Mängel unseres Gymnasialschulwesens verschlossen hätte. Im Gegenteil! Die Bestrebungen nach zeitgemäfser Fortbildung reichen sehr weit zurück, teilweise sogar bis vor das Jahr 1870. So wurde die Einführung des botanischen Unterrichts schon im 1. Band der Blätter für das bayerische Gymnasialschulwesen (1865) von Schreiber befürwortet, sodann wurde (1867 in der 4. Generalversammlung) die Aufnahme naturwissenschaftlicher Disziplinen in den Bereich der Lehrgegenstände der Lateinschulen ebenfalls von Schreiber beantragt und die Anbahnung und vorderhand wenigstens fakultative Einführung mit grofser Majorität gutgeheifsen. In der gleichen Gen.-Versammlung wurde von Eisele obligater Zeichenunterricht in den 2 unteren Lateinklassen empfohlen. Pädagogisch-didaktische Vorbildung wurde schon 1870 (Bd. VI S. 31 der „Blätter“) von Autenrieth gefordert. Diese Bestrebungen erhielten sich, nachdem die Schulordnung vom J. 1874 ihnen keine Rechnung getragen, und sie gewannen neben anderen, die mit der Zeit erwacht und dringender geworden waren, konkrete Gestalt gegen Ende der 80er Jahre; richtig ist, dafs die Schulbewegung zu ihrer Verwirklichung beitrug; und das ist ein nicht zu unterschätzender Vorteil derselben. Namentlich sind hier die Resolutionen der bayer. Gymnasiallehrer auf den Generalversammlungen in Nürnberg (1886), in Regensburg (1888), in Würzburg (1890), sowie eine in Regensburg beschlossene „Umfrage“ (1889) zu erwähnen. Es wurde hier nicht blofs der Umfang und die Art der Lehrgegenstände, sondern auch der ganze Schulbetrieb einschliefslich der Frage der Überbürdung und der pädagogisch-didaktischen Vorbildung in den Kreis der Erwägungen und Beschlufsfassungen gezogen. In ersterer Beziehung wurde begutachtet: es sei die Naturkunde und das Zeichnen in den Lehrplan neu aufzunehmen, es solle dem französischen und physikalischen Unterricht eine gröfsere Stundenzahl zugewiesen werden; dagegen könne der Kalligraphieunterricht, ebenso in den unteren Klassen der lateinische Unterricht, einige Beschränkung erleiden; für das Deutsche und den lateinischen Stilunterricht wurde eine Reform in der Richtung systematischen Aufbaues gewünscht. Alle diese Thesen wurden einstimmig oder wenigstens mit überwiegender Majorität angenommen. Auch der Ersatz der deutsch-griechischen Übersetzung durch eine

solche aus dem Griechischen ins Deutsche wurde per maiora begutachtet. Über die Frage der Schülerüberbürdung, die sehr aufgebauscht worden war und wenigstens in Bayern im allgemeinen nicht zutraf, hielt 1888 in Regensburg Biedermann einen umfassenden Vortrag. Die Frage der Vorbildung für den Lehrberuf behandelten Deuerling auf der Generalversammlung in Nürnberg (1886), Fleischmann auf der Gen.-Versammlung in Regensburg (1888) in eingehender und abschliefsender Weise. In letzterer Hinsicht wurde der Beschlufs gefafst, es sei dahin zu streben, dafs sowohl an den Universitäten als auch an einer Mehrzahl von Gymnasien pädagogische Seminarien errichtet werden.

Es verdient hier hervorgehoben zu werden, dafs auch Se. Exz. der Kgl. Staatsminister dem Gymnasiallehrstand die Anerkennung aussprach, dafs der bayerischen Schulreform seitens desselben in bedeutendem Mafse vorgearbeitet worden war. Die Äufserung in der 218. Sitzung der Kammer der Abgeordneten (1892) enthielt eine hohe Genugthuung für die vielfachen Angriffe von anderen Seiten; sie lautete: „Mit Vergnügen bestätige ich, dafs aus den Kreisen der Gymnasiallehrer selbst heraus die erste und wesentlichste Anregung zur Reform gekommen ist. Aus diesen Kreisen, m. H., habe ich die gröfste Förderung empfangen, und wie ich schon unlängst erklärte, war der Oberste Schulrat mir ein äufserst wertvoller Berater gerade hier.“

In der That vollzog sich die Schulreform in allen wesentlichen Punkten in den Richtungen, in welchen die bayerischen Gymnasiallehrer Änderungen und Verbesserungen für wünschenswert erachtet hatten. Dafs auch die Öffentlichkeit und insbesondere die beiden Kammern des Landtags sich fast durchaus anerkennend über sie aussprachen und zwar letzterer nicht blofs in allgemeinen Redewendungen, sondern vielfach in detailliertem Eingehen auf Einzelheiten, ist unter diesen Umständen doppelt erfreulich.

Die neue Schulordnung, welche d. d. 23. Juli 1891 erschien, war dadurch, dafs ihr schon am 28. Jan. 1891 eine Bekanntmachung vorausging, in der unter anderen Richtlinien bereits der Stundenplan festgesetzt wurde, unter allen deutschen Schulordnungen die erste. Die württembergische erschien am 16. Febr. 1891, die sächsische am 6. Dez. 1891, die preufsische im Dez. 1891, die hessische Ostern 1894 u. s. w. Im Nachtrag zur Schulordnung kam d. d. 19. Juli 1893 noch eine kurzgefafste „Instruktion“ heraus; diese wurde zunächst nur den Lehrern in die Hände gegeben, da sie zuerst erprobt werden sollte.

So sehr nun die neue Schulordnung in den wesentlichen Punkten den Anregungen des Gymnasiallehrstandes entspricht, und obwohl sie unter dem Beirat des Obersten Schulrates entstanden ist, so ist sie doch im Grunde das Werk des Ministers, wie sie denn allgemein „die Müller'sche Schulordnung“ heifst. Er selbst war die Seele der Reformthätigkeit; es war ihm das Ganze eine Herzensangelegenheit. So spiegelt sie denn sozusagen nach der psychologischen Seite das Wesen des Schöpfers wieder, der allem Übermafs abhold in besonnener, oft fast zaghafter Weise genau die Grenzlinien erwog

zwischen dem, was den Schülern, was den Lehrern zugemutet werden konnte, wie auch zwischen dem, was der Zeitgeist mit Recht oder Unrecht zu fordern schien. Fürwahr, ein schwieriges Werk!

Daſs sie zu einer Zeit erschien, da der Schlachtruf der Überbürdung noch gellend ertönte, hat ihr vielleicht den Stempel einer gewissen Einseitigkeit zu gunsten der Schüler aufgedrückt. Vielleicht! Denn möglicherweise liegt es weniger an der Schöpfung selbst als vielmehr am Vollzug und — setzen wir hinzu — an Verhältnissen, die nicht auf einmal geändert werden konnten. Wir möchten es sogar behaupten. Denn Worte, wie die in der 218. Sitzung der K. der Abg. (1892) gesprochenen, können doch nicht anders denn als Ausdruck voller, warmer Überzeugung aufgefaſst werden. „Wer glauben sollte," sagte hier der K. Staatsminister Dr. v. Müller, „daſs die neue Schulordnung die Schüler von einer ernsten, anstrengenden Arbeit befreien will, würde sich gründlich täuschen. Dieser Geist liegt nicht in der neuen Schulordnung. Der junge Mensch kann nicht anders erzogen werden als durch ernste und anstrengende Arbeit. Würde die Schulordnung so (d. i. in falscher Weise) vollzogen, dann wäre sie — ich spreche es direkt aus — ein toter Buchstabe. Dann hätte sie gar keinen Wert. Aber wird sie nach ihrem Geiste vollzogen, so wird und muſs ernste und anstrengende Arbeit fort und fort an den Gymnasien bleiben." In dieser Beziehung fand und findet sich der Schulgesetzgeber sicher in Übereinstimmung mit allen, welche es mit dem Unterricht ernst meinen, und es ist für eine gewisse Umwandlung, sei es in den Anschauungen oder in den getroffenen Maſsregeln bezeichnend, daſs schon im vorletzten Landtag, noch mehr aber im letzten von den Abgeordneten konstatiert wurde, es seien keine Klagen über Überbürdung bekannt geworden; ja im letzten Landtag gingen einzelne Stimmen so weit, geradezu vor einer zu zimperlichen Rücksichtnahme auf moderne Erziehung zu warnen (Dr. Orterer) und den Menandrischen Spruch „ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται" ins Feld zu führen (Wagner), ja den Vorhalt zu machen, es bestehe jetzt die Tendenz, die Schüler zu entlasten und die Lehrer zu belasten (Dr. Ratzinger).

Und somit kommen wir zur Kehrseite des Bildes: Ist es richtig, von einer Belastung der Lehrer zu sprechen, die dadurch eingetreten sei, daſs man die Schüler entlasten wollte? Ist es überhaupt notwendig, daſs eine Entlastung auf der einen eine Belastung auf der anderen Seite mit sich bringe? Sicher lag das nicht in der Absicht des Reformers. Daſs aber eine solche Störung des Gleichgewichts leicht eintreten kann, wo in so scharfer Weise zwischen dem, was dem Schüler gebührt, und dem, was dem Lehrer obliegt, abgeschieden ist, ist auſser Frage. Der erste Grundsatz der neuen Schulordnung, der, auch wenn er nicht ausdrücklich ausgesprochen wäre (§ 1 der Instruktion), doch fast aus jedem § der Schulordnung hervorginge, lautet: „Der Schwerpunkt des Unterrichts ist in die Schule selbst zu legen." Diese Forderung ist eine so selbstverständliche, daſs sie jeder

Einsichtige in vollem Mafse anerkennen mufs. Auch wird man kaum gegen die für die häusliche Beschäftigung der Schüler festgesetzten Maxima (eine Stunde für die 1. Klasse, 2 Stunden für die 2.—5. Klasse, 3 Stunden für die 6.—9. Klasse) etwas einwenden; gelten sie ja doch nur für den Normalschüler. Nun kommen aber bereits verschiedene „Aber“! Wie ist es, wenn die Klasse vorwiegend aus mittelmäfsig begabten Schülern besteht? Oder wenn die Klasse überfüllt ist? Ist da die nötige „Bearbeitung“ des Einzelnen im Unterricht möglich? Fällt unter solchen Umständen nicht dem Lehrer (wie dem Schüler) ein zu grofses Mafs häuslicher Arbeit zur Last? Und so sei es denn ausgesprochen: Überfüllte Klassen sind der Krebsschaden alles Unterrichts. Das ist der wunde Punkt, an dem noch eine grofse, ja sehr grofse Anzahl bayerischer Gymnasien laboriert; eine Zusammenstellung im 2/3. Heft der „Blätter für das Gymnasialschulwesen“ (Jahrgang XXXI, 1895, Seite 196—198) zeigt dies aufs deutlichste. Die Schulordnung schreibt ohnedies durchwegs zu hohe Maximalziffern vor: für Klasse 1—3 : 50, 4—6 : 45, 7—9 : 35 Schüler in maximo sind aufserordentlich hohe Ziffern. Um je 10 Schüler sollten diese Zahlen durchgehends ermäfsigt werden, also für 1—3 : 40; 4—6 : 35; 7—9 : 25 Schüler.[1]) Auch dann noch sind die Maxima in Anbetracht der hohen Anforderungen, die die neue Schulordnung an den Schulunterricht stellt, wir wiederholen, mit Recht stellt, hoch. Die Durchschnittszahlen der Schüler, die sich in den einzelnen Klassen befinden, und die auf S. 197 der obengenannten Zusammenstellung verzeichnet sind, sprechen eine aufserordentlich deutliche Sprache. Wenn sich beispielsweise in der 1. Klasse durchschnittlich 44 Schüler, in der 6. durchschnittlich 36, in der 9. immer noch durchschnittlich 27 Schüler befinden, wie zur Zeit der Fall ist, so verstehen sich die lebhaften Klagen der Lehrer über allzugrofse Belastung wohl schon von selbst. (An den Progymnasien, um dies hinzuzusetzen, ist die Durchschnittszahl eine weitaus geringere und überschreitet nirgends das Mafs. (cf. Seite 199 der „Blätter“.) Sind nun aber an einem Gymnasium die Klassen zu grofs, was unseres Erachtens schon dann der Fall ist, wenn die Schülerziffer nahe an das derzeitige schulordnungsmäfsige Maximum hinanstreift, so fallen folgende Umstände noch besonders erschwerend ins Gewicht.

Erstens ist die Stundenzahl für einige Fächer gegen früher verringert, ohne dafs das Lehrziel dementsprechend ermäfsigt worden

---

[1]) In Preufsen, wo ebenfalls häufig geklagt wird, dafs die Durchbildung wegen Überfüllung der Klassen nicht möglich sei, sind die Schülermaxima gleichwohl wesentlich niedriger; in den drei unteren Klassen 50, in den drei mittleren 40, in den drei oberen 30 Schüler. Bekanntlich wurde in der Berliner Schulkonferenz eine teilweise Ermäfsigung der Maximalzahl beschlossen (vgl. „Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts 4. bis 17. Dez. 1890“, S. 415). Doch ist eine Änderung bis jetzt noch nicht erfolgt. — Am schlimmsten ist in der neuen bayer. Schulordnung die 6. Klasse weggekommen, deren Maximalziffer gegenüber der alten Sch.-O. sogar um 5 Schüler erhöht wurde. Da nun auch noch die Zwischenprüfung zu ihren Obliegenheiten gekommen ist, scheint Verminderung der Maximalziffer für diese Klasse das Allerdringlichste zu sein.

wäre: das Latein hat im ganzen 7 Stunden eingebüfst, die Geographie 1 Stunde. Sodann sind aus sanitären Gründen nach der ersten Vormittags- und Nachmittagsstunde Pausen von je 10 Minuten eingeführt, wodurch so ziemlich für jedes Fach ein nennenswerter Ausfall an Zeit entstanden ist. Dies alles mufs im Unterricht eingebracht werden, die Vorbereitung des Lehrers mufs eine entsprechend gründlichere sein, in wissenschaftlicher wie insbesondere in methodischer Hinsicht; dazu kommt die Vermehrung der Korrekturarbeiten; häufige und wohlvorbereitete Extemporalien sind in grofsen Klassen um so notwendiger, als die individuelle Bearbeitung des einzelnen Schülers erschwert ist. So wächst denn die Arbeit in einem Grade, dafs der Lehrer ihr kaum mehr gewachsen ist. Unter diesen Gesichtspunkt fällt nunmehr eine dritte Klage, die, wenn auch nur von relativer Bedeutung, doch einhellig von den betreffenden Lehrern erhoben wird, so dafs sie einer Erörterung bedarf: die Zahl der für die 5 unteren Klassen festgesetzten deutschen Hausaufgaben (18 im Jahre) ist eine verhältnismäfsig recht hohe; denn thatsächlich trifft bei dieser Normierung alle 14 Tage eine solche Korrektur; hiezu kommen noch 4—8 schulordnungsmäfsige Schulaufgaben aus dem gleichen Fache, wodurch es sich ebenso oft trifft, dafs innerhalb 14 Tagen zwei deutsche Korrekturen zu erledigen sind. Das ist allerdings viel, besonders für die 4. und 5. Klasse, in welchen nur zwei deutsche Wochenstunden angesetzt sind, und es dürfte hier mit der Zeit eine gewisse Ermäfsigung platzgreifen, so zwar, dafs z. B. die Hausaufgabe wegfällt, wenn in der gleichen Woche eine deutsche Schulaufgabe trifft. Im übrigen läfst sich gegen die Einrichtung zahlreicherer kontrollierter Aufgaben aus dem Deutschen, sei es grammatischer oder stilistischer Art, kaum etwas einwenden; sie sind sicher in den Jahren, in denen die formale Grundlage gelegt wird und sich der Stil entwickelt, ein grofser Segen. Auch brauchen die Aufgaben nicht lang zu sein, ja sie sollen das in der Regel gar nicht sein. Wo freilich eine rigorose Praxis herrscht und beispielsweise verlangt wird, dafs jede Aufgabe in einem Aufsatz von stattlicher Länge bestehe, wo ferner die Klasse grofs ist und aus vorwiegend schwachen Schülern besteht, kann diese Bestimmung zu einer wahren crux für den Lehrer werden. Diese letzteren Momente — rigorose Praxis und Klassenüberfüllung — scheinen hier ausschlaggebend zu sein, im Sinne der Schulordnung aber liegen sie nicht.[1])

[1]) Die Instruktion schreibt § 78 ausdrücklich vor: „Hausaufgaben von richtig bemessenem Umfang“; ferner „die deutsche Aufgabe kann, besonders in den mittleren und unteren Klassen, von Zeit zu Zeit auch in einer Übersetzung aus fremden Sprachen bestehen“. Dazu kommt eine Äufserung des Ministers in der 96. Sitzung der Kammer der Abg. (1894), welche sich auf die Korrekturen überhaupt bezieht und woraus deutlich hervorgeht, dafs die Praxis nicht rigoros sein soll; auf Klage einzelner Abgeordneter, insbesondere des Abg. Dr. Ratzinger, über die zu grofse Belastung der Gymnasiallehrer mit Korrekturen erwiderte Kultusminister Dr. von Müller: „Es hat nach manchen Darstellungen den Anschein, als ob der Lehrer nach der neuen Schulordnung den ganzen Tag nichts zu thun habe als zu korrigieren. Nun, m. H., was hat da die neue Schulordnung gethan?

Dafs also in grofsen Klassen eine Überlastung der Lehrer nicht blofs stattfinden kann, sondern stattfinden mufs, ist aufser Frage[1]) und wird allgemein zugestanden; im letzten Landtag haben dies auch die Abg. Dr. Buhl und Dr. Orterer hervorgehoben, besonders letzterer in sehr eindringlicher und dankenswerter Weise und mit Hinweis auf die Folgen, die es für den Unterricht haben mufs (96. Sitzung, Stenogr. Bericht S. 223): „Es bleibt nur zu wünschen, dafs nicht, wie es bei der alten Schulordnung vielfach war, auch wenn die Maximalziffer Jahre lang oder um ein Beträchtliches überschritten wird, man dann auch wiederum auf die Teilung verzichtet und die alte Geschichte fortschleppt, als wenn das Normativ in dieser Beziehung nicht bestände. Es kann gar nicht bezweifelt werden, dafs nichts dem Lehr- und Erziehungserfolge abträglicher im Wege steht als überfüllte Klassen und überfüllte Gymnasien". Aber auch die Antwort Sr. Exzellenz war sehr dankenswert; dieselbe lautete: „Herr Abg. Dr. Orterer hat besonders Gewicht darauf gelegt, dafs die Bestimmungen des § 3 der Sch.-O. über die Maximalschülerzahl der einzelnen Klassen genau eingehalten und einer Überfüllung der Klassen nach Möglichkeit entgegengetreten werde. Ich kann unter Bezug hierauf erklären, dafs dies seitens des Ministeriums geschieht, soweit es überhaupt nach den örtlichen Verhältnissen möglich ist. Unter diesen Voraussetzungen kann ich mich ebenfalls mit Hrn. Dr. Orterer einverstanden erklären, dafs dann eine Überlastung der Lehrer eigentlich nicht möglich ist. Wie das K. Staatsministerium bestrebt war, eine Überlastung von den Schülern fernzuhalten, ebensowenig kann und darf dasselbe daran gehen, eine Überlastung der Lehrer zu schaffen". Es verdient volle und dankbare An-

Sie hat alle lateinischen Hausaufgaben, alle griechischen Hausaufgaben abgeschafft und hat gesagt: Es dürfen Hausaufgaben nur mehr im Deutschen gegeben werden, und die Zahl dieser Aufgaben ist genau beschränkt. Sie beträgt in den unteren 5 Klassen 18 im Jahre und in den oberen, wo wir es mit Aufsätzen zu thun haben, 9 Hausaufgaben im ganzen Jahre, also nicht einmal auf jeden Monat eine Aufgabe. Da kann doch, m. H., wirklich von einer Überlastung mit der Korrektur der Hausaufgaben keine Rede sein. Ganz weggefallen ist die Korrektur der lateinischen und griechischen Hausaufgaben, die früher namentlich bei den etwas älter werdenden Herren eine ziemliche Rolle gespielt haben; die sind vollständig weggefallen. Der Professor hat sich nur zu vergewissern, ob der Mann überhaupt die Aufgabe in seinem Heft hat und ob die Aufgabe an sich anständig ist. Aber hier ist von einer Korrektur der einzelnen Aufgaben gar keine Rede. Nun kommen die sogen. Skriptionen oder Schulaufgaben. Ja, m. H., die sind ja vermindert in der Zahl gegen früher. Es ist deren Zahl angegeben, wie viele gehalten werden dürfen, und es ist, worauf ich das gröfste Gewicht lege, angegeben, dafs sie klein zu sein haben. „Der Umfang der Schulaufgaben soll" — heifst es in der Instruktion — „so bemessen werden, dafs ihr Zweck, eine Probe selbständiger Leistung zu sein, erreicht wird, ohne dafs dem Unterricht zu viel Zeit verloren geht. Abgesehen von gröfseren deutschen Aufsätzen wird auf Schulaufgaben in der Regel nicht mehr als eine Stunde, häufig weniger Zeit zu verwenden sein". Ja, m. H., wenn entgegen dieser Vorschrift an einer Anstalt lange Arbeiten gegeben werden und die Herren sich selber quälen wollen, dafür kann jedenfalls die Schulleitung nicht verantwortlich gemacht werden".

[1]) Vgl. dazu auch die trefflichen Worte Einhausers auf der Regensburger Generalversammlung (Bericht S. 13—15).

erkennung, dafs das K. Staatsministerium und der hohe Landtag in gleicher Weise ihre Bereitwilligkeit zeigten, hier energische Abhilfe zu schaffen. Anträge seitens der mafsgebenden Behörden haben also auf willfähriges Gehör zu rechnen, und so besteht doch vielleicht Aussicht, dafs auf diesem Gebiete nunmehr jene Gesundung eintrete, die unseren bayerischen Gymnasien zu einem grofsen Teil leider immer noch fehlt, obwohl sich ja unter dem Ministerium Müller augenscheinlich diese Verhältnisse bereits zum Besseren zu wenden begonnen haben.

Aufserordentlich wünschenswert und gedeihlich wäre in dieser Richtung auch die Anwendung eines Mittels, das dem so viel beklagten Zudrang zu den humanistischen Gymnasien einigermafsen hemmend in den Weg träte, nämlich eine strengere Auslese bei der Aufnahme in die 1. Klasse und eine viel strengere Behandlung nicht hinreichend befähigter Schüler beim Vorrücken in die zweite und dritte Klasse. Hier herrscht entschieden im allgemeinen eine zu milde Praxis; in höheren Klassen sind diese Schüler nur schwer mehr anzubringen und sind dann sich, den besseren Mitschülern, den Lehrern, der ganzen Schule zur Last.

Ohne diese beiden einschneidenden Mafsregeln können — darüber besteht in den Kreisen der Gymnasiallehrer kein Zweifel — die in der Schulordnung gesteckten idealen Ziele nicht erreicht werden und reiben sich die Kräfte des gewissenhaften Lehrers vor der Zeit auf, ohne dafs der gewünschte Erfolg erreicht wird.

Wir haben oben gesagt, dafs es schwer war, die richtige Grenze zu finden zwischen dem, was den Schülern und dem, was den Lehrern gebührt. Zeigte es sich in Vorstehendem, dafs der Lehrer da und dort etwas zu kurz wegzukommen schien, so zeigte sich doch wohl auch, dafs das die Absicht des Ministers nicht war. Die Gründe liegen zum grofsen Teil in Verhältnissen, die sich langsam angebahnt hatten und deshalb auch nicht sofort und auf einmal beseitigt werden konnten. Dafs Hr. v. Müller nur das Gute wollte, dafs ein auch dem Lehrerstand wohlwollender Zug durch alle Verfügungen hindurchgeht, ist nicht zu verkennen, auch da, wo es anfänglich nicht so schien. Herr von Müller hatte aber, entsprechend dem gesunden, praktischen Sinn, der ihn auszeichnete, wesentlich auch das eigenste Interesse der Schule im Auge, wenn er so handelte. Namentlich gilt dies von der prinzipiellen Wahrung der Lehrerindividualität. Die Schule mufs dem Lehrer das Wichtigste sein; dies ist ja ganz selbstverständlich. Aber der Lehrer darf auch nicht durch Verordnungen in einem Grade der Einschränkung unterworfen werden, dafs ihm die Freude am Berufe genommen wird. Zwischen dem Zwang und der Freiheit liegt, wie überall in der Welt, die rechte Mitte. Diese Mitte nun erscheint prinzipiell in befriedigendem Mafse gewahrt: „Die Methode darf man nicht schablonisieren; es kommt auf die Individualität des Lehrers an“, „Die Schablone verdirbt den Mann, aber verbessert ihn nicht; der Lehrer mufs aus sich herauswirken; ich kann ihm keine andere Individualität geben“ (1892, 218. Sitzung der K. d. Abg.).

Wem wären diese Worte Sr. Exzellenz nicht unvergefslich geblieben! Sowohl in der Schulordnung als in der Instruktion ist wiederholt das induktive Verfahren, welches das vergleichende in sich schliefst, empfohlen, so in der Grammatik „mafsvolle Anwendung der induktiven Methode", in der Aneignung des Wortschatzes, in dem Wink bezüglich der „Vorfragen"; in der Mathematik, in Poetik und Rhetorik. So sehr nun aber das Augenmerk insbesondere in der Instruktion auf die so wichtige induktive Methode hingelenkt erscheint, so wenig lag es im Sinne des Gesetzgebers, dafs nun diese Methode abgehetzt werden solle; in den Sprachen z. B. mufs die deduktive Methode neben der induktiven einhergehen. Der Kgl. Staatsminister hat dies ausdrücklich hervorgehoben (1894, 86. Sitzung der K. d. Abg.): „Es liegt", sagte er, „der Schulordnung und insbesondere der Instruktion der Gedanke vor, dafs es wünschenswert wäre, wenn die induktive Methode in den Mittelschulen mehr zur Geltung käme. Es wurde mit voller Überlegung und nach reiflicher Beratung Umgang genommen, eine Methode direkt vorzuschreiben. Es geht das, je tiefer die Schulen der üblichen Rangordnung nach stehen, um so leichter; je höher man aber hinaufkommt, um so schwerer, und die Hauptsache des Mittelschulunterrichts ist und bleibt Wahrung der Persönlichkeit des Lehrers; man wollte nicht durch zwangsweise Einführung von Methoden schliefslich die Eigentümlichkeit der einzelnen Person aufheben". Das sind nicht minder treffliche Worte, wie jene erstgenannten; sie zeigen, dafs der Minister mit feinem pädagogischen Takt sorgsam darauf bedacht war, auch dem Lehrer sein Recht werden zu lassen und ihm in seiner Wirksamkeit keine schädlichen Schranken zu setzen. Es läfst sich ja in der That eine Methode nicht schlechthin oktroyieren, und es gilt immerhin im ganzen und grofsen der Satz: „Die Methode ist die Persönlichkeit". Lust und Liebe zum Beruf ist vielleicht nirgends nötiger als beim Lehrberuf, und woher sollte derjenige Enthusiasmus kommen, der die Schüler packt, fesselt und mit sich fortreifst (vergl. die Worte des Ministers bei der Münchener Philologenversammlung), wenn der Lehrer sich innerhalb seiner Sphäre nicht eines verhältnismäfsigen Wohlbehagens erfreuen kann, das wiederum ohne ein gewisses Mafs von Bewegungsfreiheit nicht möglich ist?

Dafs Herr von Müller durchaus kein Freund des vielen Hineinredens war — das Gleiche war bekanntlich schon bei Minister Lutz der Fall — darf sicher behauptet werden. Es zeigt sich sein diesbezüglicher Standpunkt noch in manchen speziellen Äufserungen, wie wenn er dem Abg. Dr. Orterer, der gesagt hatte: „Gegen ein fortwährendes Visitieren der Rektoren müfste er Verwahrung einlegen" beistimmte: „Dr. Orterer habe die Stellung des Rektors richtig gekennzeichnet", ferner wenn er in Aussicht stellte, die Gymnasien in allen Fällen, die sich nicht auf Bauten und Hygiene bezögen, mit Umgehung der Mittelstellen direkt ans Ministerium berichten zu lassen; es sei dies auch schon angebahnt, manche Rektoren hätten sich aber noch nicht daran gewöhnt". Solche Äufserungen verdienen hervorgehoben zu werden, da sie beweisen, dafs Minister v. Müller nicht

der Mann war, der dem Lehrerstand und dem Schulwesen unnötige Fesseln anlegen oder gar die Autorität der Schule antasten wollte.

Und doch sind es zwei Fragen, in denen dieser Anschein bei vielen erweckt wurde: 1) in der Frage des Beschwerderechts, 2) in der Arrestbeaufsichtigungsfrage. In beiden Fällen fühlten sich weite Kreise der Lehrerschaft beschwert. Nun ist von vornherein anzuerkennen, dafs diese beiden Fragen an sich in hohem Grade häkelig waren, und dafs also eine sofortige, absolut sichere Präzisierung aufserordentlich schwierig war. Dazu kamen offenbare Mifsverständnisse, die erst durch authentische Erklärungen im Abgeordnetenhaus aufgeklärt wurden.

Was nun die erste Frage betrifft, so hatte der Minister nach den Berichten der Zeitungen im Finanz-Ausschufs der 2. Kammer (1894) auf Veranlassung eines Abgeordneten erklärt, „dafs jede Beschwerde strengstens verfolgt und absolute Diskretion bewahrt werde, damit niemand vor Erhebung einer Klage zurückschrecke; der Schwerpunkt liege übrigens bei den Rektoren". Diese Äufserung, die in den Zeitungen etwas schief wiedergegeben worden war und nicht ganz so lautete, (wie Se. Exzellenz auch dem damaligen stellvertretenden Vorstand des Vereines bei einer gelegentlichen Zwiesprache erklärte), wurde nun vielfach so aufgefafst, als ob der Minister die Eltern förmlich einlade, sich bei ihm zu beschweren, eine Annahme, die eigentlich so horrend ist, dafs sie von vornherein nicht glaubhaft war. Darauf erfolgte nun eine authentische Interpretation in der Kammer (92. Sitzung), welche zugleich einen Beweis von der hohen Auffassung gibt, die Se. Exzellenz von der Autorität des Lehrers hatte. Die Worte lauteten: „Dafs aus meinen Äufserungen im Ausschufs hinsichtlich des Beschwerderechts der Eltern nicht die Folgerung gezogen werden kann, dafs ich damit die Autorität der Schule untergraben will, ist, glaube ich, selbstverständlich. Ich habe von der Autorität der Schule eine hohe Meinung, aber nicht minder eine hohe Meinung von den Persönlichkeiten, die sich der Schule widmen . . . Es ist richtig, es gibt wohl kein Gebiet, über das sich soviele Leute ein Urteil zutrauen, wie die Schule, und es gibt kaum auf irgend einem Gebiete eine so starke Neigung alles zu glauben, was gegen eine Institution gesagt wird, wie hier . . . M. H !, die Schule zu verteidigen, die Lehrer zu verteidigen überall da, wo sie mit Recht darauf Anspruch machen, werden Sie mich stets am Platze finden". Hiemit dürfte diese Sache eine befriedigende Lösung gefunden haben.

Der zweite Fall, der zu einer gewissen Verstimmung Veranlassung gab, wurde gegeben durch die Verfügungen bezüglich der Schularrestbeaufsichtigung. § 109 der Instruktion besagt nämlich: „Der verhängte Schularrest ist unter allen Umständen zu beaufsichtigen. Am zweckmäfsigsten wird dies jedesmal durch den Lehrer geschehen, der den Arrest verhängt hat. Indes besteht auch dagegen eine Erinnerung nicht, dafs Schüler verschiedener Klassen nach Übereinkommen der betreffenden Lehrer von je einem derselben beauf-

sichtigt werden . . . Bei Verhängung der Karzerstrafe wird der Rektor im Einvernehmen mit dem betreffenden Lehrer des bestraften Schülers das Geeignete zur Beaufsichtigung vorkehren." Es wird gut sein, die authentische Interpretation dieser Bestimmung seitens Sr. Exzellenz hier gleich folgen zu lassen; sie wurde bei einer Besprechung des Gegenstandes in der 92. Sitzung des vorigen Landtags (Stenogr. Ber. S. 140) gegeben und lautete: „Die Bestimmungen sind in weiten Kreisen der Gegenstand von Anfechtungen geworden, ohne daſs die Bestimmungen genau ins Auge gefaſst und genau geprüft worden sind. Davon, m. H., daſs darin stünde, der betr. Professor habe den Schularrest mit dem Schüler abzusitzen, ist gar keine Rede; aber überall in der Welt hört man diesen Satz. Das Sachverhältnis ist einfach das: Man muſste sich sagen und es konnte das gar nicht anders sein, die Aufsicht über den Arrest durch den Pedell ist eine verfehlte; und es ist wohl zu würdigen, ob man nicht lieber die ganze Arreststrafe aufgibt, als sie unbeaufsichtigt vollziehen läſst. Davon ausgehend und im Anschlusse daran, daſs an einigen Gymnasien, speziell auch ist es mir von einem Gymnasium von München bekannt, einzelne Lehrer die Aufsicht des Arrestes bereits übernommen hatten, wurde gesagt, die Aufsicht über den Arrest gehört zur pädagogischen Aufgabe der Lehrer im ganzen. Nun ist es dem einzelnen Lehrer freigegeben, das selbst zu thun, er kann sich, insoweit drei aneinandergereihte Klassen in Frage kommen, mit irgend einem Lehrer dieser drei Klassen benehmen, es ist nicht nötig, daſs der Arrest, der heute verhängt wird, auch heute abgesessen werden muſs, es heiſst vielmehr, daſs er innerhalb der Woche persolviert werden muſs. Es ist ferner die Dauer des Arrestes vermindert; der Schularrest, der von einem einzelnen Lehrer verhängt wird, darf nur mehr bis zu einer Stunde dauern, er kann auch eine halbe oder dreiviertel Stunden betragen. Niemand hat daran gedacht, daſs die Bestimmung den Sinn habe, der Lehrer habe sich mit dem Schüler in ein Zimmer zu setzen. Der Beaufsichtigende bleibt nur innerhalb des Gebäudes und in der Möglichkeit, ab und zu nachzusehen, was der Schüler treibt. Hienach ist die Sache wesentlich einfacher als sie aufgefaſst wurde. Sie ist ausschlieſslich aus pädagogischen Gesichtspunkten zu erklären."

Soweit die Worte des Herrn Staatsministers Dr. v. Müller. Es darf nun wohl anerkannt werden, daſs die frühere Art der Beaufsichtigung oder richtiger Nichtbeaufsichtigung zu mancher Ungehörigkeit führte, wie auch, daſs manchmal zu häufig eingesperrt wurde, so daſs sich die Schüler so sehr an diese Strafe gewöhnten, daſs sie nicht mehr die beabsichtigte Wirkung übte. Es kommt wohl auch nicht so sehr darauf an, wie lange eingesperrt wird, als daſs einmal auch eine strengere Strafe verhängt wird. Die Arreststrafe wird, je seltener und maſsvoller sie angewendet wird, eine desto gröſsere Wirkung üben und kann schlieſslich vielleicht ganz entbehrt werden, namentlich wenn wir zu dem idealen Zustande gelangen sollten, daſs ungeeignete Elemente unnachsichtlich und rechtzeitig abgestreift werden. Mitteilungen an die

Eltern bezw. deren Stellvertreter,[1]) überhaupt gröfserer Kontakt mit dem Hause wirken mehr als der Schularrest. Scheint aber dennoch einmal eine Arreststrafe beispielsweise aus disziplinären Gründen unumgänglich notwendig, so mufs und wird es der Lehrer so einrichten, dafs sein und des Standes Respekt nicht Schaden leidet. Damit hängt aber zusammen, dafs die Schüler den Eindruck haben, der Lehrer thue es aus völlig freier Erwägung und gewissermafsen nur nebenbei, indem sich der Lehrer — wie es auch in der ministeriellen Erklärung angedeutet ist — im Hause, in der Bibliothek beschäftigt und nur ein- oder das andere Mal nachsieht. Hiernach sind zwei Verfahren, soferne sich dieselben finden sollten, a limine zu verwerfen, weil sie sich mit der Würde und Autorität des Lehrers und der gesamten Lehrerschaft in keiner Beziehung vertragen; das eine besteht darin, dafs Schüler aus verschiedenen Klassen zu bestimmten Stunden von den Lehrern im Turnus beaufsichtigt werden, das andere darin, dafs ein Lehrer etwa beauftragt wird, einen oder mehrere mit Karzer bestrafte Schüler zu überwachen. Gegen die erstere Art der Beaufsichtigung und des Zusammensperrens sprechen auch sehr gewichtige pädagogische Bedenken. Es ist im Interesse des Ansehens des einzelnen Lehrers und der Würde des ganzen Standes dringend zu wünschen, dafs hier mit der gröfsten Vorsicht vorgegangen werde und nicht Mafsregeln gewohnheitsmäfsig werden, die geeignet sein könnten, das Niveau des Standes in der allgemeinen Schätzung herabzudrücken.

Wenn es nun in der Frage des Beschwerderechts und der Arrestbeaufsichtigung der obersten Schulleitung nicht gleich gelungen sein sollte, zwischen der Partei des Hauses und der Lehrer einerseits und zwischen den Anforderungen der Schulzucht und der Autorität der Schule andrerseits die Grenzlinie zu finden bezw. zu präzisieren, so ist dies mit der Schwierigkeit dieser Dinge zu erklären. Es darf wohl auch ferner daran erinnert werden, dafs die Zustände vor 5 Jahren ziemlich gespannt, ja unerquicklich waren; die Angriffe auf die Schule und die Lehrer waren häufig, und wenn auch die Beunruhigung grofsenteils von aufsen hereingetragen war, so war sie doch da. Hier auf Beruhigung der Gemüter hinzuarbeiten, in ausgleichendem Sinne, war das stete Bemühen des Ministers. Dafs derselbe eine Minderung der Autorität der Schule und eine schädliche Beeinflussung der Berufsfreudigkeit ihrer Lehrer auch persönlich ungemein bedauert hätte,

[1]) Solche „Mitteilungen" bestehen an mehreren Anstalten und haben sich sehr bewährt. Am Wilhelmsgymnasium in München ist die Einrichtung folgende: Die Eltern erhalten durch die Post (3 Pf.-Marke, „vom Empfänger zahlbar") einen vom Lehrer ausgestellten, vom Rektorate vidimierten, vom Aktuar ausgefertigten Zettel (die Formulare sind bei letzterem zu haben). Auf diesem Zettel gelangt die Beschwerde des Lehrers in ein bis zwei Sätzen zum Ausdruck und wird eventuell „um gefällige Rücksprache" ersucht. Solche Mitteilungen thun fast regelmäfsig die beabsichtigte Wirkung und sind erfahrungsgemäfs mehr gefürchtet als ein Schularrest. Für die „Verweise" und Arreste dienen dieselben Formulare; nur wird dann im Text das Wort „Verweis", „Schularrest" ausdrücklich gebraucht. In die Straflisten werden die einfachen Mitteilungen nicht eingetragen; doch werden die Zettel sämtlich (fürs laufende Jahr) aufbewahrt.

kann bei der hohen Auffassung, die er von der Bedeutung der Schule hatte, und bei dem Wert, den er überhaupt auf eine gewisse Freiheit in der Bewegung der einzelnen Lehrer legte, nicht dem mindesten Zweifel unterliegen.

Auch die Lehrpläne sind von einem gewissen freiheitlichen Sinn getragen. Es ist den Lehrern bezw. Lehrkörpern durchgehends ein gewisser Spielraum in Hinsicht auf die Auswahl der Klassikerlektüre und die Verwendung der Gesamtstundenzahl gewährt. Das ist besonders auch aufserhalb Bayerns angenehm aufgefallen. In einer Vergleichung der preufsischen Lehrpläne mit den bayerischen sagt Uhlig, der verdiente Vorkämpfer der humanistischen Gymnasien: „Die wesentliche Verschiedenheit zwischen Bayern und Preufsen liegt hier (= in Hinsicht auf die Klassikerlektüre) in einer gröfseren Freiheit, die der erstere Staat den einzelnen Anstalten gewährt; und dafs eine möglichst weite Ausdehnung solcher Freiheit etwas Wünschenswertes sei, haben wir immer geglaubt. Wie die einzelnen Lehrer, so können auch die einzelnen Anstalten ihr Bestes nur leisten bei einem ziemlich weiten Spielraum für ihre individuelle Entwicklung." („Hum. Gymn." 1892, S. 32.) Zum gröfsten Teil war dies übrigens schon in der alten Schulordnung der Fall. Von unten auf ist z. B. im Lateinischen die Wahl zwischen ziemlich Verschiedenem den einzelnen Anstalten überlassen, so zwischen Nepos und einem Lesebuch, zwischen Ovid und einer Auswahl aus Phädrus und den Elegikern, dann oben zwischen Prosaikern und Poeten; aufserdem sind mehr Autoren zur Wahl gestellt als in Preufsen, z. B. Caes. b. civ., Curtius, die Elegiker, Quintilian 10. Buch, Terenz und Plautus, Cicero allgemein (in Preufsen nur die Briefe und eine gröfsere Rede Ciceros). Ferner erscheint die Privatlektüre als etwas Fakultatives (§ 10,18: „Zur freiwilligen Privatlektüre ist in den 2 obersten Klassen hiezu befähigten und strebsamen Schülern Anleitung zu geben"). Im Griechischen können Arrian, Dialoge des Lukian, Biographien Plutarchs, Reden des Lysias, Lykurgos, Isokrates, Tragödien des Euripides und Äschylos gelesen werden; alle diese Autoren sind nach dem preufsischen Lehrplan von der Behandlung in der Klasse ausgeschlossen.

Ebenso ist in Beziehung auf die Verwendung der Gesamtstundenzahl in Bayern eine Latitüde eingeräumt, an der es in Preufsen in hohem Grade fehlt; nur für den griechischen Stil finden wir für die 8. und 9. Klasse in der bayer. Schulordnung „eine Stunde wöchentlich"; aufserdem ist es nicht gestattet, mehr als zwei lateinische (bezw. griechische) Schriftsteller nebeneinander zu lesen.

Die Möglichkeit von dem einmal festgesetzten Stundenplan dann und wann abzugehen, ist nicht ausdrücklich vorgesehen, dürfte aber ebenfalls im Sinne der Schulordnung liegen, welche Freiheit, nicht Gebundenheit beabsichtigt. Es wäre vielleicht gut gewesen, die Erlaubnis hiezu ausdrücklich zu konstatieren. Die Praxis ist in dieser Beziehung wohl allenthalben eine zu einseitige und unvorteilhafte. In gewissen Fällen ist man ja geradezu gezwungen, vom Stundenplan abzugehen, z. B. wenn Schulaufgaben abgehalten werden. Aber auch

in den einzelnen Fächern kommt es einem zuweilen aufserordentlich hart an, mitten im Zusammenhang abbrechen zu müssen, so z. B. im Lateinischen in einer Ode des Horaz oder im Griechischen in einer Tragödie des Sophokles, wenn man mitten in einem Dialog steht; ähnlich in der Geschichte, im Deutschen und in allen übrigen Fächern. Da wir uns des Klassenlehrersystems erfreuen, wodurch der Ordinarius fast täglich eine Folge von 2—3 Stunden unterrichtet, ist kein wesentliches Hindernis ersichtlich, durch solche Übertragungen von Stunden — denn nur um Übertragungen kann es sich handeln — mehr Leben, Interesse, Zusammenhang in den Unterricht zu bringen. Gegenwärtig leidet unser Unterricht in dieser Hinsicht etwas am Mechanischen.

Wir lassen nun eine kurze Betrachtung der einzelnen Fächer folgen, soweit sie durch die letzte Schulordnung neu eingeführt wurden oder auf Grund derselben stärker oder schwächer betont erscheinen. Diese Betrachtung leitet wesentlich zu den Reformvorschlägen zurück, welche der Bayer. Gymnasiallehrerverein in dieser Richtung machte und von welchen schon oben die Rede war. Denn in allen Hauptpunkten betrat die oberste Schulleitung den gleichen Boden und acceptierte die Grenzen, welche die bayerischen Gymnasiallehrer in den Resolutionen ihrer Generalversammlungen befürwortet hatten. Als Pflichtfächer wurden neu eingeführt Zeichnen und Naturkunde, und zwar in unteren Klassen, hauptsächlich um den Sinn für scharfe Beobachtung zu wecken und einen Bestandteil der allgemeinen Bildung zu vermitteln. Eine Zulage von je 2 Stunden erhielten Französisch und Physik; eine Stunde gewann das Deutsche. Dagegen verlor das Lateinische im ganzen 7 Stunden, die Geographie eine, die Kalligraphie 5 Stunden. In Religion, Griechisch, Geschichte und im Turnen blieb die Stundenzahl unverändert. Die Gesamtstundenzahl beträgt somit nach der neuen Schulordnung 246 (früher 245). Die wöchentliche Stundensumme ist also fast genau die gleiche. Sie ist aber auch die gleich niedrige geblieben; denn in allen gröfseren deutschen Staaten ist sie um 30—40 Stunden höher: in Preufsen beträgt sie 279 (hierunter 9 Stunden mehr für Turnen), ebensoviel in Württemberg, Baden und Sachsen; da jedoch in all diesen Staaten auch das Singen teils in einzelnen (unteren), teils in allen (auch den oberen) Klassen obligatorisch ist, wächst hier diese Ziffer noch mehr oder weniger beträchtlich. (Vgl. „Das hum. Gymn.“ 1892 S. 1—5).

Auch in extensiver Hinsicht ist die Lehr- und Lernaufgabe so ziemlich die gleiche geblieben. Wenn auf der einen Seite neue Fächer und neue Stunden hinzugekommen sind, so sind auf der anderen Seite Ermäfsigungen eingetreten. An die Stelle von Kalligraphiestunden traten Zeichnen und (zum Teil) Naturkunde; ebenso wurde für letztere Raum geschaffen durch Abminderung der lateinischen Stunden, deren einige (4) auch zu gunsten des Französischen und der Physik weichen mufsten. Nun ist ja vielleicht der Unterricht im Zeichnen und in der Naturkunde bei dem dermaligen Betrieb für den Schüler nicht viel anstrengender als es der Kalligraphieunterricht s. Z.

gewesen ist. (Es sind auch sowohl der Zeichnen- als der naturkundliche Unterricht bei der geringen Stundenzahl, die ihnen zugewiesen ist, zur Zeit von sehr problematischem Werte.) Ingleichen lassen sich Latein einerseits und Französisch nebst Physik [1]) andrerseits an Schwierigkeit wohl mit einander vergleichen. Allein intensiv ist, wenigstens nach den Zielen der Schulordnung die Aufgabe entschieden gewachsen. Dem Latein sind 7 Stunden genommen, 3 in den unteren Klassen, 4 in den oberen. Nun heifst es wohl, es sei in den unteren Klassen bei Ausscheidung des Unwichtigen, Selteneren die Möglichkeit gegeben mit einer geringeren Stundenzahl auszukommen, allein in den oberen Klassen ist die Lehraufgabe die gleiche geblieben und doch ist die Stundenzahl auch hier verringert. Ferner ist im Deutschen die Aufgabe gewachsen und gleichwohl die Stundenzahl abgesehen von der einen Stunde in der Oberklasse die gleiche geblieben; § 9 Abs. 10 der Instr. verlangt: „Die Lektüre von Musterstücken der deutschen Literatur bildet auf allen Stufen einen Hauptteil des deutschen Unterrichts"; Abs. 11: „Dabei ist für Auffrischung des früher Gelernten (nämlich der auswendig gelernten Gedichte) Sorge zu tragen"; Abs. 20: „Freie Vorträge bilden in den drei oberen Klassen einen Bestandteil des Unterrichts". Dazu kommen grofse Anforderungen in formaler und stilistischer Beziehung, insbesondere die zahlreichen deutschen Hausaufgaben. Und für das alles sind in Kl. 4—7 nur je zwei Wochenstunden zur Verfügung. Also auch hier eine Aufgabe, welche die Leistungsfähigkeit aufserordentlich in Anspruch nimmt. In den übrigen Fächern dürften die Aufgabe und die dafür bemessene Zeit in einem besseren Verhältnis stehen. Allein durch die scharfe Betonung des Grundsatzes: „Der Schwerpunkt des Unterrichtes ist in die Schule selbst zu legen", durch die Vermehrung der Unterrichtspausen, die vielfach zu grofse Nachsicht gegenüber nicht befähigten Schülern bei der Aufnahme und in den untersten Klassen, durch die grofse Anzahl der Schüler in sovielen Klassen ist es häufig (besonders an Gymnasien, die viele grofse Klassen haben,) unmöglich, das Lehrziel in befriedigendem Mafse zu erreichen, und daher rühren wohl zum gröfsten Teil die jetzt häufiger werdenden Klagen über Verschlechterung des Schülermaterials und über die Notwendigkeit, successive die Anforderungen zurückzuschrauben. Dafs die Verbesserung der Methode keinen vollen Ersatz zu bringen vermag, ist aufser Zweifel. Eine Besserung ist vor allem durch die schon oben angedeuteten Mittel zu erreichen: Reduzierung der Schülermaximalziffer und rechtzeitiges Abschütteln nicht befähigter Elemente. Dafs daneben da und dort, z. B. in der 6. und 7. Klasse dem Deutschen, eine Stunde zugelegt werden dürfte, möge hiebei nicht unerwähnt bleiben; eine Überbürdung ist ja dadurch in keiner Weise zu befürchten.

Was endlich die Grundprinzipien der neuen Schulordnung in Hinsicht auf die Bewertung und Behandlung der einzelnen

[1]) Vgl. hierüber den Vortrag von Ducrue: „Über Behandlung und Umfang des physikalischen Lehrprogramms an den bayer. hum. Gymnasien", gehalten auf der Generalversammlung zu Augsburg 1892.

Fächer betrifft, so haben sie schon in weiteren Kreisen Anerkennung gefunden; auch stehen sie in allem Wesentlichen in Einklang mit den Anschauungen und Bestrebungen des Gymnasiallehrstandes. Die Aufnahme der Naturkunde und des Zeichenunterrichtes, die Vermehrung der französischen und physikalischen Stunden, die zentrale Stellung des Deutschen im Unterricht, speziell auch die Beibehaltung des Mittelhochdeutschen in der 8. Klasse, sie gehören zu unseren Forderungen ebenso wie die Bewahrung der humanistischen, durch Latein und Griechisch repräsentierten Grundlage. Das Streben nach guten Methoden, nach einem sinngemäfsen, stufenweisen Aufbau des lateinischen und deutschen Unterrichts in stilistischer Hinsicht, nach Vertiefung in der Geschichte, in der Mathematik, in der Lektüre der sämtlichen Autoren, und umgekehrt nach Beseitigung allen Ballastes und reinen Gedächtniskrams, nach Betonung der vaterländischen Geschichte: dieses Streben kommt durch Dezennien hindurch in den literarischen Veröffentlichungen des Vereines, in Gymnasialprogrammen und anderen Publikationen zur Aussprache. Um so erfreulicher ist es, dafs die Schulordnung nun auch die formelle Handhabe bietet, in diesen Richtungen dem Unterricht zu obliegen.

Auch das erziehliche Moment findet in der Schulordnung gebührende Berücksichtigung. In § 6 der Instruktion findet sich der Satz: „Verbindung mit dem Hause ist zu erstreben“; dieser Satz sollte viel mehr in den Vordergrund gerückt sein, als an jener Stelle der Fall ist. Die Hälfte unseres Erfolges hängt davon ab, dafs wir mit dem Elternhause in Fühlung stehen; doch ist hier nicht der Platz, dieses im einzelnen auszuführen. Auch im Schulwesen und Schulbetrieb ist dem erziehlichen Moment nach Kräften Rechnung getragen. Das Klassenlehrersystem ist uns erhalten geblieben, eine dreimalige Zeugniserteilung (an Stelle der zweimaligen) wurde eingeführt; die Schulstrafen wurden einer Revision unterzogen: der Hausarrest wurde abgeschafft und dem Elternhaus anheimgestellt, der Klafsarrest mehr als bisher auf pädagogische Grundlage gestellt, ohne dafs dieses Problem, wie uns dünkt, bislang in der Praxis eine völlig befriedigende Lösung gefunden hätte (s. o.). Gern wäre der Minister nach Äufserungen in der Kammer der Abgeordneten auch der Frage der Lokationen und der Preise näher getreten; allein die Schwierigkeiten, die hier in Betracht kommen, dürften wohl bewirken, dafs die Lösung dieser Frage noch in weiter Ferne liegt.

Auch sanitäre Mafsregeln spielen hier eine Rolle. Es wurden zu den bisherigen viertelstündigen Pausen um 10 und 11 Uhr noch zwei bis drei weitere eingeführt, nämlich eine 10 Minuten-Pause nach der ersten Vormittags- und Nachmittagsstunde und eventuell eine viertelstündige nach der zweiten Nachmittagsstunde. „Wenn eine Turnstunde vorausgeht oder eine Turn-, Gesangs- oder Musikstunde nachfolgt, kann die Pause wegfallen.“ Mit Ausnahme etwa der ersten Pause (nach der ersten Vormittagsstunde), die auf 5 Minuten reduziert

werden könnte, dürften die übrigen Pausen wohlbewährt und sogar notwendig sein; dafs die Pausen im Sinne des § 19 der Instr. „soweit thunlich, durch Bewegung, Spiele etc. im Freien ausgefüllt werden und in diesem Falle ein kräftiger Durchzug der Luft durch die Schulzimmer bewerkstelligt werde", hängt von lokalen und klimatischen Verhältnissen ab; der Zusatz, „soweit thunlich" ist hier von der gröfsten Bedeutung; sonst kommt der Satz von der Übertreibung eines an sich richtigen Prinzips zur Geltung. Allzu häufiges Tummeln auf dem Spielplatz fördert überdies so sehr die Zerstreutheit, dafs es aufser in der 10 Uhr-Pause gar nicht gestattet werden sollte. Bei dem intensiven Betrieb des Unterrichts, wie er im Sinne der Schulordnung liegt, ist auch eine etwas reichlichere Bemessung der Herbstferien nur als wohlthätig zu begrüfsen.

Der Maispaziergang, der die Möglichkeit zu einem eintägigen Ausflug in die nähere Umgebung des Studienortes gewährte, ist, vermutlich wegen der Kürze des Sommersemesters, aufgehoben worden. Bei vielen besteht der Wunsch, dafs solche Ausflüge wenigstens fakultativ wieder eingeführt werden. Die Vorteile liegen nicht allein auf der sanitären Seite, indem sie zum Wandern anregen, dessen Wert mancher zu seinem Schaden erst in späteren Jahren kennen lernt; sie haben auch einen ethischen Wert, indem sie einerseits den sympathischen Beziehungen zwischen Lehrern und Schülern förderlich sind, da sie unter normalen Verhältnissen wie kaum etwas anderes geeignet sind, Lehrer und Schüler auf dem gemeinsamen Boden harmloser Freude menschlich näher zu bringen, andrerseits den Sinn für die Heimat beleben, deren nähere Umgebung besonders ärmere Schüler anders gar nicht oder zu spät kennen lernen (billige Fahrgelegenheit!); insoferne sie den geographischen Horizont erweitern, ist ihnen schliefslich auch ein bildender Wert zuzusprechen.

Von gröfster Bedeutung in hygienischer Beziehung ist schliefslich das Turnen. Dafs dieser Unterrichtszweig noch sehr der Entfaltung fähig ist, darin stimmen alle überein; in anderen Staaten geschieht für die Pflege und Entwicklung des Körpers und seiner Fähigkeiten weit mehr; es bedarf gar nicht des Hinweises auf England; auch in Preufsen hat man durch Vermehrung der Stunden (3 statt 2) mit der Hebung dieses wichtigen Bestandteils der Erziehung mehr Ernst gemacht. Wir verweisen bezüglich der Art und Weise, wie hier eine gründliche Besserung herbeigeführt werden kann, auf den trefflichen Aufsatz Dr. Haggenmüllers „Zur Frage der Turnspiele" in diesen „Blättern" (1895, S. 107—115). Die Geldfrage dürfte ja dabei keine bedeutende Rolle spielen; in grofsen und gröfseren Städten ist eine Einrichtung, wie die von Haggenmüller empfohlene, eine unabweisbare Notwendigkeit.

II. Das Prüfungswesen.

Gymnasialabsolutorium. Prüfung über die Befähigung für den einjährig-freiwilligen Dienst. — Die Prüfungsordnung für das Lehramt an den humanistischen Unterrichtsanstalten; dazu Ferienkurse.

Das Prüfungswesen wurde durchwegs einer Revision unterzogen; dabei wurde eine völlig neue Prüfung eingeführt, nämlich diejenige über die Befähigung für den einjährig-freiwilligen Dienst.

Die neue Absolutorialprüfung unterscheidet sich von der früheren besonders in drei Punkten. Fürs erste wurde bestimmt, „es könne denjenigen Schülern der Oberklasse die mündliche Prüfung erlassen werden, bei welchen sowohl in der schriftlichen Prüfung als im Jahresfortgange die Leistung in keinem Gegenstande als „ungenügend“ bezeichnet worden ist und das arithmetische Mittel aus den Durchschnittsnoten der schriftlichen Prüfung und des Jahresfortgangs nicht mehr als 2,59 beträgt.“ Dadurch wurde sowohl die Prüfungsarbeit für Lehrer und Schüler nicht unbeträchtlich erleichtert, als auch der Unterrichtsbetrieb in der Oberklasse in etwas von seinen Fesseln befreit. Noch besser wäre es vielleicht gewesen, wenn die Memorialfächer ganz aus der Prüfung ausgeschieden worden wären. Denn abgesehen von der gesundheitsschädlichen Überbürdung in den letzten Monaten vor der Prüfung ist es doch sehr bedauerlich, wenn, wie es fast mit Notwendigkeit geschehen mufs, mit Rücksicht auf die bevorstehende Schlufsprüfung der Unterricht gerade zu einer Zeit, wo von ihm die segensvollsten Antriebe ausgehen könnten, in einen Drill ausartet. Es würde sicher auch in den Lehrerkreisen mit Freuden begrüfst werden, wenn auf dem Wege der Vereinfachung in diesen und noch anderen Richtungen weiter fortgeschritten würde. Eine weitere Änderung, welche bemerkenswert ist, besteht in dem Ersatz der deutsch-griechischen Übersetzung durch eine griechisch-deutsche; hiefür hatte sich unter anderem auch der Bayer. Gymnasiallehrerverein in der „Umfrage“ mit Majorität ausgesprochen. Freilich nimmt man jetzt in den oberen Gymnasialklassen einen unerfreulichen Rückgang der Kenntnisse in der griechischen Grammatik wahr, der wohl nicht mit Unrecht hauptsächlich auf diese Neuerung zurückgeführt wird. Zum mindesten dürfte in Erwägung zu ziehen sein, ob nicht die Benützung des Lexikons bei der griechisch-deutschen Übersetzung in dieser Hinsicht einen schädlichen Einflufs übt. Wenn endlich dem Deutschen im Absolutorium eine besondere Bedeutung beigelegt wird, die sich namentlich darin kundgibt, dafs derjenige, welcher im Deutschen sowohl bei der schriftlichen Prüfung wie im Jahresfortgang die Note „ungenügend“ erhalten hat, von der mündlichen Prüfung auszuschliefsen ist, — so entspricht diese Bestimmung durchaus der Bewertung des Deutschen in den Lehrplänen, wornach dasselbe im Mittelpunkt des Unterrichts stehen soll.

Zum Schlusse noch ein Wort des Ministers über die deutsch-lateinische Übersetzung, deren Beibehaltung im Absolutorium bekannt-

lich auch im Sinne einer Resolution des Gymnasiallehrervereins (durch Abstimmung) lag. Diese Übersetzung war früher sehr schwierig, ist aber nunmehr auf vielfachen Wunsch erleichtert. Trotzdem wünschte im Landtag (1892; 218. Sitzung) ein Abgeordneter noch weitere Ermäfsigung der diesbezüglichen Anforderungen. Die Antwort des Ministers lautete: „Wir sind mit der Beschränkung in dieser Richtung so ziemlich an der Grenze angekommen . . . Die Aufgabe ist gestellt, einen deutschen, jedoch im Gedankenkreise der alten Schriftsteller liegenden Text übersetzen zu können; es ist also ausgeschlossen, was früher ja manchmal vorkam, dafs die Aufgaben aus dem modernsten Gebiete genommen wurden, nicht selten sogar aus dem Gebiete neuer Erfindungen. Es mufs der Text im Geiste der Klassiker liegen. Aber die stilistischen Übungen ganz aufzuheben, würde das Sprachstudium und die Sprachkenntnisse unendlich schädigen.“ Mit diesen treffenden Worten fand der Minister auch im Landtag Beifall. Für das konservative, besonnene Vorgehen Sr. Exzellenz bei der Schulreform ist auch diese Äufserung ein deutlicher Beweis.

Die Zwischenprüfung behufs Erteilung des Freiwilligenscheines wurde schon lange bevor sie angekündigt wurde (was in der Instr. § 82 geschah), ja noch ehe darüber in den mafsgebenden Kreisen Klarheit bestand, ob sie überhaupt kommen sclle, von allen Seiten perhorresziert. Landtagsabgeordnete befürchteten einen weiteren Zudrang zu den Gymnasien zum Zwecke, den Berechtigungsschein zu ersitzen, andere zum mindesten ein Fortbestehen des bisherigen Zulaufs, den man — sicher nicht ganz zutreffend — eben darauf zurückführt, dafs man sich den Berechtigungsschein so auf die nächstbeste Weise zu erwerben hofft. Der Hauptgrund des Zudrängens zu den bayer. hum. Gymnasien liegt aber unseres Erachtens darin, dafs man schon in einem verhältnismäfsig sehr frühen Alter in die 1. Klasse eintreten kann; dazu kommt, dafs das Zeugnis der 6. Klasse für verschiedene mittlere Beamtenstellen (im Forst-, Eisenbahn-, Postwesen etc.) qualifiziert. Auch andere Umstände, die teilweise schon oben erwähnt sind, bewirken eine gewisse Hypertrophie in den unteren Klassen: zu grofse Milde bei der Aufnahme, zu langes Mitschleppen ungeeigneter Elemente etc. Auf diesen Gebieten müfste also Abhilfe versucht werden. Es bliebe sonach gegen die Zwischenprüfung im wesentlichen das Bedenken übrig, welches aus den Kreisen der Schulmänner gegen sie ins Feld geführt wurde. Diese fürchteten nämlich, dafs die Prüfung als solche sowohl eine Belästigung als eine Belastung bringe: eine Belästigung insbesondere der Lehrer, die ohnedies gegen Ende des Schuljahres von der Absolutorialprüfung stark in Mitleidenschaft gezogen werden, und eine Belastung des Unterrichts, der in dieser Klasse den Charakter eines öden Drills anzunehmen drohe. Die Befürchtungen sind vielleicht zum Teil übertrieben gewesen: dadurch dafs als Unterlage des Urteils über die Befähigung zunächst der Jahresfortgang und die letzte Schulaufgabe in jedem Fache zu dienen hat, ist das Schlimmste beseitigt. Aber ein Übel bleibt die Zwischenprüfung doch noch.

Die Prüfungsordnung für das höhere Lehramt erschien — nach langen Vorbereitungen — am 21. Januar 1895. Ihr verhältnismäfsig spätes Erscheinen hing offenbar mit der aufserordentlichen Schwierigkeit dieser Reformfrage zusammen. Die Grundsätze, von welchen dabei Se. Exzellenz der Kgl. Staatsminister Dr. v. Müller ausging, waren indes schon längst bekannt. Alle Teilnehmer der Münchener Philologenversammlung bemerkten, dafs die gewählten und scharf prononzierten Worte, mit welchen der Minister die Versammlung im Odeon begrüfste (20. Mai 1891), mehr als eine ephemere Bedeutung hatten, dafs sie ebenso ein Programm enthielten, wie der schon oben zitierte Toast im Rathaussaale. Kam hier (in der Toastrede) das Verhältnis des Ministers zu den humanistischen Studien zu klarem Ausdruck, so dort seine Auffassung über das Verhältnis zwischen Hoch- und Mittelschule, zwischen Wissenschaft und Schule überhaupt. Nunmehr haben diese Grundsätze in der Prüfungsordnung ihren konkreten Ausdruck gefunden. Wir glauben daher diesen Abschnitt mit nichts besser beginnen zu können als mit einer Wiederholung jener denkwürdigen Worte.

„. . . Das Ziel Ihrer dankenswerten Bestrebungen", so lautete die Äufserung Sr. Exzellenz, „ist ein doppeltes, der Wissenschaft zu dienen und dem praktischen Leben, der Schule zu nützen. Beiden Richtungen, meine hochverehrten Herren, bringt die Kgl. bayer. Staatsregierung ein reges Interesse und ein warmes Herz entgegen. Die Wissenschaft wählt sich die Gebiete ihrer Forschungen frei und unabhängig und zeichnet sich dabei ihre Bahnen selbst vor. In dem akademischen Lehramt sind die Vertreter der von Ihnen gepflegten Wissenschaften stets auch dessen eingedenk, dafs sie für jene Schulen, die wir in Bayern mit dem Ausdruck „Mittelschulen" bezeichnen, die Lehrer heranzubilden berufen sind, und, je mehr wir für das Wohl unserer Schulen besorgt sind, um so lebhafter müssen wir bleibende, innige Beziehungen zwischen Universität und Schule wünschen und anstreben. Wissenschaftlichkeit ist die erste und unerläfslichste Voraussetzung für die Lehrer; aber Wissenschaftlichkeit für sich allein, ich glaube bei diesem Satz keinen Widerspruch zu finden, macht noch nicht den gediegenen und segensreich wirkenden Schulmann. Es scheint mir daher mit Recht gerade in der Gegenwart auf die pädagogisch-didaktische Ausbildung ein erhöhtes Augenmerk gewendet zu werden. Nur dann, wenn Wissenschaftlichkeit und Pädagogik gleichmäfsig zur gebührenden Geltung gelangen, werden wir mit Bestimmtheit hoffen dürfen, dem Vaterland dauernd Söhne zu erziehen, die, ausgerüstet mit solidem Wissen, stark an Charakter, in religiös-sittlicher Tüchtigkeit den sich stets steigernden Anforderungen der Zeit gerecht zu werden vermögen . . ."

Den Lehrern der Gymnasien waren diese Worte wohl ganz aus der Seele gesprochen. Stets haben ja dieselben ein intimes Verhältnis zwischen Universität und Gymnasium aufs höchste geschätzt und angestrebt. Es war und ist ihr sehnlichster Wunsch, dafs einerseits ein bleibender und aufrichtiger Kontakt zwischen Schule und Wissen-

schaft bestehe, ohne den unmöglich der Unterricht auf gedeihlicher Höhe behauptet werden könnte, wie aber auch andererseits, dafs auf der Universität den Bedürfnissen der Schule, ohne die Wissenschaftlichkeit zu beeinträchtigen, soweit als möglich, Rechnung getragen werde. Auch auf den Generalversammlungen des B. Gymnasiallehrervereins sprach man sich in diesem Sinne aus, so besonders in Nürnberg (1886) und Regensburg (1888). Freilich war man genötigt, stets zu betonen, dafs in letzterer Hinsicht manches zu wünschen übrig bleibe. So wurde in Nürnberg als die einstimmige Meinung der Versammlung ausgesprochen, „dafs die Gegenstände und Autoren, welche an den Universitäten vorgetragen und erklärt werden, zu wenig mit den Bedürfnissen des Gymnasialunterrichtes zusammenhängen"; zwei Jahre darauf wurde (in Regensburg) auf Grund des Vortrages von Fleischmann eine Reihe von Thesen angenommen, welche für die Lehramtskandidaten mit Nachdruck eine pädagogisch-didaktische Vorbildung forderten (s. den Bericht S. 19).

Dies sind nun auch die beiden Punkte, in welchen die neue Prüfungsordnung, soweit dies eben durch eine Prüfungsordnung möglich ist, Wandel zu schaffen suchte. Man versuchte die angedeuteten Ziele auf zwei Wegen zu erreichen: 1) durch eine Reform des zweiten Examens; 2) durch Einrichtungen im pädagogisch-didaktischen Sinn.

Das zweite Examen oder, wie es in der Prüfungsordnung vom 26. Mai 1873 hiefs, die Spezialprüfung, war in der sicher guten und lobenswerten Absicht eingeführt worden, den wissenschaftlichen Sinn der Lehrer zu beleben und zu heben. Dies sollte vor allem durch die wissenschaftliche Abhandlung, welche hiefür zu liefern war, erreicht werden. Allein aus zwei Gründen erwies sich die Einrichtung der Spezialprüfung als wenig geeignet; denn erstens mufste (sollte) sie innerhalb dreier Jahre nach der Hauptprüfung gemacht werden und fiel so gerade in die ersten Jahre der Lehrthätigkeit und pädagogischen Entwicklung der jungen Lehrkräfte. Diese sahen sich dadurch gleichzeitig vor zwei neue und schwierige Aufgaben gestellt: einerseits sollten sie dem Unterricht, andrerseits der Forschung ihre vollen Kräfte weihen. Dafs dies ohne manche Unzuträglichkeiten nicht möglich war und die Gewissenhaftesten bis zur Erschöpfung anspannte, liegt auf der Hand. Der zweite Mangel lag darin, dafs die wissenschaftlichen Arbeiten, zu denen die Themen frei zu wählen, ja zu erfinden waren, nicht selten wenig oder gar nicht in Beziehung zur Schule standen. Namentlich in der letzten Zeit bewegten sie sich, da die Stoffe aus den Klassikern ziemlich erschöpft sind, thatsächlich mehr an der Peripherie der Philologie oder betraten das lexikalisch-statistische Gebiet, wobei weder der Sinn für Forschung noch die Methode einen erheblichen Gewinn machte, für die Schule vollends soviel wie nichts heraussprang. Hiedurch kam das ganze Spezialexamen in weiten Kreisen in Mifskredit.

Die neue Prüfungsordnung nun hat das Kind nicht mit dem Bade ausgeschüttet. Die zweite Prüfung blieb erhalten und mit ihr der frühere Hauptbestandteil, die wissenschaftliche Abhandlung. Nur

sind jetzt „nicht blofs solche Themen zulässig, bei denen es sich um Gewinnung neuer Ergebnisse, sondern auch insbesondere hinsichtlich der Schulautoren solche, bei denen es sich um Beurteilung vorhandener Streitfragen und aufgeworfener Probleme handelt.“ Man sieht, der Unterschied gegen früher ist nicht grofs, und es wird nun vor allem auf die Praxis ankommen, ob nicht wieder zu viel verlangt wird. Eine gewisse Milderung ist ja sicher beabsichtigt; es zeigt sich dies nicht blofs darin, dafs der Abhandlung in der Regel Schulautoren zu grunde gelegt werden sollen, sondern auch in der Bestimmung, dafs den Kandidaten auf Verlangen Themen bekannt gegeben werden, während sie diese früher selbst finden mufsten, und vielleicht auch in der Verfügung, dafs die Abhandlung „den Umfang von drei Druckbogen nicht überschreiten darf, in der Regel nur den Umfang eines Druckbogens haben soll“. Dieser „eine Druckbogen“ fand sich allerdings auch in der alten Prüfungsordnung. In ganz eigenartiger Weise wurde die andere Schwierigkeit zu beseitigen versucht. Um die jungen Lehrkräfte nicht in den ersten Jahren ihrer praktischen Thätigkeit allzusehr zu belasten, wurde die Einrichtung getroffen, dafs beide Prüfungsabschnitte in die Studienzeit fallen, so zwar, dafs der erste nach dreijährigem Universitätsstudium, der andere ein Jahr darauf erfolgen soll. (Bei den Mathematikern nach 2 + 2 Jahren.)

Dadurch ist nun zwar der Schuldienst wieder entlastet, nicht aber die Kandidaten. Diese wären es nur dann, wenn die Prüfungen gegen früher wesentlich erleichtert wären. Dies ist aber nicht der Fall, wenigstens nach dem Umfang nicht. Denn nicht blofs sind im ersten Prüfungsabschnitt die gleichen Anforderungen wie früher gestellt, was gewifs etwas sagen will (denn früher machte man das erste Examen mit Rücksicht auf dessen Schwierigkeiten regelmäfsig erst nach 4 Jahren), sondern im zweiten Prüfungsabschnitt ist sogar Pädagogik und Geschichte der Pädagogik (§ 28, 1b) zu dem bisherigen gekommen; also ein Fach mehr, keines dafür gestrichen! Wendet man dagegen ein, dafs doch manche Erleichterungen geschaffen wurden: dafs erstens im 1. Prüfungsabschnitt hinsichtlich der zu prüfenden Autoren den Wünschen der Kandidaten entgegengekommen wird (§ 22,2), dafs ferner im zweiten Abschnitt die Normen bezüglich der Abhandlung günstiger seien (s. o.), dafs endlich die Prüfung aus der Geschichte der Philosophie auf die antike Philosophie beschränkt sei, so ist dagegen so mancher Zweifel erlaubt. Denn hier kommt es einerseits durchaus auf die Praxis an, welche die Prüfungskommissäre anwenden werden. Und andrerseits darf doch bezüglich der beiden letzteren Punkte, welche Erleichterungen bedingen sollen, nicht übersehen werden, dafs es erstens von der Abhandlung in § 27, 2 heifst, sie müsse den Charakter der Wissenschaftlichkeit tragen, methodisch richtig durchgeführt sein, die nötige Tiefe des Inhalts besitzen und formell zulänglich sein, Eigenschaften, welche ohne Zweifel nur einer völlig ausgereiften Arbeit zukommen, und zweitens war ja schon nach der bisherigen Prüfungsordnung (§ 11,2) „Geschichte der Philosophie, besonders der alten“ verlangt. Der Unterschied gegen früher ist also —

dem Umfang der geforderten Leistung nach — zum mindesten ein sehr geringer, und selbst dann, wenn die Examinatoren die möglichste Milde walten lassen, und sonach intensiv die Anforderungen ermäfsigt werden,[1]) wird die Prüfung nach der neuen Ordnung eine sehr schwere sein.

Dazu kommt nun noch das pädagogisch-didaktische Probejahr, welches gewissermafsen als fünftes Studienjahr gelten kann. Dieses Probejahr fällt auffallenderweise nur den (?) Kandidaten der Philologie zur Last. Die Kandidaten der Mathematik und der neueren Sprachen können nach Ablegung eines einviertel- bis einhalbstündigen sogenannten praktischen Examens an einer der Münchener Mittelschulen sofort als Assistenten verwendet werden. Abgesehen davon, dafs diese höchst primitive Einrichtung sicher verdient hätte, aus der Prüfungsordnung zu verschwinden, ist schwer einzusehen, weshalb der Mathematiker und Neuphilologe nicht des gleichen Vorschubs gewürdigt wurde. Anstelligkeit ist den Lehrern der beiden genannten Fächer wohl in nicht geringerem Grade von nöten, da dieselben durchaus als Fachlehrer zu wirken haben und sonach in Hinsicht auf Disziplin und Takt im Ermessen dessen, was den Schülern zugemutet werden darf, sich notorisch im Anfang sogar schwerer thun als die Ordinarien. Doch scheint die Institution des Probejahrs, wenn sie bei den Philologen erprobt ist, oder falls sie sich bei diesen erprobt, auch auf jene Lehrfächer ausgedehnt werden zu sollen. Ursprünglich schwankte man, ob das pädagogisch-didaktische Seminar an die Universität oder an das Gymnasium zu verlegen sei. Da sich aber sämtliche Universitäten gegen diese Einverleibung aussprachen, wofür ihnen lebhafter Dank gebührt, so kamen sie an das Gymnasium, wohin sie gehören. Die Organisation unterliegt z. Z. der Erprobung. Bisher sind nur an 5 Gymnasien Seminarien errichtet, in denen sich durchschnittlich je 4—6 Kandidaten befinden. Die Kurse bestehen seit 1. Mai 1893, und es wird erst nach Umlauf einiger Zeit über eine endgiltige Einrichtung entschieden werden. Unseres Erachtens sollte man dann auf „Seminarien“ ganz verzichten, und die Einrichtung treffen, die Autenrieth auf der General-Versammlung in Nürnberg empfohlen hat: „Wenn“, sagte Autenrieth, „z. B. ein Rektor und ein oder der andere Professor einer Anstalt einen Kandidaten in verschiedenen Fächern und Klassen in den Unterricht einführte, d. h. ihn erst zuhören, dann allmählich selbst unterrichten liefse und ihm hiebei wie bei seinen Studien an die Hand ginge, so wäre dies wohl ein einfacher und trotz einer besonderen Entschädigung für die besondere Leistung der Professoren nicht kostspieliger Weg.“ Nach der gegenwärtigen Art des Betriebes ist der Rektor zu sehr belastet, wird

---

[1]) Die Herabsetzung der Einzelnote (= der Note in den einzelnen Prüfungsgegenständen) von 5 auf 4 bietet dazu eine Handhabe; früher gab es bekanntlich 5 Einzelnoten und 3 Hauptnoten, jetzt gibt es 4 Einzelnoten und 3 Hauptnoten. Dabei trat eine weitere kleine Milderung in der Berechnung der Gesamtnote ein, indem der Dreier, der früher von 2,6 bis 3,10 ging, jetzt von 2,6 bis 3,19 einschliefslich herunterreicht.

naturgemäfs zu viel schablonisiert, ist die ganze Einrichtung zu schwerfällig und für die betreffenden Anstalten eine nicht unerhebliche Last, ganz zu schweigen davon, was es heifst, einen Herrn, der zwei schwere Prüfungen hinter sich hat, noch ein volles Jahr lang in Gesellschaft von drei oder vier anderen Probanden vorwiegend den Hörer machen, statt ihn selbst Hand anlegen zu lassen. Natürlich würden sich dann die Rektoren in gewissen Zeiträumen über die allgemeinen Grundsätze des Verfahrens zu verständigen haben. Zu erwägen wäre auch, ob nicht in der Regel ein halbes Jahr als Probezeit genüge, und ob nicht von da ab die Anstelligeren in eine selbstständigere Praxis übernommen werden könnten. Es ist ja nächstens nicht mehr an dem, dafs die Probanden ganz ohne pädagogische Kenntnisse von der Universität kommen werden: an der Universität haben sie pädagogische Vorlesungen genossen, im Examen sind sie aus Pädagogik und Geschichte der Pädagogik geprüft. Da handelt es sich doch um so vieles nicht mehr, dafs man noch ein volles Jahr auf Einführung zu verwenden brauchte. Was der Kgl. Staatsminister Dr. v. Müller so sehr perhorreszierte, das Schablonenhafte, das sollte auch hinsichtlich der Probezeit durchaus verhütet werden.

Überblicken wir noch einmal die Prüfungsordnung als Ganzes, so können wir nicht umhin zu sagen: es ist geschehen, was geschehen konnte. Schule und Wissenschaft haben erhalten, was sie gefordert haben und was ihnen gebührte. Doch ein schweres Bedenken drängt sich uns auf: wird sich auch alles, was die Prüfungsordnung enthält, innerhalb der so engen Grenzen, die sie gesteckt, erreichen lassen? Der jungen Generation ist sicher viel zugemutet; wird sie es nun auch zu leisten vermögen? Der wunde Punkt, wir sprechen es offen aus, ist — abgesehen vom Probejahr, das ja leicht geändert werden kann, — die Erhaltung des Spezialexamens. Denn, dafs es geblieben ist, ist nicht zu leugnen. Nur der Zeitpunkt seiner Erledigung ist verlegt; die Schule hat nichts mehr damit zu schaffen; es fällt dem Kandidaten als Kandidaten zur Last; er soll sehen, wie er damit fertig wird. Allein dieser Kalkül könnte sich am Ende doch als recht trügerisch erweisen, wenn nämlich eine gewisse Abstumpfung die Folge sein sollte. Die Kosten trägt dann doch schliefslich die Schule, und sie wird sie um so sicherer zu tragen haben, weil sich der junge Lehrer nach fünf Jahren sagen kann: Ich bin ja jetzt fertig. Meine Vorbildung ist abgeschlossen. Ich habe den Schein! Es kommt noch dazu, dafs die junge Generation ein volles Jahrzehnt und darüber in unteren und untersten Klassen zu wirken hat, in denen es wenig Wissenschaft braucht. Was wir also fürchten, ist zweierlei: 1) Abspannung, 2) Brachliegen der wissenschaftlichen Strebsamkeit (teilweise infolge der Abspannung, teilweise infolge von Selbstgenügsamkeit). Aber, wendet man ein, die Examina werden eben desto leichter genommen werden. Gut! nehmen wir es an. Aber dies kann doch blofs bis zu einer gewissen Grenze gehen; Gründlichkeit mufs und wird doch immer gefordert werden, und ein förmliches Durchjagen durch die Examina wäre doch ebenso unnütz als diskredi-

tierend. Auch würde durch diese Praktik nur der Abspannung bis zu einem gewissen Grade vorgebeugt. Die Impulse zu wissenschaftlicher Bethätigung — sie würden erst recht fehlen. Um es kurz zu sagen: es scheint uns nur ein Mittel zu geben, um sowohl die Gründlichkeit zu wahren als auch den wissenschaftlichen Sinn zu fördern und obendrein der Abspannung zu begegnen; es besteht darin, dafs man die wissenschaftliche Abhandlung aus der Prüfungsordnung herausnimmt und dafür verlangt, dafs bis zu einem gewissen Zeitpunkt — etwa bis zur Beförderung zum Gymnasialprofessor, das ist bis in ungefähr 15 Jahren — in einem Programm von der in der Prüfungsordnung angegebenen Ausdehnung, jedoch nicht in lateinischer Sprache, der Nachweis wissenschaftlichen Fortstrebens geliefert wird. Dieser Nachweis dürfte dann auch in ausgereifteren Arbeiten erbracht werden, als dies auf Grund der jetzigen Bestimmung der Fall sein kann. Nach den Vollzugsbestimmungen der neuen P.-O. (§ 3,1a) können alle diejenigen, welche es seither unterliefsen, sich der Spezialprüfung zu unterziehen oder bei früherem Versuche mit Mifserfolg arbeiteten, die Spezialprüfung innerhalb dreier Jahre nachholen, oder sich zum zweiten Prüfungsabschnitt melden. Wir haben hier insofern ein gewisses Analogon, als der Nachweis wissenschaftlicher Bethätigung noch nach 20 Jahren und mehr erbracht werden kann.

Dafs die Kgl. Staatsregierung auch auf die weitere Fortbildung ein hohes Gewicht legte, beweisen unter anderem auch die Ferienkurse. Der letzte Landtag bewilligte auf Antrag der Regierung die Summe von jährlich 3000 Mk. zu dem Zwecke, die Abhaltung von Ferienkursen aus dem Gebiete der Archäologie, Geographie und Naturkunde zu ermöglichen und den Besuch zu erleichtern, wofür ihr der wärmste Dank gebührt. Möchte die Kgl. Staatsregierung und der hohe Landtag auf diesem Wege noch etwas weiter fortfahren und namentlich den Besuch von Italien und Griechenland einer Mehrzahl von Gymnasiallehrern, besonders auch älteren, durch angemessene Teilbeiträge erleichtern.

III. Standesverhältnisse.

Se. Exzellenz der Kgl. Staatsminister Dr. v. Müller hatte eine hohe Meinung von der Schule; dies beweisen seine Bemühungen, die Schule und die Erziehung in zeitgemäfser und erspriefslicher Weise zu reformieren. Nicht minder bekundete Dr. von Müller aber auch in Wort und That, dafs er auf die Zufriedenheit und Berufsfreudigkeit der Lehrer ein grofses Gewicht legte. Der praktische Staatsmann erkannte ohne Zweifel, dafs das jene Imponderabilien im Schulwesen sind, welche mehr als die beste Schulordnung vermögen; dazu kam des Ministers persönliches Wohlwollen. Dennoch gelang es ihm nicht, die Standesverhältnisse in so umfassender und eingehender Weise zu reformieren, wie die inneren Verhältnisse des Schulwesens.

Es sind hauptsächlich zwei Richtungen, in denen die Standesverhältnisse bisher noch der nötigen Ordnung und Regelung entbehren. Erstens sind die Einrichtungen und Bewilligungen seit geraumer Zeit hinter der Entwicklung zurückgeblieben, welche die Gymnasien insbesondere seit Mitte der 70er Jahre genommen haben, und zweitens vermifst der Gymnasiallehrstand noch immer das gleiche Mafs von Fürsorge, welches den anderen Beamtensparten, denen er prinzipiell gleichgestellt ist, stets und gleichsam selbstverständlich zu teil wird; besonders aus diesem Grunde ist er, obwohl seit 1872 ins allgemeine Gehaltsregulativ der pragmatischen Beamten aufgenommen, doch in dasselbe noch nicht so hineingewachsen, wie er es wohl beanspruchen zu dürfen glaubt.

Es möge uns gestattet sein, die Standesverhältnisse nach diesen beiden Richtungen einer kurzen, skizzierenden Betrachtung zu unterziehen.

Erstens, sagen wir, ist eine erhebliche Störung der früheren Ordnung eingetreten dadurch, dafs man der sehr bedeutenden Entwicklung, welche die Gymnasien in Hinsicht auf die Frequenz seit der Mitte der 70er Jahre genommen haben. von einem gewissen Zeitpunkt an, nicht entsprechend gefolgt ist. Daraus ergab sich eine **indirekte Benachteiligung der Interessen des Lehrpersonals.** Sie entstand auf doppelte Weise: in erster Linie dadurch, dafs übermaximale Klassen aufserordentlich überhand nahmen, sodann durch den Mifsstand, dafs in ebenso abnormer Weise Verwesungen Platz griffen.

Die übermaximalen Klassen.

Im Jahre 1873/74 — wie schon bemerkt, kann man dieses Jahr als Ausgangspunkt nehmen, da von da an das starke Wachstum der Gymnasien begann — gab es nur **10** Klassen, welche das Maximum der Schülerzahl überschritten (nämlich 5 Gymnasial- und 5 Lateinschulklassen); im Jahre 1879/80 dagegen deren **80** (!) (nämlich 68, bezw. 12*)); im Jahre 1884/85 **71** (nämlich 45, bezw. 26); dabei blieb es im ganzen und grofsen in den folgenden 10 Jahren bis auf den heutigen Tag: 1891/92 zählte man **72** (nämlich 53, bezw. 19), 1895 (3. Jan.) **71** (nämlich 56, bezw. 15) übermaximale Klassen. Dementsprechend erhöhte sich auch der Gesamtdurchschnitt der Schülerzahl in den einzelnen Klassen: Im Jahre 1873/74 betrug der Durchschnitt noch im allgemeinen **27** (und zwar 31 an der Lateinschule, 22 am Gymnasium); im Jahre 1879/80: **36** (bezw. 43, 26[1])); im Jahre 1884/85: **36** (bezw. 40, 30); im Jahre 1891/92: **35** (bezw.

---

[1]) Wie sich die schlimmen Verhältnisse seit 1873/74 (richtiger 1874/75, in welchem Jahre zum ersten Male die 1. Klasse des 9klassigen Gymnasiums bestand) von unten auf anbahnten, zeigt sich deutlich an diesen Zahlen; denn die Schüler, welche 1874/75 in die 1. Klasse eintraten, befanden sich 1879/80 in der 6. Klasse (= I. Gymn.-Kl. älterer Ordnung). Die Lateinschulklassen waren im Jahre 1879/80 bereits überfüllt, die Gymnasialklassen wurden es in der Folge ebenfalls.

40, 28); im Jahre 1895: **35** (bezw. 40, 29). Es ist also seit 1879/80 in dieser Hinsicht nahezu keine Besserung eingetreten, vielmehr bestehen diese ungünstigen Verhältnisse in ungemindertem Grade fort. Abgesehen davon, dafs dadurch die Arbeitsleistung der Lehrer ganz bedeutend erhöht und der Lehrerfolg erheblich bedroht ist, worauf bereits an anderer Stelle hingewiesen wurde, bedeutet die Unterlassung der nötigen Teilung offenbar auch eine Beeinträchtigung des Avancements. Dafs in den letzten Jahren seitens der K. Staatsregierung und des Landtags viel geschehen ist, um diesen Mifsverhältnissen entgegenzuarbeiten, ist richtig und wird gerne anerkannt. Aber die Besserung ist noch immer als eine nur relative zu bezeichnen: eine Verschlimmerung des Zustandes ist (seit ca. 15 Jahren) nicht mehr erfolgt; allein die so notwendige nachdrückliche Besserung, mit einem Worte: die Aufräumung ist erst von der Zukunft zu erwarten.

Das Funktionswesen.

Eine indirekte Benachteiligung erlitten die Interessen des Lehrerstandes in zweiter Linie durch das Funktionswesen. Doch ist in dieser Beziehung unter dem Ministerium Müller bereits eine bestimmtere Wendung zum Besseren ersichtlich geworden. Denn, während es im Jahre 1879/80 an 29 Gymnasien **62** Assistenten, im Jahre 1884/85 an 31 Gymnasien **61** Assistenten gab, welche in definitiver Weise[1]) Klassen verwesten, und während auch noch im Jahre 1891/92 die Zahl dieser Verweser nur um ein unbedeutendes geringer war, indem es an 35 Gymnasien noch deren **51** gab, ist die Ziffer solcher Klafsverweser seit den beiden letzten Landtagen auf **23** gesunken. Doch ist diese Zahl immer noch eine erhebliche im Vergleich mit dem Jahre 1873/74, in welchem Assistenten mit der Funktion von Gymnasiallehrern oder -Professoren nur in ganz seltenen, vereinzelten Fällen bestanden.

Niemand unter uns verkennt, dafs diese Verhältnisse auf einmal und gewissermafsen augenblicklich nicht gebessert werden konnten. Vielmehr fühlt man sich dem Kgl. Staatsminister Dr. von Müller zu gröfstem Danke verpflichtet, dafs er hier den Hebel kräftig angesetzt hat; nicht minder schuldet man den beiden Kammern der Volksvertretung die Anerkennung, dafs sie der Kgl. Staatsregierung seit geraumer Zeit ernstlich in dem Bemühen entgegengekommen sind, hier reine Bahn zu schaffen. Sonach dürfte die Hoffnung eine wohlberechtigte sein, dafs es mit vereinten Kräften gelingen wird, diese Verhältnisse, die dem Gedeihen des Unterrichts so hinderlich sind und oft unerquickliche Zustände schaffen, in absehbarer Zeit zu beseitigen.

Wir kommen zum zweiten Gegenstand unserer Betrachtung, nämlich zu den **eigentlichen Standesverhältnissen.** Das Bild ist

[1]) Nicht eingerechnet sind also diejenigen Assistenten, welche eine Klasse an Stelle von erkrankten oder aus einem anderen Grunde beurlaubten Ordinarien oder für Gymnasiallehrer verwesten, welche die Gymnasialaushilfe leisteten.

hier zum mindesten nicht günstiger als in dem vorigen Falle. Der Gymnasiallehrstand vermifst in Hauptpunkten noch immer die praktische Durchführung jenes Grundsatzes, nach welchem er den übrigen Beamtensparten, die eine analoge Vorbildung und eine gleich wichtige Berufsaufgabe haben, nicht nachstehen, sondern ihnen ebenbürtig und koordiniert sein soll. Insbesondere wurde seit 1872 stets betont, dafs die Gymnasiallehrer auf derselben Stufe wie die Juristen zu stehen haben. Diese Gleichstellung wurde damals auch nude crude durchgeführt; die Gymnasiallehrer kamen in den Rang der Amtsrichter, die Professoren in den der Landgerichtsräte. Die Rektoren jedoch erst 1890 in den Rang der Landgerichtsdirektoren. In anderen Punkten harrt der Stand noch jetzt auf gleiche Behandlung, auf eine sinngemäfse Durchführung jener prinzipiellen Festsetzung.

Hier sind zunächst zwei Fragen einschlägig, und zwar ist es erstens:

Die Frage der Fortsetzung der Organisation vom Jahre 1874.[1]

In allen übrigen Ständen ging in den letzten Jahrzehnten mit einer Neuorganisation des Amts auch eine Organisation der betreffenden Beamtenschaft Hand in Hand.

Bei den Juristen war infolge der Organisation vom Jahre 1879 eine Verschiebung im Avancement eingetreten: daher wurden rechtzeitig 30 neue Oberlandesgerichtsratsstellen geschaffen; das Forstwesen wurde reorganisiert, das Verkehrswesen: auch hier wurden die Avancementsverhältnisse einer entsprechenden Revision unterzogen; und noch stets werden, wo und wann immer organische Verschiebungen stattfinden, auch die Personalverhältnisse geregelt. Anders in unserem Falle.

Obgleich die Frage der Fortsetzung der Organisation vom Jahre 1874, die sachlich mit der Frage der Neukreierung einer gröfseren Anzahl von Gymnasialprofessorenstellen zusammenfällt, wiederholt und eingehend in den unten verzeichneten Schriften zur Darstellung gebracht worden ist, erscheint es doch geboten, die Grundlage derselben nochmals kurz zu erörtern. Denn noch immer begegnet man dem verhängnisvollen Irrtum, als handle es sich hier nur um eine vorübergehende Stauung, wie sie auch in anderen Branchen dann und wann vorkomme, und die sich bei etwas Geduld von selbst wieder regele. Dies ist aber in dem vorliegenden Falle völlig ausgeschlossen; vielmehr kann diese Frage nur durch eine organisatorische Mafsregel gelöst werden, wie sie ja auch durch eine

---

[1]) Zu dieser Frage erschien zuerst im Mai 1891 eine „Denkschrift betreffend die ungünstigen Beförderungsverhältnisse der älteren Studienlehrer“; ferner ein „Memorandum über die Lage der älteren Gymnasiallehrer, zur Befürwortung der Vollbewilligung des Regierungspostulates, betreffend 35 neue Gymnasialprofessuren“ vom Februar 1894; man vergleiche auch die „Übersicht über die Ergebnisse der Verhandlungen des letzten Landtags für den bayer. Gymnasiallehrstand“ im 1. Heft dieser „Blätter.“ Neuerdings wurde (im Februar 1895) dem Kgl. Staatsministerium je eine „Übersicht“ über die Beförderungsverhältnisse der philologischen und mathematischen Gymnasiallehrer in Vorlage gebracht.

solche entstanden ist. Die Sache verhält sich thatsächlich folgendermafsen: Im Jahre 1874 wurde im Zusammenhang mit einer neuen Schulordnung (d. d. 20. August 1874) eine einschneidende Organisation vorgenommen, wodurch unter anderem zu den bestehenden 8 Klassen (4 Gymnasial- und 4 Lateinklassen) eine neue hinzukam; dadurch, dafs diese 9. Klasse als 1. Klasse unten angesetzt wurde, trat eine empfindliche Verschiebung in dem Zahlenverhältnis der Stellen für Gymnasialprofessoren und Gymnasiallehrer ein. War bis dahin das Verhältnis der unteren, mit Gymnasiallehrern besetzten Klassen zu den oberen, mit Professoren besetzten 4 : 4 gewesen, so verschob es sich nun sofort auf 5 : 4 und gestaltete sich allmählich noch weit ungünstiger, da an den unteren Klassen viel mehr Parallelkurse notwendig wurden, als in den oberen. Durch Errichtung von Parallelabteilungen an den 4 oberen Klassen war somit eine Beseitigung dieser Stockung nicht zu erreichen, da das ungünstige Verhältnis zwischen der Zahl der unteren und oberen Klassen stets fortbestand. Die 9. Klasse wurde nun als erste auch in der neuen Schulordnung (vom Jahre 1891) beibehalten. Nun ist es wohl bekannt, dafs sie von den Lehrern niemals als ein besonderer Segen betrachtet wurde; sie ist weder für die Anstalten noch für die Lehrerschaft gut gewesen. Denn einerseits rührt hauptsächlich von dieser ersten Klasse, in die die Schüler so früh eintreten können, der grofse Zulauf zu den Gymnasien her, und andrerseits werden die Lehrer jetzt länger als früher in den unteren Klassen festgehalten; mancher auch noch so treffliche Lehrer kommt innerhalb 10 Jahre nicht aus der ersten und zweiten Klasse heraus. So ziemlich das Schlimmste indes, was diese Mafsregel mit sich brachte, ist die aufserordentliche Stockung im Avancement, die sich jetzt gewissermafsen in zweiter Auflage wiederholt. Denn, da die 1. Klasse lange Zeit hindurch (1874—1888) vom Landtage gar nicht anerkannt war, wurde sie in dieser ganzen langen Zeit von Assistenten versehen, und das Avancement zum Studienlehrer geriet dadurch auf ein so niedriges Niveau, dafs es sich (zumal noch einige andere ungünstige Umstände dazukamen), erst von 1892 ab wieder zu regeln begann. Andrerseits sehen sich nun die nämlichen, welche in den 80er Jahren infolge der Nichtbewilligung der ordentlichen Lehrkräfte für die 1. Klasse bereits einer abnormen Verzögerung ihrer Beförderung unterlagen, einer gleichen Avancementsstockung bei ihrer Beförderung zum Gymnasialprofessor gegenüber, da oder solange die 74er Organisation nicht auch ihre Anerkennung dadurch findet, dafs eine entsprechende Anzahl neuer Gymnasialprofessorenstellen geschaffen wird.

Hiernach dürfte es wohl begreiflich sein, dafs die Gymnasiallehrer nie eine rechte Freude an dieser neuen Klasse haben konnten. Allerdings ist zu vermuten, dafs das Interesse daran auch sonst nirgends ein grofses war; verdankte sie ja doch ihre Einführung nicht einem inneren Bedürfnis, sondern einer äufseren Notwendigkeit. Aber warum, fragt man sich, hat man sie dann nicht oben, als 9. Klasse (neuerer Ordnung), angesetzt?

Sicher zeigt es einen nicht gewöhnlichen Scharfblick, wenn auch Dr. Ratzinger im letzten Landtag hier den Hebel zur Lösung der in Rede stehenden Frage angesetzt wissen wollte. Dr. Ratzinger sagte (bei der Etatsberatung der humanistischen Gymnasien, 96. Sitzung, S. 222 des stenogr. Ber.): „Ich möchte, dafs die Lateinschule zu 4 Klassen wiederhergestellt werde und dafs das Gymnasium 5 Klassen erhält. — Vier Jahre Lateinschule würden genügen, wenn die Schüler etwas später, als es heute der Fall ist, in die Lateinschule träten, um ihnen die nötige Vorbildung zu geben für die ernsteren Gymnasialstudien. Ich meine, mit der Frage einer solchen Organisation des Gymnasial-Unterrichtsstoffes wäre auch die Lösung einer anderen Frage gegeben, welche uns heute oder morgen beschäftigen wird, nämlich das schlechte Avancement der Gymnasialprofessoren. Es liegen in dieser Beziehung ungünstige Verhältnisse vor, welche wir in irgend einer Form beseitigen müssen, ob wir es heute thun oder in zwei Jahren. Aber es mufs einmal eine Änderung eintreten; die jetzigen Verhältnisse sind nicht haltbar.... Ich weise nur kurz darauf hin, dafs eine andere Verteilung des Unterrichtsstoffes auch eine andere Organisation des Gymnasiums und damit auch einen Wegfall der jetzigen ungünstigen Verhältnisse veranlassen wird." Dr. Ratzinger hat mit diesen Worten in jeder Beziehung den Nagel auf den Kopf getroffen. Doch sei dem, wie dem sei, auch wenn die Klasse oben angesetzt worden wäre oder einmal oben angesetzt würde, die Sache bleibt sich gleich, die Konsequenzen für eine Neuordnung des Avancements sind in beiden Fällen unabweisbar.

Wie verhielt man sich nun bisher zu dieser Frage? Ohne Zweifel ist die Lösung durch eine ganze Reihe mifslicher Umstände verzögert worden. Das Schlimmste war wohl, dafs die schulordnungsmäfsige Besetzung der 1. Klasse mit Gymnasiallehrern erst so spät erfolgte; denn erst im Jahre 1888 wurde, wie schon bemerkt, die erste Klasse vom Landtag anerkannt, bis dahin war sie mit ihren zahlreichen Parallelklassen nur funktionsweise von Assistenten verwaltet worden. Wäre diese Bewilligung eher eingetreten, so wäre sicher schon vor Jahren und vielleicht sogar rechtzeitig auch die sich daraus ergebende Konsequenz anerkannt worden. Herr von Lutz hat diese Konsequenz, laut einer freundlichen Mitteilung des Herrn Professors und seinerzeitigen Mitgliedes des Obersten Schulrates Dr. v. Christ, sofort bei Errichtung der 1. Klasse ins Auge gefafst; sie zu ziehen, war er nicht mehr in der Lage. Die Frage wurde sodann von seinem Nachfolger, Staatsminister Dr. von Müller, wieder aufgegriffen; sie zu lösen, gelang auch ihm nicht, da die entsprechende Forderung „35 neue Gymnasialprofessoren zur Besetzung der Hauptkurse der 5. Klasse — die Parallelkurse der 5. Klasse sollten im nächsten Landtag postuliert werden —" in dieser Form und in diesem Umfange nicht die Zustimmung der Kammer der Abgeordneten fand. Indem wir uns versagen, auf diese Verhandlungen des Näheren einzugehen, bemerken wir: dafs die Zustimmung zu dieser oder einer ähnlichen Mafsregel erfolgen wird, ist die Hoffnung, ja es ist mehr

als das, es ist die Erwartung der Gymnasiallehrer. Diese Erwartung beruht — damit kommen wir zum Anfang zurück — im letzten Grunde auf dem Vertrauen, dafs die gleiche Behandlung mit den übrigen Ständen mit innerer Notwendigkeit dazu hinführt.

Das Avancement der älteren Gymnasialprofessoren.[1])

Während die Regelung der soeben behandelten Angelegenheit lediglich im Sinne einer Ausgleichung des Avancements gegen früher gelegen ist und keineswegs eine Verbesserung des letzteren involviert, ist die Frage der Rang- und Gehaltserhöhung der älteren Gymnasialprofessoren teilweise anders gelagert.

Denn hier ist in Wirklichkeit eine Verbesserung der Avancementsverhältnisse intendiert; allein die Verbesserung strebt in keiner Weise über das Normale, d. h. über das, was in den übrigen Ständen gilt, hinaus. Dieser Fall, den wir im Nachfolgenden kurz klarlegen wollen, bietet vielmehr einen deutlichen Beweis, dafs der Gymnasiallehrstand trotz seiner prinzipiellen Koordination mit den andern Ständen noch nicht so in das Gehaltsregulativ hineingewachsen ist, wie es die Analogie mit den übrigen Ständen erforderte.

Mufs es doch als ein Mifsverhältnis erscheinen, dafs ein grofser, ja der weitaus gröfste Teil der Professoren nicht über die Stellung des Landgerichtsrates hinauskommt: es gilt dies von den Mathematikern und Neuphilologen fast ausschliefslich, von den Altphilologen zum gröfsten Teil; ersteren stehen nur zwei bis drei Rektorate an den Realgymnasien und Industrieschulen offen, letztere werden nach der gegenwärtigen Sachlage nur zum 5. Teil Rektoren (z. Z. bestehen 80 % Professorenstellen, 20 % Rektorenstellen). Es ist bekannt, dafs es bis vor kurzem in dieser Beziehung noch schlimmer stand, indem die Rektoren die Stellung von Landgerichtsdirektoren erst im Jahre 1890 erhielten, während sie vorher nur den Rang von Landgerichtsräten gehabt hatten.

Was nun die Frage der älteren Professoren betrifft, so kam sie erst durch die Schaffung von 30 Oberlandesgerichtsratsstellen im Jahre 1890 in Flufs. Sie wäre wohl — so lautete eine erst kürzlich gemachte Äufserung Sr. Exzellenz des Kgl. Staatsministers Dr. Frhr. von Riedel — schon damals mit dem letztgenannten Falle in Verbindung gebracht worden, wenn nicht — unseliger Weise — die Frage der Rektorenerhöhung zu jener Zeit immer noch ungelöst vorgelegen wäre, — ein Beweis, wie schwer es bei den Gymnasiallehrern hält, bis sie erreichen, was alle anderen Stände schon längst besitzen und daher bei diesen für ganz selbstverständlich angesehen wird.

Damals also wurde die Rektorenfrage mit der Frage der Oberlandesgerichtsräte zusammengenommen, aus zufälligen, vorwiegend

[1]) Auch über diese Frage wurde im Februar dieses Jahres eine „Übersicht" beim Kgl. Staatsministerium in Vorlage gebracht.

technischen Gründen, oder wie man es nennen mag; ein innerer Zusammenhang bestand nicht. Auch die Abgeordneten, die damals (1890) die beiden Fragen zum Gegenstand des Vergleiches machten, sprachen sich in dieser Weise aus (Dr. Daller, Dr. Orterer, Keſsler, Frhr. v. Lerchenfeld). Den besten Beweis liefern indes die Motive selbst, welche die Kgl. Staatsregierung dem Postulate bezüglich der Rangerhöhung der Rektoren beifügte; wir lassen sie hier im Auszuge folgen, da sie auch sonst unserer Auffassung zur Stütze dienen: „Die dermalige Stellung der Rektoren der Gymnasien ist von Seite der Kgl. Staatsregierung schon seit langer Zeit als eine der Wichtigkeit ihres Amtes nicht entsprechende befunden worden, ohne daſs es derselben bisher gelungen wäre, in dieser Beziehung eine Änderung herbeizuführen... Die Rektoren dieser Anstalten haben aber einem Beamtenkollegium vorzustehen, welches sowohl an wissenschaftlicher Vorbildung als an Zahl der Beamten mit dem Kollegium eines Landgerichtes wohl in Vergleich gezogen werden kann. An Wichtigkeit für die Staatsverwaltung und an Bedeutung für das Wohl und die Zukunft der Bevölkerung steht eine solche Mittelschule und höhere Studienanstalt einem Landgerichte sicher nicht nach. Es entspricht daher nur einer Forderung der Billigkeit, wenn die Rektoren in Bezug auf ihre Gehaltsverhältnisse, wenn auch nicht den Präsidenten der Landgerichte, so doch wenigstens den Direktoren dieser Gerichte gleichgestellt und damit eine Ungleichheit beseitigt würde, welche nicht allein von den zunächst Beteiligten, sondern von dem gesamten Stande der Gymnasiallehrer als ein Miſsverhältnis empfunden wird."

Hieraus ergibt sich mit absoluter Deutlichkeit, daſs die Rektorenfrage mit der Frage der Oberlandesgerichtsräte in keiner direkten Beziehung stand. Hingegen ergeben sich aus letzterer Frage gewisse Konsequenzen für die Frage eines weiteren Avancements der älteren Gymnasialprofessoren. Fassen wir dies mit dem Vorausgehenden zusammen, so gestaltet sich nunmehr die Sachlage so: die weitere Ausgestaltung der Avancementsverhältnisse war schon vor 1890 im Sinne der Billigkeit gelegen; nach Schaffung der neuen Oberlandesgerichtsratsstellen erfuhren diese Billigkeitsgründe eine Verstärkung: die Frage wurde akut. Dies wurde nicht nur von Seite der Regierung, sondern auch von Seite des Landtags — soweit sich hier Stimmen in dieser Sache erhoben — unumwunden zugestanden. Da nun noch als Drittes dazu kommt, daſs im Jahre 1892 durch die Heraushebung der übrigen gröſseren, sämtlich dem höheren Lehrfach angehörenden, Beamtenkategorien aus derjenigen Klasse des Gehaltsregulativs, in der sie bis dahin mit den Gymnasialprofessoren vereinigt waren, ein neues Präzedens geschaffen worden ist, so dürfte auch in dieser Frage die Erwartung wohlberechtigt sein, daſs diese Angelegenheit ihrer Lösung nunmehr entgegengeht. Eine Äuſserung des Kgl. Staatsministers Dr. v. Müller im letzten Landtag bestätigte diesbezüglich das Wohlwollen der Kgl. Staatsregierung, nachdem dasselbe bereits 1892 von eben dieser hohen Stelle versichert worden war.

Durch eine Bereinigung dieser und der vorher beregten Angelegenheit würde ohne Zweifel in hervorragendem Maſse eine Gewähr geschaffen dafür, daſs auch in Zukunft gute, leistungsfähige Elemente sich dem Gymnasialberufe widmen, der gegenwärtig trotz der bestehenden Überfüllung fast aller anderen Berufsarten einen auffallend geringen Zugang aufweist. Daſs zwischen den schlechten Beförderungsverhältnissen und dem geringen Zugang ein Zusammenhang bestehe, ist auſser Zweifel. Se. Exzellenz und viele einsichtige Abgeordnete haben dies wiederholt betont. Im letzten Landtag war es speziell der Referent des Kultusbudgets, Dr. Daller, der hervorhob: (99. Sitzung, sten. Ber. S. 284): „Ich muſs noch beifügen, m. H., daſs im Ausschusse angeführt wurde, daſs es sehr wünschenswert sei, wenn ein gröſserer Zugang zur Philologie stattfinde, und daſs der Zugang aus den besseren Ständen ein sehr geringer sei. Ich sehe aber den Grund, m. H., nicht in den Gehaltsverhältverhältnissen als solchen, sondern ich sehe den Grund in dem anstrengenden und schweren Berufe, welcher auch viele Vorbereitung erfordert und allerdings ein Avancement über den Gymnasialprofessor hinaus nur in verhältnismäſsig geringer Zahl bietet.“ Damit stimmt dann freilich ein Standpunkt, wie der, daſs die Kandidaten wissen müſsten, in welche Verhältnisse sie hineinkommen, und sich also hinterdrein nicht darüber beklagen könnten, kaum überein. Dieser scheinbar utilitarische Standpunkt ist im Grunde durchaus nicht utilitarisch; denn — in seiner ganzen Nacktheit durchgeführt — würde er zweifellos abschreckend wirken. Vestigia terrent. Ist aber einmal ein Stand übel berufen, so hält es schwer, ihm wieder zu seinem Ansehen zu verhelfen. Dieser Gedanke schwebte, wie es scheint, auch dem Abg. Dr. Günther vor, der im letzten Landtag bei der Etatsberatung der Gymnasien im Hinblick auf die bestehenden Verhältnisse die Folgerung zog (99. Sitzung, S. 292): „Wenn ein Stand beharrlich immer nur im Hintertreffen marschieren muſs, wird überall die Wertschätzung dessen, was der Stand leistet und, wie heute gesagt wurde, in vorzüglicher Weise leistet, naturgemäſs eine Herabsetzung in der öffentlichen Meinung erfahren.“ Das Ausschlaggebende in der Berufswahl ist für die meisten, ohne daſs ihnen daraus in der gewöhnlichen Meinung ein Vorwurf erwächst, der Vergleich mit anderen Ständen. Findet man, daſs anderswo die Berufsaufgabe leichter und zusagender, die äuſsere Wertschätzung gröſser, die Vorbedingungen nicht schwieriger sind, so wendet man sich dorthin. Es war daher sicher vorwiegend ein staatliches Interesse maſsgebend, als die Gleichstellung der Lehrer der Gymnasien mit den Angehörigen der anderen Berufsarten prinzipiell beschlossen wurde. In Wirklichkeit sind aber die Gymnasiallehrer noch weit davon entfernt; dies dürfte die obige Darstellung wohl ergeben haben. Wir werden an anderer Stelle auseinandersetzen, wie sich dieses Miſsverhältnis auch ziffernmäſsig darthun läſst, indem sich z. B. in der Justiz die Zahl der höheren Stellen zu den unteren wie 3 : 2, bei den Gymnasiallehrern dagegen gerade umgekehrt wie 2 : 3 verhält. Auch in den

übrigen Ständen, die auf gleichem Niveau stehen, ist das Verhältnis durchgehends günstiger als beim Gymnasiallehrstand.

Es erübrigt noch ein kleiner Rückblick auf einige Neuerungen in den Standesverhältnissen, welche erst unter dem Ministerium Müller getroffen wurden. Denn das bisher Behandelte ist durchaus das Erbe aus der Verwaltungsperiode seines Vorgängers, des Kgl. Staatsministers Dr. Frhr. v. Lutz, gewesen.

Es kommen demnach noch in Betracht

Die Gehaltsaufbesserungen vom Jahre 1892 und 1894.

Von diesen beiden hat die letztere, i. e. diejenige vom Jahre 1894, in den betreffenden Kreisen unseres Wissens wohl befriedigt. Die Gymnasialassistenten gewannen dadurch in mehrfacher Hinsicht. Vor allem ist es als ein Fortschritt zu bezeichnen, dafs sie in das Normativ aufgenommen wurden; denn bis dahin hatten sie nur einen Funktionsgehalt, der anfangs unveränderlich war (1323 M.), um die Mitte der 80er Jahre aber wegen der entstandenen langen Wartezeit bis zur Beförderung (5—10 Jahre und darüber) eine Erhöhung erfuhr, dergestalt, dafs tüchtige Lehrkräfte nach mehr als dreijähriger Assistentenzeit, jedoch nach Mafsgabe vorhandener Mittel, Zulagen bis auf 1800 M. erhielten. Durch die Aufnahme in das Gehaltsregulativ der nichtpragmatischen Beamten wurde nun eine feste Ordnung geschaffen und im Zusammenhang damit eine Abstufung eingeführt, die billigen Wünschen entspricht. Noch zwei andere Neuerungen wurden von beteiligter Seite sehr begrüfst: durch § 12 der Vollzugsbestimmungen zu dem genannten Regulativ wurde vielfachen Wünschen entsprechend eine angemessene Anrechnung der an sonstigen öffentlichen Mittelschulen oder in Kgl. Erziehungsanstalten verbrachten Dienstzeit beim Übergang an die Studienanstalten definitiv festgesetzt. Und endlich bekam die in dem Regulativ statuierte Pensionsordnung auch für die Assistenten Geltung, während dieselben vorher eine formelle Pensionsberechtigung nicht besessen hatten. Es bleibt nur zu wünschen, dafs die junge Generation möglichst wenig in die Lage komme, Alterszulagen oder gar Pensionen von Assistenten zu erhalten, und dafs sie vielmehr immer recht bald in die pragmatische Stellung einrücke. Schliefslich können wir nicht umhin, einem Bedauern Ausdruck zu geben: in einzelnen Kreisen des Königreichs erhoben die Landräte Schwierigkeiten, die Normierung anzunehmen. Es sind dies in erster Linie Unterfranken, sodann Oberfranken und endlich auch Schwaben. Wohl halfen hier in der Regel die Stadtgemeinden nach; da aber diese Nachhilfe sich nicht überall auf den Boden der Aufbesserungsvorlage stellte, sondern lediglich nach Ermessen hier weniger, dort mehr dem Regulativ Rechnung trug, ist eine Reihe von Assistenten an den betr. Progymnasien und Lateinschulen in unterschiedlicher Weise benachteiligt. Die Folge davon ist eine Verstimmung der Beteiligten, die ihnen sicher der ganze Stand nachfühlt, zumal es sich im ganzen nur um sehr gering-

fügige Summen handelt. Dafs die Kgl. Staatsregierung ihr Möglichstes that, um dieses ungleichmäfsige Verfahren zu verhüten, verdient die dankbarste Anerkennung.

Es ist bekannt, dafs auch die pragmatischen Kreisbeamten trotz der gegenteiligen Bemühungen der Kgl. Staatsregierung wiederholt solch ungleicher Behandlung unterlagen und dafs deshalb die mannigfachsten Verschiedenheiten in den Gehaltsbezügen etc. dieser Beamten bestehen (vgl. die Zusammenstellungen im 1. u. 2./3. Heft dieser „Blätter"). Eine Besserung dieser Verhältnisse läfst sich aber schwer absehen, solange nicht in das Kreislastenausscheidungs-Gesetz die Bestimmung aufgenommen wird, dafs gewisse staatliche Anordnungen auch für die Kreise bindend sind, oder — sämtliche hier in Betracht kommenden Schulen auf den Staat übernommen werden, ein Ziel, das einige Kreise durch Gegenmafsregeln — aber auf wessen Kosten! — erreichen zu wollen scheinen.

Wenn nun die Gehaltsaufbesserung der Assistenten als solche zu wohlbefriedigenden Resultaten führte, so kann die Gehaltsaufbesserung der pragmatischen Beamten (vom Jahre 1892) leider als durchaus glücklich nicht bezeichnet werden. Und zwar sind es die Gymnasiallehrer, welche damit leider nicht zufrieden sein können. Denn erstens wurde durch die Statuierung der Klasse XIe als Durchgangsposten das Zurückbleiben derjenigen, welche die Anwartschaft auf eine Gymnasialprofessur haben, noch stärker markiert, und zweitens kamen diejenigen, welche es nicht weiter als zum Gymnasiallehrer bringen, entschieden zu schlecht weg.

Die letzte dieser beiden Klassen bilden diejenigen Philologen, welche im Hauptexamen die Note 3, sowie die meisten von jenen, welche in diesem Examen Note 2 erhielten, jedoch kein Spezialexamen gemacht haben. Für diese ist durch die geringe Dotierung der Klasse XIe geradezu eine neue „Frage" entstanden, die dritte zu den bereits bestehenden. In den übrigen Ständen mit analoger Vorbildung gibt es noch ein Avancement über XIe hinaus: bei der Eisenbahn erreicht jeder mindestens den Verwalter, beim Forstwesen den Forstmeister (hier kommen die Dreier nur nicht mit ihrem Konkurs, sondern mit dem nachfolgenden Konkurs daran, gute Qualifikation vorausgesetzt), auch die Juristen avancieren weiter, indem hier jeder wenigstens noch Oberamtsrichter werden kann, wenn die Qualifikation eine entsprechende ist. Bei diesen Beamtensparten mag also immerhin noch die Klasse XIe ein Durchgangsposten genannt werden; für ungefähr $\frac{1}{3}$ der Philologen hingegen gibt es über diese Klasse hinaus kein Avancement mehr.

Was andrerseits diejenigen anlangt, welche es zum Gymnasialprofessor bringen können, so war es die Meinung der Kgl. Staatsregierung, dafs hier durch die Verbesserung des Avancements gesorgt werden solle; von besonderer Bedeutung ist in dieser Hinsicht die Äufserung Sr. Exzellenz des Kgl. Staatsministers Dr. Frhr. v. Riedel und des Abg. Frhr. v. Soden in der Sitzung, in welcher die Beamtengehaltsvorlage zur Verhandlung kam. Andere Abgeordnete hatten bekanntlich eine höhere Dotierung der Klasse XIe oder, wie Abg.

Dr. Frhr. v. Stauffenberg, eine eigene (höhere) Klasse für die Gymnasiallehrer befürwortet[1]). Es liegt demnach in Hinsicht auf diesen Teil der Gymnasiallehrer eine doppelte Veranlassung vor, zu seinen Gunsten eine eingreifende Maſsregel zu treffen, i. e. eine entsprechende Vermehrung der Professorenstellen eintreten zu lassen, nämlich 1. die Organisation vom Jahre 1874 und deren Beibehaltung in der neuen Schulordnung (s. o.), 2. die Auffassung der Klasse XI' als Durchgangsposten. In 3. Linie wäre für eine baldige definitive Beseitigung dieser so leidigen Angelegenheit der Umstand geltend zu machen, daſs die Frage schon seit langem reif ist.[2]) In einer „Übersicht", deren oben schon Erwähnung geschah, wurde der Wunsch erhoben, das Avancement zum Professor so zu regeln, daſs es wieder wie früher nach durchschnittlich 15 Jahren eintrete. Daſs dieser Anspruch ein unbescheidener nicht genannt werden kann, dürfte aus dem Gesagten wohl hervorgehen, und wurde — wir fürchten mit dieser Mitteilung

[1]) Cf. den stenographischen Bericht über die 263. Sitzung der Kammer der Abgeordneten vom 29. April 1892, Seite 531; die Äuſserung Sr. Exzellenz lautete: „Es bleiben dann nur noch diejenigen Gründe für die Verlangsamung des Avancements übrig, welche in den äuſseren, organisatorischen Verhältnissen jener Branchen liegen, denen der Betreffende angehört. Es ist dies namentlich der Fall bei den Gymnasiallehrern, die relativ sehr lange warten müssen, bis sie Gymnasialprofessoren werden können. Hier sollte nach meiner Meinung geholfen werden. Allein diese Abhilfe wird sich kaum im Wege des Gehaltsregulativs treffen lassen, denn das Gehaltsregulativ kann nicht individualisieren, sondern Abhilfe wird dort zu suchen und zu treffen sein, wo die Quellen des Übelstandes sind, d. h. in gewissen bestehenden Einrichtungen; und ich glaube, daſs man z. B. den Gymnasiallehrern viel besser und viel ergiebiger helfen könnte, wenn man die bestehenden Einrichtungen etwas ändert, was bei der Beratung der Spezialetats erfolgen kann und nach meiner Meinung auch erfolgen soll, d. h. wenn man z. B. eine gröſsere Anzahl von Gymnasialprofessorenstellen schafft. Hiedurch, sowie durch andere organisatorische Maſsnahmen, wird dieser Übelstand beseitigt, und er wird in viel zweckmäſsigerer und vernünftigerer Weise beseitigt, als mit der Annahme eines Antrags, welcher das ganze System im Prinzip durchlöchert und welcher auch im Vollzuge selbst die schwersten dienstlichen Bedenken hat."

In gleicher Weise lieſs sich unmittelbar darauf der Referent über die Beamtengehaltsvorlage, Frhr. v. Soden, vernehmen: „Ich möchte mir nur noch die Bemerkung hier erlauben, daſs, da auch ich gerade für die Gymnasiallehrer besonders gewünscht hätte, eine Besserung eintreten zu lassen, ich mich der Meinung des Herrn Finanzministers anschlieſse und die Bitte ausspreche, auf dem von ihm vorgeschlagenen anderen Wege denselben zu helfen, nämlich dadurch, daſs die Avancementsverhältnisse gebessert werden, wie der genannte Herr Minister gewiſs im Einverständnisse mit dem Herrn Kultusminister das in Anregung gebracht hat." — Der Abg. Dr. Frhr. v. Stauffenberg kam auf diese Verhandlungen im letzten Landtag zurück und sagte: „Man hat, als die Beamtengehaltsvorlage kam, die erheblichsten Beanstandungen dagegen erhoben, daſs man die Gymnasiallehrer in diese Klasse (XI[e]) gesetzt hat, und hat schon damals darauf hingewiesen, daſs die Beförderungsverhältnisse der Gymnasiallehrer mit zu den allerschlechtesten unter allen Beamtenklassen gehören. Das, m. H., ist von allen Seiten des Hauses anerkannt. Es ist von einer Reihe meiner Freunde damals der Versuch gemacht worden, die Gymnasiallehrer aus ihrer Klasse herauszuheben und in eine höhere Klasse zu versetzen. Allein das gelang nicht...." (1894, 99. Sitzung, S. 291).

[2]) Die Avancementsverhältnisse sind, trotz zahlreicherer Bewilligungen in neuerer Zeit, unverändert, d. h. sie haben sich weder verschlechtert noch verbessert; sie sind eben auf einer niedrigen Stufe zunächst stationär geworden.

nicht gegen die Pietät zu verstofsen — auch von Sr. Exzellenz dem verstorbenen Staatsminister Dr. v. Müller in der letzten uns von ihm gewährten Audienz (vom 28. Februar dieses Jahres) ausdrücklich zugestanden.

Wie ist nun aber denjenigen zu helfen, welche bislang über den Gymnasiallehrer nicht hinauskamen, und welche ebenfalls durch die Einreihung in Klasse XI^{r} unverhältnismäfsig geschädigt sind? Da von der Auffassung der Klasse XIe als einer Durchgangsklasse sicher in absehbarer Zeit nicht abgegangen werden wird, bleibt auch da nur eine Regelung im Wege der Organisation übrig, die einen der nächsten Landtage beschäftigen dürfte. Es wurde ja bei Beratung der Beamtengehaltsvorlage ausdrücklich vorgesehen, dafs organisatorische Mafsnahmen vorgenommen werden sollten, wo sich solche als billig herausstellen würden. (Vgl. unter anderm die oben zitierten Worte Sr. Exzellenz des Herrn Finanzministers).

Aus den vorstehenden Darlegungen dürfte sich ergeben haben, dafs die Gesamtverhältnisse des Gymnasialwesens trotz der regen Fürsorge Sr. Exzellenz des Kgl. Staatsministers Dr. v. Müller noch auf vielen Gebieten einer Prüfung und erheblichen Besserung bedürftig sind. Insbesondere sind es die Verhältnisse des Standes, welche noch lange einer recht wohlwollenden Pflege nicht entraten können. Die Worte des Abg. Dr. Günther von dem „beharrlichen Einhermarschieren im Hintertreffen“ sind leider nur zu berechtigt. Unter dem Ministerium Müller konnte natürlich nicht alles Versäumte nachgeholt werden. Doch zeigen sich bei dem guten Willen, von welchem dieser einsichtige Staatsmann erfüllt war, überall erfreuliche Ansätze zur Besserung, oder es wurde wenigstens, wie in der Avancementsfrage der älteren Professoren, die Regulierung von Verhältnissen, die sich als unbillig herausstellten, in nahe Aussicht genommen. Nur in einem Punkte fühlte sich auch in dieser Periode der Gymnasiallehrstand völlig vergessen; das war in der „Studierzimmerfrage“, welche gelegentlich der Beamtengehaltsvorlage Leben und Bedeutung zu gewinnen schien. Wir unterlassen es jedoch, diese Frage hier zur Erörterung zu bringen, und begnügen uns, sie zunächst angedeutet zu haben, damit sie nicht ganz der Erinnerung entschwinde. Auf eine andere Angelegenheit, die sicher von äufserster Wichtigkeit ist, die Frage der „Fachreferenten im Ministerium“, einen Gegenstand, der seit der Nürnberger Generalversammlung (1886) zu den Programmpunkten des B. Gymnasiallehrervereines gehört, gedenken wir an anderer Stelle zurückzukommen.

Dafs aufser demjenigen, was wir uns in diesen Zeilen einer Beurteilung zu unterziehen gestatteten, noch manches andere geschah oder nicht geschah, was einer Besprechung vollkommen würdig erschiene, entging uns nicht; wir denken hier beispielsweise an die Errichtung der (25) Progymnasien, an die Versuche der Übernahme der vier mit Gymnasien verbundenen Kreislateinschulen, an die Regelung der Gehalts- und Avancementsverhältnisse der Religionslehrer, sowie

der Turn-, Musik-, Zeichenlehrer u. s. w. Allein es kam uns weniger darauf an, alle einzelnen Handlungen und Vorkommnisse aufzuzählen, als vielmehr zu resumieren, welche Entwicklung das innere Schulleben und die Verhältnisse des den Grundstock bildenden Lehrpersonals in den typischen Punkten genommen haben, bezw. worin sie noch hinter den Bedürfnissen und den Erwartungen zurückgeblieben erscheinen.

Fürwahr ein Bild reicher Thätigkeit und gedeihlicher Entwicklung hat sich vor uns entrollt. Die hohe Persönlichkeit, welche im Mittelpunkt dieser Thätigkeit stand, konnte sich nicht genug thun: sie zog alle Gebiete des Schulwesens in ihren Bereich. Und wie intensiv widmete sich Dr. v. Müller den Gegenständen seines Ressorts! In einer Sitzung des Finanzausschusses der zweiten Kammer erwähnte er einmal, dafs er alle Lehrbücher, welche der Revision und der Einführung unterlägen, selbst prüfe. Und dabei ist es eine bekannte Thatsache, dafs er noch die Zeit fand, um dann und wann einen lateinischen oder griechischen Klassiker im Urtext zu lesen. Leider ging diese grofse Summe von Arbeit auch über die Kräfte dieses so leistungsfähigen Mannes hinaus. Fragen wir nach dem Grunde dieser fast einzig dastehenden Emsigkeit, so waren es sicher in allererster Linie die Berufsfreude und die Berufstreue, die ihn leiteten. In wie schönen, unvergefslichen Worten hat er sie in einer Sitzung des letzten Landtags am Gymnasiallehrstand gerühmt! Sie waren auch für ihn sicher die ersten Triebfedern seines Schaffens. Was ihn schliefslich allen, die mit ihm persönlich und amtlich in Berührung traten, menschlich näher rückte, war seine nie versagende humane Güte, was ihm die Dankbarkeit des gesamten Standes erwarb, sein augenscheinliches Wohlwollen gegen diesen, dessen schwierige Berufsaufgabe er sowohl gegenüber den Vertretern desselben, als auch gegenüber der Öffentlichkeit ebenso einsichtig wie warm anerkannte. Diese Züge sind es, um derenwillen uns das Bild Sr. Exzellenz des Staatsministers Dr. Ludwig August von Müller stets ein verehrungswürdiges und freundliches bleiben wird.

München. Dr. Fr. Gebhard.

Zu Quintilianus.

Die schöne Stelle über Homer, mit welcher Quintilian seine Skizze der griechisch-römischen Literaturgeschichte eröffnet (X 1, 46), lautet in der neuesten vollständigen Ausgabe der institutio oratoria, die wir Ferdinand Meister verdanken, folgendermafsen: ‚hic (Homerus) enim, quem ad modum ex Oceano dicit ipse amnium fontiumque cursus initium capere, omnibus eloquentiae partibus exemplum et ortum dedit etc.' Diese Fassung, welche man als die überlieferte bezeichnen darf — denn wenn die Handschriften teils ‚annium', teils ‚amnium vim' bieten, so liegt meines Erachtens hier eine leichte Verschreibung, dort eine gewöhnliche Dittographie vor — hat wiederholt Anstofs erregt. Osann, dem Halm folgte, schob vor ‚amnium' ‚om-

nium' ein, welches er in Hinblick auf den dem Quintilian vorschwebenden Homervers (Φ 196 ‚ἐξ οὗ περ πάντες ποταμοὶ etc.') für unentbehrlich hielt, Wölfflin aber, der mit Recht dem Lehrer der Beredsamkeit die Kakophonie ‚omnium amnium' (von Hegesipp. II 9, 145 p. 141 W. durch ‚universorum amnium' umgangen; dagegen Lucret. VI 506 ‚ex omnibus amnibus') nicht zumutete, stellte ‚omnium fluminum fontiumque' her (Rhein. Mus. XLII [1887] 144). Ihm haben sich Meister (in den ‚addenda et corrigenda' seiner Ausgabe vol. II p. 362) und W. Peterson (M. Fabi Quint. inst. or. lib. X. [Oxford 1891] p. 195 f.) angeschlossen. So wenig es nun in Abrede gestellt werden kann, dafs durch den Beisatz von ‚omnium' eine vollständigere Übereinstimmung mit dem Iliastexte und eine genauere Entsprechung von Haupt- und Nebensatz erzielt wird, so wenig vermag ich mich zu einer Abweichung von der Überlieferung zu entschliefsen. Denn abgesehen davon, dafs Quintilian überhaupt die Homerstelle dem Inhalt, nicht dem Wortlaut[1]) nach citiert, und dafs der Gedanke „wie der Okeanos den Strömen und Quellen, so hat Homer allen Zweigen der Beredsamkeit das Leben gegeben", tadellos ist, müfste die Einfügung von ‚omnium' teuer genug erkauft werden. Sie könnte nur bewerkstelligt werden in Verbindung mit einem weiteren kritischen Eingriffe, eben dieser aber, nämlich die Einschiebung von ‚fluminum', verdrängt zu gunsten einer gewöhnlichen alliterierenden Verbindung (vgl. zuletzt Archiv f. Lexikogr. III 447) eine Zusammenstellung, die gerade aus der silbernen Latinität, welche ja so oft in eigensinniger Neuerungssucht formelhafte Ausdrücke der früheren Sprachperioden umgemodelt hat, mehrfach zu belegen ist. Vgl. Tac. hist. IV 53 ‚aqua fontibus amnibusque hausta'; Plin. nat. hist. III 41 ‚tot amnium fontiumque ubertas'; ib. XXXI 53 ‚proditur certe in Creta expugnato oppido quod vocabatur Arcadia cessasse fontes amnesque qui in eo situ multi erant: rursus condito post sex annos emersisse, ut quaeque coepissent partes coli'. Ich habe die letztere Stelle, auf welche mich Karl Welzhofer aufmerksam machte, vollständig ausgeschrieben, weil die Benützer der Ausgaben von Jan und Detlefsen, in welchen der Doppelpunkt nach ‚erant'[2]) ausgefallen ist, Gefahr laufen könnten, ‚amnesque' von ‚fontes' abzutrennen und als Subjektsaccusativ zu ‚emersisse' zu betrachten. Die Richtigkeit der Interpunktion wird schon durch den Parallelbericht des Seneca ‚idem (Theophrastus) ait circa Arcadiam, quae urbs in Creta insula fuit, fontes et rivos substitisse, quia desierit coli terra diruta urbe, postea vero quam cultores perceperit, aquas quoque percepisse' (nat. quaest. III 11, 5) aufser Zweifel gesetzt. Vgl. noch Apul. de mundo 8 p. 112, 12 Goldb. ‚halitu amnium (eine Handschrift ‚annium'!) fontiumque'. Aug. de Gen. ad lit. V 10 p. 153, 21 Z. ‚omnes fontes amnesque'.

München. Carl Weyman.

---

[1]) So in ähnlichem Zusammenhange Dion. Hal. de comp. verb. 24.

[2]) Die asyndetische Parataxis ist echt plinianisch: Joh. Müller, der Stil des ält. Plin. S. 34.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Fr. Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnwortes. I. Die Zeit bis zur Einführung des Christentums. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1895. 99 S. 1,50 M.

Eine übersichtliche Zusammenstellung der deutschen Lehnworte vom sachlichen Standpunkt aus. Das Verdienst des Verfs. liegt in der Anordnung und Verknüpfung des bekannten Stoffes. Er hat es verstanden ihn anziehend zu gestalten und trotz des Strebens nach Vollständigkeit nicht zu ermüden. Er hat sich an Vorbildern wie Hehn, Schrader, Linnig gut geschult und die neuere Literatur fleifsig ausgenützt, wenn auch etwas ungleichmäfsig citiert. Rein sprachliche, lautliche Auseinandersetzungen — die einem solchen Buche ja nicht geschenkt werden können — hat er mit besonderem Geschick und grofser Klarheit durchgeführt. Nach einer kurzen Einleitung, die von den Kriterien für die Chronologie der Entlehnungen handelt, geht er auf die keltischen, dann auf die römisch-griechischen Lehnworte über, die nach den verschiedenen Seiten des öffentlichen und häuslichen Lebens, auf die sie sich beziehen, zusammengestellt sind. Die wenigen Bedenken, die mir beim Lesen des Büchleins gekommen, mögen hier Platz finden. S. 8 mufs es statt Pfad einmal Pfaid heifsen. S. 10: zur Verbreitung des Eisens hätte statt Schrader besser der Archäologe Undset als Gewährsmann angeführt werden können; die Wanderung war wohl eher eine südnördliche als nordöstliche. Von den aufgenommenen Etymologien scheint mir die von Zelt — trotz Kluge — sehr zweifelhaft; auch J. Franck sieht Zelt für germanisch an. milia (S. 22) kann nicht wohl als Fem. Sing. aufgefafst worden sein, wenn es mit Zahlworten verbunden war, sondern nur als Plural zu einem Femin. (ahd. suntiā ist nom. pl. fem.!). milizza ist natürlich nicht aus milites, sondern aus militia entstanden; für Stube hat E. Martin deutsche Herkunft nachgewiesen (vom St. stiub — Dunstraum, Badestube); S. 43 hätte das mundartl. abzucht, agetuht Canal erwähnt werden können, das wohl aus aquae ductus entstanden, freilich durch Volksetymologie umgewandelt worden ist. 'Kopf' ist auch heute noch für Tasse in einigen Gegenden Deutschlands zu hören. — Wenn die Deutschen das Härten des Eisens erst von den Römern lernten, woher dann das einheimische Wort stahel Stahl? Im Literaturverzeichnis vermisse ich Rautenbergs schönes Programm (Hambg. 1880).

Bibliothek der Angelsächsischen Poesie, begründet von Chr. Grein, neu bearbeitet, vermehrt und nach neuen Lesungen der Hss. herausgeg. von R. P. Wülker. II. Bd. Leipzig. G. H. Wigand. 1894.

Auch an dieser Stelle sei auf das Fortschreiten einer der wichtigsten Ausgaben germanischer Denkmäler aufmerksam gemacht. Greins Sammlung der angelsächsischen Dichtungen war s. Z. eine epochemachende Arbeit. Dennoch war sie der Verbesserung sehr bedürftig, da Grein die Handschriften nicht einsehen konnte. Der zweite Herausgeber, Professor Wülker in Leipzig, hat alle einschlägigen Handschriften selbst verglichen und einen Teil diplomatisch getreu abgedruckt, dem Rest aber einen durchaus verlässigen Apparat beigegeben, in dem die wichtigen Emendationen natürlich auch mitgeteilt sind. Die Verbesserung der ags. Überlieferung hat durch die metrischen Arbeiten von E. Sievers eine viel sicherere Grundlage erhalten, manche der alten Änderungsvorschläge durften deshalb jetzt kurzer Hand gestrichen werden. Der vorliegende 2. Band enthält fast lauter geistliche Dichtungen, darunter die wichtigsten Andreas, Elene, Judith, Genesis; der ganze Inhalt der Hs. von Vercelli und der Caedmonhs. in Oxford sowie einige neu gefundene Stücke. Für jeden, der einen Blick in die reiche ags. Dichtung thun will und gar für jeden, der sie wissenschaftlich benützen will, ist Wülkers Neuausgabe unentbehrlich. Hoffentlich wird der dritte Band als Schlufs nicht lange auf sich warten lassen. Die Vercellihs. ist neuerdings von Wülker auch in Lichtdruckfacsimile veröffentlicht worden.

Würzburg. O. Brenner.

Karl Jacoby, Anthologie aus den Elegikern der Römer. Für den Schulgebrauch erklärt. In 4 Heften: Catull, Tibull, Properz, Ovid. Erstes Heft: Catull. Zweite verb. Aufl. Leipzig. Teubner. 1893. S. X u. 81.

Jacobys Anthologie, über welche ich mich schon bei ihrem ersten Erscheinen in diesen Blättern (Jahrg. 1884, p. 46—51 und 1885, p. 136) ausführlich ausgesprochen, ist schon damals als die empfehlenswerteste unter allen gleichartigen Sammlungen von mir bezeichnet worden. Dafs der Herausgeber seither nicht müssig gewesen, um durch sorgfältige Benützung der neuesten Literatur die Vorzüge seiner mit gründlicher Sachkenntnis und grofsem Geschick für die Schule gefertigten Auswahl aus den hervorragendsten römischen Elegikern zu erhöhen, beweist die vorliegende zweite Auflage des ersten Heftchens zur Genüge, welche fast bei jedem Gedichte die bessernde Hand des umsichtigen Herausgebers erkennen läfst. „Praktische Gründe“ haben den H. zu einer Teilung der Anthologie in vier einzelne Hefte veranlafst. Mag diese Einrichtung für die norddeutschen Lehrpläne sich vielleicht besser empfehlen, für den Gebrauch der Auswahl an den bayerischen Gymnasien ist sie schwerlich ein Vorteil, da diesen Dichtern nach den bestehenden Bestimmungen nur kurze Zeit zur

Lektüre zugemessen werden kann und darum eine Zerstückelung nicht förderlich ist.

Ein Anhang gibt eine Zusammenstellung der wichtigsten Literatur; dafs diese nicht vollständig sein kann, versteht sich bei der Masse der in neuerer Zeit über diese Dichter erschienenen Arbeiten bei der Herausgabe eines Schulbuches von selbst, es wäre auch kein Nachteil für das Buch, wenn der Anhang überhaupt fehlte.

Wie vor zehn Jahren möchte ich auch jetzt bei der neuen Anzeige der trefflichen Anthologie Jacobys Anlafs nehmen, den Herren Kollegen die Lektüre der römischen Elegiker in der Schule wärmstens zu empfehlen.

München. Dr. J. Haas.

Aristophanis Comoediae. Adnotatione critica, commentario exegetico, et scholiis Graecis instruxit Fredericus H. M. Blaydes. Pars IX. Nubes. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1890. XLII und 608 S. Pars X. Equites. 1892. XX und 526 S. Pars XI. Vespae. 1893. XXIV u. 485 S. 8.

Adversaria in Comicorum Graecorum fragmenta scripsit ac collegit F. H. M. Blaydes. Pars prior secundum editionem Meinekianam. Ebd. 1890. IV u. 250 S. 8.

Nachdem der XII. Teil, die Fragmente enthaltend, schon früher erschienen ist, liegt nunmehr die umfangreiche Ausgabe des Aristophanes vollendet vor uns, ein Werk riesigen Fleifses und eminenten Scharfsinns, an welchem der Verfasser, allerdings mit längeren Unterbrechungen, 50 Jahre gearbeitet hat. „Quam gravis mihi iste labor in codicibus manuscriptis conferendis, in variis editionibus consulendis, in operibus et libellis fere innumeris varios Comici fabularum locos aut explicantibus aut illustrantibus, in textu constituendo, in notis compangendis, in typothetarum exemplaribus perlegendis et corrigendis, infirma nonnumquam valetudine studia mea impediente aliisque negotiis obstantibus exhauriendus fuerit, ii tantum intellegere poterunt qui in simili opera versati sunt. In der That mufs man über die Arbeitskraft des greisen Gelehrten staunen, welcher vor kurzem einen starken Band Adversaria in poetarum tragicorum fragmenta veröffentlicht hat und nicht blofs zu den Adv. in Com. Gr. frg. den zweiten Teil secundum editionem Kockianam, sondern eine Reihe von Adversaria zu Äschylos, Euripides, Sophokles und anderen griechischen und lateinischen Schriftstellern sowie Nachträge zu Aristophanes ankündigt.

Die Aristophanesausgabe soll nach der Absicht des Verfassers eine editio *αὐτάρκης* sein und alles bieten, was zum Verständnis des Dichters und zur Beurteilung der Stücke nötig ist. Der Löwenanteil an der Arbeit des Verf. fällt der Textkritik zu. Die Art und den Erfolg dieser Arbeit haben wir schon bei der Besprechung früherer Bände gekennzeichnet. Der Verf. will die rechte Mitte zwischen Toll-

kühnheit und übertriebener Ängstlichkeit eingehalten haben. Dies gilt von dem gegebenen Texte, in welchem Änderungen wie Vesp. 1223 *κάλλιστ' ἔγωγ'· οὐδεὶς ἄμεινον δέξεται* (für *ἀληθές, ὡς οὐδείς γε διακρίων δεδέξεται*) selten sind. Weniger gilt es von den Conjecturen, welche unter dem Texte mitgeteilt sind, wo oft zu einer Stelle alle möglichen und unmöglichen Vorschläge gemacht werden, die sich von der handschriftlichen Überlieferung nicht selten weit entfernen. Z. B. ist Equ. 626 *ὁ δ' ἄρ' ἔνδον ἐλασίβροντ' ἀναρρηγνὺς ἔπη τερατευόμενος ἤρειδε κατὰ τῶν ἱππέων κρημνοὺς ἐρείδων καὶ ξυνωμότας λέγων* in den Text die Änderung von Brunck *κρημνοὺς ἐρείπων* gesetzt. In der Note erhalten wir folgende Konjekturen zur Auswahl: *χρησμοὺς ξυνείρων* (*ἐπᾴδων* vel *προτείνων*), *κρημνούς τ' ἀνασπῶν, κρημνοῖσι βάλλων, κρημνοῖς ἀράττων, κρημνοὺς προδότας τε προδότας Ἀθηνῶν, κρημνοὺς ξυνάπτων, κρημνοὺς ἀπειλῶν, κρημνοὺς κακίζων, κακοῖς ἀράττων.* Schliefslich lesen wir: quod si forte sincerum est *ἐρείδων*, conferre licet Ran. 914 *ἤρειδεν ὁρμαθοὺς ἂν μελῶν.* Trotz der zahlreichen Vorschläge ist die Möglichkeit, dafs der Fehler nicht in *ἐρείδων*, sondern in *ἤρειδε* liegt, nicht beachtet. Man könnte etwa *ἔσκηπτε* für *ἤρειδε* erwarten. Nimmt man zu den ausgedehnten kritischen Noten unter dem Text den umfangreichen nachfolgenden Kommentar, dem wieder zahlreiche Addenda et Corrigenda nachfolgen, so darf man wohl behaupten, dafs diese Ausgabe nicht für das gewöhnliche Studium des Dichters geeignet ist, sondern ihre Bedeutung hat für den künftigen Herausgeber des Aristophanes, welcher nach der Ausgabe von Blaydes erst recht zum Bedürfnis geworden ist. Diesem künftigen Herausgeber empfiehlt der Verf. in erster Linie die Lektüre der Redner, des Platon, Xenophon, Plutarch und Lukian. Eine seiner Aufgaben wird sein, aus der vorliegenden Ausgabe mit richtigem Verständnis das Wertvolle auszuscheiden und dem allgemeinen Gebrauch zugänglicher zu machen.

Zu der Ausgabe der Wolken habe ich noch die Bemerkung zu machen, dafs in der Einleitung die Frage, warum Aristophanes mit den Wolken, seiner schönsten Komödie, Mifserfolg gehabt hat, behandelt und dahin beantwortet wird, dafs die Komödie den Zuschauern wahrscheinlich zu philosophisch und gelehrt gewesen sei. Das jetzige Stück, wenn auch nicht vollendet und für die Aufführung fertig, sei eine vielfach verbesserte Auflage des ersten. Also können doch auch die Mängel des ersten Stücks den Mifserfolg verschuldet haben. Denn die Philosophie geht in dem Stücke nicht so tief, dafs das Athenische Publikum sie aufzufassen Mühe gehabt hätte.

Über den ersten Teil der Adversaria läfst sich vor dem Erscheinen des zweiten nicht hinlänglich urteilen. Denn wahrscheinlich wird, was bei den Fragmenten der Tragiker geschehen ist, auch hier der Fall sein, dafs im zweiten Teile vieles berichtigt oder zurückgenommen wird. Eine appendix poetarum scenicorum anonymorum weist verschiedene Fragmente und Redeweisen, welche in Lexika oder bei den griechischen Schriftstellern vorkommen, der Tragödie oder Komödie zu. Bei *παντοκύκη γυνή* (Anecd. Bekk. p. 61, 1) und *πηξι-*

θάλαττα ist die Bestimmung „Com." wahrscheinlich nur aus Versehen weggeblieben. Zu χρυσοχοεῖν ἐμάνθανε (ebd. 316, 3) lautete die Erklärung nicht ἐπόρνευσεν, sondern ἐπόρνευεν. Zu ἥδ' ἡμέρα θάνατον ἢ βίον φέρει (Cramer Anecd. Paris. I 392, 5) war nicht zu bemerken: respicitur forsan ad Soph. Ai. 802, da das sicher ist. Das Bruchstück βλαστεῖ δ' ἐπὶ γῆς δένδρεα παντοῖα βρύοντα (ebd. I 97) wird kaum einem Tragiker angehören, da βλαστεῖν sich bei keinem Tragiker findet (die zwei Stellen, an denen es vorkommen soll, sind corrupt). Für θνητὰ χρὴ τὸν θνητὸν οὐκ ἀθάνατα φρονεῖν (Aristot. Rhet. II 21) kann man auf Soph. frg. 531 θνητὰ φρονεῖν χρὴ θνητὴν φύσιν, 321 καλὸν φρονεῖν τὸν θνητὸν ἀνθρώποις ἴσα hinweisen, aber wenn die Überlieferung θνατὰ χρὴ τὸν θνατόν, οὐκ ἀθάνατα τὸν θνατὸν φρονεῖν richtig ist, so ist in versus poetae haud dubie tragici das haud dubie nicht am Platze. Dafs ἴσχειν κελεύω χεῖρα διψῶσαν φόνου das Fragment eines Tragikers ist, gibt Athenäus, welcher es anführt, selber an (Adesp. 96 N). Da zu Soph. Ai. 50 καὶ πῶς ἐπέσχε χεῖρα μαιμῶσαν φόνου der Schol. angibt: γρ· διψῶσαν φόνου, so ist man versucht in dem Citat des Athen. eine ungenaue Wiedergabe des Sophokleischen Verses zu sehen. Das Fragment bei Callisthenes II 16 p. 73 B ἢ τοὺς ταπεινοὺς ἦρεν εἰς ὕψος μέγα hat eher τὸν ταπεινὸν . . μέγαν gelautet. Aber vgl. Adesp. 102, 3 N. Das Bruchstück ἄπερρε · μή μοι στέφανον ἀμφιθῇς κάρᾳ, welches bei Nauck Adesp. 108 ist, erinnert an Eur. Bacch. 343. Man könnte diesen Vers damit vertauschen und brauchte nur μηδ' ἐξομόρξῃ als Konjunktiv zu betrachten. Die gute Verbesserung von ὀνείρων νερτέρων in ὀν. νυκτέρων findet sich bei Nauck Adesp. 285. Die zu Gregor. Cypr. I 59 ἀνδρὸς κακῶς πράσσοντος ἐκποδὼν φίλοι (Com.)" wird teils bestätigt, teils widerlegt durch Soph. frg. 667 N. Mit οὐδεὶς μετ' ὀργῆς ἀσφαλῶς βουλεύεται Gregor. Naz. II 155 B oder Men. mon. 415 vgl. Adesp. 102 N. τὸ μέλλον οὐδεὶς ἀσφαλῶς ἐπίσταται. Adesp. 191 ist gut verbessert: ἦλθεν δὲ λαὸς μυρίος πρὸς ἠόνα, wie ich auch bereits vermutet habe, aber zweimal (S. 234 u. 239) brauchte die Stelle nicht vorgebracht zu werden (ebenso οὐδεὶς κομήτης ὅστις οὐ περαίνεται S. 241 u. 242 u. a.) Die Zuweisung von πισσοκώνητον μόρον an die Komödie wird durch Soph. frg. 302, die Zuweisung von λόγοισι χαίρει, τὸν δὲ νοῦν ἐκεῖσ' ἔχει an die Komödie wird durch Eur. Phoen. 360 widerlegt. Das bei Lukian erhaltene Bruchstück λακιστὸν ἐν πέτραισιν εὑρέσθαι μόρον ist längst den Bakchen zugeteilt. Phot. 358, 1 οὐδὲν φρονεῖ δίκαιον ἐστυχὼς ἀνήρ gehört natürlich einem Komiker an, ist aber, worauf schon Gomperz aufmerksam gemacht hat, Parodie einer tragischen Stelle (Adesp. 330). Der unechte Vers Eur. frg. 425, 2 οὐδὲν φρονεῖ δίκαιον οὐδὲ βούλεται kann zur Bestätigung dessen dienen. Die Worte οὔπω σφιν ἐξίτηλον αἷμα δαιμόνων gehören Äschylos an (frg. 162), ebenso ὦ Θάνατε παιάν κτέ. (255). Das Fragment θύννος βολαῖος πέλαγος ὣς διαστροβεῖ (Adesp. 391) hat Äschyleische Färbung, φεῦ, τοῖσι γενναίοισιν ὡς ἅπαν καλόν kennen wir als Fragment des Euripides (961), ebenso ἐμοὶ γὰρ εἴη πτωχός κτέ. (412), εὐδαιμονίζων ὄχλος ἐξέπληξέ με (778), δοκεῖς τὰ τῶν θεῶν ξυνετὰ κτέ. (255), εὐφημία γὰρ

εὐκολώτατος πόνων (1087), οἴμοι · τί δ' οἴμοι κτέ. (300). Zu ἀνδροκτόνου γυναικός κτέ. s. Adesp. 358, zu τό τοι χρεὼν οὐκ ἔστι μὴ χρεὼν ποεῖν Adesp. 368, zu οὔτοι πρέπει τὸ σχῆμα κτέ. Adesp. 381, zu ἀεὶ δ' ἀοιδῶν μοῦνος κτέ. Adesp. 387, zu πηδῶν ὁ θυμὸς κτέ. Adesp. 390, zu ὅς με ῥάκη τ' ἤμπισχε κτέ. Adesp. 394, zu βίᾳ δ' ἔπραξας κτέ. Adesp. 402, zu ἄκραντα γάρ μ' ἔθηκε θεσπίζειν Adesp. 414, zu ἐχθρὸς μὲν ἀνήρ κτέ. Adesp. 5. Wenn man die Stellen bei Nauck nachsieht, wird man meist Genaueres und Zuverlässigeres finden. Zu Plut. Mor. p. 937 F πεσήματ' ἀνδρῶν κἀπολακτισμοὶ βίων wird bemerkt: tragici poetae latet trimeter. Es ist Aesch. Suppl. 947. Wie sich bei ψευδαλαζόσιν λόγοις τοὺς ῥήτορας κυλίων die Konjektur κυκῶν mit dem Metrum verträgt, leuchtet mir nicht ein. Der V. σφριγῶντα θυμὸν μαλακὸς ἰᾶται λόγος (Schol. Ven. Hom. Il. α 207), welchen Verf. der Komödie zuweist, scheint aus Aesch. Prom. 396 (σφριγῶντα θυμόν) und 394 (ἰατροὶ λόγοι) gebildet zu sein. Der V. οὐ χρὴ ποδώκη τὸν τρόπον λίαν φορεῖν gehört wahrscheinlich nicht dem Chaeremon, sondern dem Äschylos an. Vgl. Nauck zu Adesp. 519 und p. 84. Stob. flor. 89, 6 οὐκ ἐλευθέρου φέρειν νενόμικα κοινωνοῦσαν ἡδονὴν ὕβρει wird der Tragödie gegeben. Die Form νενόμικα macht dies zweifelhaft. Bl. vermutet οὐκ ἐλευθέρῳ πρέπειν: man kann auch an ἐλευθέρου φρενός oder ἐλευθέρων φρενῶν denken. Die Angabe „Stob. flor. 105, 39 οὐκ ἔστιν ὄντως ὅντιν' εὑρήσεις ἕνα] Qu. — ἁπλοῦν. (Trag.?)“ ist mir unverständlich, da bei Stob. das Bruchstück aus der Phädra des Sophokles citiert und ein zweiter V. τὸ δ' εὐτυχοῦντα πάντ' ἀριθμήσας βροτῶν vorausgeschickt wird, bei welchem die Konjektur ἁπλοῦν kaum einen Sinn hat (vielleicht τοὺς δ' εὐτυχοῦντας πάντας ἀθρήσας βροτῶν οὐκ ἔστιν ὄντως ὅντιν' εὑρήσεις ἕνα d. i. unter allen Glücklichen findet man nicht Einen, der es wirklich ist). Zu ἀλλ ἴτω, χαιρέτω, γῆν πρὸ γῆς (Suid. unter ἴτω) gehört noch φευγέτω (vier Kretiker), während das nachfolgende ὅποι βούλοιτο überhängt. Vgl. Suid. unter πρὸ γῆς: ἐγὼ δὲ φεύγω γῆν πρὸ γῆς: φοβούμενος τὸν ἄγριον — δεσπότην ᾧ μᾶλλον ἵππων ⟨αἰὲν⟩ ἢ ἀνθρώπων μέλει. Für ἀνθρώπων ist vielleicht δούλων zu setzen, das Bruchstück aber wohl der Komödie, nicht der Tragödie zuzuweisen. Der V. ἐγὼ δέ, μισεῖ γάρ μ', ἄπειμ' ἐξ ὀμμάτων ist als Vers des Phrynichos überliefert und dafs dieses der Tragiker ist, schliefst Cobet aus ἐξ ὀμμάτων.

Rudolf Peppmüller und Wilhelm Hahn, Register zu Th. Bergks Griechischer Literaturgeschichte. Berlin, Weidmann 1894. 94 S. 8.

Die Besitzer und Benützer von Bergks Griech. Literaturgeschichte werden den Verfassern für diese „entsagungsvolle Arbeit, die ohne die hingebende Thätigkeit von W. Hahn vielleicht überhaupt nicht zustande gekommen wäre“ sehr dankbar sein. Nach Anlage und Anordnung erscheint dieses Register als Muster eines wissenschaftlichen Index. Es teilt sich in ein Wort- und Sachregister und ein

Stellenverzeichnis, in welches mit Recht nur diejenigen Stellen aufgenommen sind, welche Bergk kritisch oder exegetisch behandelt hat.

München. Wecklein.

K. Kraut und W. Rösch, Anthologie aus griechischen Prosaikern zum Übersetzen ins Deutsche für obere Klassen. Erstes Heft. Stuttgart. Verlag von W. Kohlhammer. 1894. VII u. 79 S. Pr. M. —,80.

Die Herausgeber kommen mit dieser in drei Heften erscheinenden Sammlung einem entschiedenen Bedürfnis entgegen; sie ersparen dem Lehrer das zeitraubende Suchen nach passenden Stoffen zu Extemporalien und Schularbeiten. Die 100 Stücke des vorliegenden ersten Heftes, von denen mit wenigen Ausnahmen jedes ein Ganzes für sich bildet, sind, wie im Vorwort angegeben ist, zum Teil aus Polybius und Plutarch entlehnt; aufserdem sind, wie eine genauere Durchsicht mir ergeben hat, auch die Autoren Xenophon (Anabasis und Hellenika), Lysias, Isokrates, Plato, Diodor, Strabo, Älian u. a. benützt. Der Text stimmt meist wörtlich mit dem Original überein; doch sind hie und da, z. B. in Nr. 37, 38, 55, 85 u. a., Zusammenziehungen und kleine Änderungen vorgenommen; in dieser Beziehung hätte vielleicht da und dort noch etwas weiter gegangen werden dürfen; so könnte, um nur eines zu erwähnen, in dem aus Plut. de fratr. am. genommenen Abschnitte S. 21 Z. 12 v. o. *ὑπ'* statt *ἐπ'* gesetzt und damit dem Schüler ein Stein des Anstofses aus dem Wege geräumt werden. Leicht sind die in Hinsicht auf den Inhalt mit grofsem Geschick ausgewählten Stücke nicht, doch im allgemeinen auch nicht zu schwer; den Anfang von Nr. 48 (Xen. Hellen. 7, 5, 11) indessen, wo jedenfalls auch der Ausdruck verdorben ist, wird wohl kein Schüler zu enträtseln imstande sein. Mit den Interpunktionszeichen waren die Herausgeber meines Erachtens durchgehends zu sparsam; wir sind einmal an sie gewöhnt, und man sollte sie, wo sie das Verständnis erleichtern, dem Schüler nicht vorenthalten. So würde z. B. in dem Satze „*οὐ γὰρ ἡδονὴν ζηλῶν οὐδὲ πλοῦτον, ἀλλ' ἀρετὴν καὶ δόξαν ἐνόμιζεν, ὅσῳ πλείονα λήψεται παρὰ πατρός, ἐλάττονα κατορθώσειν δι' ἑαυτοῦ* (Nr. 56; Plut. Alex. 5)" ein Komma hinter *δόξαν* sicher manchem Schüler erwünscht sein. Noten sind dem Texte nicht beigegeben; die Stücke sind — und das ist ein grofser Vorzug des Büchleins — so ausgewählt, dafs sie teils mit, teils ohne Benützung eines Wörterbuches übertragen werden können. Der Druck ist korrekt; doch steht S. 13 Z. 1 v. o. *στώμωμα* für *στόμωμα*, S. 31 Z. 16 v. u. *κέρδεων*, S. 43 Z. 16 v. o. *μελετήριον* statt *μελετητήριον*, und S. 33 Z. 4 v. o. scheint hinter *συνθήκας* der Artikel *τὰς* ausgefallen zu sein.

Mögen durch vorstehende kurze Besprechung recht viele Kollegen veranlafst werden, sich das praktische Büchlein anzusehen!

Regensburg. Friedr. Zorn.

Muret, Encyclop. Wörterbuch der engl. u. deutschen Sprache. Berlin 1894. Langenscheidt. Lfg. 11 (hace - indignity) 96 Seiten. Mk. 1,50.

Auch diese Lieferung enthält wie die vorausgegangenen eine überaus grofse Menge encyclopädischer und lexikalischer Belehrung; man sehe z. B. die Artikel heaving-days, hin, Honeywood, Hegel, I. C. B. S., ich dien und viele andere. In dem unter humpty-dumpty zitierten Kinderreim ist in der 3. Zeile horses ein sinnstörender Druckfehler statt horse. Was die Etymologie von hidalgo betrifft, so ist die von Diez und Littré angeführte: hijo de algo aufgegeben und dafür die vom Century Dictionary befürwortete Ableitung von filius Italicus aufgenommen. Doch hat auch noch Körting die Erklärung: filius de aliquo und verweist dabei auf den IX. Band der Romania S. 432.

München. Dr. Wohlfahrt.

Einleitung in die Theorie der linearen Differentialgleichungen mit einer unabhängigen Variablen von Dr. Lothar Heffter, a. o. Professor an der Universität Giefsen. Mit 3 Figuren im Text. Leipzig 1894. Druck und Verlag von B. G. Teubner. XV. 258 S. gr. 8°.

Jener Teil der höheren Mathematik, welchem dieses Werk gewidmet ist, geht soweit über das Pensum der Mittelschule hinaus, dafs eine Schulzeitschrift auf eine sachlich eingehende Besprechung von vornherein verzichten mufs. Nur thatstächlich soll konstatiert werden, dafs man es mit einer im Grunde elementaren, besonders hohe Vorkenntnisse nicht voraussetzenden und systematischen Darstellung eines Gebietes zu thun habe, auf welchem namentlich durch deutsche Autoren in den letzten Jahren sehr viel geschehen ist. Der Name des Verfassers, der selbst schon wertvolle Beiträge hiezu geliefert hat, bürgt dafür, dafs sein Buch das gesteckte Ziel auch wirklich erreicht hat.

Elemente der Theorie der Funktionen einer komplexen veränderlichen Gröfse. Mit besonderer Berücksichtigung der Schöpfungen Riemanns bearbeitet von Dr. H. Durège, Professor in R. an der deutschen Universität zu Prag. Vierte Auflage. Leipzig 1893. Druck und Verlag von B. G. Teubner. X. 300 S. gr. 8°.

Der verdiente Schriftsteller, welcher durch die früheren Auflagen dieses seines Lehrbuches viel dazu beigetragen hat, eine anfangs für höchst schwierig, ja unverständlich erachtete neue Auffassung des Funktionsbegriffes dem Verständnisse der Studierenden nahe zu bringen, hat den schönen Erfolg leider nicht mehr erlebt, der eben in dem Erscheinen einer neuen, vierten Auflage gelegen ist. Namhafte Änderungen sind von ihm nicht mehr vorgenommen worden. Nach wie vor zeichnet sich die Schrift durch eine gewisse edle Einfachheit aus und durch

eine niemals aufser acht gelassene Tendenz, die Dinge so natürlich darzustellen, als es nur immer möglich erscheint. Dies gilt insbesondere auch für die elementar-topologischen Betrachtungen des neunten Abschnittes über den „Zusammenhang"; hier begegnet der Lehrer u. a. Sätzen über die Polyeder, von denen er beim stereometrischen Unterrichte ganz unmittelbar Gebrauch machen kann.

München. S. Günther.

Hermes O., Elementarphysik. Mit 186 Holzschnitten. Berlin 1892. Winckelmann. 188 Seiten 8°.

Kindel Dr. P., Leitfaden der Physik. Mit 118 Abbildungen. Breslau 1892. Hirt. 125 Seiten 8°. Preis 1,25 Mk.

Mach, Grundrifs der Physik. Bearbeitet von Dr. F. Harbordt und M. Fischer. Ausgabe für das Gymnasium. I. Teil mit 306 Abbildungen. Leipzig 1893. Freytag. 175 Seiten 8°. Preis 2 Mk.

Dieselben. Ausgabe für Realanstalten. I. Teil mit 256 Abbildungen. Preis 2 Mark.

Püning Dr. H., Grundzüge der Physik. Mit einem Anhange: Chemie und Mineralogie. Mit 233 Figuren. Münster 1893. Aschendorff. 208 Seiten 8°. Preis 2 Mk.

Nach den Vorschriften der neuen preufsischen Schulordnung ist der Unterricht in der Physik auf zwei Kurse zu verteilen. In Obertertia und Untersekunda sollen die Schüler nur mit den wesentlichsten Gesetzen der Physik vertraut gemacht werden und diese an der Hand solcher Versuche dargelegt werden, die sich mit den einfachsten Mitteln anstellen lassen; auch sollen aus denselben nur die wichtigsten und nächstliegenden Folgerungen gezogen werden. In diesem ersten Kurse soll denjenigen Schülern, welche nach sechs Jahren die Schule verlassen, eine ausreichende physikalische Bildung mit in's praktische Leben gegeben werden und diejenigen, welche noch weiter die Schule besuchen, auf ein eingehenderes Studium der Physik vorbereitet werden. Der zweite Kurs in Obersekunda und Prima soll dann das im ersten erworbene Wissen vertiefen und erweitern; ihm fällt die Aufgabe zu, die physikalischen Gesetze herzuleiten und zu begründen.

Durch diese Zweiteilung des Unterrichts stellte sich das Bedürfnis nach neuen Lehrbüchern der Physik ein, die im Gegensatze zu den bereits vorhandenen eine Art Propädeutik der Physik zu bieten haben. Die sämtlichen obengenannten Leitfäden kommen diesem Bedürfnisse entgegen und dürften, jeder in seiner Art, der gestellten Aufgabe gerecht werden. Bei allen werden zuerst die allgemeinen Eigenschaften der Körper behandelt, dann folgt die Mechanik der festen, flüssigen und gasförmigen Körper und hieran schliefst sich bei Hermes und Kindel Akustik und Optik, dann die Lehre von der Wärme, vom Magnetismus und der Elektrizität, während Harbordt-Fischer und Püning Akustik und Optik an den Schlufs gestellt haben. Auch möge

hier gleich erwähnt sein, dafs Druck und Papier bei allen sehr gut und dafs die Figuren ausnahmslos schön und deutlich gezeichnet sind.

Was nun die Charakteristik der einzelnen Bücher betrifft, so zeichnet sich das von Hermes durch schlichte aber doch klare Sprache aus; der Text ist kurz gefafst und sehr reichhaltig; Wichtiges und Unwichtiges sind durch gröfseren und kleineren Druck deutlich unterschieden; letzterer sollte aber bei einer künftigen Auflage etwas gröfser gewählt werden. Physikalische Apparate sind vielfach an der Hand trefflicher Zeichnungen kurz beschrieben. Das Buch bietet mehr, als in der Schule gefordert wird und wird deshalb sicherlich manchem auch nach Verlassen derselben ein guter Ratgeber sein.

Kindel ist offenbar bestrebt, sich in der Darstellung möglichst kurz zu fassen; auch zeichnet sich seine Ausdrucksweise durch eine gewisse, von der gewöhnlichen Schablone abweichende Originalität aus. Ich fürchte nur, dafs er in diesem Streben nach Kürze an manchen Stellen zu weit geht; allzugrofse Knappheit macht den Ausdruck unklar. So sind namentlich einige Definitionen zu eng ausgefallen; beispielsweise erstreckt sich das Gebiet der Optik sicherlich weiter als auf diejenigen Zustandsänderungen, welche den Sehnerv beeinflussen; so könnte ich mich auch nicht einverstanden erklären mit der Definition der Aggregatzustände; sonderbar gegeben ist ferner der Begriff der Wurfbewegung, der der Maschine, sonderbar, wenn auch richtig die Temperaturgleichung $F = R + C + 32$, bedenklich die Definition des Begriffes elektrisch, unklar die des Begriffes Potentialunterschied; auch glaube ich nicht, dafs man den Ausdruck „freier Fall" nur auf den leeren Raum zu beschränken hat, noch dafs auf jede Maschine unendlich viele Kräfte wirken. Sätze wie „Wird der Wärmezustand gemessen, so heifst er Temperatur" p. 75 sollten in einem Schulbuche nicht stehen. Aber abgesehen von diesen Schwächen dürfte auch dieses Büchlein, das trotz seines geringen Umfanges sehr reichhaltig ist, seinem Zwecke ganz gut entsprechen.

Der Grundrifs von Harbordt-Fischer ist ein echtes, gutes Schulbuch. Man sieht auf den ersten Blick, dafs es der Hand praktischer Schulmänner entstammt. Deutliche Abschnitt- und Kapitelüberschriften, Noten am Kopfe und am Rande erleichtern dem Schüler die Übersicht in weitgehendster Weise. Die Ethymologie der technischen Ausdrücke verdient alle Anerkennung. Inhaltlich zeichnet sich das Buch durch exakte, präzise Definitionen, insbesondere aber durch zahlreich eingestreute, geschickt gestellte Fragen, sowie durch häufige Angabe solcher Versuche aus, die sich mit den einfachsten Mitteln, teilweise vom Schüler selbst, ausführen lassen. Ob die Herren Verfasser in der ängstlichen Vermeidung mathematischer Ausdrucksweise nicht zu weit gegangen sind, möchte ich bezweifeln; so ist beispielsweise die Bewegungsgleichung für den freien Fall p. 20 in Worten gegeben; auch dürfte namentlich im Gebiete der Optik der Gebrauch einfacher Gleichungen dem Schüler sicherlich das Verständnis der Sache erleichtern. — Was die Verfasser anhangsweise in der Ausgabe für Gymnasien aus dem Gebiete der Chemie und Krystallographie, in der

Ausgabe für Realanstalten aus dem der Astronomie und Meteorologie bieten, ist für den vorgesteckten Zweck jedenfalls genügend und wie der Hauptteil klar und fafslich geschrieben.

Püning bietet mehr, als einen Leitfaden der Physik; er beschränkt sich nicht darauf, die physikalischen Gesetze darzulegen, sondern weist überall auf ihr Wirken in der Natur sowie auf ihre Anwendungen im praktischen Leben hin. Mag sein, dafs er in letzterem Punkte vielleicht an einigen Stellen für die vorliegende Lehrstufe zu weit geht, wie zum Beispiele in dem Abschnitte über die Bedeutung der Dampfmaschinen p. 101; jedenfalls bekommt aber dadurch das Buch etwas Fesselndes für den Schüler, der sich zu demselben um so lieber hingezogen fühlen dürfte, als sich die Darstellung durch eine gewandte, formvollendete Ausdrucksweise auszeichnet. Auffallend ist auch bei diesem Buche die etwas gar zu weit gehende Scheu vor mathematischer Ausdrucksweise; unter den absoluten Mafseinheiten ist der Name Dyn für die Krafteinheit übersehen. Nicht unterlassen sollte es der Verfasser, einer künftigen Auflage ein alphabetisch geordnetes Sachregister beizugeben.

Würzburg. Dr. Zwerger.

Paulys Realencyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft. Neue Bearbeitung. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen herausgegeben von Georg Wissowa. 2. Halbband: Alexandros-Apollokrates. Stuttgart 1894. J. B. Metzlerscher Verlag. Sp. 1441—2902. Lex. 8. 15 M.

Über Anlage, Umfang und Wert dieses Werkes wurde bereits in der orientierenden Anzeige des 1. Halbbandes (XXX. Jahrgang unserer Blätter, S. 755 ff.) gehandelt. Dem 2. Halbbande hat der Herausgeber, welcher unlängst an die Stelle des verstorbenen Prof. Keil von Marburg nach Halle berufen worden ist, das XIII Seiten umfassende Vorwort zur Neubearbeitung der Paulyschen Realencyklopädie beigegeben, welches abgesehen von dem schon in dem provisorischen Geleitwort Gesagten noch manche interessante Einzelheiten mitteilt und auch einen guten Begriff gibt von der Schwierigkeit des ganzen Unternehmens, sowie von dem Eifer, der Geschicklichkeit und der dankenswerten Unermüdlichkeit des Redakteurs. Zwei Verzeichnisse führen die Mitarbeiter auf, ein alphabetisches, das 119 Namen aufweist, und eines nach Arbeitsgebieten gesondert; man vergegenwärtige sich gefälligst, welche Mühe die Gewinnung dieser kleinen Armee von Fachgenossen und die Verteilung des Arbeitspensums unter sie gemacht haben mufs. Drei davon hat inzwischen der unerbittliche Tod aus der Liste gestrichen, denen jüngst Prof. Hirschfeld in Königsberg gefolgt ist, dessen treffliche Artikel zur Geographie von Griechenland und Kleinasien seinen Verlust besonders fühlbar machen. Aufserdem werden noch etliche 10 bezeichnet, deren Mitarbeiterschaft entweder schon ein Ende gefunden hat oder demnächst finden wird. Die Vorrede trägt das Datum des 1. Juli 1894; zwar war das Erscheinen des

2. Halbbandes schon für Januar 1894 in Aussicht gestellt und $\frac{9}{10}$ davon standen schon fertig im Satz, dann „aber häuften sich in aufsergewöhnlichem Umfange alle jene Nöte und Schwierigkeiten, die nur der Redakteur eines unter dem Zwange alphabetischer Artikelfolge erscheinenden Werkes kennt und würdigt“. Trotzdem stellt der Redakteur auch fernerhin das alljährliche Erscheinen eines Bandes (in 2 Halbbänden) in Aussicht, so dafs das ganze Werk thatsächlich in 10 Jahren vollendet sein würde; auch glaubt er nach genauen und umfangreichen Berechnungen die ganze Stoffmasse in die durch den Plan gegebenen Grenzen von 10 Vollbänden einfügen zu können. Ich hebe dies ausdrücklich hervor; denn es wird in neuester Zeit nur allzusehr Mode, dafs ein buchhändlerischer Prospekt bei Ausgabe des 1. Bandes oder der 1. Lieferung eines Sammelwerkes den Umfang und damit den Preis sowie die Zeitdauer bis zur Vollendung viel zu gering angibt; ich brauche z. B. nur an die Erfahrungen zu erinnern, welche in dieser Beziehung die Abonnenten auf das Handbuch der klassischen Altertumswissenschaften gemacht haben.

Seinem Programme gemäfs hat der Redakteur der Eigenart der einzelnen Mitarbeiter nicht zu enge Schranken gezogen, weil er eben selbständige, wissenschaftliche Forschung nicht in eine Schablone einzwängen will. Und als selbständige wissenschaftliche Leistungen im besten Sinne des Wortes erscheinen nicht etwa blofs die grofsen Artikel, welche teilweise den Umfang kleiner Monographien erreichen (man vgl. Altar von Reisch Sp. 1640—1691, Amazonen von Töpffer und Graef Sp. 1754—1789, Amphictyonia von Cauer Sp. 1904—1935), sondern selbst ganz kleine, wenig umfangreiche Beiträge. Vor allem fallen die gehaltreichen historischen Artikel auf, so die genealogischen von Töpffer (Alkmaionidai, Apaturia etc.), der auch die Biographie des Alcibiades lieferte. (Hier tritt z. B. entsprechend der Richtung der Studien des Verfassers das genealogische Element mehr als sonst hervor). Ebenso trefflich wie der Artikel über den Kaiser Hadrian (s. v. Aelius) im 1. Halbbande ist der über M. Aurelius Antoninus (s. v. Annius) von P. v. Rohden, ebenso geordnet und daher ebenso übersichtlich wie jener; ähnlich sind die Artikel über die drei Gordiane (M. Antonius Gordianus); namentlich möchte ich aufmerksam machen auf die inhaltlich wie formell vorzüglichen Beiträge von Kaerst zur Alexander- und Diadochengeschichte z. B. Antigonos, Antipatros; eine erstaunliche Fülle historischen Materiales enthält der Sp. 2450—2491 umfassende Artikel über die Könige von Syrien und Kommagene mit Namen Antiochos von Wilcken. Ein weiterer Vorzug verschiedener gröfserer Abschnitte ist die Klarheit der Disposition, welche eine augenblickliche Übersicht ermöglicht. So war es gewifs ein guter Gedanke, dem Artikel *ἀποικία* (Colonie) von Oehler ein alphabetisches Verzeichnis der griechischen Kolonien überhaupt beizugeben, welches neben dem Namen der betreffenden Kolonie die Mutterstadt, das Jahr der Gründung (wo dies möglich ist) und die Belegstellen angibt. Welche Übersichtlichkeit zeigt nicht der 57 Spalten umfassende Artikel

Aphrodite von Dümmler, der in 39 Abschnitten die Kulte dieser Göttin nach ihrer örtlichen Verschiedenheit zusammenstellt! — Den vortrefflichen Aufsatz von Partsch über die Alpen möchte ich ebenso zur Lektüre empfehlen wie die literarhistorischen Artikel von Kaibel (Alexis, Alkaios, letzterer gegen die chronologischen Ansätze von Beloch), von Crusius (Alkman, Anakreon, die, frisch geschrieben, eine Fülle von Einzelheiten enthalten und durch moderne Parallelen die Dichter unserem Verständnis näher rücken) und von Schwartz (Apollodoros).

Im Folgenden sei es gestattet einige Bemerkungen und Nachträge zu geben. Zum Artikel Alkamenes, in dem C. Robert die Konjektur von W. Klein *ἐγχριόμενος* für encrinomenos besonders bevorzugt vgl. jetzt den Aufsatz von Urlichs „Über den Encrinomenos des Künstlers Alkamenes“ (Jahrg. XXX, S. 609 dieser Blätter). — Nachdem durch neuerliche Inschriftenfunde der Name des Heilgottes bekannt geworden ist, welcher am Aufgange der athenischen Burg als Vorgänger und dann als Genosse des Asklepios ein kleines Heiligtum, das bereits Ath. Mitt. 1893, S. 231 f. beschrieben wird, besafs, dürfte sich die Einschiebung eines kleinen Artikels Amynos empfehlen. — Unter Andrasta (*Ἀνδράστη*), britanische Siegesgöttin, deren Name nur Dio Cass. LXII, 6 vorkommt, bemerkt Ihm, derselbe Name sei auch Dio Cass. LXII, 7 herzustellen. Nun emendiert aber Herwerden in den Lectiones Traiectinae p. 92 aus der letztgenannten Stelle die erstere in dem er dort *Ἀνδάτη* schreibt. Das sollte wenigstens angegeben sein. — Über die im Artikel *Ἀνθεστήρια* berührte topographische Frage über die Lage des inzwischen von Dörpfeld aufgedeckten Heiligtumes des Dionysos *ἐν λίμναις* vgl. jetzt den Aufsatz von Bodensteiner „Enneakrunos und Lenaion“ S. 209 ff. dieses Jahrganges unserer Blätter. — Zu dem Artikel *Ἀνομάλωσις τῶν οὐσιῶν*, das Eigentümliche in der Staatslehre des Phaleas von Kalchedon, kann jetzt noch die Erörterung über „das Staatsideal des Phaleas von Chalcedon“ bei Pöhlmann, Geschichte des antiken Communismus und Sozialismus, S. 264—269, nachgetragen werden[1]).

Wir wünschen zum Schlusse dem unentbehrlichen Werke baldige Fortsetzung, seinem Redakteur aber neben seiner rüstigen Schaffenskraft die dringend nötige Unverdrossenheit und Ausdauer.

München. Dr. J. Melber.

[1]) Gustav Landgraf macht mich darauf aufmerksam, dafs im 1. Halbband ein Artikel fehlt über Acone oder Acona, einen Hafen Bithyniens, woher das aconitum stammen sollte; er handelt darüber Archiv für lat. Lex. 1895 (IX.) S. 360 f. In Betracht kommen Plin. h. n. 6, 4, daraus Solin 43, 1, daraus wieder Isidor. Orig. 17, 9, 25.

Quellen zur deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte, zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen von Dr. H. O. Lehmann, Professor der Rechte an der Universität Marburg. Berlin. Verlag von Otto Liebmann. 309 Seiten. 8 Mk.

Die Sammlung ist nach des Verfassers Bemerkung allerdings zunächst für Studierende der Rechtswissenschaft bestimmt, doch wird auch der Geschichtslehrer verschiedene Abteilungen derselben für die Schule verwerten können; denn abgesehen von der Vertiefung und Belebung, die der Geschichtsunterricht von einer zweckmäfsigen Heranziehung der Quellen erhält, kann durch Benützung der betreffenden deutschen Urkunden auch die Kenntnis des Mittelhochdeutschen mitgefördert werden.

Auf Reichhaltigkeit des Materials hat der Verfasser besonders Bedacht genommen. In dreifsig Nummern, deren erste mit Cäsar beginnt, deren letzte die Fortbildung der Verfassung des norddeutschen Bundes zur deutschen Reichsverfassung zum Inhalte hat, werden viele wichtige Aktenstücke des deutschen Rechts- und Verfassungslebens in gröfserer und geringerer Ausführlichkeit vorgeführt. Wenn davon auch für die Schule nicht alles verwendbar erscheint, so bleibt für sie immer noch genug des Interessanten und Lehrreichen übrig, wie: das Gelöbnis Heinrichs IV. zu Canossa 1077, desselben Gottesfriede zu Mainz 1085, das Wormser Konkordat 1122, der Landfriede Friedrich I. 1156, das sogenannte Privilegium minus für Österreich 1156, der Landfriede Friedrichs II. zu Mainz 1235, der Sachsen- und Schwabenspiegel, Ludwigs des Bayern Constitutio de iure et excellentia imperii 1338, die goldene Bulle 1356, der ewige Landfriede 1495, der Augsburger Religionsfriede 1555.

Die handschriftliche Grundlage des Buches stützt sich für die früheren Rechtsquellen im allgemeinen auf die Monumenta Germania, für die späteren auf „die neue vollständigere Sammlung"; die eigene Textkritik des Verfassers hält sich innerhalb enger Grenzen.

Die kurz gefafsten Wort- und Sacherklärungen am Fufse des Textes erleichtern das Verständnis der mittelalterlichen Rechtssprache und erhöhen ganz wesentlich den praktischen Wert des Buches.

An Druckfehlern sind mir aufgefallen: Seite 181 mufs sich die Note „statt ut" auf quod beziehen, nicht auf exstitit, und Seite 59, Absatz 26 ist statt faciunt faciant zu lesen.

J. Reissermayer.

Widmann, Geschichte des deutschen Volkes. Paderborn, Schöningh, 1894.

Ein stattlicher Band von 908 Seiten, mit einem wohlgetroffenen Bilde des Kaisers Wilhelm II. geschmückt. Als Geleitswort steht der Satz Jakob Wimphelings, des Verfassers der „ersten deutschen Geschichte" (1502), voran: „Wir wollen stolz darauf sein, von den

Germanen herzustammen, deren bewundernswerte und ruhmvolle Thaten in unserem Buche beschrieben werden". Diesem Worte ist, sagen wir es gleich vorweg, Widmanns Buch gerecht geworden: es ist durchaus von hohem Nationalgefühl erfüllt; namentlich ist der deutsche Beruf Preufsens nachdrücklich hervorgehoben; der Kummer der Grofsdeutschen über das Ausscheiden Österreichs im Jahre 1866 war ein „verzeihlicher Irrtum, der nun mit aller einstigen Besorgnis vergessen ist, seitdem aufrichtige, neidlose Freundschaft die Nationen Deutschland und Österreich verknüpft" (S. 848; vergl. dazu S. 646, wo Verfasser die Schwierigkeiten betont, den aus so verschiedenartigen Elementen zusammengewachsenen österreichischen Staat einheitlich zu verwalten, aber ihn zu einer „Nation" zusammenzuschweifsen, wird wohl nie gelingen). Der Auffassung des Verfassers von der Aufgabe Deutschlands, sich als Nation zu behaupten, entspricht es denn auch, wenn die Abwehr fremder Einfälle, fremden Wesens und fremder Sitte überall in den Vordergrund der Darstellung gerückt ist. So sind mit besonderer Wärme die Erhebungen gegen die napoleonische Fremdherrschaft, die fehlgeschlagene unter Österreichs Führung 1809, wie die endlich vollbrachte Befreiung 1813, geschildert; doch würde man bei der Schilderung des Geistes von 1809 das mafslose Gedicht Heinrich v. Kleists gerne missen.

Hat nun das vorliegende Buch den vaterländischen Standpunkt mit vielen oder wohl allen ähnlichen Büchern gemein, so unterscheidet es sich dagegen von der Mehrzahl der populären Darstellungen der deutschen Geschichte durch den streng katholischen Standpunkt des Verfassers. Es ist ja von katholischer Seite oft beklagt worden, dafs gerade die verbreitetsten Geschichtswerke protestantisch gefärbt seien; augenscheinlich ist nun das Buch Widmanns aus dem Bestreben hervorgegangen, jenen protestantischen Büchern vom alten Kohlrausch bis auf Stacke und Jäger, Dittmar und Kämmel herab ein gut katholisches gegenüberzustellen, das aber zugleich durch kräftige Betonung des deutschen Nationalgefühls angethan sei, sich allgemeinere Verbreitung zu verschaffen. Etwa wie Janssen mit seiner Geschichte des deutschen Volkes aus ähnlichen (nicht ganz gleichen!) Beweggründen in Wettbewerb mit Ranke und Genossen getreten ist. Und wie Janssen stets versichert hat, nur Darstellung der Thatsachen sei seine Tendenz, so beteuert auch unser Verfasses, dafs er gewissenhaft bestrebt war, eine Gabe zu liefern „darynnen nycht wyrt geruret dan dye puer wayrheyt".[1]) Ist es nötig, einer so stolzen Beteuerung gegenüber auf die Schranken aufmerksam zu machen, die jedem Geschichtsforscher und Geschichtschreiber bei der Erkenntnis der Wahrheit gesetzt sind: einmal die Unmöglichkeit in vielen Fällen, den „objektiven Thatbestand" zu ermitteln, sodann die Unergründlichkeit der menschlichen Herzen? Dazu kommt noch, dafs die „geschichtliche Wahrheit" je nach dem Gesichtswinkel des Betrachters oft eine gar verschiedene

[1]) Die Verantwortung für die seltsame Rechtschreibung (wayrheyt?) müssen wir Herrn W. überlassen.

Gestalt annimmt. So wird der Verfasser sich nicht wundern dürfen, wenn protestantische Leser seine Darstellung des Kampfes zwischen Kaisertum und Papsttum, seine Auffassung der Persönlichkeit Luthers und — Goethes ablehnen. Nicht als ob der Verfasser blind wäre für die Fehler auf der katholischen Seite und für die Gröfse im anderen Lager: Gustav Adolf ist nach ihm „ohne Zweifel der gröfste Mann seiner Zeit", für das Restitutionsedikt von 1629 hat W. harte Worte, noch härtere für die rohen Wiederhersteller des Katholizismus in Schlesien, auch die Ryswyker Klausel erfährt Seite 528 den gebührenden Tadel.

In politischen Dingen vertritt das Buch, gleichmäfsig Front machend gegen demokratische Ausschreitungen wie gegen verkehrte Reaktion, den Verfassungsstaat. — Neben der politischen Geschichte und den meist sehr anschaulichen Schilderungen der Schlachten kommt doch auch die Kulturgeschichte zu ihrem Recht.

Ein grofser Vorzug des Buches ist seine Genauigkeit in den Angaben, wie das von dem Verfasser der „Geschichtsel" zu erwarten stand. Nur wenige Versehen (meist leicht vom Leser zu verbessernde Druckfehler) haben wir uns bei der Lektüre angemerkt. So ist die Demütigung Kaiser Heinrich IV. auf Schlofs Canossa in den Juni, statt Januar 1077, die Schlacht von Malplaquet (S. 541) auf 1700 statt 1709 gesetzt, Vesontio heifst (S. 11) eine Äduerstadt, für die Übersiedelung der Ubier ist auf S. 15 das Jahr 38, auf S. 38 das Jahr 39 angegeben, S. 464 steht Asch statt Aisch, S. 865 Günnstadt statt Grünstadt, S. 738 48000 Millionen statt 48 Millionen, die erste Armee hat S. 868 drei, S. 864 zwei Armeekorps; der Satz über den Abschlufs des Mainfeldzuges (S. 846): „Die geschlagene Reichsarmee zog sich in der Nacht (des 26. Juli 1866) nach Würzburg, dann in die auf dem linken Ufer liegende Feste Marienberg zurück, deren Beschiefsung bereits am folgenden Tage begann" ist zum mindesten mifsverständlich.

Die Sprache des Buches ist klar und fast durchaus edel; nur manchmal fällt sie zum Feuilletonstil ab; so wird S. 461 Friedrich V. ein „vertrauensseliger Spiefsbürger" genannt; auch der „Druckfehlerteufel" S. 607, „abfahren lassen" S. 817, die „Exjuden" S. 799; Sätze wie: „Das ertrage, wer kann, ein französischer Magen nicht" S. 855 gehören hierher. Sprachliche Fehler wird man kaum in dem Buch finden, man müfste denn Ausdrücke wie S. 14 „oberhalb des Flusses eine Brücke schlagen" beanstanden. Dafs sich in der Rechtschreibung namentlich der fremden Namen nicht volle Gleichmäfsigkeit findet, z. B. Catulus S. 9 neben Krassus S. 12, Marcus neben Oktavianus S. 13, Usipeten, Tenchteren, Chauken, Angrivaren neben den Formen Usipeter usw, Lugier neben Lygier, dafs Marbod bald als König, bald als Herzog erscheint, stört den Leser wohl einigermafsen, auch die Artikel „das Parthenon" und „die Iser" (S. 651) fallen auf; sonstige Versehen aber sind, wie schon erwähnt, äufserst selten (wir nennen noch Quincttilius S. 19; Kummstab S. 661 in der einst beliebten Redensart „unter dem Krummstab ist gut wohnen"). Die Quantität, bezw. Betonung, ist nur in Ausnahmefällen angegeben, das erste Mal wohl S. 37 Augusta Nemētum, was freilich gleich nicht über allen

Zweifel erhaben ist. Die Anführungen in älterem (und ältestem) Deutsch oder in fremden Sprachen (lat., franz., engl., ital.) sind nur manchmal übersetzt; in diesem Punkte herrscht wenig Folgerichtigkeit: während z. B. das geläufige Wort debouchieren S. 842 durch hervorbrechen erklärt ist, bleibt Schwierigeres unerklärt (z. B. S. 277, 289 f., 542, 609, 637); anderes wie piaffer S. 753 ist durch „auf der Stelle treten" nicht genügend verdeutlicht; auch die Übersetzung von Mitis depone colla, Sugamber etc. mit „Beuge den Nacken, ein sanfter Sigambrer" usw. (S. 75) ist kaum richtig; mitis steht vielmehr adverbiell.

Man könnte fragen, für welche Leser Widmanns Buch geschrieben ist. Die Vorrede gibt hierüber nur einen allgemeinen Aufschlufs: „Das Buch will gelesen sein, gelesen von allen, welche die Geschicke des Vaterlandes kennen lernen, deutsche Art, deutsches Kulturleben im Zusammenhange erschauen wollen, für Wohl und Wehe, für Kraft und Gröfse unseres Volkes wahre Teilnahme empfinden, aus dem Einst das Jetzt, das Werdende aus dem Gewordenen zu verstehen trachten, gelesen vor allem von denen, die berufen sind, die teueren Kleinodien unseres Vaterlandes in der Jugend zu hüten, Glaube, Sitte und Zucht, und treu vaterländische Gesinnung, echte Liebe zu Kaiser und Reich zu pflegen". Darnach wäre das Buch in erster Linie für die Hand des Lehrers (an den Mittelschulen?) bestimmt. Wir unsrerseits stehen nicht an, das Buch für die Schülerbibliothek der obersten Gymnasialklassen zu empfehlen. Die oben angedeuteten Bedenken konfessioneller Art wiegen nicht so schwer, dafs man darum einem sonst so trefflichen Buche den Zugang verwehren müfste; auch schadet es meines Erachtens durchaus nichts, wenn reifere protestantische Schüler einmal ein Buch aus dem anderen Lager in die Hand bekommen. — Die Ausstattung des Buches ist gediegen, der Preis mäfsig.

Zweibrücken. H. Stich.

Adam von Bremen, der erste deutsche Geograph, von Dr. Siegmund Günther. Sitzungsberichte der K. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. Klasse für Philosophie, Geschichte und Philologie. Prag 1894. In Kommission bei Gr. Rionáč.

Der unermüdliche Verfasser, der uns erst vor kurzem in den bayerischen Forschungen (II 1894.) Johann Eck, den grofsen katholischen Theologen, als „Geographen" vorgestellt hat, führt uns diesmal in den hohen Norden und ins frühe Mittelalter zu Magister Adams Begebenheiten der hamburgischen Kirchengeschichte, die der Domherr und Scholastikus 1075, „der geringste Domgeistliche der hl. Kirche von Bremen als kleine Gabe unbeschränkter Ergebenheit dem glückseligsten Vater und vom Himmel erwählten hammaburgischen Erzbischofe Liemar geweiht hatte". Giesebrecht nennt in seiner Geschichte der deutschen Kaiserzeit diese Chronik besonders wichtig für die nordische Geschichte, weil Adams Nachrichten sich zum grofsen Teile auf die Erzählungen des Dänenkönigs Svend Estrithsohn gründen und Wattenbach schreibt ihm in Deutschlands Geschichtsquellen das

grofse Verdienst zu, zuerst eine sichere Grundlage für die Geschichte der baltischen Lande gelegt zu haben, die sich immer von neuem als Prüfstein für andere unbestimmtere Überlieferungen, für den Inhalt der nordischen Heldenlieder und Sagen bewährt hat. Jede gewissenhafte Forschung gehe auf ihn zurück, und seine Autorität stand von Anfang an mit Recht in hohem Ansehen. Hier setzt Professor Günther mit seiner Untersuchung ein und schält gewissermassen aus der historischen Schale besonders der descriptio insularum Aquilonis den geographischen Kern. Dabei haben ihm die Herausgeber Lappenberg und Weiland und der Übersetzer Laurent wesentlich vorgearbeitet, nicht ohne dafs es dem Verfasser vergönnt war, noch eine Fülle neuer Bemerkungen aus der seit 1850 fast unübersehbar angewachsenen historischen, philologischen, germanistischen und geographischen in diesem Brennpunkte zusammenschiefsenden Literatur hinzuzufügen. Die Summe seiner Beobachtung zieht er selbst am Schlusse seiner gehaltvollen Abhandlung mit den Worten: „Als Adam von Bremen die schriftstellerische Arena betrat, lagen zwar kosmographische Abrisse, von Autoren deutscher Abstammung gefertigt, schon mehrfach vor, allein durch keinen derselben war das Recht für den Verfasser erworben, sich als Geographen zu bezeichnen. Seine rein geschichtliche Darstellung schon ist durchflochten mit geographischen Bemerkungen, die weit über das unumgänglich Notwendige, über die Skizzierung der Örtlichkeit, auf welcher sich ein gegebenes, historisches Ereignis abspielte, hinausgehen. Vollends jedoch die „Beschreibung der nördlichen Inseln" ist ein rein geographisches Werk, dem diese Eigenschaft auch durch das von Stand und Gesinnung des Autors bedingte Beiwerk des Autors nicht genommen werden kann. Die Charakteristik der slavischen und nordgermanischen Völker ist eine einheitliche, relativ korrekte und von lebhaftestem Sachinteresse getragene; die von der Zeitsitte und von der traditionellen Vorliebe zum Altertum getragenen Entlehnungen bei der Ethnographie des Wunderbaren halten sich, mit literarischen Versuchen aus weit späterer Zeit verglichen, in bescheidenen Grenzen und lassen kritischen Blick keineswegs ganz vermissen. Adam kennt ziemlich viel von der Geographie des hohen Nordens, wie er auch der erste Bewohner des Kontinents ist, der uns Nachricht von den normannischen Entdeckungen in Amerika überbringt. Wohl beschlagen erweist er sich auf dem damals noch so wenig gepflegten Felde der mathematisch physikalischen Geographie, deren Spezialgeschichte ihn wegen seiner Bemerkungen über Ebbe und Flut sowie über die Folgen der Erdrundung mit Ehren zu nennen hat" (vgl. Günther, Studien zur Gesch. der mathemat. und physikal. Geographie. Halle 1879). Von besonderem wissenschaftlichen Werte erweisen sich die einzelnen Exkurse des Verfassers über die alte Sage von den Völkern Gog und Magog, über Adam, „den Vater der slavischen Ethnographie" (wobei Krecks Einleitung in die slavische Literaturgeschichte, Graz 2. A. 1887 hätte mit herangezogen werden können). Ob mit den neben den Barbaren genannten Griechen (S. 22 und A. 5) die Russen gemeint sein können, und ob diese Russen so

oft im Mittelalter mit den Griechen (nicht nur wegen der Religion) verwechselt werden konnten, halte ich für unerwiesen. Durchaus nicht befreunden kann ich mich mit der skeptischen Auffassung des Hrn. Verfassers von der Thatsache des Athosdurchstiches durch Xerxes. Dagegen spricht die gesamte Überlieferung deutlich seit Herodot und Thukydides, sowie die im mutmafslichen Kanalbette gefundenen 300 Dareiken. (Borell. Numism. Chron. VI 153). Die ganze Zweifelsucht datiert seit Demetrios von Skepsis bei Strabo, der nur an der Schiffbarkeit des Kanales gezweifelt hatte. Übrigens vgl. Busolt Gr. G. 2, 117. Duncker G. ds. A. 7, 198 f. und jetzt bei Pauly-Wissowa unter Athos (v. Oberhummer).

Alle Behauptungen von der dereinstigen Gröfse des Eilands Farria j. Helgoland führt der Verf. überzeugend in letzter Instanz auf Phantasieen zurück, für deren Entstehung jedoch die nüchterne sachliche Ortsbeschreibung des Adam von Bremen nicht verantwortlich gemacht werden darf. Den Philologen werden besonders die fesselnden Exkurse über Pytheas und Thule anziehen und festhalten. Als geringfügige Versehen oder Druckfehler habe ich nur S. 32 Z. 2 v. u. *περιέπλευστον* statt *περιέπλευσαν* bemerkt. S. 51 A. 2 mufs es heifsen: vgl. auch Berger, Gesch. d. wissensch. Erdk. 3. Abteilung S. 19 ff. u. S. 55 A. 1 ist das Citat: S. 22 ganz ausgefallen.

München. H. Zimmerer.

Deutscher Schulatlas von Dr. R. Lüddecke. Mittelstufe 71 Karten und 7 Bilder auf 42 Seiten. Preis geb. Mk. 2.60. Gotha. Justus Perthes. 1895.

Unter den in den letzten Jahren neuerschienenen Kartenwerken für Mittelschulen nimmt dieser Schulatlas eine ganz hervorragende Stellung ein, einmal durch seine sehr schönen und deutlichen Kartenbilder und dann durch die Beschränkung auf den schulmäfsigen Stoff, wodurch jede Überladung mit Namen vermieden wurde. Für die Tüchtigkeit des Unternehmens spricht auch der Umstand, dafs ein Gelehrter wie Prof. Dr. Supan zu diesem Atlas einen Leitfaden schreiben will, wie die Vorrede besagt. Derselbe kann der vielseitigen Verbreitung des „Deutschen Schulatlas" nur höchst förderlich sein. Die Erläuterungen der Vorrede über die Methode des Bearbeiters sind bei aller Knappheit der Form überzeugend und werden am besten durch die Kartenbilder selbst gerechtfertigt. Mannigfache Abweichungen von den übrigen Atlanten zeigen gleich die ersten Karten mit ihren Kartenmafsstäben und Bergdarstellungen sowie den typischen Oberflächenformen, die als durchaus original bezeichnet werden müssen. Sehr hübsch sind die beiden Bilder: der Rhein bei St. Goar und das Siebengebirge. Zu bedauern ist nur, dafs aus Süddeutschland nur ein Typenbild Aufnahme gefunden hat, das des schwäbischen Jura als Plateaugebirge zwischen Sulz a. Neckar uud Sigmaringen. Sehr schön in Kolorite und exakt ausgeführt sind, um einiges hervorzuheben, insbesondere die Deutschland gewidmeten Kartenbilder. Wenn aber

dieser Atlas auch in Bayern eine gröfsere Verbreitung gewinnen soll, dürfte speziell für dieses eine Darstellung im Mafsstabe der Karte 8 nachzuliefern sein. Den deutschen Kolonien sind 2 Karten gewidmet, eine Beigabe, die als sehr wünschenswert bezeichnet werden mufs, da der Mafsstab der Hauptkarten eine solche Spezialbehandlung nicht zugelassen hätte. Vorzüglich klar und deutlich ist auch die Karte der Alpenländer. Für die höheren Stufen des Unterrichtes berechnet sind 8 Spezialkärtchen und 6 je eine halbe Seite füllende Karten für Stromgebiete, Isothermen, Regenmenge, Floren, Volksdichte, Völker und Religionen. Auf zwei Doppelkarten ist Nord- und Südeuropa dargestellt, von denen besonders letzteres durch die schöne Darstellung der Länder rings um das Mittelmeer das Auge besticht. Für die Bedürfnisse der Handels- und Realschulen ist eine grofse Karte bestimmt, auf der der Weltverkehr eingehende Berücksichtigung gefunden hat. Auf ihr findet sich auch der Zeitunterschied auf der Erde von Stunde zu Stunde nebst mitteleuropäischer Zeit sowie der Datumwechsel vermerkt. Den Schlufs macht dem methodischen Gange entsprechend die Karte der Astronomie. Da der Bearbeiter von der Einzelbetrachtung kleinerer Partien ausgeht, so ist es zu verstehen, dafs er mit den Erdansichten dh. der Darstellung der Planigloben die eigentliche Erdbeschreibung schliefst, welche in anderen Kartenwerken der Spezialbetrachtung vorausgehen. — Dieser ausgezeichnete Schulatlas verdient in der That die lebhafteste Empfehlung.

Deutsche Schulgeographie von Prof. Dr. A. Supan. Gotha. Justus Perthes. 1895. Preis geb. M. 1,60.

Wie sich der Atlas von Lüddecke mit zwei Worten als „Deutscher Schulatlas" einführt, so auch der dazu geschriebene Leitfaden als „Deutsche Schulgeographie", eine Knappheit des Ausdrucks, die als vorbedeutend erkannt werden mufs für die Leistung selbst, die mit Verzicht auf den Anspruch, alles zu behandeln, was sonst auf Karten und in Lehrbüchern zu finden ist, den Mut hat nur in der Schule Dienst sich zu stellen und eine Fülle von geographischem Material, sei es an und für sich auch noch so interessant, als zu weit führend, unberührt zu lassen. Schon das ist eine sehr dankenswerte That, die Lehrer und Schüler gleichmäfsig wohlthätig empfinden. Mit sorgsamster Beschränkung auf das schulmäfsige Bedürfnis ist auch diese Schulgeographie von dem anerkannten Meister geographischer Wissenschaft geschrieben und in mustergiltiger Form. Die Vorrede teilt uns zunächst die Absicht des Verfassers mit, das Buch, das schon seit zwanzig Jahren in Österreichs Schulen eingebürgert sei, auch für Deutschlands Schulen verwendbar zu machen, in dem es nach den preufsischen Lehrplänen umgearbeitet wurde. Dabei blieb jedoch die Unterstufe und die mathematisch-physikalische Geographie unberücksichtigt, wodurch das Buch eine in jeder Hinsicht vorteilhafte Kürze gewann. Man wird den Gründen, die zu dieser Beschränkung führten, nur zustimmen können. Obwohl nun diese Schulgeographie nach den preufsischen Lehrplänen bearbeitet ist, so ist sie dennoch vollständig

für unsere bayerischen Schulen geeignet, wenn etwa für die unterste Klasse, in der Bayern zu behandeln ist, ein eigener Leitfaden gebraucht wird. Denn es ist mit Glück die mehrmalige Vorführung desselben Stoffes in erweiterten Kreisen vermieden, die die Leitfäden so dickleibig macht, und hält die Reihenfolge der bayerischen Klassenpensa genau ein. Auf Deutschland (Kl. II) folgen die übrigen europäischen Staaten (Kl. III), sodann die übrigen Erdteile (Kl. IV). — Wenn es als Hauptaufgabe betrachtet wurde, „möglichst plastische Bilder der Länder und ihrer Bewohner zu entwerfen und damit das Verständnis der geschichtlichen Entwicklung, soweit sie geographisch bedingt ist, und der gegenwärtigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Völker anzubahnen", so darf man unbedenklich gestehen, diese Aufgabe sei in schönster Weise gelöst. So scharf und klar wie die Bilder des Lüddecken'schen Schulatlas, auf den beständig durch Angabe der betreffenden Karte hingewiesen wird, ist auch die Beschreibung im Buche, die mit markiger Kraft Einfachheit und Ungesuchtheit des Ausdrucks verbindet und damit die Aneignung des Lehrstoffes selbst ungemein erleichtert. Schöner, grofser, deutlicher Druck auf gutem Papier unterstützt diese Absicht des Verfassers. Es sei gestattet, als ein treffendes Beispiel der sorgfältigen Auswahl des schulmäfsigen Materiales den § 235 von den Vereinigten Staaten N. A. anzuführen gegenüber anderen Leitfäden, die dem armen Schülerkopfe auch den Namen des letzten Territoriums nicht ersparen zu dürfen glauben und Seite auf Seite mit diesen in futuram oblivionem gelernten Dingen füllen. Und wie sorgfältig ist darauf geachtet, „dafs kein Objekt isoliert im Gedächtnis des Schülers hafte"! Nirgends blofse Aufzählung von Städten etc., sondern überall zweckmäfsige Verknüpfung zu einem Ganzen. Bezüglich der Aussprache der französischen Namen hält sich das Buch an die in Norddeutschland übliche Transskription der Nasallaute, die wir unter der Einschränkung gelten lassen können, mit welcher das schon in Jahrgang XXX Heft XII angezeigte Buch von Behr u. Genossen über Anleitung zur Schreibung und Aussprache der geographischen Fremdwörter für Zwecke der Schule diese Bezeichnungsweise gebraucht. — Mehrfache graphische Darstellungen sind angenehme Beigaben, so insbesondere die Querprofile der Erdteile, denen die eine irrtümliche Auffassung ausschliefsende Erklärung beigegeben ist: „dieser Durchschnitt würde der Natur genau entsprechen, wenn er bei gleichbleibender Höhe zehnmal (hundertmal) länger wäre". — Der Verfasser glaubte kürzerer historischer Erläuterungen über die politischen Verhältnisse einzelner Staaten nicht entraten zu können, hat sie aber doch in so mäfsige Schranken gehalten, dafs auch der prinzipielle Gegner solcher historischer Exkurse nicht viel dagegen wird einwenden können. — Die Verlagshandlung, die fast auf einen Schlag zwei so vorzügliche Lehrmittel wie den Schulatlas und die Schulgeographie der Schule zur Verfügung stellt, hat sich damit ein grofses Verdienst um dieselbe erworben, für das ihr der lebhafteste Dank gebührt.

Leitfaden der Geographie für höhere Lehranstalten im Anschlufs an die preufsischen Unterrichtspläne von 1892 und unter Zugrundelegung der Debes'schen von Dr. R. Langenbeck. 2. Teil. Lehrstoff der mittleren und oberen Klassen. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann 1894. Preis brosch. M. 2,10, kart. M. 2,40.

Der erste Teil dieses Leitfadens hat bereits im Doppelhefte II und III dieser Blätter des Jahrganges 1894 Besprechung gefunden. Nunmehr liegt das ganze Lehrbuch fertig vor in einer Stärke von 340 Seiten. Der Lehrstoff ist in der Weise gegliedert, dafs die aufsereuropäischen Erdteile für Untertertia bestimmt sind, während eine sehr eingehende Betrachtung Europas in Hinsicht auf seine physischen Verhältnisse der Obertertia und Untersekunda vorbehalten ist, in welch letzterer bei uns in Bayern geographischer Unterricht nicht mehr erteilt wird. Der Lehrstoff für die oberen Klassen bildet die allgemeine Erdkunde in 3 Abschnitten und enthält die mathematische und physikalische Geographie sowie eine in 2 § zusammengefafste Übersicht über die Bewohner der Erde. Die dem ersten Teile eigentümlichen Vorzüge des Buches sind auch dem zweiten nachzurühmen. Sehr zweckmäfsig sind die beigegebenen graphischen Darstellungen z. B. der Anden, Alpen und des centralasiatischen Gebirgssystemes nach dem Muster der Seydlitzschen Geographiebücher. Die Behandlung Europas zeigt sorgfältige Benützung der besten Quellschriften, bezüglich Deutschlands insbesondere des unvergleichlichen Buches von Kutzen „das deutsche Land“. Der streng mathematisch gehaltene letzte Teil ist mit zahlreichen Figuren ausgestattet, die das Verständnis schwieriger Partien wie z. B. der verschiedenen Projektionsmethoden zu erleichtern geeignet sind.

Frankenthal. Koch.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Personalnachrichten.

Ernannt: Gust. Ad. Weger, Gymnl. in Memmingen zum Rektor des Progymn. Wunsiedel mit dem Range und Gehalte eines Gymnprof.; Rich. Roesel, Assistent in Speier zum Studienl. an der Lateinschule Homburg; G. Maurer, Assistent in Nürnberg (A. G.) zum Gymnl. in Neustadt a. H.; Dr. Aug. Wagner, Gymnl. in Passau zum Gymnprof. daselbst; Frz. Jos. Engel, Assistent in München (Luitpoldg.) zum Gymnl. in Passau.

Versetzt: Karl Seyfried, Studienl. an der Lateinschule Homburg als Gymnl. an das Progymn. Memmingen; Georg Rofs, Gymnl. in Neustadt a. H. an das Ludwigsgymn. in München.

Enthoben der bisherigen Stelle im Staatsdienste auf Ansuchen der Gymnl. Dr. Jos. Menrad am Ludwigsgymn. in München.

Stipendium: Dr. Otto Schwab, Gymnl. in München (Wilhelmsg.) erhielt das bayr. Stipendium von 2160 M. zum Besuche des archäol. Instituts in Rom und dessen Filiale in Athen.

In Ruhestand versetzt: Joh. Bapt. Jungkunz, Gymnprof. in Passau für immer unter Anerkennung seiner langjährigen mit Treue und Eifer geleisteten ersprießlichen Dienste.

Gestorben: Jos. Augsberger, Gymnprof. a. D. in München.



Pianinos von 440 Mk. an.
Flügel.
10jährige Garantie.
EMMER-
Harmoniums
von 90 Mk. an.
Abzahlung gestattet.
Bei Barzahlung Rabatt und Freisendung.

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

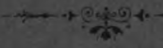
REDIGIERT VON

Dr. JOHANN MELBER.

EINUNDDREISSIGSTER BAND.

VII. & VIII. HEFT.

JULI—AUGUST.



MÜNCHEN, 1895.
J. LINDAUER'SCHE BUCHHANDLUNG.
(SCHOEPPING.)

Inhalt des VII. u. VIII. Heftes.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Zur Erklärung und Abfassungszeit der Eichendorff'schen Lieder: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut . ." und „O Thäler weit, o Höhen . .".

Im 4. Jahrgang der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" (1890) 1. Heft, S. 76–83, beschäftigt sich ein Aufsatz des Herausgebers, Dr. Otto Lyon, mit der Erklärung des Gedichtes „Der Jäger Abschied" (‚Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut . .'). Diese Abhandlung „soll zugleich als Probe dienen für die Art und Weise, wie in einem unterdessen bei B. G. Teubner in Leipzig erschienenen Werk desselben Verfassers: „Die Lektüre als Grundlage eines einheitlichen nnd naturgemäfsen Unterrichts in der deutschen Sprache, sowie als Mittelpunkt nationaler Bildung" eine gröfsere Zahl von Prosastücken und Gedichten behandelt sind".

Nach Dr. Lyon ist nun ‚der Jäger Abschied' gedichtet „auf den Abschied der freiwilligen Jäger von Deutschland, auf ihren Abmarsch nach Frankreich". „Das Lied ist also keineswegs ein friedliches Wald- und Jägerliedchen, wie es gewöhnlich aufgefafst wird, — so lesen wir a. a. O. S. 77 — sondern eine gewaltige patriotische Dichtung: Der Wald ist Deutschland, die Jäger sind die Kämpfer gegen Frankreich, die edlen deutschen Jünglinge, die ihr Leben für die Freiheit des Vaterlands mit freudigem Mute einsetzten. Genauer würde die Überschrift sein, wenn sie lautete: Abschied der freiwilligen Jäger. Aber für die damalige Zeit war diese Überschrift nicht nötig, jeder wufste sofort, wer mit den Jägern gemeint sei; denn die Namen der freiwilligen Jäger waren in aller Munde".

Dr. Lyon nimmt also, wenn sich auch auffallenderweise in seiner Abhandlung eine direkte Angabe darüber nicht findet, als Entstehungsjahr des Gedichtes 1813 oder ein späteres an. Denn am 3. Februar 1813 erfolgte bekanntlich der Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägercorps, dem auch Eichendorff Folge leistete.[1]) Da diese Ansicht aber im Widerspruch steht mit der gewöhnlichen Annahme,

---

[1]) Sein Bruder Wilhelm nahm am Kampfe nicht teil. Vgl. die noch öfter zu citierende Biographie des Dichters im 1. Bd. der sämtlichen Werke (Leipzig 1864): „Joh. Freiherr von Eichendorff. Sein Leben und seine Schriften", S. 63. Auch Gödeke, Grundrifs zur Geschichte der deutschen Dichtung, (Dresden 1884) 3. Bd. S. 292 ff. entnahm daraus seine Angaben.

nach welcher 1810 als das Jahr der Entstehung angesehen wird, so ist es vielleicht nicht uninteressant, sich mit der Frage näher zu beschäftigen. Ja, es erscheint mir mit Rücksicht auf das grofse Ansehen, welches Dr. Lyon selbst sowohl als auch die von ihm redigierte Zeitschrift in fachmännischen Kreisen geniefsen, eine eingehende Untersuchung geradezu geboten, und dies um so mehr, als seine Erklärung auch schon in andere Bücher übergegangen ist, so z. B. in ein Werk, welches sich gewifs in den Händen vieler Lehrer des deutschen Unterrichts befindet: „Aus deutschen Lesebüchern. Dichtungen in Poesie und Prosa erläutert für Schule und Haus. Unter Mitwirkung namhafter Schulmänner herausgegeben von Rud. und Woldemar Dietlein, Dr. Rich. Gosche und Friedr. Polack", wo im 2. Band (3. Aufl. 1892) S. 612 gleichfalls zu lesen ist, dafs in dem Gedichte Eichendorff ‚seinen und seiner Lützower Kameraden Abschied vom geliebten Wald ergreifend dargestellt habe'.

Welches sind nun zunächst die literarhistorischen Anhaltspunkte zur Bestimmung der Abfassungszeit? — Die erste Gesamtausgabe der Werke unseres Dichters erschien im Jahre 1864 (bei Voigt und Günther in Leipzig). Sie ist allerdings auf dem Titelblatt als die zweite Auflage bezeichnet; aber die erste Ausgabe der „Werke" vom Jahre 1842 enthielt nur einen Bruchteil seiner Schriften, während die „sämtlichen Werke" wenn auch noch nicht alles, so doch weit mehr brachten, namentlich sämtliche bereits bei Lebzeiten des Verfassers erschienenen lyrischen Erzeugnisse, Romane, Novellen und Dramen und auch aus seinem Nachlasse u. a. eine grofse Anzahl bis dahin noch nicht veröffentlichter Lieder. — In der Ausgabe von 1864 heifst es nun in der Vorrede (geschrieben im September 1862 von ‚H.', 1. Bd. S. 230): „Bei sämtlichen Dichtungen ist im Inhaltsverzeichnis das Entstehungsjahr, oder wo dieses, wie namentlich bei den zahlreichen Liedern, nicht mehr genau zu ermitteln war, das Jahr ihrer ersten Veröffentlichung vermerkt worden". — „Der Jäger Abschied" ist aber unter die Zeitgedichte eingereiht (S. 381) mit dem Vermerk: „Ged. 1810, gedr. 1815". — Zur Chronologie der Gesamtausgabe bemerkt Gödeke (Grundrifs, 3. Bd. S. 304): „Die chronologischen Angaben mit Inhalt der einzelnen Teile sind meistens sehr unrichtig, nur bei den Gedichten nicht"[1]). — Dementsprechend bezeichnet auch Hoffmann von Fallersleben in seinem Buch „Unsere volkstümlichen Lieder" (3. Aufl. Leipzig 1869) S. 144 das Jahr 1810 als Abfassungszeit, ferner ebenso H. Keiter in seiner Biographie Jos. von Eichendorffs (1887) S. 18.[2])

Eine ausdrückliche Angabe des Dichters selbst über das Entstehungsjahr haben wir allerdings nicht. Aber den terminus a quo und den ad quem können wir wohl finden, wenn wir z. B. die mir

---

[1]) Leider konnte ich auch bei Gödeke nicht erfahren, wo das Gedicht zum erstenmal gedruckt wurde; wahrscheinlich in der 1. Ausgabe der „Gedichte" (Berlin 1837), S. 161.

[2]) Diese Biographie ist mir nicht erreichbar gewesen; dies ist aber, weil sie schon vor Dr. Lyons Abhandlung erschienen, nicht von Belang.

vorliegende vom Dichter selbst besorgte zweite vermehrte und veränderte Auflage seiner „Gedichte" zu Rate ziehen (Berlin, M. Simion 1843). — Daselbst ist das Lied gleichfalls unter die ‚Zeitgedichte' aufgenommen. Diese sind aber chronologisch geordnet; es folgen die Lieder von 1809, 1810, 1813, 1814 und 1815 auf einander; das Entstehungsjahr ist jedoch nicht bei allen ausdrücklich beigefügt. So haben z. B. neun Lieder den Vermerk ‚1810', während sieben weitere ohne denselben stehen, darunter auch „der Jäger Abschied", welches sich an die ersten neun als das nächste anschliefst; dann kommt das erste Gedicht von 1813 u. s. f.[1]). — Aus dieser Anordnung ist aber doch so viel mit unzweifelhafter Sicherheit zu entnehmen, dafs das Lied nicht früher als 1810, aber auch dafs es jedenfalls schon vor 1813 entstanden ist. — Damit fällt natürlich die Beziehung auf die Lützower Jäger.

Warum schliefst sich nun Dr. Lyon dieser, ich darf wohl sagen allgemein giltigen Annahme über das Entstehungsjahr nicht an? Vielleicht deswegen, weil uns nicht die ausdrückliche Bestätigung des Dichters zu Gebote steht? Aber er sagt ja auch S. 82 von dem Liede „Aufbruch" (Gedichte, S. 161), dafs es dem Jahre 1813 angehöre, obwohl in der vom Dichter besorgten 2. Ausgabe hier auch das Jahr nicht angegeben ist, sondern nur aus dem Umstande abgeleitet werden kann, dafs das Lied zwischen den mit dem Vermerk ‚1813' und ‚1814' bezeichneten Gedichten eingereiht ist.

Wollten wir 1813 oder ein späteres Jahr für die Entstehung von „Der Jäger Abschied" ansetzen, so könnte dies nur geschehen entweder mit Rücksicht auf direkte Angaben oder Beziehungen des Dichters in irgend einem anderen Werk, welche uns dazu zwingen oder wenigstens die Möglichkeit frei lassen; oder mit Rücksicht auf Gründe, die im Liede selbst liegen. — Die ersteren sind aber für „Der Jäger Abschied" nicht vorhanden. Was aber den zweiten Punkt anlangt, so nötigt uns nichts, von der nächstliegenden und natürlichsten Erklärung abzugehen, denn alles kann von einem einfachen Jäger gesagt sein, nirgends liegt eine Notwendigkeit vor, an die Lützow'schen Jäger zu denken, selbst wenn das Gedicht wirklich erst 1813 oder später entstanden wäre; alles pafst ferner auf den wirklichen Wald und nichts zwingt uns, hier unter dem Walde Deutschland zu verstehen oder überhaupt auch nur daran zu denken.

Allerdings haben wir eine vergleichende Beziehung zwischen ‚Wald' und ‚Deutschland' in der von Dr. Lyon (S. 78) als Analogon angeführten letzten Strophe des Gedichtes vom J. 1810 „An die Meisten"[2]) wo mit den ‚brüderlich verwobenen Stämmen' selbstver-

[1]) In derselben Weise ist auch in den späteren Separatausgaben der Gedichte verfahren worden, so z. B. in der 9. Aufl. v. J. 1875, die mit jener übereinstimmt, nach welcher Dr. Lyon citiert. Daselbst steht auch „O Thäler weit, o Höhen" unter den Liedern, welche ohne Vermerk zwischen 1810 und 1813 aufgeführt werden. — Die zweite Aufl. v. 1842 enthält dieses Lied noch gar nicht.

[2]) S. W. 1, 380; Ged. S. 148. — Nicht unerwähnt soll bleiben, dafs auf dieses Gedicht in den Ausgaben unmittelbar „Der Jäger Abschied" folgt; jenes hat noch den Vermerk 1810, dieses nicht mehr, auch in der 2. Ausg. der Ged. S. 168 u. 169.



ständlich die deutschen Volksstämme gemeint sind. Aber es geht doch sicher viel zu weit, im Anschlufs an eine solche Stelle, der man leicht viele Dutzende entgegenstellen könnte, zu sagen (S. 78): „Der Wald ist also bei Eichendorff das alte, in den deutschen Sagen und Liedern fortlebende, von unseren Vorfahren gepflegte und auf uns vererbte, unter dem Wust des Fremden nahezu erstickte, jetzt aber wieder lebendig hervordringende echte Deutschtum. Und das ist der Begriff des Waldes bei allen Romantikern . . ."

Das letztere zu beweisen oder zu widerlegen wäre wieder eine Aufgabe für sich; dafs die Behauptung aber in dieser Allgemeinheit für Eichendorff nicht giltig ist, dies zu erkennen, dazu genügt ein Blick in die Gedichte, wo man in zahlreichen Stellen und Liedern unter dem Wald — es ist fast komisch, es sagen zu müssen — nichts weiter annehmen kann als eben den wirklichen Wald mit seinem würzigen Duft und seinem geheimnisvollen Rauschen, mit seinen ‚deutschen' Eichen und Buchen, seinen stillen Gründen und Schlüften, mit den rauschenden Quellen und schlagenden Nachtigallen, mit seinen Hirschen und Rehen, mit seinen ‚frommen' Sagen, mit den frohen Liedern und dem tönenden Hörnerklang der Jäger. Denn wie mit einem ‚Zauberbann' fesselt der Wald den Dichter[1]), seine Klänge ‚erschüttern ihn in wunderbarer Lust'[2]), und voll ‚Sehnsucht' denkt er in der Fremde ‚an die ferne Waldespracht, die sein ganzes Herz genommen, ihn um alle Ruh' gebracht'[3]).

Dr. Lyon scheint übrigens selbst gefühlt zu haben, dafs seine symbolische Auffassung des Waldes in einem so weiten Umfang wohl anfechtbar erscheinen könnte; denn nachdem er wie im Vorstehenden gezeigt wurde, in den verschiedensten Wendungen festgestellt hat, dafs unter dem Walde Deutschland zu verstehen sei, fährt er S. 78 fort: „Selbstverständlich knüpft das Bild an den wirklichen Wald an . . . . Eichendorff dachte bei dem Walde insonderheit an seinen heimatlichen Wald bei Lubowitz . . ." Dies heifst aber mit anderen Worten doch nichts weiter als: Unter dem Walde ist zwar Deutschland zu verstehen, aber zu denken ist dabei an den wirklichen Wald, und zwar bei Lubowitz. — Noch deutlicher zeigt sich dieses unklare Schwanken bei der Erklärung der zweiten Strophe: ‚. . . und wir ziehen fort und blasen . . .', zu welchen Worten Dr. Lyon (S. 81) bemerkt: „Abmarsch der freiwilligen Jäger, wobei die Hörner geblasen werden. Gedacht ist zunächst an das Waldhorn der Jäger. Wohl klingt es wie der friedliche Ton des Waldhorns, aber es sind die Signalhörner, die Kriegstrompeten, die zum Aufbruch blasen . . ."

Ferner zieht Dr. Lyon zur Unterstützung für seine Auffassung (S. 78) noch ein anderes Lied heran, ‚weil es den Begriff des Waldes vertiefe und zugleich zeige, wie derselbe sich zum Sinnbild der deutschen Heimat und des deutschen Vaterlandes habe entwickeln können'.

[1]) „Heimweh", S. W. 1, 337; Ged. S. 105.
[2]) „Treue", S. W. 1, 336; Ged. S. 104.
[3]) „Sehnsucht, 2", S. W. 1, 294; Ged. S. 62.

Es ist dies der „Abschied (im Walde bei Lubowitz)", ‚in dem der Dichter gleichfalls einen Abschiedsgrufs an seinen heimatlichen Wald richte und welches sich von dem Liede „Der Jäger Abschied" vorzugsweise dadurch unterscheide, dafs der Dichter dieses letztere im Namen aller mit ihm Marschierenden singe, während er den „Abschied (im W. b. Lubow.)" nur in seinem eigenen Namen, für sich allein spreche'.

Auch hier ignoriert Dr. Lyon wieder die allgemeine Annahme, dafs dieses Lied 1810 entstanden sei[1]), und er mufste es thun; denn es könnte dann ja nicht auf die Lützower gedeutet werden. — Glücklicherweise befinden wir uns aber für die Bestimmung der Abfassungszeit und überhaupt für die Erklärung des „Abschieds (im Walde bei Lubowitz)": ‚O Thäler weit, o Höhen . . .' in einer besseren Lage als bei dem „Abschied der Jäger". Es ist dasselbe nämlich eingeflochten in den Roman „Ahnung und Gegenwart"[2]). Dieser erschien zwar erst i. J. 1815, war aber schon i. J. 1811 vollendet, wie aus dem von Eichendorff selbst verfafsten Vorwort hervorgeht, das dann bei der Herausgabe des Buches durch de la Motte Fouqué von diesem zu seinem eigenen gemacht wurde[3]). Nach einer so bestimmten Angabe ist es mir unverständlich, wie Dr. Lyon an eine Beziehung des Gedichtes auf die Lützower denken konnte, er müfste denn überhaupt der Meinung sein, dafs „Ahnung und Gegenwart" für die Erklärung nicht heranzuziehen sei; — dies wäre aber sicher verkehrt; denn durch den Roman werden wir über den Sinn desselben besser unterrichtet, als durch den besten Kommentar — oder er müfste annehmen, dafs das Lied erst nach Vollendung des Romans nachträglich noch eingeschaltet worden sei. Dafs dies der Dichter aber bei irgend einem Liede einmal gethan, wird nirgends berichtet und läfst sich auch nach der Art und Weise, wie die in seine Romane und Novellen häufig eingestreuten Lieder, und namentlich unser ‚O Thäler weit, o Höhen', mit dem Gesamtinhalt und Zusammenhang aufs innigste verschmolzen sind, ganz und gar nicht aufrecht halten. — Der Zusammenhang aber, in welchem das letztere in „Ahnung und Gegenwart" auftritt, gestattet uns auch bezüglich der Auffassung des ‚Waldes' nur die eine Deutung, dafs mit dem ‚schönen grünen Wald' nichts anderes als der wirkliche Wald gemeint und dafs auch nicht die entfernteste Beziehung auf Deutschland vorhanden ist.

Wenn es allerdings in der zweiten Strophe heifst: ‚. . . da sollst du auferstehen in junger Herrlichkeit', so mag ja für die damalige Zeit der Gedanke an Deutschland nahe liegen, an das Reich,

---

[1]) Vgl. S. W. 1, X; in die 2. Aufl. der „Gedichte" ist es noch nicht aufgenommen, in der 9. Aufl. dagegen ist es unter die Zeitgedichte eingereiht in derselben Weise wie ‚Wer hat dich . . .'. — Hoffmann v. Fallersl. gibt a. a. O. S. 111 das Entstehungsjahr 1810 an, ebenso Keiter in der Biogr. S. 18.

[2]) Am Schlufs des 1. Buches, Kap. 10; S. W. 2, 125.

[3]) Vgl. die Biogr. in den S. W. 1, 56 u. 82, und demgemäfs Gödeke Grundrifs 3, 294!

das nach dem langen Leid fremder Bedrückung sich wieder, so hoffte man, siegreich erheben werde. Aber man vergleiche, um aus vielem nur eines anzuführen, das ebenfalls in „Ahnung und Gegenwart" eingeflochtene „Morgenlied"[1]) und lese in Strophe 5: ‚. . . und schallend glänzt das frische Reich, so weit das Auge langt'. Kann man da auch an ‚Deutschland' denken? Gewifs nicht! In beiden Fällen ist derselbe Gedanke behandelt: das verjüngte Erwachen der Natur und besonders des Waldes am Morgen.

Und ebenso haben wir in Strophe 3 des „Abschieds (i. W. b. L.)": ‚Da steht im Wald geschrieben ein stilles ernstes Wort, vom rechten Thun und Lieben und was der Menschen Hort u. s. w.' sicher denselben Gedanken wie in dem oben angeführten „Sehnsucht", wo der Dichter sagt, dafs die Waldespracht seine Brust stark und frei mache und sie mit Lust erfülle, dafs sie ihn zum Himmelsglanz aufrichte und ihn nötige, im stillen zu beten.

So dürfen wir wohl mit Recht sagen: auch in ‚O Thäler weit, o Höhen . .' hören wir den Grundton der Eichendorff'schen Lieder am reinsten erklingen, wenn wir dem ‚Walde' keine weitere symbolische Bedeutung unterlegen. Denn „die innere Gesundheit und Frische des Menschen, der innige Einklang mit der Natur in Wald, Strom und Gebirge, im leuchtenden Morgen, in der träumerischen Sternennacht, gegen die leeren Vergnügungen der grofsen Welt und die gespreizte Ziererei oder sittliche Verdorbenheit und allgemeine Willenlosigkeit der Zeit", das war ihm die Poesie, wie er sie in „Ahnung und Gegenwart" darzustellen versuchte[2]). Und unzweideutiger kann dieser Gegensatz nicht zum Ausdruck gebracht werden, als noch in der Schlufsstrophe, namentlich, wenn wir den Zusammenhang betrachten, in dem das Gedicht in dem Romane auftritt, und die Stimmung des aus der Waldeseinsamkeit dem grofsstädtischen Leben in der Residenz entgegengehenden Grafen Friedrich.

Gerade also der „Abschied (im Walde b. L.)", mit welchem Dr. Lyon seine Erklärung von „Der Jäger Abschied" zu stützen sucht, dient bei genauerer Betrachtung nur dazu, meine gegenteilige Ansicht zu bekräftigen.

Ebensowenig ist ferner mit der Thatsache, wie Dr. Lyon S. 80 und 82 als zweifellos annimmt, für diese beiden Gedichte etwas bewiesen, dafs mehrere Lieder, für welche wir übrigens auch nur auf Grund derselben Beweisführung wie für die zwei vorgenannten zum Entstehungsjahr 1813 gelangen, wirklich an die Lützower gerichtet sind: „Aufbruch" und „Soldatenlied"[3]). Denn warum hätte Eichendorff gerade bei jenen beiden so ‚Versteckens' spielen, warum hätte

---

[1]) 2. Buch, 22. Kap.; S. W. 2, 301 u. 1, 322; Ged. S. 90.

[2]) So Gödeke, Grundrifs 3, 295.

[3]) S. W. 1, 393 u. 396; Ged. (9. Aufl.) S. 161 u. 164. In der 2. Aufl. stehen sie ohne ausdrücklichen Vermerk zwischen den mit 1813 u. 1814 bezeichneten Zeitliedern. Dem ersten ist allerdings in den S. W. und in der 9. Aufl. der Ged. das Jahr 1813 beigefügt und Dr. Lyon gibt dasselbe infolge dessen auch nur für „Aufbruch" an.

er dort nicht auch so deutlich sein sollen, wie z. B. im „Soldatenlied"? — Namentlich auf dieses letztere beruft sich Dr. Lyon und er meint sogar (S. 80), ‚dafs der Dichter in demselben in ergreifender Weise auf „Der Jäger Abschied" anspiele'. Dafs aber mit der Berufung auf dasselbe nichts bewiesen wird, haben wir gesehen und auch bezüglich der ‚Anspielung' auf „Der Jäger Abschied" kann ich ihm nicht beistimmen. Wollen wir überhaupt eine ‚Anspielung' annehmen, so liegt hier eine solche, nicht auf ein eigenes, sondern auf ein fremdes Gedicht unzweifelhaft viel näher, da offenbar beide denselben Stoff behandeln. — Man vergleiche mit dem „Soldatenlied" Eichendorffs einmal Körners „Lützows wilde Jagd"[1]) und man wird finden, dafs die Stellen, welche in beiden Gedichten wörtlich übereinstimmen, so zahlreich sind, dafs wir wohl an einen Zusammenhang derselben denken dürfen. Und chronologisch ist derselbe auch leicht zu erklären. Körners Lied ist gedichtet am 24. April 1813 auf dem Schneckenberg zu Leipzig[2]); Eichendorff aber traf am 29. April bei der Freischar in Grimma ein[3]), so dafs ihm dasselbe wohl bekannt geworden sein konnte, bevor sein „Soldatenlied" entstand[4]).

Was sollte denn überhaupt auch in unseren beiden Gedichten der Abschied der Lützower, sei es vom wirklichen Wald bei Lubowitz, sei es vom Walde = Deutschland für einen Sinn haben? Denn an einen Ausmarsch derselben nach Frankreich, von dem Dr. Lyon spricht, konnte doch wohl während der ganzen Zeit, wo Eichendorff dem Freicorps angehörte — vom 29. April bis ungefähr Mitte Juli 1813 — kaum jemand denken. Nur diese wenigen Monate könnten wir nämlich bei der Beziehung der Lieder auf die Lützower meines Erachtens für die Entstehung derselben ansetzen und zwar aus folgenden Erwägungen: Eichendorff hatte sich den Lützowern am 29. Apr. angeschlossen; „aber die intelligente mutige Schar sah sich während des ganzen Feldzuges nur auf eine höchst untergeordnete Thätigkeit beschränkt, und ‚Lützow's wilde verwegene Jagd' ist mehr durch den Enthusiasmus jener Tage, als durch glänzende Waffenthaten unsterblich geworden". . . . „Unbefriedigt von den seitherigen Erfolgen der Freischar, — so heifst es in der Biographie (S. W. 1, 70) weiter — welche durch die inzwischen getroffenen Dispositionen ihre ursprüngliche Selbständigkeit überdies schon damals ganz eingebüfst, hatte Eichendorff noch während des Waffenstillstandes (von Poischwitz), im

---

[1]) Theodor Körners sämtliche Werke. Im Auftrag der Mutter des Dichters herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von Karl Streckfufs. Einzige rechtmäfsige und vollständige Gesamtausgabe in einem Band. (Berlin 1866). S. 29 f.

[2]) Vgl. Hoffmann v. Fallersl. Unsere volkstüml. Lieder S. 137! Es erschien zuerst in: Zwölf freideutsche Gedichte von Th. Körner, 1813. (Das 12. Lied). Hier steht es mit der Überschrift: Leipzig, 24. April 1813 auf dem Schneckenberge.

[3]) Vgl. die Biographie in den S. W. 1, 70! Er wurde der Kompagnie des Turnvaters Jahn zugeteilt.

[4]) In den S. W. ist es übrigens im Register 1. Bd. S. X mit dem Vermerk 1814 versehen, während es im Text (S. 396) ebenso wie in der 2. Aufl. der Gedichte vor den Liedern von 1814 steht und zwar ohne Jahresangabe.

Juli 1813, . . . seine Entlassung genommen, um für die Fortsetzung des Kampfes bei einer anderen Truppengattung einzutreten". Es war dies das 17., nachmals 2. schlesische Landwehrregiment, welches zu jener Zeit die Festung Glatz besetzt hielt. Nach den Enttäuschungen aber, die der Dichter demnach bei den Lützowern erlebt hatte, so daſs er sich sogar von ihnen wegmeldete, wird er wohl kaum mehr die Begeisterung in sich gefühlt haben, dieselben später noch in seinen Liedern zu feiern.

Will man bei unseren Liedern an eine bestimmte Beziehung denken, so ergibt sich diese, wenn wir bei 1810 als Entstehungsjahr bleiben, in der ungezwungensten Weise. Eichendorff war nämlich mit seinem Bruder erst im März dieses Jahres nach längerer Abwesenheit in die Heimat zurückgekehrt. „Den nächstfolgenden Sommer — so heiſst es in der Biographie (S. W. 1, 48 f.) — brachte er noch unausgesetzt in Lubowitz zu; aber seinem feurigen Drange wollte das ländliche Stilleben nicht länger genügen. Der Druck der Zeit, die politische Schwüle der Gegenwart lasteten schwer auf seiner Seele, er wünschte dem geliebten Vaterlande unmittelbar seine Kräfte und Dienste zu weihen. Sein engeres Vaterland Preuſsen schien ihm augenblicklich hiezu noch nicht die gewünschte Aussicht zu bieten, und er beschloſs daher, sich nach Österreich zu wenden. . . . Im Oktober 1810 ging er mit seinem Bruder, der dieselben Gesinnungen teilte, nach Wien, um in den österreichischen Staatsdienst zu treten". — Was ist also natürlicher, als unter den Abschied nehmenden Jägern uns die beiden Brüder zu denken, wenn man ein lyrisches Erzeugnis überhaupt jedesmal auf ein bestimmtes Faktum beziehen will! Entspricht ja auch die gedrückte Stimmung der von der Heimat Scheidenden dem Charakter der beiden Gedichte. Und wenn Dr. Lyon (S. 78) meint, „daſs sich beide Lieder vorzugsweise dadurch unterscheiden, daſs der Dichter ‚der Jäger Abschied' im Namen aller mit ihm Marschierenden singt, während er den ‚Abschied (im Walde b. L.)' nur in seinem eigenen Namen, für sich allein spricht", so ergibt sich auch dafür bei meiner Auffassung der Gedichte, eine ganz einfache Lösung, wenn wir das eine auf die beiden Brüder beziehen, das andere auf den Dichter allein.

Endlich weist Dr. Lyon zur Stütze seiner Beziehung auf die Lützower (S. 77) noch darauf hin, daſs Felix Mendelssohn-Bartholdy den „Abschied der Jäger" in seiner bekannten Komposition als ein Marschlied aufgefaſst habe. Diese Auffassung widerspricht aber auch bei der Erklärung des Liedes als Wald- und Jägerlied nicht dem Sinne desselben. Heiſst es doch z. B. in einem alten Volksliede: ‚Nun ade! Die Jagd ist aus; nun marschieren wir nach Haus . . .'[1]). Auch hier ist von einem Marsch der heimziehenden Jäger die Rede.

Übrigens möge zu allem Überfluſs auch noch die Frage behandelt werden: Wie haben denn die Zeitgenossen des Dichters das Lied

[1]) Str. 5 von ‚Sagt, was ist in dieser Welt' in „Alte und neue Jägerlieder mit Bildern und Singweisen". Herausgegeben von F. Pocci, L. Richter und Gg. Scherer. (Leipzig [1843] bei G. Mayer). S. 29.

„Der Jäger Abschied“ aufgefafst? Haben sie dasselbe, wenn es auch, wie ich gezeigt zu haben glaube, ursprünglich nicht in dem von Dr. Lyon angenommenen Sinn gedichtet war, später auf die Lützower und auf Deutschland bezogen?

Da ist nun zunächst interessant, dafs Mendelssohn, wie es die Komponisten oft zu machen pflegen, und wie es dieser selbst auch noch bei anderen Dichtern gethan, Eichendorffs Lied ‚Wer hat dich, du schöner Wald, . . .‘ für die Komposition erst zugestutzt und zugerichtet hat. Er liefs Strophe 3 weg: ‚Banner, der so kühle wallt . . .‘ und schrieb in Str. 4: ‚Was wir still gelobt im Wald, wollen's draufsen ehrlich halten: ewig bleiben treu die Alten, bis das letzte Lied verhallt. Lebe wohl . . .!‘ statt: „. . . . ehrlich halten, ewig bleiben treu die Alten: Deutsch Panier, das rauschend wallt, lebe wohl . . .!“[1])

Zu diesen Änderungen Mendelssohns, die seitdem mit seiner Komposition natürlich in alle Liedersammlungen übergegangen sind und zu denen noch eine andere hinzugekommen ist im Kehrreim der 4. Strophe: „Lebe wohl! Schirm' dich Gott, du deutscher Wald!“ (statt ‚du schöner Wald‘) lese ich nun irgendwo, „dafs durch dieselben der eigentliche Charakter des Liedes (wie ihn Dr. Lyon annimmt) stark verwischt worden sei“, und dieser selbst sagt (S. 83): „Die Änderung in ‚deutscher‘ Wald hat man später gemacht, als man das Lied nicht mehr verstand“. — Ich möchte aber gerade umgekehrt schliefsen: darin, dafs Mendelssohn und andere an dem Liede Änderungen vornahmen, durch welche der Charakter desselben als Wald- und Jagdlied noch mehr hervorgehoben wird, darin liegt für mich der Beweis, dafs man das Lied nur in diesem Sinne auffafste.[2])

Ferner enthalten die oben angeführten „Alten und neuen Jägerlieder mit Bildern und Singweisen“ auf S. 3 auch unser Lied. Demselben ist ein die halbe Seite füllendes von F. P. = Franz Pocci gezeichnetes Bildchen vorgesetzt[3]). Liegt nun schon in der Thatsache, dafs das Gedicht in diese Sammlung von „Jägerliedern“ aufgenommen wurde, eine Bestätigung meiner Auffassung, so wird dieselbe noch mehr bekräftigt durch folgendes: Auf dem Bildchen zu der Jäger Abschied ist eine kleine Waldlandschaft dargestellt. Dies würde jedoch gegen Dr. Lyon nichts beweisen: denn es ist zwar ‚Deutschland‘ im Liede ‚gemeint‘, aber ‚gedacht‘ ist an den wirklichen Wald. — Aber unter einer Eiche im Vordergrund steht ein Bildstock; an Stelle des Heiligenbildes hat Pocci jedoch eine Wappentafel eingezeichnet — und auf ihr prangt als ‚Wappen‘ ein Pfeil und ein Horn, kreuzweise übereinandergelegt, und zwar hat das Horn unzweifelhaft die Form eines einfachen, aus dem Horn eines Rindes gefertigten,

[1]) Man beachte besonders auch die veränderte Interpunktion!

[2]) Mendelssohns Komposition befindet sich in seinem op. 50 aus dem Jahre 1840.

[3]) Die „Jägerlieder“ sind im J. 1843 oder 1844 erschienen, wie aus dem Jahresvermerk der Titelzeichnung, die ebenfalls von Pocci's Hand herrührt, zu entnehmen ist.

‚wirklichen' Jagdhornes, nicht etwa die einer Kriegstrompete. Pocci hat also auch das Gedicht, ebenso wie seine Mitarbeiter Gg. Scherer und L. Richter — alle gewifs Männer von literarischem Urteil — offenbar als Wald- und Jägerlied verstanden, und dies obwohl er im Text die Originalfassung des Dichters und nicht die Mendelssohn'sche bringt, durch welche ‚der eigentliche Charakter verwischt wurde'. Allerdings bin ich auch hier wieder geschlagen, wenn man sagt: ‚es ist zwar ein Jagdhorn, aber zu denken ist dabei an eine Kriegstrompete'.

Beide Zeugnisse für meine Erklärung des Gedichtes stammen aus den vierziger Jahren, und es hätte Eichendorff deshalb die Auffassung berichtigen können, wenn sie irrig gewesen wäre.

Ich kann daher, um kurz das Ergebnis der vorstehenden Untersuchungen zusammenzufassen, auf Grund derselben wohl sagen: Dr. Lyon ist es nicht gelungen, für seine gezwungene Erklärung der Gedichte den Beweis zu erbringen. Man wird beide auch in Zukunft so aufzufassen haben, wie sie von jedem unbefangenen Leser genommen werden, der nicht nach einer tieferen Bedeutung sucht. Denn für die beiden behandelten Lieder liegt nicht der geringste Grund vor, von der nächsten und natürlichsten Erklärung abzugehen, die Jäger als die Lützower Jäger zu nehmen und unter dem Walde Deutschland zu verstehen. Für beide besteht daher auch keine Veranlassung, die bisherige Annahme aufzugeben, dafs sie im Jahre 1810 entstanden seien, so dafs man sie wohl, wenn man will, auf die Abreise der beiden Brüder von Lubowitz nach Wien im Herbste dieses Jahres beziehen kann. — Wenn wir uns mit dieser Auffassung auch fernerhin begnügen, dann ist alles einfach und klar, während sich mehrfache Schwierigkeiten und Rätsel einstellen, wenn wir uns der Erklärung Dr. Lyons anschliefsen, durch welche die Lieder an Schönheit nicht gewinnen, an Klarheit des Gedankens und Ausdrucks aber entschieden schwere Einbufse erleiden.

Würzburg. Dr. K. Reisert.

Zu den Tuskulanen des Cicero.

Cicero liebt es in seine philosophischen Schriften Zitate aus lateinischen Bühnendichtern einzuflechten. Für die Herausgeber und Erklärer entsteht hiedurch die Pflicht sich mit den Gesetzen der Metrik und Prosodie der lateinischen Dramatiker bekannt zu machen, da es gilt vorkommende Eigentümlichkeiten zu verstehen und zu erläutern. Wie wenig die vorhandenen Ausgaben in dieser Hinsicht genügen, soll durch einige Beispiele aus den Tuskulanen gezeigt werden.

Tusk. I, 7, 10 finden wir ein dreisilbiges aqua:

num te illa terrent, triceps apud inferos Cerberus, Cocyti fremitus, travectio Acherontis,
mentó summam aqüam attíngens, enectús siti
Tantalus?

Allerdings hatte, Lachmann einmal den Einfall in verschiedenen Versen, deren Messung nicht zu stimmen schien, ein dreisilbiges aqua (acua) anzunehmen, aber dies ist ja längst, längst in die Rumpelkammer geworfen, und wenn heutzutage ein Herausgeber des Plautus oder Terentius so messen wollte, würde er sich den schärfsten Tadel zuziehen. Nur in den Ausgaben der Tuskulanen fristet aqüa noch sein verfehltes Dasein, und zwar auch in sämtlichen Schulausgaben. Wenn die Worte metrisch sind, braucht der Vers durchaus kein Senar zu sein, sondern es könnten ebenso gut zwei Teile von iambischen Oktonaren vorliegen, deren erster ⏑ ⏑́ ⏑ mento súmmam aquam den Vers schliefst, während attíngens enectús siti den nächsten beginnt, und selbst ein zusammenhängender, am Anfang unvollständiger Oktonar ⏑ – ⏑ mento súmmam aquam attíngens enectús siti mit Hiatus nach dem vierten Fufs wäre nicht anzufechten. Aber ich halte es keineswegs für sicher, dafs die Worte überhaupt metrisch sind. Die Wendung enectus siti würde die Zuweisung zur Poesie nicht fordern, weil enectus fame u. ähnl. öfter bei Schriftstellern der Prosa vorkommt. Dafs es einfache Prosa ist und die Worte dem Cicero, nicht einem Dichter angehören, dafür könnte einigermafsen das folgende daktylische Zitat sprechen: tum illud quod

Sisyphus versat
saxum sudans nitendo neque proficit hilum,

das den Satiren des Lucilius entnommen ist. Denn bei so unmittelbarem Zusammenhang würde man erwarten, dafs Cicero, wenn er die Schilderung des Sisyphus den Daktylen des Lucilius entnimmt, auch die des Tantalus, falls er sie mit einer Dichterstelle geben wollte, aus derselben Quelle, und nicht aus den Jamben irgend eines Dramatikers schöpfte.

II, 16, 38 bemerkt Hasper (Ausg. Gotha 1883) zu den Versen des Ennius:

namque Aésculapi líberorum saúcii opplent pórticus,
non pótest accedi

„potest ist einsilbig zu messen: pot'st.“ Ist es möglich, potst steigt wieder aus dem Grabe auf? potst, das wir mit seinen Kameraden qu'dem, ap't, c'put, s'mul und vielen anderen gleichen Gelichters längst unter der Erde verfault dachten? Es ist grausam in dieser Weise an die ehemaligen Thorheiten zu erinnern. Heine (Teubner 1892), Tischer-Sorof (Weidmann 1884) u. a. schreiben nach Bothe: non potis accedi, was versgerecht, aber nicht nötig ist, weil die Kürzung pótĕst in der szenischen Dichtung dieselbe Zulässigkeit besitzt. Aber wie soll nun der Schüler, dem die Ausgabe von Tischer-Sorof zur Hand ist, in welcher der Vers lautet:

non pótis accedi. cérte Eurypylus híc quidem est. hominem exércitum!

mit der Skansion zurecht kommen, wenn ihm nicht in den Anmerkungen eine Handhabe zur Messung der Worte hic quidem est geboten wird, die ihm nach seinen prosodischen Kenntnissen nur als Cretikus gelten können? An Stellen, wo der Schüler das Richtige allein

durchaus nicht finden kann, in einer Schulausgabe mit der Aufklärung zurückzuhalten, ist mifslich. Leicht könnte der Schüler auf den falschen Verdacht kommen, dafs der Herausgeber selbst nicht Bescheid wufste.

Hasper, dessen Verdienste um die Erklärung der Tuskulanen sonst Anerkennung verdienen, zeigt in metrischen Dingen ein ungewöhnlich schlechtes Urteil. So bemerkt er zu I, 39, 94:

módo pueros, modo ádulescentes ín cursu a tergo ínsequens,
nécopinantis ádsecuta est

„die der Form nach holprigen Verse eines unbekannten Dichters sollen troch. Tetram. catal. sein, in denen pueros zweisilbig zu messen wäre". Die Verse sind vielmehr wohlgebaut und vollkommen regelrecht. Was die Annahme der zweisilbigen Messung von pueros betrifft, so ist sie überflüssig, weil der Proceleusmatikus am Anfange des trochäischen Tetrameters durch Beispiele sicher zu belegen ist.

Noch schlimmer steht es mit seiner Bemerkung zu den Versen des Ennius I, 44, 107:

ípse summis sáxis fixus ásperis, evísceratus,
látere pendens, sáxa spargens tábo sanie et sánguine atro.

Er sagt: „Die dem Thyestes des Ennius entnommenen Verse sind tetram. troch. unschön und ohne Cäsur". Statt dessen sollte es heifsen: Die Verse sind mit besonderer Berechnung und Kunst gebildet, indem der Dichter durch das Zusammenfallen der einzelnen Worte mit den einzelnen trochäischen Versfüfsen die Fülle und Kraft der Aufzählung malerisch zum Ausdruck bringt. Dieselbe Wirkung erzielt Plautus z. B. Pseud. 164 mit dem Verse:

vórsa sparsa térsa strata laúta structaque ómnia ut sint.

Diese Auswahl von Beispielen — nur eine solche ist es — wird zu der dringenden Forderung berechtigen, dafs sich die Erklärer der philosophischen Schriften des Cicero künftig mit der dramatischen Dichtung der Römer besser bekannt machen als es bisher geschehen ist.

Im Zusammenhang damit bespreche ich einige Stellen der Tusculanen, in denen mir Textänderung oder andere Auffassung nötig scheint.

II, 8, 20 ff. enthält eine umfangreiche Stelle aus Sophokles, die Cicero selbst in das Lateinische übersetzte. Die Versbildung des Cicero stimmt hier und an anderen Stellen genau mit den Grundsätzen überein, welche die dramatischen Dichter bis zu seiner Zeit befolgten und zeigt dieselben metrischen und prosodischen Gesetze. Nur ein Vers cap. 9, § 21 Anfang:

perge, aúdi, nate, inlácrima patris péstibus

streitet gegen das sonst ausnahmslos gewahrte Gesetz, dafs muta cum liquida eine Silbe mit kurzem Vokal nicht verlängern darf. Werden wir nun annehmen, dafs Cicero hier eine Ausnahme zuliefs? Gewifs nicht, zumal die Korrektur so nahe liegt. Schreiben wir patriis statt patris, so ist die Übereinstimmung hergestellt.

I. 25, 60 lautet bei Heine und in den meisten Ausgaben: Quorsus igitur haec spectat oratio? Quae sit illa vis (scil. memoriae) et unde sit intellegendum puto. Non est

certe nec cordis nec sanguinis nec cerebri nec atomorum: animae sit ignisne nescio, nec me pudet ut istos fateri nescire quod nesciam; illud, si ulla alia de re obscura adfirmare possem, sive anima sive ignis sit animus, eum iurarem esse divinum.

Zunächst wird das handschriftliche ignisve zurückzuführen und so zu interpungieren sein: animae sit ignisve; nescio „mag es aus Luft oder Feuer bestehen, gleichviel, ich weifs es nicht". Eine Textverderbnis aber mufs in den Worten ‚sive anima sive ignis sit animus, eum iurarem esse divinum' liegen. Um sich zu überzeugen, dafs es sich hier gar nicht um den animus divinus handelt, sondern lediglich um die divina vis memoriae, mufs man sich den Zusammenhang der ganzen Beweisführung vergegenwärtigen. Als Beweis für den Satz (§ 56) inesse in animis hominum divina quaedam wird § 57 zuerst das Gedächtnis angeführt: habet primum memoriam. Von da bis § 61 incl. wird gezeigt, dafs memoria als divina zu bezeichnen ist; mit § 62 wird auf weitere Beweise, auf inventio atque excogitatio, § 64 auf die Dichtkunst, Redekunst und Philosophie übergegangen, und endlich § 65 aus allem der Schlufs gezogen, dafs, weil diese Eigenschaften des animus alle divina sind, auch der animus selbst divinus sein mufs: ergo animus divinus est (vgl. auch § 70). Der Gedankengang des § 60 (s. oben) ist folgender: Es soll untersucht werden: quae sit vis memoriae et unde sit. Von den einzelnen Körperteilen kann man bestimmt sagen, dafs sie keine Bestandteile der vis memoriae sind. Möglich, dafs die vis memoriae aus Luft oder Feuer besteht; sicher weifs ich es nicht. Aber gleichviel ob sie (vis memoriae) aus Luft oder Feuer besteht, soviel weifs ich gewifs, dafs sie (vis memoriae) göttlich ist. — Daher wird mit Ausscheidung des wahrscheinlich aus der späteren Erörterung fälschlich eingesetzten Wortes animum zu schreiben sein: sive anima sive ignis sit (scil. illa vis memoriae), eam iurarem esse divinam. Wie hier die Besprechung des Gedächtnisses auf den Satz hinausgeht, dafs dasselbe göttlich sei, so § 64 die Erörterung der Dichtkunst, Beredsamkeit und Philosophie auf die Worte: prorsus haec divina mihi videtur vis quae tot res efficiat et tantas, und § 65 heifst es zusammenfassend: quae autem divina? vigere, sapere, invenire, meminisse.

III, 17, 36 beginnt mit den Worten: Pythagoras si mihi diceret aut Socrates aut Plato, worauf eine diesen Philosophen in den Mund gelegte direkte Rede folgt. Innerhalb dieser Rede steht der Satz: aderit temperantia, quae est eadem moderatio, a me quidem paulo ante appellata frugalitas, quae te turpiter et nequiter facere nihil patietur. Man nimmt an, Cicero habe bei den Worten a me quidem paulo ante e. c. vergessen, dafs er den Phythagoras oder einen anderen Philosophen reden läfst und nicht selbst das Wort führt. Eine solche Vergefslichkeit ist kaum glaublich, wenn man bedenkt, dafs die fraglichen Worte wenige Zeilen hinter dem Satze: Pythagoras si mihi diceret e. c. stehen. Wir haben vielmehr einen der zahlreichen Fälle vor uns, wo eine Bemerkung im Text steht, die nach

unserer Gepflogenheit als Anmerkung unter den Text käme. Solche Sätze sind durch Gedankenstriche oder Klammern vom übrigen Text abzuscheiden. Cicero will sagen: Pythagoras spricht von temperantia und moderatio; ich bemerke nebenbei, dafs ich selbst diese Tugend oben frugalitas nannte.

Passau. A. Spengel.

Ein erhaltener Brief des Tacitus.

Es war der Schulpfortaer Professor Adolf Gottlob Lange, der zuerst darauf hinwies (Acta seminarii regii et societatis philologicae Lipsiensis Vol. I Lipsiae 1811 S. 79 f.), dafs die Worte der Epistel IX, 10 des jüngeren Plinius: „Itaque poemata quiescunt,[1]) quae tu inter nemora et lucos commodissime perfici putas“ eine Anspielung auf dialog. de oratoribus cap. 9 und 12 enthalten und die Abfassung dieses Dialogs durch Tacitus darzuthun geeignet sind.

In der That wäre diese Stelle für sich allein zum Beweise ausreichend, stünde es nur vor allem fest, dafs jener Brief wirklich an Tacitus geschrieben ist. Ein Vergleich mit Epistel I, 6, welche ebenfalls an Tacitus adressiert ist, lehrt aber, dafs er zu dieser in innigem Verwandtschaftsverhältnis steht und geradezu die Antwort auf diese darstellt. Der Schreiber der Epistel I, 6 teilt nämlich dem Adressaten mit, dafs er durch einen merkwürdigen Zufall, während er meditierte und seine Gedanken niederschrieb, drei Wildschweine gefangen habe, und gibt seinem Freunde den Rat, bei der Jagd die Schreibtafel mit sich zu führen, da sich Minerva und Diana gut mit einander vereinen lassen.

Der Verfasser des Briefes IX, 10 dagegen schreibt: er würde gerne dieser Aufforderung Folge leisten, es sei aber da, wo er weile, ein solcher Mangel an Wildschweinen, dafs er Minerva mit Diana nicht in Verbindung bringen könne, sondern sich begnügen müsse, blofs der Minerva zu dienen, in aller Bequemlichkeit, wie es sich eben auf dem Lande und im Sommer schicke.

Hieraus geht hervor, dafs nicht beide Briefe, wie in den Ausgaben zu lesen ist, von Plinius herrühren können, sondern einer derselben von Tacitus stammen müsse,[2]) und es bleibt nur zweifelhaft, welchen von beiden Briefen wir dem Tacitus zuzuschreiben haben.

Während mehrere Erklärer sich für ep. IX, 10 entscheiden, möchte ich ep. I, 6 für ihn in Anspruch nehmen und zwar aus folgenden Gründen:

[1]) Mommsen will crescunt für quiescunt lesen, aber gewifs mit Unrecht, denn der Verfasser des Briefes sagt ja ausdrücklich, dafs er nur die eine und die andere Rede überarbeitet habe und zu anderem keine Lust empfinde.

[2]) S. Teuffel ist (mit Casaubonus) der Ansicht, dafs zwischen beiden Briefen eine Antwort des Tacitus anzunehmen sei, in welcher der Historiker den Plinius aufgefordert habe, beider Göttinnen Dienst zu vereinigen (s. Studien und Charakteristiken 2. Aufl. S. 565). Sollte aber Tacitus wirklich nichts besseres zu thun gewufst haben, als dem Plinius seinen eigenen Rat zurückzugeben?

1. Brief I, 6 beginnt mit den Worten: „Du wirst lachen, lache nur! Ich, den Du kennst (sc. als schlechten Jäger, Bücherwurm und Schriftsteller) habe drei wilde Schweine gefangen und noch dazu prächtige!" Eine solche Anrede erscheint wegen ihrer bescheidenen Fassung im Munde des eitlen Plinius, der die Jagd mit Eifer und wohl nicht ohne Erfolg betrieb (s. ep. V, 6, 46) sehr sonderbar, weniger auffallend dagegen im Munde des Tacitus, der bei der Jagd, statt auf Wild zu pürschen, als Gelehrter seinen ernsten Gedanken nachhing.

2. Der Schreiber des Briefes I, 6 rät dem Empfänger, bei der Jagd nicht nur den Speisekorb und die Weinflasche, sondern auch die Schreibtafel mitzunehmen, da man in der Waldeinsamkeit vortrefflich zum Nachdenken und Schreiben angeregt werde.

Auch diese Worte klingen, an Tacitus gerichtet, sehr seltsam; denn gewifs hatte dieser rastlose Forscher nicht nötig zum fleifsigen Schreiben gemahnt zu werden, sondern wohl eher zum Gegenteil. Um so besser aber passen sie auf Plinius, der in den Sommerferien, wie er selbst sagt, wenig Lust zu ernster Arbeit hatte (s. ep. IX, 15).

Umgekehrt enthält Brief IX, 10 einiges, was uns bestimmen dürfte, den Autor nicht in Tacitus, sondern in Plinius zu suchen.

1) In diesem Briefe lesen wir nämlich, dafs der Verfasser auf seinem Landgut einige seiner kleineren Reden verbessert habe, eine unangenehme und wenig erfreuliche Arbeit, die mehr zu den Mühseligkeiten als zu den Ergötzlichkeiten des Landlebens zu rechnen sei. Nun wissen wir aber von Plinius, dafs er die von ihm gehaltenen Reden sorgfältig zu überarbeiten und auszufeilen liebte (s. ep. V, 3, 10; 8, 6; 13, 1 f.; VII, 17: VIII, 21; IX, 15, 2; 28, 5). Hingegen dürfte sich eine solche nachträgliche Verbesserung der Reden mit dem Lobe, welches Plinius dem Tacitus als ausgezeichneten und ernsten Redner spendet (s. ep. II, 1, 6; 11, 17), kaum vereinbaren lassen.

2) Aus Brief IX, 10 erhellt, dafs der Schreiber desselben auch Gedichte verfafste. Von Tacitus ist aber nicht überliefert, dafs er sich mit Dichten abgegeben habe, während Plinius an vielen Stellen von seinen Hendekasyllaben, Skazonten nnd anderen poetischen Versuchen redet (s. ep. VII, 4, 2 f.; IV, 14, 2 f.; V, 3, 1 f.; 11, 1 f.; VIII, 21, 4; IX, 16, 2 etc.). Wir können mithin mit gutem Grunde behaupten, dafs ep. I, 6 von Tacitus an Plinius, ep. IX, 10 von Plinius an Tacitus gerichtet sei. Freilich läfst sich dagegen einwenden, dafs die ersten neun Bücher jener Briefsammlung nur plinianische Episteln enthalten. Beherzigen wir aber, dafs diese Briefe, nach den Worten des Plinius in der Widmung an Septicius zu schliefsen, nicht nach einem bestimmten Plane, sondern so, wie sie eben dem Sammler in die Hand kamen, veröffentlicht wurden, so scheint es nicht ausgeschlossen, dafs durch ein Versehen auch ein fremder Brief Aufnahme fand, der vielleicht in einer Kopie von der Hand des Plinius vorlag.

Als Resultat unserer Untersuchung ergibt sich, dafs wenigstens ein Brief des Tacitus erhalten und sein Autorrecht an dem dialogus de oratoribus gesichert ist.

Regensburg. Dr. B. Sepp.



Textkritische Bemerkungen zu Euripides

im Anschluſs an

Studien zu Euripides von Holzner (Prag, F. Tempsky, 1895).

Ein Streifzug durch die Tragödien des Euripides, um Textverderbnisse zu finden und zu heilen, hat für manchen wohl mehr Reiz als die eindringende Beschäftigung mit einer einzelnen Tragödie, ist in mancher Beziehung auch lockender als die systematische Lösung einer Frage, die sich auf Metrik, Diktion oder Mythenbehandlung des Dichters bezieht. Und wenn ein Gelehrter wie F. W. Schmidt das Resultat langjähriger Studien in der Weise giebt, daſs er von einem Tragiker zum andern, von Tragödie zu Tragödie führt, so bietet der feine Kenner der griechischen Sprache und Literatur überall Lehrreiches, ob seine Konjektur am Platze oder verkehrt ist. Unter Holzners Vermutungen sind manche, die, wie der Verf. in seiner Schrift mitteilt, Billigung solcher gefunden haben, deren Urteil sich der Autor erbeten hat. Die Zustimmung des Unterzeichneten, deren H. auch einige Male gedenkt, bedeutet selbstverständlich nicht Taxierung des betreffenden Vorschlags als einer textreifen Emendation, sondern nur, daſs dieser m. E. bei Behandlung der Stelle Beachtung verdient. Andererseits sind die Konjekturen Holzners zu einem nicht geringen Teil derart, daſs sie, meine ich, kaum eine groſse Zahl von Lesern bestechen können, unnütz aber vielleicht deswegen nicht, weil sie sicher zu erneuten Verbesserungsversuchen Anregung geben. Einige wenige Vermutungen mögen hier folgen, welche durch die Lektüre von Holzners Schrift veranlaſst sind.

Androm. 93 ἐμπέφυκε γὰρ
γυναιξὶ τέρψις τῶν παρεστώτων κακῶν
ἀνὰ στόμ' ἀεὶ καὶ διὰ γλώσσης ἔχειν.

Den unzulässigen Genetiv beseitigt Holzners Konjektur *τῶν παρεστώτων γόον*, enthält aber eine ungewöhnliche Verbindung, man lese: *πᾶν παρεστώτων κακῶν*. ‚Ein jedes der Leiden, die herantreten, kommt zur Erleichterung des Herzens über die Lippen‘.

Androm. 207 φίλτρον δὲ καὶ τόδ' οὐ τὸ κάλλος, ὦ γύναι,
ἀλλ' ἀρεταὶ τέρπουσι τοὺς ξυνευνέτας.

H. will (für *δὲ καὶ τόδ'*) *δοκεῖ μοίγ'*, zurückzuweisen ist jedenfalls *μοίγ'*, man könnte *δοκεῖ δῆτ'* vermuten, doch möchte ich vorziehen *φίλτρον βέβαιον* oder *φίλτρον δὲ κεδνὸν οὐ τὸ κάλλος;* ‚die *φίλτρα* sind verschiedener Art, ein sicheres, treffliches wohnt eher in der Tugend, als in der Schönheit‘. Denn daſs letztere ein *φίλτρον* (wenn auch von vorübergehender Wirksamkeit) sei, wird Andromache nicht in Abrede stellen.

Androm. 263 ἐκ τῆσδ' ἑκοῦσαν ἐξαναστήσω τάχα·
265 τὸ δ' ἔργον αὐτὸ σημανεῖ τάχα.

H. nimmt mit Recht an *τάχα* — *τάχα* Anstoſs, er korrigiert

ἐξαναστήσω πάρος, m. E. mufs es heifsen σημανεῖ σάφα, vgl. Soph. Trach. 1067 ὡς εἰδῶ σάφα (Trimeterschlufs wie oben).

Neoptolemos soll über die Gefahr, die ihm zu Delphi droht, und über die Nähe des Feindes unterrichtet werden:

Androm. 1068: καὶ τἀνθάδ' ὄντα τοῖς ἐκεῖ λέξει φίλοις.

Holzners Änderung καί νιν παρόντα genügt nicht; mit Bezug auf Orest könnte etwa καὶ τὸν λαθόντα oder καὶ τὸν λοχῶντα gesagt sein; aber der Ausdruck τοῖς ἐκεῖ läfst auf eine antithetische Ortsbestimmung schliefsen: ‚Hier enthülltes soll er den Freunden in Delphi mitteilen'.

κἀνταῦθ' ἁλόντα τοῖς ἐκεῖ λέξει φίλοις.

El. 506 ff. Den alten treuen Diener des Hauses, meint Electra, werde die Erinnerung an ihr, des Bruders und Vaters Geschick schmerzlich bewegt haben. Jetzt, erwidert der Alte, habe er solchen Gedanken nicht Raum gegeben:

ὅμως δ' οὖν τοῦτό γ' οὐκ ἠνεσχόμην.

Holzners Vorschlag οὐκ ἐπῃσθόμην ist weniger glücklich als die früheren. Nicht blofs ἠνεσχόμην ist verkehrt, auch τοῦτο, wofür man nach der vorhergehenden Aufzählung den Plural erwartet; nicht ἀνέχεσθαι, sondern ἐνέχεσθαι ist erforderlich:

ὅμως δ' οὖν τοῖσδέ γ' οὐκ ἐνεσχόμην

‚atqui his cogitationibus non tenebar'.

Heracl. 187 πῶς ἂν δικαίως ὡς Μυκηναίους ἄγοι
ὧδ' ὄντας ἡμᾶς, οὓς ἀπήλασαν χθονός;

Sicher verdient Beachtung Holzners Konjektur ἔτ' ὄντας. Das Verbum ἀπήλασαν legt aber m. E. die Vermutung nahe, dafs im Hauptsatz von den wirklichen Bewohnern Mykenes die Rede war; den Gegensatz zu dem im Relativsatz Gesagten lernt man aus Med. 11, wo das Verhältnis der Heimatlosen zu den Korinthiern mit ἁνδάνουσα μὲν φυγῇ πολιτῶν ὧν ἀφίκετο χθόνα bezeichnet ist, also:

πῶς ἂν δικαίως ὡς Μυκηναίοις ἄγοι
ἀδόντας ἡμᾶς, οὓς ἀπήλασαν χθονός;

‚Mit welchem Recht werden die Herakliden zurückgerufen, denen Mykene nicht gewogen war, kein Asyl bot, die es verstofsen hat?'

Herc. f. 256 ὅστις οὐ Καδμεῖος ὢν
ἄρχει κάκιστος τῶν νέων ἔπηλυς ὤν.

H. schreibt τῶν νόμων für τῶν νέων; ‚der Schlechte herrscht über die Besseren' klagen die thebanischen Greise:

ἄρχει κάκιστος λῳόνων, ἔπηλυς ὤν.

Suppl. 240 οἱ δ' οὐκ ἔχοντες καὶ σπανίζοντες βίου
δεινοὶ νέμοντες τῷ φθόνῳ πλέον μέρος.

Die Verbesserung δεινῷ — τῷ φθόνῳ ist wenig ansprechend, man hat wohl zu lesen:

δύσνοι νέμοντες τῷ φθόνῳ πλέον μέρος.

cf. Iph. Taur. 350 δύσνουν με λήψεσθε.

Suppl. 454 läſst sich δάκρυα δ' ἑτοιμάζουσι m. E. nicht halten; die bekannten Konjekturen δὲ τοῖς γονεῦσι und δὲ τοῖς τοκεῦσι sind sinngemäſs, in gleicher Weise könnte man δὲ τοῖς φύσασι oder δὲ τοῖς θρέψασι schreiben. Aber auf die Unehre wird hingewiesen, welche die Eltern der dem Tyrannen geopferten Tochter trifft: δάκρυα δ' ἀτιμασθεῖσι.

Suppl. 950 τί κτᾶσθε λόγχας καὶ κατ' ἀλλήλων φόνους
τίθεσθε; παύσασθ' ἀλλὰ λήξαντες πόνων
ἄστη φυλάσσεθ' ἥσυχοι μεθ' ἡσύχων.

Besser als Holzners παύσασθ' ἆθλα δείξαντες πόνων ist ohne Zweifel Schmidts παύσασθ' ὅπλα ῥίψαντες πόνων. Mir scheint ἀλλὰ darauf hinzuweisen, daſs für παύσασθ' eine Bestimmung herzustellen ist, die dem ersten Satz angehört:

τί κτᾶσθε λόγχας καὶ κατ' ἀλλήλων φόνους
τίθεσθ' ἀπαύστους; ἀλλὰ λήξαντες κτλ.

Mutter und Sohn, meint Jon. 565, werden sich auf Erden wohl niemals sehen:

ἀλλ' ἴσως τέθνηκας, ἡμεῖς δ' οὐδὲν ἂν δυναίμεθα.

Völlig verunglückt ist, meine ich, Holzners Änderung: ἂν ἔτ' ἄνοιμεν ἄν. Nur der Anfang von δυναίμεθα ist verschrieben:

ἀλλ' ἴσως τέθνηκας, ἡμεῖς δ' οὐδὲν ἂν κοινοίμεθα.

Jon. 1396 σίγα σύ· πολλὰ καὶ πάροιθεν οἶσθά μοι.

Der Schluſs ist natürlich verderbt, ἔφησθά μοι (H.) zu matt, ich denke:

σίγα σύ· πολλὰ καὶ πάροιθ' ἐλοιδόρεις,

namentlich mit Rücksicht auf das über Apollo gesagte, vgl. v. 430.

Troad. 961 πῶς οὖν ἔτ' ἂν θνήσκοιμ' ἂν ἐνδίκως, πόσι,
πρὸς σοῦ δικαίως;

Unmöglich ist ἐνδίκως-δικαίως, H. verlangt: πῶς οὖν ἔτ' ἂν θνήσκειν ἔμ' ἐνδείξαις, πόσι, verbindet also ἐνδείξαις mit dem Infinitiv. Von der Überlieferung dürfte folgendes nicht zu weit abliegen:

πῶς οὖν ἔτ' ἂν θνήσκειν με νῦν δοκεῖς, πόσι,
πρὸς σοῦ δικαίως; vielleicht auch:
πῶς οὖν ἔτ' ἂν θνήσκοιμ' ἄν, ἔννεπ' ὦ πόσι,
πρὸς σοῦ δικαίως;

Phoen. 473 ff.: ἐγὼ δὲ πατρὸς δωμάτων προὐσκεψάμην
τοὐμόν τε καὶ τοῦδ', ἐκφυγεῖν χρῄζων ἀράς,
ἅς Οἰδίπους ἐφθέγξατ' εἰς ἡμᾶς ποτε,
ἔξῆλθον ἔξω τῆσδ' ἑκὼν αὐτὸς χθονός.

Die Änderung von πατρὸς δωμάτων in πρόσθ' ὁμιλίας dürfte auch anderen abenteuerlich erscheinen; das ungehörige Asyndeton προὐσκεψάμην — ἐξῆλθον korrigiert dabei H. mit κἀξῆλθον. M. E. gehörte προὐσκεψάμην einem Nebensatz an; tadellos scheint mir ἐξῆλθον, unmöglich πατρός an sich und bei folgendem ἅς Οἰδίπους ἐφθέγξατο. Für δὲ πατρός ist also eine den Nebensatz einleitende

Konjunktion erforderlich, vgl. Agam. 854 νίκη δ' ἐπείπερ ἕσπετ', ἐμπέδως μένοι, wo wie oben der betonte Begriff vor ἐπείπερ steht, also:

ἐγὼ δ' ἐπείπερ δωμάτων προὐσκεψάμην
τοὐμόν τε καὶ τοῦδ', ἐκφυγεῖν χρῄζων ἀράς —
ἐξῆλθον ἔξω κτλ.

Hiermit vergleiche man Med. 811:

ἐπείπερ ἡμῖν τόνδ' ἐκοίνωσας λόγον,
σέ τ' ὠφελεῖν θέλουσα καὶ νόμοις βροτῶν
ξυλλαμβάνουσα δρᾶν σ' ἀπεννέπω τάδε.

Beide Male folgt auf ἐπείπερ mit verb. finitum zunächst ein Participium (χρῄζων — θέλουσα), dann das regierende Verbum (ἐξῆλθον — ἀπεννέπω).

Heidelberg. H. Stadtmüller.

Vandálen oder Vándälen?

In neuerer Zeit hat man vielfach in den deutschen Völkernamen Vandalen, Teutonen u. dgl. die drittletzte Silbe betonen zu müssen geglaubt, weil man bemerkt hat, dafs die vorletzte Silbe in der lateinischen Form, in der uns diese Namen überliefert sind, kurz ist.

Ich halte diesen Schlufs für falsch.

Es ist allerdings eine bekannte und allgemein anerkannte Regel, dafs im Lateinischen die Wörter den Ton auf der vorletzten Silbe haben, wenn diese lang, auf der drittletzten, wenn sie kurz ist, mag die drittletzte Silbe selbst kurz oder lang sein; und diese Regel wenden wir im allgemeinen auch im Deutschen bei den aus dem Griechischen oder Lateinischen stammenden Wörtern an; die griechische Betonung wird bei den ersteren ganz und gar nicht berücksichtigt.

Wir sagen Alcibíades (Ἀλκιβιάδης), Sókrates (Σωκράτης), Oédipus (Οἰδίπους), Pháethon (Φαέθων), Demósthenes (Δημοσθένης), Aristóteles (Ἀριστοτέλης), Aéschines (Αἰσχίνης), Lýsias (Λυσίας), Pythágoras (Πυθαγόρας), Anákreon, (Ἀνακρέων), Xénophon (Ξενοφῶν), Idómeneus (Ἰδομενεύς), Antígone (Ἀντιγόνη), aber Athéne (Ἀθηνᾶ), Arethúsa (Ἀρέθουσα), Palamédes (Παλαμήδης), Archeláos (Ἀρχέλαος), Medéa (Μήδεια). Dieselbe Regel gilt auch im allgemeinen von den geographischen Namen: Orópus (Ὠρωπός), Phaléron (Φάληρον), Págasae (Παγᾶσαι), Íthaka (Ἰθάκη), Bábylon (Βαβυλών), Klazómenae (Κλαζομεναί), Kithaéron (Κιθαιρών), Alphéus (Ἀλφειός), Kythéra (Κύθηρα).

Auch die Völkernamen, die ja meistens im Deutschen die Endung -er oder -ier angenommen haben, fügen sich gröfstenteils dieser Regel:

Lazedaemonier, Korinthier, Boeotier, Mazedonier, Phrygier,

Indier[1]); Dánăer, Mégărer, Gálăter; Achaéer, Athéner, Argíver; Epiróten (ω), Abderíten (ί).

Zweisilbige Namen haben den Ton, ohne Rücksicht auf die griechische Betonung und Quantität im Deutschen natürlich durchweg auf der ersten Silbe: Léto (Λητώ), Pérseus (Περσεύς), Héllas (Ἑλλάς). Phérae (Φεραί).

Mehrere Konsonanten (in der vorletzten Silbe) erzeugen Länge; daher: Artaxérxes (Ἀρταξέρξης), Alexánder (Ἀλέξανδρος), Thyéstes (Θυέστης), Hippárchos (Ἵππαρχος), Lysíppos (Λύσιππος), Apóllo (Ἀπόλλων), Megabázos (Μεγάβαζος), Molósser (Μολοσσός), Epidámnus (Ἐπίδαμνος); ausgenommen kl: Sóphokles, Themístokles.

Auf der letzten Silbe findet sich im Deutschen der Accent nur da, wo die Endung abgestofsen ist:

Athén, Milét, Korínth, Byzánz, Olýmp, Parnáss, Polygnót, Polyklét, Homér.

Mehr stimmt die deutsche Betonung mit der lateinischen überein, weil im Latein, wie gesagt, die Betonung sich von vornherein nach der Quantität der Vokale richtet:

Léntŭlus, Cethēgus, Cícĕro;

bei abgestossener Endung:

Ovíd, Horáz, Mark Aurél, Syrakús, Vesúv.

So einfach nun aber diese Regel (bei langer vorletzter Silbe Paroxytonon, bei kurzer Proparoxytonon)[2]) scheint und so häufige Anwendung sie auch findet, so erleidet sie doch auch wesentliche Einschränkung. Sie gilt erstens nicht für jene Namen, welche ganz ins Deutsche übergegangen sind, deutsche Form (resp. Verkürzung) und daher auch deutsche Betonung angenommen haben, wie Heléne, Phílipp, Géorg, Théodor, Ánton, Áugust u. s. w.

Sie gilt auch nicht für die Patronymika und die sonstigen Wörter auf -iden und -aden:

Pisistratíden (Πεισιστρατίδαι)[3]), Eurypontiden, Herakliden, Pelopiden, Aleuaden, Butaden, Kronide, Danaiden, Eumeniden, Karyatiden, Pleaden, Oreaden, Symplegaden u. s. w. Alle diese haben ausnahmslos den Ton auf der vorletzten Silbe trotz kurzen Vokals.

Jene Regel gilt aber auch drittens nicht für eine ganze Reihe von Appellativen, die alle, trotz kurzer Penultima, auf dieser den Ton haben:

Philológen, Philosóphen, Astronómen (überhaupt alle die Komposita mit -logen, -sophen und -nomen), Diadóchen, Autochthónen, Amphiktyónen; Apostáten, Barbáren, Nomáden, Maenáden, Amazónen, Metropóle (aber Akrópolis!), Daemónen (trotz Daémon!).

---

[1]) Da wir die Völkernamen fast immer von den Ländernamen ableiten (soweit natürlich solche vorhanden sind), so dürfte es auch richtiger sein zu sagen: Syrier, Lydier, Indier, nicht Syrer, Lyder, Inder, trotz Συρός, Λυδός, Ἰνδός, wie wir ja auch sagen Gallier, Spanier, Belgier trotz Gallus, Hispanus, Belgae.

[2]) Man gestatte der Kürze halber diese Ausdrücke.

[3]) Der griechische Accent hat natürlich keinen Einflufs; vgl. Pasárgadae trotz Πασαργάδαι; wo die griech. Endung bleibt, tritt jene Regel in Kraft; wo die Endung -en antritt, haben wir Paroxytonon!

Endlich die A b s t r a k t a:

Methóde, Perióde, Katastróphe, Epóche, Anekdóte, Episóde, Kathéte u. dgl.

Dazu kommen noch einige einzelne, ganz ins Deutsche übergegangene Wörter, wie: Kathéder (*καθέδρα*), Kanóne (neben Kánon) u. a.

Nun könnte man zwar immer noch einwenden: alle diese Beispiele haben keine beweisende Kraft für die Betonung der V ö l k e r n a m e n, und auf diese kommt es hier lediglich an. Nun endigen allerdings weitaus die meisten Völkernamen auf -er oder -ier und diese folgen der allgemeinen Regel, wie oben gezeigt ist. Immerhin stehen uns Beispiele von Völkernamen auf -en in genügender Zahl zur Verfügung, die für unsere Frage entscheidend sind.

Wir finden: Laestrygónen (*Λαιστρυγόνες*, Laestrýgŏnes), Myrmidónen (*Μυρμιδόνες*, Myrmídŏnes), Odrýsen (*Ὀδρῦσαι*, Ódrysae), Massagéten (Masságĕtae, *Μασσαγέται*), Sarmáten (*Σαυρομάται* od. *Σαρμάται*, Sármătae), Japýden (*Ἰάπυδες*, Jápўdes), Jazýgen (*Ἰάζυγες*, Jázўges); ferner Vascónen (Váscŏnes), Ilergéten (Ilérgĕtes), Tectoságen (Tectósăges), Atrebáten (Atrébătes), Lingónen (Língŏnes), Santónen (Sántŏnes), Turónen (Túrŏnes). Was für griechische, lateinische und keltische Namen gilt, gilt auch für deutsche:

Ingaevónen (Ingaévŏnes), Istaevónen (Istaévŏnes), Vangiónen (Vangíŏnes).

Bei manchen Namen schwankt mit der Form auch die Betonung: Allobrógen und Allóbrŏger, Japýgen und Jápўger, Paeónen und Paeónier, Paphlagónen und Paphlagónier, Makedónen und Mazedónier; Pisíden und Pisídier.

Nach alledem kann es keinem Zweifel unterliegen, daſs auch V a n d á l e n, T e u t ó n e n, S e m n ó n e n zu sprechen und zu betonen ist; die lateinische Quantität und Betonung ist für uns völlig gleichgiltig; wir richten uns hier und müssen uns richten nach dem d e u t s c h e n Sprachgefühl und Sprachgesetz, demselben Gesetz, das uns bestimmt unterscheiden läſst zwischen Caésăres und Caesáren, das uns Kykláden, Sporáden, Thermopýlen, Satrápen und Sandálen sprechen heiſst.

Was das für ein Gesetz ist, worauf es beruht, dürfte allerdings schwer zu sagen sein. Ich finde bei all den oben angeführten Beispielen (Appellativen wie Eigennamen), in welchen die vorletzte Silbe trotz kurzen Vokals betont ist und die deutsche Betonung von der griechisch-lateinischen abweicht, nur e i n g e m e i n s a m e s M e r k m a l, das uns auf die richtige Spur führen kann, und das ist die Endung -e n; auf diese kommt es offenbar an, ohne daſs man sagen kann, warum; die Endung -e n zieht eben den Ton auf die vorletzte Silbe.

Ein treffendes Analogon dazu dürfte folgende Beobachtung sein: unsere deutsche Endung -isch hindert, so schwer sie ist, in d e u t s c h e n Wörtern durchaus nicht die Betonung der drittletzten, ja viertletzten Silbe. Wir sagen: málerisch, erfínderisch, wählerisch, schwélgerisch (also auch lútherisch!); mit Deklinationsendung sogar: eine málerische Gegend. In Fremdwörtern dagegen betonen wir ohne Frage und ganz

entschieden nur die vorletzte Silbe: polémisch, numérisch, cholérisch, sanguínisch u. s. w. ohne Rücksicht auf die Kürze des betr. Vokals im Lateinischen oder Griechischen, ohne überhaupt darnach zu fragen, ob der betonte Vokal in der Ursprache lang oder kurz sei. Ebenso Némea, aber neméisch, Strýmon, strymónisch (Στρυμόνιος) u. dgl.

So ist es auch ganz unrichtig, wenn jemand betonen zu müssen glaubt: Barómeter, Thermómeter, weil das e im Griechischen kurz ist. Das einzig Richtige ist Barométer, Thermométer, so gut wie Kilométer, Chronométer, und zwar deshalb, weil diese Wörter gar nicht direkt aus dem Griechischen entnommen sind, sondern aus dem Französischen, und unsere Betonung der Betonung in dieser Sprache folgt. Ganz ähnlich ist es mit Photográph, Telegrámm, Telephón, Teleskóp, Mikroskóp; bei all diesen Wörtern fragen wir nicht und haben auch nicht lange zu fragen, ob der Vokal der letzten Silbe im Griechischen lang oder kurz, betont oder unbetont ist (schon deshalb nicht, weil es diese Wörter im Griechischen meist noch gar nicht gibt!); wir betonen eben die letzte Silbe als Stammsilbe und Trägerin des Hauptbegriffs.

Als sichere Regel dürfen wir demnach Folgendes aufstellen: In jenen fremden (vorzugsweise griechischen und lateinischen) Namen und Wörtern, welche wir unverändert ins Deutsche herübergenommen haben, wird bei langer vorletzter Silbe die vorletzte, bei kurzer vorletzter Silbe die drittletzte Silbe, bei abgestofsener Endung die letzte Silbe betont; von jenen Wörtern aber, welche deutsche Endung angenommen haben, folgen die auf -er derselben Regel, die mit der schwachen Deklinationsendung -en aber haben den Ton auf der vorletzten Silbe, mag diese kurz oder lang sein.

Regensburg. Dr. Ortner.

Studia in Aetnam collata.

(Continuantur ex huius vol. p. 105).

Curae criticae.

I. v. 3 Munro[1]) codd. lectionem ‚Quid fremat imperium‘ retinuit‘ cum interpretaretur ‚Quid (= cur) fremat imperium naturae‘. At nullo carminis loco explanatum est, cur Aetna naturae imperium recuset. Baehrensius coll. v. 198 scripsit ‚Quid premat imperio‘ cum auctore Munrone compararet Verg. Aen. I, 54. Sed nescio an multo melius corrigamus ‚Quid fremat ex imo‘. cf. v. 26 trudat ab imo .... moles. v. 200 volvuntur ab imo Fundamenta.

Verg. Aen. III, 577 (de Aetna) fundoque exaestuat imo.

cf. Ov. met. XI, 499.

II. v. 6 codd. habent: ‚Seu tibi Dodona est potior‘.

---

[1]) Aetna revised emended and explained by H. A. J. Munro. Cambridge 1867.

Verbum ‚Dodona' perperam scriptum esse puto pro ‚Daphne', ut ita versus sit restituendus:

Sive tibi Daphne est potior . . . .

Daphne apud Antiochiam in Syria sita clarissima fuit templo Apollinis et Dianae. cf. Strab. XVI, 2, 6. A. Forbiger, Handbuch der alten Geographie II, p. 656, Munro p. 40.

III. Codd. praebent v. 8 ‚vota' quod Baehrensius in ‚rura' mutavit. Ungerus[1]) vero scripsit: ‚Jam nova Pierio properent a fonte sorores Pocla'.

Facile sibi quisque persuadebit ‚In nova . . . Coepta' legendum esse, cum in memoriam revocaverit, poëtas in prooemiis carmina, quae condituri sint, ‚coepta' appellare. cf. Lucr. I, 418, Manil.[2]) III, 36, Verg. georg. I, 40, Cul. 25 et 41, Ov. met. I, 2, art. am. I, 30.

IV. vv. 17—21 recte, ut mihi videtur, Baehrensius transposuit.

v. 20 codd. ‚aversumve diem' habent, quod ille in ‚adversumve ducem' (cf. Cul. 175) mutavit. Equidem scribendum esse opinor ‚adversum Aeeten'.

v. 19 Baehrensius longe a codicum lectione aberravit, cum e Cir. 199 ‚fatorum lege' huc induceret.

Poëta vv. 17—22 Catullum significare videtur, qui uno eodemque carmine (64) Argonautas, Troiae incendium, Ariadnen versibus persecutus est atque de Troadibus haec dixit (v. 349): Illius (sc. Achillis) egregias virtutes claraque facta Saepe fatebuntur gnatorum in funere matres.

Versus igitur ita restituendus est:

‚Incensam et tristis natorum in funere matres'.

‚Incensam' scribendum putavi coll. Verg. Aen. II, 374, 555, III, 156, VII, 295.

V. vv. 51—55 Baehrensius ita legendos esse putat:

Impius et miles metuentia comminus astra
Provocat. inde Iris cunctos ad proelia divos
Convocat; admotis qua pervia sidera signis,
Juppiter e caelo lucem fert iamque corusca
Orbatus flamma removet caligine mundum.

‚Inde Iris', quod pro codd. lectione ‚infestus' posuit, e Gigantomachia Claudiana v. 43 ‚Interea superos praenuntia cōnvocat Iris' haud recte huc induxit.

v. 53 Hauptii emendatio (opusc. II p. 29) ‚admotis ad territa' propius accedit ad optimorum codd. CS[3]) lectionem ‚admotisque tertia', eoque multo probabilior est quam Baehrensii ‚admotis qua pervia' vel Ungeri ‚Praenotat admotis, qua Tethyos aequora, signis'.

v. 54 Baehrensius cum scriberet ‚lucem fert' Charybdin vitans in Scyllam incidit. Nam cum postea Iovem removisse caligine mundum i. e. occultasse dictum esset, ineptam tautologiam effecit; ille

[1]) Journal of philology XVI, p. 313.
[2]) M. Manilii Astronomicon libri V, rec. Frid. Jacob. Berolini 1846.
[3]) C = Cantabrigiensis; S = fragmentum Stabulense. S habet ‚a^d motisque t̄tia' (Ellis, Journ. of. philol. XXIII, p. 5).



vero pleonasmus, quo offendebatur (‚metuentia astra', ‚territa sidera', ‚Juppiter metuit') huic loco aptissimus est. Poëta enim totus est in deridendis mendaciis vatum, qui omnipotentes illos deos terrigenarum timore confectos fingunt.

Quodsi illud adiecero v. 55 ‚armatus[1]) flamma', quod codd. CS praebent, ob id ipsum retinendum esse, quod v. 560 eadem exstant (‚vel quali Juppiter ipse Armatus flamma est'), iam intelleges, hunc locum ita restituendum esse:

Impius et miles metuentia comminus astra
Provocat[2]) infestus; cunctos ad proelia divos
Provocat[2]) admotis ad territa sidera signis.
Juppiter en caelo metuit dextramque coruscam
Armatus flamma removet caligine mundum.

VII. vv. 57—63 ita legendi sunt:

Hic magno tonat ore pater, geminantque favente
Undique discordes sonitum simul augmine venti;
Densa per attonitas rumpuntur fulmina nubes.
Atque in bellum tum, quae cuique potentia divum,
Iam commune venit; iam patri dextera Pallas
Et Mars laevus erat, iam cetera turba deorum
Stant utrimque secus. validos tum Juppiter ignes . . . .

v. 57 Baehrensius Scaligeri ‚hinc' recepit; sed ‚hic', quod omnes codices exhibent, reponendum est. Habet hoc loco adverbii significationem, ut Verg. Aen. VII, 141: Hic (= jetzt) pater omnipotens ter caelo clarus ab alto Intonuit.

v. 58 ‚sonitum' scribendum esse Manil. I, 105 ‚Et sonitum ventis concessit' comprobatur. Apparet poëtam hoc loco, ut plurimis, alliterationem affectasse.

‚Augmen' vox vere Lucretiana est; cf. Lucr. I, 435, II, 73, 188, 495, 1133, III, 268, V, 679, 1305.

Iam ‚discordes', quod omnes codices praebent, retinendum est.

‚Bellum commune' eodem modo dictum est, quo Verg. Aen. II, 709 ‚commune periclum, Una salus ambobus erit'.

v. 63 Hildebrandtius[3]) haud recte ita scripsit:

‚Stabat utrimque, duos validos tum Juppiter ignes'. ‚Stant' retinendum est coll. Ov. met. III, 564 ‚hunc cetera turba suorum corripiunt'.

‚Validos ignes' aptissime explicatur ibid. 303 sqq:

Nec, quo centimanum deiecerat igne Typhoëa,
Nunc armatur eo: nimium feritatis in illo est.
Est aliud levius fulmen, cui dextra Cyclopum
Saevitiae flammaeque minus, minus addidit irae,
Tela secunda vocant superi.

---

[1]) cf. Manil. V, 343 (de Gigantibus) ‚Nec prius armavit violento fulmine dextram Juppiter . . . .'

[2]) cf. Ov. fast. VI, 322—323.

[3]) Studien auf dem Gebiete der röm. Poesie und Metrik I. Vergils Culex. Leipzig 1887. p. 44 sq.

De ,utrimque secus', quod iam Hauptius restituit, cf. Lucr. IV, 936, Lucil. sat. 22, 9, Cato r. r. 21, 2.

VIII. vv. 69—73 ita scribendos puto:

Tum lites cessant, venit per sidera caelum,
Defensique decus mundi nunc redditur Ara.
Vertice Trinacriae morientem Juppiter Aetnae
Obruit Enceladon; vasto sub pondere montis
Aestuat et patulis exspirat faucibus ignem.

Errare mihi videntur omnes, qui v. 69 coll. Hor. carm. II, 19, 21 ,Liber' retinent. Nam cum in Gigantomachia describenda poëta Liberi nullam mentionem fecisset, non iam postquam ,pax est reddita mundo' (v. 68) dictum est, Liberi cum Gigantibus certamina celebranda fuerunt.

Noli putare mea emendatione (,tum lites cessant') tautologiam effici; nam ,tum pax est reddita mundo, tum lites cessant' nihil aliud significat nisi ,pax aeterna facta est'.

De v. 70, quem codd. ita praebent:

,Defensique decus mundi nunc redditur astris', iam Hauptius (opusc. II. p. 32) haec dixit: ,Valde dubitari potest, ne hic alia lateant, quae qualia fuerint nondum nobis licuit indagare'.

Manilius, qui idem Gigantomachiam attingit, ab Ara stella exordium sumit:

I, 420 Ipsius hinc mundi templum est, victrixque solutis
Ara nitet sacris, vastos cum terra Gigantes
In caelum furibunda tulit.

Atque hoc modo perorat: (ibid. 431) ,tunc (sc. devictis Gigantibus) Juppiter Arae Sidera constituit (= nunc redditur Ara), quae nunc quoque maxima fulgent' (= decus mundi).

v. 71 ex codd. CS lectione ,Curcite' restituo ,Vertice' atque ita versum conformo:

Vertice Trinacriae morientem Juppiter Aetnae.

cf. Aetn. v. 41, 286; Verg. Aen. III, 554 ,Trinacria cernitur Aetna'.

VIII. v. 75 recentiores editores codd. fidem secuti ,hinc audit nobile carmen' retinuerunt, cum solus Baehrensius in apparatu critico adnotaret: Malim ,ingenio est vivaci n. c.' Sed iam Scaligerus hunc locum depravatissimum esse intellexit scripsitque: ,Hinc auget nobile carmen Plurima pars scenae'.

Interpretatores ,audit' hoc loco idem significare putaverunt ac ,bene audit' (cf. Munro: poets have genius, hence their poems are renowned) neque vero argumentis comprobaverunt. Ego coll. Verg. ecl. IX, 38 ,neque est ignobile carmen' emendavi ,hinc non ignobile carmen'.

IX. v. 81 Munro ita scripsit:

,† Sollicitant † illi te circum, Tantale, poma' atque haec adnotavit: ,Sollicitant' comes clearly from the next v., a common source of error in our as in other mss.

Ego hoc verbum simile primo proximi versus verbo fuisse puto

atque ,Surripiunt illi te circum, Tantale, poma' restituo. cf. Hom. Od. XI, 592.

,Poma' pro codd. ,poena' scribendum esse maxime confirmatur Hom. Od. XI, 588—592, quem locum iam Munro attulit, atque Ov. am. II. 2, 43; Prop. II, 1, 66; Senec. Herc. fur. 759, Thyest. 2.

Contra Munronem Damsté[1]) ,Sollicitant — Sollicitantque' defendere conabatur collatis vv. 52 et 53 ,Provocat — Provocat'. Sed illo loco asyndeton habemus, ut anaphora exsistat, hoc loco coniunctio ,que' adhibita est.

X. v. 107 Baehrensius emendatione Hauptii acquievit:

,Ut crebro introrsus spatio vacuata charybdis', Ungerus scripsit:

,Ut crebro introrsus spatio recava acta Charybdis'.

Habet enim C, acta charybdis, cum S ,carims' (fortasse carinis? cf. Cul. 346) praebeat; in Helmstadiensi et Rehdigerano haec verba omissa sunt. Ellisius[2]) in Vat. 3272 ,carambos' scriptum invenit, unde coniecit ,coronis' interpretatusque est: ,the apex, the last stone that completes the pile'.

Munro dixit: ,charybdis is curious; it may be added to the Greek words he uses in a Greek sense'. Sed iis locis, quos e Stephano protulit (Eur. suppl. 501 et Strab. p. 275) non demonstratur Graecum vocabulum χάρυβδιν cavernam (cf. cavis v. 105) aut voraginem terrae significare. cf. Hesych:

,Χάρυβδις χάσμα θαλάσσης ἢ καταιγίς'.

Quodsi hoc loco Graeca vox scripta exstitit — neque illud quidem a nostro carmine alienum est (cf. v. 533) — ,χαράδρα' legendum esse puto.

Sed inepta illa locutione ,χαράδρα (vel charybdis) pendeat in sese' commotus aliam medicinam isti loco quaesivi, cum scriberem:

Ut crebro introrsus spatium vacet atque barathrum,
Pendere in sese similis quoque terra putatur.
cf. Lucr. I, 507 ,vacat spatium'
Manil. I, 173 Quodni librato penderet pondere tellus.
179 Nunc quia non imo tellus deiecta profundo,
Sed medio suspensa manet.
195 Pendentis terrae.
Ov. met. I, 12 Nec circumfuso pendebat in aëre tellus
Ponderibus librata suis.
Ov. fast. VI, 269 sqq:
Terra pilae similis, nullo fulcimine nixa,
Aëre subiecto tam grave pendet onus.

XI. vv. 175—177 Baehrensius ita edidit:

Haec imo cum sit species naturave terrae,
Introrsus cessante solo trahit undique venas
Aetna sui.

Sed vocula ,haec' poëta summam totius rei tractatae compre-

[1]) Mnemosyne XVII p. 194 sq.
[2]) Journ. of philol. XVI p. 292 sqq.

hendit, ut v. 74, 186 et 187, 212 et 218, 566 (cf. Kruczkiewicz[1]) p. 21); nusquam tamen poëta vocula ,hic' etc. in transitu utitur.

Jam intellegendum, poëtam vv. 175—176 illas argumentationes comprehendere atque concludere, quibus edocuit, terram venis, in quibus venti agitarentur, laxatam atque rimatam esse, ut corpus humanum venae percurrunt, ,ad vitam sanguis omnis qua commeat'.

v. 177 demum ad illud transit, ut demonstret, Aetnam ita, ut universam terram, penitus cavatam atque scissam esse.

Legendi igitur hi versus ita: trahit undique venas.

Aetna illi manifesta fides et proxima verost.

Hoc loco illud monendum est vv. 175—182 a Baehrensio in alienum locum detrusos post v. 174 reponendos esse versumque 182 ita emendandum:

Porrigit hinc artus, penitus qua exaestuat unda.

cf. Verg. georg. III, 240: at ima exaestuat unda (in clausula).

XII. v. 195 codices repetunt:

,Ut maior species Aetnae succurrat inanis', id quod etiam post v. 185 scriptum exstat. Sed utroque loco inepte hunc versum positum esse iam dudum perspectum est. Si displiceat eum ut glossema, quo summa rei a v. 177 ad v. 185 tractatae adnotetur, eicere, illud restat, ut eum, leniter emendatum, post v. 186 inseramus, ordine versuum ita constituto:

Haec illis (sc. ignibus) sedes tantarumque area rerum est,
Haec operis visenda sacri faciesque domusque,
Ut maior species Aetnae succrescat in ignes.

XIII. v. 232 Waglerus[2]) Gyraldini lectionem recepit, nisi quod pro ,hoc' Cantabrigiensis et Helmstadiensis ,haec' substituit. ,Locus' inquit ,uncis includendus est et sic legendus:

„— haec brevior cursu bis senos pervolat orbes, annuus ille meat —".
Poëta, quo est ardore concitatus, sine mora ipse docentis partes agit, ut et v. 236'. At hoc versu res se longe aliter habet; ibi enim inf. c. acc. positus coniungendus est cum ,scire' (v. 235). Quem porro non taedeat docere, lunam bis senos pervolare orbes, solem annuum meare? Causam vero iuvat scire, cur sol et luna ita moveantur. Ergo scribendum:

,Cur brevior cursu bis senos pervolet orbes, Annuus ille meet', vel (cf. Ellis, Journ. of. philol. XXIII, p. 12) ,Haec brevior cursu ut' etc.

XIV. v. 234, si Gyraldini ,motus' retineamus, ita emendandus est:

Ordine, quaeque suos varient incondita motus.

cf. Lucr. II, 242: ,Qui varient motus', V, 1208; Manil. III, 523 ,suos variaret motus'. Sin rectius ceteros codd. sequamur ,varient . . . gyros' scribendum. cf. Tac. Germ. 6, 10. Catull. 66, 6. Quae sidera certo ordine currunt, ea sunt, quae Cic. Tusc. I, 62 ,certis locis infixa' dicit, ea autem sidera, quae suos motus sive gyros variant, stellae

[1]) Poëma de Aetna monte Vergilio auctori potissimum esse tribuendum, Cracoviae 1883.

[2]) De Aetna poëmate quaestiones criticae, Berolini 1884. p. 35.



errantes sunt, de quarum, praegressionibus et institionibus' Cicero eodem loco et de nat. deor. II, 20, 51 et 40, 103 disserit.

Waglerus (l. c. p. 35) retinuit Gyraldini lectionem ,quaeque suos servent incodita motus' coll. Sen. N. Q. VII, 24, 1 (proprium iter = suos motus). Hac dubia comparatione nixus hunc locum de planetis et cometis interpretatus est, nulla ratione habita v. 242, ubi tandem ,tristem cometen' Aetnae auctor memorat.

XV. v. 237 ita scribo:

Nubila cur Pleias caelo denuntiet imbres.

Hauptius et Baehrensius pro ,Panope', quod Gyraldinus exhibet, ,Phatne' posuerunt, quod Waglerus (l. c. p. 22) laudat. Sed multo mihi verisimilius videtur ,Pleias' legendum esse. A poëtis enim sing. ,Pleias' vel ,Plias' pro plur. ,Pleiades' usurpatur; atque Pleiadas imbres denuntiare quis est, qui ignoret? cf. Valer. Flacc. 2, 357, Stat. silv. I, 6, 21, Verg. georg. IV, 233. Quin etiam Pleias aliquando pro tempestate et pluvia ponitur, cf. Valer. Flacc. 4, 268; 2, 405.

XVI. v. 247 in Gyraldino ita exstat: ,Qua vocet Orion, quo Sirius excubet index'.

Hauptius (op. III. p. 439 sq.) scripsit ,quo voltu Orion' coll. Manil I, 406 ,sic movet, ut vidit mundum voltuque gubernat'. Sed Manilius haec de Sirio dicit, non de Orione; deinde non intellego, qualem voluptatem hominibus afferat investigare ,quo voltu Orion excubet'. Sed iam omnia quadrant, si versus initio Gyraldini ,qua' reponamus, deinde Hauptii ,voltu' recipiamus ita:

,Qua voltu Orion, qua Sirius excubet index' i. e. qua ratione Orion et Sirius ipso voltu indicent, quid eveniat. Nempe Orion, si fulget, serenitatem, si obscuratur, tempestatem denotat (cf. Hygin. astron. 3, 34; 2, 26 et 34). Sirium autem voltu mundum gubernare Manil. l. c. dicit.

,Excubet index' Munro ita interpretatus est: ,Index, the informer, is said with poetical reference to him, when as the dog of Icarius he brought Erigone to her father's dead body'. At poëtarum fabulas auctor Aetnae respuit. Recte iam vidit Jacobus[1]), qua ratione ,index' intellegendum esset, coll. Manil. I, 396 sqq.

Sirius nempe indicat ,proventus frugum varios et tempora, quaeque valetudo veniat, concordia quanta. Bella facit pacemque refert varieque revertens sic movet ut vidit mundum voltuque gubernat'.

,Excubat' apte dictum est de Sirio. Excubat enim stella illa canicula, velut canis. cf. Hor. carm. III, 16, 2 ,vigilum canum tristes excubiae'.

XVII. v. 282 ita emendandus est:

,Unde repente quies et nullo foedere pax est'.

,Unde repente' omnes codices praebent excepto Gyraldino. Restituendum mihi videtur coll. Lucr. VI, 667 et 1088.

Librorum manuscriptorum corruptela ,multo foedere' leni medicina sanatur. Scribendum enim est ,nullo foedere', quod sententiae

[1]) Lucilii Junioris Aetna, rec. Frid. Jacob, Lipsiae 1826, p. 154.

aptissimum est. Nullo enim foedere facto Aetna repente bellandi i. e. erumpendi finem facit pacemque et otium servat.

XVIII. vv. 294 sqq. ita legendi sunt:

Nam veluti sonat aura diu Tritone canoro; —
Pellit opus collectus aqua victusque movere
Spiritus, et longas emugit bucina voces; —
Carmineque irriguo magnis cortina theatris etc.

v. 294 Baehrensii coniectura ‚velut ut' pro mss. ‚veluti' inutilis est. Nam poëta saepius parenthesi utitur (v. 147—148 e Wagleri distinctione, 173—174, 202—206, 289, 506); in comparationibus vero parenthesin maxime adhiberi quis est qui ignoret?

Ellisius[1]) v. 294 coll. Vaticano 3272 ‚sonitura dius tritona canoro' ita scripsit:

‚Nam veluti sonat urna ciens Tritona canorum', cum adderet: ‚urna, J think, would be quite a proper term for the hydraulic box which the poet is here describing. This machine seems to have sounded by setting in motion an apparatus communicating with a trumpeting Triton'. At non urna, quae Tritona moveret, sonabat, sed bucina Tritonis.

Retinendum igitur mihi videtur ‚aura diu', quod in parenthesi explicatur illo ‚longas (= diu) emugit bucina voces', atque apte respondet ‚magnum commurmurat Aetna'.

v. 295 legendum est ‚collectus aqua'. Pellit enim machinam hydraulicam spiritus aqua collectus i. e. compressus. cf. Lucr. VI, 557 (ventus collectus) ibid. 571 (venti quasi collecti) et 124 (validi venti collecta procella).

XIX. v. 351 omnes codices corruptum praebent ita:

‚Nec levitas tantos igitur ferit aura movetque'.

Baehrensius primus emendare conatus est atque coniecit ‚nec leviter tactos', sed addidit: ‚igitur' emendare nescio.

Ellisius (Journ. of philol. XX, 229) haud recte coniecit: ‚Nec leve id est: stantes igitur ferit aura movetque'.

Ego ita legendum propono:

‚Nec levis est tantos qui ignes ferit aura movetque'.

Explicatur hoc versu quod antecedit ‚tantusque ruentis impetus. (v. 349)'.

XX. vv. 359 sqq. hoc modo restituendi sunt:

Sive peregrinis igitur propriisve potentes
Coniurant animae causis, ille impetus ingens
Et montis partes atra subiectat arena
Vastaque concussu flagrantia saxa; fragores
Ardentisque simul flammae se fulmina rumpunt.
Haud aliter quam, cum prono iacuere sub austro
Aut aquilone fremunt silvae, dant bracchia nodo
Implicita; hac serpunt tritis incendia ramis.

v. 360 ‚impetus ingens' cum Maehlio[2]) scribendum est; nam

[1]) Journ. of philol. XVI, p. 302.
[2]) Beiträge zur Kritik des Lehrgedichtes Ätna, Basel 1862.

de eruptione ignium versu demum 363 agitur. Impetus autem ingens animae (cf. Aetna v. 349 ‚tantusque ruentis impetus') illam arenarum saxorumque eruptionem efficit, ut est apud Lucretium (VI, 686—693 ‚Ne dubites, quin haec animai turbida sit vis').

v. 361 Hauptii ‚subiectat' pro mss. ‚subvectat' mihi comprobatur coll. Lucr. VI, 700 (de Aetna) ‚Saxaque subiectare et arenae tollere nimbos' et Verg. georg. III, 241 ‚nigramque alte subiectat arenam'.

v. 362 ‚concussu' aptius mihi esse videtur quam mss. ‚concursu'. cf. Lucr. VI, 290, 688. Ov. met. XV, 348. I, 143 ‚crepitantia concutit arma'. ‚Fragores se rumpunt' poëta hoc loco dicit, ut v. 201 ‚fragor rumpitur'.

‚Ardens flamma' v. 363 nihil habet insoliti. cf. Aetn. v. 335 et 610: ‚obscura caligine'. Similia inveniuntur apud Lucretium: I, 300 ‚calidus aestus', I, 647, II, 431, VI, 516, 688: ‚calidus ignis', V, 1250 ‚flammeus ardor' etc. cf. Manil. I, 322. Eodem versu Baehrensius pro mss. ‚fulmina' Vlitii ‚flumina' recepit. Falso. cf. Lucr. I, 725: (de Aetna) ‚Ad caelumque ferat flammai fulgura rursum'. VI, 182 ‚fulgura flammae'. Petron. sat. 122, 135 sq. ‚Aetna voratur Ignibus insolitis et in aethera fulmina mittit', atque ipsius Aetnae v. 345 ‚qui fulminat ignes'.

Dicit igitur poëta haec:

Saxa concussu ignem concipiunt (cf. flagrantes), ut fragores (cf. concussu) et flammae fulmina se rumpant.

Haec sententia similitudine illustratur, quae e Lucretio (I, 897 sqq., V. 1094 sqq.) assumpta est. Pergit enim poëta hoc modo: Lapides concussi ignem concipiunt et flagrant, ut rami arborum triti ignem ultro comprehendunt.

v. 366 Baehrensius recte ‚tritis' scripsit; cf. Lucr. I, 898, V, 1098.

XXI. vv. 386 sqq. ita legendi sunt:

Nunc superest, — quaecumque creant incendia silvae —
Quae flammas alimenta vocent, quid nutriat Aetnam
Incendi patiens. — Lapis est vernacula causa et
Materia, appositumque illi genus altile terrae.

v. 386 ‚Superest' pro codd. ‚superat' scribendum esse colligo ex Lucr. I, 50, 921, II, 39, 491, 546, III, 350, IV, 593, V, 91, 261, 769, 1239, VI, 219, 423, 979; Verg. georg. IV, 51, Aen. IX, 157, XI, 15.

‚Quaecumque creant incendia silvae' iam recte emendavit Waglerus (l. c. p. 60) sed neglexit Lucr. I, 903:

Quae cum confluxere, creant incendia silvis.

v. 388 poëta dicit lapidem esse causam et materiam incendii vernaculam, i. e. quae in ipso monte exsistat. cf. Aetn. v. 396, 417 (‚lapis incendi causam tenet'). Quae vero altilia terrae genera in Aetna comburantur, poëta statim (inde a v. 390) exponit: sulphuris humor, aluminis sucus, pingue bitumen. cf. Ov. met. XV, 352.

XXII. vv. 402 sqq. Baehrensius ita legit:

Quem si forte manu teneas ac rodera cernas,
Nec fervere putes, ignem nec spargere posse;

Sed simul ac ferro quaeras, respondet, et ictu
Scintillat calor. Hunc multis circum inice flammis
Et latebris extorque animos atque exue robur,
Fundetur ferro citius (nam mobilis illi
Et metuens natura mali est, ubi corpitur igni);
Sed simulatque hausit flammas, non tutior hausti
Ulla domus; servans faciem duram atque tenaci
Saepta fide.

v. 402 ‚robora', quod omnes libri manuscripti praebent, restituendum est coll. v. 406 (‚exue robur'). Hoc versu Baehrensius pro mss. ‚patere extorque' substituit ‚latebris extorque'. Scilicet ob oculos versabantur ei, quae auctor Aetnae v. 551 sqq. dicit, lapidem molarem obstare ignibus, si caelo patenti liquefacere velis, fornace si coërceatur, extemplo liquescere. Sed ‚latebrae' ‚fornacem' significare non possunt. Scribendum videtur: ‚Et patenis extorque animos'.

v. 408 recepit Baehrensius ‚mali'; sed Cantabrigiensis praebet ‚alii', quod mihi quidem ex ‚illi' corruptum videtur. Quod enim malum iam lapis metuat maius, cum igni corripiatur? Hoc modo igitur vv. 407 et 408 legendi sunt: nam mobilis ille,
Et metuens natura illi est, ubi carpitur igni.

‚Carpitur igni' scribendum putavi coll. Verg. Aen. IV, 2 ‚et caeco carpitur igni', Ov. met. III, 490 ‚et caeco paulatim carpitur igni'.

v. 409 apte comparetur Cir. 163, Quae simul ac venis hausit sitientibus ignem
Et validum penitus concepit (Aetn. 415) ‚in ossa furorem'.

v. 410 Baehrensius ‚servans faciem duram' scripsit, cum libri manuscripti omnes praebeant ‚servans aciem duramque'. At ‚faciem duram' lapis molaris incensus et liquefactus retinere non potest; cf. v. 554 ‚captusque liquescit' (sc. lapis).

Ego ita scribendum puto:
Servat facium lucem atque tenaci
Saepta fide est.

Gen. plur. ‚facium' etiam apud Apul. met. 11, 9 exstat.[1]) cf. Verg. Aen. II, 694 (facem . . . multa cum luce).

XXIII. v. 426 libri manuscripti praebent omnes ‚Cerne locis etiam', quod nemini nisi Ellisio placuit (Journ. of philol. XXIII p. 17), cum haec diceret: ‚Not a word here requires alteration: all that is required to make the v. clear is to interpunctuate after ‚etiam', atque interpretaretur: ‚Test the point again by particular regions: place yourself by caverns of the same kind'.

Jacobus coniecit ‚Cerne etiam Nolae', quod laudavit Hauptius (op. II p. 42), sed in Aetnae editionem non recepit. Baehrensius ‚Cerne Vesuvi etiam' scripsit ‚quod iam Waglerus (l. c. p. 42) refellit. Ipse posuit ‚Cerne Locris etiam'. At in ipso Locrorum oppido similes Aetnae cavernas arsisse, nemo tam stultus erit, qui sibi persuadeat. Ne illud quidem Waglerus demonstravit, apud Locrorum op-

[1]) Neue, Formenlehre der lat. Sprache, 2. Aufl. I, p. 274.

pidum cavernas olim flammas vomisse. Nam ,Vesuvina incendia' (Stat. silv. II, 6, 62) non sunt intellegenda ,vulcania' omnino, cum nullus scriptorum locus exstet, quo ,Vesuvinus' idem significet ac ,vulcanius'. Equidem in vocabulis ,locis' et ,cavernas' casus a librario permutatos esse puto, ut recte scribatur ,locos' et ,cavernis', atque restituto ,adsiste', quod C exhibet, versus ita distinguatur:

Cerne locos etiam similes, adsiste cavernis.

cf. Verg. Aen. II, 28: Desertosque videre locos; Lucr. I, 965: adsistas regionibus (Draeger, histor. Syntax der lat. Sprache, I, p. 412).

Enumerantur a poëta quattuor aliae regiones, e quibus olim ignes erumpebant: Aenaria, locus inter Neapolin et Cumas situs, Rotunda, Vulcania. vv. 426—429 aptissime ad illas regiones describendas transit auctor, qui singulas carminis partes magna cum diligentia inter se coniunxit.

v. 443 in codd. ita legitur:

Quae restat minor et dives satis ubere terra est.

,Uber' (= Fruchtbarkeit) hoc loco ineptum esse nemo adhuc intellexit. Sanatus videbitur versus, si corrigemus ,est dives sat sulphure terra' atque cum Munrone v. 444 ita pergemus:

Sed non Aetnaeis vires quae conferat illis.

XXIV. vv. 458 sqq. ita emendati mihi videntur:

Haud igitur mira est facies, quae circuitu extra,
Si lenitur opus, restat; magis uritur illic,
Sollicitantque magis vicina incendia saxum.
Aetnaque venturae praemittit pignora flammae;
Nam simulatque movet vires turbamque minatur,
Diffugit extemplo solidum ac trahit undique rimas.

Atque v. 458 et 459 poëta haec dicit: Facies lapidis molaris, qualis post eruptionem in lateribus montis restat, nihil habet insoliti, si in memoriam revocamus, eum in imo monte flammis liquefactum esse. Deinde pro ,Certa' rectius duce Baehrensio ,Aetna' restituendum erit; neque enim lapis molaris ,pignora venturae flammae praemittit', sed Aetna; nec lapis molaris ,vires movet turbamque minatur', sed ipse mons Aetna. v. 463 Baehrensius scripsit: ,Nix fugit'. Opinatur ille quidem iam ante ignium eruptionem nivem apicem Aetnaeum integentem fugere atque hac re Aetnae eruptionem indici. Sed illud plurimis testimoniis confirmari potest, ne ignibus quidem iam erumpentibus nivem Aetnaeam diffugere; cf. Claudian. 33, 165 sqq. (ed. Jeep); Sil. Ital. XIV, 64 sqq.; Solin. coll. rer. mem. (ed. Mommsen) V, 9. Quae veteres animadverterunt, ea etiam recentiores esse vera comprobaverunt. Atque Sartorius de Waltershausen in illo laudatissimo libro, qui inscribitur ,Der Ätna', H. de Saussure, qui ipse eruptionem Aetnae a. p. Chr. n. 1879 mense Maio factam vidit, haec dicentem facit (I. p. 325): „Oberhalb der Gegend, in welcher die bedeutenden Centren der Eruption gelegen waren, auf den Abhängen gegen die Timpa rossa und den Monte Nero zu, fanden sich weite Schneefelder, ein dichter und sehr mächtiger Schnee, der auch unter den neu geflossenen Laven noch hervorschaute. Man

erkennt daraus, dafs derselbe unter dem Einflusse der überfliefsenden Lava nicht einmal ganz geschmolzen ist, ein wie schlechter Wärmeleiter die Lava sein mufs".

Eodem versu Baehrensius pro corrupto ,trahit ictaque ramis' in apparatu critico rectissime coniecit ,trahit undique rimas', sed versus numeris non aptavit. Ante ignium eruptionem montis partes scinduntur. Huius rei locupletissimum testem afferam ipsum Sartorium, qui (l. c. p. 320) haec dicit: „Einen viel grofsartigeren Eruptionsapparat hatte der Ätna auf seiner Nordnordostseite geschaffen . . . Hier war der ganze Boden in der Umgebung von Spalten durchzogen und vollständig zerklüftet". Eadem Alfredus Kirchhoff in illo libro, qui inscribitur ,Länder- und Völkerkunde von Europa' (tom. II. part. II p. 320) affirmat his verbis: „Die Ausbrüche (des Ätna) erfolgen selten aus dem Gipfelkrater, obwohl derselbe beständig raucht und gelegentlich Asche und Bomben auswirft, sondern aus Spalten, in welchen der Kegelmantel in der Höhe von 1000—2000 m aufreifst".

Ita igitur v. 463 legendus:

Diffugit extemplo s o l i d u m ac trahit undique rimas.

XXV. v. 490 Baehrensius scripsit:

,Nunc silvae rupesque n a t a n t'. Sed quomodo fieri potest, ut silvae rupesque in undis igneis natent? Statim incendio silvas deleri rupesque dissolvi elucet. Ipse auctor Aetnae celeberrimam illam, quae vocatur ,piorum fratrum' eruptionem describens, haec dicit (v. 611)

Ardebant agris segetes et mitia cultu
Jugera cum domibus, s i l v a e collesque virentes.

Rupes autem massa ignea dissolvi testis est Nic. Specialis, qui eruptionem Aetnae a. p. Chr. n. 1329 factam, quam ipse vidit, describens cum alia tum haec dicit (rer. Sicul. VIII, 2): ,Effluebat autem hiatibus illis rivus igneus velut metallorum liquentium in fornace, occurrentem tellurem exurens, i n l a p i d e s e t i n m i n i m o s c a l c u l o s i n g e n t i a s a x a d i s s o l v e n s'. cf. Sartor. de Waltershausen (II, p. 4): „Bald wälzt sich ein Strom glühender Lava über die Abhänge des Berges, der auf seinem Laufe vor sich die Wälder in Brand setzt, die Werke der Menschen und ihre Städte begräbt".

Retinenda est igitur vulgata lectio:

Nunc silvas rupesque v o r a n t, nunc terra solumque
Ipsum adiutat opus.

Haec proxima verba, quae palmari Hauptii emendatione restituta sunt, illustrari mihi videntur his Nic. Specialis verbis (l. c.):

Vidi ego subito i g n i t a m t e r r a m, quam pedibus paulo ante calcaveram . . . ac velut alluvionem excrescentis fluminis emanare (cf. ,faciemque sibi induit amnis').

XXVI. vv. 521—523 coniunctis quasi Hauptii, Munronis, Baehrensii viribus ita emendati sunt, ut eos iterum tentare levitatis sit; maxime probatur v. 523 Baehrensii palmaris coniectura:

,U t r a que ut possis aeris cognoscere f o r m a m (= χαρακτῆρα).

v. 526 omnes editores, ,vultum' quod C praebet vel ,vultu', quod in ceteris mss. legitur, retinuerunt. Illud vero omnibus perspicuum

sit, ignem lapidis, si ‚in madentes flammas effluxerit', ‚vultum perdere'. Longe enim alius vultus lapidis compacti ac liquefacti est. Emendandum igitur: ‚nec multum perdidit ignis'.

In sequentibus versibus omnes editores haeserunt; velim recipias hanc meam coniecturam:

‚Quin etiam extra si vultum calor ipse revellit,
Udove aut aevost putris magis ille magisque,
Una operis facies eademque, per omnia perstat.

Sententia haec est: Vultus ille quidem lapidis non solum calore sed etiam humore aut longa annorum serie mutari potest. Sed caloris, aquae, aevi opus idem valet: nam ne hilum quidem ipsius lapidis elementa, ut Lucretiano verbo utar, mutant: lapis per omnia illa opera perstat.

v. 528 Baehrensius recte ‚aevost' scripsit. cf. Lucr. V, 306
Denique non lapides quoque vinci cernis ab aevo,
Non altas turris ruere et putrescere saxa?

XXVII. v. 568 iam recte emendavit Waglerus (l. c. p. 23 sq.) ‚incendi vis vincit maxima saxa'. Sed v. 569 legendum esse ‚magnificos lapides (= muros)' idque de moenibus Thebarum interpretandum esse (l. c. p. 28) mihi persuadere non potuit. Nam non solum moenia Thebarum spectaturi proficiscebantur homines curiosi, sed etiam alia visu digna in capite Boeotiae oculos Romanorum advertebant (cf. r. 577 et 578). Jam vero non Thebas solas a Romanis petitas poëta narrat, sed et Spartam, Athenas, Troiam, alias urbes, clarorum artificum tabellis signisve celebres.

Codices praebent ‚laudes', quod male defendebat Ellisius l. c. XVI, p. 311) cum coll. Verg. georg. II, 174 diceret ‚glories i. e. monuments which have become famous in the world for their magnificence'. Equidem haud scio an nemini haec interpretatio probetur; mallem cum Wernsdorfio ‚magnificas urbes' scribere. cf. Ov. Pont. II, 10, 21
Te duce magnificas Asiae perspeximus urbes.

XXVIII. v. 581 in omnibus editionibus ita scriptus invenitur:
Et sacer in bellum numerus, sua turba regenti.

Olim haec conieci:

‚Acer et in bellum numerus'[1]) maxime eo adductus, ut ‚acer' scriberem, quod etiam v. 392 Helmstadiensis ‚sacris' praebet pro ‚acris'.

Sed nunc mss. verba servanda mihi videntur, cum intellexerim ‚numerum' hoc loco nihil aliud significare quam ‚rythmum'. cf. Aetn. v. 38 ‚numerosa in verbera' Verg. Aen. VII, 698;
Ibant aequati numero regemque canebant.

Quis vero illud ignorat, Spartiatas non ad tubae sonitum, sed ad tibiae, quae Musis erat sacra, sacrisque faciundis maxime adhibebatur, cantum in bellum processisse, illisque carminibus anapaesti pedis modulo compositis, quae ἐμβατήρια vocantur, ad virtutem fortitudinemque inflammatos esse?

---

[1]) numerus = Schar; cf. Cic. fam. 3, 3 ‚integrum militum numerum' Sall. Cat. 33, 1 ‚ex suo numero legatos mittit'.

cf. Thuc. V, 70, Cic. Tusc. II, 16, 36, Valer. Max. II, 6, 2, Plut. inst. Lac. 16.

XXIX. v. 587 omnes mss. praebent corruptum illud ,sedes vestra', in quo emendando omnes editores desudaverunt.

Hauptius scripsit:

Erigone's; edens questum Philomela canoras
Evolat in silvas;

Baehrensius etiam longius a codd. aberrans:

Erigone, es et quae stirpem Philomela canoris
Invocat in silvis.

Male uterque ,evocat' mutavit,[1]) quod verbum Vergilius duobus locis eisque de inferis excitandis usurpat (Aen. IV, 242, VI, 749). Equidem illum versum ita restituo:

Erigone's; sed Ityn vestra en Philomela canoris
Evocat in silvis; et tu, soror, hospita tectis
Acciperis, solus Tereus ferus exsulat agris.

cf. Cul. 252; Soph. El. 148, Aesch. Ag. 1140, Eur. fr. 775, 21 ,Sed' (v. 587) apte positum est; cum enim Erigone propter pietatem in siderum numero habeatur, Philomela misere propter scelus in silvis degit. ,Vestra' haud eiciendum est; poëta enim apostropha usus Athenas alloquitur.

XXX. v. 595 rectissime iam Scaligerus emendaverat, cum scriberet ,rorantes arte'. Recentiores vero, cum ignorarent hoc loco poëtam Lucr. IV, 790 ,arte madent simulacra' expressisse, inanem laborem susceperunt. Atque Hauptius (opusc. II p. 165 sqq.) plurimis exemplis allatis haud eleganter coniecit ,rorantes patre' id quod Munro secutus est. Baehrensius coll. Ov. trist. II, 528 et fast. IV, 131, ut mihi videtur, adductus est, ut ,rorantes matre' poneret, quod iam Waglerus refutavit (l. c. p. 29). Ille ipse, nimium a codd. lectione recedens ,manantes rore' coniecit.

XXXI. v. 598 Baehrensius Joannem Schraderum et Hauptium (op. II, p. 165) secutus ,gloria vacca Myronis' scripsit, cui coniecturae longe praefero mss. ,gloria viva Myronis'. ,Gloria' enim hoc loco substantivum concretum est = Ruhmeswerk. cf. Plaut. truc. 877; Tac. annal. II, 88; III, 45.

Si quid mutandum est, haec mea coniectura haud displiceat: ,nunc aera et viva Myronis'. Poëta enim, cum antea Graiorum artificum tabellas, quas spectaturi Romani difficillima et periculosissima itinera faciebant — Apellis Coam Venerem anadyomenen, Timomachi Byzantini Medeam, Timanthis Iphigeniam — dilucida oratione enumerasset, nunc etiam signa memorat. Et cum plures tabulas laudasset, universa Myronis aera, non solam buculam celebrat, ut Ov. art. am. III, 219.

,Aera' nil aliud nisi signa aënea esse satis demonstratur Hor. ep. I, 6, 17; II, 1, 240.

---

[1]) cf. Ov. met. XI, 598.

XXXII. vv. 600 sqq. apud Baehrensium ita leguntur:
Haec visenda putans terra ruis usque marique?
Artificis naturae ingens opus aspice; nulla
Tu tanta humanis opibus spectacula cernes,
Praecipueque vigil rupes ubi Trinacris ardet.

v. 600 codd. praebent ‚putas terra dubiusque marisque', unde iam Munro rectissime restituit ‚putas terra dubiusque marique. cf. Ov. Pont. III, 4, 8 ‚Ad medicam dubius confugit aeger opem'.

v. 602—603 codd. praebent:
Cum tanta humanis phoebus spectacula cernes,
Praecipueque vigil fervens ubi syrius ardet.

At auctorem Aetnaei carminis opinatum esse ignes Aetnae inter exortum atque occasum Sirii praecipue erumpere vix credibile, etsi Seneca (N. Q. VI, 1, 1) nos docet, veteres hibernos dies a terrae motibus vacare promittere solitos esse.

Olim haec conieci: nulla
Tanta humana etenim Phoebus spectacula cernit,
Praecipue Phoebe, fervens ubi sidera lambit.
Sed propius ad mss. lectionem haec accedunt: nulla
Cum tanta humanis rebus spectacula cernas,
Praecipueque vigil, fervens ubi sidera lambit.
cf. Verg. Aen. III, 574 (de Aetna)
Attollitque globos flammarum et sidera lambit.
Claudian. 33, 163 (de Aetna)
Foedat nube diem, nunc molibus astra lacessit
Terrificis.

Sententia in promptu est: Aetnae spectacula magnificentiora sunt quam omnes res humanae. Maxime autem spectanda sunt noctem pervigilantibus, cum ignes ad sidera evehantur.

XXXIII. v. 612. Waglerus (l. c. p. 24 sqq.) poëtam scripsisse putat:

‚Jugera, circum omnes silvae', cum diceret: ‚Quaecumque sunt in Aetnae circuitu, omnia capit vorax incendium'.

At non omnes circum silvae ardebant, sed cum in unam montis partem unda ignea eruptione a. a. Chr. n. 693 facta defluxisset, eae solae, in quas amnis ille igneus processit. Et viri docti nobis ostenderunt, in quae loca massa illa ignea, cui postea in saxum conversae ‚fratrum piorum' nomen inditum est, decurrisset. cf. Sartor. de Waltershausen l. c. I. p. 197; Th. Bergk. in Philologo 1873 p. 138; Ant. Somma: Sul luogo e tempo in cui avvenne l'eruzione dell'Etna appellata dei fratelli pii. Atti Accad. Gioënia XX. p. 59.

Quod Waglerus dicit emendationem Heinsii ‚domibus' reiciendam esse, quia domuum hoc loco nondum mentionem fieri liceat, sed demum inde a versu 614, opponendum, igni Aetnaeo iam priusquam ad urbem accessisset, domos agricolarum atque vindemiatorum supra urbem in ipsis montis lateribus sitas vastatas esse. cf. Claudian. 50 (De piis fratribus et statuis eorum, quae sunt apud Catinam) v. 46:

Nec gemat (Trinacria) exustas igne furente domos.

XXXIV. v. 626 Baehrensius scripsit:

‚fraterque cluens ab nomine fontis' profectus ab illis, quae Wernsdorfius (Poët. Lat. min. IV p. 374) protulit: ‚videtur hoc ei (sc. Anapi) nomen commune fuisse cum fluvio Siciliae, Anapis dicto, cuius meminit Ov. met. V. 417, et Pont. II, 10, 26'.

At hercle, quo iure posuit ‚cluens ab nomine fontis', cum Anapis fluvius Siciliae sit?

Mss. praebent omnes ‚fraterque pari sub munere', deinde Cantabrigiensis et Helmstadiensis ‚fontis', cum ceteri ‚fortis' vel ‚sortis' exhibeant.

‚Fortis' ponendum esse videtur coll. Claudian. 50, 41:

Cur non Amphinomo, cur non tibi, fortis Anapi,
Aeternum Siculus templa dicavit honos?

‚Pari sub munere' poëtam scripsisse mihi persuasum est; ‚munus' enim idem significat ac nostro sermone ‚Liebesdienst'. cf. Verg. ecl. VIII, 60, Aen. IV, 429.

Versus igitur ita restituendus est:

Amphinomus fraterque pari sub munere fortis.

(Jam ‚De Aetnae auctoris cum Lucretio conspiratione' tractabitur).

München. Dr. L. Alzinger.

Zu Horat. a. p. v. 63 ff.

sive receptus
terra Neptunus classis aquilonibus arcet,
regis opus.

Ein alter Zankapfel, diese Stelle. Bekanntermaſsen beziehen die Ausleger diese Verse entweder auf Jul. Caesars projektierten Hafenbau zu Ostia (seit Preller, Philol. II. 3 S. 483 ff.) oder auf die von Agrippa ausgeführte Anlage des portus Julius bei Bajä. Hüben und drüben wird die gegnerische Annahme mit guten Gründen verworfen.

Ich möchte einen dritten Interpretationsversuch anführen: Vell. Paterc. sagt bei der Schilderung des lucullischen Luxus (II, 33): quem (sc. Lucullum) ob iniectas moles mari et receptum suffossis montibus in terras mare haud infacete Magnus Pompeius Xerxen togatum vocare assueverat[1]).

Man erinnere sich an die Parallelstelle bei Auson. Mosella v. 367 (regis opus magni), da von der Durchstechung des Athos durch Xerxes die Rede ist; man bedenke, daſs Horaz mehrere Anecdoten über Lucullus (Ep. I, 6, 40; Ep. II, 2, 26) erwähnt, die vermutlich zu des Dichters Jugendzeit im Umlauf waren, und die Beziehung der angeführten Stelle auf Lucullus erscheint nicht ausgeschlossen, deckt sogar einen bisher ungekannten Wortwitz auf.

Schäftlarn. Dr. E. Stemplinger.

[1]) cf. die interessante Parallelstelle bei Plutarch, Lucull. 39: *τὰς δ' ἐν τοῖς παραλίοις καὶ περὶ Νέαν πόλιν ἔργα, λόφους ἀνακρεμαννύντος αὐτοῦ μεγάλοις ὀρύγμασι καὶ . . . . ὁ Στωϊκὸς Τουβέρων* (cf. Vell!) *θεασάμενος Ξέρξην αὐτὸν ἐκ τηβέννου προσηγόρευσεν.* Ebenda steht auch die Anecdote über Lucullus, die Hor. ep. I 6, 40 erzählt.

II. Abteilung.

Rezensionen.

W. Schuppe, Grundrifs der Erkenntnistheorie und Logik. Berl. 1894. R. Gärtners Verlagsbuchhandlung. VIII. 186 S. 3 Mark.

Schuppe sagt selbst im Vorwort, dafs er „Neues“ bringe. „Neu“ kann zeitlich und sachlich genommen werden. Die erstere Auffassung ist ausgeschlossen; Schuppe hat bereits in seiner „Erkenntnistheoretischen Logik“ 1878 und seither in manchen Schriften (s. S. IV) seine Anschauung dargelegt. Wenn sie trotzdem sachlich neu blieb d. h. wenig Anklang und Eingang fand, so liegt darin zum mindesten keine Empfehlung.

Eine Logik im gewöhnlichen Sinne, eine formale („gemeine“) Logik bietet Schuppe nicht. Diese ist nach ihm subjektiv, ohne Objekte, also nicht denkbar. Er berührt Teile derselben nur, um sie zu verurteilen. Seine Logik ist materiale Logik, Ontologie; sie gibt inhaltliche Erkenntnisse, natürlich allgemeinster Art, vom Seienden überhaupt und seinen obersten Arten. „Dies die Normen des Denkens“ (S. 4). Schon hier ist zu erinnern, dafs es sich darnach beim Denken blofs um die Gliederung des wirklich Seienden d. h. um die Subsumption des Einzelnen unter die obersten Arten handeln kann. Diese setzt aber Kenntnis der obersten Arten und des zu subsumierenden Einzelnen voraus. Sind nun bei dieser doppelten Erkenntnis und der auf ihr beruhenden Subsumption die obersten Arten auch schon Normen des Denkens?

Da Schuppe im vorliegenden Werkchen gewissermafsen die Quintessenz seiner literarischen Thätigkeit seit 1878 gibt, so ist ein Eingehen auf alle Einzelheiten, die einer Besprechung bedürftig erscheinen, von vorneherein ausgeschlossen. Ich erörtere daher nur seine Grundanschauung nnd beschränke mich im weiteren auf einige besonders hervorstechende Punkte.

Die Frage, wie etwas objektiv Existierendes Gegenstand eines Denkens und Erkennens ist oder wird, ist für Schuppe gegenstandslos. Es können vielmehr Subjekt und Objekt des Denkens nicht ohne einander existieren (S. 7). Das Ich und die Welt gehören absolut zusammen (S. 24). Die ganze räumlich-zeitliche Welt, die sich aus Empfindungsinhalten aufbaut, ist so, wie wir sie aus der unmittelbaren Anschauung kennen (S. 24) — naiver Realismus. Das Wirkliche

kann nur als Objekt des Bewufstseins gedacht werden (S. 169). Die Wahrnehmungswelt „ist zwar unabhängig von allen individuellen Bewufstseinen (sic!), aber ihrem Begriffe nach nur als Objekt von Bewufstsein überhaupt denkbar; sie sind zusammen das ursprüngliche Ganze des Seins überhaupt“ (S. 34). Also Sein = Bewufstseinsinhalt. Zum Bewufstseinsinhalt gehört nicht blofs Wahrnehmung und sinnliches Gefühl, sondern alle höchsten Erkenntnisse, die erstrebt und erhofft werden können, vor allem die von der Gesetzlichkeit, nach welcher die Bewufstseinsinhalte der Iche den und den gemeinschaftlichen Teil haben und in den und den Punkten differieren (S. 22). „Der Begriff des existierenden Unwahrgenommenen geht in solchem auf, was seinem Begriffe nach Wahrnehmbares ist“ (S. 30). Schuppe postuliert ein Bewufstsein überhaupt, das für sich nirgends existiert, sondern nur in den individuellen Bewufstseinen (um seine Ausdrucksweise zu gebrauchen).

Wie steht es nun nach Schuppe selbst mit der Wahrheit dieser seiner Grundanschauung? Die formale Logik könnte ihn belehren, dafs Widerlegung der bestehenden fremden Anschauungen — ob er sie immer richtig fafst, bleibe dahingestellt — noch lange kein Beweis der eigenen ist. Nun besteht nach ihm die Wahrheit einer Erkenntnis in der Widerspruchslosigkeit oder Übereinstimmung (S. 170), aber nicht in sich, noch in der Übereinstimmung der Mehrzahl oder einer gröfseren Zahl von Menschen (da salviert sich Schuppe von vorneherein: „Die Zahl der Übereinstimmenden hat an sich nicht die geringste Beweiskraft“ S. 170), sondern mit schon bestehenden höheren Erkenntnissen (S. 173). Welches sind nun diese für die „neue“ Anschauung Schuppes? Sie stimmt mit keiner bestehenden. Sind diese daher eo ipso alle falsch, und haben wir die seinige einfach gläubig anzunehmen? Pafst sie allein in den Zusammenhang des Weltganzen (vgl. S. 173)? Wo ist die sichere Erkenntnis dieses Zusammenhangs und wieder die sichere für diese u. s. w.? Schuppe könnte sich höchstens auf die von ihm wiederholt angerufene „ursprüngliche Thatsache“ zurückziehen; aber diese erklärt er inhaltlich nicht, und wir müssen sie einfach gläubig annehmen. Wir kommen sonst zu dem Absurdum, dafs selbst zum Beweis der Grundanschauung schon sichere Erkenntnis vorhanden, also vor der Erkenntnistheorie das Erkenntnisproblem schon gelöst sein mufs.

Schuppe kann — und das ist der wundeste Punkt — schon seiner Grundanschauung nach den Irrtum nicht von der Wahrheit unterscheiden, so sehr er sich auch Mühe gibt. Der Inhalt des Irrtums ist ebenso Bewufstseinsinhalt wie der einer wahren Erkenntnis. Allerdings kann der Irrtum nur den individuellen Unterschieden der einzelnen Bewufstseine, nicht dem gattungsmäfsigen Wesen angehören (S. 171). Aber das gattungsmäfsige Bewufstsein ist das Bewufstsein überhaupt. Dieses existiert nicht für sich, also auch nicht sein Inhalt. Das Gattungsmäfsige des Bewufstseins ist das, was den individuellen Bewufstseinen gemeinsam ist (S. 31); das Bewufstsein überhaupt erwacht in einem Menschenleibe (S. 169). Woher stammt nun das

Individuelle im Bewufstseinsinhalte? Die individuellen Bewufstseine unterscheiden sich durch die Verschiedenheit der Ausschnitte, welche jedem jedesmal bewufst werden, und auch durch aus der Individualität stammende Verschiedenheit der Färbung und Auffassung auch in ihrer Wahrnehmung desselben Einen. In der Verschiedenheit der Ausschnitte kann der Irrtum nicht begründet sein, die Individualität selbst aber ist unerklärlich; denn die angeführten Gründe (S. 32, 67, 73, 74) liegen selbst wieder in der Individualität. Wir stehen wieder vor der „ursprünglichen Thatsache“. Das Individuelle im Bewufstseinsinhalt ist einfach da. Wo ist nun nach allem das Kriterium für das Richtige und Unrichtige im Bewufstseinsinhalt? Ich habe keines bei Schuppe zu finden vermocht und komme nach seinen Anschauungen mit ihm zu dem von ihm selbst ausgesprochenen trostlosen Resultate: „Der einzelne kann nur und mufs schliefslich immer einen Irrtum durch den andern gutmachend resp. Widersprüche zu übersehen und Machtsprüche zu thun gewöhnt, sich mit dem Zerrbilde der Welt behelfen“ (S. 171). Und die Gesamtheit? Und Schuppe selbst?

Sollen aber die Widersprüche in der Unvollständigkeit und Mangelhaftigkeit der Wahrnehmungen ihren Grund haben (S. 173), also eigentlich Zusammenhangslosigkeiten sein, so folgt wiederum die Wahrheit der Glieder des Widerspruchs, also des Irrtums. Also nichts Sicheres! „So mag alle Menschenerkenntnis immer nur den Charakter der Wahrscheinlichkeit oder einer relativen Wahrheit haben“ (S. 173) — neue Errungenschaft!

Noch einige Punkte! Ich ist gleich Bewufstsein (S. 16. 19); es ist einheitlich, hat, soweit es nicht mit dem eigenen Leibe zusammenfällt, keine räumlichen Grenzen, ist nicht ausgedehnt. Es findet sich aber in Raum und Zeit (S. 24), nimmt im Leibe ein Stück Raum und Zeit ein, wird als Objekt räumlich (S. 25), weil es sonst sich selbst nicht finden könnte.

Raum und Zeit sind das principium individuationis, sie machen allein das Individuelle aus, aber doch nur als wahrnehmbar d. h. von Qualitäten erfüllt (S. 88, 119, 127), also doch wieder nicht allein. Vielmehr liegt nach Schuppe selbst die Individualität eigentlich in der Erfüllung mit Qualität, weil aufserdem alle Räume ununterschieden sind (S. 109). Wir sollen sogar auch nach Abzug des bestimmten Wo und Wann das Individuelle noch erkennen (S. 112); der Raumteil wird abgetrennt durch die ihn erfüllende Qualität (S. 113). Doch hiemit genug!

Schuppe wendet sich nicht an die Schüler, sondern an die Lehrer. Ich wüfste auch nicht, was ein Schüler mit seinem Buche anfangen sollte. Als Lehrbuch wird es wohl auch kein Lehrer benützen. Da er seiner Grundanschauung entsprechend den Bewufstseinsinhalt analysiert und die obersten Arten aufstellt, so finden sich naturgemäfs auch mancherlei verwertbare Gedanken. Aber er zieht einerseits zuviel herbei, anderseits ist sein Stil, sein Satzbau nichts weniger als anziehend. Sätze wie: „Und so schliefst auch die allgemeine

menschliche Fehlbarkeit durchaus nicht ein, dafs sie selbst trotz der besonderen im Menschenwesen liegenden Gründe, welche sie im obigen Sinne beweisen, als vielleicht doch irrtümlich erschlossene möglicherweise doch nicht vorhandene zugestanden werden mufste" (S. 178) lassen auch das regste Interesse erkalten.

Passau. L. Haas.

Herman Schiller, Die schulhygienischen Bestrebungen der Neuzeit. Frankfurt a. M. Moritz Diesterweg. 1894. 65 Seiten.

In dieser Schrift, die aus zwei in der Frankfurter allgemeinen Lehrerversammlung im Jahre 1893 gehaltenen Vorträgen besteht, geht der rühmlich bekannte Giessener Universitäts-Professor und Direktor des dortigen Gymnasiums nach dem Nachweise, dafs die Klagen über Überbürdung der Schüler seit dem 16. Jahrhundert erhoben werden, von der These aus: Wie auf allen übrigen Gebieten der menschlichen Gesellschaft, beim Berufe des Kaufmanns, des Handwerkers, des Landwirts gegenwärtig alle Kräfte mehr angespannt werden müfsten als früher, so sei auch die Forderung einer Mehrarbeit bei der den höheren Studien sich widmenden Jugend selbstverständlich, wie dieselbe auch an den Volksschulen gegenüber der Zeit vor 40 und 50 Jahren vorhanden sei. Um diese Mehrarbeit zu leisten, ohne die Gesundheit zu schädigen, ist eine Reform in unserem Schulwesen nötig; und zwar sieht der Verfasser dieselbe besonders in der gröfseren Berücksichtigung der Schulhygiene, für die namentlich auch die Eltern zu interessieren und zu gewinnen seien. Von Zeit zu Zeit sei, um dies fertig zu bringen, eine Enquête unter den Schülern anzustellen, die sich besonders auch auf die häusliche Hygiene zu beziehen hätte; so sollten Fragen gestellt werden über die Sitzverhältnisse zu Hause, zu welcher Tageszeit studiert, ob gleich nach Tisch, wie lange täglich gearbeitet, wann zu Bette gegangen werde, ob und wie oft energischere Bewegungen im Freien gemacht werden, ob gebadet, geschwommen, Schlittschuh gelaufen, ob die häuslichen Arbeiten kontrolliert, ob die Haltung beim Schreiben zu Hause beaufsichtigt werde.

Im zweiten Teile werden sehr einschneidende Fragen des Unterrichts behandelt, z. B. die Verlegung des Hauptunterrichtes auf den Vormittag, Beginn der Schulzeit am Morgen und am Nachmittag, wobei der Verfasser mit Recht gegen das gedankenlose Festhalten an der überlieferten, die Gesundheit schädigenden Anfangszeit namentlich in den niederen Klassen und gegen den Schulbeginn bald nach dem Mittagessen eintritt; ferner kommt zur Besprechung die Verwendung der Unterrichtszeit, die innere Verknüpfung der Unterrichtsgegenstände, die Unterrichtsmethode, wobei er namentlich gegen das durch die heutigen den Schülern gebotenen Unterstützungsmittel überflüssig gewordene Präparieren mit Lexicis, gegen die Übersetzung aus dem Deutschen in die alten Sprachen nach Übungsbüchern, die mit der Lektüre nicht in Zusammenhang stehen, mit vollem Rechte eifert;

weiterhin ist die Frage der Strafarbeiten, der Ferien behandelt; kurz es sind Fragen gestreift und eingehend besprochen, die jeden Schulmann, der nicht im alten Geleise einfach weiter machen will, zum Nachdenken anregen werden.

München. Johannes Nicklas.

Denkmäler der älteren deutschen Literatur für den literaturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten im Sinne der amtlichen Bestimmungen herausgegeben von Dr. Gotthold Bötticher, Oberlehrer am Lessing-Gymnasium, und Dr. Karl Kinzel, Oberlehrer am Grauen Kloster zu Berlin. III. Die Reformationszeit: 1. Hans Sachs, ausgewählt und erläutert von Dr. Karl Kinzel. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. IV. Das 17. und 18. Jahrhundert: 2. Die Literatur des 18. Jahrhunderts vor Klopstock, ausgewählt und erläutert von Gotthold Bötticher. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1893. (VII, 120 und VIII, 122 S. 8.)

Der deutsche Meistergesang. Mit einer literaturgeschichtlichen Einleitung und Auswahl von Probestücken von Dr. Otto Weddigen. Berlin, Verlag von Friedberg und Mode, 1894. (100 S. 8. Mk. 1.)

Hans Sachs. Sein Leben und Wirken zu dessen vierhundertjährigem Geburtstage dem deutschen Volke geschildert von Viktor Kiy, Professor. Leipzig, Verlag von Karl Scholtze, 1893. Mit Bild. (IV, 85 S. 8.)

Die verdienstliche Sammlung älterer deutscher Literaturwerke (vor 1750), für die obersten Gymnasialklassen ausgewählt von Bötticher und Kinzel, hat in erster Ausgabe mit dem elften Bändchen, das der Literatur von 1700 bis 1750 gewidmet ist, ihren Abschlufs gefunden. Dasselbe, von Bötticher sehr geschickt bearbeitet, enthält Gedichte von Günther, Hagedorn, Gellert, Ewald v. Kleist, Gleim und Ramler sowie einzelne Abschnitte aus der „Kritischen Dichtkunst" von Gottsched und aus den Werken Bodmers und Breitingers. Die Proben sind nach pädagogischen wie nach literargeschichtlichen Grundsätzen passend gewählt — höchstens möchte man statt der besonders zahlreichen Fabeln und geistlichen Lieder von Gellert das eine oder andere Gedicht von Haller und von Uz aufgenommen sehen —, die Texte sorgfältig behandelt, bei gröfseren Stücken, die nur fragmentarisch mitgeteilt werden konnten, die Lücken für das Verständnis des Schülers kurz ergänzt; ebenso verdienen die mit Recht sparsam verteilten Anmerkungen und die knappen Einleitungen Lob. Gut ist namentlich, was Bötticher über den Streit Gottscheds und der Schweizer und über die Verdienste beider sagt; nur sollte Shakespeares Name nicht in

diesem Zusammenhange genannt sein (S. 13). Shakespeare spielt in dem ganzen Streit keine Rolle; er kommt auch für die englische Poesie, auf die sich Bodmer und Breitinger berufen, so gut wie nicht in Betracht. Ferner kann die Aufserung (S. 27), Breitinger habe nur Ein gröfseres Werk, die „Kritische Dichtkunst", hinterlassen, leicht mifsverstanden werden, als habe Breitinger nicht auch noch auf andern Gebieten gröfsere Werke verfafst; es sollte heifsen, er habe nur durch Ein gröfseres Werk in den ästhetischen Streit eingegriffen.

Gleichzeitig mit diesem Schlufsbändchen der ersten Ausgabe erschien ein früheres Heft der Sammlung, das Kinzel besorgt hatte, in neuer Auflage. Die Dichtungen des Hans Sachs, die es enthält, ein Meistergesang und ein volksmäfsiges Lied, ein Prosadialog, eine Komödie und ein Fastnachtspiel, einige Schwänke und sonstige Spruchgedichte, sind gegenüber der ersten Auflage um ein Stück vermehrt, die Erklärungen unter dem Texte beträchtlich erweitert. Die Auswahl ist nur zu loben; sie bringt nichts, was sich für den Schüler nicht eignen würde, und gibt ihm, da sie Beispiele von den verschiedensten Literaturgattungen bietet, in denen sich Sachs versuchte, ein vorläufig genügendes, getreues und leidlich vollständiges Bild von der Fruchtbarkeit und umfassenden Kunstübung des alten Meisters. Auch die Behandlung des Textes, die Beibehaltung der alten Orthographie, wobei jedoch die Hauptwörter durchweg grofs geschrieben sind, die Streichung einzelner Abschnitte von geringerer Bedeutung in den umfangreicheren Gedichten ist vollkommen zu billigen. S. 24 sollte jedoch der von Edmund Goetze bereits gerügte Fehler „Wach auf" im Anfang der „Wittembergischen Nachtigall" nicht unverbessert gelassen sein; nur die Folioausgabe der Werke von Sachs liest so, die Einzeldrucke haben dagegen das richtige „Wacht auf". Auch möge Kinzel doch künftig die ebenso unklare wie häfsliche Bezeichnung „Dingwort" (statt Substantivum) aus seinen sonst vortrefflichen Anmerkungen entfernen. Die kurze Einleitung des Ganzen fafst die wichtigsten Ergebnisse der älteren Forschung brauchbar zusammen und teilt unter anderm Goethes Prolog zu Deinhardsteins Drama „Hans Sachs" von 1828 mit.

Einige Meisterlieder von Sachs neben mehreren, grofsenteils älteren Meistergesängen enthält die populäre Schrift über den deutschen Meistergesang von Weddigen. Die Dichtungen von Sachs sind ziemlich genau in ihrer alten Sprache nach der Ausgabe Goedekes mitgeteilt; viel ungenauer, im Metrum öfters nicht zuverlässig und auch sonst nicht von Fehlern frei, ist der Neudruck der übrigen Meisterlieder, dem mehrfach die Sammlung von Görres zu Grunde liegt: durch die Modernisierung der Sprache wird hier die Form und Art der alten Gedichte bisweilen schwer geschädigt. Einzelne Meisterlieder sind mehr oder minder frei aus der Kolmarer Handschrift ins Neuhochdeutsche übersetzt. Die verhältnismäfsig ausführliche Einleitung bringt nichts Neues, stellt aber in aller Gedrängtheit fast erschöpfend zusammen, was wir von der Geschichte des deutschen Meistergesanges, der Einrichtung der Singschulen, den wichtigsten

Meistern und ihren Leistungen wissen; die älteste uns erhaltene Tabulatur, der „Schulzettel zu Nürnberg“ von 1540, ist dabei vollständig abgedruckt. Gegen die Ergebnisse der Forschung, die Weddigen sich zu eigen macht, ist nichts einzuwenden; nur hätte er die ganz dilettantische und durchaus haltlose Behauptung Börckels, Heinrich Frauenlob von Meifsen habe eigentlich Heinrich zur Meise geheifsen, nicht nachsprechen sollen. Auch ist es ein seltsamer Druckfehler (S. 18), dafs man jetzt in ganz Deutschland „die 500jährige Jubelfeier“ des 1494 geborenen Hans Sachs begehe.

Als eine der frühesten Festgaben zu dieser Feier liefs Kiy seine populäre Lebensgeschichte des Nürnberger Dichters erscheinen. Der Verfasser hat die vorhandene Sachsliteratur zum grofsen Teile benützt und sich fleifsig in die Werke des alten Meisters selbst eingelesen. Ob ihm die neueren Quellenstudien zu Hans Sachs bekannt gewesen sind, geht aus seiner Darstellung nicht hervor; den Ehrgeiz, wissenschaftlich neue Ergebnisse zu bieten, hat er nirgends bekundet. Das Buch, das schliefslich in Goethes prächtiges Jugendgedicht „Hans Sachsens poetische Sendung“ ausmündet, ist reichlich mit Citaten aus den Werken unseres trefflichen Meistersingers geschmückt; leider sind die biedern altdeutschen Worte und Reime aber mehrmals unnötigerweise modernisiert, bisweilen zum unmittelbaren Schaden für das Versmafs. In dem Versuch, aus dem Wortlaut von Sachsens Gedichten Schlüsse auf die Lebensgeschichte des Dichters zu ziehen, dürfte Kiy gelegentlich auch zu weit gehen. Nicht durchweg geschickt ist die Anordnung des Stoffes in Kiys Buche. Hier hätte der Verfasser strengere ästhetische Rücksichten walten lassen sollen; statt dessen hat er sich im Grunde nur um den Inhalt, gar nicht um die Form der Sachsischen Dichtungen bekümmert. Ungetrennt behandelt er mit und neben einander so verschiedene Kunstgattungen wie die epischen Schwänke und die dramatischen Fastnachtspiele. Die Entschuldigung, dafs Sachs selbst beide Gattungen, abgesehen von der dialogischen Form der zweiten, nicht unterscheide (S. 32), bedeutet gar nichts; denn die ästhetische Unbildung des alten Dichters soll sich nimmermehr auf seinen Biographen übertragen. Zu einer irgendwie brauchbaren literargeschichtlichen Darlegung kann es bei dieser Vermischung des Unvereinbaren nicht kommen; wir erhalten nichts als Inhaltsangaben der von Kiy aufs Geratewohl ausgewählten Dichtungen. Vielleicht hat übrigens der lernbegierige Leser dabei nichts verloren; denn was auf S. 56 f. über die Entstehung der mittelalterlichen Schauspiele gesagt ist, ist fast Wort für Wort unrichtig und zeugt von einer merkwürdigen Naivität und Unkenntnis der Sache. Auch dafs Sachs unmittelbar an diese geistlichen Spiele des Mittelalters anknüpfte, kann nur in gewissem Mafse behauptet werden, und in ähnlicher Weise bedarf vieles, was Kiy über die Dramen von Sachs selbst bemerkt, der Einschränkung oder Berichtigung. Bei der Charakteristik des Siegfried- und des Griseldisdramas, die als Beispiele der ernsten Dramatik unsers Dichters genauer behandelt sind, weist Kiy mit Recht auf die Abhängigkeit Hans Sachsens von seinen Quellen hin; erwünscht

wäre jedoch auch hier ein Fingerzeig auf den Unterschied der Kunstformen gewesen: was in den epischen Vorlagen unsers Dichters vollauf berechtigt war, erscheint uns in seiner dramatischen Bearbeitung fehlerhaft. Aus den tadelnden Worten des Verfassers über die Sachsische „Griseldis" (S. 73) ist nicht deutlich zu ersehen, ob Kiy die Ursache dessen, was er tadelt, wirklich richtig erkennt. Ihren nächsten Zweck wird übrigens diese populäre Biographie trotz ihrer Mängel leicht erreichen können: sie vermag jedenfalls dazu beizutragen, dafs Sachs und seine Werke in weiteren Kreisen bekannt werden.

München. Franz Muncker.

Nägele, Beiträge zu Uhland. Uhlands Jugenddichtung. Abhandlung zu den Schulnachrichten des K. Gymnasiums Tübingen. 1892/93.

Es ist eine verdienstliche und von allen Uhlandfreunden sicher gewürdigte Aufgabe des Verfassers, dafs er durch seine Schrift einen näheren Einblick in die früheste Entwickelung eines Dichters gewährt, der, wie kein anderer, schon frühzeitig eine gewisse dichterische Reife besafs, und dessen ganze spätere Richtung sich schon aus seinen ersten Jugenderzeugnissen erkennen läfst. Zu dem bereits durch Fr. Notter und die Witwe Uhlands und andere Uhlandforscher Veröffentlichten bringt der Herausgeber weitere nicht uninteressante Beiträge und Ergänzungen zu dem Jugendleben Uhlands. Auf Grund der Handschriften und Kopien werden dann die Jugendgedichte vom Dezember 1800 bis ebendahin 1804, 54 an Zahl, tabellarisch verzeichnet, und mehrere der bisher unveröffentlichten Jugendgedichte aus den Jahren 1800—1802 zum Abdruck gebracht. Aus der Zusammenstellung der Jugendgedichte nach gewissen Gruppen, aus der in denselben liegenden Stimmung und dem Gedankeninhalte weist der Herausgeber nach, wie weit sich der junge Uhland schon in seinen frühesten Geistesprodukten über das Schülerhafte erhob, und wie die in denselben ausgesprochenen Grundsätze bereits einen ziemlich entschiedenen Charakter verraten, während die Gedichte der Jahre 1803—1804, die gleichfalls besprochen werden, schon einen bedeutenden Fortschritt in dem Geistes- und Gefühlsleben des zu immer gröfserer dichterischen Reife heranwachsenden Jünglings erkennen lassen. Den Schlufs der für die Uhlandforschung schätzenswerten Abhandlung bildet als Überleitung zu dem späteren Dichtergange des jungen Dichters eine Übersicht der Gedichte aus dem Jahre 1805, die tabellarisch — 42 an Zahl — verzeichnet und von denen mehrere bisher ungedruckte mitgeteilt werden.

E. Küenen und M. Evers, die deutschen Klassiker, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten und zum Selbststudium. 9. Bändchen. Schillers „Glocke." Leipzig. H. Bredt. 1893. 149 S.

Das Bändchen unterscheidet sich schon äufserlich durch seine besser ausgestattete Form von den bisherigen Ausgaben dieser Sammlung und stellt, wie das Vorwort sagt, ein ganz neues aus der bisherigen Reihe heraustretendes Unternehmen dar. Es will aber auch Neues seinem Inhalte nach bringen und zwar zunächst einen die ganz eigenartige Gliederung dieses volkstümlichsten aller Gedichte Schillers zur klarsten äufserlichen Darstellung bringenden Text, indem nicht nur die Spruchstrophen durch verschiedenen Druck, verschiedene Numerierung und gleichbleibende gröfsere Zwischenräume von den jedesmal folgenden Betrachtungen genau unterschieden, sondern auch die Gedankenabschnitte innerhalb der Betrachtungen selbst durch Absätze oder kleinere Zwischenräume deutlich hervorgehoben sind. Mehr oder weniger ist das freilich auch schon in bisherigen Drucken beobachtet worden, wenn auch nicht in so konsequenter Weise. Das Zweite, was das Buch Neues bringt, ist eine zur technischen Erklärung des Glockengusses notwendige graphische Darstellung — nach dem Vorgange des Technikers Uellner in seiner Schrift: Das Lied von der Glocke technisch erläutert. Düsseldorf. Michels. 1891.

Inzwischen ist auch eine anschauliche Tafel für den Glockengufs, gezeichnet von B. Rein, im Verlage von Friedr. Andreas Perthes in Gotha erschienen.

Für die Darstellung der Kunstform des Gedichtes nach Anlage und Aufbau ist zu grunde gelegt die Schrift von W. Wiedasch: „Das Lied von der Glocke als ein Denkmal von Schillers edler Geistesrichtung." Die Grundideen und die Gliederung sowie der innere Gedankenzusammenhang des Gedichtes im allgemeinen wie im einzelnen werden auf das sorgfältigste und eingehendste dargelegt und dabei über bisher verschiedenartig gedeutete Gedankengruppen und Einzelgedanken neue oder wenigstens besser begründete Ansichten zur Geltung gebracht. Aus dem vielen anderen überreichen Stoffe mögen noch als besonders interessant und lehrreich die „Ideenklänge" genannt werden, in welchen die in den einzelnen Betrachtungen des Gedichtes liegenden Haupt- und Gesamtideen oder Ideengruppen durch reichliche Parallelstellen aus Poesie und Prosa, der Bibel u. s. w. in helle Beleuchtung gerückt werden. Die ganze Arbeit beruht auf einem gewissenhaften und umfassenden Studium und empfiehlt sich besonders allen Schillerfreunden zu eingehender Betrachtung, Schülern aber würde sie in ihrem schwer zu bewältigenden Umfange kaum eine Begeisterung für Schillers Glocke erwecken.

Würzburg. A. Baldi.

Englmann, Mittelhochdeutsches Lesebuch mit Anmerkungen, Grammatik und Wörterbuch; 5. Aufl. besorgt von Brenner. München, 1894, Lindauer. 8°. XXXIV, 271 SS. Preis 3,20 M. ungeb.

In trefflicher Ausstattung erscheint das bewährte Lesebuch zum fünften Male. Seine Brauchbarkeit, welche durch Brenners Sorgfalt sehr wesentlich erhöht worden ist, bedarf keines weiteren Lobes. Der Textbestand ist um ein kleines Stück aus dem Windsbecken vermehrt, während dagegen Freidanks Sprüche vermindert wurden. In der Rechtschreibung sind Neuerungen eingeführt, die Beachtung verdienen. Brenner hat in der Germania 34, 245 wahrscheinlich gemacht, daſs im mhd. durch Laut und Zeichen langes ü (ů) und üi (iu) unterschieden werden. Mit ů ist der Umlaut von ahd û und iu gemeint, mit iu dagegen der ahd. Doppellaut iu; vgl. auch Paul, mhd. Grammatik 4. Aufl. 1894 § 6, 2. Somit schreibt Brenner jetzt lůhten, kůsche, důtsch, lůte, hůser neben hiute, niuwe, riuwe, triuwe, iuwer, iuch, diu. Für diese Schreibweise zeugt namentlich die Handschrift C der Nibelungen. Sehr verschieden waren die bisher mit dem Zeichen iu gegebenen Laute allerdings nicht wie die Reimbildungen ů : iu beweisen. Immerhin ist der Versuch ihrer Scheidung berechtigt. Die Grammatik ist der zweiten Auflage des Sonderdrucks (München 1889) ziemlich gleich geblieben. Schon gegen ihre erste Fassung in der 4. Auflage des Lesebuches (München 1887) erschienen einige Einwände gerechtfertigt. Brenner hätte von Anfang an dem veralteten Entwurf Englmanns gegenüber freier verfahren sollen. In der Lautlehre dünkt mich die Darstellung der Konsonanten nicht zweckentsprechend. Ich vermisse eine Erwähnung der Affrikaten; z steht unter den Spiranten. Die Anmerkung über die germanische Lautverschiebung ist dem Schüler kaum verständlich. Von der hochdeutschen Verschiebung ist gar nichts gesagt. Meine persönlichen Erfahrungen im Unterricht haben mich belehrt, daſs der Anfänger vor allem auf den Unterschied von niederdeutsch und hochdeutsch hingewiesen werden muſs. In wenigen leicht faſslichen Sätzen kann das Wesen der hochdeutschen Sprache durch die Spiranten- und Affrikatenverschiebung von nds. p t k dargethan werden, womit auch die Abstufung der hds. Mundarten unter sich gegeben ist. Der Schüler wird dadurch zum eignen Nachdenken angeregt und lernt viel mehr als durch den Hinweis auf die germanische Verschiebung, die in einer mhd. Schulgrammatik besser weg bleibt. Dagegen dürfte das Vernersche Gesetz eigens behandelt und ganz kurz begründet werden. Im § 8 geht es völlig verloren. Die Zählung der Ablautsreihen kann ich nicht billigen. Mancher Benützer des Lesebuchs möchte doch zu Braunes und Pauls Grammatiken übergehen. Da muſs es ihn verwirren, in den andern wissenschaftlichen Werken eine verschiedene Anordnung vorzufinden. Der Anhang mit den lehrreichen mundartlichen Proben (S. XXXI—XXXIV) ist mit Recht ins Lesebuch aufgenommen. Die Verslehre ist von Brenner gründlich umgearbeitet worden.

Die Hauptgesetze sind gut formuliert, die Zeichen leicht faſslich. Mit Recht wird der dipodische Charakter der Nibelungen- und Gudrunstrophe betont, jedoch in Bezug auf die Verteilung von Haupt- und Nebenhebung allzu schematisch behandelt. Eine Anmerkung müſste darüber belehren, daſs nur die Mehrzahl, keineswegs aber die Gesamtheit der Strophen in der angegebenen Weise die Hebungen ordnet. Neben Versen wie vìl verliésèn den lîp sind solche wie kómen in míniu küneges lànt nicht zu übersehen. Brenner nimmt auch gerade Halbzeilen mit weiblichem Ausgang an: ír mùoter Uotèn statt ir múoter Uótén.

Rostock. W. Golther.

K. Ferd. Kummer, Deutsche Schulgrammatik. 3. umgearbeitete Auflage. Prag u. Wien, Tempsky, Leipzig, Freytag. 1892. S. 240. Preis 1 fl. geb., 80 kr. geh.

Die Formenlehre des vorliegenden, mit gründlichem Fleiſse ausgearbeiteten Lehrbuches unterscheidet sich vor vielen anderen, ähnlichen Inhaltes und ähnlicher Tendenz durch die ungemeine Reichhaltigkeit des Stoffes, der im ganzen auf 3 Lehrstufen verteilt ist (Kl. 1—5). Wohlthuend wirkt auch die systematische und übersichtliche Einteilung desselben. Ebenso zeichnet sich die so ziemlich im Geiste Kerns gehaltene Satzlehre durch reiche Fülle des sprachlichen Inhaltes aus. Der gleichen Ausführlichkeit erfreut sich die ganz in wissenschaftlichem Sinne behandelte Etymologie, bei welcher auch die Erörterung des Ablautes, Umlautes und der Brechung untergebracht ist. Unterscheidet sich schon durch die besonders eingehende Beachtung der Abstammungsverhältnisse die vorliegende Grammatik vor anderen in Deutschland erscheinenden, so tritt diese Verschiedenheit noch mehr zu tage bei den 3 folgenden Abschnitten, welche die Lehnwörter, die Fremdwörter und die Volksetymologie behandeln — Gegenstände, die nicht bloſs die Schüler, sondern jeden Gebildeten anziehen und zum Nachdenken veranlassen. Erinnert sei hier nur an die Doppelentlehnungen, z. B. Pferch und Park, Propst und Profos, sowie an die interessanten Rückentlehnungen, von denen in dem vorliegenden Buche 24 zusammengetragen sind, die wir noch durch folgende ergänzen können: Galopp, Flotte, Grimasse, Stuck, Bresche, Rasse, Schärpe, blank, Plakat, Kamisol, Wardein, Kutte. Auch der Sprachhybriden, z. B. des schönen Wortes Bureaukratie hätte gedacht werden sollen. Bei den Lehnwörtern verdienen wegen der angeführten Herleitung folgende nähere Beachtung: Almanach (nicht arab.!), Butter, Fidibus, Falke, Laute, Panzer, Pferch, Pfründe, preisgeben, Ries, Saumtier, Tünche, Zucker. Die Erklärung von Glocke: mlat. clocca, genügt nicht; bezüglich Pilger ist zu bemerken, daſs die Form pelegrinus bereits im Spätlatein nachgewiesen ist. — Solche, die Ableitung der Wörter betreffende Fragen sollten in der Schule eingehender, als es bisher geschah, besprochen werden und zwar in der 5. Klasse; Inte-

resse erregen sie auf alle Fälle. Die Darstellung und Übersicht Kummers bietet für weitere Ausführungen des Lehrers eine geeignete Grundlage. Ein weiterer Abschnitt „Die deutsche Sprache und ihre Stellung" gibt einen kurzen Überblick über die Geschichte und Entwicklung unserer Muttersprache, ein Anhang die Prosodik und Metrik.

Es ist kein Zweifel, dafs das Buch sowohl nach der praktischen, wie nach der theoretischen Seite hin auf der Höhe der Zeit steht und mit den besten Grammatiken zu wetteifern vermag; leider wird es in Deutschland wegen der verschiedenen Rechtschreibung (z. B. Theil, todt, gähren, eckeln, Comthur) wohl schwerlich Eingang finden können. Dafs es im übrigen in seiner äufseren Ausstattung tadellos dasteht, versteht sich bei dem Rufe, den die Verlagsbuchhandlung geniefst, von selbst.

Hof. Rud. Schwenk.

Ciceros rhetorische Schriften. Auswahl für die Schule nebst Einleitung und Vorbemerkungen von Dr. O. Weifsenfels, Professor am königl. französischen Gymnasium in Berlin. Leipzig, Teubner 1893, 8°, S. 356. 1,80 M.

„Mag man über die Kompetenz der Beamten in Griechenland und Rom, über die militärischen Einrichtungen der Alten, über die Organisation ihres Gerichtswesens noch so genau unterrichtet sein — wenn man der antiken Philosophie und Rhetorik fremd geblieben ist, darf man sich doch nicht rühmen das Altertum zu kennen". Das Gymnasium sollte auch die Kenntnis dieser Disziplinen in der Hauptsache vermitteln. Anstatt weitläufiger Erklärungen bei der Lektüre der einzelnen Autoren erscheint es nun bezüglich der Rhetorik als das Beste, die Schüler vom Altmeister der lateinischen Kunstprosa selbst in die Stätte seines Schaffens einführen zu lassen. Zu dem Zweck hat Professor Weifsenfels, durch verwandte Arbeiten (Auswahl aus den philosophischen Schriften Ciceros, Cicero als Schulschriftsteller) rühmlich bekannt, eine Auswahl aus Ciceros rhetorischen Schriften bei Teubner herausgegeben. Die Anlage des Schulbuches ist diese: S. III—V Vorwort, dem obiges Zitat entnommen ist, S. VI—VIII Inhaltsangabe, S. 1—122 die Einleitung in drei Kapiteln, 1. die Entwicklung der Rede bei den Griechen, 2. bei den Römern, 3. Abrifs der Rhetorik. Dann folgen de oratore S. 123—222, Brutus S. 223—266 und orator S. 267—356, alle drei mit besonderen Einleitungen und orientierenden Vorbemerkungen oder Fugestücken. Nach der Mitteilung S. VIII ist die Sammlung auch in drei gesonderten Heften zu haben, I. Heft Einleitung 1 M., II. de oratore und Brutus 1 M., III. orator 60 Pf.

Was an der neuen Ausgabe als selbständige Leistung besondere Beachtung und Empfehlung verdient, ist die Einleitung[1]) über die Entwicklung der Rede bei den Griechen und Römern sowie der Abrifs

[1]) Nebenbei die Frage: Wie soll die Einleitung durchgenommen werden? Als kontrollierte Privatlektüre?

der Rhetorik; diese Partien sind hier für Schüler wie nicht leicht anderswo praktisch bearbeitet, nur ist zu beanstanden, dafs der rhetorische und rednerische Eklektizismus des Cicero gar zu breit im Vordergrund steht, und dafs oft als selbständiges Urteil oder als glücklicher Gedanke des Römers erscheint, was seine gewandte Feder aus der griechischen Vorlage ins Lateinische übertragen hat, z. B. aus Aristoteles oder Theophrastos. Kapitel 1 gibt einen Überblick über den Entwicklungsgang der griechischen Beredsamkeit vom grofsen Perikles bis auf die besseren Vertreter des Asianischen Stils, Hierokles und Menekles, in klarer und anziehender Darstellung. Unter den Begründern der griechischen Prosa war nach dem übereinstimmenden Vorgang des Altertums der Naturphilosoph Demokritos zu nennen, wenn auch die Fragmente uns seinen vollendeten Stil kaum erkennen lassen, s. „Xenien", der 41. Philolog.-Vers. vom histor.-philol. Verein dargeboten, München 1891, S. 2—11. Isokrates ist wohl zu ausführlich behandelt, z. B. S. 28 die beiden Reden *πρὸς Νικοκλέα* und *Νικοκλῆς;* überhaupt hätte das Werk durch gröfsere Gedrungenheit und durch Vermeidung von Wiederholungen nur gewinnen können. Der Abschnitt über Demosthenes ist eine Glanzpartie. — Die Stufen der römischen Beredsamkeit insbesondere von Cato bis auf Cäsars Tod sind von Cicero deutlich aufgezeigt; sein Brutus bildet naturgemäfs die Grundlage für Kap. 2. Freilich hat Cicero durch die Herübernahme der an sich wohl berechneten Schablone griechischer Technographen, mit der sie die Redner beurteilten, viel von der römischen Individualität verwischt (Cato = Lysias). Weifsenfels' Würdigung des grofsen Arpinaten selbst im Verhältnis zu seiner Zeit und zu Demosthenes ist gerecht und zeigt von feinem Verständnis. – In dem dritten Kapitel wird die Wichtigkeit der Rhetorik als Grundlage der gesamten antiken Erziehung und Bildung auch hier mit gutem Grund betont; der Hinweis auf moderne Verhältnisse und Zitate aus Neueren sind geeignet, das der Mehrzahl noch etwas fremde Gebiet näher zu rücken. Im einzelnen enthält der Abschnitt manche Unebenheiten. S. 85 „die Lehre vom Gedächtnis und der Aktion haben offenbar nur eine nebensächliche Bedeutung": wäre wohl hinzuzufügen „für die *τέχνη*, weil sie mehr Sache der Anlage (*φύσις*) als der Unterweisung sind". S. 91/2 behandelt die loci communes zu weitschweifig und gibt doch die namhaftesten nicht an. S. 116 „An erster Stelle sind Tropen (Wortfiguren) zu nennen": Wortfiguren und Tropen sind bei weitem nicht identisch; die formae orationis (*σχήματα λέξεως*) stehen gegenüber den Gedanken- oder Sinnfiguren (*σχήματα διανοίας*, formae sententiarum). S. 117 wird die Litotes fälschlich zu den Sinnfiguren gerechnet, aber auch als Wortfigur begegnet sie uns in der Theorie des Cicero nicht; ein „non me fugit" hat man im Ciceronianischen Zeitalter kaum als Figur betrachtet oder empfunden. S. 118 ist das Beispiel für Antithese ‚Aequam memento rebus in arduis servare mentem' nicht eben glücklich gewählt, weil schon die Stellung aequam — mentem die Worte als ein einheitliches *κῶλον*, nicht als zwei antithetische *κόμματα* erscheinen läfst. Für das Beispiel eines Paradoxon aus Pascal: La vraie éloquence ce moque

de l'éloquence ist doch eher Cicero selbst anzuführen de or. I 47 (Plato) . . . mihi in oratoribus irridendis ipse esse orator summus videbatur.

Die Auswahl aus den rhetorischen Schriften (Heft II und III) ist mit Geschmack und Umsicht getroffen. De oratore ist zwar ein einheitliches Kunstwerk, aber doch zu umfangreich, als daſs es in der Schule anders als im Auszug gelesen werden wird; Brutus vermag nicht durchaus unser Interesse rege zu erhalten; der orator ist mit Recht ganz abgedruckt, „obgleich die Schluſskapitel über den kunstmäſsigen oratorischen Rhythmus schwerlich je (?) irgendwo unverkürzt mit Schülern gelesen worden sind". Aber diese selbständigste Partie von Ciceros rhetorischer Schriftstellerei durfte nicht fehlen. Die Vorbemerkungen zu den Schriften sind meist passend, die orientierenden Inhaltsübersichten nehmen zu viel Stoff vorweg, ohne jedoch einen Kommentar zu ersetzen; so würde ich S. 267—288 den Ideengang des orator, der überdies – es ist das Ciceros Schuld — ein mehr farbenprächtiges als klares Bild gibt, ganz streichen; der Schüler soll nach der Lektüre selbst die wesentlichen Gedanken zusammenstellen. S. 207 die Erzählung über die Erfindung der Mnemotechnik ist wohl den meisten Schülern bekannt, wohl aber dürften einige Bemerkungen über die loci und signa als Behelfe der Erinnerung (s. auch auct. ad Herenn. III c. 16 ff.) am Platze sein. Dagegen kann die Aufzählung der Figuren S. 279 *ἀναδίπλωσις* bis *ἀρά* ganz wohl unterbleiben. Der Text der Auswahl ist der von W. Friedrich in seiner kritischen Ausgabe der opera rhetorica festgestellte, über den ich mich in diesen Blättern XXVIII S. 616—623 u. XXX S. 30—33 ausgesprochen habe und über dessen Verhältnis zu Stangls Ausgaben neuestens E. Ströbel im 80. Bd. von Bursian-Müllers Jahresbericht S. 1—56 eingehend handelt. Es ist daher kein Grund gegeben, auf die ausnehmend groſse Anzahl von Stellen zurückzukommen, an denen mir Friedrich nicht die richtige Lesart zu bieten scheint, aber es ist zu betonen, daſs eine Schulausgabe auch hier ihre Rechte hat und sie wahren muſs. Dies namentlich hinsichtlich der Orthographie und Interpunktion. Reizt es den beobachtenden Schüler nicht zu nutzlosen Fragen, wenn er z. B. de or. II 345 liest: erit explicandum in laude iustitiae quid cum fide, quid quom aequabilitate, quid cum eius modi aliquo officio is qui laudabitur fecerit?" Wenn ihm die Präposition und die Konjunktion cum wie eine Proteusnatur bald als quom bald als cum erscheint? Ähnlich quaquomque, quaecumque, quamcumque, tamquam—tanquam, quendam und quamdam, accomodo — adcommodo, versus und vorsus; s. die Zusammenstellung des ergötzlichen Durcheinander Bl. XXVIII S. 622. Welche Abwechslungen mit Rücksicht auf Melodie und Rhythmus zulässig oder gefordert sind, ergibt sich doch ziemlich klar aus den Technographen, — nur fehlt bisher meines Wissens eine genügende Zusammenstellung der einschlägigen Lehren —, aber die willkürlichen Schwankungen oder solche, deren ratio in tenebris latet, sollten kein Ballast eines Schulbuches sein. Auch Druckfehler, über die der Leser nicht so leicht hinwegkommt, sind mit dem Text

Friedrichs herübergenommen, z. B. einige benachbarte or. § 21 aliquos ut in corona totos für toros, § 22 manum (lies magnum) in oratoribus nomen habuerunt, § 35 me a rogatum für me a te rog. Andere haben sich beim Neudruck eingeschlichen, wie S. 207 (de or. II 350) quibexorus haec nentur für quibus haec exornentur, S. 266 (Brut. 332) et la te statt et illa te. Auf der nächsten Seite 267 ist Polyklet für Polyktet und S. 177 letzte Zeilen Vercellae für Vercelli zu schreiben.

Zur bequemen und ziemlich verlässigen Orientierung über Geschichte der Redekunst und Rhetorik ist die anziehend geschriebene Einleitung (Heft I) Lehrern und Schülern zu empfehlen, anstatt der Auswahl selbst (Heft II und III) würde ich die Textausgaben von Stangl (bei Freytag: orator 1885, Brutus 1886, de oratore 1893) der Klassenlektüre zu grunde legen.

München. Dr. G. Ammon.

C. Julii Caesaris commentarii de bello Gallico. Für den Schulgebrauch herausgegeben und erklärt von Dr. Karl Hamp. Bamberg, Buchner (Koch) 1895. Kartonniert 2 M. 80 Pf.

Die Forderung, dafs die im Unterricht zu benützenden Klassikerausgaben lediglich dem Standpunkt und Bedürfnis der Schüler Rechnung tragen sollen, hat sich allmählich Bahn gebrochen, und es ist in den letzten Jahren ein förmlicher Wettkampf in Herstellung solcher Schülerausgaben entbrannt. Die Buchner'sche Verlagshandlung beteiligt sich hier an demselben mit einer kommentierten und illustrierten Ausgabe der sieben von Cäsar selbst herrührenden Bücher vom gallischen Krieg. Nach einer Einleitung über den Verfasser und die einschlägigen Verhältnisse (S. 1—8) und einem Überblick über das Heerwesen zu Cäsars Zeit (9—20), wozu 6 Tafeln mit Abbildungen in Buntdruck treten, gibt Hamp einen wohl geglätteten Text, dem am Rand fortlaufend kurze Inhaltsangaben beigefügt sind (21—152); sodann einen für die Schüler mittlerer Klassen berechneten Kommentar (153—245), weiterhin ein Verzeichnis der im Buch vorkommenden Eigennamen (246—259) und endlich 8 Tafeln mit Plänen nebst einer Karte von Gallien.

Das Buch ist mit viel Fleifs und Umsicht gefertigt, in mancher Beziehung sogar glänzend ausgestattet[1]), korrekt gedruckt und in seiner Anlage vorwiegend zweckentsprechend. Dasselbe wird bei dem im Verhältnis zum reichen Inhalt billigen Preis von 2,80 M. für das kartonnierte Exemplar viele Liebhaber finden. Es scheint daher angezeigt, auf dasselbe genauer einzugehen, sowohl im Interesse der Benützer als in dem einer künftigen Auflage.

Von der Textgestaltung heifst es in der Einleitung, sie sei im allgemeinen konservativ durchgeführt, jedoch mit Betonung des praktischen Standpunktes der Schule, welcher zwar die Überlieferung

[1]) Der Druck dürfte allerdings gleichmäfsiger schwarz sein.

achten lehrt, aber doch eine zu grofse Engherzigkeit in dieser Richtung verwirft. Referent hat immer diesen Standpunkt vertreten, findet daher keinen Anlafs zu prinzipiellen Einwänden und kann sich auch mit dem im einzelnen eingeschlagenen Verfahren einverstanden erklären. Angezeigt wäre es gewesen, eine Übersicht über die getroffene Auswahl von Lesarten etc. beizugeben. Als ein Mangel wird das Fehlen einer solchen Orientierungstafel jedenfalls da empfunden werden, wo man vor der Frage steht, ob sich die Ausgabe auch neben anderen benützen läfst. Allerdings erfüllen Bücher wie das vorliegende ihren Zweck erst dann, wenn sie in den Händen der ganzen Klasse sind und dem Unterricht förmlich zu grund gelegt werden. Dies gilt zunächst von den der Erläuterung dienenden Bestandteilen. Dabei ist es aber nicht einmal nötig, dafs alle Schüler das ganze Buch besitzen. Denn die Trennung des Textes vom Kommentar, welcher nach dem Vorbild der Gothaner Ausgaben auch hier angewendet ist, läfst die Möglichkeit offen, dafs ärmere Schüler sich nur den Text anschaffen, den Kommentar aber gemeinsam mit andern benützen. In der Absicht der Verlagshandlung scheint das allerdings nicht zu liegen, da der Kommentar zwar eigens gedruckt, aber nicht getrennt herausgegeben ist. Gleichwohl möchten wir die Anregung geben, dafs diese Trennung erfolgt, auch aus Bequemlichkeitsrücksichten, da man doch wenigstens den Text ruhig vor sich liegen haben möchte. Bei der jetzigen Einrichtung kann es einem passieren, dafs man alle fünf Finger im Buche haben mufs, wenn man bald da- bald dorthin verwiesen wird. Übrigens hat man die Trennung der Anmerkungen vom Text wohl nicht deshalb (s. p. VI u.) eingeführt, damit der Schüler jenen nicht zu viel Aufmerksamkeit widmet, sondern damit er sie nicht erst in der Schule studiert. Und zur Vorbereitung auf den Unterricht, nicht zur Durchnahme während desselben ist, nach dem S. VII Gesagten, auch der vorliegende Kommentar bestimmt. Hamp will „dem Unterricht nicht vorgreifen, aber doch dem Schüler durch Erklärung sachlich oder sprachlich schwieriger Stellen das Verständnis anbahnen, sowie durch Angabe von Wörtern und Ausdrücken mit besonderer Bedeutung die Präparation erleichtern und so eine umfangreichere Lektüre ermöglichen.“ Referent ist der Ansicht, dafs die Anmerkungen im allgemeinen diesem Zweck entsprechen und dafs sie den Schülern gute Dienste leisten können. Vermutlich wird der Lehrer, der die Ausgabe einführt, verlangen, dafs die Schüler sich das, was ihnen das Buch bietet, zu Hause angeeignet haben; er wird sich überzeugen, ob der Kommentar durchgenommen und ob die Sache auch wirklich verstanden ist, dann aber sein Hauptaugenmerk auf das richten, was der Kommentar nur anbahnen will und kann: auf die Herstellung einer guten Übersetzung und auf volle Erschliefsung des sachlichen und Gedanken-Inhaltes. Er wird also besonders die sprachlichen Dinge, welche der Kommentar eingehend behandelt, nicht auch noch zum Mittelpunkt des Unterrichtes machen, vielmehr dem Verfasser dankbar sein, dafs er durch ausreichende Hervorhebung einzelner Erscheinungen, wie des Hendiadyoin, ihm einen

Teil der Arbeit abgenommen hat. Im Beginn der Lektüre wird es übrigens nötig sein, den Kommentar in der Schule aufschlagen zu lassen, um die Knaben mit dessen Anlage vertraut zu machen, besonders auch mit Rücksicht auf die stark abgekürzte Form der Angaben.

Als wertvolle Beigaben sind zu begrüfsen die Abhandlung über das Heerwesen nebst Bildertafeln sowie die Pläne. Dadurch, dafs der Verfasser fleifsig auf diese Dinge verweist, gibt er die dankenswerte Anregung, dafs man sich mit den Realien eingehend beschäftigt. Doch wird dies vorwiegend in der Schule geschehen müssen. Referent ist sogar im Zweifel, ob man vom Schüler verlangen kann, dafs er z. B. I, 10, 3, wo das Wort hiberna vorkommt, den langen § über das römische Lager zum Zweck der Vorbereitung durchliest, weil hier gelegentlich auch das Winterlager genannt wird. Zum mindesten hätte auch die Zeile angegeben werden sollen. Geht aber der Lehrer an der betr. Stelle wirklich genauer auf das römische Lager ein, so wird er eben in der Schule den betr. § aufschlagen lassen; dieser leistet dann bei der Repetition gute Dienste.

Bei einer Neuauflage kann manches noch vervollkommnet werden. So ist die Übersicht in dem an sich recht klein und eng gedruckten Kommentar erschwert durch Weglassung geeigneter Trennungszeichen innerhalb der einzelnen Paragraphen. Z. B. liest man zu I 30, 2: „Helvetiorum, gen. subi, populi R., gen. obi. ab aliquo poenas repetere" statt: „Helvetiorum, gen. subi.; populi R., gen. obi. — ab aliquo poenas repetere". Eine übersichtlichere Gestaltung wäre aber besonders auch deshalb vonnöten, weil häufige Rückverweisungen stattfinden. Das Auffinden solcher oft citierten Anleitungen und Regeln wird ganz bedeutend erleichtert, wenn man sie im Beginn des Kommentars unter Nummern, mit dem Musterbeispiel an der Spitze, übersichtlich zusammenstellt, wie dies R. Menge gethan hat. Auch wird ja nicht immer mit Buch I begonnen, so dafs der Schüler nicht notwendig auf ihm Geläufiges verwiesen wird. Die Regeln, Erklärungen und Anleitungen werden besonders dann recht klar, vollständig und allgemein gehalten sein müssen, wenn oft an sie erinnert werden will. I, 6, 3 lesen wir: „quibus itineribus, diese bei Cäsar häufige Widerholung des Subst. stammt aus der Juristensprache und geschieht des Nachdruckes und der Deutlichkeit wegen, i. D. überflüssig". Aber man sollte doch beim Musterbeispiel die betr. Erscheinung deutlich zeigen, also: duo itinera, quibus itineribus. Dann mufs gesagt werden, dafs es sich um die Wiederholung „neben dem Relativ" handelt. „Überflüssig" ist itineribus auch im Lateinischen; denn in unserm Fall trägt es zur „Deutlichkeit" nichts bei. Es liegt einfach ein Pleonasmus vor. Vgl. bes. Hellwig, Über den Pleonasmus bei Cäsar, Berlin, Pr. 1889 S. 5—6. Auf die angeführte Anmerkung wird z. B. I, 16, 5 verwiesen: „quo die, c. 6, 4". Schlägt man hier nach, so heifst es weiter: „qua die, über die Wiederholung § 1." Wozu dieser Umweg? Über den Genuswechsel bei dies erfährt man ja doch nichts. Unvollkommen sind auch Regeln wie diese (I, 21, 4): „das gemeinsame

Substantiv wird bei Gleichheit der Kasus nicht wiederholt". Man weifs gar nicht, ob vom Lateinischen oder vom Deutschen die rede ist. Ebenso unvollkommen ist die Regel zu I, 20, 3 oder die Definition des Zeugma I, 18, 9. Was eine Anapher ist, wird I, 14 erklärt, die Kenntnis des Chiasmus I, 23 vorausgesetzt. Als Euphemismus kann man calamitas und incommodum (I, 12, 6; 13, 4) nicht wohl erklären. Denn clades fehlt bei Cäsar und allen Cäsarianern, ist zunächst livianisch, und bedeutet ursprünglich auch nichts anders als jene Wörter. Nicht formuliert hat Hamp die Anleitungen zum Übersetzen in solchen Fällen, wo der Deutsche einen lateinischen Satzteil durch einen Satz gibt und umgekehrt. Vgl. z. B. I, 5, 1; 22, 5; 31, 15: id, quod constituerant = ihr Entschlufs etc. Hier wird der Lehrer von sich aus genaue Rechenschaft verlangen müssen. Ebenso ist ein Punkt nachdrücklicher zu betonen, der im Kommentar zurücktritt: Die Auflösung der Partizipien in Hauptsätze und überhaupt die reichliche Anwendung der Koordination. Der Deutsche erzählt am liebsten in dieser Form, und wie ganz anders treten z. B. I, 25 die einzelnen Momente des Schlachtenbeginnes hervor, wenn man aus den Partizipien remotis — cohortatus — destrictis Hauptsätze macht, als wenn man sich mit Nebensätzen oder Präpositionalausdrücken hilft. — Die bei einzelnen Ausdrücken gegebenen Übersetzungen sind fast immer entsprechend; bisweilen wird man abweichen müssen. So I, 3, 1: sementes facere = Saaten bestellen st. Aussaaten machen; 6. 2: vado transitur = leicht überschritten wird st. durchwatet werden kann. 16, 2: frigora = anhaltende Kälte st. rauhes Klima oder lange Winter; frumenta = Getreidearten st. Kornfrüchte; iter avertere = wegwenden st. sich wegwenden oder abbiegen.

Die Form der Anmerkungen ist meist die belehrende, nie die fragende. Anregend und nützlich ist aber doch besonders die letztere. Bei den konjunktivischen Relativsätzen wird stets deren Charakter erklärt. Meist würde eine Frage: „Konjunktiv?" genügen. Man könnte in dieser Beziehung den Schüler mehr selbst finden lassen, indem man ihm einen deutlichen Wink gibt. Ich will damit keineswegs sagen, dafs Hamp Eselsbrücken baut; vielmehr hat er es sorgfältig vermieden, zu Textausschnitten Übersetzungsausschnitte zu liefern; aber etwas mehr induktives Verfahren wäre am platze gewesen. Dafür hätte dem Schüler die Präparation noch erleichtert werden können durch reichlicheres Darbieten von Wörtern, womöglich mit den Grundformen. Von Nutzen ist nur die Denkarbeit, welche bei Auswahl der entsprechenden Bedeutung vollzogen wird. Man lege also einige Hauptbedeutungen vor. Freilich würde das Buch dadurch an Umfang gewinnen. Eine Teilung des Kommentars, wozu dies führen könnte, ist allerdings nicht anzuraten. Denn für unsere bayrischen Schulen, die auf das B. Gallicum nur ein Jahr zu verwenden pflegen, empfiehlt sich „ein Durchblick durch das ganze Werk in einfacheren Zügen, etwa I aufser 12, 13, 16—25, II 16—28, IV 1—19, VI 9—29, VII 36—90 = ca. 150 Kapitel". Vgl. Baumeister. Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre III S. 140.

An einigen Punkten gibt der Kommentar entschieden mehr, als für die Präparation nötig ist. So übt er gelegentlich an Cäsars Mitteilungen Kritik. Aber unwahrscheinlich ist doch nicht, was dieser I 10 zur Begründung seines Angriffes auf die Helvetier sagt. Man weise doch lieber auf die „aquitanische Pforte“ hin, die (gleich der burgundischen, „dem Vogesenloch“) eine Gefahr für die Provinz bildete. Darüber kann ja kein Zweifel bestehen, dafs Cäsar die Tendenz verfolgte, sein vielfach anfechtbares Vorgehen zu rechtfertigen, „jene Tendenz, die — allerdings meisterhaft versteckt — für den Einsichtigen allüberall zu Tage liegt, sobald nur einmal der Schlüssel gegeben ist“ (Köchly-Rüstow, Einleitung S. 8). Aber Anfängern läfst man lieber ihren naiven Glauben. Dagegen verdient ihnen gegenüber ein anderer Punkt besser hervorgehoben zu werden, der der Cäsarlektüre erst die rechte Weihe verleiht, im Kommentar aber höchstens gestreift ist: die weltgeschichtliche Bedeutung der Kriege, welche die Knaben hier in der Darstellung des grofsen Mannes kennen lernen dürfen, der sie geschlagen hat. Wer nicht gelesen hat, was H. Perthes in seinem Artikel 4 zur Reform des lateinischen Unterrichtes S. 70 ff. in dieser Beziehung gesagt hat, ist nicht wert, dafs er Cäsar im Unterricht erklärt. Es wäre gut, wenn in der Einleitung die einschlägigen Gesichtspunkte behandelt und im Kommentar an der entsprechenden Stelle darauf verwiesen würde. Dann würden diese Dinge auch wirklich zur Geltung gebracht werden. Natürlich wird man die Einleitung nicht im Beginn der Lektüre schon durchnehmen; damit schliefst man besser ab. Dies gilt auch von der Lebensbeschreibung Cäsars. Jedenfalls kann man sich in dieser Beziehung sehr kurz fassen. Ein abgerundetes Lebensbild erhalten ja die Schüler aus den Einleitungen doch nicht. Speziell für das Verständnis des Bellum Gallicum aber sind nur wenige Daten nötig. Wer mit Buch I beginnt, wird den Schüler zunächst auf den Standpunkt versetzen müssen, auf welchem Cäsars Leser bezüglich ihres geographischen Wissens stunden. Bekannt waren den damaligen Römern die zu ihrem Reich gehörigen gallischen Gebiete und deren Geschichte. Was Cäsar in dieser Beziehung voraussetzt, ist unsern Schülern nicht so geläufig; umgekehrt wissen diese von Gallien überhaupt aus dem Geographie-Unterricht bereits mehr, als irgend ein damaliger Römer. Es ist ihnen daher zum Bewufstsein zu bringen, dafs die Römer keinen geographischen Unterricht erhielten, wie sie, und keinen Handatlas besafsen, und von den mitteleuropäischen Ländern nicht mehr wufsten, als wir von manchen afrikanischen. Damit erklärt sich dann das Unvollkommene der geographischen Bestimmungen Cäsars, das bessere Schüler doch durchfühlen. Anderseits ergibt sich, dafs diese einfachen Angaben für die damalige Welt höchst interessant und wichtig waren, und dafs durch Cäsars Feldzüge die Erd- und Völkerkunde wesentlich bereichert wurde. In den folgenden Kapiteln lernt der Schüler die Gründe kennen, welche nicht nur die Helvetier, sondern auch gar manches andere Volk zur Auswanderung veranlafsten, er sieht hinein in das Werden der grofsen Völkerwanderung. Cäsars Name erscheint erst in Kapitel 7. Hier werde dann dem

Schüler zum Bewufstsein gebracht, wer der Verfasser des Buches ist, und dafs man das aus diesem selbst gar nicht ersehen könnte, weil Cäsar in der dritten Person von sich schreibt. Hier ist wohl auch der Ort, von dem zu sprechen, was Cäsar als bekannt voraussetzt: was eine Provincia ist, und was ein Prokonsul, und wie Cäsar zu dieser Funktion kam (Einl. § 12). Die einzelnen Züge seines Charakters werden dann im Anschlufs an die geschilderten Vorgänge erläutert.

Etwas stiefmütterlich behandelt ist das geographische Element. Die beigegebene Karte von Gallien steht nicht auf der Höhe. Vom Wallis führt zum Vierwaldstätter-See ein breites Thal; die Rhone kommuniziert über einen fabelhaften Berg hinüber mit der Aar; Adda und Tessin erscheinen lediglich als Abflüsse etwas zweifelhaft gestalteter Seen; die grofsen Alpenpässe, welche doch zum Teil im Buch selbst eine Rolle spielen, sind gar nicht zu erkennen. Dabei läfst der Kommentar aus Versehen auf S. 157 den Cäsar aus der Poebene über den Mt. Genèvre nach Ocelum gelangen. Dadurch, dafs die drei Teile von Grofsgallien (Gallia omnis) vollständig mit Farbe gedeckt sind, wird die Terrainzeichnung noch mehr beeinträchtigt. Als Ausnahme erscheint es, wenn die Dislokation der Truppen (im Herbst 54) in Belgien durch einen Kreis angegeben wird (V c. 24); denn die bedeutenderen Schlachtenorte und Marschlinien sind nicht bezeichnet. Im Kommentar wird die Stelle der Rheinübergänge (IV, 1, 1; 17, 1) oder der Überfahrt nach England nach modernen Städten angegeben; der Schüler soll den Punkt vor allem auch auf seiner Karte sehen. Auf diese hätte übrigens häufiger verwiesen werden sollen, so besonders VII 9, wo man die grofsartige Leistung Cäsars, der das aufständische Gebiet mit fabelhafter Schnelligkeit im Bogen umkreist, erst versteht, wenn man seinen Weg auf der Karte verfolgt. Einer gründlichen Umarbeitung bedarf sodann das am Schlufs beigegebene Namenverzeichnis. Soll man mit Hilfe desselben einen gesuchten Namen finden können, dann müssen wenigstens die Hauptstellen verzeichnet sein. Verfehlt sind Definitionen wie: Veneti, Helvetii = Bewohner ... eines Volkes; Angaben wie: der Liger erreicht seine nördlichste Richtung (!) bei Cenabum, Gallia cisalpina zerfiel (!) durch den Po; Aduatucorum oppidum liegt auf der Citadelle des heutigen Namur; die Vogesen, ein Gebirg nördlich vom Jura (was doch jedes Kind weifs) und dazu die Stelle, wo der Name auf der Karte steht; die Sequana entspringt auf den Vogesen (statt Vosegus) bei den Lingonen (!), und dazu die Karte. Läfst Cäsar (IV, 10, 3) wirklich den Rhodanus durch das Gebiet der Nantuaten (S. 225) fliefsen? Was Roma und Romanus heifst, konnte wegbleiben; nicht fehlen durfte Bagacum. Die Insula Batavorum ist doch einfach das „Rheindelta". Unrichtig ist S. 153 und 252 Grofsgallien mit Gallia transalpina gleichgesetzt. Aus VII, 6, 1 u. 3 ergibt sich, dafs letzteres = provincia ulterior.

Teilweise ausgeglichen sind diese Mängel durch die wirklich schönen Schlachtenpläne. Aber, wenn man das Terrain des Schlachtfeldes von Bibrakte Taf. I b vergleicht mit den Darstellungen bei Napoleon, Campen, Göler, so bekommt man aus diesen doch ein

wahrscheinlicheres Bild. Wie einfach ist die Situation im Text und bei Göler, und was für ein unübersichtliches Gewirr von Kuppen und Höhenzügen wird hier vorgelegt! Der Zeichner versteht sich offenbar nicht gut auf die richtige Wiedergabe des Geländes, das er stellenweise geradezu falsch darstellt. Man vergleiche Taf. VI den Puy de Jussat, der als ein Abhang des von den Galliern besetzten Plateaus erscheint, statt als eigene Erhebung. Mifslich ist auch, dafs der Aufrifs von Gergovia anders orientiert ist als die Karte. Oberst Stoffel hat übrigens nachgewiesen, dafs die Schlachten gegen die Helvetier und gegen Ariovist nicht an den von Napoleon bestimmten Stellen zu suchen sind. Diese Pläne sind also auch noch veraltet. Meiner Ansicht nach genügen ganz einfache Skizzen, wenn sie nur klar gezeichnet und dem Text angepafst sind. Aber die Pläne werden trotz der gerügten Mängel gute Dienste leisten, wenn sie der Lehrer richtig benützt, und Tafel VII z. B. gibt ja ein recht anschauliches Bild von dem Kessel, aus dem sich die Höhe von Alesia erhebt, sowie von der Cernierungslinie. Eine Hauptsache bleibt bei der Erklärung Cäsars, dafs der Lehrer auch mit dem modernen Kriegswesen nach Theorie und Praxis einigermafsen vertraut ist. Dann wird es ihm leicht sein, die erzählten Vorgänge ins richtige Licht zu setzen.

Die Illustrationen zum Heerwesen sind in der Zeichnung hervorragend sauber, wenn auch nicht immer korrekt. Erhöht wird die Wirkung durch Benützung verschiedener Farbentöne; nur dienen diese mehr malerischen als sachlichen Zwecken und beeinträchtigen so mitunter etwas die Wahrheit der Bilder. Meiner Erfahrung nach vermifst der Lehrer, welcher Anschauungsmittel benützen will und soll, nichts so sehr, als genaue Beschreibungen und Erklärungen dieser Lehrmittel. Man fühlt sich unsicher und läfst die Bilder dann lieber bei Seite. So geschieht vielleicht manchem Kollegen ein Gefallen, wenn ich statt einer Kritik der Bilder eine eingehendere positive Erläuterung wenigstens eines Teiles derselben gebe.

Bei Betrachtung des Funditor (IV 1) wird dem Schüler folgendes auffallen: 1. der Mangel einer Kopfbedeckung; 2. die Entblöfsung der Arme; 3. die Form der Gewandung; 4. die Entblöfsung der Beine; 5. die Form der Schuhe; 6. die Bewaffnung. In all diesen Punkten sehen unsere Soldaten anders aus.

1. Kopfbedeckung. Der römische Soldat hat neben dem Helm keine Tuchmütze; er geht barhäuptig aus, wie die Civilisten (in Rom und Athen) auch. Selbst in Waffenrüstung hat er den Helm oft abgenommen, so auf dem Marsch (Fig. 3) oder bei schwerer Schanzarbeit; er trägt ihn jedoch beim Exerzieren und in der Schlacht. Bei schlechtem und kaltem Wetter benützt er die Kapuze der paenula (H. W. § 3, 8), welche den modernen Kapuzmänteln nahe verwandt ist. Der Funditor ist übrigens kein römischer Bürger. Denn die Leichtbewaffneten, welche zum Teil, nicht in der Regel (gegen § 9, 8), Bogenschützen oder Schleuderer waren, gehören sämtlich zu den auxilia, sind also Provinzialen ohne Bürgerrecht oder Ausländer. Ihre Tracht kann die römische sein oder dieser nahe kommen, ist aber häufig

abweichend. Das Haarband, das der Funditor trägt, ist wohl das Einzige, was ihn als Nichtrömer kennzeichnet.

2. u. 3. Die Entblöfsung der Arme hängt mit der Form des römischen Gewandes, also ebenfalls mit einer gemeinrömischen Sitte zusammen. Auf dem Leib trägt der Funditor, wie alle Soldaten auf T. IV, ein helles, nur bei Fig. 8 fälschlich dunkel gegebenes Kleidungsstück, die Tunica, welche, Hemd und Leibrock zugleich, aus ungefärbter Wolle besteht, nur ganz kurze Ärmel hat und um die Hüften gegürtet ist. Dies Gewandstück trägt jeder Römer, im Hause und bei der Arbeit meist als einzige Hülle. Um vollständiger bekleidet zu sein, legt der Soldat beim Ausgehen das Sagum über die Tunika an, einen weiten wollenen Mantel von dunkler Farbe (Fig. 1). Die Spange, welche die beiden Teile — nicht vorn auf der Brust, sondern — auf der rechten Schulter zusammenhält, ist entweder rund (Brosche), oder länglich (Sicherheitsnadel), oder ein Doppelknopf. Da die Fibeln zu den gewöhnlichen Inventarstücken unsrer Altertümersammlungen gehören, hätte eine Scheibenfibel und eine Bogen- oder Armbrustfibel abgebildet werden dürfen. Nicht durch die Tunica, aber durch das Sagum unterscheidet sich der dienstthuende römische Bürger vom friedlichen. Dieser trägt die Toga. Den Gegensatz bezeichnen die Wörter togatus-sagatus. Vgl. saga sumere-ponere und: cedant arma togae! Doch ist das Sagum nicht ausschliefslich Kriegsmantel; auch die niedrige Bevölkerung, welche die Toga nicht hat, führt es, und, wie das Wort selbst gallisch ist, treffen wir das Sagum auch bei Galliern und Germanen. Diese haben die Tunica nicht; aber von jenen würde sich der Soldat gar nicht unterscheiden, wenn er nicht das cingulum militiae trüge, einen metallbeschlagenen Gürtel, an dem vorne eine Anzahl gleichartiger Riemen zum Schutz des Unterleibes befestigt sind. Vgl. IV, 3, 4, 8 (I, 18 wohl fälschlich als Eisenbänder gebildet). Eine Uniform hat also der römische Soldat nicht; der Reiz des „zweierlei Tuch" geht ihm ab; er gleicht in dieser Beziehung wie in vielem Anderem eher den mittelalterlichen Bewaffneten als den modernen. Genau genommen zeigt Fig. 1 gar nicht die Gewandung des römischen Leichtbewaffneten, sondern das Ausgehekleid des römischen Soldaten überhaupt; nur mufs das cingulum hinzugedacht werden. Die Entziehung von sagum und cingulum war eine Strafe. Vgl. Suet. Aug. 23: centuriones . . pro cetero delictorum genere variis ignominiis adfecit, ut stare per totum diem iuberet ante proetorium, interdum tunicatos discinctosque [in blofser Tunica und ohne Cingulum].

4. Die Hose ist dem Römer wie dem Griechen fremd, ja sie gilt beiden als ein barbarisches Gewand (barbarum tegimen). Dagegen finden wir die lange, weite Hose auf den Denkmälern als Charakteristikum für Gallier und Germanen. In illustrierten Geschichtswerken sieht man Proben genug. Doch hätte Hamp diese Gegner der Römer auch deshalb mit abbilden dürfen, weil sie zugleich einen Bestandteil ihres Heeres bildeten. Wie die Toga das Friedenskleid bezeichnet im Gegensatz zum Kriegsmantel, so ist sie in anderer Beziehung das Gegenstück zum Barbarenkleid und zugleich zu barbarischer Halb-

bildung. Daher schieden die Römer zwischen Togengalliern (Gallia togata) und Hosengalliern (Gallia braccata). Dennoch sehen wir bereits auf den Denkmälern der früheren Kaiserzeit die römischen Soldaten mit Hosen bekleidet, aber mit kurzen und engen. So hat die Hose, wenigstens als Kniehose, wohl schon zu Cäsars Zeit bei den Legionen Eingang gefunden und bestand wohl aus Leder[1]). Wenn auf Tafel IV ein Unterschied in der Farbe zu Tage tritt, so ist das gewiſs nur ein Versehen, und ebenso, wenn Fig. 8 eine blaue Tunica erhalten hat. Der Schüler darf aus diesen Dingen also keine Schlüsse ziehen. Man weiſs in dieser Hinsicht überhaupt nichts Gewisses.

5. Nicht nur barhaupt gingen die Alten in Rom und Athen, sondern vielfach auch barfuſs, so wenigstens zu Hause. In der Regel trug man eine einfache Sandale (solea) am nackten Fuſs. Der des Infanteristen muſste natürlich gut bewehrt sein. Diesen Zweck erfüllte die caliga, die auch zu den Kennzeichen des Soldaten gehörte. Militia caligata = alles vom Centurio abwärts. Vgl. die *βουλή καλιγᾶτα* bei Dio Cass. 48, 12 und den Beinamen Caligula des Gajus Cäsar. Abgebildet ist die caliga Taf. I, 20 und IV, 1—8. Als „nägelbeschlagene Sandale mit Schnürriemen“ ist sie § 3, 10 bezeichnet; doch ist der Schnürriemen zu der Abbildung hinzuzudenken; was man sieht, sind die an Stelle des Oberleders tretenden geschlitzten und mit Durchzugöffnungen versehenen Lederstreifen. Auf den Monumenten sind diese mit dem Riemen zusammengezogenen Streifen häufig in 2 Partien geteilt, so daſs oberhalb des Ristes eine freie Stelle entsteht. Nicht recht klar ist der calceus I, 21. Die Riemen scheinen auf dem nackten Fuſs aufzusitzen. Vermutlich sollen nur die Zehen frei sein. Klarer ist die Sache auf Taf. III, wo wir richtige geschlossene Schuhe sehen.

6. Was die Bewaffnung des Funditor anlangt, so ist doch die Auffassung zu bekämpfen, als ob diese Leichtbewaffneten grundsätzlich nichts bei sich gehabt hätten als „Schleuder und den Stein“. Prinzipiell gebührt ihnen auch Schwert oder Dolch, der kleine Rundschild und der leichte Lederhelm. An der Trajanssäule sehen wir die auf römischer Seite fechtenden Germanen mit Schild und Schwert auch dann gerüstet, wenn sie mit nacktem Oberkörper kämpfen. Die Schleuder (II 5) besteht aus einem schlaffen Riemen, von dem das eine Ende Schnüre zeigt. Sie werden zur Befestigung der Waffe um die Hand geschlungen, während durch Loslassen des anderen Endes beim Wurf das Geschoſs frei wird. Seine Munition trägt der Schleuderer, wie IV, 1 zeigt, im Sagum, das zugleich gegen schwache Schüsse schützt. Steinwerfen, Schleudern und Pfeilschieſsen gehörten zu den Künsten, welche auch der Legionar erlernen muſste; nur zählen die betreffenden Waffen nicht zu den ständigen Ausrüstungsgegenständen desselben.

Die Knaben werden auch wissen wollen, ob die Soldaten in ihrer luftigen, einem südlichen Klima angepaſsten Kleidung bei ihrem

---

[1]) Für Cäsars Zeit wird die Form in Betracht kommen, welche der Grabstein des C. Valerius Crispus in Wiesbaden zeigt.

Winteraufenthalt im Norden nicht gefroren haben. Nun hatten die Römer nicht nur neben den leichteren auch wärmere Kleider, sondern sie hatten auch Mittel ihre Bekleidung zu vervollständigen. Doch wird man weniger an Strümpfe und Gamaschen denken müssen, als an Zeugstücke, die um Fufs und Bein und wohl auch um die Arme gelegt und mittels Riemen befestigt wurden. Immerhin wird die Fufs- und Beinbekleidung vieles mit der unserer Gebirgsbewohner gemein gehabt haben. Im Norden hat man jedenfalls bald die Gepflogenheiten der einheimischen Bevölkerung nachgeahmt, und die Wildschur, welche die Signalisten und Signumträger (IV, 4—8) über den Helm gestülpt haben, geht ja ebenfalls auf eine germanische Sitte zurück. Über ihren Zweck belehrt uns Vegetius (II, 16): Omnes autem signarii vel signiferi quamvis pedites loricas minores accipiebant et galeas ad terrorem hostium ursinis (!) pellibus tectas. Ob auch Löwenfelle (§ 18, 22) nachzuweisen sind, lasse ich dahingestellt. Sie würden an Herkules erinnern.

Figur 2. Der Bogenschütze ist mit leichtem Lederwams, Tunica, Hosen, Helm, Schwert, (Cingulum?), sowie mit Köcher und Bogen ausgerüstet. Aber allgemeine Schlüsse darf man aus dieser Ausstattung so wenig ziehen wie beim Schleuderer. (Man vergleiche die abweichenden Abbildungen bei Guhl und Koner L. d. Gr. u. Römer, 6. Aufl. Fig. 1037 u. 1040). Er trägt das römische Schwert nicht wie Fig. 3, am Schulterriemen, sondern am Leibgurt. Dieses war nach dem Zeugnis der Monumente meist so befestigt, dafs der Knauf fast in Brustwarzenhöhe safs, und wurde der Regel nach nicht, wie bei uns, links, sondern rechts getragen. Der Offizier (III 2) hat es links, weil er keinen Schild führt. Auffallend ist der Mangel einer Parierstange; die Hand wird geschützt durch die Verdickung, in der die Klinge befestigt ist. Diese hat parallele Schneiden; die Form ist also nicht schilfblattförmig wie bei den älteren griechischen Schwertern. Benutzt wird die Waffe vorwiegend zum Stofs, der gewöhnlich von unten und von seitwärts um den Schild des Gegners herum geführt wird. Das war unmöglich, wann der Feind, wie Gall. I 52, eine Phalanx bildete. Daher fassen die Römer dort mit kühnem Sprung den feindlichen Schild am oberen Rand, reifsen ihn nach vorne und stofsen ausnahmsweise von oben. Die Abbildungen zeigen weder ein blankes Schwert, noch die Art, wie es geführt wird, was ein Mangel ist.

Figur 3 u. 4. Eine unserm Tornister entsprechende Vorrichtung zum Tragen des Gepäckes auf dem Rücken hatten die Römer nicht, wenn auch die Art der Verpackung in manchem an die moderne erinnert. Wir sehen eine Packtasche, darüber einen Sack oder Schlauch, einen Netzbeutel, Kochtopf und Schöpfgefäfs. Wie diese Dinge an der Traggabel befestigt wurden, ist aus II 1 und IV 3 nicht ersichtlich. Klarer wird die Sache aus der Abb. bei Baumeister, Denkm. Fig. 2277[1]). Nach den Darstellungen der Trajanssäule wurde

[1]) Man vergleiche auch die Abbildung, welche R. Schneider seiner knapp, frisch und sachkundig geschriebenen Darstellung des Kriegswesens in Meusels Cäsarausgabe (S. 225) beigegeben hat.



der Schild vom impeditus auf dem Rücken oder links getragen, nicht rechts wie IV 3. Der impeditus verwandelt sich in einen expeditus, indem er das Gepäck abgibt, den umgehängten Schild aus der Hülle nimmt und mit der Linken faſst und endlich den auf der Brust getragenen Helm mit dem Federbusch schmückt und aufsetzt.

Wenn galea und lorica auch ursprünglich lederne Waffen bezeichnen, so hat dies für Cäsars Zeit keine Geltung mehr. Galea ist also nicht ohne weiteres ein Lederhelm, oder Lorica ein Lederpanzer. „Es wäre ganz unrichtig, unter galea zu Cäsars Zeit die zum gröſseren Teil aus Leder bestehende helmartige Kopfbedeckung der Leichtbewaffneten zu verstehen, sagt Fröhlich in seinem trefflichen Buch über das Kriegswesen Cäsars (Zürich 1891, S. 68). Hamp hätte den Legionaren den I 16 abgebildeten eisernen Helm geben dürfen, oder auch den Fig. 14 dargestellten, besonders nachdem er sich für den eisernen Schienenpanzer entschieden hat. Da im Text der I 14 vorgeführte Helm als „eherne“ cassis bezeichnet ist, hätte er braune Farbe erhalten sollen. Aber ähnliche Helme finden sich auch auf Grabsteinen von Legionaren, und ausgegrabene Exemplare sind aus Eisen bis auf die Beschläge, welche allerdings ehern sind.

Wer das auf grund der rheinischen Grabsteine hergestellte Modell im Mainzer Museum (vgl. z. B. Jäger, Weltgesch. I 362) oder das französische (Prammer, Cäsarausgabe S. 230) betrachtet, bekommt doch eine etwas andere Vorstellung vom römischen Legionar als aus den vorliegenden Abbildungen. Den schweren Lederpanzer bringt Hamp gar nicht zur Anschauung; ebenso fehlt der Ringpanzer, der im Anschluſs an den Grabstein des Musius dem Adlerträger hätte gegeben werden können. Der I 18 und IV 3, 4 vorgeführte Schienenpanzer wird erst verständlich, wenn man sich einiges hinzudenkt. Er hätte auch auf der Brust aus Eisen gebildet sein sollen; dann bekommen die Fig. 18 sichtbaren Schlieſsen erst einen Sinn. Hinten hatte er oft Scharniere, so daſs er in zwei Hälften auseinander geschlagen werden konnte. Vgl. z. B. Baumeister Denkm. Fig. 2283. Die querlaufenden Eisenschienen werden vorn vermittels der bei Fig. 18 gut sichtbaren, bei IV 4 ganz fehlenden Knöpfe zusammengehackt. Im ganzen war dieser Panzer bequemer und schloſs sich den Körperformen besser an, als diese Abbildungen vermuten lassen.

Einem scharfen Auge entgeht es auch nicht, daſs die Einzeldarstellungen von Waffenstücken etc. auf Taf. I u. II allerlei Abweichungen von Tafel III zeigen, was vermieden oder begründet hätte werden sollen. Vom Schild heiſst es § 5, 25, es sei auſsen, abgesehen von verschiedenen Verzierungen, in der Mitte ein eiserner Buckel angebracht gewesen. Diese „Verzierungen“ wollen auch verstanden sein. Es handelt sich zunächst um Verstärkungen. Speziell die Buckel, diesen eisenhutförmigen Aufsatz, versteht der Knabe erst, wenn man ihm sagt, daſs der Schild unter der Buckel kreisrund ausgeschnitten, und daſs über diesen Ausschnitt eine Querstange gelegt war. Die Buckel ist also unentbehrlich und diente zum Schutz der Hand, die hier den Schild faſste, sie wurde im Nahekampf wohl auch zum Stoſs

benützt. Die Bedeutung der Ornamente ist auch nicht zu übersehen: Die beiden gewundenen Spitzen, welche II 3 neben der Buckel sichtbar sind, stellen denselben Gegenstand vor, welchen wir unter dem Adler Fig. 13 sehen: den Donnerkeil, der hier, wo der Adler fehlt, selbst mit Flügeln (den Symbolen der Schnelligkeit) versehen ist; oben und unten zucken Blitze hervor. Aus den Schilden wurde unter Umständen die testudo gebildet; wie aber der Angriff auf Mauern, von dem § 17, 14 geredet, und der T. VI 6 abgebildet wird, vor sich ging, darüber bleibt man im Unklaren. Der Kürze halber verweise ich auf den Artikel „Belagerung“ in Lübkers Reallexikon. Dagegen ist noch zu berichtigen, was zu I 24, 4 phalange facta (= 52, 4) im Kommentar steht: „Die Phalanx bestand darin, dafs das erste Glied die Schilde vor sich, die folgenden Glieder dieselben über sich hielten, vgl. die römische testudo“. Diese Definition ist doch wohl nach Form und Inhalt unbefriedigend. Man vgl. die herbe Kritik dieser Auffassung bei Köchly-Rüstow (Einleitung 95—96) und die oben gegebene Erklärung der Stelle I 52.

Aufser dem Schwert, mit dem der Legionar das ihm besonders geläufige Handgemenge durchficht, führt er auch eine Schufswaffe, das pilum. Normal entwickelt sich das Gefecht, wie Gall. I 25 geschildert ist, so, dafs nach gegebenem Angriffssignal die Kolonne auf Pilumschufsweite (ca. 35 m) an den Gegner heranrückt (oder diesen soweit heranrücken läfst) und dann eine Salve abgibt. Fehlt hierzu die Zeit, wie I 52, 3, oder ist die Entfernung für den Bogenwurf zu kurz, so werden die pila nach rückwärts abgegeben und gleich der Schwertkampf begonnen. Die Salve hat den Zweck, das Eindringen in die feindlichen Reihen zu erleichtern, was besonders bei Bildung der Phalanx nötig ist. Aufserdem müssen, wie dies I 52 geschildert wird, einzelne „der Freiheit eine Gasse“ bahnen. Genau zu beachten ist der Unterschied zwischen pilum und hasta. Die hasta hat einen langen Holzschaft, an dem eine breite, blattförmige Metallklinge steckt; das pilum hat einen kurzen Holzschaft und daran eine ebenso lange Eisenstange, an welche sich die massive, meist bolzenförmige Spitze anschliefst. Die Spitze besteht aus hart geschmiedetem, die Stange aus weichem Eisen, damit sie sich sofort verbiegt, wenn das pilum eingeschlagen hat. Es wird dadurch zum Rückwurf unbrauchbar, läfst sich schwerer herausziehen, bleibt auch fester stecken, weil die Spitze so nicht das Gewicht des sonst als Hebel wirkenden Schaftes tragen mufs. Die hasta ist in ihrer schwereren Form Stofswaffe für den Nahekampf, das pilum ist nur Wurfwaffe für den Fernkampf.

Fig. 5—8. Im Kommentar ist zu I 25, 7: „Romani conversa signa bipartito intulerunt“ angemerkt: „signa convertere die Feldzeichen wenden d. h. eine Schwenkung machen, signa inferre (in hostem vorrücken, angreifen. Über die signa Heerwesen § 18“. An dieser Stelle werden jedoch die vorliegenden Ausdrücke nicht erklärt. Es handelt sich aber darum, dafs der Lateiner an Stelle der Bewegung, die eine Truppe ausführt, die Bewegung der Feldzeichen setzt[1]). Dies

[1]) Vgl. über diese Dinge besonders A. v. Domaszewski, Die Fahnen im römischen Heer. Wien 1885.



kommt daher, daſs der hinter der Schlachtreihe stehende Feldherr seine Kommandos an den neben ihm stehenden tubicen gibt; dieser bläst dann das entsprechende Signal, welches sofort die neben den Signa der einzelnen Manipeln stehenden cornicines nachblasen. Darauf macht der Signifer die befohlene Bewegung, welcher sich nun die Truppe anschlieſst. Es wird jetzt auch verständlich sein, weshalb Musiker und Signumträger gleichheitlich uniformiert sind. — Die Feldzeichen haben bei den Römern also auch eine taktische Bedeutung, nicht bloſs eine symbolische, sind mithin nicht bloſs die Verkörperung der Einheit eines Truppenteiles. Seit Marius hatte jede Legion den Adler, den Vogel Juppiters, als Feldzeichen; dazu kamen noch je 30 Manipelsigna. Taf. II 13 und IV 7 veranschaulichen den Adler. Der silberne Vogel hat die Flügel hoch aufgerichtet und schlägt die Fänge in den blitzumzuckten Donnerkeil. Die Attribute Juppiters sind uns vorhin schon bei den dekorativ ausgestalteten Schildverstärkungen begegnet. So zog also das weltbeherrschende Römervolk hinaus, begleitet von den Symbolen seines höchsten Gottes, voran als bonum augurium des Zeus Vogel mit erhobenen Flügeln, bereit zu sieghaftem Flug; und wenn das Heer ruhmbedeckt heimkehrte, wallte es im Triumphzug hinauf zum Tempel des Juppiter Capitolinus, voran der Feldherr, angethan mit der von der Statue Juppiters entliehenen Gewandung, um dem Gott Dankopfer darzubringen. Die dem Feldherrn gespendeten Lorbeeren aber gehen auch auf die Truppen über, und diese schmücken ihren Adler mit dem Lorbeerkranz, indem sie diesen um die Flügel des Vogels legen.

An den signa T. IV 7 und 8 ist zu unterscheiden der Eisenschuh (cuspis), zum Einstoſsen in den Boden, weiter oben der querstehende Handgriff zum Herausnehmen (vgl. signa constituere, figere, convellere = halt machen, aufbrechen); hierauf folgt bei 8 (= II 15) eine in der Zeichnung kaum zu erkennende Quaste, ebenda 2 (3) Medaillen mit Kaiserbildern (die wohl auf Prätoriancrsigna hinweisen); die rechteckige Tafel sodann ist ein verkleinertes Vexillum und trägt die Nummer der Abteilung. Die oben sichtbare Hand erinnert an die Bezeichnung manipulus (von manus), kommt aber an Manipelsigna nur selten vor. Diese zeigen oben gewöhnlich eine Lanzenspitze und darunter ein Querholz mit Bändern, an denen metallene Blätter hängen.

Der superstitiöse Charakter der römischen Religiosität brachte es mit sich, daſs man auf Vorzeichen sorgfältig achtete und gegen überall vermutete zauberische Einflüsse (fascinatio) sich ängstlich zu schützen suchte. Zu den Gegenmitteln gehören besonders die Amulette. Und so treten neben die als glückverheiſsende Zeichen verwendeten Attribute Juppiters die Apotropaia. Wie heute noch in Italien, war besonders gefürchtet der böse, dämonische Blick (invideo!). Gegen ihn schützen, wie man sagt, die Halbmonde, wie wir einen am Manipelsignum IV 8 sehen. Auch der Löwenkopf auf der Phalera I 6 dient diesem Zweck. Als dräuenden Wächter sehen wir dieses Tier schon am Löwenthor in Mycenä, und die Funktion eines Apotropaions erfüllt der Löwenkopf, wenn auch ohne daſs diese Bestimmung zum Bewuſstsein käme, noch vielfach an den Klopferbeschlägen unserer Haus-

thüren. Als besonders wirksames Schreckmittel, als echtes „Scheusal", galt das Haupt der Gorgone Medusa, mit dem die Ägis gewöhnlich versehen ist. So kennt sie der Knabe schon von den Pallasstatuen her; so erscheint sie in der Hand des die Gallier abwehrenden Apollo (von Belvedere), so starrte sie von der Mauer der Akropolis dem Feind entgegen. Die römischen Kaiser haben die Medusa meist vorn auf dem Harnisch, und unlängst wurde im Schutt von Castra Biriciana (dem heutigen Weifsenburg a. Sand), wo zur Zeit der römischen Occupation eine spanische ala stund, neben bedeutenden Resten eines Ringpanzers (§ 5, 12) die Visirmaske eines Bronzehelmes gefunden, die als Gorgonenhaupt gebildet ist. Die Wirkung des regungslosen Antlitzes, das den Feind vor Schreck erstarren machen soll, wird unterstützt durch die leblosen Augenhöhlen und die leichte Öffnung des Mundes. Schlangen umwinden das Antlitz und oben erscheinen Flügel, wie an der Taf. I Fig. 5 abgebildeten phalera. Diese selbst bringt indes den Medusencharakter nicht treffend genug zum Ausdruck, und an Stelle der Schlangen ist eine torquis getreten.

Unsere Schulbücher lehren unentwegt, torquis bedeute Halskette. Aber was wir unter Kette verstehen, bezeichnet der Römer mit catena oder catella (Stammwort von „Kette"); torquis, von torqueo, bedeutet Gewinde und bezeichnet einen aus zusammengewundenen Metallstücken bestehenden, also strickartig gewundenen Ring. Die Taf. I 4 abgebildete armilla zeigt diesen Charakter, nicht aber die Fig. 1 und 2 sichtbaren torques, die aus glattem Metall bestehen und mit einem Draht umwunden sind, wohl aus Mifsverständnis des Zeichners. Das Urbild der militärischen torquis ist jene, die T. Manlius dem Gallier abnahm; ihre Form zeigt die Statue des sterbenden Galliers (capitolinischen Fechters). Doch auch die Fig. 3 und 4 abgebildeten Spiralarmreifen sind nicht die militärischen armillae, was die rheinischen Grabsteine beweisen. Sie waren einfach und massiv. Hals-, Arm- und Beinringe haben in vorgeschichtlicher Zeit die Bewohner unsrer Lande auch getragen und die vaterländischen Sammlungen enthalten manches schöne Stück. Wie diese Orden angelegt wurden, kann man aus Taf. III Fig. 3 ersehen. Die höchsten dona militaria aber wurden auf dem Haupt getragen. Zu den Abbildungen Taf. I 9—13 ist zu bemerken, dafs man eine so geformte corona civica und triumphalis doch nicht aufsetzen konnte. Die nicht zum Aufhängen bestimmten coronae schlossen sich, wie auch die Kaisermünzen zeigen, der Form des Kopfes an. Die c. vallaris ist meines Wissens identisch mit der castrensis und soll ein Lagerthor zeigen. Der Besitzer des Helmes von Ribchester (Baumeister Denkm. 2290) war offenbar mit einer solchen ausgezeichnet worden; denn dort ist eine in getriebener Arbeit angebracht. Auch die corona navalis stimmt nicht mit den an Fahnen angebrachten Schiffskronen, indem hier die rostra seitwärts abstehen. Zu Fig. 8 sollte eigens bemerkt sein, dafs es sich um fasces laureati handelt.

Taf. III. Tacitus erzählt ann. I 23: „Et centurio Lucilius interficitur, cui militaribus facetiis vocabulum Cedo alteram indi-

derant, quia fracta vite in tergo militis alteram clara voce ac rursus aliam poscebat". Der aus einer Weinrebe bestehende, oben gewöhnlich mit einem Metallknopf versehene Stock ist eines der „Abzeichen" des Centurio, Fig. 3. Auch dessen Stellvertreter, der Optio, darf den Stock tragen, und unter Augustus war dies auch den evocati gestattet (Dio 55, 24). Dem Feldherrn trugen die Liktoren dieses Zeichen des Züchtigungsrechtes voran. So, wie auf Taf. III, hat der Centurio weder in der Schlacht ausgesehen noch wenn er von seinem Stock Gebrauch machte, sondern bei festlichen Gelegenheiten. Sonst hat er auch das cingulum, Schwert (VII c. 13, 6) und Schild, Hosen sowie caligae. Weshalb der Helmkamm quer gestellt wurde, sagt Vegetius 2, 16: „centuriones vero habebant catafractas (= loricas squamatas) et scuta et galeas ferreas, sed transversis et argentatis cristis, ut celerius noscerentur a suis". In Wirklichkeit wird der Helm wohl etwas anders ausgesehen haben, wie denn gegen die Helmformen manche Bedenken bestehen. Über dem Schuppenpanzer hat der Centurio das aus rechtwinklig sich schneidenden Riemen bestehende Gitterwerk angelegt, an dessen Kreuzungen die Orden safsen. Das Schwert sollte nicht fehlen, der Helm gehört wohl nicht zum Festanzug.

Der Legat Fig. 2 wird meist so, wie er dasteht, auch in die Schlacht gegangen bezw. geritten sein. Er trägt den steifen Panzer aus Bronze, wie Fig. 1, an dem unten 1—2 Reihen von Lederstreifen sichtbar sind. Die rote Farbe der Tunica (§ 12, 32) ist so wenig wie die des paludamentum (Fig. 1) zu erkennen. Der Mantel der Legaten war nur dann rot, wenn sie selbständig ein Heer kommandierten. Ein Hauptunterscheidungszeichen der höheren Offiziere von den Centurionen ist die an Stelle des cingulum tretende Schärpe, das cinctorium, bei Fig. 2 zu schmal gemacht und kaum zu erkennen. An ihm war gewöhnlich das Schwert befestigt, wenn dies nicht, wie hier, am Bandelier getragen wurde. Dafs der Legat cinctorium und ocreae trägt und zu Fufs geht, der dux aber nicht, sowie der Unterschied in der Form des Helmes hat keine tiefere Bedeutung. Überhaupt wäre mehr Konsequenz oder wenigstens genauere Angabe erwünscht gewesen, ob die einzelne Figur in Gala-, Gefechts- oder Ausgehanzug abgebildet werden wollte. Nachdem der Centurio den Helm vom Grabstein des Calidius erhielt, wäre wohl auch der dortige Panzer mit einfachen, kurzen Streifen nachzubilden gewesen. Fig. 1 beachte man das Fehlen der Steigbügel bei den damaligen Berittenen. Cäsar konnte also nur „ex tempore" sprechen, aber nicht „aus dem Stegreif". Die Steigbügel erscheinen erst nach der Völkerwanderung, etwa im 8. Jhdt., und kommen von Byzanz. Sporen hatte die frühere römische Bürgerreiterei gehabt, zur Zeit Cäsars waren wenigstens die gallischen Hilfsvölker damit versehen (Fröhlich a. a. O. 75. 76). Die Form ist die eines einfachen Stachels. Hufeisen scheinen die Pferde damals noch nicht erhalten zu haben.

Cäsar hiefs bei seinen Truppen der Imperator (I c. 40, 10 etc.). Als Statthalter hatte er für den Bereich seiner Provinz das imperium, also

vor allem das militärische Oberkommando. Doch führten die Oberfeldherrn den Imperatortitel erst dann, wenn sie einen gröfseren Sieg errungen hatten. Cäsar hatte denselben bereits ao 60 in Spanien erworben. Nach Vertreibung der Könige hiefsen die obersten Beamten nicht sogleich Consuln, sondern zunächst Prätoren, a praeeundo iure et exercitu. Prätor ist also ursprünglich = Oberfeldherr. Erhalten hat sich das Wort in den Bezeichnungen: praetorium = Feldherrnzelt (T. V. 1), via praetoria, porta praetoria, cohors praetoria. Auch die Kaiser nannten ihre Leibgarde so, nicht cohors imperatoria.

Für den Legaten empfiehlt sich die Bezeichnung General. Ursprünglich Abgesandte (legati) des Senates, um diesen im Lager zu vertreten, und Berater des Feldherrn, wurden sie allmählich seine hauptsächlichsten Gehilfen in der Heeresleitung (Fröhlich S. 46). Sie waren senatorischen Ranges und hatten das Tribunat hinter sich. Cäsar hatte für seine 6—11 Legionen im ganzen 10 Legaten erhalten. Sie haben gewechselt, weshalb 16 erwähnt sind, und zwar meist in anerkennender Weise. Um so schlimmer kommen die Tribunen weg, junge Leute ohne Erfahrung und Mut. Wenn man die Gröfse der von ihnen kommandierten Truppenkörper in Betracht zieht, kann man sie mit unsern Stabsoffizieren vergleichen. Denn die Funktionen unserer Hauptleute und Lieutenants fielen zum Teil den Centurionen zu, die jedoch in sozialer Beziehung unseren Unteroffizieren gleichstehen. Sie entsprechen den französischen troupiers oder den bei uns nur im Kriegsfall zur Verwendung kommenden Feldwebellieutenants. Der Centurio ist Plebejer, tritt als gemeiner Legionar ein, macht eine lange Dienstzeit durch, wird auf grund seiner Tüchtigkeit befördert und kann es über den Obercenturio nicht hinausbringen. Der Tribun geht aus dem Ritterstand hervor, dient in jungen Jahren (nicht in ordine, sondern) in bevorzugter Stellung als contubernalis eines höheren Offiziers (1—2 Jahre lang), wird dann selbst gleich Stabsoffizier, ohne Centurio gewesen zu sein, und bleibt gewöhnlich nicht lange. Die Bekleidung des Legionstribunates wurde zwar erst seit Augustus Bedingung für die Bewerbung um das unterste der öffentlichen Ämter, die Quästur, war aber zu Cäsars Zeit schon Regel. Die Unfähigkeit seiner Tribunen hat dieser nicht bemäntelt. Ihnen zu lieb läfst er I 25, 1 die Pferde wegführen, und sie sind es, die I 39 die Panik ins Heer bringen. Im Äufseren sah der Tribun dem Legaten ähnlich; daher fehlt eine Abbildung.

Damit brechen wir diese Betrachtungen ab. Sie haben ihren Zweck erfüllt, wenn sie einen oder den anderen Kollegen dazu veranlassen, den Bildern zum Kriegswesen ein erhöhtes Interesse entgegen zu bringen. — Wenn der Herausgeber S. VI bemerkt, die Abbildungen seien nicht in ihrem überlieferten, oft durch rohe Gewalt verstümmelten oder durch das Alter ihrer ursprünglichen Schönheit beraubten Zustand wiedergegeben, sondern vielfach einem Restaurationsversuch unterworfen, da sie nicht für Archäologen bestimmt seien, sondern für die Jugend, welche sich für Torsos und Bruchstücke nicht begeistern könne, so bin ich mit diesen Anschauungen prinzipiell ein-

verstanden; doch handelt es sich im allgemeinen hier wohl weniger um Reproduktionen von Originalen, als um frei entworfene Bilder. Es gibt ja Originale, die sich gut hätten verwenden lassen. Der Abschnitt über das Ordenswesen[1]) z. B. liefs sich durch den Grabstein des M. Cälius illustrieren. Solche Monumente müssen natürlich der Jugend in restaurierter und etwas idealisierter Form vorgelegt werden. Dabei wird die archäologische Treue nicht verletzt, wenn lediglich die Defekte und die Zeichnungsfehler der Originale beseitigt werden. Umgekehrt dürfen auch frei entworfene Bilder diese Treue nicht verleugnen, müssen vielmehr in allen Einzelheiten das genau einhalten, was sich an den monumentalen Quellen wahrnehmen oder aus ihnen erschliefsen läfst. In dieser Beziehung hatten wir einiges auszusetzen. Öhler hat seinen Bilderatlas zu Cäsar fast ausschliefslich aus nicht ergänzten Originalen zusammengestellt. Dadurch wird derselbe, wie in dieser Zeitschr. Bd. 27 S. 119 schon ausgesprochen ist, für den Schüler unbrauchbar. Dagegen möchte ich den Kollegen die Anschaffung dieses billigen Werkchens zur eigenen Belehrung dringend empfehlen. — Das Ideal einer bildlichen Erläuterung des römischen, speziell des cäsarischen Kriegswesens ist ja bis jetzt überhaupt noch nicht durchaus verwirklicht. Aber wir haben allen Grund, auch dem Herausgeber des hier vorliegenden Cäsarbuches dankbar zu sein für sein Bestreben, den Bedürfnissen der Schule wie in anderen Beziehungen so auch in dieser Richtung möglichst entgegen zu kommen.

Da in unserer eingehenden Besprechung verschiedene Punkte hervorgehoben wurden, in Bezug auf welche Hamps Cäsarausgabe noch der Vervollkommnung fähig ist, so wollen wir nicht unterlassen, das im Anfang ausgesprochene günstige Gesamturteil hier ausdrücklich zu wiederholen und das hübsche Buch der Beachtung bestens zu empfehlen.

Memmingen. Heinrich Schiller.

E. Bachof, Wörterverzeichnis zu Xenophons Anabasis (Heft I, Buch I—III), 2. Auflage, Paderborn, Schöningh 1894.

Nach der Reihenfolge der Paragraphen zusammengestellt marschieren da in zwei Kolumnen auf alle Wörter und Phrasen, deren Kenntnis nach Ansicht des Verfassers beim Schüler nicht als sicherer Besitz vorausgesetzt werden kann. Dafs damit des Guten denn doch zu viel gethan sein dürfte, läfst sich zwischen den Zeilen der Vorrede selber herauslesen, wo als Grund die grofse Verschiedenheit des in den Übungsbüchern gebotenen Wortschatzes angeführt wird. Nach dem Wörterverzeichnis könnte man überhaupt auf die Vermutung kommen, bei Beginn der Xenophonlektüre sei an Vorkenntnissen nicht viel mehr erfor-

[1]) Cäsar selbst spricht von diesen Dekorationen nicht. Dagegen von öffentlicher Belobung (V 52, 4), Bevorzugung im Avancement (civ. 3, 53, 5—6), Verleihung bevorzugter Stellung (I 40, 15). Wahrscheinlich ist, dafs er unter den VII, 27, 2 erwähnten praemia seinen Soldaten auch die corona muralis in Aussicht stellt.

derlich als etwas Deklination und Konjugation; für letztere wird fast auf jeder Seite die Temporabildung gleich angegeben. Wann fängt man also die Lektüre eigentlich an? So finden wir denn in dem Verzeichnis Reihen von Wörtern, welche an unseren Anstalten und wohl auch an anderen jedem Schüler bekannt sein müssen, so *βούλομαι, ἀρχή, ἄρχω, τελευτάω, πείθω, βασιλεύω, ἕκαστος* (!), *στέφανος, χρυσοῦς, χρυσίον, ἀγορά, ἀσπίς, ὁράω, σιωπάω* u. s. w. Von den sogenannten unregelmäfsigen Verben und denen auf *μι* sei hiebei ganz abgesehen. Unsere Schüler bedürfen vorläufig wenigstens eines solchen Hilfsmittels nicht; wenn dasselbe in seiner ersten Auflage „rasch vergriffen“ war, wie die Vorrede rühmt, so läfst das tief blicken, was die Qualität der dortigen Abnehmer betrifft. Würde sich bei uns ein Lehrer dazu verstehen, eine derartige Stütze seinen Schülern zu empfehlen? Hiefse das nicht diese anleiten, als Vorbereitung sich mit dem Durchlesen des Verzeichnisses zu begnügen und den Autor selber in der Schule erst aufzuschlagen? Diese Gefahr liegt doch sehr nahe. Übrigens vom pädagogischen Standpunkte ganz abgesehen — kommt auch noch in Betracht die nicht unwesentliche Geldfrage. Kämen zu allen Schulklassikern solche Hilfsmittel in Schwang, so würden die Schüler zu Kosten verlockt, welche sich für den einmaligen Ankauf einer ordentlichen Ausgabe oder eines Lexikons sicher niedriger stellen.

Nach diesen prinzipiellen Erwägungen und Einwendungen noch einige Bemerkungen über Einzelnes, wobei wir uns auf das I. Buch beschränken wollen. Die Erklärung der Partikeln (z. B. *δή μὲν δή, δὲ οὖν*) ist noch verbesserungsfähig. Bei der sonstigen Überfülle mufs es auffallen, wenn man Ausdrücke übergangen findet, so *χαλεπὸς ἐχθρός* I 3, 12 — *ἵεντο* 5, 8 — *τὰς ἀσπίδας πρὸς τὰ γόνατα θέντας* 5, 13 — 3, 8 ist zu *ἀπορέω* angegeben *ἀνθρώπων*, während es an der Stelle heifst *τούτοις* = deshalb in Verlegenheit.

Als Anhang sind die Präpositionen nach ihrem verschiedenen Gebrauche zusammengestellt, zugleich als Register für diese Wortart, daran sich anschliefsend ein alphabetisches Wörterverzeichnis, in dem alle diejenigen Wörter weggelassen sind, die nach des Verfassers Voraussicht von den Schülern nicht wieder nachgeschlagen werden. Ref. will es fast bedünken, dafs Schüler, welche solche Hilfsmittel benützen, sich mit dem Nachschlagen nicht weiter mehr befassen wollen und daher die beiden letzten Abschnitte für sie überhaupt nicht existieren dürften.

München. J. Wismeyer.

Otto Schwab, Historische Syntax der griechischen Komparation in der klassischen Literatur. II. Heft: Des besonderen Teiles II. Abschnitt (Syntax der steigernden Komparation). Würzburg 1894. A. Stuber. 180 S.

Das vorliegende Heft enthält die Fortsetzung des besonderen Teiles der vor Jahresfrist in ihrem ersten Teil erschienenen Untersuchung

über die griechische Komparationssyntax (besp. Bd. XXX. S. 402 ff. d. Bl.). Mit der gleichen gründlichen Sachkenntnis und umfassenden Gelehrsamkeit behandelt hier der Verf. die Syntax der steigernden Komparation in 26 Paragraphen. Er untersucht zunächst den Gebrauch des Genitivs und der Partikel ἤ zur Anknüpfung des zweitverglichenen Gliedes (1. ausschliefslicher Gebrauch des Genitivs, 2. vorherrschender Gebrauch des G., 3. gleichberechtigter, bezw. wechselnder Gebrauch von Genitiv und ἤ, 4. überwiegender Gebrauch der Komparativpartikel aus formell-grammatischen oder stilistischen Gründen, 5. ausschliefslicher Gebrauch der Komparativpartikel, 6. einige besondere Formen der Genitiv- und ἤ-Konstruktionen); sodann behandelt er II. die Umschreibung und den Ersatz des Komparationskasus mittels Präpositionen und komparativer Konjunktionen, III. die steigernden Vergleiche mit zu ergänzendem Vergleichsobjekte und IV. die Verschiebung und Bedeutungsabschwächung der Komparationsgrade.

Wie im 1. Abschnitte, so ist auch hier durch gut gewählte Beispiele auf ähnliche Erscheinungen in anderen Sprachen mit grofsem Geschick hingewiesen.

Jedem, der auf dem Gebiete der historischen Syntax Studien macht, kann daher das vorliegende Werk, dessen abschliefsenden dritten Teil der Verfasser noch für das laufende Jahr in Aussicht gestellt hat, als geradezu unentbehrliches Hilfsmittel nicht dringend genug empfohlen werden.

München. Friedr. Burger.

Κέβητος Πίναξ. Cebetis Tabula rec. Carolus Praechter. Lips. 1893. Teubner. (XII, 40 S.). 60 Pf.

Das Büchlein, dessen kümmerlicher Gehalt mit seiner grofsen Beliebtheit in den neueren Zeiten[1]) in sonderbarem Widerspruch steht, erfährt durch Praechter, dem wir auch eine Studie über Zeit und Richtung des Verfassers verdanken,[2]) zum erstenmal eine allen philologischen Ansprüchen genügende Ausgabe. Die Praefatio unterrichtet über Wert und gegenseitiges Verhältnis der Handschriften. P. hat fast durchweg (zwei Ausnahmen s. p. V u. VII) die Aufstellungen bestätigt gesehen, die K. K. Müller in seiner Schrift de arte critica Cebetis Tabulae adhibenda, Virceb. 1877 vorgetragen hatte. Die

[1]) Vgl. darüber „Das Gemälde von Cebes. Deutsch von Friedr. S. Kraufs" Wien 1882, S. 25 ff. Es gibt von der kleinen Schrift nicht nur eine Menge Textausgaben, sondern auch nicht weniger als 21 lateinische und 30 deutsche Übersetzungen (die letzteren aufgezählt bei Degen, Literatur d. deutsch. Übers. der Griechen, S. 186 ff.: an ihrer Spitze steht Hans Sachs' gereimte Verdeutschung) — der Masse von italienischen, englischen, französischen, selbst böhmischen und ungarischen Übersetzungen zu geschweigen.

[2]) „Cebetis tabula quanam aetate conscripta esse videatur", Diss. Marb. 1885. Praechter versetzt den Autor in die Zeit nach Panätius und zwar ins erste Jahrhundert nach Chr. Dieser späte Ansatz ist übrigens nicht unbestritten (vgl. Susemihl, Alexandrin. Lit. Gesch. I 26 und den Nachtrag II 657 f.)

Grundlage des gesamten Textes bildet Cod. Par. 858; von cap. 23, 2 an, wo diese Handschrift abbricht, wird hauptsächlich der Vaticanus 112 mafsgebend. Ein Stemma liefs sich nur für einen Teil der Handschriften ermitteln; die schlechteren gruppieren sich in 4 Familien. Die alte arabische Übersetzung ist nicht ohne Bedeutung, da sie nach einer trefflichen griechischen Vorlage gemacht ist. — Die Ausgabe ist allem Anschein nach eine abschliefsende. Wir erhalten die Lesarten aller Handschriften. Der Textgestaltung wird man fast überall zustimmen dürfen;[1]) ob die Behandlung von p. 12 Z. 13 richtig ist, möchte ich nach dem Zeugnis der arab. Übersetzung bezweifeln. Pag. 18 Z. 19 ist die alte Konjektur *τε* (in F) recht einleuchtend; doch würde auch ich sie nicht in den Text gesetzt haben. Ein Index enthält diejenigen Wörter, die vom Sprachgebrauch der klassischen Zeit abweichen, und die philosophischen Termini. Letzteren hätte ich gerne die Beiworte der **Τύχη** (*τυφλή*, *κωφή*, *μαινομένη*, vgl. fortuna saeviens), und das Verbum *κυριεύειν* vom Weisen, (p. 21 Z. 20) hinzugefügt gesehen. Pag. 18 Z. 7 lies *προσέξομεν* statt *ποσέξομεν*.

München. F. Boll.

Französische Aussprache und Sprachfertigkeit. Phonetik sowie mündliche und schriftliche Übungen im Klassenunterrichte. Auf Grund von Unterrichtsversuchen dargestellt von Dr. Karl Quiehl, Direktor der neuen Realschule in Kassel. Marburg. Elwert. 1893. VIII und 154 Seiten.

Das vorliegende Buch bildet die zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage einer 1889 erschienenen Schrift „die Einführung in die französische Ausprache. Lautliche Schulung, Lautschrift und Sprechübungen im Klassenunterricht.“ Die seitdem in dieser Richtung angestellten Unterrichtsversuche haben den Verfasser in der Ansicht bestärkt, dafs nur durch einen planmäfsigen, lautlichen, auf der Phonetik aufgebauten Unterricht eine feste Grundlage für eine gesunde Aussprache geschaffen werden könne, und dafs dasjenige Verfahren, welches den Schüler durch möglichst reichliche Darbietung von fremdem Sprachstoff unter Benutzung der Anschauung und des Nachahmungstriebes in die fremde Sprache einführen will, am geeignetsten sei, ihn zum freien mündlichen und schriftlichen Gebrauch der lebenden Sprache anzuleiten.

Man kann im allgemeinen dieser Ansicht zustimmen und doch aus verschiedenen, teils inneren, teils äufseren Gründen in manchen Stücken einen anderen Weg einschlagen, und der Verfasser ist liberal genug, das zuzugeben; nur darf man das Ziel nicht zu weit in die Ferne rücken. Dies scheint er allerdings noch zu thun, wenn er als Hauptziel des fremdsprachlichen Unterrichts die Fähigkeit hinstellt, die fremde Sprache bis zu einem gewissen Grade beherrschen zu können,

[1]) Die zwei Konjekturen, die neuestens H. v. Herwerden, Mnemosyne XII 263 brachte, sind beide überflüssig.

mündlich wie schriftlich. Seien wir bescheiden! In der Schule, sogar in mäfsig gefüllten Klassen — und der Verfasser zählte in den seinigen durchschnittlich 40 Schüler — kann nur von Sprechübungen die Rede sein. Selbst die neuen preufsischen Lehrpläne verlangen blos „Übung" oder „einige Übung im praktischen mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache." Desgleichen wird in Österreich gefordert: „Einige Übung in der Ausarbeitung leichter Aufsätze, einige Sicherheit im mündlichen Gebrauch der französischen Sprache innerhalb des von der Schule behandelten Gedankenkreises." Aber von „einiger Übung" und „einiger Sicherheit" bis zur „Beherrschung", wenn auch nur Beherrschung „bis zu einem gewissen Grade", ist noch ein weiter Weg. Ob es den Absolventen des Herrn Quiehl geglückt ist, ihn zurückzulegen? Wenigstens prophezeit schon 1891 Wilhelm Swoboda, ein eifriger Anhänger der Reform: „Die Lehrziele des neusprachlichen Unterrichts werden, da sie sowohl sprachliches Wissen, als sprachliches Können in hohem Ausmafse vorschreiben, bei einer so geringen Stundenzahl (wenn ich nicht irre, 25) weder mit der alten, noch mit der neuen Methode erreicht werden." (Phonet. Stud. V, 2, 196.)

Einigermafsen auffallen mufs es, dafs ein so entschiedener Reformer, wie der Verfasser, die Lautschrift als ein zweckmäfsiges aber entbehrliches Hilfsmittel bezeichnet, während er doch in der lautlichen Schulung mittels der Lautschrift nicht nur eine Unterstützung und Förderung der Rechtschreibung, sondern auch eine Ersparung von Gedächtnisstoff und sogar ein Disziplinarmittel sieht. Denn beim Übergang von der Lautschrift zur Rechtschreibung „werden die Schüler zur Aufmerksamkeit gezwungen, um gleichlautende Wörter im Satze durch die Schreibung zu unterscheiden (il **a** été **à** Paris; je veux donn**er**, j'**ai** donn**é** u. dgl.)." D. h. wenn der Schüler nicht aufmerkt, schreibt er die Wörter eben falsch. Ja, von welcher Unterrichtssparte wollte man denn behaupten, dafs sie in diesem Sinne kein Mittel zur Erzwingung der Aufmerksamkeit sei? Mit gleichem Rechte könnte man sagen: die Schüler werden zur Aufmerksamkeit gezwungen, um etwas zu lernen.

Die weiteren Ausführungen über die Laute, die Aussprache im Satze, den Anfangsunterricht, die Sprechübungen, die schriftlichen Übungen u. s. w. bieten zwar nicht viel Neues, enthalten aber eine Menge trefflicher Winke und Anhaltspunkte für die Praxis. Insbesondere dürfte als eine wesentliche Erleichterung empfunden werden, dafs sich die konsonantische Bindung, mit der man sich nach der früheren Plötzischen Vorschrift unnötiger Weise zu viel plagte, auf fünf Fälle beschränken läfst: a) zwischen Hauptwort und den ihm vorangehenden und zu ihm gehörenden Wörtern, b) zwischen Zeitwort und den dazu gehörigen persönlichen Fürwörtern, c) zwischen den gebräuchlicheren Umstandswörtern und dem dazu gehörigen Eigenschaftswort oder Umstandswort, d) zwischen Verhältniswort und dazu gehörigem Worte, e) nach dem Bindewort quand.

Würzburg. J. Jent.

Breymann, Herm., Die neusprachliche Reform-Literatur von 1876—1893. Eine bibliographisch-kritische Übersicht. Leipzig. A. Deichert's Nachf. 1895. 8. 156 Seiten. M. 3.—.

Mit wahrem Bienenfleifs hat der Verfasser 549 Schriften zur Reform des neusprachlichen Unterrichts — teils theoretische Erörterungen enthaltend, teils praktische Versuche im Französischen darstellend — chronologisch aufgezeichnet und teilweise über den Inhalt kurze Andeutung gegeben, sowie aus 63 Zeitschriften die ihm bekannt gewordenen Rezensionen der betr. Schriften angeführt. Es ist absolute Vollständigkeit angestrebt, und diesem Bestreben ist es zu danken, dafs mancher in wenig verbreiteten Zeitschriften erschienene Artikel vor spurlosem Verschwinden gerettet wurde. Es ist nicht zuviel behauptet, wenn der Verfasser seine Arbeit eine „wahrlich nicht mühelose, zeitraubende und entsagungsvolle" nennt, und wenn er sagt, dafs „unter dem ermüdenden Eindruck der fast stereotypisch wiederkehrenden (Erörterungen und) Ausführungen Kopf und Hand ihm zuweilen zu erlahmen drohten." Wenn er gleichwohl seine Arbeit durchführte, so leitete ihn einerseits der Wunsch, seine Vorträge, soweit sie auf die methodische Vorbildung seiner Zuhörer hinzielen, von dem ebenso lästigen als zeitraubenden bibliogr. Material zu entlasten, dann auch jüngeren Lehrern einen zuverlässigen Ratgeber hinsichtlich der Reformbewegung zu bieten, und andrerseits die Hoffnung, der ins Ungeheuerliche ausartenden Vielschreiberei auf diesem Gebiete einen Damm entgegenzusetzen, denn „viele haben zur Feder gegriffen ohne die leiseste Ahnung davon, wie oft dieselben Gedanken bereits vor ihnen ausgedrückt worden waren." — Die Bibliographie nebst dem Verzeichnis der offiziellen Verordnungen, öffentlichen Verhandlungen umfafst 94 Seiten. Der Index der Abkürzungen (wir vermissen Hau vermutlich Hauschild), das Personen- und Sachregister nebst den Errata nehmen 27 Seiten ein, die noch übrigen 35 Seiten sind einem „Rückblick" gewidmet, der teils sachliche, teils persönliche Bemerkungen enthält. Von jenen ist dem Referenten die interessanteste, (S. 116) dafs der Verf. „eine von den Schulverwaltungen vorgeschriebene allgemeine Anwendung der radikalen oder rein imitativen Methode nicht als ein wünschenswertes, der Schule zuträgliches Ereignis ansehen" kann. „Denn mir scheinen die Vertreter dieser Richtung die Grammatik allzusehr in den Hintergrund zu drängen, die bewufste Reflexion und die Vergleichung der zu lernenden mit der gekannten Sprache allzu wenig in Anspruch zu nehmen, das praktische Können, die Sprechfertigkeit, deren Bedeutung ich ja gewifs nicht verkenne, allzusehr zu betonen, und die im Schulunterrichte zu verfolgenden Ziele nicht vielseitig genug aufzufassen." Ferner spricht sich der Verfasser (S. 113) gegen den Gebrauch phonetisch transscribierter Texte im Unterricht sehr jugendlicher Schüler und bei stark gefüllten Klassen aus. Nur bei einzelnen Wörtern sei die Transscription als Stütze des Gedächtnisses bei der häuslichen Arbeit angebracht. Bezüglich der Gymnasialschulordnung wünscht der Verfasser (S. 122), dafs sie „hin-

„sichtlich des Betriebes des neusprachlichen Unterrichts in nicht allzu „ferner Zeit eine Fassung erhalten möge, welche dem fortgeschrittenen „Stande neusprachlicher Methodik Rechnung trägt. Noch mehr als „bisher, so wünschen die Anhänger der Reform, möge dann auch bei „uns dem Schulunterrichte in den lebenden Sprachen die Aufgabe „gestellt werden, zum freien (mündlichen und schriftlichen) Gebrauche „derselben anzuleiten, das rasche Verständnis der Schriftsteller in den „Vordergrund zu stellen, die Lektüre mehr zu berücksichtigen und die „Grammatik nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck zu „betrachten. Geschieht das, „dann werden", wie mir vor kurzem ein „jüngerer Fachgenosse schrieb — „dann werden wir Lehrer nicht mehr „gezwungen sein, unsere Schüler auf grammatische Feinheiten und „Spitzfindigkeiten einzudrillen, sondern ihnen an Stelle der jetzigen, „mit grammatischen Regeln gespickten Absolutorialaufgaben, freie „schriftliche Arbeiten, leichte Aufsätze, Briefe, Inhaltsangaben u. dgl. „geben können." Über jene Aufgaben fällt denn auch die Kolbe'sche „Zeitschrift für das Realschulwesen (1894. XIX, 686) das leider wenig „schmeichelhafte Urteil, sie seien augenscheinlich nur gegeben, um die „Sicherheit der Schüler in gewissen chinoiseries de grammaire zu er„proben, und fügt dann noch hinzu: Diese Arbeiten entbehren der „nationalen Färbung." Dagegen ist zu sagen, dafs die bisher gegebenen Absolutorialaufgaben von ganz verschiedenen Verfassern herrühren und deswegen auch nicht als Ausflufs dieses oder jenes Systems zu betrachten sind. Gut wäre es allerdings, wenn bei Abfassung derselben ein System beobachtet würde. Zuerst wäre zu verlangen, dafs die Aufgabe entweder einem französischen Texte entnommen werde, oder wenigstens dafs sie der Verfasser zuerst selbst ins Französische übersetzte, um dann nach diesem französischen Texte die deutsche Angabe umzuwandeln. Jede absichtliche Häufung grammatischer Schwierigkeiten wäre zu vermeiden. Wie ferner die Übersetzung ins Lateinische aus dem Gedankenkreise der alten Schriftsteller genommen werden soll, so dürfte es sich auch für die französische Gymnasialabsolutorialarbeit empfehlen, den Stoff derselben der französischen Literatur- oder Landesgeschichte zu entnehmen. Endlich sollten in Bezug auf den zu verwendenden Wortschatz nur mäfsige Anforderungen gestellt werden. Unter diesen Bedingungen aber ist eine anständige Lösung der (Gymnasial-) Absolutorialarbeit leichter zu erzielen, als wenn eine der von dem jüngeren Fachgenossen oben angeführten oder vorgeschlagenen Aufgaben beliebt würde. Referent hat 12 Jahre hindurch jährlich durchschnittlich 16 französische Klassenaufsätze als Hausaufgaben und je einen als jährliche Absolutorialarbeit korrigiert und weifs deshalb ganz genau, welche Schwierigkeit sowohl die Anfertigung einer freien französischen Arbeit (nicht eines Abklatsches aus der Lektüre) für den Schüler, als auch die Anleitung zur Fertigung und die Korrektur derartiger Aufsätze für den Lehrer hat, ganz abgesehen von der Schwierigkeit der Zensur bei der ungleichen Ausdehnung solcher Arbeiten und bei der inhaltlichen Dürftigkeit so mancher derselben, die nicht auf Mangel an sprachlichem Wissen, sondern auf

geistige Mängel zurückzuführen ist. Wie schwierig ist es, aus einem französischen Aufsatze Germanismen fern zu halten, am Gymnasium müfste man aber nicht nur gegen diese, sondern auch gegen Latinismen ankämpfen. Ich glaube, der jüngere Fachgenosse würde sich bald wieder nach dem bisherigen Modus zurücksehnen. — Von den persönlichen Bemerkungen des „Rückblickes“ ist eine gegen Klinghardt gerichtet, der in den Englischen Studien 1889 Bd. XIII. S. 513 behauptet hatte, dafs in Bayern als Förderer des neuen Unterrichtes nur F. Beyer und Schulrat Rohmeder zu nennen seien, ferner gegen Ohlert, der im Jahre 1886 des Verfassers phonetische Versuche in der Schrift „Zur Reform des neusprachl. Unter.“ (1884 S. 29 ff.) unfreundlich abfertigte, gegen Beyer, der unter Verschweigung von Prof. Breymanns Verdiensten um die Phonetik in seinem „Neuen Sprachunterricht“ 1893 behauptet, dafs sich bis Anfang des J. 1887 in Süddeutschland noch keine Lehranstalt geregt und der Reform ihre Thore geöffnet habe; erst der erfahrene Schulmann Rohmeder habe es gewagt, einen Versuch mit der neuen Unterrichtsweise machen zu lassen. (Beiläufig bemerkt hat es Beyer in dieser Schrift auch zu wege gebracht, den Namen des Schreibers dieser Zeilen, der doch einen ganz wesentlichen Anteil an der sprachlichen Reform der Handelsschule hatte, ganz zu verschweigen, indem er auf S. 8 sich ausdrückt: „Ein früheres Mitglied des Fachkollegiums“ und S. 9 in der Anmerkung „Den durchaus gelungenen Versuch mit dem neuen Verfahren“ von Dr. Banzer (statt von Dr. Wohlfahrt) gemacht sein läfst; in gleicher Weise wiederholt er S. 10: „Die 1886/87 (von Dr. Banzer) begonnene (sic) Anfängerklasse . . .“) Schliefslich wendet sich H. Prof. Breymann noch gegen den Referenten, von dem er S. 125 sagt: „Er scheut sich nicht, mir den Vorwurf zu machen, ich ginge darauf aus, die Lehrthätigkeit der neusprachlichen Mittelschullehrer herabzusetzen!“ Diese „Verdächtigung“ soll ich 1893 im XXIX. Band dieser Blätter S. 154 ff. vorgebracht haben. Ich ersuche jeden Leser dieser Zeilen, durch Prüfung jener Stellen sich von der Unbegründetheit dieses Vorwurfs selbst zu überzeugen. Dort steht nur eine sachliche Begründung, warum die Diktatprobe nicht zur Grundlage für die Beurteilung unserer Leistungen am Gymnasium gemacht werden dürfe. Kein Sachverständiger wird leugnen, dafs die richtige Niederschrift eines französischen Diktates die schwierigste Leistung ist, vielleicht ebenso schwierig oder schwieriger als der freie Gebrauch der fremden Sprache; denn manchem gut Vorgebildeten fällt es im Ausland anfangs leichter, sich verständlich zu machen, als die Ausländer selbst zu verstehen. Darum habe ich dort gesagt, man messe unsere Thätigkeit mit falschem Mafsstabe, wenn man sie nach den Ergebnissen des von den angehenden Lehramtskandidaten geschriebenen Diktates beurteile. Im schlimmsten Falle habe ich H. Prof. Breymann eines Irrtums geziehen, bösen Willen aber habe ich ihm weder zugetraut noch zugeschrieben. Ich nehme auch gerne Akt davon, dafs er im J. 1885 in seiner Schrift „Wünsche und Hoffnungen“ und im J. 1891 in der Beilage zur Allg. Ztg. Nr. 24 die Gymnasiallehrer von der Schuld an der ungenügenden Vorbildung

der abgehenden Gymnasiasten freigesprochen hat, aber ich mufs doch, selbst auf die Gefahr hin, alte Wunden wieder aufzureifsen, daran erinnern, dafs mancher Satz der oben genannten Schrift von 1885 und gerade diese Diktatprobe in der 47. öffentlichen Sitzung der bayer. Kammer der Abgeordneten vom 25. Januar 1888 zu überaus unfreundlichen Erörterungen Anlafs gegeben hat (s. d. stenogr. Bericht S. 151 ff.), ohne dafs der schlimme Eindruck durch die neun Tage später in der 52. Sitzung erfolgte teilweise Revokation wesentlich hätte abgeschwächt werden können. Es ging eben hier wie überall: semper aliquid haeret. Wenn aber so erleuchtete Männer wie die damaligen Hauptredner sich über die Tragweite einer Schrift wie „Wünsche und Hoffnungen" so sehr täuschen konnten, so dürfte wohl keine Anmafsung in dem Wunsche gefunden werden, es möchten künftig die erfahrungsgemäfs nutzlosen Klagen vor der breitesten Öffentlichkeit wenn nicht eingestellt, so doch gemildet, und die Thatsache beherzigt werden, dafs das Gymnasium einstweilen in keinem Falle eine Fachbildung, sondern nur eine allgemeine Bildung gewährt.

München. Dr. Wohlfahrt.

Dr. Richard Sellentin, Professor an der Oberrealschule zu Elberfeld, Grundrifs der Geometrie für höhere Lehranstalten. Erster Teil: Planimetrie, Köln 1893. Verlag der M. Du Mont-Schauberg'schen Buchhandlung, gr. 8, 164 S.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes bezeichnet selbst als die Hauptforderungen, welche an ein geometrisches Lehrbuch zu stellen sind, Einfachheit und Klarheit der Definitionen, sowie Hervorhebung und übersichtliche Anordnung der Hauptsätze und Beweise, welche das Lehrgebäude ausmachen unter Vermeidung aller entbehrlichen Ausführungen, und diesen Forderungen sucht er denn auch allenthalben gerecht zu werden, so dafs sich namentlich mit Rücksicht auf die zweite derselben das Buch vorteilhaft von anderen unterscheidet. Insbesondere hat er sich, was die geometrischen Aufgaben anlangt, um die Selbstthätigkeit des Schülers zu fördern, darauf beschränkt, die Methode der Lösungen anzugeben und nur die Hauptaufgaben zu analysieren, während jedem Abschnitte eine sorgfältig geordnete Auswahl von Aufgaben angefügt und zudem im 2. Anhang eine gröfsere Anzahl von schwierigeren Aufgaben aus allen Gebieten zusammengestellt ist, so dafs der Lehrer ausreichendes Material zur Beschäftigung der Schüler besitzt.

Was die Anordnung des Lehrstoffes angeht, so entspricht dieselbe. wie der Verfasser hervorhebt, wohl den Lehrplänen für die höheren Schulen Preufsens, nicht aber dem Lehrprogramm, welches für die humanistischen Gymnasien Bayerns zur Zeit Geltung hat. Dies gilt namentlich vom 3. Abschnitt (1. T. der Kreislehre), welcher nach letztgenanntem Programm mit dem 6. zu vereinigen, sowie vom

4. Abschn. III, von der Ausmessung geradliniger Figuren, welcher erst nach dem 5. Abschn. einzureihen wäre.

Um nur Einiges hervorzuheben, was dem Referenten verbesserungsbedürftig erscheint, so dürfte in § 7, 2, wo von der Länge einer geraden Linie die Rede ist, statt dieser nicht mehr üblichen Bezeichnung die Definition der Strecke eingefügt werden. Einer gründlichen Revision dürfte der Abschnitt über die Parallelen unterzogen werden. Referent ist zunächst der persönlichen Ansicht, dafs die Beweise, welche sich auf die Begriffe „Richtung und Richtungsunterschied" stützen, nicht recht stichhaltig sind. Dieser Meinung sind übrigens jedenfalls auch alle Verfasser geometrischer Lehrbücher, welche sich der genannten Beweisführung, die ja sonst wegen der gröfseren Einfachheit den Vorzug verdiente, nicht bedienen, und sicherlich jene, welche von derselben wieder abgekommen sind (vgl. Boymann). Es sei übrigens hier auch an die diesbezüglichen Abhandlungen in der Hoffmann'schen Zeitschrift, die freilich stellenweise gar nicht angegriffen haben, erinnert. Um noch auf einige Punkte im besonderen zu kommen, so wäre in der Erklärung § 9: Parallele Linien sind Linien (richtiger parallele Gerade sind solche), welche dieselbe Richtung haben, d. h. Gerade, welche beliebig verlängert sich nicht schneiden, der zweite Teil dem ersten als Folgesatz anzureihen und diese Folgerung durch § 7, 2 (die Gerade ist durch einen Punkt und ihre Richtung bestimmt) indirekt zu beweisen. Im § 10 ist der Satz, dafs es durch einen Punkt aufserhalb einer Geraden zu derselben nur eine Parallele gibt, als Grundsatz ohne weitere Erläuterung aufgeführt. Ohne weitere gründliche Erläuterung (siehe z. B. Spieker) wird der Schüler wohl nicht einsehen, dafs dieser Satz eines Beweises nicht bedarf. Übrigens würde nach den vorausgegangenen Definitionen dieser Satz sich sehr wohl als Lehrsatz auffassen und beweisen lassen: Denn gäbe es zwei Parallele, so hätte jede derselben mit der gegebenen Geraden dieselbe Richtung, beide also hätten die nämliche Richtung, durch einen Punkt und durch die Richtung ist aber § 7, 2 die Gerade bestimmt. Im 1. Abschn. II ist der Satz von den Gröfsen der Winkel, welche entstehen, wenn zwei sich schneidende Gerade von einer dritten geschnitten werden, und die Umkehrung desselben ganz weggeblieben, während diese Sätze doch später z. B. § 104, 2 Lehrs. Anwendung finden sollten. Des weiteren dürfte § 29 vor § 28 zu stellen sein. Was die Aufeinanderfolge der Kongruenzfälle angeht, so ist diese allerdings in den verschiedenen Büchern verschieden. Naturgemäfs ist es aber doch, zu sagen, das Dreieck ist bestimmt durch drei Stücke, unter denen mindestens eine Strecke sein mufs, also sind zwei Dreiecke kongruent, wenn sie gleich haben eine Seite und zwei gleichliegende Winkel I, zwei Seiten und einen bezüglich dieser Seite gleichliegenden Winkel II a u. b, endlich alle drei Seiten III. Diese Reihenfolge hat noch den Vorteil, dafs durch die Seitenzahl auch die Nummer des Kongruenzfalles gegeben ist. In den Beweisen § 30 u. 32 heifst es: Ferner fällt die Seite B'A' in die Richtung BA, hier fehlt der Zusatz wenn A u. A' auf derselben Seite von BC liegen. Der vierte Kon-

gruenzsatz sollte doch wohl in der allgemeineren Fassung gegeben sein, dann könnte auch der Zusatz in § 35 wegbleiben, da das dort Gesagte aus der Beweisführung erkannt würde.

Verfehlt erscheint dem Referenten der Versuch, den Begriff des geom. Ortes durch die Bewegung eines Punktes zu erläutern; denn 1. läfst sich ja dieser Begriff sehr wohl erläutern, ohne das Moment der Bewegung bes. zu betonen, 2. liegt es nahe, dafs die Aufmerksamkeit des Schülers durch das Nebensächliche von dem, was eigentlich erklärt werden will, abgelenkt wird, 3. spielt ja die Bewegung bei der Anwendung gar keine Rolle, im Gegenteil, sonst müfste schon beispielsweise § 73, 1 etwa so lauten: Bewegt sich ein Punkt so, dafs er stets von einem gegebenen Punkt dieselbe Entfernung hat, so beschreibt er etc.

Die Sätze § 96 ff. würden doch wohl besser nach § 73 eingereiht werden, um so mehr als die Figur § 97 nicht zu den ein- oder umgeschriebenen zu zählen ist. In dem Beweis § 108 ist der Schlufs besser durch Subtraktion als durch Addition zu machen, weil derselbe sonst für den Fall, dafs die Seiten AD und EH nach dem Aufeinanderlegen keinen Punkt gemeinsam haben, nicht mehr gilt. In § 112, 73 wird die Anmerkung und die dort gegebene Konstruktion überflüssig, wenn man immer die Mittellinie von demjenigen Eckpunkte aus zieht, welcher von D die kleinere Entfernung hat.

Ist nun auch das vorliegende Lehrbuch insbesondere wegen der oben berührten Anordnung des Lehrstoffes zur Einführung an den bayerischen Gymnasien nicht geeignet, so verdient es doch die Beachtung der Fachkollegen wegen der zahlreichen, gut ausgewählten Aufgaben, die jedem Abschnitt angefügt sind, insbesondere aber auch wegen der in den Abschnitten VI—VIII zusammengestellten Sätze über Dreieckstransversalen, harmonische Teilung, Pol und Polare am Kreis, Ähnlichkeitspunkt, Potenzlinie, Berührungsproblem des Appolonius etc., welche ziemlich erschöpfend vorgeführt, elementar bewiesen und allenthalben mit historischen Notizen versehen sind.

C. Rohrbach, Dr. phil., Oberlehrer am Gymnasium Ernestinum zu Gotha, Vierstellige logarithmisch-trigonometrische Tafeln. Gotha, Verlag von E. F. Thienemann. gr. 8, 32 S.

Die Tafeln enthalten zunächst die Briggs'schen Logarithmen der Zahlen von 1—2000, die Werte der Winkelfunktionen, die Sehnen- und Bogenlängen von Grad zu Grad, die Logarithmen der Winkelfunktionen von 6 zu 6′, des Sinus und der Tangente von 0—8° von Minute zu Minute, dann die natürlichen Logarithmen und die Quadrate der Zahlen von 1—1000, und unterscheiden sich bezüglich dieses Inhaltes nicht wesentlich von anderen derartigen Tafeln. Doch findet sich eine sehr praktische Neuerung bei den Logarithmen der Zahlen, indem den sonst gewöhnlich vorhandenen mit 0—9 überschriebenen Spalten noch eine mit der Überschrift 10 hinzugefügt ist, welche die

Bildung der letzten Differenzen bedeutend erleichtert, da man zu diesem Zweck nicht genötigt ist, auf die folgende Zeile überzugehen. Sodann folgt eine Reihe von Tabellen, enthaltend siebenstellige Logarithmen der Zinsfaktoren, Reduktionszahlen für neuere und antike Maafse, physikalische, geographische und astronomische Konstante, endlich eine sehr anschauliche graphische Darstellung des Verlaufes der goniometrischen Funktionen, Beigaben, welche das Werkchen um so schätzbarer erscheinen lassen, als wegen des umfassenden Inhaltes derselben in vielen Fällen anderweitiges Nachschlagen, zeitraubendes Diktieren etc. vermieden werden kann.

Eichstätt. Dr. A. Müller.

Strehl, Karl, Theorie des Fernrohres auf Grund der Beugung des Lichtes. I. Teil. Mit einer Tafel. Leipzig, Joh. Ambrosius Barth (Arthur Meiner) 1894. 8°. 135 S. 4 M.

Wie Abbe eine Theorie des Mikroskopes auf Grund der Beugung gegeben hat, so stellt nunmehr der Verfasser auf gleicher Grundlage eine Theorie des Fernrohrs auf, in 2 Teilen, von denen der erste, vorliegende, die eigentliche, auf mathematischen Grundlagen fufsende Theorie enthält, während der später erscheinende zweite Teil die gewonnenen Resultate für die Praxis ausarbeiten und speziell mit den eigentlichen astronomischen Beobachtungen sich beschäftigen soll. Vorbereitet auf das Erscheinen unserer Schrift hat der Verfasser schon in dem Programm, welches dem Jahresberichte des k. Gymnasiums Landau am Schlusse des Studienjahres 1892/93 beigegeben war, betitelt: „Die Grundlagen der Theorie der Lichtbeugung im Fernrohr". In dieses wurden die ersten 3 Abschnitte der nun im Buchhandel erschienenen Abhandlung aufgenommen. Die einschlägigen Arbeiten von Airy, André, Bruns, v. Lommel, Steinheil u. a. bisher in verschiedenen Fachschriften zerstreut und schwer zugänglich, sind nun einheitlich verarbeitet und um manche neue, interessante Entwicklung und Untersuchung bereichert. Eine derartig hervorragend wissenschaftliche Arbeit, deren vollständiges Erfassen bedeutende Kenntnisse in Astronomie, theoret. Physik und Mathematik voraussetzt, auf ihre Richtigkeit hin beurteilen zu wollen, kann nicht unsere Sache sein, es möge das von berufener Seite an geeigneter Stelle geschehen. Bei der grofsen Bedeutung aber, welche dieser Publikation in der Wissenschaft unbestritten zuerkannt werden wird, sei es uns gestattet, in kurzen Zügen das Hauptsächliche des Inhaltes anzudeuten.

Nach einigen historischen Bemerkungen wird in der Einleitung eine einfache Ableitung der Gesetze über die Kardinalpunkte, sowie der Bedingungen für Achromasie und Aplanatismus gegeben, des weiteren darauf hingewiesen, dafs eine Welle, welche nicht ungehindert wirken kann, auch nicht eine ihr gleichartige Welle erzeugen kann. Diese Thatsache legt der Verfasser dem Begriff „Beugung des Lichtes" zu grunde, unter welchem er eben alle Änderungen der Wellenfläche auf ihrem Wege zusammenfafst. Die Beugung des Lichtes allein ist

es, welche einen Einflufs auf das beobachtete Bild ausübt, der durch geometrische Optik nicht ermittelt werden kann. Erst durch ihr Studium ist es dem Astronomen möglich, bei der Unmöglichkeit, vollkommene Instrumente herzustellen, seine Beobachtungen richtig zu deuten.

Es werden nun im I. Abschnitte, von den der Praxis entsprechenden Flächen 2. Grades ausgehend, Gleichungen entwickelt für die „Lichtwege“, das sind die Verbindungsstrecken l_1 und l_2 eines jeden Flächenelementes mit dem leuchtenden Punkt einerseits und mit dem untersuchten Bildpunkt andererseits, welche eine die Phase bestimmende Gröfse l als Endwirkung liefern.

Abschnitt II zeigt zunächst, dafs innerhalb gewisser Grenzen die austretende Wellenfläche als „Berührungsfläche 2. Grades“ oder „eine Ersetzungsfläche 4. Grades“ anzunehmen ist, welche mit der idealen Kugelfläche behufs einer rationellen Untersuchung zu vergleichen sind, und wie der Lichtweg auf die in I. dargelegte Art sowie auf einem anderen eleganteren Weg zu bestimmen ist. Dann folgen Anwendungen auf bestimmte Probleme (sphärische Aberration, Astigmatismus, Koma).

Abschnitt III handelt von den Elementarwellen. Als wichtigste unter allen hereinspielenden Fragen wird erhoben, mit welchem Phasenunterschiede die Elementarwellen im Bildpunkte zusammenwirken und welches die sich ergebende Energieverteilung in der Bildebene ist. Damit ist der Verfasser an dem Punkte angelangt, den er in der Einleitung mit den Worten präzisiert: „hier hilft keine Trigonometrie, hier helfen blofs Beugungsintegrale“. Die Leistungsfähigkeit der geometrischen Optik ist damit erschöpft und andere Mittel treten in ihre Rechte. Als solche erscheinen die Bessel'schen Funktionen, wie sie vor 30 Jahren v. Lommel für seine theoretisch-optischen Untersuchungen entwickelt hat. Diese, sowie die Theorie der H-Funktionen werden, soweit es für die geplante Untersuchung notwendig ist, im Abschnitt IV in gedrängter Kürze entwickelt, und so mit allem Nötigen ausgerüstet wendet sich der Verfasser in den folgenden Abschnitten seiner Hauptaufgabe zu, in der mathematischen Behandlungsweise im grofsen und ganzen die Bahnen einschlagend, die v. Lommel in seinen Arbeiten über Beugungserscheinungen geebnet hat.

Auf diesem Wege gelang es dem Verfasser eine neue Entwicklung von Formeln für die sphärische Aberration, den Astigmatismus, die Koma, für Zylinderwellen und ringförmige Öffnungen zu liefern, ebenso neue Untersuchungen über die eigentliche Theorie des Fernrohres, über die Beugungswirkung des Okulars und des Auges, über die Auflösung von Doppelsternen sowie die Helligkeitsmessung der Gestirne anzustellen, endlich die Formeln so zu geben, dafs sie dem Gesetz von der Erhaltung der Energie genügen.

Am Schlusse ist eine Reihe astronomischer Erscheinungen namhaft gemacht, bei denen die Beugung des Lichtes als wesentlicher Faktor zu berücksichtigen ist, vollständig geeignet, die Wichtigkeit der durchgeführten Untersuchungen auch dem Laien zum Bewufstsein zu bringen.

Soweit es bei einfacher Durchsicht möglich war, hat der Unter-

zeichnete einen Einblick in ein grofses und interessantes Gebiet gewonnen und ist zu der Überzeugung gekommen: wenn auch der Kreis der Leser dieses Buches der Natur der Sache gemäfs und ihrer Schwierigkeit entsprechend ein verhältnismäfsig kleiner sein wird, um so gröfser ist die Bedeutung desselben — dem Astronomen von Fach wird es unentbehrlich sein.

München. Piechler.

Trappe, A. Schul-Physik. 12. Auflage, neubearbeitet von Dr. P. Kindel. Mit 264 Abbildungen. Breslau. Hirt 1893. 348 S. 8°.

Die Hauptkraft des vorliegenden Buches liegt in der Lösung der Aufgabe, einerseits physikalische Gesetze mathematisch zu begründen, andererseits aus solchen Gesetzen auf mathematischem Wege Folgerungen abzuleiten; die dabei sich ergebenden Gleichungen werden vielfach eingehendst diskutiert. Zahlreiche, gutgewählte Beispiele, Fragen und Aufgaben sollen dem Schüler das Verständnis der Sache erleichtern. Nach dieser rein theoretischen Seite hin ist das Buch sehr reichhaltig und gediegen; es gibt nicht leicht eine auf elementarem Wege lösbare Frage auf diesem Gebiete, welche der Verfasser nicht in den Kreis der Betrachtung gezogen hätte und die teils durchgeführten teils nur angedeuteten Lösungen zeichnen sich meist durch Knappheit und Schönheit aus. Ob die theoretischen Entwicklungen an manchen Stellen, zum Beispiele bei der Diskussion der Gleichungen für den senkrechten Wurf oder bei dem Lehrsatze § 38, 3 für ein Schulbuch — als solches bezeichnet es der Verfasser ausdrücklich und nicht als Lehrbuch für den Selbstunterricht — nicht zu breit sind, ob sie an anderen Stellen wie etwa bei der Herleitung des Newtonschen Gravitationsgesetzes oder beim Beweise für das Coulombsche Gesetz nicht zu weit gehen, möchte ich dahingestellt sein lassen. Ein Schulbuch sollte nach meiner Meinung nur das Gerippe des Lehrstoffes enthalten, die Ausarbeitung desselben aber Lehrer und Schüler überlassen.

Was nun den rein physikalischen Teil des Buches betrifft, so dürfte es sich empfehlen, auch auf dieser höheren Lehrstufe dem sicherlich alleinberechtigten und auch heutzutage fast allseitig anerkannten, stellenweise vom Verfasser bereits eingehaltenen Gedanken konsequent zu folgen: zuerst die Erscheinung, dann das Gesetz und nicht der veralteten, doktrinären Methode, die zuerst das Gesetz und dann den Beweis gibt. Nichts erleichtert dem Schüler das Studium der Physik in höherem Grade, nichts regt ihn mehr zu eigenem Denken an, als wenn er auf Grund eigener Anschauung Schlüsse vom Besonderen aufs Allgemeine ziehend sich selbst ein Naturgesetz entwickeln kann. Um nur eines hervorzuheben, ist in dem vorliegenden Buche das Verhältnis von Kraft und Masse als eine Art Dogma hingestellt; der rein erkenntnistheoretische Beweis ist im Gebiete der Naturwissenschaften nicht vollwertig, ein experimenteller Nachweis ist aber nicht angegeben, auch nicht bei Besprechung der Atwoodschen Fallmaschine. Auch im einzelnen bedarf der physikalische Teil der verbessernden Hand: Die

Definition des Begriffes Stoff in § 1 kommt mir sehr bedenklich vor; der Begriff Kilogramm mufs definiert sein, bevor man von demselben Gebrauch macht; der Unterschied zwischen physikalischer Mischung und chemischer Verbindung ist nicht klar genug gegeben; die Frage Seite 70 Zeile 11 von unten kann der Schüler an dieser Stelle noch nicht beantworten; der Begriff Dyn ist Seite 24 und Seite 94 noch einmal definiert; dann wozu beim Barometer den längst veralteten Begriff pariser Zoll beibehalten? Sonderbar ist es auch, dafs von den sogenannten dunklen Lichtstrahlen in dem Kapitel die Rede ist, dessen Überschrift Fluoreszenz heifst. Die Dampfmaschine ist etwas gar zu kurz behandelt.

Alle Anerkennung verdient dagegen die reiche Gliederung des Stoffes; auffallend ist nur, dafs den fünf Abschnitten: Mechanik, Schall, Licht, Wärme, Elektrizität als sechster auf gleicher Stufe ein solcher über die Äquivalenz von Wärme und Arbeit und über die Erhaltung der Kraft gegenüber steht.

Kann der Herausgeber sich entschliefsen, dem physikalischen Teile ein etwas moderneres Gewand zu geben und dabei namentlich bei den Beispielen und Erläuterungen einige Kürzungen vorzunehmen, dann wird das Buch, dessen Ausstattung nichts zu wünschen übrig läfst, besonders für Realgymnasien ein treffliches Lehrmittel bilden.

Würzburg. Dr. Zwerger.

Geschichte der griechischen Plastik von Maxime Collignon, Professor an der Faculté des Lettres in Paris. Ins Deutsche übertragen und mit Anmerkung. begleitet von Eduard Thrämer, a. o. Professor an der Universität Strafsburg. Erster Band. Mit 12 Tafeln in Chromolithographie oder Heliogravüre und 278 Abbildungen im Text. Strafsburg. Verlag von Karl J. Trübner 1895. (4°. 5 Lieferungen zu je 4 Mark.)

1892 hat Collignon den 1. Band der „Histoire de la sculpture grecque“ erscheinen lassen, der die grofsen Meister des 5. Jahrhunderts noch behandelt. Auf die berechtigte Frage, ob die vorliegende deutsche Ausgabe geboten ist, wird jeder Kenner der einschlägigen Literatur eine bejahende Antwort geben. Denn das französische Werk ist zwar im engen Kreise der Fachgenossen bekannt, aber darüber hinaus in Deutschland nicht verbreitet. Und doch hat es Vorzüge, durch die es aus den landläufigen Büchern sich heraushebt: Vornehme Ausstattung, vortrefflicher Druck, gute und ungemein zahlreiche Abbildungen auch wenig bekannter Denkmäler sind ebenso zu rühmen, wie die klare und lebendige Darstellung und der deutschen Büchern nicht immer eigene knappe und feine Stil dem Verfasser zur Ehre gereichen. Durch die gewissenhafte Benützung der neuesten Forschung[1]) und Zusätze

[1]) Seite 235 Anmkg. [1]) ist die entscheidende Beobachtung, die zu Plinius 36, 10 in der „Wochenschrift für klassische Philosogie“ 1893 Nr. 30/31 Seite 818 veröffentlicht ist, nachzutragen.

aus früherer Literatur ist der Wert der deutschen Ausgabe noch gestiegen. Die Übersetzung selbst ist von Thrämer mit grofsem Geschicke gemacht worden, so dafs nur selten Eigentümlichkeiten des Urtextes erkennbar sind. Wenn jetzt einem Gymnasiallehrer eine Geschichte der griechischen Plastik empfohlen werden soll, dann wird die Hervorhebung von Collignons Buch ein guter Rat sein. Zwei Lieferungen sind in rascher Folge erschienen, die fehlenden für die nächste Zeit in Aussicht gestellt. Möge der Verfasser selbst das Original recht bald zu Ende führen, damit auch die deutsche Bearbeitung nicht mehr lange ein Torso bleiben mufs.

München. Heinrich Ludwig Urlichs.

K. Dumon, Études d'art grec. Symétrie harmonie. — Le logeion. Avec figures dans le texte et une planche, Paris, Berlin (Weidmann), Londres, Haarlem 1894. 32 S. 4°.

Im Jahre 1889 liefs der Holländer K. Dumon ein Buch erscheinen, worin er behauptete das System gefunden zu haben, nach dem Polyklet das Theater von Epidauros baute (Le théâtre de Polyclète. Reconstruction d'après un module). Dieser soll sich dazu eines Modulus von 3,416666 m bedient haben, der gerade 11 Fufs zu 0,310606 m enthalten habe. Und damit war sogar bewiesen, dafs der ältere Polyklet der Künstler war; denn dieser liebte die Zahl 11 besonders, sie spielte in seinem Kanon eine Rolle (Fock Anatomie canonique Utrecht 1867). Da aber jener Modulus nicht all dén komplizierten geometrischen Konstruktionen zu grunde liegt, welche Polyklet nach Ausweis des Dumon'schen Planes ausführte, so mufsten noch andere Moduli verwendet sein, und zwar 3 an Zahl, welche Dumon alle bis auf 6 Dezimalstellen bestimmte. Dieselben standen in keinerlei rationalem Verhältnis zu dem ersten.

Niemand als der Autor glaubte an dieses Modularsystem. Er selbst aber war sogar überzeugt, dafs er mit dem Nachweis, auch das Proskenion füge sich dem Modularsystem ein, die Bühnenfrage entschieden habe. Er vergafs, dafs wir nicht über die Existenz eines Proskenions im griechischen Theater, sondern über seine Bedeutung streiten.

In dem vorliegenden, wieder wie das genannte Werk luxuriös ausgestatteten Buch sind zwei Abhandlungen vereinigt. Die eine ist im wesentlichen eine Verteidigung von Dumons Modularsätzen. Sie beschäftigt sich mit den Begriffen der Symmetrie und Harmonie bei den Griechen, mit Vitruv, Dörpfeld u. s. w. *Συμμετρία* fafst Dumon als Commensurabilität, als das Verhältnis derjenigen Linien untereinander, die Vielfache desselben Modulus sind; *ἁρμονία* sei das Verhältnis derjenigen Linien untereinander, die nicht kommensurabel, also mit verschiedenen, aber auseinander ableitbaren Moduli konstruiert sind. Vitruv (III, 1, 1) nenne dieselbe Sache ratio symmetriarum.

In dem zweiten Aufsatz (S. 15—32) trägt uns der Verf. eine

Logeiontheorie vor, die man als barock bezeichnen mufs: Da die Plattform des Proskenions in seiner geringen Tiefe unmöglich allein eine Bühne darstellen kann, so mufs ein Holzbau vor den Säulen gewesen sein, das eigentliche Logeion. Und die vordere Grenze dieses Logeions (proscaenii finitio), nicht das Proskenion wird nach Vitruvs Vorschrift durch die Seite der Grundfigur (Quadrat) bestimmt. Auch in der Länge. Der Bau füllt nämlich den Zwischenraum zwischen den vorspringenden Enden des Proskenions nicht aus, sondern läfst beiderseits ein Loch, wo man vielleicht die Treppen angesetzt hat. Vitruv hätte also die Lage des Proskenions gar nicht, dagegen die vordere Grenze der temporären „Bühne" fixiert! Der Verf. erklärt das damit, dafs die Regeln Vitruvs älter seien als die ständigen Proskenien. Der Kreis aber, in den Dumons Logeion gerade als Quadratseite pafst, ist nicht der von ihm ursprünglich angenommene Grundkreis; er mufs dafür einen gröfseren Radius annehmen, der gar kein Vielfaches des Hauptmodulus ist. Wie kommt Polyklet zu diesem Radius? Das ist eine jener adiectiones ad symmetriam, eine jener déviations, „auxquelles les anciens ont eu recours pour éviter une beauté chiffrée" (S. 5). Das ist der ganze Beweis. Von dem Vasenbild, auf dem der Verf. sein Logeion zu erkennen glaubt (Baumeister N. 902), brauchen wir gar nicht zu sprechen.

Die Gründlichkeit, welche wir in Deutschland bei wissenschaftlichen Arbeiten z. B. in Bezug auf Zitate verlangen, sucht man in Dumons Schrift vergebens. In den langen Reihen von Vertretern der alten und der neuen Bühnentheorie, welche er ohne Nennung der Schriften aufmarschieren läfst, bemerken wir nicht nur ein ganz buntes Durcheinander der Namen, sondern auch direkte Irrtümer, wie wenn Wilamowitz als Anhänger eines hohen Logeions angeführt und der in Dörpfelds Lager übergegangene Engländer Loring ebenfalls unter seinen Gegnern genannt wird. Der Verfasser der scenischen Artikel in Baumeisters „Denkmälern" wird als Br. Arnold zitiert, also mit Bruno Arnold verwechselt.

Nach der Art zu schliefsen, wie Herr Dumon über seine vorhergegangenen Arbeiten und über die neueren szenischen Ansichten spricht, scheint er sich über beide einer Selbsttäuschung hinzugeben. Dörpfelds Theatertheorie, meint er, sei jetzt, nach kaum zehnjährigem Bestehen, bereits veraltet. Davon ist sie weit entfernt. Schon jetzt darf man behaupten, dafs ihre allgemeine Annahme nur mehr eine Frage der Zeit ist. Diejenigen aber, welche sich bisher noch immer zurückhielten und erklärten, sie wollten erst nach dem Erscheinen von Dörpfelds Theaterbuch sich endgiltig äufsern, werden hiezu hoffentlich bald Gelegenheit haben.

Sollte Herr Dumon, wie er ankündigt, der vorliegenden Schrift andere über verwandte Themata folgen lassen, so wäre zu wünschen, dafs sie nicht in dem gleichen Stil gehalten sein möchten.

Athen. E. Bodensteiner.

Albert Mayr, Die antiken Münzen der Inseln Malta, Gozo und Pantelleria. Programm des K. Wilhelmsgymnasiums in München für 1893/94. München, H. Kutzner. 40 S. + 1 Tafel Phototypien.

Die vorliegende Arbeit ist der erste Ausschnitt aus einer von dem Verfasser vorbereiteten Geschichte der sog. libyschen Inseln Melite, Gaulos und Cossura im Altertum. Mayr hat das ziemlich verstreute und zum Teil recht schwer zugängliche numismatische und literarische Material mit grofsem Fleifse gesammelt und es mit peinlicher Gewissenhaftigkeit bei besonnener und mafsvoller Kritik verarbeitet; so darf man seine Abhandlung wohl als eine das Thema erschöpfende und abschliefsende bezeichnen; jedenfalls ist die dreifache Aufgabe, die Verf. sich gestellt — Ergänzung und Berichtigung der bisherigen Münzverzeichnisse, Feststellung der Zugehörigkeit und des Alters der in Frage kommenden Münzen und Erklärung ihrer Typen — in befriedigender Weise gelöst, soweit die vorhandenen Mittel überhaupt eine Lösung gestatten. Auf einer fast vollständigen Sammlung der Münzexemplare in den verschiedenen Kabineten Europas, ihrer exakten Beschreibung, die durch eine Tafel gröfstenteils recht guter, nur in einigen Stücken etwas überlichteter Phototypien unterstützt wird, und auf genauer Prüfung von Stil und Prägung bauen sich die historischen Schlufsfolgerungen auf. Von den Resultaten der Arbeit, welche die bisherigen Anschauungen teils bestätigen teils berichtigen, heben wir diejenigen hervor, welche den Philologen und Historiker ebenso interessieren werden wie den Numismatiker von Fach.

Die (autonome) Prägung der libyschen Inseln nimmt erst unter der römischen Herrschaft ihren Anfang[1]); sie ist, dem staatsrechtlichen Verhältnisse der Inseln zu Rom entsprechend, blofse Kupferprägung. Die Münzen mit römischer Aufschrift gehören erst dem letzten Jahrhundert v. Chr. an. Dafs die Stücke von Malta und Gaulos mit griechischer Legende nicht etwa mit der rein-hellenischen Periode der Inseln, 8.—6. Jh., in Zusammenhang zu bringen sind, beweist ein Blick auf den Stil derselben. Ebenso wenig gehören die Exemplare (von Malta und Cossura) mit phönikischer Epigraphe in die karthagische Zeit, da die Karthager sogar in Sicilien die dort bestehenden autonomen Stadtprägungen aufhoben und eine allgemeine Landesmünze einführten. Die Frage ist nur, inwieweit innerhalb der römischen Periode noch Scheidungen gemacht werden können, ob also etwa die Prägungen mit phönikischer Aufschrift denen mit griechischer vorausgehen. Mayr begründet aus der grofsen Verwandtschaft der beiderseitigen Serien in Stil, Prägung und Typen seine Annahme einer wenigstens vorübergehenden gleichzeitigen Ausprägung beider Sorten, welcher Ansicht wir uns vollständig anschliefsen, wenn wir auch gegenüber seiner Bemerkung § 19 Note 2 erklären müssen, dafs ein gleichzeitiges Kursieren der beiden Arten, welches die maltesischen Funde

[1]) 218 Melite von Ti. Sempronius, 217 Cossura von Cn. Servilius besetzt.



bezeugen, noch nicht eine gleichzeitige Ausprägung beweist. Im übrigen kann, wie Mayr richtig bemerkt, höchstens die zunehmende Einwirkung griechischer Kunst und weiterhin die sich verringernde Sorgfalt der Prägung zu einem Kriterium höheren oder geringeren Alters der Münzen verwertet werden. Die Ausgabe des Kupfers endet in der zweiten Hälfte des 1. Jh. v. Chr. Zu den jüngsten Stückchen gehört das einzige, welches eine Beamtenepigraphe trägt, eines von Malta mit dem Namen des sizilischen Proprätors C. Arruntanus Balbus, der zwischen 35 und 27 anzusetzen ist.

Wenn somit die Münzen der genannten Inseln so gut wie gar keine historischen Daten liefern — sind ja selbst die phönikischen Legenden nicht sicher zu deuten — so geben dagegen ihre Typen ein um so beredteres Zeugnis von den kulturhistorischen Verhältnissen, zumal von Malta, von der Kreuzung phönikischer, hellenischer und römischer Einflüsse. Das phönikische Element selbst steht gröfstenteils unter dem Banne aegyptischer Kunstformen: so stellt sich die Stadtgöttin Astarte, welche gräcisiert als Hera erscheint, auf den phönikischen Stücken unter dem Bilde der Isis dar, so finden wir unter den Typen die Osirismumie, Nephthys, u. a.

Dafs Mayrs Arbeit sich des ungeteilten Beifalls der Numismatiker erfreut, beweisen die bisher in den versch. Fachzeitungen erschienenen Besprechungen; wir möchten hier nur auf eine derselben, Revue de Numismatique belge 1895 I p. 159 f. hinweisen, da dort mit besonderer Genugthuung konstatiert wird, dafs die Arbeit die Programmschrift eines deutschen Gymnasiums bilde: ein erfreuliches Zeichen dafür, dafs die ‚Athenäen' in Deutschland auch der numismatischen Wissenschaft Interesse entgegenbringen und dasselbe unter den Zöglingen verbreiten werden.

München. O. H.

Führer durch Carnuntum von Dr. J. W. Kubitschek und Dr. S. Frankfurter. 3. Aufl. Wien 1894. 8°. 110 S.

Von den vielen Ansiedelungen, welche die Römer nördlich der Alpen ins Leben riefen, haben nur wenige das Glück gehabt, systematisch untersucht, aufgedeckt und beschrieben zu werden. An manchen Orten geriet ein lobenswerter Anlauf hiezu bald wieder ins Stocken. Um so mehr ist es zu begrüfsen, dafs die Ausgrabungen unterhalb Wien bei Deutsch-Altenburg und Petronell, dem römischen Carnuntum, seit einer Reihe von Jahren gefördert wurden und unserer Kenntnis nicht nur des römischen Altertums überhaupt, sondern des provinziellen Lebens insbesondere eine wertvolle Bereicherung brachten.

Den Anstofs zu den Forschungen daselbst hatte im Jahre 1852 Baron v. Sacken mit seiner Monographie: Die römische Stadt Carnuntum gegeben; aber erst seit der Mitte der 70er Jahre nahmen die Ausgrabungen einen geregelten Fortgang, und ein 1885 gegründeter Verein, dem im Interesse der guten Sache noch mehr Mitglieder zu

wünschen wären,[1]) hat sich die wissenschaftliche Ausbeutung der Stätte zur Aufgabe gestellt. Die Publikationen über Carnuntum (aufser der genannten Monographie insbesondere in den archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Österreich-Ungarn Bd. 1—17 niedergelegt) sind nicht jedem leicht zur Hand, und deren Studium ist nicht jedermanns Sache. Es ist daher ein wahres Verdienst Kubitscheks und Frankfurters, in dem eingangs erwähnten Büchlein die Resultate der bisherigen Bemühungen niedergelegt zu haben.

Sein erster Teil handelt von der Geschichte Carnuntums. Wenn hiebei auch Jungs Darlegungen in den „Romanischen Landschaften" verwertet wurden, so wird man dies billigen. Genaue Stellenangaben sind im allgemeinen, wohl mit Rücksicht auf den Raum weggeblieben; der Philologe vermifst sie insbesondere bei der Erwähnung des Velleius Paterculus und des Ammianus Marcellinus. Vellejus erwähnt nämlich Carnuntum zuerst; es war die Zeit, wo es im Kriegszuge des Tiberius gegen Marbot der Stützpunkt der militärischen Operationen wurde. Die Römer haben den Namen zweifellos in einer Ansiedelung der Ureinwohner vorgefunden und in ihre Sprache aufgenommen. Zwei Stämme geben die Verfasser an, indem sie sagen, der Name Carnuntum „scheine mit dem Stamme (kelt. od. illyr.?) carno = Steinhaufen, oder cornu = Horn, Trompete zusammenzuhängen". Die Erklärung steht darnach noch aus. Die Schicksale der Festung werden an der Hand der inschriftlichen Funde recht hübsch vorgeführt. Die Anwesenheit der leg. XV. Apollin. und der leg. XIV gem. Martia Victrix ist durch Inschriften beglaubigt. Die Ziegelstempel würden allein eine solche Beweiskraft nicht haben. Den Truppen folgten Händler und liefsen sich unter dem Schutze des Kastells nieder. Wie allenthalben, entwickelte sich auch hier aus kleinen Anfängen eine Civilstadt, deren Bewohner Canabenses (von canabae Buden) genannt wurden. Mit ihrer fortschreitenden Entwicklung erhält sie die Rechte eines Municipiums mit dessen Verfassung. Was hierüber gesagt wird, ist nicht anzufechten und stimmt auch mit der gleichzeitig erschienenen Spezialstudie Siegfried Rietschels „die Civitas auf deutschem Boden" überein. Nur gegen eine beiläufige Bemerkung auf Seite 16, dafs aus Canabae „das deutsche Lehnwort Kneipe" entstanden sei, mufs man sich wenden, weil diese Behauptung vielfach mit desto gröfserer Sicherheit aufgestellt wird, je weniger innere Berechtigung ihr zukommt. Auf dieses Wort haben die Germanen wohl das erste Anrecht; es hängt mit dem Niederdeutschen knîpen (das im Niederländischen als knijpen vorkommt, woher knip oder knijp = Kneipe) zusammen und bedeutet eher das Auskneifen zu Trinkzwecken. Das Knëbti der Litauer endlich dürfte wohl vor der Ableitung von canabae sicher sein. Doch das ist nebensächlich. Weiterhin geben die Verfasser mit umsichtiger Verwendung der Funde ein anschauliches Bild der Ansiedelung während ihres Bestandes. Es wird das „Lager" oder, wie es richtiger heifsen müfste „Kastell" eingehend geschildert. Der Zug

[1]) Jahresbeitrag 5 fl.; Anmeldung an Dr. Ehrenfeld (Wien I, Schellinggasse 7).

der Umfassungsmauer, deren Erbauung ums Jahr 79 n. Chr. fällt, ist zwar noch nicht nachgewiesen,[1]) wohl aber ein grofser Teil der Gebäude im Innern. Das Dolichenum und Mithräum lassen Rückschlüsse auf die religiösen Anschauungen zu, wie das Amphitheater auf die Lebensgepflogenheiten der Ansiedler. Nicht sehr lange nach dem Jahre 307, wo Carnuntum durch die Erhebung des Licinius zum Augustus die Augen der Welt wieder auf sich zog, nach den während der Anwesenheit der Kaiser Galerius, Constantin d. Gr. und Julians gefeierten glänzenden Festen, erlag es den rächenden Händen der Quaden; Valentinian findet es als Ruine vor. Wieder aufgerichtet, erlangt es nicht mehr seine frühere Bedeutung und fällt bald endgiltig den Germanen anheim; auf seinen Trümmern entstehen, soweit nicht der Pflug darüber zieht, Deutsch-Altenburg und Petronell.

Selbstverständlich nimmt die Führung durch die Museen einen breiten Raum ein. Es ist keine leichte Aufgabe, gerade in diesem Teile des Büchleins auch den Kenner zu befriedigen. Aber die Verfasser haben es verstanden, ohne was sich allenthalben findet, zu übergehen, das ins rechte Licht zu setzen, was auf den Kulturzustand Carnuntums ein helles Licht wirft. Die Museen in Deutsch-Altenburg und Petronell gestatten solche Schlüsse, weil gleich dem Saalburgmuseum in Homburg und anderen fast alles dem dortigen Boden entstammt. Vor anderen Museen hat aber jenes des Barons Ludwigstorff das voraus, dafs es eine gröfsere Menge plastischer Funde besitzt. Dafs die schönsten Funde abgebildet sind, ist sehr zu begrüfsen. Die Erklärung der Gegenstände ist durchgehends richtig; beim Dodekaeder (S. 68) hätte das ängstliche „wahrscheinlich" wegbleiben können, an anderen Orten finden sich noch Wachstropfen daran.

Schliefslich soll auch nicht übergangen werden, dafs der „Führer" an merkwürdigen Bauten aus anderen Zeiten auch nicht achtlos vorübergeht. Der Ringwall auf dem „Stein", die mittelalterlichen Thore und Kirchen von Homburg, Deutsch-Altenburg und Petronell finden in Wort und Bild Erwähnung. Eine gröfsere Karte der Umgegend (1 : 25000) und Pläne sind eine ebenso notwendige wie angenehme Beigabe. So wird sich das mit Bienenfleis gearbeitete Büchlein sicher viele Freunde erwerben.

München. Fink.

Ein Tag im alten Athen. Von Dr. M. Kleemann, Professor am Herzogl. Gymnasium in Hildburghausen (Gymnasialbibliothek, herausgegeben von E. Pohlmey nnd H. Hoffmann, 18. Heft). Gütersloh, Bertelsmann. 1894. Mit 5 Abbild. 62 S. 1 M.

Die Schrift beabsichtigt, ein Bild vom alten Athen zu geben, wie es etwa zur Zeit des Perikles war. Zu diesem Zweck wird fingiert, dafs ein Kaufmann aus Methymna zum Besuch seines Gastfreundes

[1]) Die Zeichnung Marsiglis erinnert in ihrer abweichenden Gestalt an die Wischelburg bei Straubing.

Kallikles nach Athen kommt. Indem die Eindrücke und Erlebnisse desselben am Tage seiner Ankunft in Athen geschildert werden, bietet sich reiche Gelegenheit, dem Leser Mitteilungen über die Stadt selbst und das Leben seiner Bewohner zu machen. Die Ankunft im Piräus, die Fahrt zur Stadt, der Besuch der Akropolis, die Teilnahme an der Aufführung der Antigone des Sophokles, ein Gastmahl und Trinkgelage im Hause des Kallikles, wozu auch Sokrates und Anaxagoras geladen sind, das sind die Hauptpunkte der Erzählung, an welche die Schilderung anknüpft.

Der Grundgedanke ist ansprechend, die Ausführung im ganzen geschickt und interessant. Im einzelnen aber ist Verschiedenes auszusetzen. Zunächst sind einzelne Angaben unrichtig.

S. 3 ist geschildert, wie das Schiff mit dem Methymnäer von Keos her das Vorgebirge Sunium erreicht. „Da, als das Auge des Kaufmanns unabgewendet nach dem ersten Zeichen der Stadt forschte, leuchtete plötzlich, vom ersten Strahle der Morgensonne erhellt, ein glänzender Stern auf. Ehe er noch seines Staunens Herr wurde, rief ihm der Steuermann zu: „Siehe da, o Mann von Methymna, die Speerspitze der Athene, der Schützerin der Stadt!“ — So oft das nun auch behauptet sein mag, dafs man bereits von Sunium aus die Speerspitze der Athena Promachos sehen konnte, ist es doch falsch. Es ist ja ganz unmöglich: die Ausläufer des Hymettos schieben sich so weit nach Süden vor, dafs man über sie hinweg sehen müfste. Dazu sind sie aber viel zu hoch. Sie erheben sich noch südlich der geraden Verbindungslinie zwischen Akropolis und Sunium bis zu 774 m, während das Plateau des Akropolis sich nicht über 157 m erhebt. Die Lanze hätte mehrere hundert Meter lang sein müssen, um von Sunium aus gesehen zu werden. Die Fabel geht auf eine mifsverstandene Stelle des Pausanias zurück. Er sagt I, 28, 2 *ταύτης τῆς Ἀθηνᾶς ἡ τοῦ δόρατος αἰχμὴ καὶ ὁ λόφος τοῦ κράνους ἀπὸ Σουνίου προσπλέουσίν ἐστιν ἤδη σύνοπτα.* Das heifst doch nur, dafs man die Lanzenspitze sehen konnte, wenn man von Sunium her auf Athen zu fuhr. Nimmt man *ἀπὸ Σουνίου* für sich allein und verbindet es nicht mit *προσπλέουσιν*, so wäre letzteres ganz überflüssig. In der That braucht man nur um die Südspitze von Attika, das Kap Zoster, herumzufahren und an dem kleinen, jetzt Gaidharonisi (d. i. Eselinsel) genannten Eiland vorüber zu sein, um freien Blick in der Richtung auf die Akropolis zu haben. Vgl. dazu Michaelis in den Mitt. d. deutsch. arch. Jnst. in Ath. II, p. 88 und nach ihm Overbeck Gesch. d. griech. Pl. I³, p. 251. Die richtige Erklärung auch schon bei Siebelis zu Paus. l. c. Die Pausaniasstelle ist übrigens mit deswegen so bekannt geworden, weil sie von den meisten Herausgebern des Sophokles zu Ai. (1220 ff. *γενοίμαν .. ἄκραν ὑπὸ πλάκα Σουνίου, τὰς ἱερὰς ὅπως προσείποιμεν Ἀθάνας*) zitiert wird.

S. 8, Anm. 2 heifst es von Kephisos und Ilissos: „Beide Flüfschen münden im Phaleronhafen“, während vielmehr der Ilissos sich 3 km nördlich des Hafens mit dem Kephisos vereinigt.

S. 32, Anm. 3 heifst es, die korykische Grotte liege auf der Höhe des Parnasses; das erweckt eine falsche Vorstellung, denn man steigt

von der Grotte bis zum Gipfel noch mehr als 1000 m. Ebenso ist es unrichtig, dafs die Quelle Kastalia „auf dem Wege von der Höhe herab nach Delphi oberhalb des letzteren entsprang". Die Quelle entspringt in dem Winkel, wo die Phädriaden, zwei lange Felswände, zusammenstofsen. Die Schlucht ist viel zu steil, als dafs man von hier aus zur korykischen Grotte hinaufsteigen könnte.

Allzu freigebig war der Verfasser mit Zitaten, die alle deutsch im Text und griechisch in der Anmerkung gegeben sind. So nimmt die Beschreibung der Antigoneaufführung, wobei fast alle Chorlieder mitgeteilt sind, mehr als den vierten Teil der ganzen Schrift ein. Die Übersetzung ist meist recht gut, nur manchmal zu glatt, z. B. klingt es fast wie ein Operntext, wenn der Schlufsgesang des Chors so übertragen wird:

Willst du dir das Glück erringen,
So bewahr' den rechten Sinn,
Gottesfurcht vor allen Dingen
Bringt dir heut und stets Gewinn.

Manchmal sind die Zitate gewaltsam herbeigezogen, z. B. mufs der Schiffsführer an dem Siege von Salamis auf Cypern teilgenommen haben, um zu motivieren, dafs die ganze Beschreibung des Siegs „bei jenem andern Salamis" aus Äschylus' Persern v. 386—405 angeführt wird.

Dagegen vermifst man öfters sehr naheliegende Bemerkungen über Bauwerke und Örtlichkeiten. Bei der Fahrt vom piräischen Thor zum Marktplatze (S. 13) mufs sich der Theseustempel gezeigt haben. S. 15 f. durchschreitet Kallikles mit seinem Gastfreund das Burgthor und die Propyläen, ohne dafs ein Wort über die Höhe des steilen Burgfelsens gesagt wird. Und als die beiden dann von der Akropolis ins Theater gehen, hätte der Weg dahin wohl beschrieben werden können. Auch davon, dafs das Theater sich dem Südabhang der Akropolis anschmiegt, liest man kein Wort.

Am meisten aber ist an der Form des Büchleins, das doch zunächst für Schüler bestimmt ist, auszusetzen. Der Stil ist oft hart, unklar oder unrichtig. Attika ist „durch innere Gröfse wie durch scheinbare natürliche Ärmlichkeit gleich ausgezeichnet". S. 3. „Zu langsam dünkt dem Methymnäer die schnelle Fahrt über die leichtbewegte Fläche, denn günstigen Fahrwind sandte die Herrscherin Pallas Athene". S. 4. Die perikleischen Geister glaubten, „alle Kräfte zügellos entfesseln zu dürfen, weil sie in sich die geistige Übergewalt fühlten, die entfesselten zu zügeln". „Sie zerstörten das Gefäfs einer sinnvollen Form, ohne es zu achten, dafs der wertvolle Inhalt mit verschüttet wurde". S. 10. S. 13 ist von einer „buntdurcheinandergewürfelten Unordnung" die Rede. Das *φιλοσοφοῦμεν ἄνευ μαλακίας* bei Thuk. 2, 40 soll heifsen „alle Energie geistigen Schaffens nimmt unserm Thun nichts von seiner Männlichkeit". S. 14. Bei Beschreibung der dorischen Säule ist die Rede von „den Gedanken des Aufstrebendtragenden und des Lastendgetragenwerdenden". S. 16. Auf der jonischen Säule ruht ein „aufs mannig-

faltigste vervielfältigtes Gebälk". S. 17. Die Einrichtung, dafs sich die Hausthüren auf die Strafse öffnen, war „zum grofsen Vorteil der allgemeinen Bequemlichkeit bei der grofsen Enge der Strafsen allgemein gefallen". S. 38. Von der geistigen Aristokratie Athens „erschien, wie sich mit gröfster Wahrscheinlicskeit voraussagen liefs, heute eine ganze Anzahl der hervorragendsten Vertreter". S. 39. In einer Lobrede aufs Trinken findet sich S. 57 der unverständliche Satz: „Wer denkt beim fröhlichen Trunke in lieber Genossen Kreise daran, dafs im wohlthuenden Dunkel der Nacht der Sonnenzeiger nicht vorrückt?" S. 58 heifst es: „Darum tadle niemand das Essen, das den Trank würzt und reichlich macht".

Vollständig unklar ist der Ausdruck, dafs das Thorgebäude der Propyläen auf einer „sechsfachen Reihe jonischer Säulen" ruhe. S. 16.

Demnach ist die Form nicht so wohlgelungen, wie man nach Paul Cauers Rezension in der Deutsch. Litztg. XV, p. 1335 annehmen könnte.

Die Ausstattung ist gut, der Druck im Ganzen korrekt (S. 1, Z. 2 v. o. l. Spiegelfläche; S. 19, Z. 16 v. u. l. πλεκταῖσιν; S. 33, Z. 15 v. u. l. τιμᾶς; S. 35, Z. 3 v. u. l. ¹) statt *); S. 46, Z. 10 v. u. l. phantastischsten).

Von den Abbildungen geben drei Rekonstruktionen der Akropolis, des Piräus und des Marktes, die vierte zeigt eine jonische und eine dorische Säule sowie ein korinthisches Kapitäl, die fünfte reproduziert eine Photographie des Dionysostheaters. Doch scheint die Photographie falsch beschnitten zu sein, so dafs man aus der Abbildung die unrichtige Vorstellung gewinnt, als sei die Bühne eine gegen das Bühnengebäude hin stark abfallende Fläche gewesen.

Nürnberg Otto Stählin.

P. Brandt, Von Athen zum Tempethal. Reiseerinnerungen aus Griechenland. Mit 24 Abbildungen. Gütersloh 1894, 102 SS. (Gymnasialbibliothek herausgeg. von E. Pohlmey und H. Hoffmann, 19. Heft).

Paul Brandt, der gelehrten Welt bekannt durch seine Ausgabe der griechischen *παρῳδοί*, erzählt in dem neuen Heft der Gymnasialbibliothek den Sekundanern und Primanern seine Reise von Athen nach Thessalien, die er mit den badischen Gymnasiallehrern unter Führung Studniczkas und Fabricius' gemacht. In frischer, anziehender Sprache weifs der Verfasser die klassischen Stätten zu schildern und durch Erzählung der Ereignisse, die im Lauf der Jahrhunderte sich dort abspielten, zu beleben. Auch die modernen Bewohner und Verhältnisse, die Freuden und kleinen Leiden einer Reise in Griechenland lernt der Leser kennen. Für die Mysterien in Eleusis, die Schlachten in Boeotien und an den Thermopylen, für Delphi, den Parnafs und den Olymp gewinnt der Gymnasiast viel mehr Interesse, wenn er die Örtlichkeiten, von einem kundigen Augenzeugen geschil-

dert, vor seinem geistigen Auge sieht. Diesem Zweck will das Büchlein dienen, und er ist meines Erachtens völlig erreicht. Zur Verdeutlichung des Erzählten dient eine Reihe von Bildern, meist nach Photographien. Allerdings mufste für manche Orte, bei denen neuere Aufnahmen nicht vorhanden waren, zu älteren weniger guten Darstellungen gegriffen werden. Dieser Mangel macht sich besonders bei Delphi fühlbar.

Man mag vielleicht darüber streiten, ob Einiges nicht zu ausführlich behandelt ist. Ref. glaubt z. B., dafs die eingehende Schilderung des Ausgrabungsfeldes von Eleusis trotz des beigegebenen Planes und der Ansicht der Trümmerstätte bei einem Gymnasiasten nicht genügend Interesse finden wird. Doch glaube ich, dafs nicht nur der Schüler, sondern auch der Lehrer Brandts Buch in die Hand nehmen und reiche Anregung für den Unterricht daraus gewinnen wird. Und wer das Glück gehabt hat, selbst auf widerspenstigem *ἄλογον* die klassischen Stätten zu bereisen, der wird durch die Lektüre die Erinnerung an jene einzig schönen Tage wieder auffrischen.

München. Th. Preger.

Ziegeler, Dr. Ernst, Aus Pompeji. Mit 38 Abbildungen, einer Chromolithographie und einer Karte. (Gymnasialbibliothek, herausgegeben von Pohlmey und Hoffmann, 20. Heft), Gütersloh, 1895 C. Bertelsmann, 108 S. 2 M.

Der Verfasser, welcher sich schon durch seine Schilderungen „Aus Sicilien“ (Gymnasialbibliothek, Heft 14) vorteilhaft bekannt gemacht hat (siehe Jahrg. XXIX, S. 178 dieser Blätter) liefert hier in 17 Abschnitten Bilder aus Pompeji für reifere Schüler, die alle Beachtung verdienen. Sie sind wie jene ‚Aus Sicilien‘ hervorgegangen aus Briefen an seine Angehörigen, die nachträglich erweitert und abgerundet wurden. Dafs er sich dabei der unermüdlichen Unterstützung Mau's zu erfreuen hatte, wird jeder, der Mau's grofsartige Kenntnis der verschütteten Stadt, dabei seine Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit erfahren hat, wohl zu würdigen wissen. Die Schilderungen selbst sind dem Ref. nicht blofs deshalb sympathisch, weil der Verf. zur gleichen Tageszeit im altberühmten Albergo del Sole ankam und unter den gleichen Verhältnissen von Pompeji aus den Vesuv bestieg (nur mit anderem Führer), sondern sie erfreuen besonders deshalb, weil sie scheinbar unabsichtlich, in der Form von Wanderungen nach dem oder jenem Teile der Stadt, doch gründliche Belehrung geben über die wichtigsten Seiten des antiken Lebens, das uns hier anschaulich wie nirgends entgegentritt, ohne dafs etwa absolute Vollständigkeit beabsichtigt und tiefe Gelehrsamkeit zur Schau getragen wird. Gerade dadurch, dafs der Verf. seine persönlichen Eindrücke schildert, läfst er den Leser an seinen Wanderungen teilnehmen und fesselt ihn jedenfalls mehr als mit einer trockenen, noch so genauen Beschreibung. So ist der Ton sehr gut getroffen, der bei den Schülern besonders

wirken wird. Die beigegebenen Abbildungen sind zwar teilweise etwas klein, aber geschickt ausgewählt und zweckentsprechend, nur würde ich das bekannte Bild von Iphigeniens Opferung S. 89 weggelassen haben, weil doch vielleicht ängstliche Gemüter der Schüler wegen daran Anstofs nehmen könnten. Im übrigen stehe ich nicht an, das Büchlein als in allen Teilen wohlgelungen zu bezeichnen und als eine wirkliche Bereicherung unserer Schülerlesebibliotheken dringend zu empfehlen.

Jos. Fuchs, k. k. Professor, Der zweite punische Krieg und seine Quellen Polybius und Livius nach strategisch-taktischen Gesichtspunkten beleuchtet. Die Jahre 219 und 218 mit Ausschlufs des Alpenüberganges. Ein Versuch. Wiener-Neustadt 1894. 120 S. In Kommission bei Karl Blumrich, Wr.-Neustadt; M. Perles, Wien; Th. Thomas, Leipzig.

Vorliegender Versuch stellt sich als eine Apologie des Hannibal und des Livius in gleicher Weise dar: von ersterem wird beklagt, dafs er noch im Tode die Ungunst des Schicksals erfahren habe; „denn tot bleibt jede kriegerische That und trägt, entgegen ihrer Natur, den Stempel der Alltäglichkeit und Kleinheit, wenn nicht eine kundige Feder, von Begeisterung geführt, sie emporhebt auf den ihr gebührenden Platz der Gröfse.“ Es wird nicht gesagt, ob der Verf. für Hannibal diese Wirkung von seiner Feder erwartet, im übrigen erlauben wir uns, hinter diese Sentenz ein grofses Fragezeichen zu setzen. Von Livius wird S. 7 gesagt, dafs in ihm die vornehmste Tugend des Geschichtsschreibers, die Liebe zur Wahrheit ihren getreuesten Jünger habe. Über den Stoff, den er mit unermüdlichem Fleifse zusammengetragen (? dieser Ausdruck pafst für die Art, wie Livius seine Quellen benützt, sicherlich nicht), gebietet die volle Beherrschung der Sprache etc. Aber die Neuzeit hat ihn zum völligen Ignoranten gemacht, die Programme etc. über die Quellenbenützung des Livius strotzen von Invectiven, sprechen ihm den Blick für die wirklichen Verhältnisse ab, spotten über seine Unfähigkeit, kriegerische Ereignisse zu beschreiben und taktische Fragen zu lösen. Hier soll Wandel geschaffen werden; der Verfasser will zeigen, dafs Livius mit Polybios in den grofsen wie in den kleinen Fragen des Krieges übereinstimmt, dafs er dort, wo er über Polybios hinausgeht, das Bild des Krieges nicht verwirrt, sondern vervollständigt. Wenn nun der Verfasser bezüglich seiner Arbeitsweise sagt (S. 12): „Es ist Mode geworden, die Beurteilung der Überlieferung des Autors mit der Quellenfrage, d. i. der Frage nach seinen Quellen zu verschmelzen; hievon wurde Umgang genommen in der Überzeugung, dafs, bevor man an diese Quellenfrage gehe, man vorerst wissen müsse, was im Livius stehe“, so mufs ich dagegen protestieren. Freilich wird jeder, der mitreden will, erst sehen, was im Livius steht; aber Livius war von den Ereignissen um 2 Jahrhunderte entfernt; wenn nun für einzelne Teile seines Werkes die Benützung des viel älteren

Polybios sicher, für andere wenigstens wahrscheinlich ist, dann mufs man doch erst durch genaue Vergleichung zu eruieren suchen, was aus Polybios, was aus einer anderen, geringeren Quelle stammt, ob bei der Zusammenschweifsung zweier Überlieferungen keine Widersprüche entstanden sind etc. So haben wir es seinerzeit im Seminar bei Wölfflin bei Betrachtung der gleichen Partien beider Schriftsteller gehalten; und seitdem habe ich mich immer mehr überzeugt, dafs diese Art der Behandlung späterer Geschichtsschreiber die richtige ist.

Sein Thema behandelt der Verfasser in 4 Abschnitten. I. Der Plan Roms. Von den 3 Ansichten, welche sich im römischen Senat auf die Kunde vom Beginn der Belagerung Sagunts geltend machten, (nämlich 1. gleichzeitiger Krieg in Spanien und Afrika zu Wasser und zu Land, 2. Beschränkung des Krieges auf Spanien, 3. unbedingtes Zuwarten bis zur Rückkehr der kurz vorher beschlossenen Gesandtschaft) gesteht F. nur der 3., der zuwartenden Offensive, welche von Neueren verkehrt als eine verspätete Offensive bezeichnet worden sei, Wert zu; sie sei nicht durch Unkenntnis der strategischen Absichten, sondern der Mittel Hannibals gescheitert. Allein man mufs fragen: Wenn die strategischen Absichten des Hannibal den Römern vollkommen klar waren, warum wurde dann doch ein Heer nach Sizilien geschickt, um von da nach Afrika überzusetzen, und erst zu spät zurückgerufen? Ist damit nicht doch schliefslich der Plan der 1. Partei, gleichzeitiger Krieg in Spanien und Afrika, zur Ausführung gekommen? Man wird sich wohl dieser Einsicht kaum verschliefsen können.

Im II. Abschnitt: Der Plan der Karthager, wird erwiesen, dafs in diesem Plane die Flotte nicht blofs als Transportmittel, sondern auch als Verbindung zwischen der operierenden Armee und der spanischen Basis entbehrlich war; damit hat aber der Verf. den Ruhm seines Helden wesentlich geschmälert, Alexander, der ihm in der Einleitung nachgesetzt wird, erscheint gewifs kühner. Denn wer erinnert sich nicht, wie gelegen diesem der Rhodier Memnon starb, als er gerade im Begriffe war, den Seekrieg nach Griechenland hinüberzuspielen und Alexander von Griechenland abzuschneiden; dieser aber hatte keine Flotte, obwohl sie hier nicht entbehrlich war!

Im III. Abschnitt, Durchführung der punischen Offensive, protestiert F. mit Entrüstung gegen die Behauptung, dafs die glückliche Beendigung des Marsches Hannibals nur durch unberechenbare Glücksfälle und noch unberechenbarere Fehler des Feindes möglich war. Er sucht vielmehr zu beweisen, dafs alles das berechenbar war und von Hannibal bis auf das Kleinste auch berechnet wurde: Hannibal soll genau erkannt haben, dafs die Römer nicht mehr die Absicht hatten, ihm in Spanien entgegenzutreten, sondern dafs sie dies in Gallien thun wollten. Und deshalb soll er den Kampf mit Scipio an der Rhone nicht angenommen haben, um nicht die Täuschung Roms über den inneren Wert und die Marschtüchtigkeit seiner Truppen zu zerstören und so den Gegner auf einen Fehler aufmerksam zu

machen in einem Zeitpunkte, in welchem vielleicht die Korrektur des Fehlers noch gestattet war.[1]) Natürlich mufs nun F. im IV. Abschnitt (Die Durchführung der römischen Defensive) erst beweisen, dafs Scipio von Anfang an gar nicht beabsichtigt hat, nach Spanien zu gehen, dafs er also nicht auf der Fahrt nach Spanien, sondern nach Gallien begriffen gewesen sei, um sich dem Feind an der Rhone entgegenzustellen.

Das soll aus den Worten beider Schriftsteller, des Livius und Polybios hervorgehen. Aber ich erlaube mir umgekehrt eben aus den Worten beider zu zeigen, dafs der Beweis F.s mifslungen ist. Polyb. III, 41, 2: *οἱ στρατηγοὶ τῶν Ῥωμαίων . . . ἐξέπλεον ἐπὶ τὰς προκειμένας πράξεις, Πόπλιος μὲν οὖν εἰς τὴν Ἰβηρίαν . . . . Πόπλιος δὲ κομισθεὶς παρὰ τὴν Λιγυστίνην ἧκε πεμπταῖος ἀπὸ Πισῶν εἰς τοὺς κατὰ Μασσαλίαν τόπους καὶ καθορμισθεὶς πρὸς τὸ πρῶτον στόμα τοῦ Ῥοδανοῦ ἀπεβίβαζε τὰς δυνάμεις ἀκούων μὲν ὑπερβάλλειν ἤδη τὰ Πυρηναῖα Ἀννίβαν ὄρη, πεπεισμένος δ᾽ ἔτι μακρὰν ἀπέχειν αὐτὸν διά τε τὰς δυσχωρίας τῶν τόπων καὶ διὰ τὸ πλῆθος τῶν μεταξὺ κειμένων Κελτῶν.* Deutlicher konnte sich Polybios doch nicht ausdrücken: Scipio fuhr nach Spanien, aber in der Gegend von Massilia angekommen und vor der 1. Rhonemündung vor Anker gegangen, schiffte er seine Streitkräfte aus, weil er hörte, Hannibal habe die Pyrenäen bereits überschritten etc. Und wenn ja noch ein Zweifel über die Auffassung des Livius bestehen sollte, so braucht man doch nur die Worte zu lesen, welche er den Scipio vor dem Treffen am Ticinus an seine Truppen richten läfst (Liv. XXI, 41, 2): licuit in Hispaniam, provinciam[2]) meam, quo jam profectus eram, cum exercitu ire meo... tamen, cum praeterveherer navibus Galliae oram, ad famam (= *ἀκούων*, weil ich hörte) huius hostis in terram egressus praemisso equitatu ad Rhodanum movi castra. Ja, Livius läfst sogar den Hannibal selbst sagen (44, 7): duos consules huius anni, unum in Africam, alterum in Hispaniam miserunt. Dieser Hauptbeweis ist also doch wohl mifslungen, was dagegen F. sonst zur Ehrenrettung des Scipio und zum Beweise seiner Befähigung anführt, kann man wohl gelten lassen. Beifall verdienen ferner die Ausführungen über die Stellung Scipios nach dem Gefecht am Tessin, doch sind dieselben keineswegs neu; alles steht schon kurz im Kommentar bei Wölfflin: Scipio setzt über den Po oberhalb Placentias und steht anfangs auf dem linken Ufer der Trebbia, den Flufs im Rücken; erst nach der Meuterei der Gallier in seinem Lager geht er hinter die Trebbia zurück und lagert auf dem rechten Ufer. Auch die Bemühungen, die Darstellung der

[1]) Im direkten Widerspruch mit dieser Beurteilung Hannibals steht das, was Seite 88 f. über die Vorgänge nach dem Reitertreffen am Ticinus ausgeführt wird: Hannibal hat den Moment nicht erfafst (!) Wie er vor Sagunt und nach dem Falle desselben den Angriff der Römer in Spanien erwartete, so glaubte er auch hier an die unbedachte Offensive Scipios.

[2]) Was F. S. 72 anführt, dafs provincia hier nicht Kriegsschauplatz, sondern „strategisches Ziel" heifse, dem vermag ich nicht beizustimmen, eben mit Rücksicht auf die Liviusstelle, wo ja deutlich von einem ire in provinciam die Rede ist.

Schlacht an der Trebbia aufzuklären, fördern manche beachtenswerte Einzelheiten zutage; nur hat auch F. nicht die livianische Schilderung des Ausganges der Schlacht ungezwungen zu erklären gewufst; denn dafs praesidium castrorum dort „Lagerwache aufserhalb des Lagers verwendet“ heifsen soll vermag ich ebensowenig zu glauben, wie dafs quod reliquum ex magna parte militum erat bedeuten soll: der Rest des Gros.

In den Hauptzielen kann man den Versuch nicht wohl als gelungen betrachten: er tritt auch zu selbstbewufst auf, verdächtigt von vornherein alle ungünstigen Urteile über Livius und äufsert wiederholt die Ansicht, im Altertum sei der Leserkreis des Livius mit militärischen Begriffen wohl vertraut gewesen, in unseren Tagen (der allgemeinen Wehrpflicht!) dagegen sei das Verständnis militärischer Fragen auf einen kleinen Kreis von Fachmännern beschränkt. Dagegen wage ich die Behauptung, dafs der römische Legionar auch nach längerer Dienstzeit ebensowenig von der höheren Kriegskunst verstand wie der gemeine Soldat, der heutzutage nach Ableistung seiner Dienstpflicht entlassen wird.

Sprache und Satzbau der Abhandlung sind nicht einwandfrei; es finden sich Formen wie: sie haben wetteifert (S. 6); den Isar (S. 55); er hatte unterordnet (S. 77), unrichtige Wortstellungen, arge Druckfehler, wie Karthographie (S. 84), wenn dem sich so verhällt (S. 62); die dreimal vorkommende Bildung Elefanterie (neben Kavallerie und Infanterie) war mir neu; Elefanten würde dasselbe gesagt haben.

München. Dr. J. Melber.

Erziehung und Unterricht bei den Griechen und Römern von Dr. phil. Hanns Bohatta in Wien. Gütersloh, Bertelsmann, 1895. 8°. S. 72. 1 M. (Gymnasialbibliothek von Pohlmey und Hoffmann 21. Heft).

Das schöne Ziel der Gymnasialbibliothek, Teile des antiken Lebens den Schülern in klarer Darstellung, edler Sprache und lebensvoller Auffassung vorzuführen, ist auch im 21. Heft von H. Bohatta angestrebt und bis zu einem anerkennenswerten Grad erreicht. Von den 11 Abschnitten: die antike Erziehung im allgemeinen — die Erziehung im homerischen Zeitalter — die nachhomerische Zeit bis Solon — Solon bis zum peloponnesischen Krieg — vom peloponnesischen Krieg bis Alexander — hellenistisch-römische Zeit — Erziehung in Sparta — Erziehung in Rom — Allgemeines — Erziehung in Rom bis zum 2. punischen Krieg — vom 2. punischen Krieg bis zum Untergang der Republik — die Kaiserzeit —, von diesen lesen sich insbesondere die ersten über körperliche Ausbildung der Hellenen angenehm, auch weiterhin bietet sich dem Schüler manche Belehrung und Anregung. Nur meine ich, wenn er von den Buagoren und Bidyern (S. 423) nichts hört, ist nicht schade, dagegen sollte er doch von dem aus-

gedehnten wissenschaftlichen Unterricht in Athen seit Plato (zum Teil schon seit Gorgias) und in Rom gegen Ende der Republik und in der Kaiserzeit ein viel genaueres und lebensvolleres Bild bekommen, auch an seinem historischen Kanon nicht durch die Bemerkung irre gemacht werden, Kaiser Hadrian habe ‚besoldete philosophische Lehrstellen' 176 n. Chr. (S. 36) in Athen eingeführt.

München. Dr. G. Ammon.

Lindner Theodor, ord. Professor der Geschichte an der Universität Halle, Geschichte des Deutschen Volkes. 2 Bände. XII, 342 u. X, 388 Seiten. Stuttgart 1894. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger.

Lindners Geschichte des deutschen Volkes ist, im guten Sinne genommen, ein eigenartiges Buch. Der Verf. gibt nicht und will nicht geben eine ausführliche Erzählung alles Geschehenen; ihm kommt es vielmehr darauf an „zu zeigen, welche Wandlungen unser Volk durchlebt hat und wie es in ihnen seiner ursprünglichen Anlage treu blieb". Er will „die grofsen Gesichtspunkte scharf hervorheben und das für die Entwicklung Wirksame darlegen; die mannigfachen Seiten desselben und ihr Ineinandergreifen sollen deutlich hervortreten. Von Kriegen und politischen Verflechtungen ist nur soweit die Rede, als sie die politische Weiterentwicklung bestimmen. Dagegen werden die allgemeinen Zustände und die bedeutenden Persönlichkeiten in den Vordergrund gerückt. Zugleich wurde versucht, den Anteil des Volkes und den der führenden Geister in unserm Werdegange gleichmäfsig zu verfolgen". Von allem gelehrten Apparate ist abgesehen; Nachweise jeglicher Art fehlen. Nirgends findet sich eine Berufung auf Autoritäten; auch bekämpfte Gegner bleiben ungenannt. Des gelehrten Beiwerkes kann das Buch um so leichter entraten, als der kundige Leser auch ohne dasselbe Seite für Seite sieht, dafs er es nirgends mit leeren Worten, sondern mit kernhaften, aus reicher Arbeit gewonnenen Gedanken zu thun hat. Nur in den nicht gerade häufigen Fällen, in denen hier etwas gar kühne Behauptungen aufgestellt, dort nicht minder kühne Folgerungen gezogen werden, wären nähere Nachweise allerdings erwünscht. Desgleichen sind Zahlen äufserst sparsam eingestreut; doch ist nach dieser Richtung für den allenfallsigen Mehrbedarf durch eine jedem Bande beigegebene „Übersicht der wichtigsten Ereignisse in zeitlicher Folge" ausreichend gesorgt. Ebenso wird das dem 2. Bande angefügte Namen- und Sachregister mehrfach gute Dienste thun.

Lindner wollte sein Buch sichtlich für thunlichst weite Kreise lesbar und anziehend gestalten. Dies ist ihm thatsächlich gelungen. Wer es zur Hand bekommt, wird sich gern mit ihm beschäftigen und in seinem Interesse nicht erlahmen, bis er es zu Ende gelesen. Es ist in hohem Grade gewandt geschrieben, gleich ferne von Trockenheit wie von Überschwenglichkeit. Die ziemlich zahlreichen Vergleiche

und Bilder sind meist zutreffend gewählt, beleben, veranschaulichen. Mag Lindner in seiner Beweisführung von Naturgesetzen oder von psychologischen oder von andern allgemein anerkannten Erfahrungssätzen ausgehen, oder mag er umgekehrt geschichtliche Einzelerscheinungen auf derlei prinzipielle Gesichtspunkte zurückführen: was er bietet, ist reiflich überlegt und klar zum Ausdruck gebracht. Eben so selten wird sich der Leser in sachlicher Beziehung zu einem Widerspruch veranlafst sehen, wofern er sich anders mit den grundsätzlichen Anschauungen des Verfs. im Einklang weifs.

In politischer Hinsicht ist der Standpunkt Lindners der deutsche, basiert auf dem brandenburgisch-preufsischen; in konfessioneller der protestantische. Indes ist er in ersterer Beziehung einsichtig und zugeständniswillig genug anzuerkennen, dafs die politische Macht des preufsischen Staates erst durch die Befreiungskriege zur deutschen wurde, und dafs zwischen dieser Thatsache und der Neuerrichtung des einheitlichen Kaiserreiches nicht allein drüben, sondern auch hüben vieles anders verlief, als dem schliefslich erreichten Ziele förderlich war. Desgleichen ist er in konfessioneller Beziehung keineswegs blind gegenüber mancherlei Mifsgriffen auf der einen oder gegenüber etwaigen Vorzügen auf der gegnerischen Seite. Soweit es ihm bei dem einmal eingenommenen Standpunkte möglich wurde, war er redlich bemüht, Begebenheiten, Personen und Verhältnisse nach Recht und Billigkeit zu würdigen. Der Charakteristik belangreicherer Persönlichkeiten und der Klarlegung der Ursachen ist eine sehr sorgfältige Bedachtnahme zugewendet. Die bei dieser Art der Geschichtschreibung nahe liegende Gefahr der Zerlegung in die kleinsten Atome ist glücklich vermieden; „die Geschichte, heifst es I, 105, gestattet keine chemische Scheidung in einzelne Elemente". Auch weifs sich der Verf. zur rechten Zeit auf die „Zeichnung in den flüchtigsten Linien" zu beschränken und blofs Ermüdendes, ohne Wert für eine gröfsere Tragweite, zurückzuhalten. In Ermangelung sicherer Nachrichten werden dunkle Partien kurz abgemacht. So wird Raum gewonnen für da und dort eingewebte geschichtsphilosophische Betrachtungen von hohem Interesse, für die Zusammenstellung grofser Resultate und für eine weitgehende Berücksichtigung kulturgeschichtlicher Zustände und Fortschritte.

Ist das Werk auch für einen grofsen Leserkreis bestimmt, so wird es doch dem Lehrer des einschlägigen gymnasialen Geschichtsunterrichtes für die Anbahnung eines tieferen Verständnisses vielfach besonders gute Dienste erweisen. Wo man sich an dem allerdings stellenweise stark hervortretenden protestantischen Charakter nicht zu stofsen hat, ist es auch in den Schülerbibliotheken der obersten Klassen verwendbar.

An diese Bemerkungen mehr allgemeiner Art seien noch etliche Einzelheiten angereiht, die geeignet sein dürften, bei einer neuen Auflage Berücksichtigung zu finden.

Ein hoch zu wertender Vorzug des Buches besteht in der Verlässigkeit der gegebenen Daten und Thatsachen. An folgenden Stellen wird indes künftig zu ändern sein. Da die Angabe Widukinds, der

Sieg von 933 sei bei Riade errungen worden, mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat, so empfiehlt es sich, Liutprands Merseburg aufzugeben (I, 31). S. 67 ist von einer langen Reihe der Speierer Kaisergräber die Rede; dieses Wort wird den Unkundigen auf mehr als 8 schliefsen lassen. S. 87 wird der von Uhland besungene Schwabenstreich dem Könige Konrad III. zugeschrieben, während die Quellen, gerade auf ihn zu schliefsen, einen Anlafs nicht bieten. Auch ist die Bemerkung, Konrad III. sei der erste König gewesen, der nicht die Kaiserkrone empfing, nur für die Zeit seit Otto I. richtig, nicht in dieser Allgemeinheit. S. 88, 135 u. 140 werden die sogenannten österreichischen Babenberger ohne jede weitere Erläuterung erwähnt, obwohl diese Familientradition der zureichenden Gewähr ermangelt. S. 223 wird gesagt, der von Maximilian I. 1500 zu Nürnberg zugelassene immerwährende Reichstag habe aufser dem vom Könige ernannten Präsidenten 20 Personen umfafst: 6 für die Kurfürsten, je 1 für die weltlichen und geistlichen Fürsten, die Grafen und die Prälaten, 2 für die Städte und 6 Vertreter der Kreise. Das gäbe somit nur 18. Der Fehler liegt darin, dafs Lindner für die weltlichen und für die geistlichen Fürsten nur je 1 Vertreter annimmt, während es ihrer je 2 waren. (Vgl. Ullmann, Kaiser Maximilian I. im I. Bande S. 9 u. 10). Bayreuth wurde an Bayern nicht schon 1805 abgegeben, sondern 1810 (II, 241). Die Feier des Wartburgfestes gehört dem 18., nicht dem 17. Okt. 1817 an (276). S. 279 sind für die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses nach Titel VI, § 7 u. 8 der bayrischen Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818 die Vertreter der 3 Landesuniversitäten unbeachtet geblieben. Der Grofsherzog Karl von Baden war nicht Karl Friedrichs Neffe, sondern dessen Enkel (280). Max IV. Joseph hiefs nicht seit 1805, sondern seit 1. Januar 1806 König Max I. (368).

Die Gewandtheit der Sprache wurde schon oben gerühmt. Sei es hinsichtlich der Sprachrichtigkeit, sei es bezüglich des Ausdruckes dürften sich Stellen folgender Art zur Abänderung empfehlen. Die Karolinger, nachdem sie als Majores Domus die Regierung an sich gebracht hatten, stellten die Einheit des Reiches wieder her (I, 16); gegen Karl den Dicken warfen die Oberfranken seinen Neffen als König auf (21); die alten Grenzen waren zerfranst (94); der Hohenstaufe Friedrich II. war der gröfste Wisser seiner Zeit (100); die Völker gleich und glatt pressen (104); die Feder vollbrachte zahlreiche Handschriften (112); „Frau Welt“ genas von ihren pesthauchenden Eiterbeulen (129); Gregor VII. war von quecksilberner Lebendigkeit (146); der Felsenkessel des Papsttums (156); Papst Felix V., Herzog von Savoyen aufser Diensten (168); die Strohflamme wurde mit einigen klug berechneten Wassergüssen päpstlicher Gnade schnell gelöscht (170); den Gewinn vom Königsein davon tragen (175); Reliquienjäger (176); ein so lederner Mann wie dieser König Friedrich III. war bisher in der Familie noch nicht vorgekommen (180); der Bauer fühlte sich verunrechtet (242); Lotterpfaffen (274); Luther, um den Einwänden stets zu begegnen, sah sich genötigt (281); die Reformation kapselte sich in die Theologie ein (II, 28); der hausbackene Cranach

(33); aus solchem Holz werden nicht Helden und Märtyrer geschnitzt (49); der katholischen Partei kam heim, dafs sie ihre Wiederherstellungsgelüste bis auf die äufserste Spitze getrieben hatte (64); die Selbständigkeit der Stände niederbrechen (121); am lebhaftesten ging der Streit in Preufsen (143); höhere Thätigkeit verstockte in Österreich fast vollständig (274); die romantische Richtung schob ein weihrauchumduftetes, wollüstige Andacht entflammendes Bildnis unter (284); der Braunschweiger Herzog Karl, eine vollständige Sammlung schlechter Eigenschaften; der pöbelhafte Kurfürst Wilhelm II. von Hessen (288); der hartgesottene Egoist Ernst August von Hannover (292); mifszutrauen (335). Mögen andere an derartigen Redewendungen Gefallen finden; uns hat sie das Zeitungen- und das Gymnasiastendeutsch gründlich verleidet.

Der Erwähnung werte Druckfehler finden sich im Buche nicht. Desgleichen ist die Orthographie ungewöhnlich sorgfältig gehandhabt. Über kleinere Unebenheiten auf diesem Gebiete kommt man bei einem Werke von so vielen und grofsen sonstigen Vorzügen unschwer hinweg; so z. B. wenn hier Nikolaus geboten wird, dort Nicolaus; hier Bonifatius, dort Bonifacius; hier Dominikaner, dort Dominicaner; hier blofs und gültig und Fronden, dort blos und giltig und Frohnden; hier der Dreifsig-, dort der dreifsigjährige Krieg; hier jeder, dort Jeder Die konsequent vorkommende Schreibweise Husiten statt Hussiten und Geschichtsschreiber statt Geschichtschreiber ist nicht gerade schön, allein bei einem Buche dieser Art auch nicht ernster zu beanstanden.

Die äufsere Ausstattung des Werkes ist vorzüglich.

München. Markhauser.

J. Bleibtreu, Persien, das Land der Sonne und des Löwen. Aus den Papieren eines Reisenden herausgegeben. Mit 50 Abbildungen grofsenteils nach photographischen Aufnahmen und einer Karte. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1894. 210 S. 8°. Mk. 6.—, gebd. Mk. 8.—.

Vorliegendes Werk gehört einer gröfseren Serie geographischer Publikationen an, welche unter dem Titel „Illustrierte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde" erscheint. Der Herausgeber hat sich offenbar die Aufgabe gestellt, alles zusammenzutragen, was einem gröfseren Publikum über das iranische Reich wissenswert erscheinen dürfte. Und immerhin verdient ein Land wie Persien, das eine hochinteressante Geschichte aufzuweisen hat und das auch sonst noch, durch seine Lage zwischen den zwei um die Oberherrschaft in Asien rivalisierenden Grofsmächten, politische Bedeutung beanspruchen kann, in gebildeten Kreisen mehr Beachtung, als es wohl bisher gefunden hat.

Der Herausgeber schickt seinem Werke zunächst einen kurzen Abschnitt über die persische Landesnatur voran. Dann folgt ein Abrifs der Geschichte, in welchem auch Religion und Sprache behandelt werden. Dafs der Herausgeber die neue Literatur kennt und berück-

sichtigt hat, zeigt sich auch in Einzelheiten. So gibt er beispielsweise in der Frage nach dem Charakter der Pahlavisprache (Mitteliranisch) im Anschlufs an Nöldeke die einzig richtige Auskunft (S. 40). Am umfangreichsten ist der dritte Teil (S. 50—153), „das heutige Persien" betitelt. Hier werden die mannigfaltigsten Materien besprochen: Die Bevölkerungsverhältnisse; das häusliche Leben, die Sitten und Charaktereigenschaften der jetzigen Perser; Landeserzeugnisse, Handel und Gewerbe; Justiz, Verwaltung, Unterrichts- und Heerwesen u. s. w. Den Beschlufs endlich bildet in einem 4. Teile die Schilderung der wichtigsten Städte in Persien.

Wissenschaftliche Bedeutung im eigentlichen Sinne des Wortes hat Bleibtreu's Buch freilich nicht. Es ist eine populäre Compilation und will auch wohl nur als solche gelten. Allein auch in einer solchen sollte — diesen Mangel empfindet wenigstens Referent sehr lebhaft — eine zusammenfassende Schilderung des Baues des iranischen Plateaus von höherem geographischen Gesichtspunkte nicht fehlen. Das Verhältnis Irans zum gesamten asiatischen Kontinent, wie zu Centralasien im besonderen mufste besprochen werden. Erklären sich doch die Eigentümlichkeiten der Landesnatur und des Klimas von Iran durch seine Abflufslosigkeit, durch welche es in Parallelismus tritt zu Innerasien. Die glänzenden Arbeiten von Suefs auf diesem Gebiete und namentlich das grofse Werk des Frhrn. v. Richthofen hätten mehr Berücksichtigung verdient. Ich glaube aber, dafs solch eine allgemeine geographische Schilderung Irans auch für weitere Leserkreise interessanter und anschaulicher gewesen wäre, als die trockene Aufzählung von Namen zu Eingang des Buches.

Beigegeben ist die Petermannsche Karte von „Iran und Turan" aus Stielers Handatlas. Auf dieser Karte findet sich die höchste Erhebung des Perioch-tau (ungefähr 39° n. B. und 71° 30' ö. L. Gr.) als „Pik Ssåwerzow" angegeben. Ich freue mich, dafs die Anregung, welche ich zu dieser Bezeichnung in meiner Monographie über die Pamirgebiete (Wien, Hölzel 1887, S. 135, Anm. 4) gegeben habe, Anklang gefunden hat.

Erlangen. Wilh. Geiger.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

Meyers Konversationslexikon. Bd. VII Gain bis Grofskophta, Bd. VIII Grofskreuz bis Hübbe. Die beiden Bände halten sich vollständig auf der Höhe der früheren in diesen Blättern bereits angezeigten. Von den vielen und schönen Abbildungen heben wir in Bd. VII ganz besonders Gangbildungen, Gebirgsbildungen, Glaskunstindustrie, Glasmalerei, vor allem aber Gletscher hervor, welch letztere in 3 Tafeln (Tafel 1—4 Kärtchen) in ebenso klarer wie gefälliger Weise veranschaulicht werden. Griechenland (Alt- und Neugriechenland) ist ein grofser und zweckmäfsig orientierender Artikel 927—964 gewidmet, dem eine kurze Übersicht und Charakteristik der griech. Literatur auf S. 964—970 folgt. Kurze Angaben über Griechische Münzen, Musik, Griechisches Feuer, Griechische Weine machen den Beschlufs dieser Reihe. Grofsbritannien (mit 2 Karten) ist am Schlusse dieses Bandes 1006—1060 behandelt. Von den gröfseren Artikeln des nicht weniger reich mit gelungenen Abbildungen (besonders S. 452 Hausflaggen, S. 658 Heraldik, S. 786 Hieroglyphen, S. 880 Hochzeitskleider) bedachten VIII. Bandes seien besonders Gymnasien (Zusammenstellung der neueren preufsischen und bayerischen Lehrpläne S. 134 ff.) Heilgymnastik, Heizungsanlagen, Hessen-Kassel und Hessen-Nassau hervorgehoben. Dafs die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Literaturgeschichte Berücksichtigung gefunden, zeigt Herodas, dem nun auch ein kleines und bescheidenes Plätzchen im Konversationslexikon S. 698 gewidmet ist und unter Herakleitos der Hinweis auf die bedeutenden Arbeiten von Patin.

Das neue Testament forschenden Bibellesern durch Umschreibung und Erläuterung erklärt von Hermann Couard, Pastor zu Wustermark. I. Teil: Das Evangelium nach Matthäus. Zweite verbesserte Auflage. Potsdam. Verlag von Aug. Stein. 1895. 247 S. Der Verfasser gibt zunächst eine gut geschriebene allgemeine Einführung in die synoptische Evangelienliteratur, an welche sich eine ausführlichere Einleitung in das Matthäusevangelium anschliefst. Da das Buch auch für Bibelleser berechnet ist, welche der griechischen Sprache unkundig sind, wird der Text des Evangeliums in der lutherischen Übersetzung gegeben. In oft sehr geschickter Weise ist die Exegese gleich in die Übersetzung eingegliedert in der Form der Paraphrase, wobei der Text durch Fettdruck aus den erklärenden Zusätzen hervorgehoben ist. Eingehendere Angaben historischen, geographischen und antiquarischen Inhaltes, welche auf diese Weise nicht gut unterzubringen waren, werden teils in Anmerkungen unter den Text gesetzt, teils unmittelbar an die einzelnen Abschnitte angereiht, welche zu weiteren Erörterungen Anlafs geben. Wo die lutherische Übersetzung Mängel aufweist, wird auf den Grundtext zurückgegangen. Dafs dabei vielfach griechische Worte und Sätze mit lateinischen Lettern gedruckt angeführt werden, halten wir in Rücksicht auf den Leserkreis, welchem die Erklärung zunächst dienen soll, für unnötig. Wenn wir nun auch keineswegs überall mit den Angaben des Verfassers einverstanden sind, müssen wir doch sagen, dafs seine Absicht, forschenden Bibellesern ein tieferes Verständnis des Evangeliums zu ermöglichen, wohl gelungen ist. In einfacher und klarer Darstellung bietet die Auslegung eine Fülle von Angaben, die dem Leser den Sinn für den tiefen Gehalt der hl. Schrift zu erschliefsen geeignet sind. Wir halten das Buch, welches weiter gehenden Ansprüchen genügt und überall die Vertrautheit des Autors mit den Resultaten wissenschaftlicher

Schriftforschung erkennen läfst, für eine wertvolle Bereicherung der biblischen exegetischen Literatur. Im Anhange wird eine übersichtliche Darstellung des Lebens Jesu nach seinem zeitlichen Verlauf durch Ineinanderordnung der vier Evangelien gegeben.

Dr. F. W. Schütze, Seminardirektor, Entwürfe und Katechesen über Dr. M. Luthers kleinen Katechismus. Zweiten Bandes zweite Abteilung. II. Hauptstück. II. Artikel. 4. vermehrte Auflage, nach dem Tode des Verfassers besorgt von dessen Sohne Schulrat E. Th. Schütze. Leipzig. Teubner 1894. 309 S. Preis 2,25 M. S. 176. des Jahrganges 1894 dieser Zeitschrift wurde des 2. Bandes 1. Abteilung von uns besprochen. Was wir dort von den Vorzügen des Buches, das nun in vierter Auflage erschienen ist, gesagt haben, gilt auch für die katechetische Bearbeitung des zweiten Glaubensartikels. Der Katechismusstoff ist gut disponiert, klar entwickelt und in anschaulicher Weise dargestellt. Besonders dem jüngeren Lehrer bieten diese durchaus praktisch, wenn auch etwas breit angelegten Katechesen ein reiches und wertvolles Hilfsmaterial, indem auf die stetige Hereinziehung der biblischen Geschichte, auf passende Verwendung kirchlicher Lieder und biblischer Sprüche, sowie auf Anführung kleinerer Erzählungen, welche die Sache veranschaulichen und zur Belebung des Unterrichtes beitragen, der gebührende Wert gelegt wird. Dabei durchzieht ein Hauch aufrichtiger Frömmigkeit das Buch, welches überall den erfahrenen praktischen Pädagogen erkennen läfst, dessen Bestreben an erster Stelle dahin geht, den katechetischen Stoff nicht blofs in den Kopf, sondern auch in das Herz des Schülers zu bringen. Wir glauben, dafs der Leser nicht ohne Gewinn für die eigene katechetische Thätigkeit das Buch aus der Hand legen wird.

Schiller, Dr. H., Handbuch der praktischen Pädagogik für höhere Lehranstalten. Dritte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, O. R. Reisland 1894. VIII u. 702 S. 11 M. Das anerkannt bedeutende Werk, das beste in seiner Art, welches dem Anfänger im Lehramte empfohlen werden kann, bedarf keiner weiteren Empfehlung; schon die rasche Folge der Auflagen (1886 erschien die erste, 1890 die zweite) spricht für die beifällige Aufnahme, welche das Buch allenthalben gefunden hat. Über die 3. Auflage äufsert sich der Verf. S. VIII in einer kurzen Vorrede folgendermafsen: „Zwischen das Erscheinen der zweiten und dritten Auflage fällt die Schulreform in Preufsen, die auch andere deutsche Staaten direkt oder indirekt beeinflufst hat. Gröfsere Änderungen wurden trotzdem nicht nötig, weil die Darstellung aller wesentlichen Unterrichts- und Erziehungsfragen in diesem Buche von Anfang an die Grundsätze vertrat, die jetzt insbesondere in der preufsischen Neuordnung Anerkennung und Durchführung gefunden haben. Die überall gegebenen Verweisungen auf die „Lehrpläne und Lehraufgaben" von 1892 werden daher nicht unwillkommen sein". In der That zeigt daher diese Auflage geringere Abweichungen ihrer Vorgängerin gegenüber, wie die letztere gegenüber der ersten; es ist kein neues Kapitel hinzugekommen, auch keines der vorhandenen wesentlich umgearbeitet worden; wenn trotzdem die Seitenzahl von 658 auf 702 gestiegen ist, so wird diese Vergröfserung hauptsächlich durch die zahlreichen Zusätze und Verweisungen auf die neueste pädagogische Literatur veranlafst, aber auch im Texte selbst findet der aufmerksame Benützer des Buches allerlei Berichtigungen und Ergänzungen (z. B. betreffs unserer bayerischen Verhältnisse), wodurch sich die Brauchbarkeit des Werkes wesentlich erhöht hat.

Schiller, Dr. H., Lehrbuch der Geschichte der Pädagogik. Für Studierende und junge Lehrer höherer Lehranstalten. 3. Auflage. Leipzig, O. R. Reisland 1895. V. u. 400 S. 6,60 M. Von dieser dritten Auflage der Geschichte der Pädagogik gilt dasselbe wie von der im Vorausgehenden besprochenen des Handbuches der Pädagogik. Auch sie verdankt ihre Änderungen und Erweiterungen nur der Berücksichtigung neuerer Arbeiten auf diesem Gebiete; denn abgesehen von dem Dazukommen von zwei kleinen Abschnitten über Joh. Valentin Andreä und die Pädagogen von Port Royal hat das Buch keine weitere Umarbeitung erfahren.

Lesen und Reden. Von Prof. Dr. C. Hilty. Frauenfeld (J. Huber) 1895. Brosch. 1,40 M. Das Büchlein, das sich schon äufserlich durch seine hübsche Ausstattung empfiehlt, enthält zwei Aufsätze. Im ersten: „Über das Lesen", welcher, ursprünglich als Vortrag gehalten, in einzelnen Punkten zum Vergleiche mit Schopenhauers Abhandlung: „Über Lesen und Bücher" einlädt, werden in höchst vernünftiger und anschaulicher Weise die Grundsätze aufgestellt, welche für eine erspriefsliche Pflege des Lesens in Betracht kommen. Zunächst empfiehlt der Verf. viel und zwar täglich zu bestimmter Stunde zu lesen, selbst bei beschränkter Zeit. Schwieriger erscheint die zweite Forderung, dafs man darnach streben solle, nach und nach alles wirklich Gute, das vorhanden ist, zu lesen. Interessant sind die Ausführungen, in welchen der Verf. die Durchführbarkeit unter einigen Voraussetzungen nachzuweisen sich bestrebt und die Scheidung zwischen wirklich guten Büchern und unnützem Lesefutter vornimmt; zu letzterem rechnet er einen grofsen Teil der Tageszeitungen und den gröfsten Teil der Belletristik. Eine weitere Entlastung tritt dadurch ein, dafs man stets zu den Quellen selbst zurückgreifen soll, was einen guten Teil der literaturgeschichtlichen Schriften entbehrlich macht; leider krankt ja unsere moderne Bildung und Gelehrsamkeit daran, dafs wir zu wenig in den Autoren und zu viel über dieselben lesen. Im letzten Teile finden wir Gelegenheit, des Verfs. reiche Belesenheit, zumal auf theologisch-mystischem Gebiete, anzustaunen. — Der zweite Aufsatz: „Offene Geheimnisse der Redekunst", ursprünglich veröffentlicht im II. Bande des politischen Jahrbuches der Eidgenossenschaft, gibt in anmutiger Weise Winke für das Auftreten in der Öffentlichkeit. — Niemand wird die kleine Schrift, die von der ernsten, vornehmen Lebensauffassung des Verfs. Zeugnis ablegt, ohne dauernden Gewinn aus der Hand legen.

C. Lyon, Bismarcks Reden und Briefe nebst einer Darstellung des Lebens und der Sprache Bismarcks. Für Schule und Haus herausgegeben und bearbeitet. Mit einem Bildnisse Bismarcks. Leipzig, Teubner 1895. VI u. 243 S. geb. 2 M. Es mufs als ein sehr glücklicher Gedanke bezeichnet werden, dafs hier zum ersten Male der Versuch gemacht wird, „dem gröfsten deutschen Redner, dem ersten und hervorragendsten Klassiker unserer rednerischen Prosa" durch eine geeignete Schulausgabe einen Platz in unserer Schullektüre zu sichern. Denn was könnte es für die Schüler der obersten Klasse — an diese kann doch hier nur gedacht werden — Interessanteres und Anregenderes geben, als wenn sie so neben den grofsen Stilisten vergangener Zeit auch mit den beiden gewaltigen unserer Epoche — denn dafs Moltke neben Bismarck nicht fehlen darf, ist wohl selbstverständlich — durch eigene Lektüre bekannt werden. Und welche Belebung kann erst der Geschichtsunterricht auf diese Weise erfahren! — Lyon hat seinem Versuche eine unmittelbar auf den Quellen beruhende und darum zuverlässige Biographie Bismarcks (S. 1—56), sowie eine Abhandlung über die Sprache Bismarcks (S. 57—77) vorausgeschickt, worin er darlegt, welche Vorzüge den grofsen Staatsmann auch zu einem Klassiker unserer Sprache machen: Tiefe Bewegung des Gemütes, Schärfe des Verstandes, eine gesunde und kräftige Phantasie, innige Vertrautheit mit der Natur, endlich Witz und Humor. Es folgen sodann 9 gröfsere politische Reden Bismarcks (von 1849—1888), 6 Briefe an seine Schwester Malwine (Frau v. Arnim), 9 an seine Gemahlin und 3 politische Briefe. Demnach sollte der Titel lauten: Auswahl aus Bismarcks Reden und Briefen. Hie und da dienen kurze Noten oder Verweisungen auf die vorausgehende Biographie zum besseren Verständnis der einzelnen Stücke. Für die Zuverlässigkeit des Gebotenen spricht vor allem der Umstand, dafs der Herausgeber sich der thatkräftigen Unterstützung Dr. Horst Kohls zu erfreuen hatte; also bedarf das hübsch ausgestattete Büchlein, das wohl eine der erfreulichsten Erscheinungen zum 80. Geburtstage Bismarcks ist, einer besonderen Empfehlung nicht weiter. Einmal in die Schülerbibliotheken eingestellt, wird es gewifs eifrige Leser finden.

Gustav Freytag, ein sozialer und kulturhistorischer Dichter. Vortrag von Lic. Weber. Leipzig 1893. H. G. Wallmann. Wer auf Grund der Fassung des Themas erwartet, dafs in dem in der „Sammlung theologischer und sozialer Reden und Abhandlungen" (Leipzig, Wallmann) erschienenen Vortrag die sozialen Ideen G. Freytags, soweit sie in seinen Dichtungen enthalten

sind, unter bestimmte Gesichtspunkte gruppiert oder daſs die Werke des Dichters nach dem kulturgeschichtlichen Inhalt betrachtet und gewürdigt seien, der wird das Schriftchen enttäuscht aus der Hand legen; es enthält lediglich eine allerdings ganz hübsche Besprechung der Dramen und Romane des Dichters mit Wiedergabe des Inhalts der Dichtwerke, aber ohne eigentliche, gründliche Würdigung derselben nach der sozialen und kulturhistorischen Seite.

Dr. F. Tetzner, Deutsches Wörterbuch. Reclams Universalbibliothek Nr. 3168—3170, 331 S. 60 Pf. — Der Grund der Entstehung dieses deutschen Wörterbuches ist der, auch weiteren Kreisen, welche die gröſseren deutschen Wörterbücher nicht benützen können, die neuesten sprachgeschichtlichen Forschungen zugänglich zu machen; da neben dem Deutschen auch Latein und Griechisch, Sanskrit, Englisch und Französisch zur Erklärung herangezogen sind, so wird das Büchlein doch nur den Gelehrten, nicht aber, wie der Verfasser meint, auch den breiten Schichten des Volkes dienlich sein können. Andrerseits aber führte der billige Preis dazu, daſs nur das Wichtigste ausgewählt und auch dieses nur in knapper Form und mit reichlichen Abkürzungen (Verzeichnis derselben S. 3 u. 4) vorgeführt werden konnte. Immerhin geht das Gebotene auf zuverlässige Quellen zurück; daher mag das Büchlein besonders strebsamen Schülern unserer Gymnasien, sowie Studenten dienen, auch der Lehrer mag es gelegentlich zum Nachschlagen benützen.

Dr. F. Tetzner, Deutsche Geschichte in Liedern deutscher Dichter. 1. Teil. Von Pytheas bis Luther. 2. Teil. Von Ferdinand II. bis Wilhelm II. Reclams Universalbibliothek Nr. 3278—3283, 1 M. 20 Pf. — Ein vortrefflicher Gedanke! Der Herausgeber hat es mit Geschick verstanden, die hervorragendsten Ereignisse der deutschen Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart durch deutsche Dichtungen zu illustrieren, wobei jedoch „an erster Stelle solche Schöpfungen aufgenommen sind, deren Dichter ihren Stoff kulturhistorisch durchdrungen und ihn von der Höhe der betreffenden Zeit aus mit dichterischer Begeisterung erfaſst und dargestellt haben.“ Es ist so dem Lehrer der Geschichte, besonders in den unteren Klassen in bequemer Weise reiches Material zu eigenartiger Belebung des Unterrichtes zusammengestellt; denn bisher war er, wenn er auch die betr. Dichtungen kannte, doch nicht immer in der Lage, dieselben momentan aus den verschiedensten Werken zusammenzubringen. Bezüglich der Vollständigkeit der Sammlung werden die Urteile verschieden sein; mancher wird ein Gedicht vermissen, das denn doch nicht bloſs eine seichte Umreimerei oberflächlich erfaſster geschichtlicher Ereignisse ist; beispielsweise sollte die Errettung Friedrich Barbarossas durch den treuen Hartmann von Siebeneichen in Susa durch eines der vorhandenen schönen Gedichte verherrlicht sein. Die Sammlung würde sich auch in trefflicher Weise für die Schüler eignen, wenn nicht zwei Bedenken entgegenstünden: 1. Es sollte die Auswahl eine vorsichtigere sein; das Gedicht „Emma an Einhart“ von F. Dahn S. 114 ist nicht unbedenklich, ebenso aus begreiflichen Gründen „Heinrich IV. (25.—27. Jan. 1077)“ S. 164 von Tetzner selbst, Friedrich II. (Turin 1245) S. 219 von A. Möser; dazu kommt noch manche Nummer aus der Zeit der Reformation und des 30jährigen Krieges. Besonders anstöſsig ist das Gedicht „Der sterbende Tilly“ von A. Bube, S. 16 des 2. Bändchens. 2. Es sollte ausdrücklich in Anmerkungen auf die von den Dichtern vorgenommene Abänderung an der historischen Überlieferung hingewiesen werden; denn der Schüler nimmt erfahrungsgemäſs den Inhalt eines Gedichtes zu gern als reine Wahrheit hin. Bis jetzt findet sich eine einzige derartige Bemerkung zu Schillers „Graf von Habsburg“ S. 240. Doch das kann alles noch verbessert werden. — Möchte sich der Herausgeber entschlieſsen, ähnliche Sammlungen für die antike und die auſserdeutsche Geschichte zu veranstalten.

Möller, Übungsbuch für den Unterricht in der deutschen Grammatik. Hamburg, Otto Meiſsner. 2 Hefte. Preis 1,60 M. Dieses für das 2. u. 3. Schuljahr der Vorschulklassen bestimmte Übungsbuch enthält in 2 Kursen auſser Orthographie und Wortbildungslehre die Grammatik von den allereinfachsten Dingen an bis zum erweiterten Satze einschlieſslich. Den gram-

matischen Abschnitten sind zusammenhängende Lesestücke beigegeben, an denen die Probe zu machen ist, ob der behandelte Stoff wirklich geistiges Eigentum der Schüler geworden ist. Im orthographischen Teile, dessen Stoff ganz im Anschlusse an die Lautlehre gegliedert und verarbeitet ist, wird auf die Unterscheidung ähnlich-lautender Wörter ein Hauptgewicht gelegt. Die gutgewählten Übungen können als Diktate namentlich für Schulaufgaben mit Nutzen in unserer 1. Klasse verwendet werden. Dem Verleger gebührt für die treffliche Ausstattung volle Anerkennung, dagegen dürfte der Preis etwas niedriger werden.

Gottlieb Leuchtenberger, Direktor des Königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Posen. Dispositionen zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. 1. Bändchen. 5. verbesserte Auflage. 2. Bändchen. 4. verbesserte Auflage. Berlin 1894. R. Gärtner. 160 u. 149 S. à 2 M. — Die Leuchtenberger'schen Dispositionen finden sich zuletzt im 25. Bd. dieser Blätter S. 110 ausführlicher besprochen. In der vorliegenden neuen Auflage hat der Verfasser insofern den Wünschen mehrerer Recensenten Rechnung getragen, als er die Verteilung der Aufgaben in die beiden Bändchen und ihre Aufeinanderfolge etwas geändert hat. Im 1. Bändchen finden sich jetzt vereinigt die Aufgaben aus der älteren deutschen Literatur, sowie sämtliche Aufgaben aus Schiller und Horaz; im 2. Bändchen stehen neben den Aufgaben aus Homer und den übrigen griechischen Schulklassikern (Sophokles, Plato, Demosthenes, Isokrates) alle Aufgaben aus Goethe. Beide Bändchen bieten wie in den früheren Auflagen in einem 2. Teil Aufgaben allgemeinen Inhalts. Am logischen Aufbau der Dispositionen wurde nichts geändert, weil dagegen keine Erinnerungen erhoben worden waren. Da bezüglich einzelner Themen die Urteile der Rezensenten über Angemessenheit und Zweckdienlichkeit zu sehr auseinander gingen, so liefs der Verfasser in dieser Hinsicht alles beim alten. Der Leser wird also z. B. die in der oben genannten Besprechung erhobenen Beanstandungen nicht berücksichtigt finden. Übrigens bedarf das treffliche, in seinen Vorzügen längst anerkannte Hilfsbuch für den deutschen Unterricht kaum mehr einer besonderen Empfehlung.

Dr. Bernhard Schulz, Geh. Regierungs- und Schulrat, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Erster Teil. Für die unteren und mittleren Klassen. 10. vermehrte und verbesserte Auflage. Erste Abteilung. Für die unteren Klassen. 1894. XII u. 567 S., M. 2,60. Zweite Abteilung. Für die mittleren Klassen 1895. XIV u. 972 S. 4 M. Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. Auch bei diesem vielfach erprobten und in seinen Vorzügen anerkannten Lesebuche sind die neuen preufsischen Lehrpläne für die 10. Auflage (die 9. war 1890 erschienen) mafsgebend gewesen; dieselben machten eine Erweiterung und Vermehrung des Stoffes nötig und um den 1. Teil nicht zu sehr anschwellen zu lassen, hat ihn der Verfasser in 2 Abteilungen zerlegt.' Trotzdem umfafst die erste für die unteren Klassen bestimmte immer noch 567 Seiten und die zweite für mittlere Klassen ist gar ein Foliant mit 972 Seiten! Daraus ergibt sich, dafs die Erweiterung eine sehr umfängliche sein mufs. In der That sind in der 1. Abteilung in die beiden prosaischen Abschnitte (erzählende und beschreibende Darstellung) im ganzen etwa 114 Stücke neu eingefügt, wovon die meisten auf die heimische Sage und Geschichte entfallen, während der poetische Teil (epische und lyrische Dichtungen) auch 114 neue Nummern ähnlichen Inhaltes aufweist, so dafs damit für die unteren Klassen ein erstaunlich reicher Stoff geboten wird. Noch umfänglicher ist die Zahl der Zusätze in der 2. für mittlere Klassen bestimmten Abteilung. Der prosaische Teil (A. Erzählende Prosa. B. Beschreibende Prosa. C. Belehrende Prosa-Abhandlungen) ist um 165 Nummern bereichert, wobei aber nicht blofs Geschichte und Sage, sondern namentlich auch das Gebiet der Natur-, Länder- und Völkerkunde berücksichtigt worden ist. Der poetische Teil enthält ungefähr 140 neue Nummern, wodurch besonders das Lied, speziell das Vaterlandslied an Mustern gewonnen hat. Die Abschnitte „Oden", „Aus Dramen", „Einige ausländische Dichtformen" erscheinen als neu. Durch solche Bereicherung ist doch wohl allen Wünschen Rechnung getragen, die dem Herausgeber von verschiedenen Seiten geäufsert wurden. Ob alle Zusätze gerade notwendig waren, ist fraglich. Z. B. erscheint es uns unnötig, aus Schiller'schen

Dramen (Tell, Jungfrau, Maria Stuart, Wallenstein) einzelne Szenen und Monologe in ein deutsches Lesebuch aufzunehmen; denn diese Stücke mufs der Schüler nicht blofs ganz lesen, sondern auch ganz besitzen. Um den gleichzeitigen Gebrauch der 9. und 10. Auflage neben einander zu ermöglichen, hat der Herausgeber bei den auch in der 10. Auflage vorkommenden Lesestücken und Gedichten die Nummern der 9. in Klammern angegeben. Doch läfst sich eine gleichzeitige Benützung beider Auflagen bei der gekennzeichneten grofsen Verschiedenheit derselben kaum denken.

Index Homericus. Appendix Hymnorum vocabula continens. Composuit Augustus Gehring. Lipsiae. In aedibus B. G. Teubneri MDCCCXCV. 4°. 234 Sp. Preis 6 M. Es war ein durchaus löblicher Gedanke von Seiten des Herrn Verfs. seinem mit Recht so günstig aufgenommenen Index Homericus (vgl. diese Blätter Bd. XXVII [1891] S. 462) einen nach denselben bewährten Grundsätzen bearbeiteten Anhang die Vokabeln der Hom. Hymnen enthaltend anzufügen. Ein Blick in das neue opusculum zeigt uns sofort einen bemerkenswerten Unterschied von dem gröfseren Werke, in dem der neue Index in einer adnotatio die Lesarten verschiedener Codd. und Herausgeber auf das gewissenhafteste registriert und zwar in der Weise, dafs den Lesarten der zu Grunde gelegten Ausgabe von Gemoll. Lips. a. 1886 die Abweichungen der Ausgaben von Baumeister (Lips. a. 1860), Abel (Lips. et Prag. a. 1886), Goodwin (Oxon. a. 1893) beigefügt sind. Ja der Fleifs des Herrn Verfs. hat noch ein Übriges dadurch gethan, dafs er die Konjekturen verschiedener Gelehrter, die da und dort zerstreut sich fanden, ohne vor den Augen der Herausgeber Gnade zu finden, ebenfalls zur Mitteilung brachte. Angestellte Stichproben haben, wie nicht anders zu erwarten war, die volle Zuverlässigkeit der verdienstlichen Arbeit erwiesen. Doch möchte Ref. die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, im gröfseren Index *δούλην* *Γ* 403 (statt *T*), *ἥρωες* add. B 110 zu berichtigen.

Hermann Bender, Anthologie aus römischen Dichtern mit Ausschlufs von Vergil und Horaz. Zum Gebrauch im Gymnasialunterricht. Zweite verbesserte Aufl. Tübingen 1894. Verlag der Laupp'schen Buchhandlung. S. 188. M. 2. — Die 2. Aufl. weist in der prinzipiellen Anlage des Ganzen keine Anderung auf; auch die Auswahl der Lesestücke hat nur insofern eine Änderung erfahren, als Stat. Silv. IV, 9 weggelassen und dafür Tibull. I, 1 eingesetzt worden ist. Die Anmerkungen sind etwas vermehrt und der Text ist an manchen Stellen berichtigt worden. Demnach sind Auflage I und II ohne Schwierigkeit nebeneinander zu gebrauchen.

Karl Jacoby, Anthologie aus den Elegikern der Römer. In 4 Heften: Catull, Tibull, Properz, Ovid. 2. Heft: Tibull. 2. verb. Aufl. Leipzig, Teubner, 1894. S. 64. Vorliegendes Heft der vorzüglichen Jacoby'schen Anthologie behandelt ausschliefslich Gedichte Tibulls; der gewissenhafte und unermüdliche Herausgeber war eifrigst bemüht, in kritischer und exegetischer Hinsicht den Kommentar zu verbessern. Es empfiehlt sich unter allen gleichartigen Werken am meisten zum Schulgebrauche.

H. Nohl, Ciceros Philippische Reden. I, II., III., VII. Buch. Leipzig. Freytag 1895. M. 0,60. Die Bearbeitung ist eine Schulausgabe im engeren Sinne; denn der Text ist ohne jede kritische Andeutung festgestellt, wie schon in der 1891 neben der ‚Editio maior' erschienenen ‚Editio minor' der 1., 2. und 3. Philippischen Rede (vgl. Bl. f. B. G.-W. 1891 S. 239 f.); auch die 7. Rede, die jetzt hinzugekommen ist, schliefst sich mit geringen Abweichungen (§ 1 istam, § 6 eum esse nach Müller für fuisse u. a.) an C. F. W. Müller an. Die Einleitung wie die Erklärung der Eigennamen und sachlich schwierigen Stellen ist verständig; doch bleibt noch zu viel auch dem kenntnisreichen Schüler Unverständliches zurück, als dafs die Lektüre denselben freuen könnte. Da andere sachlich und sprachlich anziehendere Reden Ciceros zur Verfügung stehen, auch der erzieherische Wert der Philippischen Reden nicht hoch anzuschlagen sein dürfte — ein Demosthenes ist Cicero auch hier nicht —, so empfiehlt es sich schwerlich, die Jugend Zeit und Mühe darauf verwenden zu lassen.

Boerner, Dr. Otto, Franz.-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch zum Lehrbuch der französ. Sprache. Leipzig. Teubner, 1892. 8°. 181 S. Das schön gedruckte Buch ist beim Gebrauche des B.'schen Lehrbuches von der Lektion 30 an unentbehrlich zur mündlichen und schriftlichen Vorbereitung der zusammenhängenden Stücke. Es enthält außer allen dort vorkommenden Wörtern noch zahlreiche andere Ausdrücke der Sprache des gewöhnlichen Lebens, so daſs der Verf. annimmt, es werde auch als „Konversationswörterbuch“ verwendet werden können.

Feller, Louis, De la ponctuation française. Aperçu à l'usage des classes supérieures des écoles allemandes. Leipzig, Teubner 1892. 16°. 30 S. Das sehr nett gedruckte Büchlein handelt von , ; : . ? ! . . . « » ( ) nebst dem — und enthält ganz gute Regeln über den Gebrauch dieser Zeichen. Übrigens gesteht der Verfasser auf der letzten Seite zu que telle ou telle phrase peut être ponctuée de telle ou telle façon, selon le sens que l'auteur lui veut donner. Diese Verschiedenheit zeigt sich besonders in dem elastischen Gebrauch des Kommas und des Doppelpunktes. In betreff der guillemets hätte der Verfasser sagen können, daſs sie in manchen modernen Romanen, wie z. B. in La débâcle, ganz fehlen.

Döhler, Dr. Emil, Kurzer Überblick über die Geschichte der französ. Literatur. Für den Schulgebrauch bearbeitet. 2. verb. Auflage. Dessau 1892. 8°. 23 S. Das französ. geschriebene Büchlein soll nach des Verfs. Absicht ein Hilfsmittel für Schulen sein, in welchen franz. Literaturgeschichte gelehrt wird, oder in denen die Schüler nur die Biographien der berühmtesten Autoren zu lernen haben. Der Verf. hat deshalb den meisten der von ihm genannten Schriftsteller einen kurzen Lebensabriſs und eine ebensolche Inhaltsangabe ihrer Hauptwerke beigefügt. Das Werkchen ist geschickt gemacht; an katholischen Schulen wird der Satz betr. Voltaire: „Sa vie fut un combat incessant contre la superstition et les préjugés“ Anstoſs erregen. Das Französisch des Verfassers, dem die Schwierigkeit des Französischschreibens noch nicht völlig zum Bewuſstsein gekommen zu sein scheint, ist stellenweise recht mangelhaft.

Sammlung französischer Schriftsteller für den Schul- und Privatgebrauch, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von G. van Muyden und L. Rudolph. Altenburg. H. A. Pierer. 1892. 8°. à 0,50 M. Fünfte Serie. Fünfte Lieferung: La Belle-Nivernaise par Alphonse Daudet. Sechste Lieferung: Contes pour les vieux et les jeunes par Theuriet. Siebente Lieferung: Parmi les hérons et les Alligators par H. Gaullieur. Achte Lieferung: Petit Bleu par Gyp. Neunte Lieferung: La Bise par Éd. Romberg und A la baguette par J. Normand (Zwei Einakter in Prosa). Zehnte Lieferung: Le canot de l'amiral. — Le Kraken. — Le bœuf. Alle 3 von Eugène Mouton. Diese Ausgabe verdient wegen ihrer Billigkeit und ihres schönen groſsen Druckes alle Empfehlung. Von den obigen Lieferungen sind 8 und 9 nur für den Privatgebrauch anzuraten, 7 und 10 können unbedenklich in jeder Schule gelesen werden, 5 und 6 sind auch sittlich rein, doch wird der Lehrer gut thun, sie nur mit einer Klasse ohne schlechte Elemente zu lesen. Die Anmerkungen unter dem Texte sind fast etwas zu reichlich.

Sickenberger, A., Leitfaden der Arithmetik nebst Übungsbeispielen. 6. unveränderte Auflage. München, Theodor Ackermann, 1895. VII u. 196 S. M. 1,60. Diese 6. Auflage ist ein unveränderter Abdruck der 5. Auflage des bekannten Leitfadens, die sich ihrerseits schon nicht wesentlich von der dritten und vierten unterschieden hatte.

Sattler, A., Leitfaden der Physik und Chemie mit Berücksichtigung der Mineralogie. 13. Aufl. 144 S. M. 0,80. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn. Ein Büchlein, das soviele Auflagen erlebt hat, bedarf nicht erst besonderer Empfehlung. In der That enthält es in seiner Zweiteilung für einen unteren und einen oberen Kurs reichlich alles, was an Bürgerschulen und höheren Töchterschulen in den genannten Fächern zu lehren ist, und für solche Schulen

ist es in erster Linie bestimmt. Für Gymnasien ist es infolge Beiseitelassung jeglichen mathematischen Apparates kaum das geeignete Hilfsmittel. Für alle Schüler aber, die aus dem Büchlein zu lernen haben, dürfte der kleine Druck von Nachteil sein, während die übrige Ausstattung bei dem fabelhaft billigen Preise eine vorzügliche genannt werden mufs.

Rechenbuch für höhere Schulen. Bearb. v. Dr. A. Donadt, Oberl. a. d. Thomasschule in Leipzig. Leipzig, O. R. Reisland. 2. Heft, 115 S. 1,20 M. 3 Heft, 138 S. 1893/94. Das 2. Heft dieses in seinem 1. Teil bereits im Bd XXX, S. 301 unserer Blätter besprochenen Rechenbuchs enthält in analoger Darstellung die Dezimalbrüche und gemeinen Brüche, das 3. Heft die einfache und zusammengesetzte Regel de tri, Prozent-, Zins-, Gewinn- und Verlust-, Diskont-Rechnung. Das umfangreiche Übungsmaterial bietet für mehrere Jahre reichliche Abwechslung.

Rechenbuch f. d. unt. Klass. v. Mittelschulen v. Dr. W. Braun, K. Gymnasialprofessor. 1. Teil. D. Rechnen m. ganzen Zahlen. 4., verm. u. verb. Aufl. 1,20 M. 2. Teil. D. Rechnen m. gem. Br. 3., umgearb. A. 3. Teil. D. Rechn. m. Dezimalbr. u. ungenauen Z. Bürg. Rechnungsart. Proport. 3., verm. u. verb. Aufl. 1,40 M. Bamberg, H. Uhlenhuth, 1894. Das bekannte, in diesen Blättern schon wiederholt (Bd. XXII u. XXIX) besprochene Rechenwerk hat in diesen neuen Auflagen, „um den Wünchen der obersten Schulleitung gerecht zu werden", einige, besonders im 2. Teil ziemlich einschneidende Veränderungen erlitten. Dieselben bestehen im wesentlichen in einer breiteren Darstellung des Lehrstoffs und einer eingehenderen Begründung der Rechengesetze, zum Teil beziehen sie sich auf die Verteilung des Stoffes. Durch Beisetzung der alten Nummern in Klammern, bezw. im Anhang ist dafür gesorgt, dafs die früheren Auflagen neben den jetzigen benützt werden können. — Auch die Ausstattung der Bücher hat durch gröfseren und übersichtlicheren Druck und gelblich getontes Papier gewonnen.

Dr. v. Nagel, Lehrbuch der Stereometrie zum Gebrauche bei dem Unterrichte in Gymnasien und Realschulen. Fünfte Auflage, herausgegeben von Th. Schröder. Nürnberg, 1892. Friedr. Korn. 132 Seiten. 1,80 M. Die Vorlage behandelt in fünf Büchern: die Lage der geraden Linien gegen Ebenen und der Ebenen gegen einander; allgemeine Eigenschaften der Kugeln; die körperlichen Ecken und sphärischen Dreiecke; allgemeine Eigenschaften der wichtigsten Körper; die Bestimmung des Inhaltes und der Oberfläche der Körper. Die Anordnung des Stoffes weicht von dem für unsere Gymnasien vorgeschriebenen Lehrprogramm nur darin ab, dafs die Entwicklung der Eigenschaften der Kugel vor die Lehre vom Dreikant gestellt ist. Wir möchten auch die Anordnung der Vorlage vorziehen. — Die Beweise werden stets ganz ausführlich angegeben, unter Hinweis auf das Lehrbuch der ebenen Geometrie von Dr. Christ. von Nagel.

Dr. Hugo Fenkner, Lehrbuch der Geometrie für den mathematischen Unterricht an höheren Anstalten. I. Ebene Geometrie. Zweite Auflage. Braunschweig, O. Salle. 1892. In diesem sehr beachtenswerten Lehrbuche werden aus den Sätzen diejenigen als „Beweismittel" hervorgehoben, welche zum Beweise anderer Sätze dienen; ferner enthält die Vorlage statt des Beweises meist nur eine Analysis desselben. Den Wert der Beweismittel — im ganzen 13 — scheint uns Verf. zu überschätzen; sie reichen zum Aufbau des Systems bei weitem nicht aus und, insofern sie kollektiv sind, entheben sie den Schüler nicht der Mühe, dafs er sich die Einzelsätze einprägt. Was die Analysis des Beweises betrifft, so unterliegt es keinem Zweifel, dafs der Lehrer im Unterrichte in der hier vorgeschlagenen Weise zu verfahren hat. Wenn die Verfasser anderer Lehrbücher für die Beweisführung die synthetische Methode vorziehen, so thun sie das nur in der Meinung, hiedurch die häusliche Wiederholung des im Unterrichte Durchgenommenen zu erleichtern.

H. Bensenmann, Lehrbuch der ebenen Geometrie für höhere Schulen. Dessau 1892. P. Baumann. 118 Seiten. Der Verf. glaubt im vor-

liegenden Werke „die geschlossene Form der alten Euklidischen Geometrie mit der heuristisch-analytischen Form verschmolzen zu haben, indem er die Konstruktion an die Spitze der Betrachtung stellt. Nur solche Figuren werden untersucht, die sich zuvor konstruieren lassen.“ Bei einem solchen Lehrgang können die ersten Konstruktionen nicht bewiesen werden, sie müssen zunächst rein praktisch gelöst werden. Diese Aufgabe wird vom Verf. einem geometrischen Vorkursus, den die jetzigen preußsischen Lehrpläne für Quinta vorschreiben, zugewiesen. In den späteren Abschnitten werden die Konstruktionen auch zum Beweisen von Lehrsätzen verwendet. Nicht nur die Kongruenzsätze werden aus der eindeutigen Konstruktion des Dreieckes hergeleitet, sondern auch die Ähnlichkeitsfälle gründen sich auf Konstruktionen. Hierin hat der Verf. schon manchen Vorgänger Neu aber ist die Form der Darstellung. Die Voraussetzung ist stets durch eine Konstruktion ersetzt, z. B. zeichne in dem rechtwinkligen Dreiecke ABC die Quadrate über den Katheten. Hieran schließt sich die „Frage“: Wie groß ist ihre Summe? Der Lehrsatz bildet das Ergebnis der „Untersuchung“. — Von Einzelheiten sei nur angeführt, daß der Beweis des ersten Satzes der Parallelentheorie falsch ist. Ein solcher Irrtum hätte dem Verf. nicht entgehen können, wenn er die Grundbegriffe definiert hätte. Die Fixierung der Grundbegriffe, meint der Verfasser, gehört nicht in die Schule.

Chr. Harms u. Dr. Alb. Kallius, Rechenbuch für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, höhere Bürgerschulen, Seminare u. s. w. 17. Aufl. (100. bis 115 Tausend). Oldenburg, Gerhard Stalling 1894. VII und 264 S., geb. 2,75 M. Die 16. und 17. Auflage sind unveränderte Abdrücke der nächst vorhergehenden, nur sind in dieselben Aufgaben über Arbeiter-Versicherungen und über die neue österreichische Währung (Goldwährung) aufgenommen worden. Im übrigen wird auf die Besprechung der 12. Auflage in diesen Blättern, Jahrgang 1887 (23. Bd.) S. 55 verwiesen.

„Elemente des pflanzlichen Ornamentes“ ist ein von Prof. Anton Andêl herausgegebenes, bei R. v. Waldheim in Wien im Verlag (1894. 10 M.) erschienenes Vorlagenwerk betitelt. Im Vorwort sagt Andêl, daß dieses Werk infolge der Lehrplangestaltung für Zeichnen an österreichischen Mittelschulen neu umgearbeitet und wesentlich ergänzt wurde. Das aus 75 Tafeln bestehende (159 Ornament-Motive) enthaltende Werk ist in 4 Serien gegliedert und enthält in eleganter Ausstattung reiche Auswahl an pflanzlichen Motiven und zwar in gewisser Eigenartigkeit, die ihm auch als Ergänzung anderer gleicher Lehrstufe angepaßter Vorlagenwerke Wert gibt.

Daß Andêl die Wichtigkeit des Organischen in Gliederung und Gestaltung bei der Zusammenstellung der Motive als Grundsatz anwendete, ist durchwegs ersichtlich. Die Angabe der Farben im Texte ist nach vorausgeschickter Erläuterung des Kolorier-Verfahrens eine nützliche Bereicherung, die man besonders in mit Lehrmaterial knapp ausgestatteten Zeichenschulen gut verwerten kann. Diese Einrichtung kann der keimenden Selbständigkeit der Lernenden ein guter Führer sein und den nicht selten überbürdeten Lehrer für Zeichnen in etwas entlasten.

Die Art und Weise, wie Andêl zur Stilisierung der Naturformen anleitet, wird bei geeigneter Klarlegung durch den Lehrer, den Schüler das Wesen der Stilisierung baldigst erkennen lassen. Die Anführung der Quellen sowie die Nennung der Namen der Meister der einzelnen Motive ist freudigst zu begrüßen; denn daß der Lernende neben seiner zeichnerischen Ausbildung auch ein fachlich literarisch-historisches Wissen so nebenbei sich aneignen kann, halten wir für anregend und für die Entwicklung des Zeichenwesens förderlich.

Troja im Jahre 1894. Enthüllungen gegenüber dem Phantasiestück im deutschen Reichsanzeiger Nr. 222 von Ernst Boetticher. Schwerin 1894. 34 SS. Daß Boetticher auch durch die Ausgrabungen von 1893 und 1894 nicht von seiner Feuernekropolentheorie abgebracht würde, war zu erwarten. Ihn in jeder Einzelheit zu widerlegen, würde ein dickes Buch kaum ausreichen, da man ab ovo anfangen müßte. Man müßte z. B. dem Verf. nachweisen, daß eine Nachricht Strabos, die mit den Fundthatsachen stimmt, auch wirklich glaubwürdig sein kann.

Sollte sich jemand für die Schrift interessieren, so möge er die Kapitelaufschriften erfahren: „I. Hissarlik oder Bunarbaschi? II Giebt es auf Hissarlik Befestigungen? III. Was Alles in der „Burg Troja" von 1882 und in den „Ansiedlungen" über ihr gefunden worden ist. IV. Das todtgeborne Kind von 1893/94. V. Der wahre Zusammenhang der Trümmerschichten. VI. Das Gräberplateau rings um den Brandhügel. VII. Resumé.

Waegner, Dr. W., Hellas, das Land und Volk der alten Griechen. Für Freunde des klassischen Altertums, besonders für die deutsche Jugend bearbeitet. 7. vielfach verbesserte Aufl. (bes. von Dr. R. Müller). Mit über 300 Abbildungen. Leipzig, Verlag und Druck von Otto Spamer, 1895. XII und 743 S. Preis geb. 10 M. Diese 7. Auflage des bekannten Buches unterscheidet sich sehr von ihren Vorgängerinnen, die, um es nur offen zu gestehen, aus einem Grunde namentlich nicht gerne in den Händen unserer Schüler gesehen wurden, wegen der ganz verkehrten Illustrationsmethode. Was sollte es heißen, daß da mehrere hundert Bilder der wichtigsten Vorgänge griechischer Geschichte vorgeführt wurden, die nichts waren als Phantasiegebilde der betreffenden Zeichner, teilweise derselben, von denen die Münchener Bilderbogen mit Darstellungen aus dem klassischen Altertum herrühren. Damit ist nun aufgeräumt worden, aber doch nicht so gründlich, als man wünschen möchte; denn gerade die wenigen Abbildungen der früheren Auflagen, die wieder mit herübergenommen worden sind, stehen in einem schroffen Gegensatz zu den neuen, welche uns das Altertum, wie es sich gehört, aus seinen eigenen Werken und seine klassischen Stätten durch Reproduktionen von Photographien kennen lehren. In dreifacher Beziehung ist daher eine neue Auflage der Verbesserung fähig: 1) Die noch vorkommenden Phantasiebilder müssen völlig verschwinden (es sind dies Nr. 137, 202, 219, 220, 229, 244, 254, 259, 263, 265, 266. 269). Was soll, um ein Beispiel herauszugreifen, Nr. 263: König Porus mustert seine Schlachtelefanten? Lieber gar kein Bild; es bedarf ja auch an dieser Stelle eines solchen nicht! Eher könnte man sich die Reproduktionen bedeutender Gemälde moderner Meister gefallen lassen, so z. B. Nr. 55: Tod des Priamus nach Benvenuti und Nr. 228 die letzten Augenblicke des Sokrates nach Louis David, doch sind auch diese besser zu beseitigen. 2) Alle Darstellungen von Persönlichkeiten, die in ganz ungenügender, veralteter Weise durch Reproduktionen nach Viscontis Ikonographie gegeben sind, müssen ausgemerzt und durch Nachbildungen nach Photographien ersetzt werden. 3) Das gleiche ist der Fall bei den landschaftlichen Darstellungen; denn auch hier finden sich inkonsequent genug die veralteten, ungenügenden Holzschnitte früherer Auflagen neben sehr schönen Reproduktionen von Originalphotographien. — Der Text des Werkes ist geblieben und nur, wo es den Fortschritten der Wissenschaft zufolge nötig schien, verbessert oder erweitert worden. Trotz der oben gemachten Ausstellungen kann das Buch in seiner gegenwärtigen Gestalt schon ebensosehr für die Schule empfohlen werden, als man früher davon abraten mußte.

Archäologisch-epigraphische Mitteilungen aus Österreich-Ungarn, herausgegeben von O. Benndorf und E. Bormann. Jahrgang XVII, Heft 1. Mit 16 Abbildungen. Wien 1894, Alfred Hölder. 118 S. 8°. Vierzehn Abhandlungen bietet das neue Heft, mannigfaltig in seinem Inhalte, wie der der früheren Jahrgänge. Die Inschriften aus römischer Zeit bilden auch diesmal einen wesentlichen Bestand. Die Berichte aus den römischen Provinzen der österreichischen Monarchie und der südlichen Nachbarländer werden fortgesetzt und können wieder als Muster für planmäßige Erforschung der Geschichte eines Landes gelten: H. Jung berichtet aus Siebenbürgen, Cumont aus Dacien und Moesien, der durch die Erforschung des Traiansdenkmales weitbekannte Direktor des Bukarester Museums, Tocilescu, veröffentlicht Inschriften seines Heimatlandes. Kleinere Beiträge zur Epigraphik bringt Hula zu den Arvalakten u. a. m. Aus der Wiener Hofbibliothek bespricht Kubitschek eine Handschrift, die den Bericht Kemplens über seine Gesandtenreise von Wien nach Constantinopel (1740) und dann vorwiegend Abschriften von Steinen enthält. — Auf einer attischen Platte aus Falerii hat Pollak die Meistersignatur des Kalos aus dem 5. Jahrhundert festgestellt. — Wilhelm emendiert Theophrast Charaktere p. 152, 24 P. ἐν δεκαδισταῖς und beglaubigt für

Tacitus annal. VI 41 und XII 55 die Namensform Cietae für eine kilikische Völkerschaft. — Besondere Beachtung verdienen einige Abbildungen zu den Funden aus Dacien und Moesien, insbesondere die der nischenförmigen Grabdenkmäler mit den ebertötenden Löwen, Fig. 3 und 4 und die griechisch-römischen Sarkophage mit Jason und Perseus als Eckbildern, sowie dem Satyr und der Maenade, die nach Vorbildern aus guter Zeit gearbeitet sind (Fig. 5—7), endlich die Statue des Pan. (Fig. 2). Dankbar zu begrüfsen wäre die baldige Veröffentlichung der Seite 20 f. unter Nr. 10 und 11 beschriebenen Reliefs, deren Darstellung von einem geübten Zeichner am besten wiedergegeben würde. Vielleicht können wir schon in den Berichten über eines der nächsten Hefte die Erfüllung dieses Wunsches mitteilen.

Jos. Langls Bilder zur Geschichte. Ein Cyklus der hervorragendsten Bauwerke aller Kulturepochen. Grofse Ausgabe in Ölfarbendruck und Sepiamanier (Format 75,5 : 57 cm) nebst begleitendem Text. Nr. 62. Das Münster zu Strafsburg. Nr. 63. Der Zwinger zu Dresden. Nr. 64. Die Wartburg. Nr. 65. Die Habsburg. Wien 1895, Verlag von Ed. Hölzel. Preis des Blattes unaufgespannt 2 M., auf starken Deckel gespannt 3 M. — Es würde sehr überflüssig sein, die allbekannten Langl'schen Bilder zur Geschichte, welche als Lehrmittel einen grofsartigen Erfolg errungen haben und auch an unseren Anstalten meistens vorhanden sind, hier noch besonders empfehlen zu wollen. Nur auf einige jüngst erschienene Ergänzungsbilder soll hier nachdrücklich hingewiesen werden, durch die der ganze Cyklus eine willkommene Bereicherung erfährt. An gotischen Denkmälern wies derselbe zwar bisher 9 Blätter auf, aber doch wurde eine Abbildung der Strafsburger Münsterfaçade entschieden vermifst; ein Werk des Barockstiles fehlte bisher überhaupt, deshalb füllt die Widergabe des westlichen von Pöpelmann vollendeten Pavillons vom Dresdener Zwinger eine empfindliche Lücke aus. Noch mehr ist das folgende Bild, die Wartburg zu begrüfsen; denn die Darstellung eines romanischen Profanbaues fehlte bisher der Sammlung gänzlich; was konnte da Besseres geboten werden als die Wartburg, welche dank der sorgfältigen Restauration das vollkommenste Bild eines romanischen Fürstensitzes bietet und durch so viele Beziehungen auch mit unserer Kultur- und Literaturgeschichte verknüpft ist. Dieses Blatt ist hinsichtlich der Ausführung unter den 4 Ergänzungstafeln das reizvollste. Dem gegenüber erscheint die Habsburg als Gegenstück, das ausschliefslich historisches Interesse, sowie der Umstand, dafs die Langl'schen Bilder aus Österreich kommen, jener thüringischen Feste an die Seite gestellt hat; doch wirkt auch hier die landschaftliche Umgebung bedeutend. Kurz, wer im Besitze des Cyklus ist, wird nicht verfehlen sich diese prächtigen Ergänzungstafeln dazu zu erwerben; manchen werden dieselben in ihrer vorzüglichen Ausführung vielleicht auch veranlassen, nachträglich die ganze Sammlung anzuschaffen.

Prof. D. F. Wessel: Lehrbuch der Geschichte für die Obersekunda höherer Lehranstalten. Das Altertum. Anhang: Ausgeführte Zeittafeln. Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1895. IX, 113 u. XVIII Seiten. Preis: geb. 1 M. 40 Pf. Das vorliegende Bändchen bildet den Schlufs von Wessels geschichtlichen Lehrbüchern. Die beiden Teile „Mittelalter" und „Neuzeit" wurden im XXIX. Bande dieser Blätter S. 574—81 eingehend angezeigt. Es mag daher hier für das „Altertum" die Bemerkung genügen, dafs es nach den gleichen wohl durchdachten Grundsätzen und mit gleichem Geschicke bearbeitet ist. Ein empfehlenswertes Lehrmittel.

Gg. Hiltl, Der französische Krieg 1870/71. Jubiläumsausgabe 1895. 7. neubearbeitete Aufl. mit zahlreichen Illustrationen und Spezialkarten. Vollständig in 25 Lieferungen zu 50 Pf. Gesamtpreis 12 M. 50 Pf. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen und Klasing. Unter den verschiedenen illustrierten Darstellungen des grofsen Krieges, welche der 25. Jahrestag seines Beginnes, neu oder in neuen Auflagen erscheinen läfst, nimmt die vorliegende sicherlich eine hervorragende Stelle ein. Sie zeichnet sich aus durch volkstümliche Darstellung, durch wirksame Hervorhebung einzelner bedeutender Persönlichkeiten ebensowohl wie durch packende Schilderung solcher Episoden, wo auch der gemeine Soldat sich als Held gezeigt. Nicht blofs der Verfasser des Buches, Georg Hiltl,

hat als Berichterstatter selbst am Kriege teilgenommen, sondern auch der Illustrator des Hiltl'schen Textes, Woldemar Friedrich. Aber wie das zuerst 1872 erschienene Buch in Bezug auf seinen Text immer wieder durchgesehen und durch die Resultate neuerer Forschungen auf dem Gebiete der Politik wie der Kriegsgeschichte bereichert wurde, so ist auch der illustrative Teil des Werkes allmählich erweitert worden, ganz besonders aber ist dies bei der vorliegenden Jubiläumsausgabe der Fall und zwar aus zwei Gründen: es wurde einmal den zahlreichen und hervorragenden historischen Gemälden bedeutender Künstler (Menzel, A. v. Werner, Kamphausen, Ferd. Keller u. a.), die inzwischen entstanden sind, ein Platz eingeräumt, andrerseits wurde die wesentlich vervollkommnete Illustrations-Technik in den Dienst der Ausschmückung des Werkes gestellt. Dazu kommt noch eine stattliche Gallerie von Portraits, sowie Dokumente, Briefe, Karten etc. An dieser Stelle soll das Buch in doppelter Hinsicht empfohlen werden; einmal für unsere Schülerbibliotheken, die zwar mancherlei Darstellungen des grofsen Krieges, aber nicht immer die besten — namentlich auch in Bezug auf Illustrationen — enthalten, dann aber auch für das Haus, die Familie.

Das Werk wird bis Weihnachten dieses Jahres vollständig vorliegen, da alle Wochen eine Lieferung erscheint, also rechtzeitig, um auch als gediegenes Festgeschenk empfohlen werden zu können, zumal mit der letzten Lieferung eine geschmackvolle Einbanddecke zu einem mäfsigen Preise den Abnehmern zur Verfügung gestellt wird

Stacke, Prof. Dr. Ludw., Erzählungen aus der neuesten Geschichte (1815 - 1890). 6. Aufl. durchgesehen, ergänzt und von 1881—1890 fortgeführt von Dr. H. Stein, Gymnasialdirektor. Oldenburg. Druck u. Verlag von Gerhard Stalling. 1894. 1 Lief. Vollständig in 11 Lieferungen (etwa 700 Seiten insgesamt) à 50 Pf. Schon der Umstand, dafs das vorliegende Werk bereits die 6 Auflage erlebt (1870 erschien die erste) spricht für seinen Wert und seine Beliebtheit; besonders wertvoll wird die neue Auflage durch die Fortführung der Erzählung von 1881 - 1890, welche auf den Wunsch des hochbejahrten Verfassers Gymnasialdirektor Stein in Oldenburg übernommen hat. Dieselbe umfafst, wie sich aus dem der 1. Lieferung beigegebenen Inhaltsverzeichnisse ergibt, die Zeit vom Tode Alexanders II. bis zur Entlassung Bismarcks (S. 588—679). In der vorliegenden 1. Lieferung wird die Leser unserer Zeitschrift besonders der 1. Abschnitt (der heilige Bund. Deutsche Zustände. 1815—1830) interessieren, nachdem das 1. Heft 1895 unserer Blätter die interessanten Briefe Ludens in der Kotzebue-Affaire (cf. S. 16 17 der Geschichtserzählungen) im Original veröffentlicht hat. Übrigens sind in den ersten Abschnitten nur sachliche Irrtümer und Versehen, sowie formelle Unebenheiten beseitigt.

Das Herbarium. Praktische Anleitung zum Sammeln, Präparieren und Konservieren von Pflanzen füs ein Herbarium von wissenschaftlichem Werte. Nach eigner bewährter Methode von O. Hempel. Mit 32 Figuren. Berlin 1895. R. Oppenheim (G. Schmidt). Pr. geb. 1,50 Pf. Das Werkchen enthält viel Originelles, eigentümliche Sammelgeräte, eigenartige Trocken- und Prefsvorschriften und eingehende Weisungen für Einrichtung des Herbars. Manches macht wohl den Eindruck des Umständlichen und Gesuchten — besonders beim erstmaligen Durchlesen —, doch kann man sich recht wohl vorstellen, dafs eine nach des Verfassers Vorschriften angelegte Pflanzensammlung hübsch aussehen und sich zu wissenschaftlichen Untersuchungen sehr gut eignen mufs. Besonders hervorheben möchte Referent des Verfassers Weisungen zur Anlage von Sonderpräparaten, davon in der einschlägigen Literatur nur da und dort Erwähnung geschieht.

Unsere wichtigsten efsbaren Pilze. Eine Anleitung zur sicheren Erkennung der bekanntesten efsbaren Pilze nebst Angabe ihrer gebräuchlichsten Zubereitung. Von G. Poppendorf, Realschullehrer. Mit 12 nach der Natur aufgenommenen Zeichnungen. Berlin 1895. R. Oppenheim. Pr. 30 Pf. — Aufser dem im Titel angegebenen Ziele verfolgt Verfasser auch noch die Absicht ein Hilfsbuch zu deu in den meisten Schulen vorhandenen kolorierten, leider textlosen Pilztafeln zu liefern. Das sucht er durch Wort und Bild zu erreichen, und für

den Preis von 30 Pf. dürfte wohl Besseres nicht zu verlangen sein. Im einzelnen wäre manches zu bemerken; so sind z. B. von den hauptsächlichsten äufseren Kennzeichen der giftigen Pilze einige, besonders die Verweisung auf Geruch und Geschmack, nicht ganz unbedenklich, wie ja überhaupt diese allgemeinen Kennzeichen eine recht mifsliche Sache sind. Erwünscht wäre dagegen eine Bemerkung gewesen, dafs die volkstümlichen Proben, wie das Mitkochen von Zwiebeln, das Eintauchen eines silbernen Löffels u. s. w., die durch Schwärzung das Gift anzeigen sollen, absolut nichts taugen. Niemals genug kann auf Unterscheidungsmerkmale zwischen Agaricus campestris (arvensis) und phalloides hingewiesen werden: waren doch die zahlreichen Vergiftungsfälle des vorigen Herbstes fast ausschliefslich auf die Verwechslung dieser beiden zurückzuführen. Hier hätte noch etwas mehr geschehen können und auch in den Einzelbeschreibungen möchte man wohl da und dort eine Kleinigkeit zusetzen oder abändern. Die Abbildungen sind in ihrer Art recht charakteristisch: wer mit den Pilzen vertraut ist, erkennt sie sofort, aber der Anfänger wird gerade auf diesem Gebiete farbige Bilder nicht entbehren können. Vermifst hat Referent einen Abschnitt über die Morcheln, vielgesuchte Speisepilze, für die gerade eine Anleitung zu richtiger Zubereitung besonders not thut.

Das Mineralreich in Wort und Bild für den Schulunterricht in der Naturgeschichte dargestellt von Dr. M. Krass u. Dr. H. Landois. Freiburg im Breisgau 1894. Herdersche Verlagshandlung. 135 Seiten. Preis ung. 1,40, geb. 1,75 M. Das Büchlein erscheint nunmehr in fünfter verbesserter Auflage. Dafs neben der neuen auch die ältere Auflage noch benutzt werden kann, kommt für uns nicht in Betracht, die wir ja gemäfs unserer Schulordnung ein obligatorisches Lehrbuch nicht kennen. Dagegen mag man es recht wohl einem wifsbegierigen Schüler zu weiterer Fortbildung empfehlen oder auch zur Anschaffung für die Schülerbibliothek der 5. Klasse vorschlagen. Besondere Aufmerksamkeit ist der technischen Gewinnung und Verwertung der Mineralien gewidmet: ein Gebiet, das gerade für das Gymnasium von Wichtigkeit ist: bietet doch der mineralogische Unterricht so ziemlich die einzige Möglichkeit, unsere Schüler auf das Erwerbsleben der Neuzeit, auf Technologie, Gewerbe und Industrie hinzuweisen. Über Einzelheiten in Wort und Bild liefse sich manches bemerken, so wäre wohl in der Einleitung ein Wort über das Wachsen der Organismen und der Mineralien am Platze; recht sonderbar nimmt sich auch in Bild 83 der dem rekonstruierten Dinotherium gegenübergesetzte Zeichner aus u. s. w. Doch das sind Einzelheiten, die der obengenannten Verwendbarkeit des Buches wenig Eintrag thun.

Dr. A. Peter. Wandtafeln der Systematik, Morphologie und Biologie der Pflanzen für Universitäten und Schulen. Tafel 3—5, à 2 M. Kassel, Theodor Fischer 1895. Sind diese Tafeln auch, wie schon der Titel angibt, zunächst für eine höhere Stufe des naturwissenschaftlichen Unterrichtes bestimmt, so möchte doch die eine oder andere auch im Elementarbetriebe brauchbar sein. Hiefür empfiehlt sie ihr lebhaftes, weitsichtbares Kolorit und ihre klare Zeichnung mit scharfen Umrissen. Von den uns vorliegenden enthält Tafel 3: Die Blüte von Papaver nudicaule L im Längsschnitt (Vergr. 10:1), die Frucht von Papaver somniferum L. im Querschnitt (Vergr. 8:1) und einen stark vergröfserten Samen, ferner die Kapsel von Papaver Rhoeas L. (Vergr. 16:1) und die Frucht von Chelidonium maius L. (Vergr. 15:1) sowie den schematischen Grundrifs einer Blüte der Papaveraceen. Tafel 4 bietet eine Blüte von Galtonia candicans Decne. (Vergr. 12:1) im Längsschnitt; eine Blüte von Narcissus Tazetta L (Vergr. 10:1), die Früchte von Lilium giganteum Wall (reif, aufgesprungen) (Vergr. 5:1) und Colchicum autumnale L. im Querschnitt (Vergr. 7:1), dann noch einen schematischen Grundrifs der Blüte von lilienartigen Gewächsen. Wie aus dem Inhalte und den Vergröfserungszahlen ersichtlich, können beide Tafeln auch bei uns gebraucht werden. Für Tafel 5 dagegen, der Blütenstand, Blüte und Früchte von Palmen veranschaulicht, dürfte bei der Kürze der uns zugemessenen Zeit kaum eine Verwendung zu finden sein.

Dr. Udo Dammer, Kustos am K. Botan. Garten zu Berlin. Anleitung für Pflanzensammler. Stuttgart. Verl. v. Ferd. Enke. 1894. Preis 2 M. Anleitungen zur Anlage von Herbarien finden sich in den meisten Floren und Handbüchern: nichtsdestoweniger dürfte dieses Büchlein vielen Lehrern willkommen sein, die für eigenes Studium oder etwa auch für Schulzwecke Pflanzen oder Pflanzenteile sammeln. Es behandelt nämlich in durchaus wissenschaftlicher Weise in 17 Kapiteln das ganze Gebiet von Ausrüstung und Hilfsmitteln an bis herab zur Pilzsammlung. Dabei findet auch das biologische Moment weit mehr Beachtung als gewöhnlich der Fall ist. — Daſs auch dem Reisenden in überseeische Länder Anweisungen zur Herstellung wissenschaftlich brauchbarer Sammlungen gegeben werden, dürfte ja für unsere Kreise weniger ins Gewicht fallen; doch könnte mancher Philologe, dem es vergönnt ist die Mittelmeerländer zu bereisen, bei einigem Interesse und Verständnis für jene Floren, falls er dieses Büchlein sich zum Führer nimmt, viel Schönes und Interessantes mit nach Hause bringen.

Prof. Dr. Bail. Neuer methodischer Leitfaden für den Unterricht in der Botanik in engem Anschlusse an die Lehrpläne der höheren Schulen Preuſsens von 1891 bearbeitet. Leipzig, O. B. Reisland. 1894. Preis ungeb. 2 M. Vorliegendes Schulbuch zeigt sehr gute Ausstattung in Druck und Papier und klare Abbildungen, welche meist nur zur Erläuterung wesentlicher Teile dienen. Der Text ist knapp und korrekt, wenn auch im morphologischen Teile, wie bei den meisten Schulbüchern, da und dort noch gröſsere Schärfe und Bestimmtheit erwünscht wäre. Bei uns dürfte sich das Buch für die Hand des Schülers weniger eignen, da eben der ganze Lehrgang ein anderer ist; auch stoſsen in den Pflanzennamen vielfach norddeutsche Bezeichnungen auf, die bei uns gänzlich unbekannt sind. Dagegen eignen sich einzelne Abschnitte wie z. B. der über die geographische Verbreitung der Pflanzen vorzüglich zum Vorlesenlassen durch einen Schüler, wenn — was ja auch vorkommen kann — der Lehrer selbst einmal zu andauerndem Sprechen unfähig sein sollte.

J. Hess und Dr. Mehler: Anleitung zur ersten Hilfeleistung bei plötzlichen Unfällen. Frankfurt a. M. H. Bechhold. — Noch nicht sind zwei Dezennien verflossen, seit: Die erste Hilfe bei Verletzungen von Geheimrat von Nuſsbaum erschienen ist und schon hat sich die Literatur, welche Anweisungen erteilt, wie sich der Laie bei plötzlichen Unfällen hilfeleistend zu verhalten habe, bedeutend vermehrt. Zu den besten diesbezüglichen Produkten darf entschieden das obige Büchlein gerechnet werden. In populärer Weise wissen die Verf. im ersten Teile den Bau des menschlichen Körpers zu beschreiben, während der 2. Teil die Belehrungen enthält, wie der Laie seinem verunglückten Mitmenschen Hilfe bringen und seine Lage erleichtern kann, bis der Arzt die entscheidenden Schritte thut. Die Behandlung der vielfachen und komplizierten Verwundungen, die nötigen Mittel, die charakteristischen Kennzeichen der einzelnen Unfälle werden in klarer Weise dargestellt und durch treffliche Abbildungen noch erläutert. Wahrlich nicht nur im eigenen Interesse, sondern vornehmlich in dem der Nächstenliebe sollte jeder Gebildete sich dieses Büchlein anschaffen, und Kenntnis sich aneignen von dem darin Gebotenen. Gar mancher schlimme Ausgang eines Unfalles könnte durch rasches, zielbewuſstes Eingreifen gemildert und hintangehalten werden.

Mein Kinderkalender. Vätern und Müttern gewidmet. Leipzig, Verlag von K. Fr. Pfau; eleg. gebunden 0,75 M. — Das Büchlein gibt in 7 Abschnitten: (1. die ersten Elternpflichten. 2. Gerechtigkeit und Konsequenz der Eltern gegen das Kind. 3. Pflichten der Eltern gegen das Kind während der Schuljahre. 4. Einfluſs sorgfältiger Erziehung auf das Kind nach den Schuljahren. 5. Abhärtung von Seele und Leib. 6. Bewachung der Kinder vor Erkrankungen. 7. Aufklärung über die Gefahren, welche dem Kinde an Leib und Seele drohen) treffliche Regeln und Ratschläge; daran reiht sich ein Schluſswort, sowie Notizblätter zum Aufzeichnen besonderer Ereignisse. Ein Kalendarium ist darin nicht enthalten.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Archäologisches.

Neue Ausgrabungen auf Sizilien.

P. Orsi, welcher kürzlich in Syrakus, Netum, d. h. dem 1893 durch ein Erdbeben zerstörten Noto Vecchio und Thapsos, der phönikischen Handelsstadt Siziliens, neue Ausgrabungen veranstaltet hat, veröffentlicht im letzten Hefte des Bulletin de Correspondance hellenique März 1895 das sehr erfreuliche Resultat seiner Bemühungen. Der Forscher hat nach seiner Angabe in Del Fusco, der grofsen griechischen Totenstadt, beinahe 450, fast sämtlich zu den ältesten in Syrakus gehörige Gräber, deren Herstellung er richtig in das Ende des achten oder in die erste Hälfte des siebenten Jahrhunderts setzt, Sarkophage, die aus je einem Steine gebildet sind, sowie einfache daselbst befindliche Erdengräber geöffnet und dabei recht ergiebige, stellenweise auch kulturhistorisch interessante Funde gemacht. Die Aschenurnen, auf die er gestofsen ist, zeigen teilweise ähnlich den Dipylonvasen geometrisch genau ausgeführte Malereien, teilweise verbergen sie unverbrannte Kindergebeine. Kleine Vasen aus Terrakotta, an denen die verschiedenen Stufen der korinthischen Töpferarbeit sehr deutlich erkennbar sind, silberne Ringe, namentlich Ohrringe, Einfassungen wertvoller Skarabäen, eiserne, manchmal mit Bernstein und Elfenbein bedeckte Spangen und bronzene Fibeln von bisher ganz unbekannter Beschaffenheit hat man bei den in den Sarkophagen befindlichen Skeletten entdeckt. Auch die angetroffenen Amphoren dürfen nicht übergangen werden, da sie wegen ihrer Form Interesse erregen. In der sizilisch-griechischen Stadt Netum hat Orsi zwei Heldengräber entdeckt, welche grofse Zimmer enthalten und zwei anderen bei Akrai aufgefundenen, die Inschriften zum Preise des ἥρως ἀγαθός aufweisen, sehr ähnlich sind. Thapsos hat, wie Orsi weiter berichtet, eine grofse, aus der zweiten sizilischen Periode stammende Totenstadt, welche prachtvolle, mit herrlichen, in baulicher Hinsicht bisher völlig unbekannten Eingängen geschmückte Gräber in Gestalt kleiner Tholosbauten zeigt. A l l e m y k e n i s c h e n und p h ö n i k i s c h e n, in Tapsos gefundenen Gegenstände waren e i n g e f ü h r t; zu ersteren gehören insbesondere bronzene Schwerter und Dolche, sowie Amphoren, zu letzteren einige wertvolle Sachen in Glasplasta. Die einheimischen Vasen, welche man auch in gröfserer Zahl gefunden hat, zeigen Tiergestalten, wie man sie bisher noch nie an dergleichen Geräten angetroffen hat.

Der Plan der Häfen und Docks des alten Delos.

In der Pariser Akademie der Inschriften legte Homolle vor kurzem den von Ardaillon in Athen angefertigten Plan der Häfen und Docks des alten Delos vor und beschrieb letztere eingehend, wobei er ausführlich die Gründe entwickelte, warum Delos, das vorzugsweise als Wallfahrtsort diente, im zweiten Jahrhundert vor Chr. zugleich der erste Stapelplatz des mittelländischen Meeres geworden war. Ursprünglich war nach Homolle der treffliche Hafen von Delos nur ein, allerdings schon durch seine natürliche Beschaffenheit geschützter Kanal, der mittels eines grofsen Wellenbrechers in einen Hafen umgewandelt war. Er zerfiel in zwei Hauptteile, das heilige, den Pilgern und das profane, den Kaufleuten dienende Bassin; letzteres bestand wieder aus zwei ungleichen Teilen, dem nördlichen und südlichen. Zwischen beiden lag der heilige Hafen. Eine ähnliche Scheidung bestand auch in der Stadt Delos selbst, wo man zwei Handelsviertel von einem zwischen beiden gelegenen heiligen trennte. Als hochinteressant dürfte namentlich die unzweifelhaft feststehende Thatsache bezeichnet werden, dafs im alten Delos, wie in einer heutigen Seestadt, grofse Docks, Magazine, umfangreiche steinerne und hölzerne zur Aufstapelung der Waren bestimmte Schuppen, Ausstellungs- und Verkaufshäuser, ausgedehnte mit Statuen geschmückte und von breiten Strafsen und Plätzen umgebene Kaufhallen mit dem Hafen, dessen Uferraum nach Homolle mehr als 1200 m umfafste, verbunden waren.

Die Anzahl der Zuschauer im Kolosseum.

Hülsen berechnet in einem März 1895 erschienenen Aufsatze des Bulletino della commissione archeologica comunale di Roma, Band XXII, Heft 4, daſs der ganze für die Sitze verfügbare Platz im Kolosseum 63,750 römische Fuſs = 20,280 m betrug und daher nicht, wie in der Notitia Constantiana überliefert ist, 87,000, sondern nur 50.000 Zuschauer fassen konnte. Inschriften, welche für die Entscheidung dieser Frage von Belang sind, bekunden, daſs die Plätze im Theater nicht einzeln an die Zuschauer verteilt, sondern bestimmte, nach Fuſs berechnete Raumteile an Genossenschaften abgegeben wurden, welchen letzteren es oblag, den ihnen zugewiesenen Raum in angemessener Weise unter die Mitglieder zu verteilen. Nach Angabe einer aus dem Jahre 80 nach Chr. stammenden, für den Zweck ganz besonders wichtigen Inschrift hatte das Kollegium der zwölf Arvalbrüder für sich und seinen Anhang einen Raumabschnitt von 129 Fuſs in Besitz, welcher sich über die drei Stockwerke des Zuschauerraums hin ausdehnte.

Unterbringung der bei den französischen Ausgrabungen auf der Insel Delos und in Delphi gemachten Funde.

Die bei den vorjährigen französischen Ausgrabungen auf der Insel Delos entdeckten Gegenstände werden dem Nationalmuseum in Athen einverleibt, wie von dort berichtet wird, während die bei den französischen Ausgrabungen in Delphi gefundenen Münzen, deren Gesamtzahl 7240 Stück beträgt, für das Numismatische Museum in Athen bestimmt sind. Unter ersteren erregen namentlich drei Marmorstatuen, besonders die vorzügliche Wiederholung der Diadumenosstatue des Polyklet Interesse; bei letzteren erscheint hauptsächlich beachtenswert ein, wie die Zeit der Prägung der Münzen beweist, vor dem Jahre 1400 vergrabener Gesamtfund von 6700 Stück fränkischer und venetianischer, also dem Mittelalter angehöriger Münzen, unter denen sich zahlreiche Münzen der Dogen von Venedig und des Königreichs beider Sizilien, aber auch sehr vieler Fürsten von Athen, Theben und Achaja befinden.

Die Lage der Titus-Thermen in Rom nach Lanciani.

Der berühmte Archäologe Lanciani, Professor an der Universität Rom, stellte laut Angabe römischer Blätter jüngsthin unzweifelhaft fest, daſs die kürzlich bei der Anlage einer Straſse vom Kolosseum aus in das Innere der Stadt gefundenen Mosaiküberreste und Mauerwerksteile von den Titus-Thermen herrühren. Auch hat man die Treppe, die zu den Thermen führte, in ziemlich gutem Zustande vorgefunden, wie man andererseits mehrere Pfeiler, welche den Eingang zu den Thermen bildeten, bloſsgelegt hat. An den Wänden entdeckte man zahlreiche Überreste römischer Fresken. Besonders wichtig für die Archäologie und Geschichte der Kunst ist der durch diese Entdeckung geführte Nachweis, daſs die Titus-Thermen dem Kolosseum ganz nahe und nicht am südwestlichen Abhange des Esquilin, wo man nunmehr bestimmt die Thermen Trajans zu suchen hat, liegen.

Beschädigungen antiker Denkmäler in Athen.

Zu Anfang d. J. sind verschiedene antike Denkmäler, namentlich das Parthenon und das bekanntlich auf dem alten Friedhofe am Dipylon stehende schöne Grabmal der Pamphile, von rohen Händen beschädigt worden. Nach Mitteilung athenischer Blätter hat von ersterem ein Amerikaner ein Friesstückchen abgeschlagen, an letzterem ist einer der weiblichen Figuren der gröſste Teil der Nase abgehauen. Infolge dieser bedauerlichen Vorkommnisse hat die Grichische Archäologische Gesellschaft gegenwärtig Maſsregeln zum besseren Schutze der alten griechischen Denkmäler getroffen und zunächst das Theater des Dionysos durch eine Mauer und ein Gitter abgesperrt. Man sollte es nicht für möglich halten, daſs bei dem weniger gebildeten Teile des Publikums so wenig Achtung vor den unvergänglichen klassischen Schätzen des Altertums herrscht. Hoffentlich werden nicht noch an andern Bauwerken derartige Vorsichtsmaſsregeln erforderlich werden.

Aufdeckung des in Patras mit gefälschten Antiken verübten Betruges.

Die Polizei hat kürzlich einen derjenigen Männer, welche einem Griechen für 40,000 Drachmen Fälschungen verkauft haben, auf dem Peloponnes-Bahnhofe in Athen verhaften lassen. Auf Grund dieser Thatsache hat der Generalephorus der griechischen Altertümer Herr Kavvadias im Nationalmuseum in Athen eine eigene Abteilung für Fälschungen errichtet, in der die Besucher mit leichter Mühe die echten und unechten Stücke vergleichen und so ein Urteil über den wahren Wert der Fundstücke gewinnen können.

Dresden. Dr. Löschhorn.

Statistik der Gymnasialabiturienten im deutschen Reiche während der letzten drei Schuljahre.

Unter diesem Titel veröffentlicht Professor Dr. Gemſs (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1895, 25 S. in 4°, Preis 1 M.) eine sehr interessante und ungemein fleiſsige statistische Arbeit. Man bekommt einen ungefähren Begriff von der Mühe, welcher sich der Verfasser unterzog, wenn man vernimmt, daſs derselbe die Jahresberichte der sämtlichen 434 humanistischen Gymnasien Deutschlands aus dem Zeitraum der letzten drei Jahre zu obigem Zwecke durchgemustert hat, sowie daſs es insgesamt nicht weniger als 19600 Abiturienten sind, welche der Verf. in dreifacher Rücksicht, nämlich nach der Berufswahl, den Religionsverhältnissen und dem Herkommen derselben, und zwar in durchwegs sehr detaillierter Weise behandelt.

Daſs der Verf. als Maſsstab drei Schuljahre zu grunde gelegt hat, darf wohl als angemessen erachtet werden, weil dadurch gesichertere Ergebnisse erreicht werden konnten.

Die Angaben in den Jahresberichten der einzelnen Staaten sind bekanntlich nicht gleichartig. Nur in Preuſsen, und auch hier nicht einmal überall, sodann in den Reichslanden und in einigen norddeutschen Staaten finden sich die drei vorgenannten Angaben über den erwählten Beruf, über die Konfession und den Stand des Vaters des einzelnen Abiturienten; in den übrigen Staaten ist zwar immer die erste Angabe gemacht, es fehlt aber die zweite oder die dritte oder ist nur summarisch gegeben. Daher muſste manche interessante Zusammenstellung hinsichtlich der letztgenannten Staaten unterbleiben; es gilt dies namentlich auch von Bayern.

Dem Einwurf, daſs häufig Berufswechsel eintrete, indem besonders in groſsen Städten nicht selten nach wenigen Wochen Abiturienten ihren Entschluſs ändern und sich einem andern Berufe widmen, begegnet der Verfasser mit dem Hinweis auf statistische Erhebungen, die er bei einigen Gymnasien speziell zu diesem Zwecke gemacht. Darnach sind Übertritte seltener als man insgemein annimmt, und gleichen sich überdies im allgemeinen aus; doch ist, wie Verf. erwähnt, bemerkenswert, daſs bei Übertritten ganz besonders das Studium der Jurisprudenz bevorzugt sei.

Von den 434 humanistischen Gymnasien Deutschlands trafen — diese Konstatierung dürfte von allgemeinerem Interesse sein — auf Preuſsen 275, Bayern 37, Sachsen und die Reichslande je 17, Württemberg 16, Baden 14, Hessen 9, Mecklenburg-Schwerin 7, Braunschweig 6, Oldenburg 5, Anhalt 4, Sachsen-Weimar und Mecklenburg-Strelitz je 3, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg-Gotha, Schwarzburg-Sondershausen, Reuſs j. L., Lippe-Detmold, Bremen und Hamburg je 2, Schwarzburg-Rudolstadt, Waldeck, Reuſs ä. L. und Lübeck je 1.

Diese Ländergebiete sind passend in 6 Gruppen zusammengefaſst: 1. Preuſsen, 2. Sachsen, 3. das übrige Norddeutschland, 4. Bayern, 5. das übrige Süddeutschland (= Württemberg, Baden und Hessen), 6. Elsaſs-Lothringen.

Von den in den letzten 3 Jahren aus den humanistischen Gymnasium hervorgegangenen Abiturienten, die sich in Summa auf 19600 (1891/2: 6274, 1892/3: 6360, 1893/4: 6709) beliefen, widmeten sich den Studien 73¾% (bezw. 74,5%, 73,27%, 73,5%). Da Preuſsen 60%, Sachen 7%, das übrige Norddeutschland 8%, Bayern 11,5%, das übrige Süddeutschland 9,5%, Elsaſs-Loth-

ringen 3,5% der Gesamtbevölkerung darstellt, da andrerseits von der Zahl der Abiturienten auf Preufsen 57,1%, Sachsen 6,26%, das übrige Norddeutschland 7,8% Bayern 15,6%, das übrige Süddeutschland 10,66%, Elsafs-Lothringen 2,37% entfallen, so ergibt sich, dafs Bayern und die übrigen süddeutschen Staaten im Verhältnis zu ihrer Einwohnerzahl mehr Gymnasialabiturienten stellen als Preufsen, Sachsen und die übrigen norddeutschen Staaten. Das beruht indes zum Teil darauf, dafs in Süddeutschland viele Schüler das humanistische Gymnasium besuchen, die in Norddeutschland die dort zahlreicheren Realgymnasien besuchen würden; es gilt dies in Bayern besonders (nicht ausschliefslich, wie der Verf. annimmt; denn auch die 4 Realgymnasien berechtigen dazu und aufserdem besteht in München ein Kadettenkorps, das im allgemeinen die Einrichtung eines Realgymnasiums hat) von den Offiziersaspiranten.

Hierauf bespricht der Verfasser 1. **Die Berufswahl.** Hier ist es interessant, zu vergleichen, wie viele Abiturienten sich a) im ganzen Reich, b) in Bayern den einzelnen Berufsarten zuwendeten.

Im ganzen Reich ist die Reihenfolge diese: 1. Rechtswissenschaft 4786 (bezw. 1454, 1586, 1734) = 24,75%; 2. Medizin 3429 (1146, 1077, 1206) = 17,74%; 3. Katholische Theologie 2290 (778, 715, 797) = 11,9%; 4. Evangelische Theologie (ungerechnet die aus den Seminarien Württembergs Hervorgehenden) 2140 (758, 728, 638) = 11%; 5. Militär 1498 (466, 459, 573) = 7,74%; 6. Postfach 835 = 4,32%; 7. Philologie 503 (170, 161, 172) = 2,6%; (dazu Philol. u. Theol. Studierende 133 = 0,7%); 8. Baufach 456 (134, 151, 171) = 2,3%; 9. Ingenieure und Techniker 433 = 2¼%; 10. Forstfach 375 (102, 127, 146) = 2%; 11. Kaufmannsstand 257; 12. Maschinenbaufach 241; 13. Chemie 168; 14. Bergfach 167; 15. Mathematik 163 (47, 51, 65); 16. Naturwissenschaften 158; 17. Steuerfach 158; 18. Elektrotechnik 148; 19. Neuere Sprachen 132 (35, 40, 57); 20. Landwirtschaft 128; 21. Bankfach 119; 22. Geschichte 91; 23. Marine 81; 24. Philosophie 70; 25. Bureaudienst 63; 26. Verkehrsdienst und Eisenbahnfach 61; 27. Katasterfach 52; 28. deutsche Sprache 37; 29. Finanzfach (in den süddeutschen Staaten) 34; 30. jüdische Theologie 29; 31. Musik 21; 32. Schiffsbaufach 20; 33. Tierarzneikunde 19; 34. Orientalia 18; 35. Regiminalfach (in Württemberg = Verwaltungsfach) 17; 36. Kunst- und Literaturgeschichte 15; 37. Nationalökonomie 10; 38. Malerei und Bildhauerkunst 10; 39. Pharmakopie 9; 40. Archäologie 7; 41. Schauspielkunst 3.

In Bayern wendeten sich die Abiturienten der letzten 3 Jahre — 3061, es kommen indes nur 2914 in Betracht, da manche Anstalten sich mit blofser Angabe der Zahl begnügen, ohne Bezeichnung des Berufs — folgenden Berufsarten zu: 1. Katholische Theologie 716 (243, 248, 225) — letztere Zahl nur zufällig geringer infolge fehlender Angabe bei einer sonst meist kathol. Theologen erziehenden Anstalt —) = 26,6%; 2. Rechtswissenschaft 646 (214, 224, 208) = 22,13%; 3. Medizin 404 (147, 111, 146) = 14%; 4. Militär 338 (90, 104, 144) = 11,6%; 5. Forstfach 165 (45, 57, 63) = 5,66%; 6. Evangelische Theologie 140 (62, 43, 35) = 4,8%; 7. Ingenieure und Techniker 108 = 3,7%; 8. Philologie 76 (25, 23, 28) = 2,6%; 9. Mathematik 36 (7, 14, 15); 10. Neuere Sprachen 34 (7, 10, 17); 11. Baufach 33; 12. Verkehrsfach 25; darauf folgen Katasterfach 21; Naturwissenschaft und Chemie je 18, Steuerfach 17, Geschichte 9, Maschinenbau und Elektrotechnik je 8, Kaufmannsstand 7, Germanistik, Marine, Finanz- und Postfach je 5, jüdische Theologie 4, Landwirtschaft und Kameralwissenschaft je 3.

Einzelne der Fächer, welche in der Zusammenstellung für das ganze Reich sich finden, wie z. B. die Kunst, scheint der Verf. bei Bayern unberücksichtigt gelassen zu haben.

2. Die **Religionsverhältnisse.** „Da für Bayern die Jahresberichte nur im allgemeinen Auskunft geben über das Glaubensbekenntnis der Abiturienten der einzelnen Anstalten, aber nicht für den einzelnen Abiturienten, mufste hier von einer Religionsstatistik innerhalb der einzelnen Fakultäten ganz abgesehen werden". Die übrigen Länder, bei welchen die nötigen Angaben gemacht sind, verdanken dem Fleifse des Verfassers eine solche Gruppierung. Doch ist bei Bayern wenigstens das diesbezügliche Verhältnis zwischen der Gesamtzahl der Abiturienten und dem Bevölkerungsquotienten mitgeteilt worden. Darnach sind von den 3074 Abi-

turienten 2044 (= 66%) katholisch, 901 (= 29%) protestantisch, 119 (= 3,8%) jüdisch. Da der Bevölkerungsquotient bekanntlich bei den Katholiken 70%, Protestanten 29%, Juden 1% beträgt, so ergibt sich eine ziemlich proportionale Verteilung der Abiturienten auf die einzelnen Konfessionen.

Wir geben nun nur noch bezüglich Preufsens einige Daten an. Dort beträgt der Prozentsatz der evangelischen Bevölkerung 64,4%, der katholischen 34,4%, der jüdischen 1,2%; der der evangelischen Abiturienten andrerseits 66%, der katholischen 26%, der jüdischen 8%. Die Folgerung ergibt sich von selbst. In den einzelnen Berufsarten überschreiten in Preufsen die Katholiken den Satz von 34,4% nur in der Theologie (46%) und im Studium der Theologie und Philologie (44%); in den übrigen Fächern bleiben sie, wie im einzelnen dargethan wird, mehr oder weniger hinter dem genannten, ihnen zukommenden Prozentsatz zurück. Interessant ist auch, was hier über die Juden mitgeteilt wird, bei denen auffällt, dafs die Theologie Studierenden mit 0,7% und die Theologie nebst Philologie Studierenden mit 1%, den Bevölkerungssatz von 1,2% zusammen zur Not erreichen, während sie uns z. B. in der Philologie mit 5,3%, unter den künftigen Juristen mit 10,4%, in der Medizin mit 17,5%, in der Kunst mit 30% entgegentreten.

3. **Das Herkommen der Abiturienten:** Hier ist zweierlei berechnet worden: a) Welchen Standes sind die Väter der Abiturienten? b) Aus welchen Kreisen ergänzen sich die einzelnen Berufsarten? Für Bayern bieten die Jahresberichte nur zur ersten Frage das nötige Material. Die 1. Stelle nimmt hier der Stand der Gewerbetreibenden ein: 524 = 17% (davon 431 kath., 90 prot., 3 jüd.); 2. die Landwirte 378 = 12,6% (davon nur 34 prot., die übrigen kath.); 3. die Kaufleute 325 = 10% (153 kath., 96 prot, 76 jüd.); 4. die Volksschullehrer 293 = 9,5%, die mit den Sätzen von 197 (= 70%) Kath., 86 (= 29%) Prot., 10 (= 1%) Juden den Sätzen der Gesamtbevölkerung genau entsprechen; 5. die Juristen 220 = 7,5% (67% Kath., 33% Prot.); 6. die prot. Geistlichen, 118 = 4%; 7. die Ärzte 105; ebensoviel die studierten Lehrer (von letzteren 62% Prot.) u. s. w.

Sehr interessant ist sodann die Untersuchung, aus welchen Kreisen sich die einzelnen gelehrten Berufsarten ergänzen und in welchem Verhältnis die Söhne von Beamten dem Beruf des Vaters treubleiben. Leider konnte bezüglich unseres engeren Vaterlandes aus Mangel an den nötigen statistischen Angaben eine solche Untersuchung nicht angestellt werden. In Preufsen war dies möglich. Und da es besonders mitteilenswert scheint, wie es sich dort hinsichtlich der Philologen in dieser Beziehung verhält, so geben wir zum Schlusse die hierauf bezüglichen Daten an. Die preufsischen Philologen stammen zumeist aus Kaufmannskreisen, nämlich 58 von 242, sodann sind 41 Söhne von nichtstudierten Lehrern, 23 von Landwirten, 22 von studierten Lehrern, die, da es unter den preufsischen Abiturienten der letzten 3 Jahre im ganzen 407 Söhne von studierten Lehrern gibt, nur zu 5%, und wenn man die (18) Germanisten, Neuphilologen, Historiker und Mathematiker hinzufügt, kaum zu 10% dem Schulfache sich zuwenden, während von den Söhnen der Juristen und Pastoren fast 50%, der Ärzte 45,4%, der Militärs 37%, der Postbeamten über 35% dem väterlichen Berufe treu bleiben! Die Schlufsfolgerung, welche der Verfasser aus der geringen Anhänglichkeit der Söhne studierter Lehrer an den väterlichen Beruf zieht, ist zwar unerfreulich, aber leider begreiflich.

So bietet diese Schrift eine Menge des Interessanten: nicht selten sind die Ergebnisse höchst charakteristisch, häufig geradezu überraschend. Wir haben aus der ungeheueren Masse des Materials nur einen geringfügigen Bruchteil herausgehoben und verweisen im übrigen auf die Broschüre selbst, deren Preis in Anbetracht der darin enthaltenen Arbeit ein äufserst niedriger ist. Zum Schlusse noch einen Wunsch: Möchten die einzelnen Anstalten dem ohnehin nicht beneidenswerten Statistiker, der sich solch dankenswerter Arbeit opferwillig unterzieht, fernerhin durch Genauigkeit, Übersichtlichkeit und möglichste Vollständigkeit der Angaben seine Mühe in etwas erleichtern. Dr. G.

Der archäologische Ferienkurs in Dresden.

Während der Osterferien wurde in den Tagen vom 16. bis zum 20. April in Dresden ein archäologischer Ferienkursus für Gymnasiallehrer abgehalten. Dazu hatten sich etwa zwanzig sächsische Kollegen versammelt, außerdem nahmen je zwei Kollegen aus Bayern und Preußen, je einer aus Württemberg und Hessen-Darmstadt daran teil. Die Vorträge fanden täglich von 7—12 Uhr und von 4—6 Uhr abwechselnd in der k. Skulpturensammlung und in der k. Gemäldegallerie statt, zwei freie Nachmittage wurden dazu benützt Dresden und seine Umgebung kennen zu lernen. Die Leiter des Kursus waren Herr Professor Treu, der an zwei Nachmittagen von seinem Assistenten Herrn Dr. Herrmann vertreten wurde, und der Direktor der k. Gemäldegallerie, Herr Professor Wörmann.

Der Kursus trug einen etwas anderen Charakter, als wir es von den archäologischen Ferienkursen in München her gewohnt sind. Erstens war es sehr dankenswert, daſs Herr Professor Wörmann die Aufgabe übernommen hatte den Anwesenden die Schätze der k. Gallerie zu zeigen. Wer dieselbe noch nicht kannte, hätte sich auch mit Hilfe des Katalogs bei der geringen zur Verfügung stehenden Zeit nur schwer einen Überblick verschaffen können. Herr Professor Wörmann machte aber in auſserordentlich anziehender Weise die gesamte Entwickelung der Malerei anschaulich, von den erhaltenen Resten aus der Antike an bis zu den modernsten Künstlern. Daſs immer nur auf die Höhepunkte hingewiesen werden konnte, ist selbstverständlich, und wenn dabei doch die Entwickelung einzelner Meister dargestellt und eine Reihe der interessantesten kunsthistorischen Fragen gestreift wurde, so verdient das besonderen Dank. Nicht weniger Interesse fanden eine Reihe von Anregungen, in welcher Weise etwa die Kunstwerke dazu verwendet werden könnten, die Schüler des Gymnasiums zu künstlerischem Sehen heranzubilden.

In dieser Beziehung hatten sich die Leiter des Kurses in anerkennenswerter Weise verständigt, und dieser Gedanke lag ganz besonders auch den Vorträgen des Herrn Professors Treu zu Grunde. Die Ferienkurse in München pflegen durch Besprechung der Kunstwerke in chronologischer Reihenfolge eine Geschichte der antiken Kunst zu geben und bieten so den Teilnehmern aus Bayern, die alle ein Staatsexamen aus der Archäologie bestanden haben, eine kurzweilige Wiederholung ihrer Kenntnisse, machen sie aber zugleich auch mit den neuesten Fortschritten der Archäologie bekannt. In Preuſsen und Sachsen ist ein solches Examen nicht vorgeschrieben und gehört deshalb zu den Seltenheiten; meistens holen die Kollegen wohl später für die Zwecke der Schule das Nötige nach. Daher war es durchaus angemessen, wenn auch Herr Professor Treu die Denkmäler des Albertinum mit direkter Berücksichtigung der Schule besprach. So handelte der ganze erste Vormittag „über den kunstgeschichtlichen Anschauungsunterricht in der Schule“. Dabei wurden eine Reihe der wichtigsten modernen Anschauungsmittel vorgelegt, z. B. die Publikationen der Verlagshandlungen von Bruckmann und Seemann, das treffliche Werk von Meurer über die „Pflanzenformen“ u. a. m. Auch wurde darauf hingewiesen, wie überall in den verschiedenen Zweigen der modernsten Kunst, besonders freilich im Auslande, sich die hoffnungsvollen Ansätze zu Neuem finden, das Teilnahme und Interesse fordert. So lieſs sich auch im weiteren Verlaufe seiner Vorträge Herr Professor Treu von der Absicht leiten zu zeigen, wie die antiken Denkmäler zur Ausbildung des künstlerischen Anschauungsvermögens unserer Schüler verwertet werden können. Als besonders instruktiv wurde eine Nebeneinanderstellung von Denkmälern aus verschiedenen Kunstepochen erachtet; beispielsweise wurden neben einander betrachtet der Apoll von Tenea, der Doryphoros, der Hermes des Praxiteles, ein Feldherr aus der Diadochenzeit und schlieſslich der hl. Georg von Donatello. In der That für den Kenner höchst interessant und lehrreich, ebenso wie eine solche zusammenfassende Betrachtung weiblicher Statuen.

Mit dieser Rücksicht wurde die Entwicklung der antiken Kunst verfolgt. Dabei kamen selbstverständlich eine Reihe von rein archäologischen Fragen ebenso zur Sprache, die Akropolis, Olympia und Pergamon traten dem Zuhörer plastisch vor Augen. Was das Albertinum in Dresden besonders auszeichnet und erst durch Treus hingebungsvollen Eifer wieder ins rechte Licht gestellt worden ist, die

große Anzahl der hervorragendsten Originalskulpturen, von denen wir nur die durch Furtwängler kürzlich entdeckte Athena Lemnia des Phidias hervorheben wollen, fand eingehende Berücksichtigung. In der ganzen Aufstellung und Anordnung der Originale wie der Abgüsse erkennt man Treus sorgfältige Meisterhand. Die Giebelgruppen von Olympia z B. sind auch wirklich als Giebelgruppen aufgestellt und wirken erst auf diese Weise in ihrer ganzen Erhabenheit. Dabei ist durchweg das gewiſs anerkennenswerte Prinzip festgehalten die Abgüsse, soweit es nur mit einiger Sicherheit geschehen konnte, zu ergänzen und die Ergänzungen durch leichte Abtönung von den erhaltenen Resten zu unterscheiden, so daſs der Archäologe keinen Augenblick im Zweifel bleibt, dem Laien aber doch ein reiner Genuſs geboten wird. Dabei können die Ergänzungen in jedem Falle ohne Mühe entfernt werden. So wirkt z. B. die Nike des Paionios in der Treu'schen Aufstellung und Ergänzung geradezu überwältigend. Auf anderes einzugehen, wie auf Treus interessante Versuche die Statuen zu bemalen, müssen wir uns leider des Raumes wegen versagen.

Eine Fülle von Anregungen haben die Teilnehmer dankbaren Sinnes mit nach Hause genommen. Ergänzen sie dieselben aus ihren pädagogischen Erfahrungen, wobei vor allem zu berücksichtigen sein wird, daſs wir es auch auf der obersten Stufe des Gymnasiums fast durchweg mit Schülern zu thun haben, die in mehr als einer Beziehung nicht erwachsen sind, so wird der Ferienkurs für den Unterricht die besten Früchte tragen.

München. Aug. Heisenberg.

Erinnerungen an Moriz Kiderlin.

Einige Zeit nachdem M. Kiderlin aus dem Leben geschieden war, sprach die Redaktion dieser Zeitschrift der Witwe des Verstorbenen den Wunsch aus, es möchte ihm einer seiner Freunde einen Nachruf in diesen Blättern widmen. Gewiſs lag dieser Wunsch auch im Sinne zahlreicher Leser. War doch Kiderlin seit Jahren wegen der Gediegenheit seiner wissenschaftlichen Leistungen hochgeschätzt, aber auch wegen seiner Vorzüge als Mensch und Lehrer weithin geliebt und angesehen. Überdies hatte er im letzten Jahrzehnt seines Lebens seine bewährte Kraft der Wissenschaft und ihren Organen unter Verhältnissen erhalten, wie sie schwieriger wohl kaum zu denken sind. Nun war dem Verstorbenen in der letzten Periode seines Lebens keiner seiner überlebenden Freunde und Amtsgenossen näher geblieben als ich; so kam es, daſs ich, als mir der Wunsch der Redaktion mitgeteilt wurde, glaubte, hier eintreten zu sollen, obgleich ich mit Kiderlin erst seit seiner Ernennung zum Professor bekannt und befreundet war. Nur langsam erschloſs sich das für meine Aufgabe erforderliche Material; auch persönliche Verhältnisse verzögerten ihre Erledigung. So erscheint dieser Nachruf, welcher seine Quellen manchmal wörtlich darbieten wird, verspätet, doch wie ich hoffe, nicht zu spät, denn die Giltigkeit des Wortes Mentem mortalia tangunt ist an keine Zeit gebunden.

Moriz Kiderlin wurde am 14. Nov. 1841 in Nördlingen geboren. Seine Eltern waren der Schönfärbermeister Carl Kiderlin und seine Ehefrau Johanna, geb. Wiedmann. In der Volksschule dazu vorbereitet trat der aufgeweckte Knabe im Jahre 1850 in die Lateinschule seiner Vaterstadt ein. Man lieſs ihn dieselbe freiwillig ein fünftes Jahr besuchen, damit er noch in der Heimat zur Konfirmation gelangte. Um so besser konnte sich der fähige Schüler für das Gymnasium vorbereiten. Überdies hatte er sehr tüchtige Lehrer. Es waren dies der erst vor einigen Jahren verstorbene Rektor Laible und der längst verstorbene Rektor Meyer. An beide fesselte die Schüler der beste Magnet: sie fühlten, daſs sie im Lernen tüchtig vorwärtskamen. Meyer, ein zuweilen heftiger, dann aber wieder sehr freundlicher Lehrer, förderte die Schüler zumal im Lateinischen ungemein. Laible war nicht frei von Sonderbarkeiten, aber ein treuer und gewissenhafter Mann. Beiden Lehrern verdankten die Schüler die wohlthätige Grundlage fest eingeprägter Kenntnisse im Lateinischen und Griechischen, die sie auf das Gymnasium mitbrachten. Der junge Kiderlin war Meyers Liebling und stand stets mit an der Spitze seiner Klasse. Dabei nahm er an allen Lustbarkeiten der Knaben, denen

die alte Reichsstadt viel Spielraum gewährte, mit heller Lust Anteil. Aber auch einen festen, geraden, auf Recht und unverfälschte, selbst rücksichtslose Wahrheit gerichteten Sinn liefs er erkennen. Scharfer Verstand, treffendes Urteil sowie ein Hang zu ernstem Nachdenken und beobachtender Betrachtung regten sich in ihm schon damals.

Auch seine Gymnasialzeit bietet das erfreuliche Bild fröhlichen und sicheren Wachstums. Er war zusammen mit einem befreundeten Mitschüler im Herbst 1855 nach Augsburg übergesiedelt und in das Gymnasium zu St. Anna eingetreten. Die beiden Freunde hatten schon auf der Lateinschule Jahr für Jahr sich den ersten Platz in ihrer Klasse streitig gemacht, doch hielt ihr gesunder Sinn die mit solchem Wettstreit verbundene Gefahr der Entfremdung und Spannung ferne. In gleicher Eintracht behaupteten sie auch auf dem schwierigeren Boden des Gymnasiums jederzeit ihren Platz an der Spitze ihrer Klassen. Und gerade damals waren bekanntlich an dem von Schulrat Mezger geleiteten Gymnasium die Anforderungen aufsergewöhnlich streng. Unter diesem hervorragenden Schulmann fand der Geist strenger Zucht und Arbeitsamkeit, der Geist gewissenhafter und entsagender Pflichterfüllung einen besonders kräftigen Ausdruck. Kiderlins eigene Sinnesart kam dieser Richtung entgegen; er entwickelte sich in dieser frischen und stählenden Luft zu einem Charakter von grofsem sittlichen Ernst. Dabei war er das Bild eines frischen Jünglings, gesund an Leib und Seele. Er befriedigte Mezger in jeder Hinsicht, ja er konnte als dessen Lieblingsschüler gelten. Aber auch im Kreise der Mitschüler genofs er Ansehen und Achtung. Er wohnte nicht wie die meisten auswärtigen Schüler in dem mit dem Gymnasium verbundenen „Kolleg"; die ihm hiedurch gewährte freiere Bewegung hat er nie mifsbraucht, sie sicherte nur seine Entwicklung zu selbständiger Tüchtigkeit.

Zwei Neigungen erwachten in ihm schon damals mit grofser Stärke, seine Freude an der Natur und sein Interesse für Politik. An Sonntagen pflegte er nachmittags bei jedem Wetter weite Fufswanderungen zu machen; sie sollten ihn zugleich kräftigen für die gröfseren Alpenwanderungen, die er jeden Herbst machen durfte. So wurde er frühzeitig in der Gebirgswelt bekannt und bildete den sicheren Ortssinn aus, der ihm später in trüber Zeit so trefflich zu statten kam. Voll Teilnahme für Welt und Vaterland war der junge Gymnasiast ein eifriger Leser der „Augsb. Allgemeinen Zeitung". Oft überraschte er seine Mitschüler, indem er die neuesten Ereignisse ihnen mitteilte oder seine Ansichten über politische Zeitfragen zum besten gab.

Nach vorzüglich bestandenem Absolutorium bezog Kiderlin im Jahre 1859 die Universität. Er brachte für den Ernst und die Freuden des akademischen Lebens volle Reife und frischeste Empfänglichkeit mit. In Erlangen lag er unter Heider und Rud. v. Raumer allgemeinen Studien ob, wendete aber von Anfang an seiner philologischen Wissenschaft den gröfsten Fleifs zu. Auch die Universitäten Bonn und Göttingen besuchte er. Sein gediegenes Wesen, sein solides Wissen und treffendes Urteil gewannen ihm allenthalben Ansehen bei Lehrern und Hörern, und zwar auch aufserhalb des engeren Freundeskreises, dem er sich in Erlangen angeschlossen hatte. Er war daselbst in die christliche Studentenverbindung „Uttenruthia" eingetreten, in deren Mitte er viel Einflufs gewann und manchen Bund treuer Freundschaft für das Leben schlofs. Damals schon trat er dem trefflichen Baumann nahe. Seine philologischen Lehrer waren in Erlangen der geistreiche Döderlein und der grundgelehrte Keil. Er war ein fleifsiges Mitglied des philologischen Seminars und noch heute erinnert man sich seiner schon damals ansehnlichen Belesenheit, seiner Gewandtheit im lateinischen Stil und des Geschickes, womit er seine Ansichten verteidigte. In seinem 4. Jahre zu Erlangen war es, wo ich, damals im ersten Jahre des Studiums stehend, ihn zuerst sah. Aus dem Ton, in welchem Keil ihn ansprach, meine ich noch heute die Wertschätzung herauszuhören, welche er ihm zollte. Kiderlin beschlofs sein Studium auf ein fünftes Jahr auszudehnen, nachdem eine schwere Erkrankung ihm grofsen Zeitverlust gebracht hatte. Er bezog noch die Universität München, wo er Halm und Spengel hörte. Letzterer packte ihn durch Feuer und Originalität und imponierte durch umfassende Kenntnis des Altertums. Halm bereitete damals seine Ausgabe des Quintilian vor und liefs diesen Autor im Seminar interpretieren. An

diesen Arbeiten nahm Kiderlin eifrigen Anteil. Halms sichere und strenge Methode der Textkritik war ihm sympathisch. In der Schule dieses Meisters gewann er gewifs noch ein wesentliches Stück der von ihm später so erfolgreich geübten Kunst des Kritikers. Der Liebe zu Quintilian, die er damals fafste, blieb er sein Leben lang treu.

Nachdem Kiderlin im Herbst 1864 den Staatskonkurs mit hervorragendem Erfolg bestanden hatte, wurde er sogleich als Inspektor an das St. Anna-Kolleg in Augsburg berufen. Im Februar 1867 wurde er zum Studienlehrer in Memmingen ernannt; er wohnte daselbst in dem Hause der Eltern seiner späteren Gattin. Zwei Jahre darnach wurde er Subrektor der Lateinschule in Nördlingen, nachdem er sich auf Wunsch des Stadtmagistrats seiner Vaterstadt um diese Stelle gemeldet hatte. Die Verpflichtung jetzt einstigen Lehrern vorgesetzt zu sein war ihm drückender, als er vorausgesehen hatte. Er suchte daher bald eine Anstellung in Augsburg und fand sie im Oktober 1871. Gerne kehrte er in diese ihm stets liebe Stadt zurück. Er führte das Ordinariat der ersten Lateinklasse der Studienanstalt zu St. Anna, war aber auch in der 8. Gymnasialklasse beschäftigt. In dieser hatte er Sophokles zu erklären, welchen er schon als Student sehr geliebt hatte. Nahm er dabei auch keine Rücksicht auf die Technik des Dramas — deren Verwertung wurde damals nur erst vereinzelt geübt — so stand doch die dem Sinne des Originals vollkommen entsprechende Verdeutschung und die sichere Entscheidung textkritischer Schwierigkeiten auf akademischer Höhe. Dafs er dabei seine Quintilianstudien eifrig fortsetzte, zeigte sein im Jahr 1877 erschienenes Programm: „Beiträge zur Kritik und Erklärung von Quintilian (Buch I)".

Im November 1879 wurde Kiderlin zum Gymnasialprofessor in Nürnberg befördert. Sein Aussehen war damals überaus frisch und kräftig; er machte den Eindruck eines glücklichen Menschen. Die neue Stellung hatte ihn vollends auf die Höhe seines Lebens geführt. Den ersten Schritt dazu hatte er noch in Augsburg gethan, indem er sich, einer viele Jahre lang still und treu im Herzen getragenen Neigung folgend, im Dezember 1884 mit Frl. Maria Arnold aus Memmingen vermählte. Die Ehe wurde mit zwei Knaben gesegnet, welche in Nürnberg geboren wurden. Zur Gründung des eigenen Hausstandes war die Erlangung der Professur getreten. Das neue Amt stellte keine geringen Anforderungen an seine Kräfte. Es gab damals nur ein einziges Gymnasium in Nürnberg, das auch in den oberen Klassen überfüllt war. Kiderlin war zunächst Ordinarius der 1. Gymnasialklasse. Von Jugend auf an anstrengende Arbeit gewöhnt, lag er seiner schwierigen Aufgabe mit ernster Gewissenhaftigkeit, aber auch freudiger Hingebung ob. Denn dem Lehramt gehörte sein Herz. Auch zu fleifsigem Privatstudium wufste er Zeit zu finden; besonders Livius las er damals eifrig. Eine kritische Arbeit zu diesem Autor veröffentlichte er in diesen Blättern. Heerwagen, ein auf diesem Gebiet besonders kompetenter Beurteiler, sprach dazu seinem neugewonnenen Amtsgenossen volle Zustimmung aus.

Der überall genossene Ruf des vortrefflichen Lehrers begleitete auch in Nürnberg Kiderlins Wirksamkeit. Er fesselte die Schüler durch den Gehalt und die anregende Kraft seines Unterrichtes und stellte besonders an die Denkkraft derselben strenge Forderungen; gegen mechanisches Arbeiten lag er unermüdlich zu Felde und drängte und trieb immer wieder zu ernster und besonnener Arbeit. Seine Einleitungen zu Homer, seine Behandlung des Xenophon und seine deutschen Stunden waren besonders geschätzt, auch sein Unterricht in der Geschichte, welchen er in freiem Vortrag behandelte. Aber tiefer als das alles drang der Eindruck seines Charakters. Er imponierte durch gleichmäfsigen Ernst, sowie durch strenge Gerechtigkeit und Unparteilichkeit. Er hielt die Schüler stramm in Zucht und Ordnung und war ebenso streng gegen Rohe und Unredliche als nachsichtig gegen Schwache und Unbeholfene. Er zeigte einen scharfen Blick für die Individualitäten der Schüler und lebhafte Teilnahme für ihr Wohl und Wehe. Dafs der Ertrag redlicher Arbeit ihnen zu gesichertem Ausdrucke komme, war ihm Herzenssache. Um so empfindlicher war er gegen Unredlichkeit. Hier konnte er ernstlich zürnen, aber es war jener gerechte Zorn, welchen ein Roth und Nägelsbach von dem Lehrer fordern, ein Zorn, der wie ein reinigendes Gewitter auf die Gewissen fällt. Wird er auch verhärtete Gemüter nur zu gröfserer Vorsicht treiben, so kann er doch schwankende zurückgewinnen, während er die Guten

befriedigt und befestigt. Letzteres war, wie zuverlässig bezeugt ist, selbst dann einmal der Fall, als Kiderlin nach Entdeckung groben Unterschleifs, welchen ein Schüler trotz der getroffenen Vorsichtsmaſsregeln übte, von gerechtem Zorn übermannt bis zu Thätlichkeiten kam. Glaubte er hingegen einem Schüler Unrecht gethan zu haben, so suchte er dies alsbald wieder gut zu machen. Einst kam es vor, daſs ein Schüler an einem bitterkalten Wintertag um ¼ Stunde verspätet zur Schule kam. Er entschuldigte sich mit Unwohlsein, das ihn zurückgehalten habe. Kiderlin entgegnete, das Unwohlsein habe wohl in der Scheu bestanden, bei solcher Kälte das warme Bett zu verlassen. Der Schüler antwortete im Tone der gereizten Unschuld und blieb mit Bestimmtheit bei seiner ersten Angabe. Der Lehrer wies ihn zur Ruhe und setzte den Unterricht fort. Am Ende desselben kam er auf die Sache zurück und bemerkte, er glaube jenem Schüler Unrecht gethan zu haben; wenn dies so, so bitte er ihn um Entschuldigung. Dieser Vorfall hat, wie mein Gewährsmann bestimmt weiſs, nur dazu gedient, bei vielen Schülern die Hochachtung vor der Persönlichkeit ihres Lehrers zu steigern.

Im Zusammenhang damit steht Kiderlins Einfluſs auf das religiös-sittliche Leben der Schüler. Derselbe beruhte natürlich zunächst auf dem Vorbild seines Lebens und seiner Persönlichkeit überhaupt. Aber ein Grundzug seines Wesens trieb ihn noch zu einem gleichsam persönlichen Zeugnis. Er war ein gläubiger Christ und ein entschiedenes Glied der protestantischen Kirche, so ferne ihm auch jede Intoleranz gegen Andersgläubige lag. Er besuchte die Gottesdienste wohl regelmäſsig und sein Leben war auch sonst der naturgemäſse Ausdruck seiner christlichen Gesinnung. Die in der Schule übliche Morgenandacht beschränkte er nicht auf ein herkömmliches Gebet, sondern las immer noch passend gewählte biblische Abschnitte, besonders Psalmstellen, vor. Er that das mit so viel Ernst und Wärme, daſs die Schüler einen tiefen Eindruck davon bewahrten.

So fest nun auch Kiderlins Denken und Fühlen mit der Schule verwachsen war, so war er doch nichts weniger als ein einseitiger Schulmann. Sein Leben hatte ihn mehr, als bei Schulmännern gewöhnlich ist, in der Welt umhergeführt, und er hatte von Jugend auf alle in seinen Gesichtskreis tretenden Vorgänge mit groſser Objektivität beobachtet. Bei seinem klaren und hellen Verstand hatte er sich so eine nicht gewöhnliche Welt- und Menschenkenntnis erworben. Seinen Freunden und Amtsgenossen stets treu ergeben, hatte er doch das Bedürfnis mit Gebildeten der verschiedensten Berufsklassen zu verkehren und mit ihren Anschauungen und Bestrebungen in Fühlung zu bleiben. Das wurde ihm nirgends schwer; denn die Geradheit, Offenheit und Anspruchslosigkeit seines Wesens, sein gesundes Urteil und seine gediegene Bildung bahnten ihm überall die Wege. Dabei war er ein vortrefflicher Gesellschafter und ebenso geschickt in der Kunst zu hören, als selbst anregend zu sprechen. Er konnte überaus heiter sein und bewies das besonders auf seinen Alpenwanderungen.

Es wurde oben Kiderlins erste Zeit in Nürnberg als die Höhe seines Lebens bezeichnet und der hohen Befriedigung gedacht, welche sein Lehramt, und des reinen Glückes, welches sein Familienleben ihm gewährte; doch nur zu bald neigte sich die Sonne seines Glückes dem Niedergang zu. Die Anstrengungen, welche der Beruf und eigene Gewissenhaftigkeit ihm auferlegten, gingen über seine Kräfte. Er begann zu kränkeln und nervöse Reizbarkeit stellte sich ein. Das Anwachsen des Übels, dessen Diagnose schwankte, nötigte ihn im Jahre 1882 auf ein Vierteljahr Urlaub zu nehmen, der aber keine gründliche Heilung brachte. Wenn in diesen Zeiten in der Schule manches schroffere Wort fiel, so fühlten die Schüler doch wohl alle seine beste Absicht durch, und die Beweise seiner strengen Gerechtigkeit wirkten wieder versöhnend. Der Leidende kämpfte ernstlich gegen die ihn ergreifende Reizbarkeit an, doch wie er selbst damals einem Freunde mit Schmerz gestand, schützten auch feste Vorsätze nicht immer dagegen.

Ähnlich lag die Sache wohl auch im Privatverkehr, wenn der wohlwollende und friedfertige Mann zuweilen den Eindruck der Schärfe hervorrief. Bei politischen Gesprächen kam das wohl am ersten vor. Einer bestimmten politischen Partei gehörte Kiderlin nicht an, aber er hatte von jeher alle öffentlichen Vorgänge eifrig verfolgt, viel darüber nachgedacht und sich von streng sittlichem Standpunkt aus über Personen und Dinge seine Ansichten gebildet. Diese verteidigte er, unterstützt durch eine seltene Kenntnis der Einzelheiten, ebenso

geschickt als standhaft. Sachlichkeit des Urteiles stand ihm obenan, deshalb hielt er sich auch Jahre lang zwei Tagesblätter von entgegengesetztem Standpunkte, er wollte stets beide Teile hören; das Suum cuique war auch hier sein Leitstern.

Im Mai 1884 fühlte Kiderlin einen auffallenden Nachlafs seiner Sehkraft. Er zog einen Augenarzt zu Rate, um sich andere Brillengläser bestimmen zu lassen. Es fand eine genaue Untersuchung statt, die ein tieftrauriges Ergebnis hatte. Die Netzhaut war so bedenklich erkrankt, dafs er, um die Gefahr der Erblindung abzuwehren, längerem und anstrengendem Lesen auf immer entsagen mufste. Diese schmerzliche Eröffnung fand durch die von mehreren Autoritäten der Augenheilkunde angestellten Untersuchungen ihre Bestätigung. Der arbeitsfreudige Mann, dessen Herz an Schule und Wissenschaft hieng, sollte beide verlieren. Blutenden Herzens reichte Kiderlin sein Gesuch um Versetzung in den Ruhestand ein; dasselbe wurde alsbald bewilligt. Er verliefs jetzt Nürnberg; wir hatten Jahre lang neben einander gewohnt und freundschaftlich verkehrt. Das Herz des Scheidenden war so voll, dafs er seinen Abschiedsgrufs mir nur sagen liefs; sein älterer Knabe dagegen sprang mir am Morgen der Abreise nach Kinderart jauchzend in das Zimmer, sich kaum Zeit nehmend, mir die Händchen hinzustrecken, so eilig hatte er es, diese vermeintliche Lustreise anzutreten.

Des Scheidenden treu gewissenhafte und erfolgreiche amtliche Wirksamkeit fand im Jahresbericht des Gymnasiums die verdiente öffentliche Anerkennung; der Wunsch war beigefügt, dafs das Bewufstsein treu erfüllter Pflicht ihm die aufgezwungene Mufse erträglicher machen möge. — Die schwere Aufgabe, die Länge der Zeit auszufüllen, hoffte Kiderlin am besten in München zu lösen, wo er überdies viele Verwandte hatte. Dorthin siedelte die Familie, nachdem sie die Sommermonate in Furth und Feldkirch zugebracht hatte, im Herbst 1884 über. Meine bald darauf erfolgte Versetzung nach München brachte mich zu meiner herzlichen Freude der Familie wieder nahe. So wurde ich abermals vielfach Zeuge ihres Lebens. Kiderlin hörte jetzt Vorlesungen an der Universität und besuchte die zahlreichen Abendvorträge, welche im Winter in München zu hören sind, auch in Gesellschaften kam er noch. Man redete ihm damals vielfach zu, irgend eine Handfertigkeit zu erlernen, um mit ihr die Zeit auszufüllen. Das war nicht nach seinem Geschmack; denn er war zu sehr an ernstliche Denkarbeit gewöhnt. Durfte er nicht mehr lesen und lehren, so konnte er doch sinnen und forschen. So entschlofs er sich, in allem äufseren von der treuen Gattin unterstützt, nicht nur seine kritischen Arbeiten zu Quintilian fortzusetzen, sondern auch diesen Autor in das Deutsche zu übertragen. Im Tone wehmütiger Begeisterung teilte er mir eines Tages den letzteren Entschlufs mit. Nun richteten die beiden Gatten regelmäfsige Arbeitsstunden ein. Die ebenso fähige und gewandte als aufopfernde Gattin wird die zuverlässigste Gehilfin des Gatten auch auf diesem Gebiet. Sie lernt lateinische und griechische Texte sicher vorlesen und schreiben und auch manche Korrektur für die Druckerei selbständig erledigen. Die Morgenstunden waren der gemeinsamen Arbeit gewidmet. Die Hausfrau, die nur erst rasch das Nötigste im Hause und in der Fürsorge für die zwei lebhaften Knaben erledigt hat, eilt herbei, den Arbeitshunger ihres Gatten zu befriedigen. Man male selbst sich aus, wie viel Geduld der beiden Gatten, welche geistige Anspannung und Gedächtniskraft des Mannes von nöten war, um ihm auch nur die äufseren Voraussetzungen seiner Arbeit zu beschaffen.

In der Folge brachte die Familie 2 Winter in Botzen und 6 Sommer in Morsbach bei Kufstein zu. In Morsbach wohnte sie regelmäfsig in einem geräumigen Bauernhause mit gedeckter Altane, wo man auch bei schlechtem Wetter in freier Luft sein konnte. Bei heiterer Witterung brachte sie den gröfsten Teil des Tages in den herrlichen Wäldern der Umgebung zu, wo man auf dem Rasen kampierte. Der fremde Mann mit den dunklen Augengläsern und der ernsten Milde in dem blassen Antlitz weckte bald die Teilnahme der Waldarbeiter, so dafs sie ihm an einem seiner Lieblingsplätze Bank und Tisch zimmerten. Auch bei schlechtem Wetter durchstreifte er stets mehrere Stunden allein Berg und Thal. Trotz seiner grofsen Kurzsichtigkeit fand er sich doch überall sicher zurecht, da er seinen natürlichen Ortssinn frühzeitig ausgebildet hatte. Überaus gerne führte er Verwandte und Freunde, die zum Besuche kamen, in seinen Bergen umher.

Noch eine ungemein schmerzliche Wendung sollte das Schicksal des schwer-

geprüften Mannes n[illegible]en. Im Februar 1888 zog er sich in Botzen infolge seiner Kurzsichtigkeit grofse Brandwunden zu. Die Natur der Verletzungen schien ihm anfangs nicht bedenklich, doch sie waren tief und Jahre lang schleppte sich die Heilung hin. Alle Kunst der Ärzte und die hingebendste Pflege der wahrhaft selbstlosen Gattin schienen vergeblich. Der Kranke lag nun viel zu Bett und litt fortgesetzt Schmerzen, zeitweise überaus heftige Schmerzen. So viel es nur irgend möglich war, setzte er auch in dieser Zeit seine Studien fort. Noch gar manche wertvolle kritische Arbeit entstand und erschien auch jetzt; vom Bette aus diktierte und vollendete er unter tiefer Bewegung auch den Nachruf auf seinen Freund Baumann. Wer kam, ihn zu besuchen, fand ihn standhaft, wenn er auch dazwischen seufzte und stöhnte, ja er war heiter und voll rührender Teilnahme für alles. Noch immer überraschte er durch die sichere Kenntnis der Dinge, welche in der Welt, in der Schule oder der Wissenschaft vorgingen. Nach wie vor liefs er sich aufser den Tagesblättern jede Nummer dieser Zeitschrift und der „Berliner Philol. Wochenschrift“, welche er sich hielt, vorlesen. So lebte er mit seiner Zeit fort. Nie hörte man ihn über sein Schicksal auch nur leise klagen, er trug es gefafst und ergeben. Ja er blieb anderen Stütze und Berater und man schied von ihm mit dem Eindruck eines Vorbildes, welches hob und stärkte, die kleineren Nöten des Lebens zu tragen. Endlich nach Jahren begann die grofse Wunde sich langsam zu schliefsen; der Kranke konnte wieder auf Stunden aufser Bett sein, ja er nahm im Vorfrühling 1893 die ihm so lieben Spaziergänge in den ihm nahen Englischen Garten wieder auf. Zu einem solchen holte ich ihn am vorletzten Sonntag vor Ostern ab. „Eine kleine Stelle unter der Achsel mufs noch heilen,“ sagte er, als ich nach seinem Befinden fragte. Wir wanderten einige Stunden hin und her in eifrigem Gespräche. Ein Hauch edlen Friedens lag über meinem Freunde. Wir trennten uns und zum Abschied sprach ich die Hoffnung aus, bis zu meiner Rückkehr von einer Ferienreise werde die volle Heilung da sein. Doch — ich sollte ihn nicht mehr lebend sehen. Am Morgen des 14. April starb er ganz unerwartet an den Folgen innerer Verblutung, welche gerade der Abschlufs der äufseren Heilung herbeigeführt hatte. Am Sonntag den 16. April brachte man den edlen Dulder zu seiner Grabesruhe. Viele hochangesehene Männer der Wissenschaft, der Schule und der Kirche waren unter der grofsen Trauerversammlung. In der ergreifenden Grabrede des Geistlichen fand der christliche Charakter des Entschlafenen volle Würdigung. Namens des Lehrerkollegiums des Alten Gymnasiums in Nürnberg wurde ein Kranz am Grabe des einstigen Amtsgenossen niedergelegt. Einige Tage nachher traf noch ein Kranz mit Blumen vom Thierberg bei Kufstein ein, auf welchem der Verstorbene so oft mit vollem Kopf und Herzen umhergewandert war. Auch sonst gab sich von nahe und ferne aufrichtige Trauer um seinen Verlust in beredten und warmen Worten kund.

Der Wissenschaft wurde in Moriz Kiderlin eine bewährte, weithin hochgeschätzte Kraft entrissen, ein Mann, der gerade in der trübsten Lebenslage die fruchtbarste Thätigkeit entwickelt hat. Der schon in der Jugend gefafsten Neigung zu Quintilian sein Leben lang treu verbleibend, hat er sich in ihm allmählich so heimisch gemacht, dafs er manchen als der beste neuere Kenner desselben gilt. Er besafs, wie Berufene bezeugen „gründliche Kenntnis der antiken Rhetorik und grofsen Scharfsinn, der ihn befähigte, den Zusammenhang der Gedanken in ihren feinsten Beziehungen aufzuzeigen. Mit scharfem Blick erkannte er kranke Stellen des Textes; ausgerüstet mit einer sehr glücklichen Divinationsgabe, wufste er, ohne geistreicher Konjekturenjägerei und der Willkür zu verfallen, nach festen kritischen Grundsätzen und mit leichter, sicherer Hand nicht wenige Schäden des Textes zu heilen. Sein Name wird in der Quintilianforschung stets mit Ehren genannt werden“. Im „Jahresbericht über die Fortschritte der kl. Altertumswissenschaft“ schreibt Becher über die Literatur zu Quintilian aus den Jahren 1880—7[1]) von den Arbeiten Kiderlins: „Eine ganze Reihe seiner Verbesserungsvorschläge hat der vorsichtig abwägende Meister in seine neue Textausgabe aufgenommen“. Hält Becher weiterhin auch manche Stellen des Textes, zu welchen Kiderlin Emendationen vorschlug, für gesund, so wird doch „gründliche Forschung

[1]) Über die später erschienenen Arbeiten zu Quintilian steht der Bericht noch aus.

und reicher Ertrag als die Signatur der Kiderlinschen Arbeiten" anerkannt; am Schluſs wird der Wunsch ausgesprochen, „den jeder Kundige gerechtfertigt finden wird, daſs der Verfasser Muſse finden möge, seinen Scharfsinn auch den von ihm noch nicht behandelten Büchern der Institutio oratoria zu gute kommen zu lassen". Auch das Ausland zollte den Leistungen unseres Landsmannes hohe Anerkennung. W. Peterson (M. Fabi Quint. inst. or. lib. X. Oxford 1891) zählt ihn durchweg den ersten Quintiliankritikern der Neuzeit bei und sieht in seinen Versuchen, Lücken des Textes auszufüllen, Beweise kritischer Befähigung und Einsicht, welche sich stets durch den gröſsten Scharfsinn auszeichnen und genannt zu werden verdienen, auch wenn man sie nicht alle endgiltig in den Text aufnehmen wolle.

Neben den zahlreichen kritischen Abhandlungen, welche Kiderlin unter den geschilderten, lange Zeit doppelt erschwerten Umständen erledigt und veröffentlicht hat, fand er die Kraft, unterstützt von der unermüdlichen Gattin, welche in Wahrheit „sein Auge und seine Hand" war, auch die oben erwähnte Absicht auszuführen. Seine literarische Hinterlassenschaft bildet eine deutsche Übersetzung des Quintilian, von welcher 2 Bücher revidiert und druckfertig vorliegen.

Man sieht, Moriz Kiderlin hat eine ebenso ausgedehnte als intensive wissenschaftliche Thätigkeit in einer Lebenslage ausgeübt, welche ihn zu völligem Verzicht auf dieselbe zu nötigen schien. Mit bewundernswerter Thatkraft und Zähigkeit hat er dabei die gröſsten Schwierigkeiten überwunden, durch sein Beispiel das Wort des Dichters bestätigend, der zu sagen wagte: Superanda omnis fortuna ferendo est. So sind seine Arbeiten nicht bloſs wertvoll durch ihren wissenschaftlichen Gehalt, sondern zugleich auch ehrwürdige Zeugnisse seiner Berufstreue, seines sittlichen Ernstes, seiner Charakterstärke. Das Andenken des edlen Mannes wird in Segen bleiben. Er ruhe im Frieden!

Nürnberg, im Juni 1895. Eduard Groſs.

Personalnachrichten.

Ernannt: Aus Anlaſs der Errichtung einer fünfklassigen öffentlichen Lateinschule in Donauwörth vom Schuljahre 1895/96 an wurde der Gymnl. und bisherige Rektoratsverweser am Progymnasium Schwabach, Kornelius Deschauer zum Subrektor dieser Lateinschule mit dem Rang und Gehalt eines Gymnasialprofessors befördert; W. Frz. Fauner, Assistent in Passau und Jos. Kimmerl, Assistent an der Lateinschule Amorbach, wurden zu Studienlehrern an der Lateinschule Donauwörth ernannt. — Die neuerrichtete Lehrstelle für Latein an der Realschule in Traunstein wurde dem Assistenten Hugo Koegerl in Amberg übertragen.

Versetzt: Ernst Lang, Studienl. in Grünstadt, an die Lateinschule Donauwörth.

Gestorben: Gg. Adam, Studienl. a. D. in Regensburg; Priester Fr. Mayer, Gymnprof. (M.) in Landshut; Joh. Jungkunz, Gymnprof. a. D. in Passau; Joh. Weissenhorn, Gymnl. in Aschaffenburg.

Neues Taschenbuch für Lehrer an höheren Unterrichtsanstalten.

Wie wir von der Lindauer'schen Buchhandlung erfahren, ist das rechtzeitige Erscheinen des „Taschenbuches" für den Beginn des kommenden Schuljahres gesichert. Dasselbe wird auch heuer wieder einen Personalstatus bringen und auſserdem noch verschiedene praktische Neuerungen und Erweiterungen aufzuweisen haben. Etwaige diesbezügliche Wünsche und Vorschläge aus den Kreisen der Herren Kollegen mögen an die Lindauer'sche Verlagsbuchhandlung (C. Schöpping, München, Kaufingerstraſse 29) eingesandt werden, welche thunlichste Berücksichtigung zusichert.

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereins wolle man sich an den ersten Vorstand Gymnasialprofessor Dr. Friedrich Gebhard (Kirchenstr. 31. 1) oder an den stellvertretenden Vorstand Gymnasialprofessor Dr. Karl Rück (Jägerstr. 3a III /r.) wenden; **alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasiallehrer Dr. Joh. Melber in München, Theresienstr. 33/II. l. zu richten,** jedoch mögen Artikel über Standesverhältnisse direkt an den 1. Vereinsvorstand gesandt werden.

Alle die Zusendung unserer Zeitschrift betreffenden Reklamationen oder Mitteilungen sind an den Vereinskassier, Gymnasiallehrer Dr. Aug. Stapfer (Holzstr. 26/III. l.) zu richten.

Frühere Jahrgänge unserer Zeitschrift können, soweit der Vorrat reicht, von Vereinsmitgliedern zu ermäſsigtem Preise durch das Ausschuſsmitglied Dr. Gg. Kerschensteiner, Gymnasiallehrer am Ludwigsgymnasium, bezogen werden.

Diesem Hefte liegen folgende Beilagen bei:
2 Der Firma Weidmann'sche Buchhandlung in Berlin.

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

REDIGIERT VON

DR. JOHANN MELBER.

EINUNDDREISSIGSTER BAND.

IX. & X. HEFT.

SEPTEMBER—OKTOBER.



MÜNCHEN, 1895.

J. LINDAUER'SCHE BUCHHANDLUNG.

(SCHOEPPING.)

Inhalt des IX. u. X. Heftes.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Studien zu den Carmina latina epigraphica.

Franz Buecheler gehört zu den heute nicht eben zahlreichen Gelehrten, welche es meisterhaft verstehen, ihre Arbeiten (um mit Sulpicius Severus zu reden) ‚scheda sua premere'. Er wuſste, daſs schon seit Jahren, während die Gräcisten sich der Sylloge von Kaibel und später der dieselbe ergänzenden Sammlungen von Preger und Ernst Hoffmann (vgl. diese Bl. XXVIII 532. XXX 748) erfreuten, die Latinisten, ein flehendes ‚oculi omnium in te spectant, domine' auf den Lippen, nach Bonn blickten, aber er lieſs uns in Schmerzen harren, um uns endlich gegen Weihnachten 1894 mit dem ersten Bande[1]) der ‚carmina latina epigraphica' zu beschenken. Da derselbe kein Wort der Einführung enthält, aus welchem man sich über die Grundsätze, die den Herausgeber bei der Anlage der Sammlung leiteten, unterrichten könnte, sondern unmittelbar mit dem ‚carmen fratrum Arvalium' beginnt, so hätte ich mich, von der Redaktion dieser Blätter mit einer Anzeige des Bandes beauftragt, mit der (streng genommen unnötigen) Versicherung begnügen können, daſs Buecheler in der kritischen und exegetischen Behandlung der 859 in dem Bande vereinigten saturnischen (1—18), jambischen (19—226. 847—849), trochäischen (227—247) und hexametrischen (248—846. 850—859) Inschriften seine oft bewunderte Meisterschaft bewährt hat, und daſs jetzt jeder Jünger der Altertumswissenschaft, der der verheerend um sich fressenden Anschauung, daſs Studium der klassischen Philologie und Vorbereitung für die Lehramtsprüfung das nämliche seien, noch nicht zum Opfer gefallen ist, sich in den Geist der epigraphischen Poesie der Römer — den Geist der pompeianischen Wandkritzeleien und den Geist der damasianischen Epitaphien — versenken kann, ohne die Folianten des ‚Corpus inscriptionum latinarum' oder der ‚Inscriptiones christianae' „wälzen" und die Bände epigraphisch-archäologischer Zeitschriften durchblättern zu müssen. Allein ich hätte es nicht mit meinem Gewissen vereinbaren können, dem langersehnten Werke eines Franz Buecheler in dieser Zeitschrift nicht mehr oder gar weniger Raum zu widmen, als irgend einem Erzeugnisse der philologischen

---

[1]) Anthologia Latina sive poesis Latinae supplementum ediderunt Franciscus Buecheler et Alexander Riese. Pars posterior: Carmina epigraphica conlegit F. B. fasciculus I. Lipsiae 1895. B. G. Teubner. 8°. 2 Bl. 393 S. Preis: M. 4.



Durchschnittsliteratur, und habe daher gerne von der freundlichen Erlaubnis des Redakteurs Gebrauch gemacht, mit Umgehung der äufseren Rezensionsform einige Beobachtungen, die sich mir bei der Beschäftigung mit dem hexametrischen Teile der Sammlung ergeben haben, hier in Kürze d. h. in möglichst kurzer Fassung mitzuteilen. Es ist hiebei in erster Linie mein Bestreben, durch Hinweis auf häufig wiederkehrende, zum Teil jedenfalls auf epigraphische Formulare (vgl. z. B. Edmond Le Blant, L'épigraphie chrétienne en Gaule et dans l'Afrique Romaine [Paris 1890] p. 58 ff.) zurückgehende Wendungen und durch vollständigere Verzeichnung der besonders im Hexameterausgang zu Tage tretenden Berührungen mit Vergil und anderen Dichtern — Berührungen, die sich zum Teil aus direkter Entlehnung, zum Teil aus dem formelhaften Charakter der hexametrischen Dichtung der Römer erklären — einen bescheidenen Beitrag zur Stilistik der metrischen Inschriften und zur Kenntnis des Zusammenhanges zwischen Stein- und Buchpoesie zu liefern. Besonders für die Wechselbeziehungen zwischen christlichen Inschriften und christlicher Poesie, welche De Rossi in den epochemachenden Prolegomena zu den Inscriptiones christianae II 1 beleuchtet hat, dürften meine Sammlungen einige neue und beachtenswerte Beispiele enthalten. Um die an und für sich erhebliche Zahl der Zitate nicht unnötig zu vermehren, habe ich die Epitaphien des Venantius Fortunatus und die tituli Gallicani bei Peiper, Alcimus Avitus p. 183—196, welche als wirkliche Inschriften (vgl. für Venantius Fort. Le Blant, Nouveau Recueil des inscript. chrét. de la Gaule p. 453—56 und in der oben zitierten Schrift p. 65—70) auch in Le Blants Sammlung der christlichen Inschriften Galliens Aufnahme gefunden haben, nur nach Leo's Venantius Fort. und Peipers Avitus zitiert. Die Stellen aus dem vierten nur Epitaphien enthaltenden Buche des Venantius Fort., den tituli Gallicani und den Gedichten des Damasus werden als zur inschriftlichen Poesie gehörend, vor den sonstigen Dichterstellen, die zur Veranschaulichung des Fortlebens der antiken epigraphischen Tradition herangezogenen Beispiele aus dem zweiten, die Inschriften von der Mitte des achten bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts umfassenden Bande der christlichen Inschriften der Rheinlande von Franz Xaver Kraus (Freiburg i. B. und Leipzig 1894) nach denselben angeführt. Von den wenigen aus Huebners Inscriptiones Hispaniae christianae (Berol. 1871) entnommenen Belegen sind diejenigen, welche späteren Datums sind (Nr. 210—88), durch ein Sternchen gekennzeichnet. ‚Hexameterschlufs' kürze ich mit ‚Hschl.' ab.

248, 6 ‚digna merenti' Hschl. Ebenso Juvenc. IV 808.

249, 15 ‚numero crescente ◡ — —'. Ebenso Ovid. fast. III 125. Claud. cons. Stil. I 304.

249, 18 ‚tempora vitae' Hschl. Ebenso 703, 1. 716, 1. 724, 4 (‚vitae' ergänzt). 742, 5. titul. Gallic. 15, 11 (Alcimus Avit. p. 192 Peiper). Vgl. A. Zingerle, Zu spät. lat. Dicht. I, 52. — ‚tempore vitae' 394, 1. Le Blant 543, 6. tit. Gall. 9, 19 p. 187. Venant. Fort. IV 24, 1. — tempore vitam' Le Blant 23, 23.

249, 20 ‚pietate parentis' Hschl. Ebenso 475, 1. Dracont. de deo I 81. 726. — ‚pietate parentem' Catull. 67, 29. Laud. dom. 143. Claud. cons. Stil. II 73. Drac. d. d. I 754. Ven. Fort. App. 14, 1. — ‚pietate parentes' Stat. silv. II, 1, 96. Sil. XVI 474. Cat. dist. III 24, 1. Carm. de res. mort. 256 (Cypr. III p. 319 H.). Paul. Nol. XXI 314. Drac. carm. min. V 147. — ‚pietate parentum' Paul. Pell. euch. 122. Ven. Fort. V 18, 9.

249, 22 ‚summa potestas' Hschl. Durch Verg. Aen. X 100 verbreitet. Vgl. Lucan. VIII 494. Stat. silv. I 2, 137. Sil. II 270. Damas. 28, 3 (M. Amend, Studien zu den Gedichten des Papstes Damasus [Würzburg 1894] S. 33). Hartel zu Paul. Nol. vol. II p. 379.

250, 10 ‚causa salutis' Hschl. (‚causa' Abl.!) Ebenso Ovid. her. X 143. Carm. adv. Marc. V 237. Kraus, Inschr. d. Rheinl. II 296, 4, 1. Carm. Cenom. 1, 24 (II p. 624 Duemmler).

251, 4 ‚sede locavi' Hschl. Vgl. Verg. Aen. II 525 ‚sede locavit'. — ‚sede locatus' 705, 3. Cic. Arat. 207 B. Laud. dom. 89. Vgl. Cic. frgm. 3, 7. 61 bei Baehrens FPR p. 299. 301. Ovid. fast. III 615. Stat. silv. V 3, 267. Prudent. c. Symm. I 271. Drac. d. d. I 139. Alc. Av. III 257. — ‚sede locandus' tit. Gall. 8, 5 p. 186. — ‚sede locasse' Cic. Arat. 44. — ‚sede locare' Prud. Apoth. praef. 9. — ‚sede locetur' Prud. Apoth. 875. Hincmar. carm. III 1, 31 (Poet. lat. aevi Carol. III p. 413).

251, 5 ‚fascibus auctum' Hschl. Vgl. 734, 1 ‚fascibus auctus'. 686, 7 ‚fasc[ibus auctus]'.

252, 2 ‚rumore secundo' Hschl. Ebenso Hor. epist. I 10, 9. Claud. carm. min. XXV 63.

252, 3 ‚fascibus annus' Hschl. Ebenso Lucan. II 130. Vgl. Martial. VII 63, 9. Anthol. lat. 724, 7 ‚fascibus (an letzterer Stelle vermutet Meermann ‚fastibus') annum'.

253, 7 ‚suplice voto' Hschl. Ebenso Pers. II 35. Paul. Nol. XXVII 633. Ven. Fort. App. 5, 13. Kraus II 271, 1, 9. Flor. Lugd. carm. 15, 5 (II p. 546 D).

254, 10 ‚non cern[eris ullis]' Hschl. Vgl. Verg. Aen. I 440 ‚neque cernitur ulli'. Anthol. lat. 383, 3 ‚non cernitur ullus'.

256, 4 ‚qui servat honorem' Hschl. Ebenso Ven. Fort. VII 16, 11.

260, 2 ‚legato (sic!) munere functus'. Vgl. Maxim. V, 1. Arator epist. ad Parth. 21 ‚legati munere functus'.[1]) — ‚munere fungi' als Hschl. Ciris 444. ‚munera fungi' Lucil. 151 B.

264, 2 ‚aurata fronte bicornes'. Vgl. Val. Flacc. III 431 ‚aurata fronte bidentes'. Verg. Aen. IX 627 ‚aurata fronte iuvencum'.

265, 2 ‚templa locavit' Hschl. Ebenso Ennod. XCVI 3 p. 120. Ven. Fort. I 3, 11.

271, 5 ‚pectora curis' Hschl. Ebenso Le Blant 171, 2. — ‚pectore curas' tit. Gall. 7, 3 p. 185. Vgl. zuletzt C. Ganzenmüller, Beiträge zur Ciris S. 589 (Jahrbb. f. Philol. Suppl. Bd. XX).

---

[1]) Ven. Fort. IV 20, 3 ‚legati nomine functum'. — Auf die Stelle des Maximian wurde bereits im Lit. Centralbl. 1895, 498 hingewiesen.

271, 11 ‚pede pressit harenas'. Vgl. Ovid. met. VIII 869 ‚pede pressit harenam'.
273, 5 ‚nomine dignae' Hschl. Vgl. Anthol. lat. 490, 4 ‚nomine dignum est'. Prolog zum Antiphonar Gregor des Grofsen 1 (z. B. carm. var. 36, 1 bei Duemmler II p. 686). Alcuin carm. LXXXVIII 5, 1 (I p. 306 D) ‚nomine dignus'.
273, 11 ‚coniuge [cas]ta' Hschl. Ebenso 707, 5. Vgl. 551, 1 ‚coiugi castae'.
275, 2 ‚per saecula nomen'. Dieser Hexameterausgang hat durch den von Buecheler angeführten Vergilvers (vgl. Lucan. VII 589. Stat. Silv. I 1, 8. Theb. II 486. V 747. Sil. III 441. XV 553) und später wohl auch durch Damasus (28, 7. App. I 3, 3 bei Amend S. 33. 35) Verbreitung gefunden. Vgl. 659, 2. 749, 2. 858, 2. Huebner 218a, 2*. — ‚[in saecula n]omen' 751, 6. Vgl. 302, 4.
278, 4 ‚saeva tyranni' Hschl. Ebenso Juvenc. I 267. Coripp. Joh. IV 133.
279, 4 ‚dona triumfis' Hschl. Vgl. Alc. Av. VI 269 ‚dona triumphi'.
279, 12 ‚haud partem exiguam montis' = Verg. Aen. X 128.
279, 18 ‚superas consurgere in auras' = Laud. dom. 118. — ‚superas — — ⏑ ⏑ auras' auch 286, 5. 669, 8. Verg. Aen. VI 128. Ovid. met. III 101. Claud. rapt. Pros. I 278. Vgl. Verg. Georg. IV 486. — ‚superas' vor der Cäsur 703, 3. Verg. Aen. VII 768. Ovid. met. V 641. X 11. Prud. Ham. 823. Drac. carm. min. IV 11. Arat. act. apost. I 172.
279, 21 ‚caede tyranni' Hschl. Vgl. Paul. et Petr. carm. 20, 6 ‚caede tyrannum' (Duemmler I p. 57).
279, 23 ‚[ex host]e tropaeum' Hschl. Buechelers Ergänzung wird durch Dam. 12, 4 S. 28 (vgl. Amend S. 15). Anthol. lat. 1, 111. Prud. Psychom. 64. Alc. Av. VI 378 bestätigt. — ‚ex hoste tropaea' als Hschl. schon bei Verg. Georg. III 32.
280, 1 ‚Baccheia munera — —'. Ebenso Auson. Mosell. 153.
285, 1 ‚fata tyranni' Hschl. Vgl. Lucan. VII 443 ‚fata tyrannis'.
289, 3 ‚conderet arcem' Hschl. Vgl. Verg. Aen. VII 67 ‚conderet arces'.
295, 3 ‚aequora remis Hschl. Ebenso Ovid. her. III 65. — ‚aequora remo' Ovid. her. II 87.
296, 14 ‚fa[c]ta parentis' Hschl. Vgl. Alc. Av. I 4 ‚facta parentum'. tit. Gall. 21, 17 p. 194 ‚facta parentes'.
300, 2 ‚condidit aulam' Hschl. Ebenso Kraus II 215, 1, 1.
301, 2 ‚devota mente paratis'. ‚devota mente' an gleicher Versstelle 787, 1. Inschrift in Mémoires de la société nationale des antiquaires de France Série VI tome III (1893) p. 227 v. 4 (vgl. p. 231 n. 3). Claud. cons. Stil. I 232. Coripp. Joh. VIII 158. 162. Just. III 407. Alc. Av. VI 295. Alcuin inscr. loc. sacr. 26, 7 (I p. 317 D). — Zum Hschl. ‚mente paratis' vgl. Apoll. Sidon. XV 94 ‚mente paratam'.
301, 6 ‚summi fastigia tecti' = Verg. Aen. II 302. — ‚fastigia

tectis' als Hschl. 295, 5. Paul. Nol. epist. XXXII 5 v. 27 p. 279 H. carm. X 257. — ,fastigia tecto' Cypr. Gall. Gen. 257 P.

302, 4 (Rhein. Mus. XLIV 546) ,saeclorum in saecula — —'. Ebenso 734, 7. Vgl. Claud. Mar. Vict. prec. 125 (Poet. christ. min. I p. 363).

302, 7 ,superaret honorem' Hschl. Vgl. 782, 4 ,superavit honorem'. Sil. VI 137 ,superavit honores'.

302, 9 ,fonte salutis' Hschl. Ebenso Venant. Fort. III 6, 17.

302, 14 ,spes fida precantum'. Vgl. 403, 3 ,spes grata parentum'.

304, 2 (Damas. 19 S. 30 A.) ,iussa tyranni' Hschl. Ebenso 307, 1 (Dam. 11 S. 28 A.). Sedul. pasch. carm. I 212. II 102.

304, 4 ,mira fides rerum'. Als Versanfang öfters bei Damasus. Vgl. Amend S. 15. — ,mira fides' als Versanfang Stat. silv. III 3, 21. IV 4, 81. V 1, 33. Achill. I 880. Carm. adv. Marc. II 184. Prud. Apoth. 589. Paul. Nol. XV 253. XIX 550. XX 210. — ,– ⏑ fides rerum' auch Ennod. CCCLXXXVIII p. 278, 64.

304, 8 ,possit quid gloria Christi' = Dam. 2, 7 S. 25 A. — ,gloria Christi' als Hschl. auch 307, 3 (Dam. 11 S. 28 A.). Carm. adv. Marc. III 269. Paul. Nol. epist. XXXII 11 p. 287, 1. carm. XIV 43. XVIII 439. XXIII 251. XXVII 492. Paul. Petric. Vit. Mart. V 434.

305, 2 (Dam. 20 S. 30) ,membra piorum' Hschl. Ebenso Paul. Nol. XVIII 75.

305, 3 ,regia caeli' Hschl. Durch Verg. Aen. VII 210 verbreitet. Vgl. Zingerle, Zu spät. lat. Dicht. I 63. Amend S. 9.

306, 1 (Dam. 3 S. 25) ,cognoscere debes' Hschl. Ebenso Dam. 1, 6 S. 24.

306, 7 ,nova sidera laudes'. ,nova sidera' an gleicher Versstelle Manil. II 776. Claud. Mar. Vict. Aleth. I 107. — ,sidera laudes' als Hschl. auch Carm. adv. Marc. II 269.

307, 8 (Dam. 11 S. 28) ,metuenda potestas' Hschl. Ebenso Prud. c. Symm. II 171.

307, 11 ,omnia prestat' Hschl. Vgl. Dam. 9, 3 S. 27 ,omnia praestas'. Dracont. de deo III 120 ,omnia praestans' (Amend S. 11).

307, 12 ,venerare sepulchrum' Hschl. So öfters bei Damasus. Vgl. Amend S. 17. — ,venerare sepulchro' 406, 2.

309, 2 (Dam. App. II 5 S. 37) ,quae intemerata fides' Versanf. Nach Verg. Aen. II 143 ,intemerata fides'. Vgl. tit. Gall. 8, 5 p. 186 ,intemerata fide'.

310, 5 (Dam. 29 S. 34) ,superare laborem' Hschl. Nach Verg. Aen. III 368. Vgl. Val. Flacc. V 617 ,superare labores'.

310, 6 ,culmina montis' Hschl. Ebenso Sen. Apocol. 15 (Petron. p. 236, 20 B[3]). Val. Flacc. IV 260. Stat. silv. I 1, 59. Theb. III 633. XI 319. Juvenc. III 622.

310, 7 ,scrutatus viscera terrae'. Vgl. Stat. Theb. IX 451 ,scrutatur viscera terrae'. — ,viscera terrae' als Hschl. auch Ovid. met. I 138. Stat. silv. III 1, 113. Theb. VIII 109. Sil. XII 141.

XIV 15. Claud. carm. min. XXIX 5 p. 238 K. Paul. Petric. Vit. Mart. I 269. Claud. Mar. Vict. Al. I 215. 487. Drac. d. d. II 396. carm. min. III 12. Alc. Av. I 279. — ‚viscere terrae' Claud. Mar. Vict. Al. III 239.

310, 9 ‚dona salutis' Hschl. Ebenso Val. Flacc. II 488. Juvenc. II 66. 334. Avien. Arat. 111. Paul. Petric. Vit. Mart. II 328. 468. 532. IV 117. 147. V 837. 868. Prosper de ingrat. 289. Ven. Fort. II 7, 37. VII 10, 5. Arat. act. ap. I 169. 286. II 410. — ‚dona salute' Hom. lat. 725.

310, 10 ‚levita fidelis' Hschl. Ebenso Dam. 12, 5 S. 28. Vgl. 780, 1 ‚levita sacratus'. 787, 21 ‚levita severus'.

312, 1 ‚culmen apostolicum' Versanf. Ebenso tit. Gall. 9, 20 p. 187. Ven. Fort. VIII 3, 141. Vit. Mart. III 449. Hraban. Maur. carm. 49, 8, 1 (II p. 215 D).

312, 6 ‚pauperibus locuples' Versanf. Vgl. Ven. Fort. IV 1, 23 ‚pauperibus dives'. tit. s. VIII. 9, 11 (I p. 113 D) ‚pauperibus largus'.

315, 2 ‚haec est quam cernis' = tit. Gall. 2, 3 p. 183. Alcuin carm. CIV 6, 5 (I p. 331 D). Vgl. 426, 4 ‚hic sum quem cernis'.

317, 2 ‚cum coniuge Cara' (oder ‚cara') Hschl. Ebenso Ovid. met. VII 692. Vgl. 452, 1 ‚cum coniuge caro'. — ‚coniuge cara (kara)' als Hschl. auch 490, 3. Ovid. trist. III 11, 15.

318, 4 ‚dulcior nectare — —'. Vgl. Claud. Phoenix 99 ‚nectare dulcior — —'.

319, 2 ‚videat caelest[ia regna]'. Vgl. 745, 5 ‚videns caelestia regna'. — ‚caelestia regna' als Hschl. auch 688, 2 (‚aelesti' ergänzt). Dam. 1, 10 S. 24. Paul. Nol. XXXII 184. Vgl. Le Blant I p. 284. Kraus II 220, 23.

321, 1 ‚. . poteris [co]gnoscere lector.' Vgl. Juvenc. IV 123 ‚haec dignus tantum poterit cognoscere lector'. — ‚poteris cognoscere' an gleicher Versstelle schon Verg. Eclog. IV 27. Georg. I 394. IV 253. Carm. de pond. et mens. 123. — ‚cognoscere lector' als Hschl. auch tit. Gall. 5, 12 p. 184. Ven. Fort. II 15, 1. Unächte praef. zu Cat. dist. III 1 p. 67 N.[2]

323 ‚fulxit honore'[1]) Hschl. Vgl. Le Blant 206, 3 ‚fulsit honore'.

325, 4 ‚nomine fastos' Hschl. Ebenso Lucan. II 645. Stat. bei schol. Vall. Juv. IV 94. Claud. IV cons. Hon. 155. — ‚nomina fastis' Lucan. V 5. Sil. XVI 131 (cod. Colon., dem Bauer mit Recht gefolgt ist. ‚fatis' LOV). Martial. XI 4, 5. XII 26, 5. — ‚nomina fastos' Claud. Paneg. Manl. Theod. 267. — ‚nomine fasti' Claud. Eutrop. II praef. 13. — ‚nomina fastus' Paul. Nol. App. III 125. Orient. comm. II 123.

325, 5 ‚— ⏑ ⏑ quid memorem' Versanf. Ebenso Hor. sat. I 8, 40. Aus. Mos. 335. Vgl. Alc. Av. VI 391.

327, 1 ‚nomine famam' Hschl. Ebenso 686, 5 (‚famam' sicher

---

[1]) Vgl. Hariulph, Chron. Centul. IV 2 p. 182 Lot ‚rex perquirit quo eum honore fulciat'.

ergänzt). Sil. III 263. — ‚nomine famae' Lucan. VI 257. 604. Sil. XI 140. — ‚nomina famae' Lucan. V 468. X 544. Aus. epigr. 39, 1 p. 327 P. — ‚nomina fama' Sil. IX 353.

327, 2 ‚populique patresque' Hschl. Vgl. z. B. Hosius zu Auson. Mosell. 409.

330, 1 ‚Ursulus illustris meritis et sanguine clarus' ist eine Nachbildung von Prud. c. Symm. I 593 ‚quamlibet illustres meritis et sanguine clari'. Fröhner, Philol. Suppl. V 70 bezeichnet die Inschrift als „mittelalterlich".

335 ‚membra lavacro' Hschl. Ebenso Seren. Samm. 83. Auson. domest. II 21 p. 19 P. — ‚membra lavacris' Paul. Nol. epist. XXXII 3 p. 277, 19 H.

345 ‚iunxsit amorem' Hschl. Vgl. Verg. Aen. IV 28 ‚iunxit amores'. Petron. 127 p. 95, 6 ‚iunxit amori'. Sedul. pasch. carm. V 358 ‚iunxit amore'. Catull. 78, 3 ‚iungit amores'.

346, 1 ‚sustulit alis' Hschl. Ebenso 734, 5. Vgl. Ganzenmüller, Beiträge zur Ciris S. 616.

362, 3 ‚aetate iuenta' Hschl. Ebenso Mico 31, 2 (Poet. lat. aev. Carol. III p. 309). Vgl. 387, 11 ‚aetate iuventam'. — Lucr. V 893 ‚aetate senecta'. Anthol. lat. 344, 3 ‚aetate senectam'.

371, 6 ‚tum deinde ⏑ — —'. Ebenso Gratt. Cyneg. 287. Sil. XI 407. Anthol. lat. 1, 71 und öfters Cyprian. Gall. (vgl. Peiper p. 341). — ‚vix deinde' 420, 18.

371, 8 ‚si dicere fas est', Ebenso Anthol. lat. 672, 14. Claud. Mar. Vict. Al. III 219. — ‚si credere fas est' 600, 4. Sil. III 425. Juvenc. IV 467. — ‚si fas est dicere — —' 665, 2. Ovid. ex P. IV 8, 55. Ciris 21. Claud. carm. min. app. II 132 p. 301 K. — Vgl. Ganzenmüller a. a. O. S. 561.

373, 3 ‚fatis — — ⏑ in[i]qu[is]'. Ebenso 425, 1. 728, 5. Verg. Aen. III 17. X 380. — ‚fato ⏑ ⏑ — ⏑ iniquo' 445, 6. 502, 4. Vgl. 448, 4.

375, 2 ‚securus (securu) quiesco' Hschl. Vgl. 662, 1 ‚secura quiescis'. Avien. Arat. 764 ‚secura quiescit'. Alc. Av. I 308 ‚secura quiescat'.

376, 5 ‚vota parentum' Hschl. Ebenso 475, 7. 569, 2. Le Blant 12, 3. Manil. II 947. Paul. Pell. euch. 95. 154. Ennod. CCIV 5 p. 166. — ‚vota parentes' 454, 7. Paul. Nol. XXVII 200. Sedul. p. c. III 141. Ven. Fort. VI 1, 142. — ‚vota parentis' Drac. carm. min. IX 195. — ‚vota parenti' Claud. Mar. Vict. Al. II 321. Ven. Fort. Vit. Mart. I 402.

377, 1 ‚fata dedere' Hschl. Ebenso 856, 3. Verg. Aen. III 337. Sil. XVII 262. — ‚fata dederunt' 490, 6 (ergänzt 544 A 4). Sil. XI 362. Aus. epigr. 41, 5 p. 327 P. — ‚fata dedissent' Ovid. met. X 163.

379, 1 ‚novissima fata' Hschl. Ebenso Avien. Arat. 218.

380, 2 ‚fata ma[r]itum' Hschl. Vgl. 710, 6. Sil. VI 575. Juven. VI 652 ‚fata mariti'. — ‚fata marito' Lucan. III 353. Drac. Orest. trag. 450 B.

382, 4 ,sine crimine vixit' Hschl. Vgl. Ovid. her. XVI (XVII) 17 ,sine crimine vixi'. Cat. dist. I 5, 2 ,sine crimine vivit'.

384, 2 ,iuncta marito' Hschl. Ebenso 670, 3 (Dam. 25 S. 32). Stat. silv. I 2, 189. — ,iuncta mariti' Lucan. II 329. — ,coniuncta marito' Catull. 62, 54. Alc. Av. III 98.

385, 2 ,dilecta marito' Hschl. Vgl. 857, 2 ,dilectae ma[rito]'.

385, 6 ,iusta sepulchris' Hschl. Vgl. Stat. Theb. VII 19 ,iusta sepulcri'.

386, 4 ,inrita vota' Hschl. Ebenso Prud. c. Symm. II 963.

386, 5 ,linquit amanti' Hschl. Vgl. 398, 5 ,liquit amantem'.

386, 6 ,reddere vitam' Hschl. Ebenso Ovid. Ib. 403. Commod. apol. 788. Claud. carm. min. app. XX 30 p. 309. Carm. de res. mort. 103 (Cypr. III p. 312). Paul. Petric. Vit. Mart. I 307. — ,reddere vitae' Lucan. VII 266. Claud. Eutrop. II 226.

387, 2 ,sociata marito' Hschl. Ebenso Paul. Pell. euch. 326. ib. 378 ,sociata maritis'. — ,sociare marito' Stat. Theb. III 282. — ,dissociata marito' Stat. Theb. X 57.

387, 3 ,nota propago' Hschl. Ebenso Juvenc. III 26.

387, 9 ,coniuge nati' Hschl. Vgl. 719, 7 ,coniuge natis'.

389, 1 ,digna [marit]o' Hschl. Ebenso 640, 6. Anthol. lat. 83, 30.

392, 2 ,cernere lucem' Hschl. Ebenso 456, 3. Lucan. IV 568. Carm. adv. Marc. I 148. Maxim. I 147. Arator act. ap. II 222.

395, 2 ,lumina vite' (d. h. ,vitae') Hschl. Ebenso Juvenc. IV 442. 734. 756. Cypr. Gen. 1177. Ennod. XCVI 2 p. 120. — ,lumine vitae' 473, 9. — ,lumine vitam' tit. Gall. 1, 13 p. 183. Sedul. p. c. III 304.

395, 3 ,corpo[r]is umbra' Hschl. Ebenso Ovid. am. III 9, 65. ex P. III 3, 3. Sil. VIII 145. Cat. dist. IV 37, 2. — ,corporis umbrae' Ovid. hal. 111.

397, 4 ,clauserunt membra sepulchro'. Vgl. tit. Gall. 13, 5 p. 190 ,clauduntur membra sepulchro'. — ,membra sepulchro' als Hschl. auch 612, 2. 712, 24. Le Blant 61, 1. 80. 373 A 1. tit. Gall. 9, 5 p. 187. 17, 3 p. 192. Enn. ann. 139 M. Verg. Aen. X 558. Lucan. VI 765. Val. Flacc. I 813. Stat. silv. V 3, 259. Theb. IX 565. Sil. XIII 692. Carm. adv. Marc. III 170. Cypr. Gall. Levit. 17. Deut. 283. Jes. N. 573. Coripp. Just. III 60. Drac. d. d. II 172. Alc. Av. III 253. Arat. act. ap. II 791. Kraus II 218, 3. — ,membra sepulchris' Anthol. lat. 661, 1. Paul. Petric. Vit. Mart. V 817. Cypr. Gall. Gen. 1466. — ,membra sepulcrum' 792, 1. Alc. Av. VI 183.

398, 1 ,compleverat annos' Hschl. Ebenso 447, 1. 503, 1.[1]) 735, 4.[2]) tit. Gall. 11, 29 p. 189. Kraus II 50, 5. Hincmar. carm. 3, 13 (Poet. lat. aevi Carol. III p. 413). — ,compleverat annum' 430, 2. — ,suppleverat annos' 501, 5.

---

[1]) ,nondum compleverat a.', ,nondum compleverat' an gleicher Versstelle Sil. III 67.

[2]) ,necdum compleverat a.', ,necdum compleverat' an gleicher Versstelle Dam. 24, 5 S. 32.

398, 7 ‚pectora palmis' Hschl. Ebenso Catull. 64, 351. Verg. Aen. I 481. Ovid. ars am. I 535. her. X 15. met. II 341. 584. III 481. V 473. X 723. fast. II 803. Sil. XII 100. Licent. 48 (Baehrens, FPR p. 415). Drac. d. d. III 388. Coripp. Joh. VII 161. 176. — ‚pectore palmas' 629, 9.

403, 3 ‚spes grata parentum' Hschl. Vgl. Anthol. lat. 649, 31 ‚spes grata ⏑ — —'. — ‚grata parenti' als Hschl. 678, 2. 754, 6.

403, 7 ‚funus acerbum' Hschl. Ebenso Juven. XI 44. Aus. parent. 14, 1. 20, 5. Claud. Eutrop. I 130. Drac. d. d. III 394. tit. s. VIII. 8, 27 (I p. 112 D). Kraus II 296, 7, 1. — ‚acerbum' ergänzt 771, 2. — ‚funere acerbo' 430, 2.

404, 3 ‚longior aetas' Hschl. Ebenso Paneg. in Mess. 11. Val. Flacc. VI 62. Sil. IV 22. Stat. silv. V 1, 228. Avien. Arat. 175. Kraus II 313, 3.

404, 6 ‚fato moriuntur acerbo'. Vgl. Verg. Aen. XI 587 ‚fatis urgetur acerbis'.

407, 19 ‚— ⏑ ⏑ me genuit, tenuit etc.' Vgl. 523, 6 ‚— ⏑ ⏑ te genuit, tenet etc.' und das von Buecheler erst zu 728, 1 angeführte Epitaphium Vergils ‚Mantua me genuit . . . . tenet nunc Parthenope'. — ‚Francia me genuit' Kraus II 303, 2, 17. Vgl. Hibern. exul. carm. 15, 3 f. (I p. 405 D).

409, 4 ‚robore pollens' Hschl. Ebenso Alcim. Avit. VI 373.

412, 2 ‚missile dextra' Hschl. Ebenso Stat. Achill. I 612. Coripp. Joh. VI 673. — ‚missile dextram' Sil. III 319.

414, 1 ‚virtute beatus' Hschl. Vgl. Claud. Mar. Vict. prec. 15 ‚virtute beata'.

414, 2 ‚et honoribus auctus' Hschl. Vgl. aufser der von Hense beigebrachten Horazstelle Ovid. trist. II 45 ‚et honoribus auctos' und Prud. c. Symm. I 594 ‚et honoribus aucti'.

416 ‚corpora fratrum' Hschl. Ebenso Cypr. Gall. Gen. 1125.

417, 6 ‚fata tuler[unt]' Hschl. Ebenso 420, 13. Verg. eclog. V 34. Ovid. trist. I 3, 101. — ‚fata tulissent' 422, 8.

418, 2 ‚hospita sedes' Hschl. Ebenso Stat. Theb. XII 509.

420, 1 ‚scire laboras' Hschl. Ebenso Ovid. met. X 413. Eclog. Einsidl. II 11 (Baehrens PLM III p. 63). — ‚scire laborat' Catull. 67, 17. — ‚scire laboro' Hor. epist. I 3, 2. Pers. II 17.

422, 2 ‚visere regna' Hschl. Ebenso Sil. XIII 709.

423, 5 ‚fama superstes' Hschl. Ebenso Dracont. d. d. III 496. carm. min. IX 2.

424, 5 ‚genitoris imagine capti'. Nach Verg. Aen. IV 84 ‚genitoris imagine capta'.

427, 5 ‚dum pendet in aëre — —'. Vgl. Aus. Mos. 315 ‚suspendit in aëre — —'. Ovid. met. I 12. VII 379 ‚pendebat in aëre — —'. fast. VI 277 ‚suspensus in aëre — —'.

428, 10 ‚lumina noctem' Hschl. Ebenso Ovid. met. VII 835. Vgl. Claud. nupt. Hon. 207 ‚lumina nocti'. Carm. de res. mort. 127. Cypr. Lev. 73. Deut. 20. Paul. Petr. II 479 ‚lumine noctem'. Claud. Mar. Vict. II 449 ‚lumine noctes'.

428, 12 ‚labitur undis' Hschl. Vgl. Culex 17 ‚labitur unda'. Avien. Arat. 1033 ‚labitur undas'. Verg. Aen. V 151 ‚elabitur undis'. Alc. Av. I 264 ‚perlabitur unda'.
429, 6 ‚corpore corpus' Hschl. Ebenso Lucil. XXVIII 53 p. 102 M (220 B.). Ovid. met. XV 89. fast. I 553. Manil. I 332. Carm. adv. Marc. V 160.
431, 3 ‚gratissima dona' Hschl. Äufserlich übereinstimmend Paneg. in Mess. 8 (‚dona' Substant.).
432, 1 ‚numina divum' Hschl. Ebenso 579, 4. Vgl. Zingerle a. a. O. I 59.
432, 2 ‚fatorumque arguit ordo'. Vgl. Verg. Aen. V 707 ‚fatorum posceret ordo'. — ‚fati — — ⏑ ⏑ ordo' 465, 19. Manil. IV 106.
433, 4 ‚viduata marito' Hschl. Ebenso 487, 9. Anthol. lat. 102, 3. Aegrit. Perd. 181 (Baehrens, PLM) (V p. 120). Drac. d. d. III 495. carm. min. X 297. Coripp. Joh. VII 190. — ‚viduare marito' Drac. carm. min. VIII 154. ‚viduare maritas' ib. V 5.
436, 13 ‚lege perenni' Hschl. Ebenso Anthol. lat. 198, 76. Dracont. d. d. II 20. carm. min. VII 56.
437, 4 ‚semper ubique' Hschl. Ebenso Alcuin. carm. XCI 4, 3 (I p. 318 D.). ib. 12, 11 p. 325 u. ö. Paul. et Petr. carm. 32, 3 ‚semper ubique est' (I p. 66 D.).
437, 14 ‚fama loquetur' Hschl. Ebenso Huebner, Inscript. Hisp. christ. 251*, 1.
441, 2 ‚perfodit viscera ferro'. Vgl. Lucan. IV 511 ‚fodiemus viscera ferro'. — ‚viscera ferro' als Hschl. auch Petron. 119 v. 21. Inc. vers. 1 bei Baehrens FPR p. 357. Claud. in Ruf. II 403. Prud. Ham. 580. Coripp. Joh. V 116. Ap. Sid. V 279.
443, 5 ‚fila sorores' Hschl. Ebenso 456, 4 (vgl. daselbst Buechelers Anm.). 494, 2. Sil. III 96. Stat. silv. I 4, 123. Ap. Sid. V 369. XV 201. Vgl. Zingerle a. a. O. S. 20.
443, 6 ‚luctifica ⏑ ⏑ — ⏑ manu'. Vgl. Cypr. Exod. 787 ‚artifica' (s. Zeitschr. f. d. österreich. Gymn. XLV 1075) ⏑ ⏑ — ⏑ manu'. Arat. act. ap. I 216 ‚munifica — — ⏑ manu'.[1])
443, 7 ‚causa doloris' Hschl. Ebenso 707, 1. tit. Gall. 15, 3 p. 192. Ovid. epist. Sapph. 119. Martial. X 41, 3. Cat. dist. II 30, 2. Ser. Samm. 882. Symphos. 34. Drac. carm. min. X 299. Paul. Petr. V 306. Paul. Pell. euch. 427. Claud. Vict. II 16. — Ergänzt 389, 6.
445, 5 ‚munere lucis' Hschl. Ebenso Prud. c. Symm. I 157. — ‚munera lucis' 744, 8. Stat. Theb. III 66. Anthol. lat. 83, 83. Sedul. p. c. V 55. Paul. Petr. VI 159. Kraus II 234, 4, 7.
446, 1 ‚funere tristi' Hschl. Ebenso Claud. Mar. Vict. III 224. — ‚funera tristis' Kraus II 374, 22.

[1]) Häufig bilden eine Form von ‚artifex' und ‚manus', durch ein oder zwei Worte getrennt, das erste Hemistich des Hexameters. Vgl. Ovid. met. XV 218 ‚artifices natura manus'. Val. Flacc. IV 287. Anthol. lat. 274, 2. Coripp. Just. IV 56. 371. Arat. act. ap. II 627.

446, 2 ‚gaudia vite (vitae)' Hschl. Ebenso 720, 3. Lygd. 3, 7. Cat. dist. II 3, 2. IV 17, 2. Commod. instr. I 35, 16. Aus. epitaph. 31, 5. Prud. c. Symm. II 908. Orient. comm. II 353. Kraus II 149, 2, 4 u. ö.

447, 7 ‚venit iniqua dies'. Vgl. Verg. Aen. II 324 ‚venit summa dies'.

450 A 1 ‚[d]eduxerat annis' Hschl. Vgl. 489, 4. 696, 5 ‚duxerat annos'. — Claud. IV cons. Hon. 166 ‚produxerat annus'. Vgl. 420, 11 ‚produceret annus'. — Claud. Mar. Vict. Al. II 340 (nach Schenkls Herstellung). Alc. Av. IV 79 ‚duceret annos'.

455 letzte Zeile ‚contenta marito' Hschl. Ebenso 643, 5 (nach Mommsens Verbesserung). Ovid. her. V 9.

457, 2 ‚spiritus or[e] est' Hschl. Vgl. 673, 8 (Dam. App. II 2 S. 36). Lucret. I 37. Prud. Apoth. praef. 3. Apoth. 694 ‚spiritus ore'. — ‚spiritus oris' Verg. Georg. IV 300. Ovid. met. XV 303. Claud. rapt. Pros. III 151. Anthol. lat. 253, 19. Paul. Nol. XXXII 202. Arat. act. ap. I 342. — ‚spiritus ora' Sil. XIV 602. Coripp. Joh. VI 177.

457, 3 ‚tem[po]ris annus' Hschl. Vgl. 492, 25 ‚temporis anno'. — ‚temporis annos' tit. Gall. 5, 5 p. 184. Cic. Arat. 232. — ‚temporis annum' Paul. Nol. XXI 1. — ‚temporis annis' Ovid. met. XV 226. fast. I 197. Drac. Orest. trag. 915. — ‚temporis anni' Kraus II 220, 9.

460, 2 ‚conderet artus' Hschl. Ebenso Claud. IV cons. Hon. 228. — ‚condidit artus' 699, 2. Ven. Fort. II 7, 33. Theodulf carm. 49, 1 (I p. 549 D.).

461, 2 ‚digno meritoque marito'. Vgl. 486, 6 ‚maritae meae dignae et meritae'.

462, 3 ‚pondere clausus' Hschl. Vgl. Juvenc. IV 373 ‚pondere clausum'. III 683 ‚pondere claudens'.

465, 2 ‚invida fata' Hschl. Ebenso 647, 2. Dirae 61 (Conj. von Heinsius).

465, 4 ‚integer innocuus semper pia mente probatus'. Vgl. 769, 11 ‚pulcer et innocuus pia semper mente probatus'. ‚pia mente ◡ — —' auch 750, 7. Cypr. Jud. 287. — ‚mente provata' als Hschl. Le Blant 12, 1.

465, 8 ‚victima sacris' Hschl. Ebenso Lucan. VII 167. — ‚victima sacri' I 611.

465, 9 ‚tempore veris' Hschl. Vgl. Ovid. met. I 116. Manil. II 182. Aus. eclog. XIX 3 ‚tempora veris'.

465, 10 ‚simulacra deorum' Hschl. Ebenso Ovid. her. X 95.

465, 16 ‚bis denos vixi depletis mensibus annos'. Vgl. 769, 10 ‚bis undenos aevi conpletis duxit mensibus annis'. Carm. adv. Marc. V 220 ‚post bis vicenos completis mensibus annos'. — ‚mensibus annis' als Hschl. 528, 3. — ‚mensibus annus' Manil. III 547. Petron. carm. 27, 6 p. 114 B³. Prud. perist. XI 195. Orient. comm. I 287. — ‚mensibus anni' Verg. Georg. I 64. Avien. Arat. 1800. Carm. adv. Marc. I 128. Orient. comm. I 115.

Carm. de provid. div. 1. Ven. Fort. VI 9, 13. — ‚mensibus annum‘ Kraus I 308, 5 (gedr. II p. 344). Manil. II 202. Anthol. lat. 290, 2.

465, 17 ‚flore iuventae‘ Hschl. Ebenso 472, 1 (510, 4). tit. Gall. 9, 15 p. 187. — ‚flore iuventam‘ 629, 3. — Vgl. Zingerle I 76 f.

468, 5 ‚vitibus [uva]e‘ Hschl. Vgl. Zingerle I 62.

469, 1 inter odoratos nemorum . . recessus‘. Vgl. Verg. Aen. VI 658 ‚inter odoratum lauri nemus‘.

471, 3 ‚vita beata‘ Hschl. Ebenso 727, 1.

473, 3 ‚fata negarunt‘ Hschl. Vgl. Sil. I 107 ‚fata negarint‘. — ‚fata negassent‘ Sil. VI 116. IX 18.

473, 10 ‚talia fata‘ Hschl. Äufserlich übereinstimmend Verg. Aen. VI 53 (von fari). — ‚talia facta‘ als Hschl. Val. Flacc. VI 515. Martial. I 43, 13. Commod. apol. 997.

474, 1 ‚pietate parata‘ Hschl. Ebenso Carm. adv. Marc. II 106. Venant. Fort. XI 16, 15.

474, 5 ‚tempore longo‘ Hschl. Ebenso Catull. 66, 35. Ovid. her. XIX 15. fast. V 481. Lucan. V 120. Juven. IX 16. Cat. dist. II 17, 2. Claud. nupt. Hon. 257. Prud. c. Symm. II 344. Paul. Nol. XIII 7. Paul. Petric. Vit. Mart. V 472. Ap. Sid. XVI 65. XXII 202. Hilar. Maccab. 27. 356. Aenigm. cod. Bern. 207 (Riese, Anthol. I² p. 362).

474, 13 ‚linquere nato‘ (os) Hschl. Vgl. Paul. Pell. euch. 488 ‚linquere natis‘.

476, 2 ‚pignora certa‘ Hschl. Vgl. Arator act. apost. I 213 ‚pignore certo‘.

479, 9 ‚ossa quiesc[a]nt‘ Hschl. Ebenso (aufser Vergil) Ovid. Ib. 301. — ‚ossa quiescunt‘ 773, 1. Paul. Nol. epist. XXXII 6 p. 281, 5. carm. XXVI 362. — ‚ossa quiescent‘ Sil. XIII 875. — ‚ossa quierunt‘ Verg. Aen. VI 328.

480, 3 ‚solacia vitae‘ Hschl. Ebenso 654, 7. Lucret. V 21. Juvenc. III 358. Carm. adv. Marc. III 117. IV 192. Hilar. Maccab. 373. Paulin. epigr. 102 (Poet. christ. min. I p. 507).

480, 6 ‚pignus amoris‘ Hschl. Ebenso 500, 3 (vgl. Buechelers Anm.). 750, 3. Ovid. met. III 283. VIII 92. her. XI 113. Laus Pis. 213. Arat. I 807. Ven. Fort. Vit. Mart. I 67 u. ö.

480, 9 ‚corde maritus‘ Hschl. Vgl. Sil. IV 807. Juvenc. III 466 ‚corda mariti‘.

481, 3 ‚aeterno devinctus membra sopore‘. Ebenso Anthol. lat. 722, 1. — ‚devinctus membra sopore‘ auch Juvenc. I 271. — ‚membra sopore‘ als Hschl. auch Culex 207. Sil. III 170. Juvenc. I 137. IV 205. Cypr. Gall. Gen. 915. Coripp. Joh. II 455. — ‚membra soporem‘ Verg. Aen. VIII 406. Culex 158. Coripp. Joh. III 2. Drac. d. d. I 372.

482, 3 ‚pertulit annos‘ Hschl. Ebenso 784, 3. 840, 1. 841. — ‚pertuli annos‘ 718, 4. — ‚attulit annos‘ 740, 2. Vgl. Arat. act. ap. II 910 ‚attulit annis‘. — ‚apstulit annos‘ 423, 15. — ‚detulit

annos' 772, 3. Stat. silv. II 3, 74. Vgl. Claud. paneg. Manl. Theod. 259 ‚detulit anno'. — ‚protulit annos' Aus. epist. XV p. 250, 13 P. — ‚contulit annis' Lucan. X 162. — ‚praetulit annis' Ennod. XLVI 7 p. 46. — ‚intulit annis' Anthol. lat. 148, 11. — ‚sustulit annus' Kraus II 296, 5, 23.

483, 6 ‚animoque benignus' Hschl. Vgl. 548, 4. Enn. ann. 284 M. ‚animoque benigno'.

485, 4 ‚sine crimine vitae' Hschl. Ebenso Ven. Fort. IV 26, 83. Nux 1. Vgl. Le Blant 377, 13 ‚sine crimine vita'. — ‚crimina vitae' 783, 1. Stat. Theb. VIII 22. Aus. tetrast. 27 p. 188. Claud. carm. min. XXXII 4 p. 249. Paul. Nol. XXXI 423. Ennod. XLVI 5 p. 46. — ‚crimine vitas' 704, 11. — ‚crimine vitam' Prud. c. Symm. I 95. — ‚crimina vitam' Ovid. fast. II 807. Coripp. Joh. VIII 581.

489, 3 ‚pollice cordas' Hschl. Ebenso Ovid. am. II 4, 27. met. V 339. X 145. Stat. silv. IV 4, 53. V 5, 31 (Verbum ‚pulso' wie in der Inschrift). Hom. lat. 882. Claud. carm. min. app. II 17 p. 298. Drac. carm. min. IX 205. Ennod. CCVIII p. 168, 29. Ven. Fort. VII, 1, 1.

490, 5 ‚pectore volnus' Hschl. Ebenso 637, 3. Vgl. Zingerle I 48.

491, 4 ‚kare sodalis' Hschl. Ebenso Ven. Fort. III 30, 17. Vgl. 572, 2 ‚cari sodales'.

492, 12 ‚tempora flore' Hschl. Ebenso 856, 13 ‚(redimiti) tempora flore'. — ‚redimitus tempora — —' Sen. Oed. 430 L. Ennod. XXVII 41 p. 31.

492, 18 ‚munera Bacchi' Hschl. Ebenso Ovid. ars am. I 565. Manil. IV 204. Colum. X 3. Stat. Achill. II 101. Maxim. I 163. — ‚munere Bacchi' Ovid. met. IV 765. XII 578.

493, 6 ‚perdere vitam' Hschl. Ebenso Ovid. trist. V 10, 51. Carm. adv. Marc. V 79. Sedul. p. c. V 54. Hilar. Maccab. 29. Priscian. laud. Anast. 225. Ven. Fort. app. 1, 29. — ‚perdere vitae' Dam. 24, 13 S. 32 (vgl. Amend S. 11). Arat. act. ap. II 958.

493, 8 ‚pensa sorores' Hschl. Ebenso Sen. Apocol. 4 (Petron. p. 228, 32 B.[3]). Martial. IV 73, 3. — ‚pensa sororum' Stat. Theb. VIII 59. Avien. Arat. 219.

495, 3 ‚lucis honores' Hschl. Vgl. Manil. III 59. Sil. VII 737. XIII 556 ‚lucis honorem'.

495, 9 ‚luce benigna' Hschl. Vgl. Verg. Aen. VI 270. Lucan. IX 73. Aus. Cup. cruc. 5 p. 110 ‚luce maligna', was Buecheler in der Inschrift gern hergestellt sähe.

497, 2 ‚ossa sepulta' Hschl. Ebenso 501, 1.

501, 2 ‚miserando funere rapto'. Vgl. Anthol. lat. 612, 5 ‚miserando funere raptum'. — ‚funere rapta' als Hschl. 737, 1. — ‚funere raptum' Hom. lat. 1003 (Conjektur von Bährens). Ven. Fort. Vit. Mart. I 180. — ‚funere rapti' Cypr. Exod. 937. Ven. Fort. App. 8, 1. — ‚funere raptas' Ovid. met. VI 430. — ‚funere raptus' ergänzt 589, 2. Vgl. Kraus II p. 346.

501, 6 ,stamina fuso' Hschl. Ebenso Ovid. her. XVIII 37. met. IV 221. Sen. Apocol. 4 (Petron. p. 228, 26 und 38 B.[3]). — ,stamine fusum' Juven. II 55. — ,stamine fusos' Ovid. ars am. I 695.
504, 1 ,corpora natos' Hschl. Vgl. Ovid. met. VIII 594 ,corpora natae'. Juvenc. II 468 ,corpora nati'.
509, 2 ,curva senectus' Hschl. Ebenso Ven. Fort. V, 3, 3. Aenigm. cod. Bern. 348 p. 369 R. — ,incurva senectus' Maxim. I 261.
511, 3 ,feliciter annos' Hschl. Ebenso 699, 13. Sedul. p. c. II 12. Hincm. III 1, 5 p. 413 Tr. Kraus II 474, 7 p. 221. — ,feliciter annis' Kraus II 27, 1, 4.
512, 10 ,inania membra reliquat'. Vgl. 740, 5 ,inania membra reliquit'.
513, 3 ,voce loquentem' Hschl. Ebenso Catull. 67, 41. — ,voce loquentis' Juvenc. I 763. Prosper de ingrat. 373. ,voce loquentes' Carm. ad senat. 12 (Cypr. III p. 302 H. = Cypr. Gall. p. 227 P.).
513, 14 ,morte quiesco' Hschl. Vgl. Verg. Aen. VI 371 ,morte quiescam'. Sil. X 257 ,morte quiescunt'. Paul. Nol. XVIII 95 ,morte quiescit'. Verg. Aen. IX 445. Cypr. Gall. Gen. 198 ,morte quievit'.
514, 2 ,fraudatus luce quiesco'. Vgl. Kraus II 684, 17 p. 352 ,fraudentur luce ⏑ — —'. ,luce quiescat' als Hschl. Kraus II 159, 6.
516, 5 ,coniuge tali' Hschl. Vgl. 577, 5 ,coniugi tali'.
516, 8 ,marmore texi' Hschl. Vgl. 778, 1 ,marmore tectus'. Ovid. met. XIV 260 ,marmore tecta'.
517, 5 ,coniuge [dig]nu' Hschl. (?) Vgl. Claud. rapt. Pros. II 219 ,coniuge dignae'. Ovid. met. VIII 131 ,coniuge digna est'.
518, 2 ,fat[a sepul]chrum' Hschl. Ebenso Alcuin. carm. XCI 3, 5 (I p. 318). Vgl. Le Blant 205, 5 ,fata sepulchri'.
518, 4 ,devia cu[rsu]' Hschl. Vgl. Carm. de provid. div. 403 ,devia currit.'
520, 3 ,virtutis honorem' Hschl. Ebenso Ovid. met. VIII 387. Sil. IX 69. XVI 280. Iuvenc. IV 400. Ven. Fort. Vit. Mart. IV 373. — ,virtutis honore' Culex 358. Hom. lat. 274. Iuvenc. II 355. Drac. carm. min. VIII 599. Ven. Fort. I 9, 21. — ,virtutis honores' Val. Flacc. I 177. 851. Sil. XVI 133. Hilar. Maccab. 123. — ,virtutis honoris' (asynd.) Ven. Fort. Vit. Mart. I 123.
523, 4 Stygias mi[ser]um dimisit ad umbras'. Vgl. Hom. lat. 431 ,Stygias dimittit ad umbras'. Coripp. Joh. VIII 616 ,Stygias transmisit ad umbras'.
524, 3 ,luce recessi' Hschl. Ebenso Mico 47, 7 (Poet. lat. aev. Carol. III p. 315). 64, 3 (p. 319). Vgl. Martial. IV 71, 7. Stat. Theb. XI 74 ,luce recessit'.
525, 4 ,corpore sano' Hschl. Ebenso Iuven. VI 235. Claud. Mar. Vict. Al. I 366. Drac. d. d. III 689 (letzterer nach der berühmten, von Buecheler angeführten Juvenalstelle X 356). Alcuin. carm. XCI 3, 1 (I p. 318).

526, 14 ‚aetatis adultae' Hschl. Ebenso Carm. adv. Marc. IV 55.
528, 4 ‚luce reliquit' Hschl. Vgl. 702, 5 ‚luce relinquis'. — ‚luce relictum' 663, 2. — ‚luce relicta' 701, 5. Lucan. IV 297. Stat. Theb. XI 463. Prosper de ingrat. 857. — ‚luce relictam' Lucan. fragm. p. 329 H. — ‚luce relictos' Prosp. de ingr. 680.
528, 5 ‚solacia morte' Hschl. Vgl. Zingerle I 70.
539, 1 ‚trieteride sexta' Hschl. Vgl. Phoc. Vit. Verg. 125 ‚trieteride quarta'. Le Blant 657, 5. Paul. Pell. euch. 474 ‚trieterida (-e) quinta'. Paul. Pell. euch. 49 ‚trieteride prima'.
541, 2 ‚sorte miserandus iniqua'. Vgl. Verg. Aen. XII 243 ‚sortem miserantur iniquam'. VI 332 ‚sortemque animo miseratus iniquam'.
542, 4 ‚dulcissime coniunx' Hschl. Vgl. 708, 1. 773, 4. 794, 1 ‚dulcissima coniunx'. — ‚carissime coniunx' 542, 7. Vgl. Le Blant 708, 2. Ovid. trist. III 4, 53. Stat. silv. III 5, 110. V 1, 11 ‚carissima coniunx'. — ‚gratissima coniunx' 856, 5. Ovid. fast. IV 669. Coripp. Iust. I 188.
543, 5 ‚sub iudice iusto' Hschl. Ebenso 778, 9. Kraus II 546, 7, 4. — ‚iudice iusto' als Hschl. auch Drac. Orest. trag. 902.
544 B 3 ‚vitaque cum gemitu' = Verg. Aen. XI 831. XII 952 (vielleicht ist auch der zweite mit f (Vergil ‚fugit') beginnende Halbvers der Inschrift nach Vergil zu gestalten).
545, 1 ‚funere duro' Hschl. Ebenso 768, 1.
545, 2 ‚— ⏑ in aeternam .... noctem'. Ebenso 428, 10.
546, 4 ‚o dulcis coniunx' Versanf. Ebenso 634, 2. Verg. Aen. II 777. Vgl. 654, 6.
555, 2 ‚luce serena' Hschl. Ebenso 556, 2. Sil. XIII 17. Iuvenc. I 480. Kraus II 684, 17 p. 352. — ‚luce serenus' Ennod. CCI 9 p. 165. — ‚luce serenum' Iuvenc. III 226. — ‚luce serenis' Paul. Nol. XXVIII 29. — ‚luce serenat' Cypr. Gall. Exod. 209.
557, 3 ‚adoleverat aetas' Hschl. Vgl. Verg. Aen. XII 438. Hor. sat. I 9, 34. Petron. carm. 39, 5 p. 117 B.[3] ‚adoleverit aetas'. — ‚adolesceret aetas' Stat. Theb. II 254.
565, 3 ‚condita saxo' Hschl. Vgl. 637, 5 ‚condere saxo'.
567, 2 ‚nomine dixit' Hschl. Vgl. 668, 2. 728, 3. Le Blant 477 A 9 ‚nomine dictus.' 575, 1. 682, 4 ‚cognomine dicta'. — Bei den Dichtern sind ähnliche Versausgänge ungemein häufig.
567, 4 ‚limin[e] vitae' Hschl. Ergänzt 679, 1. — ‚limina vitae' Ennod. XLVI 5 p. 46. Vgl. Zingerle I 60. — 569, 3 ‚vitaeque e limine raptus'. Vgl. Carm. de Sodoma 71 (Cypr. Gall. p. 216 P.) ‚limine raptum'. Paul. Nol. XXVI 313 ‚limine raptas'.
573, 2 ‚sede quiescit' Hschl. Ebenso Carm. de res. mort. 250 (Cypr. III p. 318 H.). Cypr. Gall. Iud. 760. — ‚sede quiescent' Lucan. VIII 768.
576 B 1 ‚quod potui' Versanf. Ebenso Ovid. her. VIII 3. Vgl. Buecheler zu 270, 2.
577, 3 ‚perferre laborem' Hschl. Ebenso Verg. Georg. II 343. Aen. V 769. — ‚sufferre labores' 850, 1 (vgl. Buecheler). Coripp.

Joh. IV 413. VII 399. — ‚sufferre laborem‘ Enn. ann. 432 M. Cat. dist. III 6, 2.

577, 6 ‚imitare priora‘ Hschl. Vgl. Claud. carm. min. XXIX 32 p. 239 ‚imitata priores‘.

577, 8 ‚saecula vita‘ Hschl. Vgl. Manil. V 475. Iuvenc. IV 811. Claud. Ruf. II 473. Paul. Nol. IV 19 ‚saecula vitam‘. — ‚saecula vitae‘ Ovid. met. III 444. XV 395. Paul. Nol. XVI 298. Paulin. epigr. 12 (Poet. christ. min. I p. 503). — ‚saeculi vitam‘ 693, 3. — ‚saeculi vita‘ Commod. apol. 608.

584, 1 ‚ingenio virtute modo doctrina decore‘. Derartige asyndetische Häufungen auch 255, 4 (Subst.). 618, 4 (Verba). 765, 1 (Subst.). 782, 2. 787, 16. 843 (Adjekt.). Dam. 6, 4 S. 26. 8, 1 S. 27 (Subst.). tit. Gall. 19, 1 p. 193. Ven. Fort. IV 4, 21. Ennod. CXCVIII 5 p. 164 (Adjekt.) u. ö. Vgl. Le Blant, Nouveau recueil des inscriptions chrétiennes de la Gaule (Paris 1892) p. 337. Diese Blätter XXIV 102.

587, 1 ‚stamina filo‘ Hschl. Ebenso Sil. I 282. Drac. carm. min. X 260. Ven. Fort. Vit. Mart. II 259.

587, 5 ‚sumeret annos‘ Hschl. Vgl. Stat. silv. III 1, 161 ‚resumeret annos‘. Claud. rapt. Pros. I 34. Carm. de provid. div. 382 ‚consumeret annos‘.

588, 1 ‚sede perenni‘ Hschl. Ebenso Le Blant 42, 3. Huebner, Inscript. Hisp. christ. 218*a 8. Paul. Alb. c. 2, 8 (III p. 142 Tr.).

588, 6 ‚crudeli funere — —‘. Ebenso Ven. Fort. Vit. Mart. I 180. App. 8, 1. Vgl. Kraus II p. 346.

591, 3 ‚aeterna in luce ⏑ — —‘. Ebenso Ven. Fort. IV 25, 11. — Vgl. Ven. Fort. III 23, 21 ‚aeternae lucis ⏑ — —‘. I, 2, 27 ‚aeternum in lumen ⏑ — —‘.

597, 1 ‚pia dona ⏑ — —‘. Ebenso Anthol. lat. 199, 22. Paul. Nol. XIX 309. Cypr. Gall. Exod. 948. Ven. Fort. III 21, 5. VIII 3, 157.

602, 1 ‚non [sanabile] vulnus‘. Hschl. Vgl. Ovid. rem. am. 101 ‚sanabile vulnus‘. Sil. X 415 ‚non medicabile vulnus‘.

603, 5 ‚lux alma ⏑ — —‘. Ebenso Ovid. met. XV 664. Iuvenc. I 593. Bernow. carm. 31, 13 (I p. 424 D.). Vgl. 746, 8.

603, 6 ‚coiugi sanctae‘ Hschl. Vgl. 640, 1 ‚coniuge sanctae‘ (= ‚sancte‘). 512, 8 ‚coniuge sanctam‘.

608, 4 ‚funere mersit‘ Hschl. Ebenso 588, 5. Claud. bell. Gild. 410.

609, 1 ‚requiescunt ossa sepulchro‘. Vgl. 793, 1 ‚requiiscit ossa sepulchrum‘. 501, 1 ‚requiescunt ossa sepulta‘. — ‚ossa sepulchro‘ als Hschl. auch Prop. IV 1, 37 M. Prud. peristl. XI 173. Paul. Nol. XIV 97. Kraus II 271, 1, 6. — ‚ossa sepulcrum‘ 678, 5. — ‚ossa sepulchris‘ Verg. Georg. I 497. — ‚requiescant ossa ⏑ — —‘. Paul. Nol. XXI 640. Mico C 1 (Poet. aev. Carol. III p. 334).

610, 2 ‚transcurrere vitam‘ Hschl. Vgl. Prosper de ingrat. 233 ‚decurrere vitam‘.

610, 13 ‚distincta metallo‘ Hschl. Ebenso Lact. Phoen. 131. 141. Claud. cons. Stil. II 446. Tit. cod. Pal. 10, 2 (I p. 105 D.).

612, 2 ,pia membra ◡ — —'. Ebenso 638, 4. Le Blant 26, 3. Dam. 15, 1 S. 29.
614, 2 ,nomen dulce suis' Versanf. Vgl. Ven. Fort. App. 7, 1 ,nomen dulce mihi'. — ,nomen dulce' als Versanf. auch 696, 3.
614, 4 ,sorte parentes' Hschl. Ebenso 742, 3.
618, 2 ,post fata superstes' Hschl. Ebenso 701, 3. Dracont. Orest. trag. 472. Symm. epigr. in Boet. 5 (Boet. consol. p. 146 P. = Baehrens, PLM) (V p. 419). — ,fata superstes' als Hschl. auch 467, 2. Verg. Aen. XI 160. — ,post busta superstes' Ennod. L 1 p. 67. CCCXXV 9 p. 241. Epitaph. Ennod. p. LVIII Vog.
629, 8 ,corde dolorem' Hschl. Ebenso Verg. Aen. I 209.
635, 2 ,q[uae]sita labori' (d. h. ,labore') Hschl. Vgl. 761, 1 (Dam. App. I 1 S. 34 A.). Lucret. II 730. V 213. Claud. Mar. Vict. Al. II 81 ,quaesita labore'.
638, 4 ,membra cubili' Hschl. Ebenso Catull. 68, 29. Sil. VI 73. VII 287. XII 8. Claud. Eutrop. II 436. Cypr. Gall. Gen. 641. Alcim. Avit. VI 458.
639, 3 ,[mis]erabile funus' Hschl. Ebenso Ovid. met. XIV 751.
640, 2 ,clara genus' Versanf. Ebenso Sil. II 557.
640, 2 ,plena pudoris' Hschl. Ebenso Colum. X 102. Laus Pis. 106. Aus. ord. urb. nob. 9 p. 145.
649, 10 ,anxia caras' Hschl. Der ganze Vers lautet ,nec valuere preces, quas fuderat anxia caras'. An Stelle des letzten Wortes vermutet Buecheler mit Recht ,curis' oder ,cura'. Vgl. für jenes Ovid. met. IX 275. Val. Flacc. II 113. IV 7. Stat. silv. III 4, 71. Iuvenc. IV 307. — ,anxia cura' (,cura' Nom.) als Hschl. Aus. domest. IV 29 p. 22. Avien. perieg. 978. Paul. Nol. XXVIII 286. — ,anxia curas' Stat. silv. V 1, 119. Alc. Av. VI 73.
650, 4 ,saecula fama' Hschl. Ebenso Ovid. met. XV 878. Lucan. VII 208. — ,saecula famae' Paneg. in Mess. 112. Lucan. VIII 74. Phocas Vit. Verg. 64.
654, 5 ,iuvenalibus annis' Hschl. Ebenso Ovid. fast. V 273. Stat. Theb. I 486. Aus. Protr. ad nepot. 38 p. 263.
654, 9 ,solacia luctus' Hschl. Vgl. Zingerle I 70.
657, 2 ,[sup]eris concessit ab or[is]' = Verg. Aen. II 91. Vgl. Prud. Ditt. 171 ,superas simul ivit ad oras'.
661, 1 ,praeconia laudis' Hschl. Ebenso Paneg. in Mess. 177. Paul. Petric. Vit. Mart. VI 341. Vgl. Ovid. ex P. IV 8, 45. Orient. comm. I 371 ,praeconia laudum'. Le Blant 183, 7 ,praeconia laudes'.
661, 8 ,pace perennem' Hschl. Vgl. 705, 2. 791, 2 ,pace perenni'. — ,pace perennet' Ovid. fast. I 721.
662, 6 ,lumine claro' Hschl. Ebenso Catull. 64, 407. Avien. Arat. 484. Anthol. lat. 551, 1. Iuvenc. II 238. Carm. de res. mort. 130 (Cypr. III p. 313).
666, 3 ,vixerit annos' Hschl. Ebenso Orient. comm. II 215. — ,vixerat annos' 720, 6. — ,vixerit annis' Le Blant 409, 1. —

‚viximus annos' 560, 3. Paul. Nol. XII 16. — ‚viverent annos' 595, 2. — ‚viveret annis' 745, 1. — ‚advixeris annos' Anthol. lat. 354, 3 (Conjekt.). Vgl. 613, 6.

667, 1 ‚vita et corpore purus'. Vgl. Orient. comm. I 437 ‚corde ut corpore purus'. Cypr. Gall. Exod. 734 ‚mente et corpore puris'. — ‚corpora pura' als Hschl. Cypr. Gall. Num. 160.

667, 4 ‚caelesti lege sacerdos'. Vgl. 787, 28 ‚caelesti lege magister'. — ‚lege sacerdos' als Hschl. auch Ven. Fort. II 9, 35.

668, 2 ‚corporeos rumpens nexus'. Vgl. 743, 3 ‚corporeos nexus linquens'.

669, 9 ‚mortalia linquens' Hschl. Ebenso 778, 5.

670, 4 (Dam. 35 S. 22) ‚solo contenta pudore'. Vgl. Dracont. carm. min. X 206 ‚tantum contenta pudoris' (Amend S. 11). — ‚sola contenta ◡ — —' Verg. Aen. XI 583.

671, 1 (Dam. 18 S. 30) ‚nomine Felix' Hschl. Ebenso Le Blant 377, 2. Dam. 9, 1 S. 27. Paul. Nol. XII 1. XIII 19. XIV 95.

671, 2 ‚principe mundi' Hschl. So öfters bei Damasus. Vgl. Amend S. 17. Kraus II 616, 1, 2.

671, 3 ‚caelestia regna petisti'. Ebenso 737, 9. Vgl. Coripp. Just. I 144. Alc. Av. VI 302 ‚caelestia regna petivit'. — ‚caelestia regna' an gleicher Versstelle 772, 4. 788, 2. Iuvenc. III 526. IV 197. Arator I 707. 942. 972. Vgl. Le Blant I p. 284. Zingerle II 47. — ‚regna petisti' als Hschl. Martial. VII 64, 3. ‚regna petivit' Carm. adv. Marc. V 117. ‚regna petentis' Prob. praef. 12. Vgl. Kraus II 373, 2, 6. ‚regna petentes' Drac. carm. min. VIII 248. ‚regna petamus' ib. 533.

671, 4 ‚o vere pretiosa fides' = Paul. Pretricord. Vit. Mart. II 677 (Lit. Centralbl. 1895, 498).

672, 3 (Dam. App. II 4 S. 36) ‚praemia vitae' Hschl. Ebenso 777, 4. Dam. 2, 12 S. 25. 4, 8 S. 26. tit. Gall. 9, 25 p. 187. Lucret. III 897. V 1149. Carm. de res. mort. 42 (Cypr. III p. 310). Sedul. p. c. I 341 (vgl. dazu Huemer p. 366). Orient. comm. I 1. Claud. Mar. Vict. Al. III 671. Arat. act. ap. I 471. — ‚praemia vita' Catull. 64, 157.

673, 10 (Dam. App. II 2 S. 36) ‚membra quiescunt' Hschl. Ebenso 748, 1. Le Blant 628, 9. Dam. 24, 1 S. 32. Ven. Fort. IV 7, 9. Lucret. IV 761. Iuven. XIII 218. Mico naen. 34, 1 (Poet. lat. aevi Carol. III p. 311). Kraus II 217, 1, 1. — ‚membra quierunt' Hilar. Maccab. 393.

681, 9 ‚praemia reddi' Hschl. Ebenso Carm. adv. Marc. I 197. Vgl. 816, 2 mit Buechelers Anm. — ‚praemia reddit' Dam. 12, 2 S. 28. Sil. IV 789. — ‚praemia reddunt' Ven. Fort. I 15, 35.

682, 1 ‚quod dulcis nati' Versanf. Ebenso Claud. Mar. Vict. Al. I 386. Vgl. Verg. Aen. IV 33 ‚nec dulcis natos'.

682, 3 ‚dolorem sine fine dedi'. Vgl. Verg. Aen. I 279 ‚imperium sine fine dedi'.

682, 6 ‚sumeret ortum' Hschl. Ergänzt 660, 6.

682, 10 ‚madescant lumina fletu'. Vgl. Stat. Theb. V 278

,maduerunt lumina fletu'. — ,lumina fletu' als Hschl. auch Catull. 68, 55. Ovid. met. IV 674. Val. Flacc. II 464. Stat. Theb. V 728. XII 49. — ,lumina fletus' Catull. 64, 242. Stat. silv. V 1, 32. Theb. IX 601. Val. Flacc. VII 483. — ,lumina fletum' Orient. comm. II 387.

684, 6 ,sub iudice Christo' Hschl. Ebenso 783, 2. — ,iudice Christo' als Hschl. auch Paul. Nol. X 188. XVIII 146. XXVI 367. Paul. Petric. Vit. Mart. I 138. III 59. Dedikationsgedicht einer Bamberger Handschrift. in Leitschuhs Katalog I 67. — ,iudice Christus' Arat. act. ap. I 358.

684, 7 ,concusserit orbem' Hschl. Vgl. (Verg.) Catal. 12, 3 ,concusserat orbem'. Anthol. lat. 749, 9.

686, 1 ,hic pietas, hic prisca fides'. Vgl. Paul. Nol. epist. XXXII 11 p. 287, 1 ,hic pietas, hic alma fides'. tit. Gall. 21, 9 p. 194 ,hos pietas, hos prisca fides'. 3, 11 p. 184 ,te pietas, te clara fides. Stat. Theb. II 462 ,haec pietas, haec magna fides'. Sil. XIII 749. Prud. c. Symm. II 503 ,o pietas, o sancta fides'. Coripp. Joh. VIII 63 ,heu pietas! ubi sancta fides?' Ven. Fort. Vit. Mart. II 217 ,o pietas et celsa fides'. Lauter Variationen über das Thema ,heu pietas, heu prisca fides' (Verg. Aen. VI 878).

688, 3 ,[viv]ere Christus' Hschl. Vgl. Paul. Nol. X 284. XXXI 499. Bonifat. carm. 7, 3 (I p. 19 D) ,vivere Christo'. Paul. Nol. X 294 ,vivere Christi'.

688, 4 ,contemnens fragilem ter[ren]i corporis usum'. Vgl. 698, 2 ,Pantagatus fragilem vitae cum linquerit usum'. Le Blant 23, 21 ,deseruit fragilis terrestris corporis usum'. Stat. Theb. VIII 738 ,odi artus fragilemque hunc corporis usum'[1]). Claud. carm. min XXVI 85 p. 233 K. ,et fragilem nostri miseratus corporis usum'. Drac. carm. min. IX 24 ,fragiles et corporis usus'. — ,corporis usum' als Hschl. auch Ovid. met. I 408. — ,corporis usus' Iuvenc. I 514. Prud. c. Symm. II 989. Drac. d. d. II 469. Arat. act. ap. II 198. — ,corporis usu' Iuvenc. II 89. Paul. Nol. XXV 173. Sedul. p. c. III 91. Alc. Av. I 112. IV 176. V 73.

688, 11 ,culmine summus' Hschl. Vgl. Verg. Georg. I 402. Aen. VII 512. Manil. III 593. V 384. Stat. Theb. II 479. Iuvenc. I 244. Carm. ad senat. 24 (Cypr. Gall. p. 228 P.) ,culmine summo'. — ,culmina summi' Ven. Fort. I 9, 5.

688, 12 ,limina Christe' Hschl. Ergänzt 681, 1. — ,limina Christi' Le Blant 171, 1. Paul. Petric. Vit. Mart. IV 304.

688, 15 ,floribus hortos' Hschl. Vgl. Ovid. ex P. III 4, 63 ,floribus horto'. Manil. V 256 ,floribus hortum'. Colum. X 286 ,floribus hortus'.

688, 16 ,sidera caeli' Hschl. — ,caeli' ergänzt 544 B 5. Vgl. Zingerle I 51.

---

[1]) Diesen Vers citiert der Gallier Claudianus Mamertus de stat. an. I 20 p. 71 E.

689, 1 ,pace quiescit' Hschl. Ebenso 690, 1. 765, 3. Verg. Aen. I 249. Ergänzt 684, 10. — ,pace quiescat' 732, 3. Kraus II 100, 2. — ,pace quiesce' 737, 10. — ,pace quiesco' 724, 8. tit. Gall. 23, 6 p. 195. — ,pace quievit' Carm. adv. Marc. III 207. — ,pace quietam, quietum' 656, 3. 9. — ,pace quietos' Lucret. VI 73. Lucan. V 35. — ,pace quietas' Prud. c. Symm. I 461. — ,pace quieta' Stat. Theb. III 372 (einige Handschriften ,serena'). Sil. V 40. XVI 683.

694, 1 ,. . [ins]ignebus pariter et nomin[e clarus]'. Der Anfang des Verses ist vielleicht durch ,factis' gebildet worden. Vgl. Paul. Petric. Vit. Mart. III 267 ,factoque et nomine Clarus. — ,nomine Clarus'[1]) als Hschl. auch Paul. Nol. epist. XXXII 6 p. 281, 11. ,nomine clarum' Ovid. Ib. 299. Ser. Sam. 471. ,nomine claro' Anthol. lat. 613, 3. — Zu ,pariter et nomine — —' vgl. 700, 1. Dam. 9, 1 S. 27 ,pariterque et nomine — —'.

694, 3 ,— ◡ ◡ erdotii tenuit qui sede coron[am]'. Für die wahrscheinlichste Ergänzung des Anfanges halte ich mit Duchesne, Fastes épiscopaux de l'ancienne Gaule I (Paris 1894) p. 231 f. ,iura sacerdotii'. Vgl. Sedul. p. c. I 357 ,iura sacerdotii Lucas tenet'. Le Blant 25, 1 ,ecce sacerdotum tenuit qui iura sacerdus'. Ven. Fort. V 3, 9. IX 9, 7 (iura sacerdotii' Versanf.). Auch an ,iure sacerdotii' (so als Versanf. Ven. Fort. III 6, 28. Vit. Mart. III 391. Vgl. Paul. Nol. XV 112 ,iure sacerdotis veneranda insignia nanctus'. Paul. Petr. Vit. Mart. II 85) könnte man denken.

695, 1 ,cursibus annos' Hschl. Ebenso 778, 1. Bernow. carm. 27, 17 (I p. 423 D). — ,cursibus annus' tit. Gall. 17, 5 p. 192. Ovid. fast. III 43. — ,cursibus anni' Cypr. Gall. Num. 98.

696, 6 ,migravit ad astra' Hschl. Ebenso Kraus II 328, 9.

698, 10 ,in luce superna' Hschl. Ebenso Lucan. VI 733.

698, 18 ,abstulit hunc rebus decimo mors invida lustro'. Vgl. tit. Gall. 6, 23 p. 185 ,quam cum post decimum rapuit mors invida lustrum'. — ,mors invida' an gleicher Versstelle auch Ven. Fort. IV 26, 47. Anthol. lat. 345, 1 (Epitaph). Alc. Av. VI 191. Vgl. 429, 2 ,mors me invida traxit'. — Nach der Penthemimeres 647, 3. Nemes. eclog. I 47. Vgl. das mittelalt. Epitaph bei J. Werner, N. Archiv XX 652.

700, 1 ,meritis pariterque et nomine Celsa'. Vgl. Paul. Nol. XXXIV 1 f. ,ante puer patribus claris et nomine avito Celsus erat, sed nunc celsus agit merito'. Zur Verbindung ,meritis et nomine' vgl. C. J. L. XI 299, 1 ,templa micant Stephani meritis et nomine sacra'. Histor. Jahrb. d. Görresgesellsch. XV (1894) S. 96 A. 1. Zeitschr. f. d. österreich. Gymn. XLV (1894) S. 1077 A. 2. — ,nomine, non merito' tit. Gall. 23, 6 p. 195. Hincmar. carm. 8, 1 (Poet. lat. aevi Carol. III p. 420).

703, 5 ,dilectus amore' Hschl. Ebenso Ovid. Ib. 293.

703, 6 ,munere vitae' Hschl. Ebenso Auson. domest. II 11 p. 18.

---

[1]) ,nomine clarus' Kraus II 293, 3. 296, 1 p. 141. 488, 1. u. ö.

Cypr. Gall. Gen. 1388. Iud. 523. Claud. Mar. Vict. Al. I 179. — ‚munera vitae‘ Martial. III 6, 5. Sil. XIV 177. Laud. Dom. 24. Avien. Arat. 886. Iuvenc. II 229. 769. IV 346. 455. Paul. Nol. XXXII 227. Claud. Mar. Vict. Al. I 344. Rust. Help. de Jesu benef. 149. Priscian. laud. Anast. 206. Maxim. I 231. Drac. d. d. II 574. III 466. Arat. act. ap. I 591. 845. Anthol. lat. 62, 1. — ‚munere vitam‘ Iuvenc. II 187. Paul. Petric. Vit. Mart. I 349. — ‚munera vitam‘ Ovid. her. III 149. — ‚munia vitae‘ Cypr. Gall. Gen. 959. Kraus II 147, 1, 2. 288, 9.

704, 1 ‚corpore vitae‘ Hschl. Ebenso Kraus II 616, 1, 15. Vgl. Prop. III 22, 57 M. Ven. Fort. II 16, 27 ‚corpore vitam‘. Le Blant 380, 6. 543, 2. Huebner 165, 3. Hom. lat. 525. Carm. de res. mort. 192 (Cypr. III p. 316) ‚corpore vitam‘. Carm. de provid. div. 530. Arat. act. ap. I 26 ‚corpora vitam‘.

704, 2 ‚vel cunctis exuta malis‘. Vgl. 748, 11 ‚nam cunctis exuta malis‘[1]).

704, 3 ‚mille labores‘ Hschl. Ebenso Verg. Aen. VIII 291. Sil. VI 386. Martial. V 22, 9.

704, 20 ‚fluvialibus undis‘ Hschl. Ebenso Ovid. met. I 82.

705, 3 ‚paradisi sede ⏑ — —‘. Ebenso Venant. Fort. Vit. Mart. III 375. — ‚paradisi in sede‘ Paul. Nol. XXV 103.

705, 5 ‚flore coronam‘ Hschl. Ebenso Tibull. II 1, 59. — ‚flore coronis‘ Ovid. fast. I 345. — ‚flore coronas‘ Anthol. lat. 573, 1. Prud. psychom. 355. — ‚flore coronat‘ Kraus II 677, 2.

705, 6 ‚praemia legis‘ Hschl. Ebenso Carm. de res. mort. 95 (Cypr. III p. 312). Vgl. Alc. Av. I 301 ‚praemia lege‘.

705, 9 ‚tempora mense‘ Hschl. Vgl. Ovid. fast. III 383. Avien. Arat. 1329. Cypr. Gall. Exod. 707 ‚tempora mensis‘. — ‚tempora mensum‘ Lact. Phoen. 27. — ‚tempore menses‘ Alc. Av. IV 537. — ‚tempora menses‘ vers. de comp. horol. 1 bei Reifferscheid, Suet. rell. p. 300.

705, 10 ‚limina caeli‘ Hschl. Ebenso Hilar. Gen. 154 (Cypr. Gall. p. 237 P.). Vgl. Claud. cons. Stil. III 287 ‚limine caeli‘.

706, 7 ‚vertice crinem‘ Hschl. Vgl. zuletzt diese Bl. XXX 639.

706, 10 ‚carpere vitam‘ Hschl. Ebenso 718, 1. Alcuin. inscr. loc. sacr. 11, 4 (I p. 315 D.).

707, 8 ‚pectore laeto‘ Hschl. Ebenso Lucan. IX 1039. Dracont. d. d. I 83. Alcuin. c. XCVIII 1, 13 (I p. 322). — ‚pectora laeta‘ Lucan. IX 1106.

707, 11 ‚gratia Christi‘ Hschl. Ebenso tit. Gall. 18, 6 p. 193. Commod. instr. II 16, 20. apol. 606. Iuvenc. IV 803. Paul. Nol. epist. XXXII 5 p. 280, 12. carm. XVI 283. XVIII 166. 182. Orient. comm. I 247. Paul. Petric. Vit. Mart. II 544. Turc. Ruf. Ast. carm. 3 in Huemers Sedulius p. 307. Prosper de ingrat. 17. 165. 240 u. ö. Arat. act. ap. I 1059. Ven. Fort. VIII 3, 315.

709, 1 ‚resonant praeconia vitae‘. ‚resonant praeconia‘ an

[1]) Vgl. Fronto p. 233 N. ‚corporis malis exutus‘.

gleicher Versstelle 712, 11. — ‚praeconia vitae' als Hschl. auch Lucan. IV 813. Aus. parent. 19, 5. Carm. adv. Marc. III 92.

709, 3 f. ‚liliis ceu vernantibus artus conservans ab alvo intemerataque celso de ore vehens membra'. ‚ab alvo' fasse ich = ‚ἐκ κοιλίας μητρός' (‚i: albo' Buecheler). Vgl. Flor. Anthol. lat. 249, 1 ‚qui mali sunt, non fuere matris ab alvo (‚ἐκ γαστρός' Theognis) mali'. Paul. Nol. XX 244 f. ‚matris ab alvo claudentem' Ap. Sid. carm. II 36. — Die Worte ‚celso — vehens' sind ‚celso deo revehens' abzuteilen. Vgl. Ven. Fort. IV 6, 7 ‚inmaculata deo conservans membra pudore'. Le Blant 409, 4 ‚revehens coelo pro meritis animam'. Prud. c. Symm. II 1078 ‚membra intemerata'.

709, 14 ‚aethera pulsat' Hschl. Ebenso Coripp. Joh. VIII 311. Iust. III 43. Vgl. Stat. silv. IV 1, 6 ‚aethera pulset'.

712, 16 ‚laude coronam' Hschl. Ebenso Hor. sat. I 10, 49. Vgl. Ven. Fort. V 6, 31 ‚laude coronae'.

712, 21 ‚nec non et' Versanf. Ebenso 733, 4. Huebner 23a, 13. Verg. Aen. I 707. 748. III 352 u. ö.

712, 25 ‚sede beati' Hschl. Ebenso Alcim. Avit. I 300. — ‚sede beata' Alcim. Av. III 271. Cipr. et Sams.c. 1, 20 (III p. 144 Tr.).

712, 26 ‚signa salutis' Hschl. Ebenso Germ. Arat. 399 B. Paul. Petric. Vit. Mart. I 162. III 226. Arat. act. ap. I 455. Alcuin. carm. XCIX 13, 11 (I p. 326 D.). CIX 11, 1 (p. 337).

713, 1 ‚munere Christi' Hschl. Ebenso 742, 1. Ven. Fort. IV 13, 11. Paul. Nol. XIII 32. XV 32. XXIII 230. Paul. Pell. euch. 227 (dazu Brandes p. 300). Paul. Petric. Vit. Mart. IV 580. Prosp. de ingrat. 532. Carm. de provid. div. 146. Ennod. CCCLXII p. 260, 14. Ven. Fort. VI 1a, 33. — ‚munera Christi' 858, 1. Le Blant 698, 6. Iuvenc. I 419. II 361. 381. Prob. Cent. 23. Paul. Nol. epist. XXXII 6 p. 281, 6. carm. XXVII 43. Paul. Petric. Vit. Mart. IV 344. V 75. Drac. d. d. III 232. Arat. act. ap. II 104. Ven. Fort. App. 9, 23. — ‚munere Criste' 769, 4. — ‚munere Christus' Paul. Nol. XXIII 329. XXXI 3. Alc. Av. VI 250. Arat. act. ap. I 933. II 233. — ‚munera Christus' Iuvenc. I 419. III 32. — ‚munera Christo' Arat. act. ap. II 912.

715, 5 ‚Christo medicante ◡ — —'. Ebenso Paul. Petric. Vit. Mart. II 705. Vgl. Sedul. p. c. IV 142 ‚domino medicante ◡ — —'.

716, 1 ‚— ◡ ◡ — geminis concludens'. Vgl. Paul. Petric. Vit. Mart. V 202 ‚— ◡ ◡ — geminis conclusit'.

718, 5 ‚omnibus unum' Hschl. Vgl. Zingerle II 51.

718, 7 ‚un[da l]abacri' Hschl. Ebenso Venant. Fort. IX 5, 9. Vgl. Orient. carm. III 89 ‚unda lavacrum'.

720, 8 ‚— — aetereas . . . . auras'. Vgl. Verg. Aen. VII 557 ‚— ◡ ◡ aetherias . . . auras'.

722, 4 ‚corpore mundo' Hschl. Ebenso Arat. act. apost. II 591. — ‚corpora munda' Carm. adv. Marc. I 20.

727 ist im wesentlichen, wie Rhein. Mus. L (1895) 154 f. gezeigt wurde, ein Cento aus dem Schlusse von Prudentius Hamartigenie.

734, 6 ‚placida sic pace repostus'. Vgl. Verg. Aen. I 249 ‚placida compostus pace'.
734, 10 f. ‚solacia magni parva tulit luctus'. Vgl. Auson. parent. 16, 11 ‚parva ingentis luctus solacia linquens'.
736, 1 ‚servavit honesti' Hschl. Vgl. Paul. Petric. Vit. Mart. VI 185 ‚servavit honestas'. Alc. Av. IV 168 ‚servabat honestam'.
736, 6 ‚miro suspexit amore'. Vgl. Verg. Aen. VII 57 ‚miro properabat amore'.
743, 7 ‚iure pe[rite]' Hschl. Vgl. Venant. Fort. Vit. Mart. II 393 ‚iure peritum'. Kraus, Inschr. d. Rheinl. II 78, 7 ‚iure peritus'. — ‚iure peritus' ergänzt 589, 1.
743, 8 ‚tur[ba piorum]' Hschl. Die Ergänzung wird bestätigt durch tit. Gall. 14, 7 p. 191. Dam. 26, 1 S. 33. Sil. XIII 552. Paul. Nol. app. III 35. Drac. d. d. II 163. — ‚turba piarum' Stat. Achill. I 366. Aus. dom. II 9 p. 18[1]).
748, 2 ‚castae velamine — —'. Vgl. 782, 10 ‚casto velamine — —'. Stat. Theb. X 58 ‚castae velamina — —'.
748, 5 ‚noxia . . . venena'. Mit den zwei nämlichen Worten beginnt und schliefst der Hexameter Claud. in Ruf. I 67. — Die gleiche Übereinstimmung herrscht zwischen dem trochäischen Verse 229, 2 ‚aureis . . . . litteris' und Prud. perist. I 2.
748, 11 ‚corpora condunt' Hschl. Vgl. Carm. var. 16, 1, 4 (II p. 662 D.) ‚corpora condens'. Arat. act. apost. I 679 ‚corpore condis'.
748, 24 ‚adventum sponsi nunc praestolantur ovantes'. Der Vers berührt sich auffällig mit dem in den Scholien zu Heirics Vita S. Germani V 4 (Poet. lat. aevi Carol. III p. 489) unter des Prudentius Namen angeführten Verse aus den Disticha Ambrosii (vgl. Traube, Hermes XXVII 158 f.) ‚praestolatur ovans sponsam de gentibus Isaac.'
748, 26 ‚prole parentes' Hschl. Ebenso Carm. adv. Marc. IV 44. Ven. Fort. V 13, 3. Vgl. Verg. Aen. I 75 ‚prole parentem'. Ven. Fort. IV 2, 5 ‚prole parentum'.
749, 7 ‚nomine Christi' Hschl. Ebenso 760, 10. Vgl. Zingerle II 50.
754, 1 ‚— ⏑ ⏑ hic ego sum' Versanf. Ebenso Ovid. trist. V 10, 37. Mart. VII 96, 1. Commod. instr. I 31, 6.
758, 1 ‚conduntur membra sepulti'. Vgl. Le Blant 61, 1. tit. Gall. 9, 5 p. 187 ‚conduntur membra sepulchro'. — ‚membra sepulti' als Hschl. Kraus II 367, 1. ‚membra sepulta' 756, 1.
759, 1 (Dam. App. II 10 S. 38) ‚ponere membra' Hschl. Ebenso Iuvenc. III 615. — ‚ponere membris' 302, 10. — ‚componere membra' Verg. Georg. IV 438. Iuvenc. III 84.
759, 5 ‚divitis aulam' Hschl. Vgl. Iuvenc. I 644 ‚divitis aula'. — ‚praedivitis aulae' Iuvenc. III 437. Claud. Ruf. II 142.

---

[1]) Der zu 744, 8 angeführte Vers aus dem Gedichte des „Antonius" (vgl. über dieses literarische Gespenst Bardenhewer, Patrologie S. 419) gehört dem Paulinus von Nola (XXXII 227 H.).



769, 12 ,breve omne quod bonum est'. Vgl. Venant. Fort. IV 10, 1. 17, 1. 26, 1 ,omne bonum velox'.

770, 1 ,munimene septum' Hschl. Vgl. Paul. Nol. XVI 96 ,munimine saepsit'.

770, 3 ,mente parentes' Hschl. Ebenso 787, 1. Vgl. Ovid. fast. I 497 ,mente parentis'.

770, 5 ,rector Olympi' Hschl. Ebenso (aufser Ovid und Lucan) Manil. I 916. Priscian. laud. Anast. 162. Claud. Mar. Vict. Al. II 546. Arat. act. ap. I 41. II 1117.

777, 5 ,munere dignus' Hschl. Ebenso Ovid. met. XV 122. Martial. VI 86, 3. Kraus II 583, 1, 9. — ,munere digni' Ovid. met. XIV 594. — ,munere dignas' Ovid. met. V 475. — ,munere dignae' Paul. Nol. VI 155. — ,munere digne' Paul. Nol. XX 255. — ,munere digna' (Verbum) Calv. fragm. II 7 in L. Müllers Catull p. 84. — ,munera dignus' tit. Gall. 11, 18 p. 189.

777, 9 ,longeva senectus' Hschl. Ebenso Cypr. Gall. Gen. 506. Jes. Nav. 524.

779, 1 ,munere reddi' Hschl. Vgl. Culex 414 ,munere reddit'. Ovid. ex P. IV 8, 35 ,munera reddi'. Anthol. lat. 20, 94 ,munera reddens.'

779, 5 ,corporis annus' (= ,annos') Hschl. Vgl. Sil. X 493 ,corporis annos'. Arat. act. ap. I 780 ,corporis annus'.

782, 5 ,virginitatis amore' Hschl. Vgl. Verg. Aen. XI 583. Aus. parent. 26, 3. Alc. Av. VI 103 ,virginitatis amorem'.

783, 10 ,mente benigna' Hschl. Ebenso Claud. Mar. Vict. prec. 56 (Poet. christ. min. I p. 361). Prosper de ingrat. 672. Priscian. laud. Anast. 48. 253. Venant. Fort. VI 3, 17. Kraus II 293, 17. — ,mente benignus' C. J. L. XI 319, 5. Le Blant 377, 3. Coripp. Joh. I 257. IV 250. Iust. III 236. — ,mente maligna' Catull. 68, 37. — ,mente malignus' Coripp. Joh. I 252. III 431. IV 222.

787, 3 ,sine felle columbam'. Vgl. Arator act. ap. I 661 ,sine felle columba'. Mico naen. 39, 5 (Poet. lat. aevi Carol. III p. 312) ,sine felle columbae'. — Ovid. met. I 537 ,sine labe columbas'.

787, 20 ,pectore puro' Hschl. Ebenso Lucil. 232 B. Hor. sat. I 6, 64. Culex 68. Coripp. Joh. IV 256. Alcuin. carm. LXXXVIII 4, 15 (I p. 306 D.). Hib. exul. 17, 1 (I p. 406 D.) u. ö.

787, 40 ,luce corusca' Hschl. Ebenso Sil. XIII 640. Coripp. Joh. IV 256. Iust. III 181. — ,luce coruscus' Symphos. aenigm. 221. Coripp. Iust. III 227. IV 371. Ven. Fort. Vit. Mart. II 290. — ,luce coruscum' Val. Flacc. I 486. Sil. I 463. Arat. act. ap. I 179. Ven. Fort. VIII 3, 141. — ,luce coruscans' Avien. Arat. 460. Paul. Petric. Vit. Mart. V 731. Ven. Fort. I 15, 105. IV, 25, 7. 27, 11. VI 2, 27. Vit. Mart. I 48. — ,luce coruscat' Hilar. Gen. 74 (Cypr. Gall. p. 234 P.). Ven. Fort. VII 14, 13. Paul. Diac. carm. 8, 27 (I p. 46 D). — ,luce coruscant' Stat. Theb. XII 432. Avien. Arat. 745. — ,luce coruscet' Prud. Psychom. 108.

787, 41 ,en tibi discrimen vehemens non sufficit annum'. Für ,annum' hat man schon vor Buecheler wohl mit Recht ,unum' vermutet. Vgl. Alc. Av. III 87, wo ,non sufficit unum', II 378, wo ,non sufficit unam', Ven. Fort. XI 9, 7, wo ,non sufficit unus' den Hschl. bildet. — ,sufficit unum' als Hschl. auch Prosp. de ingrat. 765. ,sufficit unus' Ven. Fort. VI 1, 78. ,sufficit uno' Ser. Sam. 308.

787, 47 ,concessa potestas' Hschl. Ebenso Lucan. II 76. Iuvenc. I 730. Carm. adv. Marc. III 120. Fardulf. carm. 2, 8 (I p. 353 D.).

787, 48 ,incola Christi' Hschl. Ebenso Paul. Nol. epist. XXXII 5 p. 279, 21.

787, 51 ,credimus omnes' Hschl. Ebenso Mico in fest. 36 (Poet. Carol. III p. 299).

788, 2 ,regna tenentis' Hschl. Ebenso Claud. Mar. Vict. Al. III 539. — ,regna tenentem' Anthol. lat. 1, 85 (cod. E. ,petentem' cett.). — ,regna teneret' Carm. de provid. div. 356.

790, 2 ,cardine mundi' Hschl. Ebenso Ovid. ex P. II 10, 45. Manil. I 605. II 868. Stat. Theb. XI 114. Sil. III 3. IV 779. Avien. Arat. 1157. Perieg. 764. Ap. Sid. VII 96. — ,cardine mundus' Manil. II 929. Cypr. Gall. Gen. 80. — ,cardine mundum' Manil. I 280. II 939. III 623. Alc. Av. V 620.

791, 1 ,corporis artos' (= ,artus') Hschl. Vgl. tit. Gall. 3, 13 p. 184. Ovid. met. VII 317. Ciris 198. Iuvenc. I 620. Avien. Arat. 813. 1108. Paul. Petric. Vit. Mart. V 287. 432. Coripp. Just. II 193. Kraus II 140, 9 ,corporis artus'.

793, 3 ,corda parentum' Hschl. Ebenso Drac. carm. min. VIII 104. Maxim. III 71. — ,corda parentis' Drac. carm. min. X 71. — ,corde parentum' Claud. Mar. Vict. Al. II 204. — ,corde parentes' Paul. Nol. XXXI 29. — ,corde parentis' Ven. Fort. III 9, 49. — ,corde parente' Prud. Ham. 556.

798 ,ista vorax fossa Dominici continet ossa'. Damit dürfte die Ergänzung für Kraus II 387, 1 ,. . . . . fossa Reginonis continet ossa' gegeben sein.

799, 2 ,quod sumus hoc eritis, fuimus quandoque quod estis'. Vgl. Kraus II 223, 2 ,nam quod es hoc fueram, quod sum nunc et eris'.

822, 1 ,stamina Parcae' Hschl. Ebenso Lucan. fragm. I 3 p. 328 H. Stat. silv. V 1, 169. Theb. VIII 13. Vgl. Lucan. III 19 ,stamina Parcas'.

839 ,mors exitu honesto'. Vgl. Prop. III 22, 38 ,exitus hic nobis non inhonestus erit'.

846 ,caelo cum venerit auctor'. ,cum venerit auctor' als Hschl. auch Arat. act. ap. II 840. Vgl. I 713 ,caelique agnoscitur auctor'.

853, 6 ,atria Christo' Hschl. Vgl. Prud. Apoth. 447. Paul. Nol. epist. XXXII 12 p. 287, 26 ,atria Christi'.

858, 6 ,praemia digna' Hschl. Ebenso Sil. IV 810. VII 202. Commod. instr. I 26, 38. Iuvenc. III 558. Vgl. Huebner 234.* 235.*

Verzeichnis der Hexameterschlüsse.

1.

adoleverat aetas 557, 3
aequora remis 295, 3
aetate iuventa 362, 3
aetatis adultae 526, 14
aethera pulsat 709, 14
animoque benigno 483, 6
anxia curis 649, 10
atria Christo 853, 6

caelestia regna 319, 2
cardine mundi 790, 2
care sodalis 491, 4
carpere vitam 706, 10
causa doloris 443, 7
causa salutis 250, 10
cernere lucem 392, 2
cerneris ullis 254, 10
cognoscere debes 306, 1
cognoscere lector 321, 1
concessa potestas 787, 47
concusserit orbem 684, 7
conderet arcem 289, 3
conderet artus 460, 2
condidit aulam 300, 2
condita saxo 565, 3
conpleverat annos 398, 1
coniuge cara 317, 2
coniuge casta 273, 11
coniuge dignus 517, 7
coniuge nati 387, 9
coniuge tali 516, 5
coniugi sanctae 603, 6
contenta marito 455
contenta pudore 670, 4
corda parentum 793, 3
corde dolorem 629, 8
corde maritus 480, 9
corpora condunt 748, 11
corpora fratrum 416
corpora natos 504, 1
corpore corpus 429, 6
corpore mundo 722, 4
corpore purus 667, 1
corpore sano 525, 4
corpore vitae 704, 1
corporis annos 779, 5
corporis artus 791, 1
corporis umbra 395, 3
corporis usum 688, 4
credimus omnes 787, 51
culmina montis 310, 6
culmine summus 688, 11
cum venerit auctor 846
cursibus annos 695, 1
curva senectus 509, 2

deduxerat annis 450 A 1
devia cursu 518, 4
digna marito 389, 1
digna merenti 248, 6
dilecta marito 385, 2
dilectus amore 703, 5
dimisit ad umbras 523, 4
distincta metallo 610, 13
divitis aulam 759, 5
dona salutis 310, 9
dona triumphis 279, 4
dulcissime coniunx 542, 4

ex hoste tropaeum 279, 23

facta parentis 296, 14
fama loquetur 437, 14
fama superstes 423, 5
fascibus annus 252, 3
fascibus auctum 251, 5
fastigia tecti 301, 6
fata dedere 377, 1
fata maritum 380, 2
fata negarunt 473, 3
fata tulerunt 417, 6
fata tyranni 285, 1
feliciter annos 511, 3
fila sorores 443, 5
flore coronam 705, 5
flore iuventae 465, 17
floribus hortos 688, 15
fluvialibus undis 704, 20
fonte salutis 302, 9
fulxit honore 323
funere duro 545, 1
funere mersit 608, 4
funere rapto 501, 2
funere tristi 446, 1
funus acerbum 403, 7

gaudia vitae 446, 2
gloria Christi 304, 8
grata parentum 403, 3
gratia Christi 707, 11
gratissima dona 431, 3

honoribus auctus 414, 2
hospita sedes 418, 2

imitare priora 577, 6
incola Christi 787, 43
inrita vota 386, 4
invida fata 465, 2
iudice Christo 684, 6
iuncta marito 384, 2
iunxit amorem 345
iure perite 743, 7
iussa tyranni 304, 2
iusta sepulchris 385, 6
iuvenalibus annis 654, 5

labitur undis 428, 12
laude coronam 712, 16
lege perenni 426, 13
lege sacerdos 667, 4
levita fidelis 310, 10
limina caeli 705, 10
limina Christe 688, 12
limine vitae 567, 4
linquere nato 474, 13
linquit amanti 386, 5
longaeva senectus 777, 9
longior aetas 404, 3
luce benigna 495, 9
luce corusca 787, 40
luce quiesco 514, 2
luce recessi 524, 3
luce reliquit 528, 4
luce serena 555, 2
luce superna 698, 10
lucis honores 495, 3
lumina fletu 682, 10
lumina noctem 428, 10
lumina vitae 395, 2
lumine claro 662, 6

marmore texi 516, 8
membra cubili 638, 4
membra lavacro 335
membra piorum 305, 2
membra quiescunt 673, 10
membra reliquat 512, 10
membra sepulchro 397, 4
membra sepulti 758, 1
membra sopore 481, 3
mensibus annos 465, 16
mente benigna 783, 10
mente paratis 301, 2
mente parentes 770, 3
mente probatus 465, 4
metuenda potestas 307, 8
migravit ad astra 696, 6
mille labores 704, 3
miserabile funus 639, 3
missile dextra 412, 2
mortalia linquens 669, 9
morte quiesco 513, 14
munera Bacchi 492, 18
munere Christi 713, 1
munere dignus 777, 5
munere functus 260, 2
munere lucis 445, 5
munere reddi 779, 1
munere vitae 703, 6
munimine septum 770, 1

nomine Christi 749, 7
nomine clarus 694, 1

nomine dignae 273, 5
nomine dixit 567, 2
nomine famam 327, 1
nomine fastos 325, 4
nomine Felix 671, 1
(non) sufficit unum 787, 41
nota propago 387, 3
novissima fata 379, 1
numina divum 432, 1

omnia praestat 307, 11
omnibus unum 718, 5
ossa quiescant 479, 9
ossa sepulchro 609, 1
ossa sepulta 497, 2

pace perennem 661, 8
pace quiescit 689, 1
pectora curis 271, 5
pectora palmis 398, 7
pectore laeto 707, 8
pectore puro 787, 20
pectore volnus 490, 5
pensa sorores 493, 8
perdere vitam 493, 6
perferre laborem 577, 3
pertulit annos 482, 3
pietate parata 474, 1
pietate parentis 249, 20
pignora certa 476, 2
pignus amoris 480, 6
plena pudoris 640, 2
pollice chordas 489, 3
pondere clausus 462, 3
ponere membra 759, 1
populique patresque 327, 2
post fata superstes 618, 2
praeconia laudis 661, 1
praeconia vitae 709, 1
praemia digna 858, 6
praemia legis 705, 6
praemia reddi 681, 9
praemia vitae 672, 8
principe mundi 671, 2
prole parentes 748, 26

quaesita labore 635, 2

rector Olympi 770, 5
reddere vitam 386, 6
regia caeli 305, 3
regna petisti 671, 3
regna tenentis 783, 2
robore pollens 409, 4
rumore secundo 252, 2

saecula fama 650, 4
saecula nomen 275, 2
saecula vita 577, 8
saeva tyranni 278, 4
sanabile vulnus 602, 1
scire laboras 420, 1
securu(s) quiesco 375, 2
sede beati 712, 25
sede locavi 251, 4
sede perenni 583, 1
sede quiescit 573, 2
semper ubique 437, 4
servat honorem 256, 4
servavit honesti 736, 1
sidera caeli 688, 16
sidera laudes 306, 7
si dicere fas est 371, 8
signa salutis 712, 26
simulacra deorum 465, 10
(sine) crimine vitae 485, 4
sine crimine vixit 382, 4
sine felle columbam 787, 3
sociata marito 387, 2
solacia luctus 654, 9
solacia morte 528, 5
solacia vitae 480, 3
sorte parentes 614, 4
spiritus ore 457, 2
stamina filo 587, 1
stamina fuso 501, 6
stamina Parcae 822, 1
sub iudice iusto 543, 5
sumeret annos 587, 5
sumeret ortum 682, 6
summa potestas 249, 22
superare laborem 310, 5
superaret honorem 302, 7
supplice voto 253, 7
sustulit alis 346, 1

talia fata 473, 10
templa locavit 265, 2
tempora flore 492, 12
tempora mense 705, 9
tempora vitae 249, 18
tempore longo 474, 5
tempore veris 465, 9
temporis annus 457, 3
transcurrere vitam 610, 2
trieteride sexta 539, 1
turba piorum 743, 8

unda lavacri 718, 7

venerare sepulchrum 307, 12
vertice crinem 706, 7
victima sacris 465, 8
viduata marito 433, 4
virginitatis amore 782, 5
virtute beatus 414, 1
virtutis honorem 520, 3
viscera ferro 441, 2
viscera terrae 310, 7
visere regna 422, 2
vita beata 471, 3
vitibus uvae 468, 5
vivere Christus 688, 3
vixerit annos 666, 3
voce loquentem 513, 3
vota parentum 376, 5

2.

aeterna in luce ⏑ — — 591, 3
aurata fronte ⏑ — — 264, 2
Baccheia munera — — 280, 1
caelestia regna ⏑ — — 671, 3
caelesti lege ⏑ — — 667, 4
castae velamine — — 748, 2
Christo medicante ⏑ — — 715, 5
crudeli funere — — 588, 6
devota mente ⏑ — — 301, 2
dulcior nectare — — 318, 4
dum pendet in aëre — — 427, 5
fatis — — ⏑ iniquis 373, 3
fato ⏑ ⏑ — ⏑ acerbo 404, 6
fatorum — ⏑ ⏑ ordo 432, 5
fraudatur luce ⏑ — — 514, 2
lux alma ⏑ — — 603, 5
miro ⏓ — ⏑ amore 736, 6
mors invida — — 698, 18
nova sidera — — 306, 7
numero crescente ⏑ — — 249, 15
paradisi sede ⏑ — — 705, 3
pariter(que) et nomine — — 694, 1
pia dona ⏑ — — 597, 1
pia membra ⏑ — — 612, 2
resonant praeconia — — 709, 1
saeclorum in saecula — — 302, 4
spes grata ⏑ — — 403, 3
superas — — ⏑ ⏑ auras 279, 18
tum deinde ⏑ — — 371, 6

Verzeichnis der Hexameteranfänge.

Verzeichnis der (auffälligeren) Berührungen mit Dichterstellen.

Verzeichnis der kritisch besprochenen Stellen.

München, April 1895[1]). Carl Weyman.

Ein Beitrag zur antiken Paläontologie.

Die Einleitung zu Prof. von Zittels Paläontologie einerseits und dann Prof. Günthers Aufsatz „Geschichte der antiken Naturwissenschaften", abgedruckt in dem Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft von Iwan von Müller (Band 5, Abteilung 1), veranlaſsten mich, der Frage näher zu treten, inwieferne man von einer antiken Paläontologie sprechen könne, und ob und wie sich die Alten die zahlreichen Funde zu erklären versuchten. Es bildet also die Beleuchtung jener Klassikerstellen, welche obige Fragen berühren, sei es daſs diese Berichte kritiklos schildern, oder aber bereits eine feste Stellung in dieser Beziehung einnehmen, den Inhalt der folgenden Zeilen.

[1]) Die Arbeit war der Redaktion bereits vorgelegt, als das 2. Heft des Rhein. Mus. von 1895 mit dem Aufsatze von Hosius „Römische Dichter auf Inschriften" mir zu Gesicht kam. Es liegt in der Natur der Sache, daſs wir in einer Reihe von Beobachtungen zusammengetroffen sind. Vgl. jetzt auch M. Ihms treffliche Damasusausgabe und dazu meine Anzeige in der Wochenschr. f. klass. Philol. 1895 Juli.

Der erste Teil dieser Abhandlung soll sich mit denjenigen Stellen beschäftigen, welche auf organische und unorganische Reste der Vorwelt Bezug nehmen. Der Fachmann wird in diesem Abschnitte auf einige bereits bekannte Punkte stofsen, die in der mir leider etwas zu spät bekannt gewordenen Abhandlung von Lasaulx „Die Geologie der Griechen und Römer“, München 1851 bereits ihre Würdigung gefunden haben. Ich hielt es jedoch nicht für angemessen, dieselben zu übergehen, da sie einerseits dazu dienen, ein vollständiges Bild zu liefern, andererseits ihre Verwendung hier eine ganz andere ist, als in der oben citierten Schrift.

Im zweiten Teile, dem meines Wissens eine Vorarbeit nicht vorangegangen ist, soll untersucht werden, ob die bei verschiedenen Schriftstellern erwähnten *ἰχθύες ὀρυκτοί* mit Recht als Anfänge einer antiken Paläontologie betrachtet werden dürfen.

1. Teil: Berichte der Schriftsteller.

An der Spitze der Naturphilosophen des Altertums erscheint Theophrast (372—287 v. Ch.). In seiner Schrift *περὶ λίθων*, welche die älteste mineralogische Abhandlung genannt werden kann, heifst es cap. VI, 37: *εἰσὶ δὲ καὶ ἄλλοι τινές (λίθοι), οἷον ὁ ἐλέφας ὁ ὀρυκτὸς ποικίλος μέλανι καὶ λευκῷ.* Es ist also zweifellos von fossilem Elfenbein die Rede, das teils eine dunkle, teils eine hellere Färbung zeigt, ein Umstand, der mit den Ergebnissen der modernen Forschung insoferne übereinstimmt, als auch an den fossilen Stofszähnen von elephas primigenius (Mammut) ein dunkleres, ins Bläuliche spielendes Pigment konstatiert ist. Weifs gebliebene Zähne dieser Pachydermen scheinen mir der Quartärperiode anzugehören. Eine Unterstützung möchte diese Ansicht finden bei Plinius, hist. nat. VIII cap. 3, 4: Dentium candore intellegitur iuventa.

Die angeführte Stelle aus Theophrast wird von Plinius, l. l. XXXVI, cap. 18 (Ausgabe von J. Sillig) wörtlich wiedergegeben: Theophrastus et ebur fossile candido et nigro colore inveniri (credit).

Fossile Funde waren also in sehr früher Zeit bekannt geworden; jedoch suchte man für dieselben keine Erklärung; denn Angaben, wie wir sie bei Plin. VIII cap. 3, 4 finden, können wohl auch von dem gewandten Römer nicht ernst gemeint sein. Es heifst an der Stelle: Quamobrem deciduos (nämlich dentes) casu aliquo vel senecta defodiunt (elephantes). Hoc solum ebur est.

Dieser sonderbare Versuch, das Auffinden von fossilem Elfenbein zu erklären, fand den Beifall des Aelian in seiner Tiergeschichte cap. 14, 5. Ganz Ähnliches lesen wir auch in der pseudoaristotelischen Schrift *περὶ θαυμασίων ἀκουσμάτων* cap. 75 und zwar von den Hirschen: *τὰς ἐν Ἠπείρῳ ἐλάφους κατορύττειν φασὶ τὸ δεξιὸν κέρας, ὅταν ἀποβάλωσι, καὶ εἶναι πρὸς πολλὰ χρήσιμον.* Mit Sicherheit läfst sich hier von fossilen Hörnern nicht reden; überhaupt möchte ich die Wahrheit des ganzen Berichtes bezweifeln, obwohl es den Anschein hat, dafs die alten Schriftsteller von der Thatsache überzeugt waren, dafs

Hirsche ihre abgestofsenen Geweihe vergraben (siehe das Folgende). Wahrscheinlich dünkt es mir, dafs an obiger Stelle solche Geweihe gemeint sind, welche beim jährlichen Geweihwechsel abgeworfen und allmählich von der Vegetation überdeckt werden. Letztere Erscheinung war ja auch dem Plinius bekannt, der l. VIII, cap. 32 schreibt: Cornua mares . . . . omnibus annis stato veris tempore amittunt. — Wohl mit Rücksicht auf obige Stelle des Aristoteles lesen wir weiter bei Plinius (l. l.): Dextrum cornu negant inveniri . . .; defodi ab eis (cervis nämlich) putant. Der Umstand, dafs nur die rechte Geweihstange vergraben und gefunden wird, soll wahrscheinlich das Wunderbare des Vorganges erhöhen. Oppian freilich hält es bereits für besser in seiner Kynegetica l. II v. 209—213 seinen Lesern zu berichten, dafs die Hirsche beide Stangen vergraben und Albertus Magnus erzählt uns de animalibus l. 22 (Ausgabe von Aug. Borgnet): Cornua eiciunt in aquis, ut dicunt quidam, ne cornu dextrum inveniatur, quasi aliquid in illo sentiant iuvamenti, berichtigend aber fügt er hinzu: Hoc tamen ego comperi non generaliter esse verum: eo quod alibi abiectum in silva sub frondibus absconsum inveni cornu sinistrum.

Aus dem eben Besprochenen möchte für unsre Untersuchung nur soviel als feststehend bezeichnet werden können, dafs Funde von (anscheinend) fossilem Hirschhorn zu allen Zeiten gemacht wurden, und dafs man dieselben, wenn auch in etwas naiver Weise, zu erklären versucht hat.

An fossile Knochen denke ich ferner bei der von Plin. IX, cap. 3 und 5 gegebenen Schilderung vom Häuserbau der Gedrosier, besonders mit Rücksicht auf die Worte: Beluae cui dicebatur exposita fuisse Andromeda ossa Romae adportata ex oppido Joppe ostendit . . in aedilitate sua M. Scaurus.

Da diese Knochen, wie Plinius weiter berichtet, 40 Fufs in der Länge mafsen, die Rippen gröfser waren als die des Elephanten und 1 ½ Fufs dicke Rückenwirbel dabeilagen, so läfst sich zwar an Skeletttrümmer eines Meertieres denken, vielleicht sind es aber doch Knochenreste von Mammut oder Mastodon gewesen, die beide den postdiluvialen Elephanten an Gröfse etwas übertreffen.

Von ähnlichen gewaltigen Knochen weifs auch Strabo l. XV, cap. 2 (Ausgabe von Müller u. Dübner) zu erzählen, und übereinstimmend mit obigen Worten des Plinius heifst es: „Die persischen Ichthyophagen benützen die Knochen als Balken und Pfosten".

Eine interessante Nachricht über fossile Reste findet sich ferner bekanntlich bei Sueton, Octav. cap. 72: praetoria excoluit . . . rebus vetustate et raritate notabilibus: qualia sunt Capreis immanium beluarum ferarumque membra praegrandia, quae dicuntur Gigantum ossa et arma Heroum.[1])

---

[1]) Der Bericht des Sueton beruht wohl auf Autopsie, da eine Quellenangabe fehlt. Dieser Ansicht scheint auch A. Krause zu sein, da er in seiner Schrift de C. Suetoni Tranquilli fontibus et auctoritate, Berlin 1831 bemerkt: vidit autem (Suetonius) ipse monumenta, aedificia aliaque eiusmodi, quae in hac vita commemorat.

Augustus besafs also in seinem Landhause auf Capri eine Art prähistorischer Sammlung, ein Beweis dafür, dafs dem ersten Jahrhundert ein Interesse an fossilen Resten nicht fehlte. Letztere freilich zu erklären, lag weder in der Macht, noch in dem Willen der Autoren. Die respektable Gröfse der Knochen erweckte den Glauben, man habe es hier mit dem Gebein von Riesen und gewaltigen Waffen der Götter zu thun, und diese Erklärung hielt man für genügend.

Paläontologisches Interesse hat offenbar auch die nachfolgende Stelle bei Plin. XXXVII, cap. 10, 61: Idaei dactyli in Creta ferreo colore pollicem humanum exprimunt. Unter den auf dem Ida vorkommenden Daktylen ist kaum etwas anderes zu verstehen als Belemniten, beim Volke Donnerkeil, Teufelsfinger, auch Daumenstein genannt. Diese Mollusken finden sich häufig in der unteren Kreide, die auf Kreta das vorherrschende Gestein ausmacht. Einen Erklärungsversuch bezüglich dieser Funde konnte ich bei keinem antiken Schriftsteller finden.

Sehr frühe fanden sich versteinerte Rhizopoden, deren Wesen und Ursprung aber den Alten gänzlich unklar war, ja sie hielten die diesbezüglichen Funde für versteinerte Pflanzenreste. Ich erinnere in dieser Beziehung an eine Stelle bei Strabo XVII, cap. 1, 34: *ἐκ γὰρ τῆς λατύπης σωροί τινες πρὸ τῶν πυραμίδων κεῖνται· ἐν τούτοις δ' εὑρίσκεται ψήγματα καὶ τύπῳ καὶ μεγάλει φακοειδῆ.* Diese linsenförmigen um die Pyramiden aufgehäuften Steinchen werden als Nummuliten bezeichnet werden müssen (Nummulites Gizehensis); den Alten schienen sie *λείψανα τῆς τῶν ἐργαζομένων τροφῆς*, versteinerte Speisereste der beim Pyramidenbau thätigen Arbeiter; allein schon Strabo bezweifelt diese Meinung, „weil auch in seiner Heimat Kappadocien sich ein Hügel befinde *μεστὸς ψήφων φακοειδῶν*, und auch Plinius schlofs sich jenem Erklärungsversuche kaum an, da er l. XXXVI, cap. 12, 17 von der grofsen Verbreitung dieser Linsensteine spricht: Harena late pura, circa lentis similitudinem, qualis in maiore parte Africae[1]).

Afrikas Nordrand ist überhaupt die Fundstätte zahlreicher Muscheln von jeher gewesen; wir treffen dieselben aber nicht blofs auf den sandigen Küstenstrichen, sondern auch tiefer im Hinterlande. Hören wir zunächst, was Strabo hierüber berichtet. Indem er Mauretanien schildert, sagt er: *ἐν δὲ τοῖς πεδίοις ὀστρακίων καὶ χηραμύδων πλῆθος, οἷον ἐν τοῖς περὶ τοῦ Ἄμμωνος λόγοις εἰρήκαμεν.* Die Stelle, wo Strabo vom Ammonsorakel spricht, ist l. I cap. 3, 4. Dieses lag nach des Autors Vermutung am oder besser gesagt im Meere: denn erst durch die unter der Regierung des Artaxerxes, also im 5. Jahrhundert vor Christus, aufgetretene Trockenheit (so sagt der Geschichtsschreiber Xanthus an unserer Strabostelle) ist das Meer geschwunden, *αὐτόν τε εἰδέναι πολλαχῇ πρόσω ἀπὸ τῆς θαλάττης λίθον κογχυλιώδη καὶ τὰ κτενώδεα καὶ χεραμύδων τυπώματα*[2]). Das häufige Auf-

[1]) In Bayern finden sich Nummuliten von der Gröfse eines Thalers und in zahlreichen Exemplaren in der Nähe des Bades Adelholzen bei Traunstein.

[2]) Ob die mit *χεραμύς* bezeichnete Molluske eine sog. Gienmuschel ist, wie man behauptet, d. h. also Diceras aus der Familie Chamidae, möchte ich aus

treten von versteinerten Muscheltieren auf dem Festlande wird also schon von den Alten selbst mit einer einstmaligen großartigen Überflutung des festen Landes in Verbindung gebracht. So meint Strabo l. l. ἡ δὲ κάτω Αἴγυπτος . . . . πέλαγος ἦν, erst später habe sich das Festland über den Meeresspiegel erhoben. Auch Herodot sah (vergl. II, 12) τὴν Αἴγυπτον προκειμένην τῆς ἐχομένης γῆς κογχύλιά τε φαινόμενα ἐπὶ τοῖσιν οὔρεσι καὶ ἅλμην ἐπανθέουσαν. Herodot bezeichnet also auf Grund der Muschelfunde und des efflorescierenden Salzes Ägypten als ein ehemaliges Meeresbecken. Diese Ansicht findet, von neueren Untersuchungen abgesehen, eine Unterstützung auch durch Plutarch, Mor. p. 367 (Ausgabe von Wyttenbach): θάλασσα γὰρ ἦν ἡ Αἴγυπτος, διὸ πολλὰ ἐν τοῖς μετάλλοις καὶ τοῖς ὄρεσιν εὑρίσκεται μέχρι νῦν κογχύλια.

Daſs diese Überflutung aber nicht auf Ägypten beschränkt blieb, war auch den Alten wohl bekannt. Das beweisen unter anderem 1. des Eratosthenes Bericht, der nach Strabo I cap. 3, 4 mitten im Binnenland eine Menge versteinerter Schnecken, auſserdem aber auch Austern und andere Seemuscheln gefunden hat. 2. Jener bekannte Vers des Ovid (Met. XV, 259): Et procul a pelago conchae iacuere marinae. 3. Tertullian (in seiner Schrift) de pallio: Mutavit et totus orbis aliquando, aquis omnibus obsitus . . . ferner: Adhuc maris conchae et buccinae peregrinantur in montibus... 4. Die Urmeertheorie, wie sie herauf von den ältesten Zeiten sich erhalten hat bis auf unsere Tage.

Es sei an dieser Stelle gestattet über den Punkt 4 die Ansichten der hervorragendsten Naturphilosophen des Altertums zu hören.

Schon in der Ilias XXI, 195—197 ist der Gedanke niedergelegt, daſs der Ocean das Ursprüngliche sei:

Ὠκεανοῖο
Ἐξ οὗπερ πάντες ποταμοὶ καὶ πᾶσα θάλασσα
Καί πᾶσαι κρῆναι καὶ φρείατα μακρὰ νάουσιν.

In gleicher Weise sagt der Elateer Xenophanes (Karsten, Xenophanis Colophonii carminum reliquiae Brüssel 1830) im 11. Fragmente πηγὴ δ' ἔστι θάλασσα ὕδατος und Aristoteles Meteor. II, 2 p. 427 C: θάλασσα ἀρχὴ καὶ σῶμα τοῦ παντὸς ὕδατος. Von Thales berichtet Cicero de nat. deorum: Thales enim Milesius (670—543 v. Chr.) aquam dixit esse initium rerum und auch Seneca, quaest. nat. III, 13 behauptet: ignis exitus mundi est, humor primordium. Damit stimmt überein Plut. ap. Euseb. und Origenes Philos. cap. XIV p. 99: τὸ πρῶτον ὑγρόν.

Weniger zahlreich sind diejenigen Autoren, welche behaupten: das feste Land sei das erste aus dem Chaos hervorgegangene Schöpfungs-

2 Gründen bezweifeln. Erstens hätte die sonderbare, ungleichklappige Form von Diceras doch sehr wahrscheinlich den Schriftstellern eine Bemerkung entlockt, und zweitens findet sich Diceras zwar im oberen Jura (Zittel, Handbuch der Paläontologie I, 2 p. 72) sehr häufig, dagegen ist Afrika als Fundstätte nirgends erwähnt. Ich vermute vielmehr, und zwar wegen der Zusammenstellung mit κτενάδεα, die sicher zur Familie Pectenidae gehört, daſs auch unter χεραμύς eine der zahlreichen, fossilen Arten der Kammuschel zu verstehen ist.

produkt. Ich erwähne des Timaeus Locr. Worte: ῥίζα πάντων καὶ βάσις ἁ γᾶ ἐρήρεισται, ferner die Verse der Theogonie des Hesiod (117—119)

Ἤτοι μὲν πρώτιστα Χάος γένετ', αὐτὰρ ἔπειτα
Γαῖ' εὐρύστερνος, πάντων ἕδος ἀσφαλὲς αἰεί.

Schliefslich sei noch des Lucretius Ausspruch beigefügt (II, 589 ff.): principio tellus habet in se corpora prima . . . . —

Nach diesem kurzen Exkurs wende ich mich wieder meiner Hauptaufgabe zu. Es erübrigt nämlich in diesem Teile meines Aufsatzes, einer Stelle Erwähnung zu thun, die sich findet bei Origenes, Philos. cap. XIV. Hier heifst es von Xenophanes: *Δοκεῖ (τὴν γῆν) ὑπὸ τοῦ ὑγροῦ λύεσθαι . . . . ὅτι ἐν μέσῃ γῇ καὶ ὄρεσιν εὑρίσκονται κόγχαι· καὶ ἐν Συρακούσαις δὲ ἐν ταῖς λατομίαις λέγει εὑρῆσθαι τύπον ἰχθύος καὶ φωκῶν, ἐν δὲ Πάρῳ τύπον ἀφύης ἐν τῷ βάθει τοῦ λίθου, ἐν δὲ Μελίτῳ πλάκας συμπάντων θαλασσίων· τὸν δὲ τύπον (φησί) ἐν τῷ πηλῷ ξηρανθῆναι.*

Von den bisher angeführten Klassikerstellen scheint mir diese die wichtigste zu sein. Enthält sie doch die erste und zeitlich sehr frühe Nachricht einer Kenntnis der Alten von Abdrücken organischer Wesen im Gestein und in den Schlufsworten eine wenn auch sehr kurze Erklärung dieses Vorganges. Die Abdrücke (*τύποι*) von Fischen (Sardellen), Robben und anderen Seetieren entstanden nach Meinung der Alten in der Weise, dafs die Lebewesen durch den Rücktritt der Meere in schlammigen Boden gebettet mit demselben zu Stein wurden. Diese Ansicht stimmt mit den Ergebnissen der modernen Paläontologie in Bezug auf viele Fossilien überein. Ob nun die noahische Flut[1]) oder Ereignisse, die den bekannten geologischen Perioden entsprechen, jene Tiere in Sand und Schlamm betteten, gegen die Einwirkung der atmosphärischen Luft schützten und so den Fossilisationsprozefs einleiteten, oder ob dieser Zustand sich bereits in jenen Zeiträumen einstellte, die zwischen Weltentstehung und Weltbildung fallen d. h. also zwischen Schaffung des Chaos und dem sog. Hexaëmeron — darüber haben sich Naturwissenschaft und Theologie noch nicht geeinigt, die Freiheit der Meinung ist hier im allgemeinen eine sehr grofse.

Übereinstimmend mit der modernen Forschung waren ferner auch die Alten schon der Ansicht, dafs zu ihrer Zeit ebenso gut Geschöpfe verschiedener Art zu Stein würden. Darauf bezieht sich zum teil jene abenteuerliche Erzählung bei Theophrast de lap. 28 (nachgeschrieben von Plin. VIII, 38 u. XXXVII, 3, 13), dafs die Luchse ihren Harn verscharren, der nun unter der Erde zu einem Edelstein (Lynkurion), vielleicht mit dem Bernstein identisch, vertrockne. Ins-

[1]) Die noahische Flut mufs zu folge verschiedener exegetischer Schriften z. B. Apologie des Christentums von Duilhé de St. Projet, p. 526 ff., Freiburg 1889, und besonders Hummelauer in „Cursus scripturae sacrae: Commentarius in Genesim", Paris 1895, nicht notwendig als eine allgemeine Weltüberschwemmung aufgefafst werden. Die für letztere Annahme als Hauptbeweis geltend gemachte Übereinstimmung in den Überlieferungen fast aller Völker verliert an Wert, wenn man erwägt, dafs die aus dem gemeinsamen Vaterland Asien sich ausbreitenden Menschenzüge ihre Traditionen mit sich nahmen und allenthalben verbreiteten.

besondere aber möchte für diese Meinung der Alten sprechen eine Stelle bei Plin. XXXVI cap. 22, 35: „Der Spiegelstein" (wohl Kaliglimmer) ist eine Feuchtigkeit, die vermöge eines gewissen Lebens (quadam anima) ganz wie Krystall vereist", ferner die nachfolgenden Worte „Die Knochen von Tieren (besser das Mark in denselben) wird schon nach einem Winter (?) in den Schachten der Erde versteinert".

Mit dieser etwas sonderbar gegebenen Erklärung stimmt überein, was der Autor der schon citierten Schrift *περὶ θαυμασίων ἀκουσμάτων*: 52 (Teubneriana) behauptet: „in einem Bergwerk Lydiens wurden Knochenreste von lebendig begrabenen Arbeitern gefunden nebst Gefäſsen, die sie bei sich führten, und zwar waren die Knochen bereits versteinert".

Fassen wir nun am Schlusse des ersten Teiles das Angeführte kurz zusammen, so ergibt sich Folgendes: Es fehlt bei den Klassikern nicht an Angaben, daſs Versteinerungen vorkommen, beziehungsweise gefunden werden; allein aus verschiedenen Gründen kann doch von einem paläontologischen Wissen der Alten kaum gesprochen werden. Das Interesse jener Zeit, besser gesagt einzelner Autoren, an der Sache ist unbestritten vorhanden, es mangelten aber die zur Erklärung fossiler Funde nötigen Vorkenntnisse[1]), manche Schriftsteller begnügten sich mit einem kritiklosen Berichte, andere endlich z. B. Pseudoaristoteles wollten ihren neugierigen Lesern, indem sie derartige Stoffe behandelten, lediglich Abenteuerlichkeiten erzählen.

Die ersten Anfänge einer Wissenschaft wird man jedoch korrekter Weise wohl erst dann als gegeben annehmen dürfen, wenn ein ernstliches Nachdenken über Natur und Bedeutung der betreffenden Gegenstände zweifellos beginnt; dagegen sind gelegentliche und vorübergehende, wenn auch richtige Bemerkungen der Autoren über solche Dinge zwar für den Historiker zu registrieren, wissenschaftliche Anfänge können sie aber meines Erachtens nicht genannt werden.

Das Gleiche gilt von jenen Klassikerstellen, die sich mit den sog. *ἰχθύες ὀρυκτοί* beschäftigen, und damit gerate ich in Gegensatz mit einer Bemerkung, die Prof. Günther in der oben citierten Schrift niedergelegt hat. Er bezeichnet nämlich jene *ἰχθύες ὀρυκτοί* als die Anfänge einer antiken Paläontologie.

Im folgenden glaube ich nun den Beweis liefern zu können, daſs an allen einschlägigen Stellen nicht von fossilen Fischen im modernen Sinne, sondern durchweg von lebenden Individuen die Rede ist, wie sie auch heut zu tage noch allenthalben gefunden werden.

2. Teil. *ἰχθύες ὀρυκτοί.*

Als älteste Quelle bezüglich unserer Untersuchung muſs angeführt werden Theoph. de piscibus fragm. 171.

[1]) Unrichtige Erklärungsversuche der Alten auf paläontologischem Gebiete dürfen niemand wunder nehmen, zumal ja z. B. noch im vorigen Jahrhundert der verdiente schweizerische Naturforscher Scheuchzer (1726) die fossilen Knochen eines im Kalk von Öningen (Baden) gefundenen Riesensalamanders (1 m Länge) für das Skelett eines vorsündflutlichen Menschen (homo diluvii testis) erklärt hat.

In den Einleitungsworten verbreitet sich Theophrast darüber, dafs es ihm begreiflich erscheine, wenn sich der Leser darüber wundert, dafs Tiere, die nur für das Leben im flüssigen Elemente geschaffen zu sein scheinen, auf trockenem oder wenigstens schlammigem Boden gefunden werden. Solche Tiere gab es nun in der Nähe von Babylon in feuchten Höhlen. „Würden dieselben verfolgt, so verkröchen sie sich tiefer in den Schlamm; es seien das Tiere mit einem Froschkopfe, die ihre Nahrung im Schlamme fänden".

Zweifellos haben wir es also entweder mit lurchartigen Tieren oder wahrscheinlicher mit Schlammfischen zu thun, wie sie auch jetzt noch vorkommen. So lebt im tropischen Afrika der Protopterus annectens oder afrikanische Schlammfisch. Dieser wühlt sich tief in den Boden schlammiger Gewässer ein und, wenn in der trockenen Jahreszeit der Boden sich verhärtet, verkriecht er sich in den noch feuchten Schlamm und schützt sich dadurch vor dem Vertrocknen, dafs er durch reichliche Sekretion eines erhärtenden Schleimes aus den Hautdrüsen eine Art Kapsel um sich bildet; in diesem Zustand atmet er durch Lungen, gehört also zur Ordnung der Lungenfische. Derartige eingekapselte Fische werden lebend nach Europa gebracht, in ihrer Heimat sogar gegessen. So bei Leunis; man vergleiche auch hierüber die Handbücher von Schmarda, R. Hertwig, Troschel.

Auch in den Gewässern Mittel- und Osteuropas lebt im Schlamme stehender Gewässer ein ähnlicher Fisch: Missgurnus fossilis, der Schlammbeifser, der aus dem Schlamme gegraben wird. Die Fortpflanzung dieser Fische geschieht durch die in den Schlamm abgelegten Eier. — Mufs es uns nun nicht mit Bewunderung erfüllen, wenn wir erfahren, dafs alle diese Vorgänge besonders aber dieser Fortpflanzungsprozefs den Alten bereits hinlänglich bekannt war. So lesen wir bei Theoph. l. l. § 8: *ὅλως δ' οἱ ὀρυκτοὶ γίνονται ἰχθύες διὰ τὸ ὑπερβάλλοντας τοὺς ποταμοὺς ὅταν πάλιν εἰς τὸ ἀρχαῖον καθιστῶνται ῥεῖθρον ἐγκαταλείπειν ἐν τοῖς ἀναξηραινομένοις ἔνθα μὲν ᾠὰ ἔνθα δὲ τοιαύτας ἀρχὰς* (Keime) *ἐξ ὧν ἡ γένεσις.* Von diesen im Schlamme ruhenden Lebenskeimen spricht Theophrast noch § 11: *ἐν Παφλαγονίᾳ ὀρυκτοὺς ἰχθῦς εἶναι κατὰ βάθους πλείονος ἀγαθοὺς καὶ πολλούς* und ähnlich sagt Aristoteles hist. anim. l. V cap. 11: *ἔνια δὲ τῶν κεστρέων* (mugiles) *οὐ γίγνονται ἐκ συνδυασμοῦ, ἀλλὰ φύονται ἐκ τῆς ἰλύος καὶ τῆς ἄμμου*; denn im Schlamme lagen die Keime (vgl. Arist. l. VI, cap. 15, VIII, cap. 2). Im Zusammenhange damit schreibt wohl auch noch Albertus Magnus l. XXIV tract. I de animalibus: quidam (pisces) ex spuma, quidam ex limo putrescente generantur.

Wie nun an diesen Stellen offenbar nur von lebenden Fischen, nicht aber von fossilen die Rede ist, so verhält es sich auch mit dem Bericht des Theophrast § 7 der citierten Schrift. „Nicht blofs in der Umgegend von Babylon", heifst es dort, „sondern besonders auch bei Heraklea und in andern Städten am schwarzen Meere werden *ἰχθύες ὀρυκτοί* gefunden" und zwar *παρὰ τοὺς ποταμοὺς καὶ τὰ ἔνυδρα χωράφια*, also in der Nähe von Wasserläufen. „Wenn aber", fährt er fort, „die bisherigen Wohnplätze austrocknen, so bleiben die Fische

ruhig wie eingepökelt, an Ort und Stelle liegen, als hielten sie einen Winterschlaf; *ὅταν δὲ ἀνασκάπτωνται, τότε κινεῖσθαι*: Es kann sich also hier nur um lebende Schlammfische handeln.

Das Gleiche gilt von einer weiteren Stelle bei Aristot. de resp. 9, p. 475 B 11: *τῶν ἰχθύων οἱ πολλοὶ ζῶσιν ἐν τῇ γῇ, ἀκινητίζοντες μέντοι καὶ εὑρίσκονται ὀρυττόμενοι.* Das Verbum *ζῶσιν* müfste gewaltsam in die Bedeutung „sich befinden" gedrängt werden; dann würde noch immer *ἀκινητίζοντες* (unbeweglich) ein ganz unpassendes Attribut zu versteinerten Fischen bilden.

Nicht die geringste Beweiskraft besitzt ferner eine Stelle in der Schrift *περὶ ἀκουσμ. θαυμ.* cap. 73 der Teubnerschen, p. 836a der Bekkerschen Ausgabe. Dieselbe ist nämlich nahezu ad verbum dem Theophrast entnommen. Hier wie dort lauten die Schlufsworte: *ὅταν δὲ ἀνασκάπτωνται —, τότε κινεῖσθαι;* § 71 und 72 derselben Schrift fördert uns ebenfalls in keiner Weise.

Wenden wir uns nun zu den Aufzeichnungen des Strabo. Im vierten Buche cap. 1,6 (Müller und Dübner, bei Casaubonus IV, 181) lesen wir: In der Nähe von Ruscino ist ein See und ein sumpfiger Platz: *ἁλκυδίων μεστόν, τὸ τοὺς ὀρυκτοὺς κεστρεῖς ἔχον· δύο γὰρ ἢ τρεῖς ὀρύξαντι πόδας καὶ καθέντι τριόδοντα εἰς ὕδωρ ἰλυῶδες ἔστι περιπεῖραι τὸν ἰχθὺν ἀξιόλογον τὸ μέγεθος· τρέφεται δὲ ἀπὸ τῆς ἰλύος καθάπερ αἱ ἐγχέλυες.* Auch diese Stelle spricht demnach von Fischen, die im Schlamme leben und ebenso sind im 7. Bch. cap. 3, 18 (VII, 307), wo von den aus dem Eise des Dniepers und asowischen Meeres gegrabenen Fischen die Rede ist, keine fossilen Fische gemeint, zumal es heifst, dafs dieselben mit einem *γαγγάμη* genannten Netze gefangen werden. — Hier lassen sich passend die Worte des Mathematikers Eudoxus aus Knidus anfügen (366 v. Ch.), erhalten bei Strabo XII, 3, 42 (XII, 563): *Εὔδοξος δ' ὀρυκτοὺς ἰχθῦς ἐν Παφλαγονίᾳ λέγων ἐν ξηροῖς τόποις οὐ διορίζει τὸν τόπον, ἐν ὑγροῖς δὲ περὶ τὴν Ἀσκανίαν λίμνην φησὶ τὴν ὑπὸ Κίῳ, λέγων οὐδὲν σαφές.*

Abgesehen nun davon, dafs, wie wir sehen, bereits Strabo die Schilderung des Eudoxus als unzulänglich erklärt, verliert diese Stelle noch dadurch an Wert, dafs bei Theoph. de lap. 11 (siehe oben Seite 563) von den in Paphlagonien gefundenen Fischen gesagt wird, dafs sie *ἀγαθοὺς*, gut d. h. doch wohlschmeckend seien.

Keine besseren Beweise für das Vorkommen von fossilen Fischen liefert uns die Lektüre des Plinius, dessen historia naturalis, mangels der griechischen Originale, bis auf Albertus Magnus vorzugsweise Hauptquelle der naturwissenschaftlichen Literatur gewesen ist[1]).

Wichtig ist die Stelle l. IX cap. 57, 83; hier werden zunächst die Worte des Theophrast de pisc. 2 in Übersetzung wiedergegeben; dann springt der Autor zu No. 7 des griechischen Originales über, wo von Schlammfischen um Heraklea und am Pontus erzählt wird. Indes mufs sich mit der Zeit die Kenntnis von derartigen Fischen er-

[1]) Man vergleiche hiezu Sillig in der Vorrede zum 1. Band seiner Ausgabe p. XLV ff.: naturalis historia per totam mediam aetatem ut fons omnis humanae scientiae et encyclopaedia universalis in summo honore habita.

weitert haben, da Plinius hinzusetzt: circa Cromnam (oder Crona) et Lycum, d. i. am Turak bei Heraklea fänden sich ebensolche Fische. Dabei bemerkt er aber ausdrücklich, es sei das eine Fischart, quod in terra sibi cavernas faciat atque in his vivat[1]).

Wie hier deutlich von lebenden Fischen gesprochen wird, so auch weiters an der gleichen Stelle: eadem in Ponti regione deprehendi glacie piscium maxume gobiones (κωβιός), non nisi patinarum calore vitalem modum fatentis[2]).

Negativ ist also auch das aus Plinius gewonnene Resultat; denn an allen Stellen läfst sich nur an lebende Fische denken. Dasselbe mufs ich behaupten von Athenaeus VIII, cap. 2, 6, wo ausdrücklich die in Paphlagonien gefundenen Fische ὀρυκτοὺς καλουμένους ἰχθῦς genannt werden, die man dort lebend aus Gruben herausfängt. Hiezu möchte ich noch anfügen: fragm. libri XXXIV des Polybius bei Athenaeus VIII p. 332 A und B: „auf der zwischen den Pyrenäen und dem Flusse Narbo liegenden Ebene, die von den Flüfschen Illeberis und Rhoskynos durcheilt wird, findet man τοὺς λεγομένους ἰχθύς ὀρυκτούς", also sogenannte vergrabene Fische, welche, wie es weiter heifst, „in dem feuchten, porösen Boden von den Wurzeln der Futterkräuter leben, welche die aufliegende Humuserde reichlich bedecken". Sollten diese Worte noch zu wenig Beweiskraft für meine Behauptung enthalten, so läfst doch sicher die Schlufsbemerkung unserer Stelle einen Zweifel nicht mehr zu: πεποιήκασι πᾶν τὸ πεδίον πλῆρες ἰχθύων, οὓς ἀνορύττοντες λαμβάνουσιν.

Eine Bemerkung, die für unsere Frage nicht bedeutungslos erscheint, enthält Liv. l. 42, 2: in Gallico agro, qua induceretur aratrum, sub existentibus glebis pisces emersisse (dicebantur). Hier möchte es auf den ersten Blick unentschieden sein, ob die in Gallien aus den Ackerschollen gegrabenen Fische lebend oder versteinert waren. Da jedoch dieser Fischfund auf trockenem Lande als eine sehr auffällige Thatsache und in Verbindung mit anderen Prodigien aufgeführt wird, so kann man, meines Erachtens, auch hier recht wohl an lebende Fische denken; sie mufsten offenbar das Wunderbare des Fundes noch viel mehr erhöhen. Zudem scheint mir eine Stelle bei Juvenal diese Ansicht zu unterstützen. Dort heifst es 13, 16:

...... mirandis sub aratro
Piscibus inventis.

Wunderbar sind diese Fischfunde namentlich, wenn es sich um lebende Tiere handelt.

Wenn man nun die angeführten meist ganz klaren Stellen bei Theophrast und den anderen Autoren in Erwägung zieht, mufs es mich wahrlich befremden, wenn Seneca, quaest. nat. l. III cap. 17 in

[1]) Vgl. Plin. IX. cap. 15, 24: Terra quidem, hoc est vado maris excavato, condi per hiemes torpedinem (Zitterrochen), psettam (viell.: Gattung Psettus zu den Stachelflossern gehörig), soleam (Seezunge) tradunt; also Fische überwintern in Erdlöchern.

[2]) Vgl. hiezu Strabo VII, 3, 18: ὀρυκτοί τέ εἰσιν ἰχθύες οἱ ἀποληφθέντες ἐν τῷ κρυστάλλῳ (der Mäotis nämlich).



spöttischer Weise bemerkt: Hi sunt, qui fabulas putant, piscem posse vivere sub terra et effodi; ebenso unbegründet sind die Zweifel des Pomp. Mela l. II: Unde Graiis nostrisque auctoribus, verine ignorantia an prudentibus etiam, mendacii libidine, visum est tradere posteris in ea regione (gemeint ist Gallia Narbonensis) piscem e terra penitus oriri, qui, ubi ex alto hucusque penetravit, per ea foramina ictu copulantium interfectus extrahitur.

Übrigens nimmt Mela weniger daran Anstofs, dafs Fische unter der Erde leben, als dafs sie e terra oriri. Dafür haben wir aber die glaubhaften Zeugnisse des Theophrast (de pisc. 8) und des Aristoteles (hist. anim. V, 11).

Schliefslich kommt noch eine Stelle des Platonikers Apuleius in Betracht, welche sich von den bisherigen Berichten der Alten in bestimmtester Weise abhebt und zwar besonders mit Rücksicht auf den in 3 Worten ausgedrückten Erklärungsversuch. In der Schrift des Apuleius de magia, Seite 46 der Bipontiner Ausgabe, ist zu lesen: Aiunt (accusatores) mulierem magicis artibus, marinis illecebris a me petitam eo in tempore, quo me non negabunt in Gaetuliae mediterraneis montibus fuisse, ubi pisces **per Deucalionis diluvia** reperiantur[1]).

Im 2. Jahrhundert nach Christus finden wir also nächst der Seite 560 erwähnten Stelle bei Xenophanes eine deutliche Nachricht von versteinerten Fischen, und der Autor setzt, als wäre das seinen zeitgenössischen Lesern eine bekannte und feststehende Thatsache, hinzu: „die deukalionische Flut habe den Versteinerungsprozefs eingeleitet". Diese Flut, von der ja unter verschiedenen Namen und Modifikationen alte und jüngere Völker zu erzählen wissen, möchte mit der noahischen identisch sein. Ob aber diese Katastrophe oder die während der Schöpfungsperioden anzunehmenden kosmischen Ereignisse jene Fische in das Gestein des Atlasgebirges einbetteten, ist für diese Untersuchung gleichgültig, genug, dafs der Schriftsteller, wenn auch nur so obenhin und ohne damit etwas Besonderes und (wie mir scheint) Neues sagen zu wollen, von fossilen Fischen spricht und zugleich angibt, auf welches Ereignis er die Entstehung derselben zurückführt.

Zum Schlusse sei noch einmal zusammenfassend betont, dafs sämtliche mir bekannt gewordenen Berichte und Gelegenheitsbemerkungen der Schriftsteller durchweg nur von lebenden Fischen handeln. Aus den beiden Notizen des Xenophanes und Apuleius, besonders des letzteren, läfst sich zwar auf eine Bekanntschaft der Alten mit versteinerten Fischen schliefsen, allein schon die höchst nebensächliche Behandlung des Gegenstandes berechtigt zu der Behauptung, dafs in diesen zerstreuten Bemerkungen keine Anfänge einer Paläontologie zu suchen seien.

Wie sich also die Alten mit der Erklärung tierischer Reste der

---

[1]) **Inwieweit die in Zittels Handbuch der Paläontologie angeführten nordafrikanischen Fischreste aus der Tertiärzeit sich mit dieser Stelle decken, bleibt fraglich.**

Vorzeit überhaupt nur sehr oberflächlich beschäftigten, so hatten sie auch keine Kenntnis von versteinerten Fischen und diese Behauptung erleidet auch durch des Apuleius Worte keine wesentliche Einschränkung.

Freising. E. Hailer.

Eldorado. Matador.

Eldorado! Wie schön klingt das Wort und wer hätte es nicht schon oft in der deutschen Literatur angetroffen! Zwar ist es nicht deutsch, aber der Deutsche liebt es, seinem Leser zuweilen spanisch zu kommen. Bitte, sprechen Sie einmal das Wort aus.

„Wozu?"

„„Ich möchte gerne hören, wie Sie es sprechen.""

„Wie wird man es sprechen? Man spricht es eben wie es geschrieben wird, Eldorado."

„„Das ist nicht richtig. Sie müssen sagen Eldorao.""

„Was? Eldorao? Das habe ich nie gehört."

„„Gewifs. So spricht man im Spanischen. Denn die Endung ado lautet ausnahmslos ao, und da das Wort nun einmal spanisch ist, mufs man es auch so aussprechen. Sie sagen ja auch nicht quintin, wenn Sie das französische St. Quintin sprechen, oder lei-zester für das englische Leicester. Also hat auch dieses Wort ein Anrecht so gesprochen zu werden, wie es in seiner Sprache lautet.""

„Eldorao zu sagen kommt mir etwas seltsam vor."

„„Das macht nichts, wenn es nur richtig ist.""

„Gut, ich will mir's merken und sage künftig immer das Eldorao."

„„Wie wollen sie sagen? das Eldorao? Da machen Sie ja einen neuen Fehler und einen noch viel schlimmeren. Den deutschen Artikel dürfen Sie nicht setzen. Das Eldorado würde ja heifsen: das das Goldland. Denn die erste Silbe von Eldorado ist der spanische Artikel el?""

„Ist es möglich? Ich hielt es immer für eine Stammsilbe."

„„Zu el dorado ist pais „das Land" zu ergänzen und wörtlich heifst es: Das vergoldete Land, das Goldland. Wenn man den deutschen Artikel setzt, mufs man den spanischen weglassen und sagen: Das Dorado. So dekliniert der Spanier el dorado, del dorado, al dorado.""

„Das Dorado soll man sagen? Das ist ja ein ganz anderes Wort und hat die Hälfte seines Wohlklanges verloren. Dazu werde ich mich schwerlich entschliefsen können."

„„Lassen Sie sich etwas erzählen. Wir hatten einmal in München ein Dienstmädchen vom Lande, das die Fremdwörter, die es nicht verstand, gräulich zn mifshandeln pflegte. Die Arkaden des Hofgartens nannte sie hartnäckig: Die Diearkaden, indem sie den Artikel für einen Bestandteil des Wortes selbst hielt. Sie wurde z. B. gefragt, wo sie den Kuchen geholt habe, und gab die Antwort: Unter den Diearkaden. Sehen Sie, mit diesem ungebildeten Landmädchen werden Sie sich doch nicht auf eine Stufe stellen wollen. Der le père, die

la madre, die Diearkaden, das Eldorado! Pfui! Es hilft nichts, Sie müssen das Eldorado aufgeben und das Dorado dafür eintauschen. Übrigens – nehmen Sie mir die Frage nicht übel! — was stellen Sie sich denn eigentlich unter Eldorado vor?""

„Was ich mir vorstelle? Nun, ein Land, in dem die Natur alle Reize entfaltet, in dem alle Bedingungen zu einem glücklichen Leben gegeben sind, ein Paradies."

„„Wenn Sie der Ansicht sind, dafs Goldklumpen die einzige Bedingung zum glücklichen Leben sind und dafs im Paradiese Goldbergwerke betrieben werden, dann allerdings. Eldorado heifst das Goldland, nichts weiter. Kein Gedanke an Naturschönheit! Gold, nichts als Gold. Wissen Sie, wo Eldorado liegt?""

„Eldorado wird wohl nirgends liegen als in der Phantasie des Menschen, der sich dieses Bild willkürlich ausmalt."

„„Doch. Es liegt oder lag wenigstens in Amerika. Als die Spanier Amerika entdeckten, fanden sie dort reiche Goldlager, und im Mutterlande, wohin das Gold massenweis eingeführt wurde, nannte man das neuentdeckte Land das Goldland, Eldorado. Es konnte nicht fehlen, dafs der wirkliche Goldreichtum ins Ungeheuere übertrieben wurde, und so bildete sich daneben, durch Sagen der Eingebornen bestärkt, die Vorstellung, dafs das Gold in einem gewissen noch unentdeckten Landstriche überall auf der Erde herumliege und man sich nur zu bücken brauche, um es aufzuheben, so dafs man mit diesem Golde ein flottes Leben führen könne, ohne zu arbeiten. Man sieht, in dieser Form stimmt die Fabel in ihrer Idee mit unserem Märchen vom Schlaraffenlande überein. In der deutschen Literatur wird das Wort in der Regel unrichtig gebraucht. Ich habe mir aus einem namhaften Schriftsteller folgenden Satz notiert: „Diese glücklichen Inseln sind für Menschen, die nicht nach Gold verlangen, sondern im Genufs der Natur Befriedigung finden, ein wahres Eldorado". Also für Menschen, die nicht nach Gold verlangen, ein wahres Goldland. Eine boshaftere Satire auf die verkehrte Anwendung dieses Wortes könnte man kaum ersinnen. Natürlich wollte der Verfasser sagen „ein wahres Paradies". Aber zwischen dem Paradiese und einem Lande mit Goldminen oder auch dem Schlaraffenlande ist ein grofser Unterschied.""

„Wenn dem so ist, dafs Eldorado von den Deutschen nicht nur falsch ausgesprochen, sondern auch falsch mit dem Artikel verbunden wird und dafs sogar die sachliche Vorstellung unrichtig ist, würde man ja am besten thun, das Wort überhaupt nicht mehr zu gebrauchen."

„„Das ist auch meine Meinung. Die fremden Münzen, die im Land kursieren, mufs man auf ihre Echtheit prüfen und wenn sie sich als gefälscht erweisen, vom Verkehr ausschliefsen. — Ein anderes, noch schlimmeres Bürschchen, das lange sein Unwesen bei uns trieb, haben wir jetzt schon so ziemlich hinausgedrängt. Sie kennen doch die Geschichte vom Matador? Oder nicht?""

„Matador? Allerdings. Matador ist der grofse Trumpf im Kartenspiel, im l'Hombre."

„„Erst in zweiter Linie. Zunächst verstand man etwas anderes darunter und übertrug es dann auf das Kartenspiel.““

„Ja ja, ich weiſs, den Stierkämpfer, der in der Arena zuletzt den Stier ersticht, nennt man in Spanien Matador.“

„„In Spanien nicht, aber in Deutschland. Zwar gebraucht der Spanier das Verbum matar vom Schlachten der Tiere und matadero heiſst das Schlachthaus, aber schon der Schlächter heiſst nicht matador, sondern carnicero, cortador u. a. Matador bedeutet aber nur der Mörder. Wenn in spanisch-deutschen Wörterbüchern daneben auch die Bedeutung Stierfechter verzeichnet ist, so ist dies ein unberechtigtes Zugeständnis, das die Herausgeber dem in Deutschland eingeführten Gebrauch gemacht haben; aus spanischen Schriftstellern läſst es sich nicht erweisen. Meines Wissens hat zuerst Hackländer in seiner Reisebeschreibung „Ein Winter in Spanien“ sein Befremden geäuſsert, daſs er die Bezeichnung Matador für Stierkämpfer in Spanien selbst nirgends vorfand. Er gibt auch richtig an, daſs der wirkliche Name dafür espada ist. Nur hätte er eine Einschränkung beifügen sollen. Den Namen espada (Degen) trägt er nur in der Arena im Verlaufe des Stiergefechtes selbst, wo seine Waffe, der Degen, den Lanzen der picadores entgegengesetzt ist; sonst heiſst er torero. Ein solcher torero, der den Stier mit einem einzigen Stich in den Nacken tötet — will der Spanier diese Handlung genau bezeichnen, so gebraucht er das Verbum acogotar, abgeleitet von cogote, der Hinterkopf, der Nacken — dieser torero ist in den Augen des Publikums und noch mehr in seinen eigenen der Inbegriff aller Tapferkeit und Kaltblütigkeit und zugleich aller Eleganz und Liebenswürdigkeit. Versuchen Sie es einmal einen solchen torero madator d. h. Mörder zu nennen. Es kann sein, daſs Sie mit seiner Degenspitze Bekanntschaft machen und er an Ihnen zum wirklichen matador wird.““

„Aber zum Teufel! wie kam denn das Wort auſserhalb Spaniens zu dieser Bedeutung?“

Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich annehme, matador ist die Erfindung eines Buchgelehrten, der wuſste, daſs matar töten heiſst, und auf dem Wege der Analogie schloſs, wenn einer, der den Stier mit der Lanze sticht (pica) ein picador ist, so werde derjenige, der ihn tötet (mata), matador zu nennen sein. So glaubte er einen terminus technicus zu finden und fand eine grobe Beleidigung.

Also fort mit dem Matador aus unserer Sprache und fort auch, so grausam es sein mag, mit dem Eldorado!

Passau. A. Spengel.

Fürst Bismarck und die deutschen Gymnasiallehrer.

Den 80. Geburtstag des Fürsten Bismarck hat das deutsche Volk in einer Weise gefeiert, wie die Geschichte aller Zeiten und Völker nicht leicht ein zweites Beispiel aufzuweisen hat. Welch groſsartiges, noch nie dagewesenes Schauspiel bot dieser geschäftige, liebevolle Eifer

der ganzen Nation in allen ihren Schichten vom Kaiser, König, Fürsten herab bis zum Bürger und Bauer, um dem Stifter deutscher Einheit und Gröfse den Tribut treuer Dankbarkeit in allen nur erdenklichen Formen und in einer wahrhaft erdrückenden Fülle von Geschenken darzubringen.

Steht schon unter den Tugenden des einzelnen Menschen die Dankbarkeit obenan, so dafs man mit vollem Rechte sagen kann: „Ein Undankbarer ist auch im übrigen kein guter Mensch" — wie viel mehr gilt dies von einem ganzen Volke, das nicht so leicht wie der Einzelne zu einem übereinstimmenden, starken Gefühl der Anerkennung und Dankbarkeit gebracht werden kann, das im Gegenteil durch den blinden Hader der Parteien so oft verwirrt und verführt wird.

Unter den zahllosen Scharen derer nun, die dem Fürsten Bismarck zu seinem 80. Geburtstage ihre Glück- und Segenswünsche darbrachten, nahmen die deutschen Gymnasiallehrer nicht die letzte Stelle ein. Stehen sie doch zu ihm in einem besonders innigen Verhältnis, und hatten sie doch ganz besondere Ursache, ihm in treuer Liebe und Verehrung zu nahen. Damit hat es folgende Bewandtnis, die hier näher berührt werden soll, weil sie wohl in den engeren Kreisen der Beteiligten, obwohl selbst hier kaum dem schwer zugänglichen Wortlaute nach, in den weiteren Kreisen der Bevölkerung aber entweder ganz unbekannt geblieben oder doch längst wieder vergessen ist.

Als nämlich vor 10 Jahren das deutsche Volk den 70. Geburtstag seines grofsen Reichskanzlers feierte, wurde bekanntlich durch freiwillige Spenden die stattliche Summe von 2,700,000 M. als Nationalgeschenk zusammengebracht. Hiervon wurden 1,500,000 M. dazu verwendet, um die 1825 in schwerer Zeit wirtschaftlicher Bedrängnis veräufserte Hälfte des Stammgutes Schönhausen für die Familie Bismarck zurückzuerwerben; der Rest von 1,200,000 M. wurde dem Fürsten Bismarck zur freien Verfügung für öffentliche Zwecke übergeben.

Dafs also Fürst Bismarck diese beträchtliche Summe zu einer öffentlichen Stiftung verwenden würde, das stand von vornherein fest. Um so mehr war alle Welt darauf gespannt, zu welchem Zwecke er sie bestimmen würde. Da erregte es denn keine geringe Überraschung und Verwunderung, als bekannt wurde, dafs der Fürst beschlossen habe, aus dieser Summe von 1,200,000 M. die „Schönhauser Stiftung für deutsche Gymnasiallehrer" zu machen.

Gerade an die Gymnasiallehrer hätte man, und gewifs auch diese selbst bei ihrer bescheidenen Zurückgezogenheit, zuletzt gedacht; ja es ging wohl im ersten Augenblick durch den ganzen Stand ein Gefühl der Demütigung und Beschämung darüber, dafs vor der ganzen Nation der Stand der Gymnasiallehrer als ein solcher erschien, der im Vergleich mit anderen Berufsarten gleichen Ranges und Bildungsganges, im ganzen genommen, sich nicht eines solchen Einkommens erfreut, um nicht einer solchen Unterstützung aus einer milden Stiftung zu bedürfen.

Aber so schmerzlich diese Wahrheit im ersten Augenblick von

den Beteiligten empfunden wurde, so rasch verschwand doch dieses herbe Gefühl, als die vom Fürsten Bismarck verfaſste Stiftungsurkunde und die sonstigen damit zusammenhängenden Aktenstücke ihrem vollen Wortlaute nach bekannt wurden.

Denn aus diesen sprach ein so richtiges Verständnis für das Wesen unserer deutschen Gymnasien, eine so wohlwollende Anerkennung der stillen, von der groſsen Menge unbemerkten und unverstandenen Arbeit des Gymnasiallehrers an demjenigen Teil der Jugend, der einst berufen ist, in Staats- und Gemeindeämtern, in Kirche, Schule und allen anderen höheren Berufsarten die führende Rolle zu übernehmen, daſs einer solchen gerechten und wohlwollenden Würdigung gegenüber jedes beengende Gefühl verschwinden muſste und an seine Stelle nur die Empfindung freudigster Dankbarkeit treten konnte.

Bekanntlich hat Fürst Bismarck selbst zwei Berliner Gymnasien, erst das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium von Untertertia an (1827 bis 1830) und dann das zum Grauen Kloster (1830—1832) besucht und an diesem als siebzehnjähriger Jüngling die Reifeprüfung bestanden. Schon dieses jugendliche Alter bei seinem Abgang beweist, daſs er nicht zu den schlechteren Schülern gehört haben kann. In welchem Verhältnis er zu seinen Lehrern gestanden haben mag, davon gibt die schwungvolle Alcäische Ode Zeugnis, die ihm sein ehemaliger Lehrer, der spätere Gymnasialdirektor Bonnell, zum 4. August 1866 gewidmet hat und die mit der Strophe beginnt:

Wer festen Sinnes das richtige Ziel verfolgt,
Nicht wanket, selbst wenn krachend die Erde wankt,
Den hat zum Lenker der Geschicke
Gott hier auf Erden sich ausersehen.

Auch müssen bei Fürst Bismarck die Erinnerungen an seine Gymnasialzeit und an die Einwirkung der Lehrer auf seine jugendliche Seele ganz erfreuliche gewesen sein, wenn er noch als 70jähriger Greis den Gymnasiallehrern ein so ehrenvolles Zeugnis ausstellt, wie dies in jenen Urkunden geschieht.

Und in der That, wenn man gewöhnlich die Universitäten als diejenigen Anstalten nennt, die selbst in den schwersten Zeiten der polizeilichen Überwachung und Unterdrückung den nationalen Gedanken in den Seelen deutscher Jünglinge wach gehalten haben, so hat Fürst Bismarck das Verdienst, nachdrücklich auf die nicht minder wichtige Vorstufe der Hochschule, auf das Gymnasium, hingewiesen zu haben, in welchem jederzeit, genährt von den unvergänglichen patriotischen Idealen des Altertums, wie das heilige Feuer der Vesta, die reinste Vaterlandsliebe von klassisch gebildeten und begeisterten Lehrern in den Herzen der Jugend entzündet und gepflegt worden ist.

Doch lassen wir den Fürsten Bismarck mit seinen eigenen Worten sprechen; denn diese werden für den deutschen Gymnasiallehrerstand ein monumentum aere perennius, ein leuchtendes Ehrenmal für alle Zeiten bleiben. In seiner Zuschrift vom 14. Januar 1886 an den Präsidenten des preuſsischen Herrenhauses, den Herzog von Ratibor,

betr. die Aufsicht über die Schönhauser Stiftung durch den jeweiligen Präsidenten des Herrenhauses, sagt er:

„Maſsgebend für diese Bestimmung war für mich der Gedanke, daſs die Stiftung, deren Mittel im ganzen Reiche aufgebracht worden sind, auch in ihrer Wirkung im gleichen Umfange sichtbar gemacht werden müſste. Aus dieser Erwägung verbot sich eine Zuwendung zu Gunsten der Arbeiter, weil eine solche nur einzelnen Landesteilen zu gute hätte kommen können. Eine Verwendung zu Gunsten der Theologen fand in der Verschiedenheit der Konfessionen ein Hindernis. Dagegen bedarf das höhere Lehrfach auch noch deshalb einer besonderen Unterstützung, weil es die Pflegstätte des nationalen Gedankens bildet und in seiner idealen Gesinnung, ohne welche der Lehrerstand seinem mühevollen und selten einträglichen Berufe nicht würde treu bleiben können, ein sittliches Gegengewicht zu dem Materialismus der Zeit darstellt. Die Erhaltung und Pflege dieser Gesinnung bei der Jugend liegt in den Händen der Lehrer und ist für unsere nationale Entwickelung von hoher Bedeutung“.

In diesen Worten ist das Motiv der Schönhauser Stiftung unzweideutig ausgesprochen. Möchte doch dieser die Wahrheit so völlig treffende Ausspruch des Fürsten Bismarck überall beherzigt werden, möchten doch die Bestrebungen der Gymnasiallehrer zur Hebung ihres noch in manchen Beziehungen zurückgebliebenen Standes überall einer ebenso gerechten Anerkennung und Würdigung begegnen!

Über den Zweck der Schönhauser Stiftung aber heiſst es in den Statuten[1]: § 1 „Zweck der Stiftung ist, deutschen jungen Männern, welche sich dem höheren Lehrfach an deutschen höheren Lehranstalten widmen, vor ihrer besoldeten Anstellung Unterstützungen zu gewähren, auch im Inlande wohnenden Witwen von Lehrern des höheren Lehrfaches Beihilfe für ihren Lebensunterhalt und für die Erziehung ihrer Kinder zu leisten. . . . .

§ 8. „Die Unterstützungen werden an Kandidaten des höheren Lehramts in der Regel im Betrage von 1000 M. jährlich nach erfolgter Ablegung der zu einer Anstellung als Lehrer des höheren Lehrfaches berechtigenden Staatsprüfung bis zu dem Zeitpunkte, an welchem der Empfänger eine besoldete Anstellung als Lehrer erhält, jedoch auf nicht länger als auf die Dauer von im ganzen höchstens 6 Jahren gewährt. Doch soll der Vorsteher der Stiftung berechtigt sein, solchen Lehrern, welche die Staatsprüfung für das höhere Lehrfach abgelegt haben, ohne Rücksicht darauf, ob sie sich bereits in dem Genuſs einer besoldeten Stelle befinden oder nicht, aus den Ein-

[1]) Dieselben finden sich samt der die Genehmigung der Stiftung enthaltenden Allerhöchsten Cabinetsordre, dem Schreiben des Fürsten Bismarck an den 1. Präsidenten des Herrenhauses, Herzog von Ratibor, sowie dessen Antwort an den Fürsten abgedruckt in Geh. R. Dr. L. Wiese's Sammlung der Verordnungen und Gesetze für die höheren Schulen in Preuſsen. 3. Ausgabe (1883) 2. Abteilung, S. 28—32. (Die Red.).

künften der Stiftung Stipendien zu Studien im Auslande oder in Deutschland aufserhalb ihrer Heimat zu gewähren. An Söhne von Lehrern höherer Schulen können auch schon während ihrer Studienzeit Unterstützungen in dem vorgedachten oder einem geringeren Betrage gewährt werden, wenn sie sich dem höheren Lehrfache widmen. Die Zeit der auf der Universität gewährten Unterstützung ist auf den vorgedachten Zeitraum nicht einzurechnen. § 9. Die Auswahl der zu Unterstützenden aus den Angehörigen des deutschen Reiches steht ausschliefslich dem Vorsteher der Stiftung zu; derselbe soll darauf bedacht sein, dafs die Verteilung der Unterstützungsbeträge auf die Angehörigen der einzelnen deutschen Staaten in einem der Bevölkerung oder der Zahl der höheren Lehranstalten in jedem derselben ungefähr entsprechenden Verhältnis entfällt. Auch sollen unter den Bewerbern die Söhne von Lehrern des höheren Lehrfaches den Vorzug haben. § 11. Werden durch die erwähnten Unterstützungen die Stiftungseinkünfte mangels geeigneter Bewerber nicht erschöpft, so soll der Vorsteher diese nicht zur Verwendung gelangten Beträge Witwen von Lehrern des höheren Lehrfaches für ihren Lebensunterhalt oder für die Erziehung ihrer Kinder zuwenden".

So viel über den Zweck[1]) der Schönhauser Stiftung, deren Vorsteher zur Zeit Fürst Bismarck, deren Sekretär Dr. Chrysander ist. Leider sind die Fälle thatsächlicher Bedürftigkeit so zahlreich aufgetreten, dafs die so lobenswerte Nebenbestimmung für Studienreisen ins Ausland oder auch in Deutschland aufser der Heimat seit einiger Zeit hat in Wegfall kommen müssen. Und doch mufste man gerade diesen Nebenzweck mit besonderer Freude begrüfsen. Denn eigentlich sollte kein klassischer Philologe das Katheder einer oberen Klasse betreten, der nicht wenigstens Rom, wenn irgend möglich auch Sizilien und Athen gesehen hat.

Aber sind es bis jetzt auch nur wenige, denen dieses hohe Glück, neuerdings namentlich durch die höchst dankenswerte Einrichtung des archäologischen Kursus in Rom, zu teil wird, so mag sich die grofse Mehrzahl, die darauf verzichten mufs, wenigstens damit trösten, dafs der Wert ihrer mühevollen, von der Menge oft verkannten Arbeit von dem gröfsten Staatsmann unseres Jahrhunderts und unseres Volkes richtig erkannt und gebührend gewürdigt worden ist. Hat doch erst kürzlich Fürst Bismarck bei der Begrüfsung der 400 Lehrer höherer Schulen Preufsens, die ihm am 8. April d. J. mit ihren Frauen in Friedrichsruh ihre Huldigungen darbrachten, seiner Anerkennung des Gymnasiallehrerstandes aufs neue so unverhohlenen Ausdruck verliehen, dafs es sich wohl verlohnt, aus dieser Rede, deren voller Wortlaut

[1]) Die Red. glaubt noch den § 12 der Statuten abdrucken zu sollen. § 12: Die Verleihung des Bezuges der Unterstützungen findet alljährlich am 1. Okt. statt; das erste Mal erfolgt sie am 1. Okt. 1885. Meldungen zum Bezug der Unterstützungen sind in der Regel nur zu berücksichtigen, wenn sie spätestens bis zum 1. Juli, welcher dem Zuweisungstage voraufgeht, an den Stiftungssekretär in Schönhausen gelangt sind.



nur in wenigen Zeitungen mitgeteilt ist, nach dem Organ des Fürsten Bismarck, den „Hamburger Nachrichten", einige Hauptstellen anzuführen.

„Sie sprachen", sagte der Fürst, „in der eben verlesenen Ansprache von der Dankbarkeit, die der Lehrerstand mir gegenüber empfinde. Meine Herren, dies Gefühl ist ein gegenseitiges. Das ist für mich zum Durchbruch gekommen in der Zeit meiner politischen Arbeit. Hätte ich nicht die Vorarbeit des höheren Lehrerstandes in unserer Nation vorgefunden, so glaube ich nicht, dafs mein Werk oder das Werk, an dem ich mitgearbeitet habe, in dem Mafse gelungen sein würde. Ihnen hat die Pflege der Imponderabilien obgelegen, ohne deren Vorhandensein in der gebildeten Minorität unseres Volkes die Erfolge, die wir gehabt haben, nicht möglich gewesen sein würden. Die Liebe zum Vaterlande, das Verständnis für politische Situationen, für diese und andere Eigenschaften werden die Keime gelegt in dem Stadium des Menschenlebens, welches Ihrer Pflege vorzugsweise anheimfällt. Unsere Erziehung gehört bis zum 14. Jahre der Volksschule, bis zum 19. Jahre der höheren Schule, nachher der Universität, dem Leben und den Frauen. Das durchschnittliche Alter, bis zu dem die Jugend Ihrer Pflege und Erziehung unterliegt, schliefst mit dem 19., 20. Jahre des Abiturienten in der Regel ab. Aber der Charakter des jungen Mannes legt sich gerade in dieser Zeit fest. Es ist nicht sehr oft der Fall, dafs er auf der Universität oder später eine Modifikation erleidet, wenigstens nicht in der Liebe zum Vaterlande, die ihm auf der höheren Schule eingeprägt worden ist.

Ich könnte in dieser Darlegung der politischen Wirkung der Imponderabilien, die auf unseren höheren Schulen in das Gemüt des deutschen Jünglings gepflanzt werden, vielleicht noch weiter gehen, aber ich will es lieber an einem Beispiele aus dem Auslande erörtern. Als ich in Versailles in Quartier lag, habe ich gelegentlich die Schulhefte der Söhne meiner Hauswirte durchgesehen, und da bin ich ganz erstaunt gewesen über die ungeheuerliche geschichtliche Lüge, die in allen französischen höheren Schulen kultiviert wird, von Ludwig XIV an bis auf die heutige Zeit. Was hat das für Folgen? Dafs der junge Franzose von Haus aus ein falsches Bild über die Bedeutung seiner eigenen Nation, über deren Berechtigung zur Macht bekommt, und dafs er mit einem Hochmut in die Welt tritt, von dem das deutsche Sprichwort sagt, dafs er vor dem Fall kommt. Dem gegenüber befleifsigt sich unsere höhere Schule der Wahrheit und pflegt unter anderen Eigenschaften, mit denen Gott die deutsche Nation ausgestattet hat, auch die der Bescheidenheit, was ich für in hohem Mafse wichtig und nützlich halte. Die Selbstüberschätzung tötet den Erfolg im Keim, und von der halten wir uns fern; die Wahrheit wird bei uns gelehrt, vielleicht unter verschiedener Beleuchtung, aber doch jeder von seinem Standpunkte bestrebt sich, seinen Schülern die Wahrheit beizubringen, und ich habe es auch im politischen Leben stets für nützlich gehalten, wahr zu bleiben, um den Mut zu behalten. Ich habe dadurch manche Feinde erworben und manches Wort gesprochen,

das zu den übelwollendsten Deutungen Anlafs geben kann; aber im ganzen: das Gesamtresultat ist für mich doch ein nach menschlicher Unvollkommenheit in hohem Mafse befriedigendes. Und deshalb, wenn ich am Ende meiner Laufbahn stehe, so ist es mir ein beruhigendes Gefühl, dafs die Sonne, die mir untergeht, mir ein schönes Abendrot zeigt. Als Landwirt bin ich gewohnt, das Abendrot als einen Propheten von gutem Wetter für den morgenden Tag anzusehen, und so wünsche ich Ihnen allen, meine Herren, für die Tage, die kommen, gutes Wetter.

Sie sind zum grofsen Teile in Ihrer sozialen und materiellen Stellung mit Recht unzufrieden. Es existiert ein Mifsverhältnis zwischen der Bedeutung, die, wie ich vorher zu schildern mir erlaubt habe, der höhere Lehrerstand für unsere nationale Zukunft hat, und zwischen deren bisheriger Würdigung. Die Gewalt, die in dem Einflusse der höheren Schule auf die gebildeten Klassen besteht, die Wichtigkeit der gebildeten Klassen für das Gedeihen einer Nation wird heutzutage erheblich unterschätzt, und ich hoffe, dafs darin sich allmählich auch eine Änderung zum Besseren anbahnen wird. Ich meinerseits halte sie für notwendig, wenn wir die Erfolge, die wir mit Hilfe der Fürsten, der Armee errungen haben, auf die Dauer befestigen und dauerhaft machen wollen". —

Soweit Fürst Bismarck. So sehr die Gymnasiallehrer Grund haben, sich solcher Worte und aus solchem Munde zu freuen, so sind sie doch viel zu sehr an sokratische Selbsterkenntnis gewöhnt und werden immer wieder, wenn sie ja einmal mit ihren Wünschen hervortreten sollten, so energisch darauf verwiesen, dafs sie es nicht wagen, sich das stolze Wort des Horaz in der Schlufsode des II. Buches anzueignen: Sume superbiam, quaesitam meritis — „Wappne dich mit dem Stolz, auf den dir deine Verdienste Anspruch geben". —

Aber wie einst Fürst Bismarcks ehemaliger Lehrer, der hochgelehrte Professor Bonnell, so werden die sämtlichen Gymnasiallehrer Deutschlands auf diesen berühmtesten und, wie er durch seine grofsartige Stiftung bewiesen hat, dankbarsten Schüler eines deutschen Gymnasiums jederzeit mit gerechtem Stolze blicken und ihm, auch ganz abgesehen von jener Stiftung, als dem eigentlichen Begründer der deutschen Einheit, Macht und Gröfse, den Zoll unverlöschlicher Dankbarkeit und Verehrung widmen, vor allem durch Heranbildung einer patriotisch-gesinnten, für alles Edle, Schöne und Grofse begeisterten Jugend, die für die höchsten idealen Güter unseres Volkes mit voller Überzeugung und mit echtem Mannesmut eintritt: für Recht und Gesetz, für Zucht und Ordnung, für Religion und Kirche. Und wenn es sein mufs, so wird diese auf den Gymnasien herangebildete Jugend, entflammt von den Beispielen der Geschichte, allezeit bereit sein, für ihren Kaiser und ihren König, für das schwer errungene deutsche Reich und das heifs geliebte Heimatland mit Freuden ihren letzten Blutstropfen zu vergiefsen.

Chemnitz. Prof. Dr. Adolf Müller.



II. Abteilung.

Rezensionen.

Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft in systematischer Darstellung mit besonderer Rücksicht auf Geschichte und Methodik der einzelnen Disciplinen. In Verbindung mit zahlreichen Gelehrten herausgegeben von Dr. Iwan von Müller, o. Prof. d. kl. Philol. in München. V. Bd., 1. Abt.: Geschichte der alten Philosophie von Dr. W. Windelband, o. Prof. d. Philos. in Strafsburg. 2. sorgfältig durchgesehene Auflage (mit Register). München, Beck, 1894. VIII u. 228 Seiten gr. 8°.

Die erste Auflage dieser vortrefflichen Arbeit Windelbands ist bereits im Jahrgang 1889 d. Blätter S. 375—379 besprochen. Wenn schon jetzt eine 2. Auflage derselben nötig wurde, so ist dies ein Beweis, dafs sie bei der studierenden Jugend den verdienten Anklang gefunden hat.

Die vorliegende 2. Auflage enthält keine wesentlichen Änderungen. W. wollte seine Abweichungen von der bisherigen Darstellung und Anordnung in eingehenderen Aufsätzen begründen, hat aber hiezu keine Zeit gefunden. Übrigens kann man diese auch ohne solche ausführliche Begründung in der vom Verf. gebotenen Form recht wohl acceptieren, so z. B. die Einschiebung der protagoreischen Sophistik zwischen die frühere und spätere Atomistik, die Zusammenstellung Demokrits und Platons, die Hervorhebung des Einflusses der hellenistisch-römischen Philosophie auf die Entwickelung der Religion.

S. 138 ist folgende interessante Bemerkung neu eingeschoben: „Gerade in diesem ihren Gegensatz (zwischen Speusippos und Xenokrates nämlich) beweisen die Schüler Platons, dafs sie, indem sie seine Lehre nach der religiösen Seite weiter entwickeln wollten, sich an den ungelösten Problemen seiner spätesten Metaphysik abmühten. Der Gegensatz der *αἰτία* und des *ξυναίτιον*, der Idee und des Raumes, des Vollkommenen und des Unvollkommenen wuchs bei ihnen ganz zu dem religiösen Gegensatz des Guten und des Bösen aus, und so gerieten sie (und besonders Xenokrates) unter Preisgebung der monistischen Motive in der Lehre des Meisters auf phantastische Spekulationen, welche sich hauptsächlich um die Ursache des Bösen in der Welt drehten.“ Seite 145 ist ein Absatz über die ***Πολιτεία τῶν Ἀθηναίων*** des Aristoteles, deren Auffindung so grofses Aufsehen erregt hat, neu eingesetzt, welcher mit dem Satze schliefst: „Die Gröfse der Auf-

fassung, die sachliche Einfachheit der Darstellung, die Sicherheit des Urteils lassen die Schrift des Meisters, in dessen letzte Lebensjahre ihre Abfassung fallen mufs, nicht unwürdig erscheinen: sollte aber diese Geschichte der athenischen Staatsverfassung die Arbeit eines seiner Schüler sein, so wäre sie erst recht ein neuer Ruhmestitel für das Lyceum". S. 147 sind die Bücher der Aristotelischen Metaphysik nach den griechischen Zahlen numeriert, während in der 1. Aufl. *α ἔλαττον* als zweites Buch gezählt war, eine zweckmäfsige Änderung.

Vermifst habe ich einen Hinweis auf den Widerspruch, der zwischen den beiden Aristotelischen Sätzen stattfindet: *Κινεῖ ὡς ἐρώμενον* (S. 160) und: Bewegung ist nur durch Berührung möglich (S. 161), zu welch letzterem noch die bekannte, S. 163 erwähnte Lehre kommt, dafs Gott nur den Fixsternhimmel in Bewegung setzt.

Einen Druckfehler habe ich nur S. 142 Z. 9 v. o. gesehen: Verdächtungen.

So möge denn das auch äufserlich aufs beste ausgestattete Werk in seiner neuen Auflage fortfahren, das Verständnis für Philosophie zu fördern!

Bayreuth. Ch. Wirth.

Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart. Von Dr. phil. Joseph Müller. München, Verlag von Dr. H. Lüneburg, 1894. (436 Seiten 8°. 9 Mark).

Eine literargeschichtlich erschöpfende Biographie Jean Pauls fehlt uns trotz der verdienstlichen Werke, die uns die letzten Jahre über diesen bedeutenden Schriftsteller gebracht haben, noch immer. Paul Nerrlich, dem wir mehrere kenntnis- und ergebnisreiche Schriften über Jean Paul verdanken und von dem wir am ersten das wissenschaftlich abschliefsende Buch erwarten durften, hat in seiner letzten, ausführlichsten Arbeit diese Hoffnungen gründlich zu nichte gemacht und sich durch seinen vorurteilsvollen Verzicht auf jegliche streng historisch-philologische Methode mutwillig um den Lohn seiner Mühe gebracht. Auch nach ihm wird man daher ein neues Werk über den gröfsten deutschen Humoristen nicht als überflüssig bezeichnen können. Was nun aber Joseph Müller in seinem umfangreichen Versuche bietet, das kommt leider auch wieder der Literaturgeschichte nur in geringem Mafse zu Gute. Der Verfasser verwahrt sich sogar gleich auf den ersten Seiten mit etwas oberflächlichen Gründen gegen den Gedanken, „die Zahl der gewöhnlichen chronologischen Monographien durch ein neues Glied zu vermehren". Die Bedeutung seines Buches liegt denn auch vornehmlich auf religionsphilosophischem und moralischem Gebiete. Müller versucht eine Analyse von Jean Pauls Charakter in systematischer Ordnung; er betrachtet seinen Helden als Menschen, als Philosophen, speciell als Moralphilosophen, als religiösen Denker, als Pädagogen, Kunstphilosophen, Dichter, Sprachschöpfer und Grammatiker und schliefslich als Politiker, um ihn so ziemlich nach allen diesen Seiten

dem deutschen Volke in Gegenwart und Zukunft als Vorbild vor Augen zu stellen.

Im ganzen hat Müller eine gediegene Arbeit geliefert, deren Ernst man auch da wird anerkennen müssen, wo man von ihren Ergebnissen nichts weniger als befriedigt sein mag. Sie zeugt überall von einer sehr gründlichen Kenntnis des Lebens und der Schriften Jean Pauls und zugleich von dem rühmlichen Bestreben, die Widersprüche und Sonderbarkeiten, die uns in diesem Leben und Wirken stören, durch eine möglichst tief eindringende philosophische Forschung zu erklären. So hebt Müller gleich auf S. 16 recht gut hervor (was die bisherigen Biographen wenig oder gar nicht betonten), dafs in Jean Paul die drei Vermögen oder Seiten des menschlichen Geistes, Verstand, Empfindung und Willenskraft, in fast gleicher Stärke entwickelt waren, er hatte, um seine eigenen Worte aus dem „Hesperus" zu brauchen, drei Seelen, eine humoristische, eine empfindsame und eine philosophische. Aber nicht als trennende Widersprüche, sondern nur als versöhnte Gegensätze erkennt Müller diese Contraste im Innern Jean Pauls an, dessen schönster Ruhm gerade seine Harmonie zwischen Kopf und Herz, Wille und That, Leben und Dichtung sei. Den „höheren Einheitspunkt" jener verschiedenartigen Charakterseiten erblickt er in der sittlich-religiösen Basis Jean Pauls: „Sein ganzes dichterisches Schaffen stellte er in den Dienst seiner religiösen Ideale". Nachdem Müller so den richtigen Ausgangspunkt, den er bei allen seinen Vorgängern vermifst, für seine Untersuchung gefunden, prüft er die einzelnen Seiten im Leben und Schaffen seines Autors hauptsächlich auf dieses ihr Verhältnis zu Religion und Moral, betont die strenge Selbstzucht, in der sich Jean Paul übte, die edlen Tendenzen und die segensvolle Wirkung seiner Poesie, die „wie ein reinigendes Gewitter in die schwüle Atmosphäre der damaligen Zeit gefahren" sein soll (S. 44), und den aufserordentlichen Gewinn, den wieder aus dem Studium dieser Poesie unser heutiges, in ein „modernes Heidentum" versunkenes Geschlecht ziehen könnte. Bei dem allen läuft nur leider neben viel Richtigem auch viel Schiefes und viel Übertreibung mit unter. Zwar belegt Müller alle seine Behauptungen äufserlich mit sehr reichen Citaten, die aus Jean Pauls Schriften höchst geschickt zusammengesucht sind. Aber wollte man auch zugeben, dafs in diesen Citaten jedes Wort buchstabengenau zu nehmen ist, so läfst sich doch immer noch nicht aus der Häufung von noch so vielen einzelnen Moralsätzen auch auf die absolute Sittlichkeit eines Werkes im ganzen oder gar auf die moralische Vollkommenheit des Lebens seines Vaters schliefsen. Dafs speciell Jean Pauls Leben und Werke von höchstem sittlichen Streben zeugen, wird kein Verständiger leugnen; aber das Idealbild, welches Müller zeichnet, verstöfst trotz der vielen Citate, mit denen er es umrankt, doch in manchem Zuge gegen die geschichtliche Wahrheit. Die herben Seiten und schroffen Ecken, an denen es im Charakter Jean Pauls wahrlich nicht fehlt, sucht Müller vergebens zu verbergen oder zu verschönern. Was er z. B. S. 71 f. anführt, um Jean Paul gegen den Vorwurf des Egoismus zu verteidigen, was er an andern

Stellen sagt, um die unverantwortliche Rücksichtslosigkeit zu rechtfertigen, deren sich Jean Paul gegen seine kranke Mutter, gegen seine Braut Karoline v. Feuchtersleben schuldig machte, wird die selbständig prüfenden Leser seines Buches eben so wenig befriedigen wie etwa sein Versuch, den (aus künstlerischen Gründen oft recht verwerflichen) Cynismus seines Lieblingsautors zu erklären und zu entschuldigen. Müller geht in der Übertreibung so weit, daſs er sogar die Stillosigkeit Jean Pauls, sein kunstloses und willkürliches Springen vom Erhabenen ins Lächerliche, vom Gemeinen ins Empfindsam-Schwärmerische für eine anziehende Schönheit seiner Werke und für ein Zeichen seiner Universalität hält (S. 73). Dann gibt er zwar wieder gewisse künstlerische Mängel des Romanschriftstellers Jean Paul offen zu, seine Gleichgiltigkeit z. B. gegen Ordnung und methodische Entwicklung, seinen Mangel an herrschender Gestaltungskraft im Erzählen und in der Charakterzeichnung, und betont sehr richtig, daſs Jean Paul mehr Anleitungen und Vorarbeiten zu Kunstwerken als diese selbst, mehr treffende Bemerkungen über Charaktere als kräftig und lebensvoll gestaltete Charaktere selbst geliefert hat (S. 375), wie denn überhaupt das Kapitel über den Dichter und ebenso das über den Sprachschöpfer und Grammatiker Jean Paul ganz besonders viele tüchtige Bemerkungen enthält. Auch mit der Religiosität Jean Pauls ist Müller trotz dem Lobe, das er ihr im allgemeinen spendet, im Grunde doch nicht recht zufrieden. Sie war schlieſslich doch nur „Sehnsucht nach der Religion", „Heimweh der Seele nach Gott"; „aus den Werken des groſsen Mannes klingen uns mehr die Accorde der Sehnsucht als die Harmonie der Erfüllung entgegen"; dem konkreten historischen Christentum gehörte der Dichter nicht an (S. 249 f.). Allein ungeachtet dieser völlig berechtigten Einschränkung überschätzt Müller doch gerade die religiöse und dann ebenso die philosophische und moralische Bedeutung seines Helden ganz ungeheuer. Namentlich macht aber ein Mittel, das er zur Hebung Jean Pauls anwendet, seine Behauptungen oft verdächtig: Die ungerechte Verkleinerung anderer groſser Männer. Da, wo Müller den „Egoismus des Genies" bei Jean Paul eifrig bestreitet, schlieſst er mit dem kategorischen Ausspruch: „Jean Paul war kein Goethe" (S. 71). „Leider," wird vielleicht der Leser hinzusetzen, der an das einst verbreitete Märchen von Goethes Selbstsucht nicht mehr glaubt. Gewiſs hätte aber Goethe bei seinem unendlich gröſseren Genie auch ein viel gröſseres Recht zum Egoismus gehabt als Jean Paul, den man gerade in dieser Hinsicht ihm am wenigsten rühmend gegenüberstellen sollte. Ebenso schief ist S. 87 die Bemerkung über den „feinen Epikureïsmus" Goethes, der in Gegensatz zu dem sittlich-religiösen Optimismus Jean Pauls gebracht wird; auch daſs der Stimmung Goethes zu sehr der Ernst des Gewissens gefehlt habe, als daſs er die tiefere, versöhnende Seelenruhe finden konnte, oder daſs Goethe den Forderungen seines Ideals schlieſslich bedeutenden Abbruch gethan habe, um nicht in seiner Behaglichkeit gestört zu werden (S. 112), ist nicht richtig. Daſs Müller nach diesen und mehreren andern miſsbilligenden Seitenblicken, die er auf Goethe wirft, schlieſslich S. 356 auf die hohe sitt-

liche Bedeutung unsers gröfsten Dichters gegen „gewisse neuere Behandlungen der Literaturgeschichte“ in Schutz nimmt, genügt zwar nicht zu einer gerechten Würdigung Goethes, ist aber ein schönes Zeichen von der Ehrlichkeit, mit der der Verfasser sich wenigstens bemüht, überall billig zu urteilen. Um dieses gewissenhaften Strebens willen wird man ihm gar manchen Mifsgriff zu gute halten müssen. Zu solchen Mifsgriffen gehören unter anderm starke chronologische Verschiebungen. S. 44 heifst es z. B.: „Hat nicht Jean Paul vor den Gefahren der Sentimentalität gewarnt und in der Siegwartperiode durch seine hohen Ideale das beste Gegengift geboten, zu einer Zeit, wo Goethe es über sein Gewissen brachte, die krankhafte Stimmung durch seinen Werther aufs höchste zu steigern?“ Um von der irrigen Auffassung des „Werther“ im Gegensatz zu Jean Pauls empfindsamen Darstellungen ganz abzusehen, so ist in diesen Worten auch das zeitliche Verhältnis vollständig verdreht: als Goethe den „Werther“ schrieb, war Jean Paul elf Jahre alt und dachte noch nicht von ferne daran, ein Gegengift gegen die Gefahren der Sentimentalität zu bieten; als er dies aber that, war die Siegwartperiode in der Hauptsache schon vorbei. Noch ärger ist die Verwirrung S. 319, wo der Verfasser beklagt, dafs durch das allzumächtige Übergewicht des antiken Elements dem Goethe'schen Genius „ein fremdartiges Gepräge“ aufgedrückt worden sei. „Man vergleiche die älteren Dichtungen, die dem nationalen Empfinden näher stehen, den Götz, Hermann und Dorothea, Reineke Fuchs, die Lyrik der ersten Periode, mit der Iphigenie, dem Tasso, dem zweiten Teil des Faust!“ Jenes fremdartige Gepräge mufs doch recht unbestimmt sein, wenn man es auf Werken nicht bemerkt, die den antiken Einflufs so deutlich offenbaren wie die hexametrische Umdichtung des altdeutschen „Reinke de Vos“ (1794) und wie das ohne das gründlichste Studium Homers ganz undenkbare Epos „Hermann und Dorothea“ (1798). Zu Goethes älteren Dichtungen hat aber diese beiden Werke, die viel später als „Iphigenie“ und „Tasso“ entstanden, noch niemand gezählt. Aber viel schlimmer als solche chronologische Irrtümer sind doch die mannigfachen Hyperbeln. Wer wird es dem Verfasser glauben, dafs Jean Paul wirklich Goethe an Kraft der musikalischen Sprache, an Tiefe der Empfindung, an Adel der Ideen übertroffen habe (S. 367)? Dafs Jean Paul ein echterer Vertreter der Menschheit sei als selbst Schiller (S. 165)? Wer wird seinen häfslichen Ausdruck von der „Henkerphantasie“ Dantes billigen (S. 218)? Wer seine thörichte Polemik gegen das herrliche Wort Lessings von dem ewigen Streben nach Wahrheit, aber mit der Möglichkeit, immerwährend zu irren (S. 168)? Aber auch die Parallele zwischen Jean Paul und Richard Wagner (S. 362) möchte ich nur mit mancher Einschränkung gelten lassen, so freudig ich auch die Entschiedenheit begrüfse, mit der Müller für den bahnbrechenden Genius des musikalisch-dramatischen Kunstwerks eintritt. Denn bei allen äufserlichen Ähnlichkeiten, die er zwischen den beiden in Bayreuth ruhenden Dichtern anführt, bleibt doch ein gewaltiger Unterschied zwischen ihnen: die Kunst Wagners trägt den Stempel der höchsten formalen Vollendung,

die Jean Pauls ist sehr oft formlos; nach Stil vor allem strebte Wagner, und Jean Pauls humoristische Willkür war jedem einheitlichen Stile todfeind?

Allzu freigebig handhabt Müller die Polemik. Sachlich ist er dabei nicht selten im Recht, so besonders in seinen Angriffen auf Nerrlich; in der Form wäre ihm aber auch hier meistens eine gröfsere Mäfsigung zu wünschen. Noch mehr ist das der Fall, wenn er seine Vorwürfe gegen einen Mann wie Gervinus schleudert, dessen Irrtümern selbst jeder ernstlich Forschende nur mit entblöfstem Haupte gegenübertreten sollte. Am heftigsten wird Müller gegen Andersdenkende, wenn philosophische oder religiöse Fragen in Betracht kommen. Namentlich dem armen Schleiermacher spielt er da gar böse mit: aber nicht viel besser geht es Schopenhauer, Vischer, Eduard v. Hartmann und andern, und fast jeder, der einmal über Philosophie oder Religion geschrieben hat und von unserm Verfasser gelesen worden ist, bekommt etwas ab. Der Spinozismus wird S. 426 mit dem Superlativ beehrt, dafs er „die elendeste Form religiösen Empfindens“ sei. In der Anmerkung zu S. 287 wird sogar ein Anlafs zur Polemik gegen die Simultanschule an den Haaren herbeigezogen. Überhaupt macht sich in den das religiöse Leben behandelnden Abschnitten eine leichte tendenziöse Färbung öfters zum Nachteil der sachlich-ruhigen Darstellung bemerkbar.

Kleinere Irrtümer, wie falsch geschriebene Eigennamen (Haman statt Hamann, Nikolai statt Nicolai) u. dgl., sollen nicht der Länge nach aufgezählt werden; nur die etymologische Ungeheuerlichkeit, dafs „lügen“ von „liegen, unterliegen“ abstamme (S. 294), sei hier noch gerügt, weil sich in ihr eine gar zu merkwürdige Unkenntnis der älteren deutschen Sprache verrät.

Und doch, obwohl sich die hier erhobenen Bedenken gegen Müllers Buch im einzelnen und im ganzen ohne sonderliche Mühe noch vielfach vermehren liefsen, wäre es ungerecht, mit tadelnden Worten die Besprechung desselben zu schliefsen. Man merkt dem Werke nicht nur den Fleifs und die Gewissenhaftigkeit an, mit der sein Verfasser arbeitete, sondern man erkennt auch leicht, dafs Müllers Absichten durchaus die besten, sittlich reinsten sind. Sein Ziel, Jean Paul als ein ideales Vorbild dem jetzigen deutschen Volke vor Augen zu stellen, hat er meines Erachtens nicht erreicht; er wird auch gewifs die mehr und mehr der Vergessenheit anheimfallenden Werke des einst vielgelesenen Autors durch sein überschwängliches Lob nicht zu neuem Leben erwecken. Nichts desto weniger enthält sein Buch manche vortreffliche Bemerkung und bietet namentlich dem, dem es weniger um literargeschichtliche Aufklärung als um sittliche Belehrung zu thun ist, eine vielfach anregende und stellenweise wahrhaft befriedigende Lektüre.

München. Franz Muncker.



Bayerns Mundarten. Beiträge zur deutschen Sprach- und Volkskunde. Herausgegeben von Dr. O. Brenner und Dr. A. Hartmann. München 1894. Bd. II, Heft 2, 144 S. Preis 4 M.

Das 2. Heft des 2. Bandes von B. M., in ziemlich rascher Folge Ende April l. Js. erschienen, bringt: O. Brenner: Der Prinz von Arcadien. Schlufs des 1. Tls. mit Argumenten des 2. Tls. aus einer Berliner Sammlung. — L. Wolfrum: Volksreime aus Oberfranken, 1. Tl. Kinderverse mit kleinem Kommentar. — C. Franke und R. Hedrich: Vogtländische, erzgebirgische, meifsnische und osterländische Dialektproben. Vergleichende Satzproben. — J. Neubauer: Bezeichnungen des menschlichen Körpers und seiner Teile im Egerlande. — H. Gradl: Die Mundarten Westböhmens. Fortsetzung. Allgemeines zum Vokalismus, Lautvertretung, Konsonantismus. — M. Himmelstofs: Aus dem baierischen Wald. Wortsammlung, Buchstabe M—S. — L. Zapf: Aus dem Wortschatze der bayreuthisch-fränkischen Mundart im oberen Saalgebiet. Sprachprobe und alphabetisch geordnete Wortsammlung Lit. A—Z. — O. Brenner: Zum Sprachatlas des deutschen Reiches. Rektifizierung der Grenzbestimmung von d und t in dod und tot. — Derselbe: „Aus da Hoamat". Besprechung der vom Stelzhammerbunde in Linz veröffentlichten Sammlung oberösterreichischer Mundartwerke. Purschka, Bilder I, 54 als Probe. — Ders.: Über mundartliehe Wörtersammlungen. Bemerkungen über Anlage und Bedeutung solcher Sammlungen. — Ders.: Zu Kienast's Dachauer Possenspielen. — A. Hartmann: Zu den Regensburger Fastnachtspielen. Ergänzender Kommentar zu B. M. II, p. 1 ff. — Ders.: Tod-Austragen in Franken. Nachtrag zu Rothbart's Mitteilungen aus Mittelfranken, B. M. II, p. 145 u. 148. — F. Riegel: Beiträge aus Regensburg. Fortsetzung der Regensburger Wortsammlung in B. M. I, p. 222—224. — O. Brenner: Kleinere Mitteilungen und Bücherschau. Reichhaltige Besprechung von 52 Erscheinungen der deutschen Mundartenliteratur.

Wie obige Übersicht andeutet, hat sich der Inhalt des neuen Heftes recht mannigfaltig gestaltet und zeigt auch erfreulicher Weise bereits eine etwas stärkere Vertretung der Sprachgebiete von Bayern, wobei freilich, politisch gemessen, die Osthälfte des Hauptlandes ganz wesentlich prävaliert, während die Westhälfte sich nur schwach beteiligt und die Pfalz, ungewohnt schweigsam wie bisher immer, in Originalbeiträgen nichts von sich hören läfst. Und doch darf man nicht müde werden, zu betonen, dafs gerade eine allgemeine Vertretung der grofsen Mundartgebiete des Königreiches in jedem Hefte von eminenter Bedeutung für die Lebensfähigkeit der Zeitschrift wäre, welche trotz der mit Erscheinen des 1. Heftes des 2. Bandes eingetretenen finanziellen und redaktionellen Einschränkung noch sehr, um nicht zu sagen mehr denn je, in Frage gestellt ist. Übrigens würde auch die bislang durch bedauerlichen Mangel an einschlägigen Beiträgen hintangehaltene Erreichung des Ideales einer solchen allgemeinen Vertretung, deren Wahrscheinlichkeit sich durch einen, vorerst noch offenbar nicht ohne Zusammenhang mit den Interessen von B. M. jüngst

in Landesblättern erfolgten Appell zur Sammlung bayerischer Volksüberlieferung für die Zukunft hoffentlich um ein gutes Mafs erhöht haben dürfte, für sich allein die Existenz der Zeitschrift nicht aufser Frage stellen, wenn nicht die Zahl der Abnehmer — z. Z. in Bayern nach B. M. II, p. 292 immer noch „beschämend gering" — einigermafsen der Allgemeinheit des Inhaltes entspräche. Allem Anscheine nach ist für das bayerische Publikum wie für leitende Kreise die letzte Stunde gekommen, um durch regere Beteiligung den Fortbestand eines literarischen Unternehmens zu sichern, das schon durch seine Tendenz eine bessere nationale Beachtung und Unterstützung verdient hätte.

Kempten, im Mai 1894. F. Jacobi.

Neue Schrift! Versuch einer neuen deutschen Rechtschreibung mit Regeln und Wörterverzeichnis herausgegeben von A-B-C. Berlin 1893, Hoffschläger. S. 47.

Es dürfte wohl ein vergebliches Unterfangen sein, in unseren Tagen die Einführung einer neuen deutschen Rechtschreibung befürworten zu wollen, zu einer Zeit, wo die i. J. 1879 vereinbarte in der Schule kaum fest Wurzel gefafst hat, in der Presse aber und den meisten Erzeugnissen der Literatur überhaupt unbeachtet gelassen wird. Der Verf. ist anderer Meinung und setzt diese in einer Einleitung näher auseinander. Vor allem beklagt er — wohl in sehr übertriebener Weise — das heillose Durcheinander, die schreienden Widersprüche, die verderblichen Mifsbräuche, die sich in unsere Schreibweise eingeschlichen hätten; namentlich dem Puttkammerschen Schriftreinigungsversuch (1879) mit seiner Halbheit gibt er die Schuld, dafs heute jeder Gebildete seine eigene Orthographie schreibe. (?) Die einschneidendsten Vorschläge, die er zur angeblichen Abhilfe macht, sind folgende: 1. alles wird klein geschrieben mit Ausnahme der Eigennamen. (Die Schreibung der Flüsse, Völker und Berge, Berufsarten und Titulaturen überläfst er dem Geschmacke des Einzelnen). 2. C ist immer durch K, bezw. Z zu ersetzen, selbst in Fremdwörtern. 3. Die Dehnungszeichen fallen weg. — An und für sich betrachtet sind diese Vorschläge nicht gerade neu und wohl zum Besprechen geeignet; was aber daran hindert, sie in der hier gebotenen Weise und Ausführung anzunehmen, mufs näher angedeutet werden. Obwohl der Verf. nämlich in der Einleitung eigens betont, die Konsequenz habe ihm bei seinen Aufstellungen als oberstes Gesetz gegolten, so mufs er sich doch den Vorwurf gefallen lassen, dafs dem nicht also sei; denn man vgl. z. B. „II, D) Ausnahme: wahr, wahre (zum Unterschiede von: es war und die ware) und Wahrheit, obwohl auch Warheit (wie Klarheit) gestattet sein soll, da ja bei Warheit keine Sinnverwechslung mit andern Wörtern möglich ist". Da haben wir den alten Gottsched, wie er leibt und lebt! Das Dehnungs-h nach u will er beseitigt sehen, nimmt aber Ruhm (gloria) aus, gestattet jedoch das abgeleitete Zeitwort rümen zu schreiben, also Gegenausnahme. So geht es fort durch fast alle Abschnitte. —

Im übrigen dürfte wohl die Ansicht all derer, die mit der Orthographie amtlich zu thun haben, dahin gehen, dafs zu einer tiefgehenden Änderung der Schreibart derzeit kein Bedürfnis vorhanden ist; es könnte sonst der Fall eintreten, dafs bei einem etwaigen Versuche hiezu von seiten des Publikums, vornehmlich der Eltern, ein derartiger Entrüstungssturm sich erheben werde, dafs auch die gegenwärtige, mit so vieler Mühe erstellte Schriftweise wieder aus den Fugen geht. Wenn ein Vorschlag Aussicht auf Erfolg hat, so ist es der, den in der Z. f. G. W. Bd. 47, 9 Prof. Schmolling in Stettin gemacht hat: nach bestimmten Zeiträumen, etwa alle 10 Jahre, solle durch die betr. Behörde eine Neumusterung der gegenwärtigen Rechtschreibung vorgenommen werden, bei welcher einerseits Unebenheiten geglättet, andrerseits mit Schonung Umgestaltungen herbeigeführt werden könnten. Letztere dürften unserer Meinung nach in erster Linie auf das Ausmerzen des Dehnungs-h sich erstrecken. Man vgl. damit auch Engeliens Bemerkung in seiner Gr. der nhd. Sprache auf S. 15.

Hof. Rud. Schwenk.

John Ries, Was ist Syntax? Marburg, Elwert. 1894. IX u. 163 S. M. 3.

Ein lesenswerter Essay, der an treffenden Bemerkungen reich und mit klarer, scharfer Gedankenbildung gewandt und fesselnd geschrieben ist! Der Verfasser unterzieht die bisherigen Auffassungen des Begriffes Syntax einer Revision, wobei er die Mischsyntax, das System Miklosich und die Syntax als Satzlehre unterscheidet (S. 1—61), betrachtet dann die Stellung der Syntax im Rahmen der Gesamtgrammatik (S. 63—135), um zum Schlufs die eigene Disposition (136 bis 145) zu geben. Ein gutes Inhaltsverzeichnis (V—IX) und Anmerkungen mit dem Nachweis der Zitate (146—163) begleiten die eigentliche Darlegung. Das Hauptresultat ist: Die Grammatik ist nach den behandelten Objekten: Laut, Wort, Satz zu gliedern, die Syntax behandelt die Verbindung der Worte zu neuen Einheiten oder die Wortfügung. Die Wortlehre enthält ebenso wie die Wortfügungslehre zwei Teile, eine Formenlehre und eine Bedeutungslehre. Mit der unlogischen Stufenfolge: Lautlehre, Formenlehre, Satzlehre bricht der Verfasser. Gegenstand der Syntax sind alle Wortgefüge und nicht nur die Sätze; nur die Wortgefüge und nicht auch die Wortarten und Wortformen.

Zu bedauern ist, dafs Ries in seine Betrachtung nicht auch noch Delbrücks vergleichende Syntax aufnehmen konnte, die ihm teils als Stütze, teils zur Belehrung hätte dienen können. — S. 6 die Äufserung Steinthals, dafs die ganze Terminologie und Methode unserer Grammatik „eine Schöpfung der Griechen“ sei, ist offenbar veraltet. — S. 7 würde besser gesagt sein: „Zur selbständigen Wissenschaft hat sich die Sprachbetrachtung der Alten überhaupt nicht aufgeschwungen“. — S. 97 ist das Beispiel „der Vater kommt, die Väter kommen“, unglücklich gewählt, hier verändert sich nicht

nur „der Vater“ in „die Väter“, sondern auch „kommt“ in „kommen“. Die Anmerkungen stünden besser gleich unter dem Texte.

Ob die uns sehr zusagende neue Einteilung sobald in der Wissenschaft zur Einführung gelangen dürfte, erscheint mir fraglich. Der Stoff ist für manche Rubrik noch zu wenig herbeigebracht und gesiebt; die Forschung bedarf hinsichtlich der Wortstellung und der musikalischen Sprachmittel einer bequemen Zeichensprache. Für die Schulgrammatik sind die Ausführungen des Verfassers, wie er selbst gesteht, zunächst ohne Verbindlichkeit; doch, denke ich, wird auch der Sprachlehrer dieselbe nicht ohne Nutzen lesen.

Würzburg. Adolf Dyroff.

Kleine Grammatik der hebräischen Sprache mit Übungs- und Lesestücken. Für Obergymnasien bearbeitet von Prof. Dr. Theod. Dreher. Freiburg i. Br. 1894 (Herder). VII, 118 S. Preis brosch. 1,50 M., geb. 1,80 M.

Der Unterricht in der hebräischen Sprache an Gymnasien hat mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen. Soll doch in zwei Jahreskursen bei wöchentlich zwei Stunden das übliche grammatische Pensum erledigt und in der oberen Abteilung bis zur Lesung von Psalmen und Abschnitten aus den Propheten vorgeschritten werden. Hiezu kommt, dafs sich der Schüler erst in die Eigentümlichkeiten eines ihm bisher ungewohnten Idioms hineinfinden, dafs ferner im Anfang viel Zeit damit vertragen werden mufs, bis eine halbweg genügende Sicherheit im Lesen erzielt ist. Die richtige Methode verlangt wenigstens im ersten Jahre einen langsamen Gang, begleitet von mündlichen und schriftlichen Übungen, sowie ein stetes Sichvergegenwärtigen der zur Anwendung kommenden Lautgesetze; denn wenn in irgend einer Sprache, so führt gerade in der hebräischen blofses Memorieren auch zu baldigem Vergessen. Erwägt man dies alles, so kann sich in Anbetracht der zur Verfügung stehenden Zeit der grammatische Stoff nur auf das Notwendigste beschränken, auf das, was gesichertes geistiges Eigentum der Schüler werden soll. Dies aber mufs gründlich behandelt und verstanden sein. Es sind deshalb in neuerer Zeit mehrfach kurz gefafste Elementarbücher von praktischen Lehrern ausgearbeitet worden, die eben nur soviel bieten wollen, als der Lernende zunächst braucht. Zwei Hauptrichtungen lassen sich hier unterscheiden. Die Vertreter der einen suchen ihr Ziel zu erreichen durch einen mehr oder minder mechanischen Betrieb, fufsend auf dem althergebrachten Systeme mit seinen Regeln vom Quiescieren, Schwa-Verändern u. dgl., wobei der Lernende einen klaren Einblick in das Wesen und die Struktur dieses interessanten Idioms nicht gewinnen kann, weil die Sprache in solche Lautgesetze gezwängt wird, die sie nie besessen hat und naturgemäfs auch nie besitzen konnte. Die andere Richtung trägt den Resultaten der semitischen Sprachwissenschaft thunlichst Rechnung, betrachtet daher die Sprache als solche und erklärt ihren Bau den Normen der

Sprachwissenschaft gemäfs, soweit es eben in einem Schulbuche angeht. Welche von beiden Richtungen den Vorzug verdient, versteht sich von selbst; es kommt nur darauf an, die richtige Mitte zu treffen zwischen einer zu einseitig kritischen und einer mehr konservativ-historischen Behandlungsweise.

Vorliegendes Büchlein gehört, wie seine ganze Anlage und die Erklärungsweise der grammatischen Erscheinungen zeigt, in die erste der beiden angedeuteten Kategorien. Auf 118 Seiten sucht es alles zu bieten, was für den Elementarunterricht als notwendig erachtet wird. Es ist, wie die Vorrede besagt, aus Diktaten entstanden, welche der Verfasser im Verlaufe einer 27jährigen Lehrthätigkeit in diesem Fache zur Erleichterung des Unterrichts ausgearbeitet und schliefslich zu einer kleinen Grammatik zusammengestellt hat. S. 1—12 findet man das Nötige aus der Schrift- und Lautlehre, dann folgt die Lehre von den Präfixen, vom Pronomen, Nomen, Verbum, Numerale. Aus der Syntax wurde nur das unumgänglich Notwendige aufgenommen und an passenden Stellen eingereiht. Der ganze grammatische Stoff verteilt sich inclus. Paradigmen auf 58 Seiten. Daran reihen sich 40 Stücke zur Einübung der Regeln und zum Übersetzen aus dem Hebr. und in dasselbe. S. 78 folgt eine bibl. Chrestomathie, bestehend aus historischen Abschnitten und vier Psalmen. Ein hebräisch-deutsches und deutsch-hebräisches Glossar beschliefst das Ganze.

Dafs der Verf. in der praktischen Handhabung der hebräischen Sprache tüchtig ist, mufs man als selbstverständlich annehmen, da er eine 27jährige Lehrthätigkeit hinter sich hat. Sein Buch aber steht noch ganz auf dem Standpunkte der alten Schule mit ihrer mechanischen und schablonenhaften Erklärungsweise der Sprachgesetze. Ref. kann deshalb auf eine Besprechung der grammatischen Regeln nicht weiter eingehen, da er, wie schon angedeutet, bezüglich der rationellen Behandlungsweise der Grammatik auf anderem Standpunkte steht. Aber auch vom Standpunkte des Verfs. aus liefse sich vieles erinnern. Manche Regel könnte füglich wegfallen, da sie im grunde mit der einen oder anderen identisch ist, manche Kleinigkeit liefse sich als unwichtig vermissen oder der Lektüre zuweisen. Wenn z. B. der Schüler darauf aufmerksam gemacht wird, dafs in ירושלם das י nie geschrieben wird, so wäre es vielleicht besser, gelegentlich der Lektüre auf das Unrichtige bei diesem q'rê perpet. hinzuweisen; das Fehlen des י im K'thib erklärt sich dann von selbst. Andererseits vermifst man doch wieder manches, was nicht zu dem Unwichtigen gehört. Vieles aber wird unklar, inkonsequent, oft auch inkorrekt durch das Streben des Verfs. nach möglichster Kürze und Prägnanz. Hiefür nur ein paar Beispiele, ganz beliebig herausgegriffen. Das silbenschliefsende šva ist kein Laut (S. 4). — Dag. f. coniunct. bindet nach rückwärts (S. 8). — Das Maqqeph zeigt an, dafs der Ton auf das folgende Wort gelegt wird (S. 11). — Nur als Ersatzdehnung hält sich ā (S. 10). (Abgesehen davon, dafs die Regel unnütz ist, indem jeder durch Compensation entstandene Vokal sich hält, mufs dieses ā unter Umständen auch umlauten). — Die Flexion der Wurzel heifst qal (S. 32), und

dann wieder ganz inkonsequent bei den vermehrten Stämmen: „Diese Form heifst Conjugation, weil sie flektiert wird". — Ein starker Accent heifst Pausa (S. 12). (Kurz vorher sind die Accente als Zeichen gefafst). – Die Accente sind immer an die Tonsilbe gemacht (S. 12). — šva mob. vor der Tonsilbe wird gern zu ā, seltener zu ē (S. 10). (Eine solche Regel ist zunächst überflüssig, da es sich ja nur um Wiedereintritt der Vortonvokale handelt, sie kann aber auch den Schüler verwirren; man denke z. B. an qᵉtōl u. ä.). — S. 17 wird δ 40 a citiert; der Verf. betrachtet demnach das Dagesch in שְׁתַּיִם als Dag. forte. — Das ָי bei den Suffixen am nom. plur. wird S. 20 so erklärt: „Man sieht, das י der Plural- und Dualendung ist nach Abfall des m als Bindevokal benützt. — Man vgl. z. B. auch die ganz mechanische Darstellung der Gesetze für die Verba I. gutt. (§ 30) u. s. w.

Im ganzen verdient das Streben des Verfs. Anerkennung, die Grammatik dem Schüler so leicht als möglich zu gestalten. Dafs sich das ebenso durch eine mehr rationelle Behandlungsweise bewerkstelligen läfst, steht aufser Zweifel. Schliefslich aber kommt doch alles auf den Lehrer an, den auch der Verf. voraussetzt, und darum möchte Ref. nicht in die oberflächliche und wegwerfende Art einstimmen, mit der ein Recensent in der Beilage Nr. 34 der Augsb. Postz. 1894 das Büchlein kritisierte. Das Hauptziel des hebr. Elementarunterrichts bleibt immer, den Schüler zu befähigen, sich später selbständig im bibl. Texte zurechtzufinden. Wer dieses Ziel lieber nach der alten Weise und durch mehr mechanischen Betrieb erreichen will, kann das Büchlein ebensogut gebrauchen als z. B. die Grammatik von Vosen, Baltzer, Kihn u. a., die es an Kürze und Gedrängtheit übertrifft, ohne deshalb inhaltlich weniger zu bieten. Vorausgesetzt wird natürlich, dafs der Lehrer vorkommende Unrichtigkeiten verbessert, manches dem Schüler klarer macht, anderes vervollständigt. Der Druck ist schön und deutlich, überhaupt die ganze Ausstattung trotz des niedrig gestellten Preises der Herderschen Verlagshandlung würdig.

Freising. Schühlein.

Theodori Prisciani Euporiston libri III cum Physicorum fragmento et Additamentis Pseudo-Theodoreis editi a Valentino Rose. Accedunt Vindiciani Afri quae feruntur reliquiae. Lipsiae, Teubner 1894. XXVIII und 554 pp. 8°.

Seitdem das Studium des Vulgärlateins mit Eifer betrieben wird, insbesondere seitdem Wölfflin in seiner interessanten Abhandlung „Über die Latinität des Afrikaners Felix", Sitzungsberichte der kgl. bayr. Akademie der Wissenschaften 1880, S. 381—432, die Aufmerksamkeit der Philologen auf die sprachliche Bedeutung der lateinischen Mediziner gelenkt hat, haben diese lange Zeit vernachlässigten Autoren auch von philologischer Seite wieder mehr Beachtung gefunden. Da wurde es denn schon längst als eine schmerzliche Lücke empfunden, dafs die Werke des Archiater Theodorus Priscianus in keiner neueren

Ausgabe vorlagen. Diese Lücke nun hat der Gelehrte, welcher durch seine editio princeps des afrikanischen Arztes Cassius Felix die Veranlassung zu jener bedeutsamen Arbeit Wölfflins gegeben hat, der durch seine Studien auf dem Gebiet der alten Medizin allgemein bekannte Valentin Rose, durch die vorliegende Ausgabe in dankenswerter Weise ausgefüllt, ja er hat noch mehr gethan: er hat sich nicht damit begnügt die drei vollständig erhaltenen Bücher Faenomenon (die Krankheiten behandelnd „quae oculis comprehendi possunt"), Logicus (Diagnose der Krankheiten aus Indicien „ratio, quae oculis comprehendi non potest") und Gynaecea (Frauenkrankheiten), nebst einem Bruchstück aus dem 4. Buch Physica (die Mittel behandelnd, welche „lege secretiore naturae" wirksam sind), neu zu edieren, sondern auch noch manche andere dem Theodorus fälschlich zugeschriebene Rezepte und vor allem das Wenige, was uns von seinem Lehrer, dem afrikanischen Arzt Vindicianus, einem Zeitgenossen des h. Augustinus, erhalten ist, hinzugefügt und das Ganze mit einem Index verborum, von dem man nur manchmal wünschen möchte, dafs er noch ausführlicher wäre, und Index auctorum versehen.

Das Gefühl des Dankes für die reiche Ausgabe darf uns jedoch nicht die Augen verschliefsen für einige Mängel, die ihr anhaften. Indem ich, was das Verhältnis der Handschriften zu einander betrifft, auf die Einleitung Roses selbst und meine Anzeige des Werkes in Wölfflins Archiv IX S. 325—27 verweise, wiederhole ich nur, dafs neben der Haupthandschrift, einem cod. Brux. s. XII (Br) auch eine Handschrift der Barberinischen Bibliothek aus dem gleichen Jahrhundert (r) von gröfster Bedeutung ist. Unter den unvollständigen Handschriften ist schon als die einzige ältere von hervorragender Wichtigkeit Vatic. Reg. Suec. 1143 s. IX (V), welcher das 2. und 3. Buch, allerdings mit mehreren gröfseren, durch den Verlust von 35 Blättern entstandenen, Lücken enthält. Nach einer vollständigen Abschrift, welche ich von dieser Handschrift genommen habe, nach einer Kollation des cod. Barb., die ich selbst gefertigt habe, und einer anderen des cod. Flor. s. XI (f) der Gynaecea, die ich der Güte des H. Dr. Köhler in Nürnberg verdanke, will ich zunächst den Nachweis für meine a. a. O. aufgestellte Behauptung zu erbringen suchen, dafs die Angaben der adnotatio critica öfters der wünschenswerten Zuverlässigkeit und Genauigkeit entbehren, indem ich die irrigen Angaben im 2. Buche berichtige.

So hat S. 105, 13 r nicht sumpserit, sondern superserit; 18 sollte es nicht heifsen est add., sondern om. r. Der Raumersparnis halber will ich im Folgenden erst die unrichtigen Angaben Roses, dann die wirklichen Lesarten der Handschriften notieren.

106, 1 convenientes r — convenienter; 8 tumor r — tremor; timor V — umor; 13 competentius V — conpetentibus; 20 sollicitato V — sollicitata. 107, 18 loca iuvanda r — loco lavanda. 108, 4 quod r — quid. 109, 2 camomili r — camemili; conficis r — conficies; 6 visitationem r — declinationem. 110, 5 et V — om. V; 7 accidentia V — adiutoria; 17 iniectiones <febribus calefacte> add. r

— dafür fehlt febricitantibus omnibus: meningae r — mininge. 111, 4 camemelino V — camemeleno; 21 procuravimus r — procurabimus. 112, 1 pertygmatibus r — pertigmatibus; 6 etenim r B — etenim V enim r; 14 utrique b Gel — auch r; exagitantur G. Gar. — auch r. 113, 4 a passiones ipse corr. V — nicht passionis, sondern a passionis; 9 debebat r — debent; 12 soporis ferens V — saporis ferens. 114, 7 aliqui V — et aliqui; 115, 1 non deponuntur r — deponuntur; 4 et bacis r — et uacas; 5 commodum r — commodum V; 12 tussi V — tussim; 20 omnia r — auch V. 116, 16 sollicitat sic V — sollicitari; sollicitat r — sollicitant; 22 accessu r access<a> V — accessus r accessa V. 118, 4 et axungia sic r V — cum axungia r; 5 probata et r probate et V — probata utilia r probatae utilia V; 17 mellicrati B — auch V melicrati. 119, 13 amicticis sic r — amiticis; 120, 17 aut r B — aut V B. 122, 3 prolixiore r — prolixiores. 122, 1 pronuncies r — denunties. 123, 1 De drofouicis V — de hudrofociscis; 2 Hydrofouicorum V — hydrofobicorum; 15 possederit et quantum V — possideret quantum. 124, 11 faciant omnes — faciam V. 126, 4 visi V — vis. 127, 6 scisthon (sic VB) — scischon V; appellaverunt V B — appellaverint V. 128, 4 consuerunt r — consuerit. 129, 3 ex inomelli r — cum inomelli; 7 emmata r — enimata; 13 pittacium r — pittacius. 130, 2 naturae earum V naturet earum r — natura earum V naturae earum r. 131, 1 itaque ergo r — ita ergo; 2 sub utriusque r — sub utrisque; 17 lamminam V — laminam; 18 plumbi B b Gel — auch r. 132, 2 videndi om. r — dafür in. 133, 3 ceteris V — cetera. 133. 8 simile gb — auch r; 10 satyria corum r — satyriacorum; 13 diaforetici V — diaforatici; 16 eis quibus ego V — eis fehlt. 134, 4 caridiacim r — cardiacin; 14 servire r — servari; 21 inordinate om. b Gel — fehlt in r. 135, 7 naxi mannae turis V — naxim anna et uris. 136, 13 diarroici r — diaroicis; 137, 1 porrigimus r — porrigentes, 4 possumus V — possimus; 6 adstringimus r — constringimus; 12 uvam fabriciam sic r V — uvam fabricam V uva fabricia r (daher ova fabricia g).

159, 2 cui V — qui; 11 indicii r — indicii r V, 160, 13 easdem V — eosdem; 17 totoque sic V — toto quae. 161, 14 eligmathia V — elegmatthia. 162, 2 myrta r — myrra. 163, 5 remediis V remedio r — remedia V remediis r; 6 medellis V — edellis; 16 volet V — volae. 164, 5 salsamento ministro V — salsamenta mentam inistro; 164, 11 diaprassiom V — diaprassion. 165, 13 pulvis om. r — steht in r; 16 infrigdato r b — auch V. 166, 9 edocebit r — docebit; 166, 14 ignefactam r B ignefacta r V Gel — in r steht ignefacta; 17 simfite radicem V — simfit eradicem, wie 124, 5 gentiam eradicis. 167, 3 vero tipticus V — veros tipticus mit falscher Worttrennung; 8 diateon V — deaceon. 168, 5 poterint r — poterunt; 14 eminentibus r — emittentibus. 170, 5 coeleariis sic V — cocliaris; 11 cibi vero si in V — ubive rosi in; 13 anthidotia V — anthithotia. 171, 6 diffamantes sintexin curaverunt r V — diffamate sint ex incuraverunt V, diffamantes intexin r; 18 et his r — in his.

172, 1 adhibebo r — aber das zweite b ist ausradiert; 7 causa b Gel — auch r. 173, 5 et (abrot.) r — es fehlt; 12 dari V — dare; 18 cucurbitam r — cui cucurbita. 174, 10 dari b — auch r; 15 enim r — etenim. 175, 1 competens sic V — conpeccens, dann Rasur einiger Buchstaben, aber nicht sic; 2 nardinum oleum V — nurdinum. Das Wort oleum ist nachträglich mit dunklerer Tinte an den Rand geschrieben; mastiche V — masticae; 3 sub quadam b Gel — auch r; sub cantiam V — sum cantiam; 5 et (frequenti) V — et auch r, et frequentia V. 176, 13 malagmate b — auch r; 15 mirte semuncia V — mirtesim uncia 1; 16 solvi opus est r — solvi oportet. 177, 3 rutae V — et rutae (vgl. erucae b); agrestis semi V — agrestissime. 10 hat r omnia, nicht omnibus, et in melicrato aufser B auch r. 12 etiam r V — etenim V, etiam r; 14 trita r — contrita; 17 aneti r V — anetis r anethi V. 178, 1 fuerint r — fuerunt; das vorausgehende quae fehlt; 9 agros V — agris; 11 invenire r — inveniri; 12 capparim V — capparem; 16 et (his etiam) add. r — et his fehlt V. 179, 7 disterminantur r — disterminatur; determinantur V — solid et terminantur; 8 inferiori V — inferiore. 180, 2 afronitra V afronita; 5 prohibuerit V — prohibuerint; 14 possumus sic V — possimus; specialiter r — speciale; 181, 1 debent V — fehlt; 3 sustinere sic r V — sustineri V; 4 convenet V convenit r — conveniet V; 5 et multis V — ille aemulus; 8 iuvabuntur g (om. r) — steht in r; 182, 1 contusum r V — contussum; 11 spleni sicurare V — pleni sicurgre; 13 fomentandum r — foventandum; 15 ignifacti r — igne facti. 183, 3 farina, foeno r — farinā, foenu; 7 iris illiricae r — yris illirica; 13 pice britti V — pice britici. 185, 1 ac (vomere) V — fehlt; ieiunos r — ieiunus; 8 phleniacis V — phleriacis; 13 datam V — datum. 186, 3 qui domnium sic V — quid omnium; 13 chausona V — chauson; 17 curavimus V — curamus. 187, 2 fomentabo V — fomentamus; 19 adiuvari Gel — auch r. 188, 7 conclusionem r — conclusione; 12 cidoneis r — citoneis; 18 paregoricas dabo V — paregorica stabo. 189, 6 hos timtintio V — hosti intintio. 190, 1 sinon epipere (sic) V — sinone pipere; 4 epithemata r — epithema; 13 stomachi r V — stomacho V stomachi aus o korr. r; 16 somnia procuranda V, non r — somnia procurabo V, somni procurandi r. 191, 4 parvo r — parva; 13 mirta r B — V B; 18 et add. Gel — auch r. 192, 3 acescunt r V — aciscunt V accescunt r; 7 iterum haec B (r?) — ut est r, haec om. V. 193, 3 cibos eque frigidae (!) r. — cibos aque frigidae; 16 supradictis pulveri V — s. pulveris. 194, 4 calefa (i r) ctionibus sic r V — calefacionibus V calefactionibus r; curandus est r V — est nur in r, in V steht es nach iuvandus. 195, 1 commixti vinum V cum mixti vinum; 4 singultus V — singulos; 10 attemptaverit V — autem ptarius; 12 cum r V; om. b — fehlt in r; 15 ovis alica iuscellis V — ovi salica ius sellis. 196, 1 inflatione V — inflatio; 3 calamittis V — calamictis. 197, 1 et eadem sedem V — et easedem; 15 epomfalium r — epomphalium; 19 quimini V cumini r — cimino V cimini r. 198, 9 probato r — proluto; catirticum his V in his r — cathirti cum his V catartico in his r. 199, 1

quam maxime Gel (g) — auch r. 199, 3 ut V; om. r — et r; 8 cedria Gel — auch r; 200, 1 mentericis V — nentericis; 6 egestionum V — egistionum. 202, 4 paratius V — particius; 12 speciem r — spetiem; 13 mixti cibi insimile V — cibi fehlt; 15 ex vor cori cervini fehlt V. 203, 1 in exaqua V — in ea aqua; 8 et ceteris de experimentis r — aut ceteris de experimentatis; 14 aut ceteris V — et ceteris. 204, 10 eoproristo V — eoproriston. 205, 1 exponendi V — exponandi. 205, 6 hat r post vaporem supra sedentibus; 11 et liganda est r — et l. erit. 206, 16 diaspermatona quae (sic) B — diaspermathona que V; 18 qui ciclo r — quicicla. 207, 12 observatis V — observantis; 13 conveniet r — conveniet Et. 208, 15 detegeret V — detegerae; 17 Nam et catarticum om. r — steht in r. 209, 9 subita Gel — auch r. 210, 2 additur V — superaddito; 17 accipientes V — accupites. 211, 7 vaporis sic V — vabris; 9 praetermittenda erunt V permittenda erunt r — pra et erint tenderunt V praemittenda erunt r; 15 tunc om. r — et. 213, 4 in dragmis senis V — semis; 6 temperentur r V — temperenter V temperantur r; 10 cinamomu r — cinnamomu. 216, 4 cummotum r — commotum; 13 ametticis V — ameticis 217, 3 etiam r — eam; 10 turporem V — turpore; 15 adiutoria frigida Gel. — auch r; 20 (singula) interioribus r — singula fehlt, ita se interioribus. 218, 9 reuma resoluta r V — reumare solita V reuma soluta r. 219, 1 perveniendum r — praeveniendum. 219, 2 unum V — auch r; 5 transegantur V — transeantur; 14 pinguioris V — plus pinguioris, durch Rasur aus pinguioribus korrigiert. 220, 1 ec V — et. 221, 4 sales b. Gel. — auch r; 10 per dialimma dropacibus sinapismis hat V: perdialem madropo cibus sinapismus. 222, 6 ostra canto V — ostra canti.

Aber auch abgesehen von den unrichtigen Angaben der adnotatio critica sind oft ziemlich einschneidende Varianten stillschweigend übergangen. Hinsichtlich der in V oft vertauschten Endungen es und is, os und us, der Vertauschung von e und i überhaupt und der mannigfach variierenden Schreibweise der Arzneimittel hat es ja gewifs aus praktischen Gründen Berechtigung, wenn nicht alle die zahllosen Schreibversehen des barbarisch geschriebenen Cod. V in den Anmerkungen aufgehäuft worden sind, wenngleich man dabei öfters die Konsequenz vermifst; so ist z. B. 112, 15 angegeben, dafs V accedentibus statt accidentibus hat, dagegen in anderen Fällen, z. B. 128, 3 accedencia V nicht. Anders ist es schon bei der mangelhaften Worttrennung, da sich durch dieselbe manche Versehen in anderen Handschriften erklären, wie z. B. 113, 4 sub similis orte V (bei Rose in der adn. crit.), daher sub simili ortae B. Dagegen ist mit der Anmerkung zu 167, 3 zu cibos vero stypticos (dabo): ‚tipticos B, tipticus V, nichts anzufangen ohne die Angabe, dafs V unrichtig trennt veros tipticos; ebenso steht es 115, 20 suggeram omni aegritudinis tempore ministrandum: ‚omnia egr. tempore ministrabo rb'. Die ganze Variante geht auf eine ähnliche falsche Worttrennung zurück, wie sie in V steht, aber von Rose nicht angegeben wird: omnia egritudinis statt omni aegritudinis, welche dann in rb weitere Änderungen nach sich

zog. Ähnliche falsche Worttrennungen sind 115, 1 senapis musa adhibendus; 115, 21 inter eas iminacia; 120, 1 inhaerentibus ignis statt inh. signis; 122, 9 pulveres tafides; 123, 2 causa maliqui; 124, 5 gentiam eradicis; 127, 14 titulus pasmi statt titulo spasmi; 127, 17 unos chenate statt uno schemate; 161, 8 picili quid atangi statt pice liquida tangi; 167, 6 cartas meas statt castaneas; 167, 7 de acodion statt dia codion u. s. w. Unter den p. XI angegebenen Verwechslungen ähnlich aussehender Buchstaben in V vermisse ich die Vertauschung von t und a, aus der man schliefsen kann, dafs die dem Schreiber von V vorliegende Handschrift in (merovingischer?) Minuskelschrift geschrieben war, z. B. 119, 5 peccatori statt pectori, ebenso 121, 3 peccatoris statt pectoris, 202, 4 ata amen statt attamen, 206, 15 cerate statt certe; 163, 12 vesperanis statt vespertis, ähnlich 175, 1 conpeccens statt conpetens, desgleichen das hie und da vorkommende i oder e vor s impurum, z. B. 134, 22 frida (vgl. frigdus im Index) et istiptiga; 167, 15 adestringo.

Im folgenden gebe ich nach meiner Abschrift von V eine Auswahl wichtigerer, von Rose übergangener Varianten: 107, 6 contineto 108, 18 spuma; 110, 14 pro statt per; 112, 12 und 13 letargiis; 113, 3 falsa; 113, 5 periclitantur; 113, 19 tantummodum; 118, 14 ergo fehlt, dann primo; 120, 9 steht nach coegerit ‚detractionis‘ V detractiones r; 120, 11 clausas statt causas; 120, 15 erunt statt sunt; 121, 5 etenim statt enim; 122, 1 pleno statt plena; 122, 2 continenter statt continentes; 122, 9 quam fehlt; 123, 4 occupatus V occupatis r; 124, 16 et (mastice) fehlt; 128, 14 calidissima; 129, 10 et nach lectos (lecta r) fehlt; 130, 6 de satyriasin; 130, 8 desideriis; 131, 4 frequenter statt frequentius; 133, 7 opertoriis vel straminibus fehlt V, et (mollioribus), fehlt r; 137, 15 und 164, 1 matris subductos; 159, 9 cum statt curo, 160, 13 melicrato statt melanthio; 161, 16 ficarum (vgl. fica bei Körting, Latein. roman. Wörterbuch 3225); 163, 4 possimus; 163, 12 etenim V r statt enim; 164, 15 obsideret; 166, 15 pretius statt protinus; 166, 17 surculam (Plur. surcula bei Venant. Fortun.); 168, 3 und 4 fehlt sunt; 168, 2 summiscendum; 168, 7 emittunt fehlt; 169, 4 glutare (im Index nachgeholt, vgl. glus, glutis bei Körting 3703 und bei Marcellus Emp., Wölfflins Archiv VIII 473, wozu ich noch Paulin. Petric. V. M. IIII 104. VI 423. Vis. Nep. 52 nachtrage); 169, 10 portiores V pauciores r; 170, 10 multum <tum> iuvat: 172, 10 ibidem fehlt; 173, 6 et actio statt decoctio, ebenso 202, 2 in viro acta statt in vino cocta: 173, 17 pectus — defricandus est; 174, 1 adhibenti; 174, 1 sinapis sucus statt sinapismus; 174, 18 certariis etiam plastris statt cerotariis et emplastris; 178, 5 valeat r V; 181, 2 friari r V (fehlt auch im Index, vgl. aber Georges Wörterbuch); 182, 15 expergendus statt aspergendus, (aspargendus r); 183, 15 conficiens statt conficies, 184, 3 orantem statt quantum; 184, 13 accipiat; 185, 13 cocti fehlt; 185, 15 colliculorum statt cauliculorum (vgl. Körting 1748), cum licolorum r; 186, 7 directum statt defectum; 186, 13 sustinet V r; 187, 14 depurgentur; 188, 7 coruptus statt ructus; 189, 6 post cybo V, post cibum r statt post cibos; 189, 10

palestra r V; 189, 16 convenient; 189, 17 cetera; 191, 10 uno r V; 192, 5 dare r V; 192, 13 liberare r V; 193, 4 calefactio statt calefacio; 194, 17 obvenerint; 194, 14 adpinguescat statt ut ping.; 196, 3 despumata; 196, 9 hoc statt hos; 196, 12 tenuerunt statt tenues ut; 197, 9 corni r V statt cornu; 197, 16 vel statt fel; 198, 14 edunt statt edant; 202, 1 consistant; 202, 2 mala granati (vgl. auch den Index); 202, 5 surrenticum; 203, 3 membrana combusta r V; 203, 5 mala granati r V; 204, 2 proderunt; 206, 5 quodam r V; 206, 11 aut alium r V (et fehlt r); 208, 1 timentibus; 210, 13 tamentibus statt tumentibus; 208, 10 pro statt per wie 110, 14; 209, 2 maxima; 210, 9 temperatur; 210, 19 euforbium; 211, 6 Titel in V: De renium virtutibus velut sicat; 211, 9 etenim (fehlt in r); 212, 2 purgat amixtis; 213, 12 gliciridiae V liquiritia r; 215, 7 serpiendo r V (vgl. 73, 15 serpiunt rb); 217, 4 debet (licet mit Ind. auch 214, 3); 217, 10 frigido; 218, 1 uti; 219, 13 et (procuranda); 220, 17 sanguinis.

Was den codex Barberinus (r) betrifft, so hat Rose denselben im Jahr 1881 exerpiert, 1891/92 vollständig verglichen (p. VI); seine Ausgabe enthält aber, ohne dafs dies ausdrücklich irgendwo bemerkt wäre, nur eine Auswahl, der dem Herausgeber besonders beachtenswert erscheinenden Lesarten, wie es scheint hauptsächlich in den Fällen, wo r mit anderen Handschriften übereinstimmt; namentlich sind die Abweichungen in der Wortstellung, in welcher r ziemlich willkürlich verfährt, meist mit Stillschweigen übergangen. Da jedoch hierin nicht mit Konsequenz verfahren wird, so entsteht dadurch der Schein, als ob eine vollständige Angabe der Lesarten von r vorliege. So steht z. B. 124, 5 pulveris r unus; 127, 14 os: hos r; 162, 15 pene insanabilem; 166, 8 crepuerit r solus; 188, 4 relevare et reparare r; 188, 10 et (propriis) add. r; 191, 9 decoquo r: 192, 14 inquietabitur r u. s. w. Hie und da werden auch singuläre Varianten der Stellung in r angeführt, z. B. 160, 19 polmones vicini r statt vicini pulmonis; 191, 8 (partes) tres (hic) r. Wie unzureichend die Angaben über cod. r sind, sollen einige Beispiele zeigen, so enthält auf den ersten Seiten des 2. Buchs r folgende Lücken: 104, 3 fehlt partes; 105, 11 et (veluti); 105, 15 vel (climatibus); 106, 9 temptari; 107, 4 cum; 107, 12 quinta; 108, 13 et (linguae); 111, 18 et (ad vicem); 115, 4 et (ex cornu); 116, 15 febrientibus; 117, 10 aeger; 117, 14 vel (cyminum); 118, 3 his; 119, 19 et (faucium); 121, 4 et (ten.); 122, 10 supponi[mus acres]; 125, 4 etiam (sagap.); 125, 9 est levis; 126, 8 ex (suprad); 131, 17 nam et; 132, 3 aut (aetatis) u. s. w.

Auch der umgekehrte Fall kommt öfters vor, dafs r Zusätze hat, die in den anderen Handschriften fehlen: 105, 16 aut ī praeheuntibus; 106, 15 sic (aliquando); 109, 17 (sunt) enim; 111, 18 etiam (eorum); 113, 18 et (quod); 125, 3 etiam (cibos); 128, 18 in (melicrato); 130, 15 (licet) sit; 131, 3 (post) quod; 134, 8 in (iuvenibus); 134, 9 in (ceteris); 136, 6 et (sub) u. s. w.

Wie oben bemerkt, weicht r häufig in der Stellung der Worte ab, z. B. 105, 5 comprehendi possit materia statt p. c. m; 114, 11 pulverem castorei statt c. p.; 116, 18 sorbiles et calidos ministrabo

statt s. m. et c.; 120, 8 ex tempore sane statt eo sane tempore; 124, 7 cum melicrato similiter statt s. c. m.; 125, 9 ventris est statt levis est v. u. s. w.

Noch zahlreicher sind abweichende Lesarten: 105, 18 praecipue — praecipuum r; 106, 7 recessus — recursus r; 106, 9 occupaverit — occupavit; 106, 11 aspirans — exspirans; 106, 13 competentius — competentibus; 107, 14 qualitas — qualitatis; 107, 15 augmenta — augmentum; 108, 14 curationi — curatio; 108, 18 consuevimus — convenit; 109, 17 iuges — ingentes; 110, 10 subveniemus — subvenimus; 110, 16 admiscens — commiscens (ammiscens V); 110, 17 enim — etenim; 111, 4 terreamur — pretereamus; 8 ut — quod; 14 significavimus — significamus; etiam — quoque; fomententur — foventententur; 16 irrigentur — inrigetur; 22 fomentando — foventanda, ebenso 116, 5 foventandum; 112, 10 continetur — continentur; 113, 16 debebit — debet; 114, 3 nos conveniet — nobis convenit; 7 admisceo — ammiscendum; 115, 17 febrium — febribus; 116, 11 ventosarum — ventosas; 13 cataplasmata — cataplasma; 117, 6 pluribus — plurimis; 14 visitamus — visitabo; 17 commixto — mixto; 118, 2 malagmata — malagma; 19 debet ruta — debent rutae; 119, 1 vero digestio — ergo disgestio; 4 iuvamus — iubabo; 15 reparare — praeparare; 19 faucium — faucibus; 120, 3 fiet — fiat; 10 negatur — negetur; 14 omfacium — oleum favum; 20 adhibetur — adhibeatur; 21 ut anthera — et antera; 121, 1 fotibus — fortibus; 3 partibus — competentibus; 122, 7 et (cal.) — vel; 8 intestini — inintestinorum; 13 intrepide — intrepidis; 123, 4 occupatos — occupatis; 127, 3 decoquens — decoquis; 18 inflexibili teneantur — inflectibili patiuntur u. s. w.

Dafs in ähnlicher Weise auch mit dem cod. Laur. (f) der Gynaecea verfahren wurde, könnte ich ebenso nachweisen. Doch es mag genügen, hiefür auf Archiv IX 326 zu verweisen.

Augsburg. P. Geyer.

J. Rappold, Chrestomathie aus lateinischen Klassikern. Zur Erleichterung und Förderung des Übersetzens aus dem Stegreife. Wien. C. Gerold's Sohn. 1893. S. XIV u. 193.

Rappold, welcher bereits im Jahre 1892 eine Chrestomathie aus griechischen Autoren veröffentlichte, läfst nun eine solche auch aus lateinischen Klassikern folgen. Auch in Österreich ist, wie in den meisten deutschen Staaten, durch die neuen Bestimmungen über den Betrieb der alten Sprachen eine gründlichere Übung im Übersetzen aus den alten Sprachen notwendig geworden, um die Schüler für die lateinisch-deutschen Probearbeiten bei der Maturitätsprüfung in entsprechender Weise vorzubereiten. Infolge des Mangels eines geeigneten Lesestoffes in gedrängter Zusammenstellung hat R. zur Förderung des „Herübersetzens aus dem Stegreife" vorliegende Chrestomathie herausgegeben. Hinsichtlich der Auswahl der Stellen liefs sich der Herausgeber nicht ausschliefslich vom subjektiven Ermessen leiten,

sondern stellte aus den Jahresberichten der österreichischen Gymnasien 244 Themen zusammen, die zum weitaus gröfsten Teile in den Schuljahren 1891 und 1892 zur Ausarbeitung bei der schriftlichen Maturitätsprüfung vorgelegt worden sind, und traf aus diesen hauptsächlich die Auswahl. Diese ist als gut und brauchbar in der Schule zu bezeichnen; sie bietet geeignete, schöne und möglichst in sich abgerundete Stellen aus sämtlichen Schulklassikern, Ovid, Cäsar, Livius (N. 7—28), Sallust, Cicero (N. 33—56), Vergil und Tacitus. Das Büchlein kann der Lehrer auch bei der Auswahl von Stücken für eine Version gut zu Rate ziehen, um so mehr als aufser den aufgenommenen Abschnitten p. XIII noch ein Verzeichnis von anderen Stellen beigefügt ist, welche ein passendes Übersetzungsmaterial an die Hand geben.

München. Dr. J. Haas.

Schmidinger (Franz), Untersuchungen über Florus. Leipzig, Teubner 1894. 8°. Besonderer Abdruck aus dem XX. Supplementbande der Jahrbücher für klassische Philologie. S. 781—816. (Münchener Inauguraldiss.)

Eine besonnene und fleifsige Arbeit, deren Ergebnisse sowohl in einer künftigen Darstellung der römischen Literaturgeschichte, als in der neuen (von Rofsbach angekündigten) Florusausgabe berücksichtigt werden müssen. Es sind in Kürze folgende: 1. Der Name ‚Julius', der dem Historiker in der Bamberger Handschrift beigelegt wird (epithoma IVLI FLORI) ist aus IV LI d. h. quattuor libri verlesen, hat somit gegenüber ‚Annius' (so das Brüsseler Fragment; ‚Anneus' cod. Nazarianus) keine Gewähr. 2. Florus weilte um das Jahr 122 in Rom, schrieb sein Geschichtswerk in Italien[1]) und hegte keine sonderlichen Sympathien für die Griechen. 3. In ausgedehnterem Mafse, als bisher bekannt war, hat er dem Vergil Einwirkung auf seinen Stil verstattet, und in zahlreichen Fällen wird die Lesart des Nazarianus (Heidelberg) durch das dichterische Vorbild als echt erwiesen. 4. Der codex lat. Monacensis 6392 s. XI. (Mitteilung der wichtigeren Lesarten S. 808 ff.) ist mit dem Nazarianus verwandt und vielleicht aus der nämlichen Vorlage abgeschrieben, wie dieser. — Die Citierungsart des Verfs. läfst mitunter (vgl. S. 792 A. 4; 795 A. 1 u. ö.) zu wünschen übrig, und einer „dem Nazar. vorgelegenen Handschrift" (S. 807) hoffe ich in seinen künftigen Veröffentlichungen nicht mehr zu begegnen.

München. Carl Weyman.

---

[1]) Unter Hadrian: vgl. zuletzt Miodoński, Anzeiger der Akad. d. Wissensch. in Krakau 1891 S. 219 ff.

A. Th. Christ, Platons Phaidon. Für den Schulgebrauch herausgegeben mit einer Porträtherme des Platon. Leipzig, Freytag. 1894.

Von demselben: Beiträge zur Kritik des Phaidon. Separatabdruck aus dem Programm des k. k. deutschen Obergymnasiums der Kleinseite in Prag. 1894.

Die Einleitung führt in grofsen Zügen die poetisch-philosophische Lehre vom Leben der Seele nach dem Tode vor und zeigt in Pythagoras und Platon deren höchste Entwicklung. In einem gewissen Gegensatze hiezu steht die volkstümliche Anschauung vom Fortleben der Seele, welche durch den Einflufs der Sophisten sich in Materialismus zu verwandeln droht. Die Bekämpfung des Sophistentums ist die Lebensaufgabe des Sokrates und Plato gewesen. Sie zeigten, dafs nur der Glaube an eine ewige Vergeltung dem irdischen Dasein einen dauernden Wert und ein beglückendes Ziel verleihe.

Diese allgemeinen Erörterungen über die hellenische Weltauffassung heben uns auf einen weitausschauenden Höhepunkt, von wo aus die Betrachtung und das Verständnis des Dialoges am besten erfolgen kann, ohne dafs dem Lehrer in der Erklärung und Begründung des Einzelnen vorgegriffen wäre. Rhodes Buch „Psyche" kam dem Herausgeber, wie er selbst mit Dank gesteht, dabei sehr zu statten.

Der Konstruktion des Textes ist die Platoausgabe von Schanz zu Grunde gelegt, welche in ihrem kritischen Apparat eine verlässige Übersicht gewährt sowohl über die Varianten der mafsgebenden Codices als auch über die Vermutungen der Sprachgelehrten. Der Herausgeber ist aber nicht auf dem Standpunkte seiner Vorlage vom Jahre 1875 stehen geblieben, sondern hat die Ergebnisse der Textkritik bis in die neueste Zeit berücksichtigt, besonders hat die kleine, aber wertvolle Schrift unseres verstorbenen Kollegen Johann Baumann „Kritische und exegetische Bemerkungen zu Platos Phädon" Progr. von St. Anna in Augsburg 1889 verdiente Beachtung gefunden. Was aber die neue Phädonausgabe am interessantesten macht, das ist die Benützung des Papyrus von Arsinoe, welcher im Jahre 1891 durch Mahaffy bekannt gegeben wurde und die Aufmerksamkeit der Sprachforscher und Kritiker in hohem Grade erregte. Über den Wert dieses neuesten kritischen Hilfsmittels hat der Herausgeber in den Symbolae Pragenses 1893 einen Aufsatz veröffentlicht; aufserdem hat derselbe in dem oben bezeichneten Programm eine Vergleichung der Papyruslesarten mit der bisherigen Überlieferung angestellt und den ersteren einen ziemlich weitreichenden Einflufs auf die Textgestaltung eingeräumt. Diese starke Bevorzugung der neuesten Textesquelle des Phädon ist jedoch gewagt und verfrüht, da eine widerspruchslose Schätzung des Papyrus durchaus noch nicht erfolgt ist. In der Gestaltung des Textes ist im übrigen der Herausgeber mit Umsicht und Sachkenntnis verfahren. Eine Besprechung der vielen Einzelnheiten mufs ich mir an dieser Stelle versagen.

Wie den früher erschienenen Dialogen, so hat der Herausgeber auch dem Phädon ein Verzeichnis der Eigennamen beigegeben, welches

in gedrängter Darstellung durch mythologische, historische und literarische Aufklärungen das Verständnis der Schrift am raschesten fördert und deshalb für Lehrer und Schüler eine erwünschte Hilfe bietet. Weniger zweckentsprechend sind im allgemeinen die Gliederungen des Gedankenganges, weil man damit der eigentlichen Arbeit der Schule vorgreift; insofern jedoch an den Gymnasien nur die leichteren Partien des Phädon gelesen werden, ist doch die beigegebene Gliederung des ganzen Dialoges nicht ohne Vorteil.

Münnerstadt. Nusser.

Rhetores Graeci ex recognitione Leonardi Spengel. Vol. I. Pars II. Edidit C. Hammer. Lipsiae, in aed. Teubn. MDLXXXIV. S. XVI u. 416.

Das gesteigerte Interesse, das auch die deutschen Philologen der antiken Redekunst seit Jahrzehnten entgegenbringen, liefs eine Neubearbeitung der trefflichen Auswahl und ‚recognitio' griechischer Technographen von L. Spengel (in 3 Bdn. 1853 ff.) als höchst wünschenswert erscheinen, und zwar nach dem bewährten Plan der bibliotheca Teubneriana, die einen verlässigen Text mit knappem apparatus criticus unter dem Text (dazu Einleitung und Indices) bietet. Dafs die Neubearbeitung in kundige Hände gelegt ist, dafür zeugt der bereits erschienene erste Band. Er ist in 2 Teile zerlegt, I die 3 Bücher der Aristotelischen Rhetorik 1885 von A. Roemer[1]) herausgegeben, der vorliegende II. Teil, die übrigen von Spengel im 1. Bd. vereinigten Schriften umfassend, von Kaspar Hammer. Der neue Herausgeber, wohlvertraut mit den Systemen der Rhetorik, mit der Sprache der Technographen und mit der einschlägigen neueren Literatur, über die er eingehend in Bursian-Müllers Jahresbericht referiert, hat Spengels Ausgabe in dankenswerter Weise den jetzigen Anforderungen angepafst und sie namentlich durch handschriftliches Material, das er teils selbst verglich, teils für sich vergleichen oder kontrollieren liefs, vielfach gefördert, dabei aber die Leistungen seines Vorgängers pietätvoll gewahrt und gekennzeichnet (Sp).

Dafs die Textesgestaltung in einem Sammelwerk, welches Autoren von der Demosthenischen Zeit herab fast bis auf Konstantin umspannt, bei dem mannigfaltigen Wechsel der Sprache ganz besondere Schwierigkeiten macht, leuchtet von selbst ein. Abweichende Meinungen oder Widersprüche werden den Kenner so wenig überraschen, als es unbillig ist, bei diesen Autoren eine abschliefsende Arbeit zu fordern. Hammer legt — oft im wörtlichen Anschlufs[2]) an Spengel — p. III—XV seinen Standpunkt, der besonnene Kritik und sichere Methode zeigt, und seine Hilfsmittel dar. Um einen etwas genaueren Einblick zu gewähren, seien im folgenden die Schriften des Sammelbandes aufgezählt und einige kurze Bemerkungen daran geknüpft.

---

[1]) Bespr. in diesen Blättern XX 224—226 von Ch. Wirth.

[2]) Aus der epistula an Finckh hätten wohl die gehaltreichen Sätze über die Geschichte der Rhetorik mitgeteilt zu werden verdient.

1. *Περὶ ἐρωτήσεως καὶ ἀποκρίσεως* (p. 1—7) von einem Unbekannten, ein Kommentar zu Arist. rhet. III 18. Hiefür cod. Paris. 1874 s. XIII von Hammer neu verglichen. P. 1, 6 ist wohl mit Spengel (und Cobet) *ἀληθέσι ψεύδη* zu lesen (Hammer *ψευδῆ*) mit Rücksicht auf 3, 2 *πῇ μὲν ἀληθὲς τὸ λεγόμενον, πῇ δὲ ψεῦδός ἐστι.* P. 5, 21 *τὰ δὲ προσδιορισμοῦ φευκτέον* (Spengel-Hammer Text), Finckh *τοὺς δὲ προσδιορισμούς*, vielleicht nach *προσδιορισμοῦ* einzusetzen *δεόμενα.* P. 7, 3 schlägt Hammer zweifelnd vor *ἀφοριστικῶς· δῆλον τοίνυν;* die handschriftliche Lesart gibt keinen rechten Sinn.

2. *Ἀναξιμένους τέχνη ῥητορική* (p. 8—104). Mit Spengel bezeichnet der Herausg. Anaximenes als Verfasser der Techne, ohne sich bestimmt über die Frage der Abfassungszeit, ob noch vor Aristoteles oder im Anfang des 3. Jahrh. v. Chr. (so Heitz und Susemihl), zu entscheiden. Eine genauere Untersuchung dürfte ergeben, dafs an einigen Stellen des 3. Buches der Aristotelischen Rhetorik gegen die Techne des Anaximenes polemisiert wird; ist dieses 3. Buch um 330 v. Chr. herausgegeben, so würde ein terminus ante quem feststehen, wenigstens für den echten Bestandteil des umstrittenen Werkchens. — Neu verglichen sind Paris. 2039 (C), Monac. 75 (M), Vaticanus 1580 (P). Hammer schliefst sich noch mehr als Spengel an die schon von diesem als die bessere Klasse bezeichneten Handschriften C F (flor.) M O (ottobon.) P an, ich glaube bisweilen nicht zum Vorteil des Textes. ‚In hoc libro, urteilt Spengel wohl mit Recht, plura ex ingenio quam ex codicibus sunt restituenda'. Z. B. p. 24, 1 *συμμάχων*, Sp *συμμαχιῶν;* p. 49, 9 *ἂν ἀπίθανον τυγχάνῃ*, Sp *ἂν ἀπίθανον ὂν τυγχάνῃ;* p. 78, 25 *ἐκεῖσε*, Sp *ἐκεῖ.* Auch würde ich mit Sp. p. 13, 13 und 19 *ποιεῖν* bezw. *ἔχοντα* lieber getilgt sehen. Dagegen hat der Herausg. auch manchen glücklichen Vorschlag zur Heilung des Textes gemacht. So, wenn er p. 40, 22 *τὰ μὲν ουν — ἐστίν*, welche Worte Sp tilgt, nach p. 41, 2 *νίκην* setzen möchte; oder p. 91, 13 *μετὰ δὲ ταῦτα τὴν αἰτιολογίαν παλιλλογητέον ἐν κεφαλαίῳ τοῦ λόγου ὅλον.* — P. 71, 11 würde ich statt *πάντα δεῖ τὰ ῥηθέντα καθαρῶς διεξελθεῖν* erwarten *κατὰ μέρος;* dies ist für den Umfang der Rede von Belang (wie z. B. Z. 23 *ἕκαστα*), aber nicht das pure dicere. P. 83, 2 nach *παριστάναι* wohl einzusetzen *καὶ φάναι.* P. 40, 17 *ἀπίστους ἂν ποιοῖ* (so Bekker, *ποιοῖτο* Hss.) *τοὺς πλουτοῦντας;* der Sinn ist klar, der Ausdruck jedenfalls hart, vielleicht ist zu lesen *ἄπιστον ἂν ποιοῖ τὸ περὶ τοὺς πλουτοῦντας.*

3. *Διονυσίου ἢ Λογγίνου περὶ ὕψους* (so die Hss.). Während die Abfassungszeit der gehaltreichen Schrift vom Erhabenen (1. Jahrh. n. Chr., genauer Regierungszeit des Tiberius) so ziemlich feststeht, ist der Name des Autors sehr unsicher. Hier hätte eine Vermutung von W. Christ (Lit.-Gesch.[1] S. 557 A. 2) Erwähnung verdient, nämlich es sei der Progymnasmatiker Theon (zur Zeit des Augustus oder wenig später). — Für die Neubearbeitung sind die Ausgabe von Jahn-Vahlen (1867, 1887) und die Abhandlungen von Martens, Hersel, Rothstein verwertet. — P. 122, 23/24 vermutet der Herausg. *τῇ ἐκλογῇ τῶν ἄκρων λημμάτων* für *τῇ ἐκλογῇ τὸν ἀκροατὴν*

τῶν λημμάτων, ganz sinngemäfs, nur vermifst man zu προσάγεται ein Objekt. P. 151, 24 ἡ τῶν κυρίων καὶ μεγαλοπρεπῶν ὀνομάτων ἐκλογὴ θαυμαστῶς ἄγει καὶ κατακηλεῖ τοὺς ἀκούοντας; es wundert mich, dafs an κυρίων, wie es scheint, noch nicht Anstofs genommen worden ist, man erwartet gerade das Gegenteil; denn mit Recht sagt Aristot. poet. c. 22 σαφεστάτη μὲν ουν ἡ ἐκ τῶν κυρίων ὀνομάτων, ἀλλὰ ταπεινή, daher ἀκύρων oder καλῶν (καλλιέπεια neben μεγαλοπρέπεια) zu schreiben. Im folgenden p. 152, 2 εὐπίνειαν (Hss. Text), haltlos das vorgeschlagene εὐμέλειαν, vielleicht eher εὐτονίαν, s. Dionys. Hal. p. 419 u. 776 R, oder εὐέπειαν.

4. Λογγίνου τέχνη ῥητορική (p. 179—207). Neu verglichen vom Herausg. Paris. 1741 (P). — P. 190, 24 mahnt der Autor, man solle aus stilistischen Gründen für ὅπου sagen ἵνα und ᾗ und fährt fort ὡς ʽᾗ διεβαίνομεν πρὸς τὸ τῆς Ἀγρίας διαβαίνομεν᾿, im Text streicht Hammer mit Spengel διεβαίνομεν, vermutet aber τὸ οὗ διαβαίνομεν ʽᾗ᾿ etc., dem Zusammenhang wohl entsprechend. P. 187, 4 möchte ich lesen πλήθει σχημάτων für πλήθει ῥημάτων; die Begründung (cf. Cic. de or. III § 199 ff.) gestattet hier der Raum nicht; die Streichung von πλήθει ist etwas unmethodisch.

5. Ἀνωνύμου περὶ ῥητορικῆς (p. 208—212). Wir erfahren in der kurzen Epitome u. a. von einem Kanon der sieben vollendetsten Stilisten: Aischines (Sokratiker) Platon, Herodot Thukydides, Isokrates Lysias Demosthenes.

6. Ἐκ τῶν Λογγίνου (p. 213—216), nicht aus Longin.

7. Ἀψίνου τέχνη ῥητορική (p. 217—329). Für den gröfseren Teil dieser umfangreichen Techne hat Hammer zwei Pariser Handschriften nachgesehen (früher von Cobet kollat.). 1874 (A) und den bekannten Paris. 1741 (B), der zwar den Apsines in ruinösem Zustand enthält, aber doch nicht ‚plane abiciendus' ist. Ja mir scheint B öfter den älteren und besseren Text zu haben, bisweilen freilich durch Fehler verdeckt. Z. B. p. 227, 14 ἄν τις πάλαι καὶ ἐκ πολλοῦ καὶ ἐν πολλοῖς ἀδικήσας νῦν κρίνηται, Spengel hatte die in A fehlende Worte καὶ ἐν πολλοῖς mit B gehalten, Hammer streicht sie, eher könnte man in πάλαι eine Glosse zu ἐκ πολλοῦ sehen. P. 229, 19 Spengel mit B πολύ τι τὸ πλῆθος καὶ τὸ μέγεθός ἐστι τῶν τετολμημένων, Hammer tilgt die in A fehlende Worte καὶ τὸ μ. ε. P. 245, 13 (πέπρακται B, πεπρᾶχθαι A) ist er selbst geneigt, der Lesart B den Vorzug zu geben; sie verdient ihn entschieden. Es sind mir bei der Lektüre noch manche Beispiele aufgestofsen (wie 230, 4 u. 319, 21), wo ich für die Lesart B mich entscheiden würde; indes bin ich der Sache doch zu wenig nachgegangen, um ein sicheres Urteil darüber abgeben zu können. Dagegen hat Hammer selbst eingehender über das Verhältnis von A zur übrigen Überlieferung gehandelt in dem Günzburger Programm von 1876 (p. 17 sqq.), das als treffliche Vorarbeit für die neue Herausgabe gelten darf. Auch durch manche scharfsinnige Verbesserung (zum Teil schon Progr. p. 25—33) sowie durch zahlreiche sachliche und sprachliche Parallelen hat der neue Herausg.

seinen Teil zur Sicherstellung und zum Verständnis des Textes beigetragen.

Ἀψίνου περὶ τῶν ἐσχηματισμένων προβλημάτων (p. 330—339). P. 333, 4. Anstatt der unverständlichen Worte des Textes, die wie auch andere sinnlose Worte nicht einmal mit der ‚crux philologica‘ gekennzeichnet sind, ist wohl die Verbesserung von Walz διὰ σὲ αὐτὸν etc. und 334, 7 mit Bake λέγουσιν nach Ἀλκιβιάδης einzusetzen.

8. Μινουκιανοῦ περὶ ἐπιχειρημάτων (p. 340—351). Für die Abhandlung des Minukianos (um 260 n. Chr.) hat der Herausgeber die beiden Pariser Handschriften (s. o.) und zwar A zum erstenmal, B von neuem verglichen. — P. 340, 16 in dem Citat aus Thukydides ist wohl zu schreiben ἥσσων für ἥττων wie gleich hernach κρείσσων. P. 342, 16/17 ὥσπερ γὰρ οἰκίας οἶμαι καὶ πλοίον τὰ κάτωθεν ἰσχυρότερα εἶναι ist δεῖ beizufügen, wie dies das gleiche Beispiel p. 405, 25 hat.

9. Ἀνωνύμου (Κορνούτου Graeveni) τέχνη ῥητορική (p. 352—398). Der handschriftliche Titel des für die Geschichte der Rhetorik recht interessanten Werkchens ist τέχνη τοῦ πολιτικοῦ λόγου. Da der Annahme von Graeven, Cornutus sei der Verfasser, von anderen widersprochen wurde, so läſst Hammer die Frage nach der Autorschaft offen. — P. 355, 25 für θρασυτέρους προάγειν vermute ich θρασυτέρους ἀπείργειν. P. 366, 11 ist für die sinnlosen Worte τοῖς τροπικοῖς ἐνίοις κυρίως χρῷο ist vielleicht zu schreiben τ. τρ. ἐπικαιρίως od. μεμιγμένοις τοῖς κυρίοις (dies nach p. 392, 6/7) χρῷο P. 368, 10 [καὶ ἀλληγορίας] zu streichen, weil nicht in den Zusammenhang passend. P. 380, 10 ist auf die gleiche Definition p. 405, 15/16 zu verweisen und wohl νῦν in τοῦ νῦν ζητουμένου zu tilgen.

10. Ῥούφου τέχνη ῥητορική (p. 399—407).

Zum Schluſs noch ein paar Worte über Orthographie und über die Indices. Wenn auch die Orthographie bei ihrem konventionellen Charakter dem leichtbewegten Fluſs der Sprache nicht folgt, so hat doch auch sie ihre Wandlungen. Hammer hat vielleicht zu sehr Einheitlichkeit in der Schreibweise angestrebt. Abweichend von Spengel schreibt er mit Neueren σῴζω, μιμνῄσκω, ἀποθνῄσκω, Ὑπερείδης (p. 336, 18; hier Sp Ὑπερίδης, aber p. 301, 16 auch Sp Ὑπερείδης), aber mit Spengel p. 109, 10 γύπες.

Zwei verlässige Indices (von W. Christ zusammengestellt) erleichtern die Benützung des Buches. Im Index rhetoricus wäre vor „ἀφήγησις distincta a κατάστασις“ einzusetzen „ἀφηγηματικὸν distinctum a διηγήσει“ p. 250, 17. Der Index auctorum würde durch Hinzufügung einer Abteilung auctorum non nominatim laudatorum eine willkommene Bereicherung erfahren haben (z. B. 297, 343, 346, 352, 360, 364).

Der Druck ist mit Sorgfalt überwacht, doch haben sich einige störende errata eingeschlichen: 23, 19 πολιτικῶν für πολιτῶν | p. 67, 18 πρῶτον μὴ f. πρῶτον μὲν | p. 324, 6 ἐπέξεισε f. ἐπέξεισι. Auch p. 398, 18 ist ἐπιδεικνύντι wohl nur Druckfehler für ἀποδεικνύντι, wie bei Spengel und im Dionys bei Reiske steht.

München. Ammon.

Stemplinger Eduard, Strabons literarhistorische Notizen. München. Ackermann 1894.

Strabo ist bisher an unseren heimischen Universitäten auffallend zurückgesetzt worden; uns wenigstens ist keine Schrift eines jüngeren Fachgenossen aus unserem engeren Vaterlande bekannt geworden, die sich auf diesem Gebiete bewegt hätte. Jetzt erst hat Herr v. Christ angefangen, seine Schüler auf Strabo als auf eine reich fliefsende Quelle wissenschaftlicher Anregungen hinzuweisen. Nach seinem Rate hat Herr Ed. Stemplinger sich als Promotionsarbeit die nähere Betrachtung der literarhistorischen Notizen bei Strabon zum Ziele gesetzt. Gerade die Wahl dieses Themas mufs als eine sehr glückliche bezeichnet werden; denn diese Notizen sind bisher trotz ihrer grofsen, ja oft unschätzbaren Wichtigkeit noch von niemand in Bezug auf ihren wahren Wert eingehender geprüft worden, und da Herrn St. dies in vorzüglicher Weise gelungen ist, so hat er sich um die strabonischen Studien ein unzweifelhaftes Verdienst erworben.

Seine Art der Behandlung ist folgende: Er teilt die berühmten Männer in solche ein, welche Strabon bei Behandlung der einzelnen Städte als Celebritäten aufführt und zweitens in solche, von welchen Strabon nur gelegentlich literarhistorische Angaben einstreut. Die berühmten Männer der ersteren Art scheidet er in I. Philosophen, II. Dichter, III. Rhetoren, IV. *συγγραφεῖς* (d. h. Geschichtschreiber und Geographen), V. Grammatiker, VI. Mathematiker, VII. Ärzte. Diese Reihenfolge wird bestimmt durch das numerische Verhältnis, in welchem die berühmten Männer bei den einzelnen Städten auftreten: 40 Philosophen, 27 Dichter, 19 Rhetoren, 15 *συγγραφεῖς*, 11 Grammatiker, 7 Mathematiker und 7 Ärzte. Die einzelnen Kategorien werden wieder in Unterabteilungen zerlegt, so die Dichter in 1. Lyriker (und bez. Musiker), 2. Epiker, 3. Dramatiker (und diese wieder in Tragiker und Komiker). Bei der Anführung der einzelnen Persönlichkeiten jeder Gruppe legt er das chronologische Prinzip zu grunde, soweit dieses durchführbar ist.

Sodann untersucht der Verf., wie sich Strabon zu den berühmten Männern der einzelnen Kategorien stellt. Am nächsten, sagt er, stehen ihm die Philosophen; denn er ist selbst einer derselben, und zwar ein Stoiker, beachtet jedoch stets die Rücksicht, auch Männer anderer Richtung ohne Sektenhafs anzuführen. Bezüglich der Rhetoren weist der Verf. geschickt nach, dafs Strabon in dem Streite der attischen und asianischen Richtung auf Seite der älteren Schule stand; ebenso dafs er in dem Hader der alexandrinischen und pergamenischen Grammatiker bei den letzteren Stellung nahm. Beachtenswert ist auch, dafs bei Strabon Tarsos als ein Ort von grofser wissenschaftlicher Bedeutung erscheint, während Pergamum offenbar zurückgegangen ist.

Die Betrachtung der einzelnen Städte und Länder, aus welchen Strabon berühmte Männer aufführt, hat den Verf. zu einem sehr schönen Ergebnis geführt. Er findet nämlich, dafs in Italien nur

zwei Orte als Geburtsstätten berühmter Männer aufgeführt werden. Elea und Rudiae, welche beide aber griechischen Ursprunges sind, im eigentlichen Griechenland nur drei (Megara, Ascre und der unbedeutende Demos Plataiai im sikyonischen Lande), und verhältnismäfsig ebensowenige auf den Griechenland benachbarten Inseln; dafs dagegen die Zahl solcher Orte sich mehrt, sobald der Autor sich Kleinasien nähert. So werden von den Kleinasien zunächst liegenden Inseln 12 Orte mit berühmten Männern genannt, von Kleinasien selbst aber nicht weniger als 48, wozu noch kommt, dafs die eben dieses Land betreffenden Notizen mit grofser Ausführlichkeit bearbeitet sind. Der Verf. zieht daraus den Schlufs, dafs Strabon als kleinasiatischer Hellene den festländischen Griechen gegenüber den Partikularisten spiele. Aus einseitiger Vorliebe für sein Heimatland und seine Landsleute entsprängen die massenhaften Angaben zu den kleinasiatischen Inseln und Städten.

Aus dieser Ansicht entnimmt der Verf. auch die Antwort auf die Frage, für wen d. h. zu wessen Benützung Strabon sein geographisches Werk geschrieben habe. „Nicht für die Römer, auch nicht für die Römer und Griechen unterschiedslos hat er geschrieben, sondern in erster Linie für die Leute seines Heimatslandes Kleinasien, in zweiter Linie erst für Griechischgebildete in aller Welt".

Der Verf. findet ferner, dafs Strabon keinen römischen Schriftsteller aus einer römischen Stadt benannte, obwohl er zu einer Zeit in Rom sich befand, als sich die bedeutendsten Dichter und Prosaschriftsteller um Mäcenas und Augustus scharten. Er erblickt den Grund hievon „in der mafslosen Voreingenommenheit Strabons gegen römisches Wesen". „Nur die Hellenen haben berühmte Namen, die Römer sind Barbaren und darum nicht *λόγου ἄξιοι*."

Indes hat diese Sache doch auch eine andere Seite, die wir dem Verf. gegenüber vorkehren möchten. Strabon hat von der römischen Sprache nur eine ziemlich unvollkommene Kenntnis, und so auch von der römischen Literatur, die für ihn schon deshalb kein Interesse hat, weil sie nichts bietet, was nicht in der griechischen schon längst vorhanden war. Wie soll er also den Lobredner einer Literatur machen, die er nicht kennt, nicht versteht und aus dem besagten Grunde nicht achtet?

Auch hat der Verf. kaum das Richtige getroffen, wenn er annimmt, Strabon habe in erster Linie für seine kleinasiatischen Landsleute geschrieben und erst in zweiter für die Griechischgebildeten in aller Welt, für die Römer aber ganz und gar nicht. Ziehen wir zu diesem Behufe einige Stellen bei, in welchen Strabon sich darüber ausspricht, wem sein Werk hauptsächlich dienen solle. C. 9 *ἡ γεωγραφία πᾶσα ἐπὶ τὰς πράξεις ἀνάγεται τὰς ἡγεμονικάς*. C. 11 *πρὸς τὰς ἡγεμονικὰς χρείας*. Nach C. 13 ist die Geographie wie die Geschichte besonders für die Leute *ἐν ὑπεροχαῖς*. Wenn nun aber (und das ist ein zweiter Punkt, worin ich mit dem Verf. nicht übereinstimme) Strabons Werk für Leute in hohen Stellungen (d. i. Heerführer, Statthalter etc. etc.) geschrieben ist, so können damit doch

nur Römer gemeint sein. Er wollte also Kleinasien, das zu Strabons Zeit der Mittelpunkt des hellenischen Wesens und Geistes geworden war, hauptsächlich den Römern, welche mit vielfachen Interessen an dieses Provinzialland geknüpft waren, erschliefsen und von seiner besten Seite zeigen. Auch war ja die vornehme römische Welt des ersten Jahrhunderts v. Chr. durchweg hellenisch gebildet. Die römischen Jünglinge pflegten, nachdem sie zu Athen eine Zeit lang der Studien halber verweilt, Kleinasien zu bereisen und die vorzüglichsten Bildungstätten dortselbst zu besuchen. Denken wir nur an Cicero, welcher den Xenokles zu Adramyttium, den Menippus zu Stratonicea und den Molon zu Rhodus besuchte. Leuten solcher Art war mit einem Reisehandbuche nach Art des strabonischen um so mehr gedient, als es ja ein anderes derartiges Werk damals noch gar nicht gab. Das eigentliche Griechenland den Römern bekannt zu machen, lag nicht in Strabons Absicht. Er setzt die Kenntnis desselben als gegeben voraus und vermeidet ein näheres Eingehen auf dasselbe: *διὰ τὸ πολυθρύλητον· τὰ γὰρ ὑπὸ πάντων εἰρημένα λέγειν δόξομεν* (C. 376).

Noch einige Einzelheiten! Strabon erwähnt als seine Zeitgenossen c. 757 *ἐκ Σιδῶνος μὲν ἔνδοξοι φιλόσοφοι γεγόνασι Βόηθός τε — καὶ Διόδοτος ἀδελφὸς αὐτοῦ.* Der Verf. bemerkt hiezu p. 21: „Von Boethos' Bruder Diodot wissen wir sonst nichts". Als ob wir von Boethos viel wüfsten! Wohl wird von Cicero de divinat. ein paarmal ein Stoiker Boethus erwähnt, und wenn dieser, woran kaum zu zweifeln, mit dem von Strabo erwähnten Boethos identisch ist, dann dürfte auch der von Strabon genannte Diodotus wohl kein anderer sein, als der bekannte Stoiker dieses Namens, der in dem Hause des Cicero lebte und starb.

Unter den Historikern führt der Verf. p. 49 auch den Krateros auf, den bekannten General in der Armee Alexanders und berichtet von einem Briefe desselben, welcher an Aristopatra, des Krateros Mutter, gerichtet war. Doch hat schon Strabon und wahrscheinlich schon auch Gelehrte vor ihm diesen Brief als ein apokryphes Machwerk erkannt, in welchem die Anfänge der späteren Alexandersage zu erblicken sind. — Wenn ferner unser Verf. bei Erwähnung des Krateros in einer Anmerkung beifügt, dafs sich die strategischen Thaten des Krateros, Nearchos, Onesikritos u. a. mit seiner Aufgabe nicht berühren, so begeht er ein doppeltes Unrecht, insoferne er nämlich gleich im nächsten Augenblick schon eine strategische That des Krateros aus C. 721 berichtet, und zweitens dafs er, nachdem er Nearchus, Onesikritus u. a. als Schriftsteller erwähnt, andere nicht minder berühmte Namen übergeht. Hier gibt es nur ein entweder — oder. Wenn einmal Callisthenes, Nearchus und Onesicritus genannt werden, so sind Aristobulus, Ptolemaeus Lagi, Clitarchus und Androsthenes nicht zu umgehen, und ebenso dürfen von den Männern, welche zwischen 312 und 300 wirkten, wenn Patrocles und Timosthenes Erwähnung finden, Megasthenes und Deimachus nicht verschwiegen werden.

Noch eine Kleinigkeit. Menippus von Gadara wird von dem Verf. p. 27 neben Philemon und Diphilus unter die Komödiendichter eingereiht, obwohl das Attribut ὁ σπουδογέλοιος sehr hätte davon abraten sollen. Menippos von Gadara ist nämlich ein cynischer Philosoph, der in eigenartigen Dichtungen (einer bizarren Mischung von Prosa und künstlichen Versmafsen) als Sittenprediger gegen die Gebrechen seiner Zeit zu Felde zog. Seine Art zu dichten hat bekanntlich Varro der Reatiner sich angeeignet, welcher seine Dichtungen dieses Stils saturae (Menippeae) benannt hat.

Dafs dem Verf. etwas mehr als ein Dutzend Druckfehler mit unterliefen, will wenig besagen. Sinnstörend ist jedoch p. 79 ἀπεκαρτέρησεν αἰσχρῶν st. ἀπ. αἰσχρῶς, ferner p. 69 die Auslassung des Artikels bei εἰς πλῆθος ἐμπίπτων [τῶν] περὶ τῆς πόλεως ταύτης ὑμνουμένων. In sehr entstellter Form erscheinen bei ihm p. 56 Strabons Worte: Κέφαλόν φασιν ἐρασθέντα Πτερελέα τὴν Δηϊονέως st. Πτερέλα τὸν Δ. — P. 97 steht irrtümlich Herodot st. Hesiod.

Indes schmälern diese Kleinigkeiten das Verdienst des Verf.'s nicht im geringsten: ja wir wünschen der weiteren Arbeit desselben, in welcher die literarhistorischen Angaben Strabons auf ihre Zuverlässigkeiten geprüft werden sollen (s. p. 93), in Bälde zu begegnen.

Würzburg. Ant. Miller.

Karl Kühn, Französisches Lesebuch — Mittelstufe. Mit acht Illustrationen, einem Plan und einer Ansicht von Paris. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen und Klasing, 1894. IX und 314 S. Geh. 2,40 M.; geb. 2,80 M.

Noch selten habe ich mich von der Lektüre eines für die Schule bestimmten Buches so vollständig befriedigt gefühlt wie von derjenigen dieses Buches. Es ist mit höchst anerkennenswertem Verständnis für die Bedürfnisse des Schülers, mit ungemeiner Sachkenntnis und grofsartigem Fleifse verfafst und kann unbedenklich in jeder Beziehung ein Muster genannt werden. Eine Nebensache zwar, aber eine für die bei seiner Abfassung aufgewandte Mühe charakteristische Nebensache, ist der Umstand, dafs Referent in dem ziemlich starken Bande kaum ein halbes Dutzend Druckfehler gefunden, die noch dazu fast alle reine Kleinigkeiten betreffen.

Wenn der Herausgeber im Vorwort sagt: „Der Unterricht im Französischen soll nicht nur die Sprache lehren, sondern auch eine dem Standpunkt der Jugend angemessene Kenntnis von Frankreich und seinen Bewohnern vermitteln“, so ist das eine These, der, glaube ich, kein Gebildeter seine Zustimmung versagen wird. Noch höheren Beifall wird die Art finden, in der diese These im Buche selbst zur Durchführung gebracht ist. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als ob der Charakter der gewählten Stücke ein allzu lehrhafter sei, als ob die Freude an der Lektüre bei den Schülern zu wenig geweckt würde. Dem ist aber nicht so. Im Gegenteil! Es wird des Inte-

ressanten und Anregenden soviel geboten, daſs jeder Schüler, daſs — sagen wir es offen — auch alle Erwachsenen das Buch nur mit vollster Befriedigung weglegen werden.

Dem eigentlichen Lesestoff ist eine chronologische Tabelle vorausgeschickt, bestimmt, einen Überblick über die Geschichte Frankreichs zu geben und für die zahlreichen historischen Stücke als Stützpunkt zu dienen. Einzelne Aufschlüsse jeder Art werden in den „erläuternden Zusätzen" (S. 297—209) gegeben, kurz und knapp, aber vollständig genügend. Dem Lehrer wird dabei niemals vorgegriffen. — Der Lesestoff selbst ist in 5 Hauptteile geteilt: 1. Geschichtliches; 2. das Frankreich unserer Zeit [mit den Unterabteilungen: a) Allgemeines, b) die Hauptstadt, c) die Provinzen, d) Märchen und Erzählungen (Die Einfügung dieser in den 2. Hauptteil scheint mir etwas gezwungen.) e) Reden]; dieser Teil ist dem Umfang und dem Inhalt nach der wichtigste des Buches; 3. «Sujets de Morale» mit einem Anhange von Sprichwörtern und Rätseln; 4. Briefe, mit einem Anhange, Briefschlüsse und Adressen enthaltend; 5. Gedichte. Dieser letzte Teil ist dazu bestimmt, eine eigene Gedichtsammlung entbehrlich zu machen, und erfüllt auch vollständig diesen Zweck. Die Gedichte sind zahlreich genug und, wie zu erwarten, mit Geschmack und Sachkenntnis ausgewählt. Die Zugabe einer Anzahl Übersetzungen aus dem Deutschen begrüſse ich mit Freuden. — Nicht recht einverstanden bin ich dagegen mit der auf S. 309—312 gegebenen „literarischen Übersicht" und der darauf folgenden „kurzen Verslehre" (S. 313—314). Abgesehen davon, daſs man wegen der Knappheit wenigstens der ersteren sein Bedenken haben kann, muſs ich gestehen, daſs es mich befremdet hat, diese Teile im deutschen Gewande zu finden. Angemessener wäre es jedenfalls, auch diese beiden Abschnitte in französischer Sprache zu geben. — Die beigegebenen Illustrationen und Pläne, besonders der historische Plan von Paris, bilden eine willkommene Ergänzung. — Der ungemein klare und wohlthuende Druck dient dem Werke zur ganz besonderen Empfehlung.

Leider ist keine Aussicht vorhanden, daſs dieses oder ein ähnliches Buch jemals an den bayerischen humanistischen Gymnasien zur Einführung gelange; denn seine Verwertung — die ungemein leichte Verwendbarkeit für mündliche und schriftliche Übungen aller Art sei dabei noch besonders hervorgehoben — setzt weit mehr Zeit voraus, als wir zur Verfügung haben oder je haben werden.

Bamberg. Bruno Herlet.

---

1. Englisches Lesebuch von Dr. E. Görlich. Paderborn. Schöningh. 1893. 8°. S. VIII u. 299.

2. Wörterbuch zu dem Englischen Lesebuch von Dr. E. Görlich. Ebenda. 1893. 8°. S. 124.

3. Englisches Übungsbuch von Dr. E. Görlich. Ebenda. 1893. 8°. S. VI u. 161.

Die drei hier angeführten Bücher von Görlich bilden insofern ein Ganzes als sich das Übungsbuch eng an das Lesebuch anschliefst. Das in zwei Teile zerfallende Lesebuch soll zweifachem Zwecke dienen; der erste Teil soll den Lektürestoff für die mittleren Klassen von Realgymnasien oder Oberrealschulen liefern, der zweite in den oberen Klassen neben den betreffenden Autoren zu Sprachübungen und freien schriftlichen Arbeiten bezw. Nachbildungen gebraucht werden. Der erste Teil enthält auf 142 Seiten 40 Lesestücke, teils erzählenden, teils geschichtlichen Inhalts; der zweite schliefst folgende Gruppen in sich: „Narratives and Moral Stories, Useful Knowledge, Great Britain and its Colonies, Letters, Dialogues, Miscellaneous, English Language and Literature“ und „Poetry“. Die Auswahl der Stücke, für die der Grundsatz mafsgebend war, dafs das Buch nur englische Stoffe enthalten sollte, ist eine gute; besonders wird der S. 265—286 aufgenommene Abrifs der englischen Literaturgeschichte an Realgymnasien willkommen sein, da er das für solche Schulen Nötige enthält. Dagegen kam die Poesie viel zu kurz, denn die 10 lyrischen Gedichte und die 3 Bruchstücke aus „Childe Harold“ und „Marmion“ können unmöglich als ausreichend betrachtet werden.

In das zu dem eben besprochenen Lesebuche gehörige Wörterbuch fanden nicht nur die dort vorkommenden Vokabeln, sondern auch die sachlichen Bemerkungen Aufnahme. Dasselbe ist sorgfältig zusammengestellt; zugleich findet sich neben jedem Worte die Aussprache in phonetischer Transskription angegeben.

Das Übungsbuch von Görlich lehnt sich, wie schon oben bemerkt, enge an dessen Lesebuch an, und dürfte sich, neben diesem gebraucht, als gutes Lehrmittel erweisen, da die geschickt gemachten Umarbeitungen ausgiebigen Übungsstoff über die verschiedenen Kapitel der Grammatik bieten. Den zusammenhängenden Stücken sind eine gröfsere Anzahl von Einzelsätzen vorausgeschickt, welche zur Einübung der wichtigsten Regeln der Grammatik mündlich übersetzt werden sollen. Die Seiten 125—138 bringen unter dem Titel: „Composition Exercises“ gleichfalls im Anschlufs an das Lesebuch recht gute Aufsatzübungen, wie solche für Realgymnasien und Oberrealschulen vorgeschrieben sind.

München. Wolpert.

Prof. K. Hullmann, Die Wissenschaft und ihre Sprache. Eine zeitgemäfse Abhandlung. Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn. 1894.

Der Verfasser, grofsherzoglich oldenburgischer Oberlehrer der Mathematik z. D., will in seiner 40 Seiten starken Schrift einen Beitrag zur Ausmerzung der Fremdwörter geben, indem er es unternimmt, die in der Arithmetik, Mathematik und Physik auftretenden fremdsprachlichen Bezeichnungen durch geeignete deutsche Wörter zu ersetzen. Er gesteht in seiner Schrift zu, dafs nicht alle Ausdrücke wohl durch entsprechende einheimische wiedergegeben werden könnten, sondern eine Anzahl wie Magnetismus, Elektrizität, Logarithmen, Differen-

tial, Integral, Polarisation etc. nach wie vor im Sprachgebrauch der Wissenschaft bleiben müfsten. In seinen übrigen Vorschlägen indes ist er nicht immer glücklich gewesen, und manche Ableitungen und Übersetzungen wären wohl geeignet, Heiterkeit zu erregen. — Aufser dieser sprachreinigenden Thätigkeit sucht der Verfasser nebenbei auch seine Ansicht über einige mathematische und physikalische Theorien zu unterbreiten. — Es ist vielleicht von Interesse Einzelheiten der Schrift näher zur Sprache zu bringen.

Auf Seite 11 schlägt er für Dezimal — Duodezimalsystem die Wörter Zehnerordnung, Zwölferordnung vor, mit welchem Vorschlag man einverstanden sein kann. Ob freilich wiederkehrender Zehntelbruch passender und treffender sei als periodischer Dezimalbruch dürfte dahingestellt bleiben. Die bekannten in der allgemeinen Arithmetik vorkommenden Zeichenregeln über + +, + —, — +, — — will der Verfasser künftig in folgender Weise gedruckt wissen: 1. Die Zuzahl der Zuzahl ist eine Zuzahl zur Grundzahl. 2. Die Abzahl der Zuzahl ist eine Abzahl zur Grundzahl. 3. Die Zuzahl der Abzahl ist eine Abzahl zur Grundzahl. 4. Die Abzahl der Abzahl ist eine Zuzahl zur Grundzahl, oder kürzer und besser zum Einprägen:

Zu zu zu ist zu
Ab von zu ist ab
Zu zu ab ist ab
Ab von ab ist zu,

eine Form der Wiedergabe, die wenig anspricht und gewifs nicht geeignet ist, Klarheit in die Sache zu bringen. Wenn aber die Klarheit darunter leidet, so dürfte das Alte und Hergebrachte eher am Platze sein als etwas Neues. Bei $a \cdot b = c$ heifst b der „Vielfacher“, c das „Vielfach“, bei $a : b = d$ nennt der Verf. d den „Enthalt“, ein gerade nicht hübsches Wort. Was wird sich ein Schüler bei folgenden Regeln denken, wie sie der Verf. auf Seite 14 vorschlägt: „Der Vielfacher des Vielfachers ist ein Vielfacher zur Grundzahl, der Teiler des Vielfachers ist ein Teiler zur Grundzahl“ etc.? Potenz soll durch „Stufe“ potenzieren durch „stufen“ ersetzt werden, für Charakteristik schlägt er „Kennung“ vor. Mit dem Verfasser einverstanden wird jeder Mathematiker sein, dafs die sogenannten Regeldetriaufgaben nicht durch den schwerfälligen Apparat der Proportionen, sondern nur mit Zuhilfenahme von Schlüssen zu lösen seien. — Etwas sonderbar klingt es, wenn $a : b = \alpha^2 : \beta^2$ gelesen oder gedeutet werden soll: a u. b stehen im gevierten Verhältnis zu α und β; $a : b = b : c$ heifst eine „stetige Verhaltung“, b die „mittlere Verhältliche“ oder das „verhältliche Mittel“ zwischen a und c; ferner welchen Begriff wird man sich von der Bezeichnung „beziehliche Zahlen“ (Seite 19) machen können? Seite 21 ist der Ausdruck „verkehrter Beweis“ an Stelle von „indirekter Beweis“ wegen der Doppeldeutigkeit des Wortes „verkehrt“ nicht recht gut gewählt. Ebenso fällt auf Seite 22 „gleichmafslich“, „ungleichmafslich“, „Gleichmafslichkeit“ auf. — Sonderbar lautet in der neuen Ausdrucksweise der Magister matheseos: „Die Summe der

Gevierten der Rechtseiten ist gleich dem Geviert der Schiefseite" (vielleicht besser „Spannseite"), dann: „die Mittellinie eines Dreiecks ist der Grundseite gleichrichtig", „die Inhalte ähnlicher Dreiecke sind den Gevierten gleichliegender Seiten verhältlich" und so manches Andere.

Auf Seite 31 spricht der Verf. auch von der mechanischen Wärmetheorie und schreibt hierüber unter Anderem: „Diesem Satz von den Kräften steht der Satz von den Stoffen zur Seite, dafs alle Umänderungen derselben nur Formänderungen bei stetem Gleichwert der Massen sind. Auch die Summe der Stoffe des Alls ist eine ständige Gröfse, und dieser Satz, welcher jetzt zugleich mit jenem die gesamte Naturanschauung beherrscht, schliefst in sich, dafs nie aus einem Etwas ein Nichts, aus einem Nichts ein Etwas werden kann. Trotzdem dieser Satz von allen Forschern anerkannt, gesprochen und geschrieben wird, hat doch die neuere sogenannte „mechanische Wärmetheorie" den anderen an ihre Spitze gestellt, dafs bei — 273° Wärme jede Gasmenge in ein Nichts verschwindet, gleich Null wird. Sieht man denn nicht ein, dafs dieser Satz in prallem Widerspruch mit dem Satz von der Erhaltung steht?" ..... Mir scheint, dafs diese Ausführung auf einem Irrtum des Verfs. beruht. Bekanntlich findet sich jener obige Wert — 273° aus dem Gay-Lussac-Mariotte'schen Gesetz, welches, wenn p, p_0, v, v_0 Drucke bezw. Volumina, t die Temperatur und α den Ausdehnungskoeffizient des betreffenden Gases bezeichnen, in einer Buchstabengleichung lautet $p \cdot v = p_0 \cdot v_0 \cdot (1 + \alpha \cdot t)$. Nun kann man sich fragen, bei welcher Temperatur wird das Gas gar keinen Druck mehr ausüben? Dies erfolgt nach obiger Gleichung aber, wenn $p_0 \cdot v_0 (1 + \alpha \cdot t) = 0$, also $t = -\frac{1}{\alpha} = -273^{\circ}$. Es verschwindet daher die Spannung des Gases bei jener Temperatur, nicht aber die Gasmenge selbst. — Zum Schlufs werden in der Schrift noch einige nicht in das oben genannte Gebiet gehörige Fremdwörter verdeutscht, was zum Teil als wohlgelungen bezeichnet werden kann.

Wenn auch die Wiedergabe vieler Wörter nicht so entspricht, wie man es sich hätte wünschen können, so mufs doch der Schrift insofern Anerkennung gezollt werden, als der Verfasser bestrebt gewesen ist, in dieser schwierigen Aufgabe zu leisten, was möglich war. Da man aber in der „Sprache der Wissenschaft" nicht aller Fremdwörter entbehren kann und manche derselben ins Deutsche übertragen, doch etwas absonderlich und kurios klingen, so scheint es am zweckdienlichsten nur diejenigen Ausdrücke, welche sich wirklich gut und treffend übersetzen lassen, zu verdeutschen. Hingegen mögen alle übrigen Bezeichnungsweisen getrost beibehalten werden, weil sich nicht blofs bei uns Deutschen, sondern auch bei anderen Völkern genug entlehnte Wörter aus fremden Sprachen vorfinden, welche dort ohne Bedenken weiter gebraucht werden.

Hof. Dr. Linhardt.

Wiedemann E. und Ebert H., Physikalisches Praktikum. Mit besonderer Berücksichtigung der physikalisch-chemischen Methoden. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 280 Holzstichen. Braunschweig, Vieweg 1893. 455 Seiten. 8⁰.

Das Buch ist zunächst dem Bedürfnisse entsprungen, dem Anfänger bei der Ausführung selbstständiger Arbeiten im Gebiete der Physik und der unmittelbar verwandten Teile der Chemie einen verlässigen Führer in die Hand zu geben. Dementsprechend setzt es auch nur die Kenntnis der elementarsten Begriffe in der Physik voraus und in der Mathematik nicht einmal so viel, als von unseren Gymnasialabiturienten verlangt wird. Aber neben diesem rein praktischen Zwecke suchen die Verfasser noch ein höheres Ziel zu erreichen: sie wollen den Studierenden an der Hand des Experiments auch in die Theorie der Physik einführen; das Buch ist also weit mehr als ein reines „Praktikum“; durch die allgemeinen Bemerkungen, welche sich fast bei jedem gröfseren Abschnitte befinden, gewinnt es auch den Charakter eines Lehrbuches der Experimentalphysik.

Es ist hier nicht möglich, den reichen Inhalt des Buches auch nur annähernd anzugeben; der Referent mufs sich auf die Bemerkung beschränken, dafs das ganze Gebiet der Physik behandelt ist und zwar alle Teile derselben in verhältnismäfsigem Umfange. Die Methode der Verfasser ist eine eminent praktische; einem jeden Versuche ist bis ins kleinste die Angabe derjenigen Apparate vorausgeschickt, welche zu seiner Ausführung nötig sind; darauf folgt eine kurze, vielfach durch treffliche Zeichnungen erläuterte Beschreibung dieser Apparate, daran schliefsen sich mehrfache Übungsaufgaben, denen häufig eine in Zahlen angegebene Versuchsreihe beigefügt ist; daran reihen sich endlich die schon oben erwähnten theoretischen Betrachtungen. Weitergehende mathematische Deduktionen sind dem Charakter des Buches entsprechend durchweg vermieden, physikalische Gesetze, auch wenn sie sich in Form von Gleichungen ausdrücken lassen, nur auf experimentellem Wege bewiesen. Am Schlusse des Buches finden sich zahlreiche Tabellen, von denen aufser den auch in anderen Büchern stehenden Angaben physikalischer Konstanten namentlich diejenigen als äufserst bequem erscheinen, welche sich auf Reduktionen gewisser Gröfsen beziehen; so ist z. B. für die Reduktion eines Gasvolumens auf 0⁰ und 760 mm eine Tabelle angegeben, in welcher nicht nur die Gröfse $1:(1+\alpha t)$, sondern auch der Wert von $H:760$ für alle Temperaturen zwischen 0 und 120⁰, bezw. für alle Drucke von 680—760 mm. nebst den Logarithmen dieser Werte berechnet sind. Auch ist eine äufserst praktische Tabelle vierstelliger Logarithmen beigegeben.

Das Buch dürfte aber noch einem weiteren Zwecke dienen, der gerade an dieser Stelle betont werden möge; es sind nämlich zahlreiche Übungen angegeben, welche sich zu Demonstrationen in der Schule eignen und aus diesem Grunde dürfte sich das vorliegende Werk als ein treffliches Hilfsmittel beim physikalischen Unterrichte an unseren Gymnasien erweisen. Der Lehrer kann sich in vielen Fällen

aus demselben Aufschlufs über die beste Anordnung eines Versuches erholen.

Für die Ausstattung des Buches bürgt der Name des Verlegers.

Fletcher L. Die optische Indicatrix. Eine geometrische Darstellung der Lichtbewegung in Krystallen. Übersetzt von H. Ambronn und W. König. Leipzig 1893. Barth. 69 Seiten 8°. Preis 3 M.

Das Problem, die Erscheinung der Doppelbrechung in Krystallen auf geometrischem Wege darzustellen, hat von jeher das Interesse der Mathematiker in hohem Grade erregt. Für einachsige Krystalle gelang schon Huyghens die Konstruktion der Wellenfläche; für zweiachsige hat nach manchen vergeblichen Versuchen anderer Fresnel die Aufgabe gelöst; aber seine Methode, die übrigens heutzutage noch in den meisten Lehrbüchern angewendet wird, leidet unter dem Mifsstande, dafs sie sich auf gewisse Hypothesen über die Natur des Äthers stützt und dafs ihre Anwendung mit ziemlichen Weitläufigkeiten verbunden ist. In der vorliegenden Arbeit ist nun eine Theorie geboten, die lediglich von der Annahme ausgeht, dafs das Licht auf Ätherschwingungen beruht, ohne über die Natur derselben irgend eine besondere Voraussetzung zu machen und die sich überdies durch grofse Bequemlichkeit bei Anwendungen auszeichnet. Der Verfasser stützt sich auf den Gedanken, dafs zwischen den optischen Eigenschaften eines einachsigen Krystalls und den geometrischen Eigenschaften eines Rotationsellipsoids bestimmte, in der vorliegenden Schrift eingehend dargelegte Beziehungen bestehen, zeigt dann, dafs diese Beziehungen nicht nur für den aufserordentlichen, sondern ebenso gut für den ordentlichen Strahl gelten und macht lediglich die Annahme, dafs dieselben Beziehungen auch für zweiachsige Krystalle bestehen; nur wird für diese die Bezugsfläche — das ist eben seine „optische Indicatrix“ — ein Ellipsoid mit drei ungleichen Achsen. Wie fruchtbar dieser Gedanke ist, zeigt sich an der Behandlung einer grofsen Reihe von einschlägigen Fragen, welche der Verfasser teils auf rein geometrischem, teils auf analytisch-geometrischem Wege in äufserst klarer Weise löst. Um nur eines zu erwähnen, ergeben sich die sogenannten sekundären optischen Achsen, oder wie sie der Verfasser aus gutem Grunde nennt, die Biradialen, welche nach Fresnel die Normalen aus dem gemeinsamen Mittelpunkte auf die gemeinsamen Tangenten zweier Ellipsen sind, deren Achsenverhältnis noch dazu von der Elastizität des Äthers abhängen, man möchte sagen zwangslos als diejenigen beiden ausgezeichneten Richtungen, längs welcher sich die Strahlen fortbewegen, deren Fortpflanzungsgeschwindigkeit bei jedem beliebigen Azimuth ihrer Polarisationsebene die gleiche ist. Dem Fachmanne bietet die Arbeit grofses Interesse als elegante Lösung eines schwierigen Problems; dem Anfänger aber bereitet sie sicherlich weniger Schwierigkeiten als die Fresnel'sche Theorie. Die im Originale etwas umfangreicher, hier mit Zustimmung des Verfassers unter Beschränkung auf

das unmittelbar zur Sache Gehörige wiedergegebene Arbeit weiteren deutschen Kreisen zugänglich gemacht zu haben, ist ein dankenswertes Verdienst der Übersetzer.

Hecht, Dr. B. Anleitung zur Krystallberechnung. Mit einer Figurentafel und fünf Hilfsprojektionen. Leipzig 1893. Barth. 76 Seiten 8°. Preis 3 M.

Die vorliegende Arbeit behandelt die allgemeine Lösung der Aufgabe, aus durch Beobachtung gegebenen Stücken eines Krystalls die übrigen durch Rechnung zu finden. Vorausgeschickt sind die wichtigsten Sätze über Determinanten und über goniometrische Gleichungen, sowie die Definitionen der wichtigsten krystallographischen Begriffe; dann folgt nach einer vom Verfasser selbst herrührenden Methode die Lösung der bei Krystallberechnungen auftretenden Aufgaben, die Winkel zweier Flächen, die Achsenelemente eines Krystalls sowie die Indices einer Fläche zu berechnen. Die einschlägigen Fragen werden zuerst ganz allgemein behandelt, dann für die einzelnen Krystallsysteme die passendsten Modifikationen der Lösungen angegeben und letztere an Zahlenbeispielen durchgeführt. Ein Anhang bietet das wesentlichste über stereographische und Parallelprojektion sowie eine gröfsere Anzahl von Übungsbeispielen. Für den Studierenden ist das nicht gerade umfang- aber inhaltsreiche Büchlein, namentlich wenn er sich einmal in die für einen Gymnasialabiturienten etwas knapp gefafsten einleitenden Kapitel sowie in den Schematismus hineingearbeitet hat, ein treffliches Lehrmittel, insbesondere wegen der zahlreichen Beispiele, sowie wegen der vielfachen Ratschläge, wie eine Aufgabe am praktischsten anzugreifen und durchzuführen ist. Zwei Schemata mit Beispielen, eine Hilfstabelle zur Anfertigung der stereographischen Projektion und eine schöngezeichnete Figurentafel erleichtern den Gebrauch des Buches.

Würzburg. Dr. Zwerger.

Vorlesungen über Geschichte der Mathematik von Moritz Cantor. Dritter Band. Vom Jahre 1668 bis zum Jahre 1759. Erste Abteilung. Die Zeit von 1668 bis 1699. Mit 45 Figuren im Text. Leipzig 1894. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 251 S. gr. 8°.

Der dritte Band von Cantors fundamentalem Geschichtswerke, über welches wir in diesen Blättern bereits mehrfach zu berichten hatten, wird in drei getrennten Lieferungen ausgegeben, von denen jede aber ein in sich geschlossenes Ganzes bildet. Die zunächst vorliegende erste Abteilung ist im wesentlichen jener denkwürdigen Zeit gewidmet, welche die höhere Analysis entstehen sah, und man darf wohl behaupten, dafs der gröfsere Teil der Probleme, welche sonst in dieser Periode aufgestellt und erledigt wurden, in einer gewissen inneren Beziehung steht zu dem grofsen Abschlusse, welcher dem XVII. Jahrhundert mit der Erfindung der Infinitesimalrechnung zu teil

geworden ist. Man wird diesen Zusammenhang am besten erkennen, wenn wir jetzt einen Überblick über den Inhalt dieser Abteilung geben und dabei stets auf die Keime der späteren grofsen Neuerung, wie sie sich bereits in früheren Jahren erkennen lassen, hinweisen.

Das 82. Kapitel registriert die spärlichen und ungenügenden Leistungen, welche das Zeitalter auf dem Gebiete der geschichtlich-mathematischen Forschung aufzuweisen hatte, sowie die noch immer erscheinenden Ausgaben griechischer Mathematiker und die zum Teile nicht unbedeutenden Lehrbücher, welche den Gesamtstand zeitgenössischen Wissens darzustellen bestimmt waren; unter ihnen nimmt der „Mundus Mathematicus" des Jesuiten Dechales eine achtunggebietende Stellung ein. In den letzten Jahrzehnten des genannten Jahrhunderts entstehen auch da und dort gelehrte Zeitschriften, die ja für die Förderung der Wissenschaft die wichtigsten Dienste geleistet haben. Im nächsten Kapitel werden gewisse einzelnstehende geometrische Arbeiten besprochen, denen an sich gerade keine tiefere Bedeutung zukommt, deren Ergebnisse aber grofsenteils noch jetzt in unseren Kompendien mitgeteilt zu werden pflegen; hierher gehören der Satz des Ceva, Näherungskonstruktionen für die Rektifikation des Kreises und für die Verzeichnung regulärer Vielecke, die Pothenot'sche Aufgabe, Beweisversuche für das Parallelenaxiom. Des ferneren findet hier der Versuch des jungen, wissens- und ruhmdurstigen Leibniz eine Stelle, eine „allgemeine geometrische Charakteristik" zu entwerfen. Die höhere Rechenkunst bildet den Gegenstand des 84. Kapitels; auch hier spielt wieder Leibniz eine Rolle, weil er die lange wenig beachtete Kombinatorik aufs neue zu Ehren bringt und die Lehre von den geometrischen Progressionen durch seine Behandlung der Frage nach dem „Interusurium" fördert. De Witt und Halley schaffen gleichzeitig den Wissenszweig, welchen man jetzt als politische Arithmetik bezeichnet, indem sie die Sterblichkeitswahrscheinlichkeit auf grund vorliegender Tabellen der Bevölkerungsbewegung ermitteln. Nächst anschliefsend ist sachlich und historisch das Kapitel von den unendlichen Reihen, welches recht eigentlich in England seine Heimstätte hatte. Wallis, Gregory, Newton[1]), Halley, Brouncker, der anglisierte Franzose De Moivre und der vorübergehend in England sich aufhaltende Leibniz sind die Begründer einer neuen Theorie, welche von da ab das Bindeglied zwischen den elementaren und höheren Teilen der Wissenschaft

[1]) Herr Cantor macht es (S. 61 ff.) sehr wahrscheinlich, dafs Newton ein ausgesprochener Tory war, während der berühmte Geschichtschreiber Macaulay, dessen Glaubwürdigkeit sonst eine unbestrittene ist, Newton als die „Krone der Whigpartei" bezeichnet. Wahrscheinlich liefs sich der Historiker zu seiner offenbar unrichtigen Ansicht bestimmen durch die Thatsache, dafs der entschieden liberale Schatzkanzler Montague für seinen alten Cambridger Lehrer sehr wohlwollende Gesinnungen hegte. Allein die Beziehungen zwischen den beiden Männern waren, wie wir hier erfahren, rein persönlicher Natur. Ja es scheint nach den in unserer Vorlage gegebenen Aufschlüssen sogar angenommen werden zu müssen, dafs der später unheilvolle Streit zwischen Leibniz und Newton mehr eine politische als eine wissenschaftliche Grundlage hatte: der letztere wollte von dem neuen Könige Georg I. nichts wissen, und Leibniz umgekehrt verfocht mit aller Energie die Ansprüche seines Kurfürsten auf den britischen Thron.

werden sollte. Zwar ist ihr Auftreten für den Anfang noch ein etwas ungelenkes, aber es erhellt doch, dafs man schon alle die Untersuchungen in Angriff nahm, welche hier überhaupt auftauchen können; Konvergenz und Summation der Reihen, Umkehrung derselben, ihr Zusammenhang mit anderen „unendlichen Ausdrücken" (Wurzelausziehung ohne Ende, Faktorenfolgen, Kettenbrüchen) bilden viel besprochene Diskussionsobjekte. Wer zumal Leibniz' flüchtig hingeworfene Aphorismen auf diesem Gebiete betrachtet, erkennt deutlich, wohin schliefslich dieser stete, man möchte sagen, vertrauliche Umgang mit den Begriffen des Unendlichgrofsen und Unendlichkleinen führen mufste. Auf Einzelheiten können wir hier leider nicht eingehen, aber einen Punkt hervorzuheben wollen wir nicht verfehlen. Gerade der Lehrer der Mathematik wird diese Abschnitte mit Nutzen und Genufs lesen; denn für gar viele Dinge, die in der trockenen kompendiarischen Entwicklung einen fremdartigen Eindruck machen, öffnet sich ein ganz anderes Verständnis, wenn man sieht, wie eines aus dem anderen hervorging, wie die Induktion ihre stille Arbeit that, wie Sätze von hoher Allgemeinheit zuerst nur in sehr spezieller Form erkannt und bewiesen wurden.

Etwas minder nahe steht dem mathematischen Zeitgeiste, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, der Inhalt des 87. Kapitels, worin Zahlentheorie und Algebra abgehandelt werden. Hier treten uns neben den auch jetzt nicht fehlenden Universalgeistern, Leibniz an der Spitze, manche minder bekannte Namen entgegen, wie Malebranche, Prestet, Rolle u. s. w., die aber ein gewissenhafter Geschichtschreiber gleichfalls zu berücksichtigen hat. Einen Ehrenplatz in der Geschichte der Gleichungen nimmt „Newtons Parallelogramm" ein, dessen Verwendbarkeit gerade die neueren und feinsten Forschungen über höhere Geometrie im richtigen Lichte gezeigt haben. Und ebenso stofsen wir hier auf eine ebenso unscheinbare wie in ihren Folgen fruchtbar gewordene Bereicherung des formalistischen Apparates der Mathematik: Leibniz führt gleichzeitig die Indices und die Determinanten ein. Gründlich geprüft mufste die eigenartige Stellung werden, welche der Polyhistor v. Tschirnhaus in der Geschichte der Analysis einnimmt, und da zeigt sich, dafs er zwar wirklich ein genialer Denker war, aber doch nicht jene grofsen Entdeckungen gemacht hatte, welche sich zuzuschreiben ihn sein Ehrgeiz veranlassen wollte. Den Beschlufs dieses Kapitels macht Rolles „Kaskadenmethode", deren wahren Charakter, soviel wir sehen, zuerst mit voller Bestimmtheit Herr Cantor erkannt und formuliert hat.

Demnächst wird zur Kurvenlehre übergegangen. Hier steht obenan der Name des vielseitigen De la Hire, der auf der von Desargues gelegten Grundlage eifrig weiter baut; mehr Algebraiker ist Barrow, der Lehrer Newtons, der im Sinne des Cartesius die individuelle Betrachtung höherer krummer Linien betreibt. Wallis, Sluse, van Heuraet, Wren, Huygens erörtern mit Glück Spezialaufgaben, denen teilweise eine höhere Bedeutung zukommt, wie denn die Thatsache konstatiert wird, dafs es Fälle gibt, in denen nicht blofs

annähernd, sondern exakt Kurvenbogen auf gerade Linien zurückgeführt werden können. Auch hier thut sich wieder Walter v. Tschirnhaus durch die Mannigfaltigkeit der von ihm in die Debatte geworfenen Ideen hervor, ohne doch damit einen durchgreifenden Erfolg erzielen zu können.

Das, was wir die Vorgeschichte der Differentialrechnung nennen möchten, zieht sich als roter Faden durch die ersten sieben Kapitel hindurch, bis mit dem 89. Kapitel die Geschichte an die Stelle der Vorgeschichte tritt. Zwei grofse Männer, Leibniz und Newton, haben sich, jeder für seinen Zweck, das gewaltige Handwerkszeug der mathematischen Forschung geschaffen, allein es erhebt sich naturgemäfs das Bedenken, ob denn in der That zwischen beiden die absolute Unabhängigkeit obgewaltet habe, welche jeder von ihnen für sich in Anspruch nahm. Unser Autor hatte schon früher darüber Studien angestellt, auf Grund deren er uns nunmehr ein in objektiver Treue gehaltenes, lebensvolles Bild von dem Werden des neuen Kalkuls entrollt, der in der Mathematik eine Revolution hervorbringen sollte. Dafs Newton, wiewohl er seinem älteren Freunde Barrow vieles verdankte, ganz selbständig zu gewissen Fundamentalbegriffen, vor allem zu dem der Augenblicksveränderung, gelangte, ist sicher, und es ist auch richtig, dafs Newtons Differentialdreieck bei Leibniz schon im ersten Anfange vorkommt, aber es sprechen doch, wie wir erfahren, alle Kennzeichen dafür, dafs dasselbe aus Pascal, der es ja auch verwendete, herübergenommen worden war. Man mufs mit Cantor das Hauptgewicht darauf legen, wer zuerst die charakteristische Bezeichnung gebraucht hat, und in dieser Hinsicht steht Leibniz unangefochten da; denn wenn auch Newton in seiner Fluxionenlehre ebenfalls die unendlich kleinen Gröfsen durch gewisse Symbole als solche kenntlich machte, so war dieses Verfahren doch nicht annähernd so fortbildungsfähig wie das Leibnizsche; ersteres konnte in den Händen eines Meisters seine Schuldigkeit thun, aber für die allgemeine Handhabung eignete es sich nicht. Der eigentliche Privitätskampf ist der nächsten Abteilung des Cantorschen Werkes vorbehalten, aber so viel geht schon aus den eingehenden Mitteilungen der gegenwärtigen hervor, dafs bei sachlicherem Auftreten von beiden Seiten manches hätte vermieden werden können. Jedenfalls wirkte zunächst blofs Leibniz Schule-bildend, und zwar dürfen in erster Linie die beiden grofsen Geometer Jakob und Johann Bernoulli als die Schüler des deutschen Meisters angesehen werden. Mit ihnen beschäftigt sich wesentlich das 91. Kapitel, aber auch Leibniz selbst mufs dabei natürlich immer wieder erwähnt werden, und zwar hören wir von ihm stets Neues und Bedeutendes. So wird bemerkt, worauf unseres Wissens noch kein Schriftsteller aufmerksam gemacht hat, dafs Leibniz im Jahre 1693 bereits mit krummlinigen Koordinaten in sehr allgemeiner Weise operiert. Die Brüder Bernoulli gerieten bald in einen an und für sich rein wissenschaftlichen, mehr und mehr aber persönlich sich zuspitzenden Zwist, in dem sich Johann von einer sehr unschönen Seite zeigte. Dieser Streit bildet den Hauptgegenstand des 92. Kapitels, doch enthält dasselbe auch eine Analyse des ersten Lehrbuches der neuen Methoden, dasjenige von De l'Hopital

und eine Charakteristik der Angriffe, welche Nieuwentijt und Fatio de Duillier in den neunziger Jahren gegen Leibniz richteten. Mit ihnen beginnt eine neue Phase der grofsen Geistesbewegung, welche nun einmal mit den Namen Newton und Leibniz verknüpft ist. Die weiteren Geschicke derselben werden in der zweiten Abteilung zur Erörterung gelangen.

Wir haben wiederum, wie früher, den reichen Inhalt dieser Fortsetzung des Cantorschen Werkes auszugsweise unseren Lesern vorgeführt und können nur abermals betonen, dafs wir alle die Vorzüge, deren wir bereits zu gedenken hatten, auch hier wieder vereinigt finden. Eine klare Sprache[1]), eine bewufste Heraushebung des Wichtigen gegenüber dem Nebensächlichen, ein objektives ruhiges Urteil zeichnen diese Abteilung ebenso aus wie ihre Vorgängerinnen; ja es treten diese lobenswürdigen Eigenschaften umso mehr hervor, da ja die Fülle des Stoffes, den es zu bewältigen galt, sich von Jahr zu Jahr anhäuft. Dafs der Fachmann, welcher das Buch liest, eine Menge von Anregungen erhält, von denen in unserem gedrängten Referate nicht die Rede sein konnte, versteht sich ganz von selbst.

Mit Bedauern haben wir nur die Würdigung eines Mannes vermifst, dessen mathematische Leistungen wir überhaupt noch fast nirgends beachtet gefunden haben, von dem wir aber hofften, dafs er dem selten versagenden Spürblicke unseres Verfassers nicht entgangen sein werde. Dies ist der Philosoph Thomas Hobbes, der sich so viel mit Quadratur und Rektifikation der Kurven befafste und — nach Pascals Zeugnis — dabei gesunde Ansichten äufserte. Wir empfehlen die sicherlich der Beachtung würdige Persönlichkeit angelegentlich solcher für die zweite Auflage.

Ferner mögen an diesem Orte dem spezifisch bayerischen Interesse noch ein paar Worte zu gute gehalten werden. Von Leibniz wird eine Briefstelle mitgeteilt, in der jener sich als Autodidakten hinstellt und stolz erklärt, aus Büchern habe er auch nichts rechtes lernen können, so z. B. aus der „für Kinder geeigneten Algebra eines gewissen Lanzius“. Herr Cantor deutet diese Redewendung gewifs mit Recht auf die „Institutiones Arithmeticae“ des Ingolstädter Professors Lantz, doch hat er selbst anscheinend dieses Werk nicht näher geprüft, weil er bei seiner Unparteilichkeit sonst zweifellos gegen Leibniz' hochmütiges Absprechen Protest erhoben haben würde. Der Berichterstatter aber hat sich die fünfte Auflage dieses Kompendiums (Köln 1630) genau angesehen und gefunden, dafs das erwähnte Urteil ein ganz sachwidriges ist. Lantz brauchte sich wahrlich seines Elaborates nicht zu schämen; denn es ist wirklich ein guter und für die Zeit seines Erscheinens sogar recht fortgeschrittener Lehrbegriff der Buchstabenrechnung und Algebra. Möchte doch im Jahre des Heils 1895 jeder Abiturient eines Gymnasiums so viel Wissen mit sich fortbringen, als vor nahezu 300 Jahren (die erste Auflage kam 1616 heraus) der alte Lantz für die Studierenden des philosophischen Bienniums notwendig erachtete!

München. S. Günther.

[1]) Warum jedoch konsequent „Parellelopipedon“ statt „Parallelepipedon“?

Lampa, Dr. Anton, Naturkräfte und Naturgesetze. Wien 1895. Verlag d. ersten Wiener Volksbuchhandlung (Ignaz Brand).

In systematischer Folge, freilich nicht im Sinne eines alles umfassenden Lehrbuches, werden die allgemein wichtigsten und in der gegenwärtigen Epoche physikalischer Forschung und praktischer Anwendung interessantesten Kapitel der Naturlehre einem gröfseren Publikum vorgetragen. In 42 solchen Vorträgen aufser Vorwort, Einleitung und Schlufswort popularisiert der Verfasser, die Denkkraft des Lesers nicht schonend, die physikalischen Hauptfragen mit einem grofsen Geschick. Die Auswahl des Stoffes und die Darstellung sind derart, dafs auch dem Fachmann die Lektüre sich als eine angenehme, stellenweise geradezu fesselnde gestaltet. Eine Reihe von historisch oder sachlich wichtigen Entwickelungen (wir nennen nur z. B. Carnot's Hauptsätze der Wärmelehre, Faraday's klassische Untersuchungen, Maxwell's Theorie, die Versuche von Hertz und vieles andere) sind mit einer gründlichen Sachkenntnis und einer in den Lehrbüchern selten oder nie zu findenden Ausführlichkeit und Klarheit in grofsen Zügen wiedergegeben. Es ist dies eine Thatsache, die fast Zweifel rege macht, ob für solche Dinge bei dem Publikum, an welches diese Vorträge in erster Linie gerichtet sind, eine Möglichkeit des Verständnisses vorauszusetzen ist. Unmittelbar daneben befremdet eine gewisse Inkonsequenz hinsichtlich der dem Leser zugemuteten Kenntnisse in der Mathematik, die der Verfasser nahezu auf Null heruntersetzt. Wir dächten, wer soweit gekommen ist, schwierigere Probleme der Physik wenn auch nur in den Grundzügen zu verstehen, dem müfste es auch ein Leichtes sein, sich mit den Elementen der Mathematik vertraut zu machen. Wer schliefslich davor zurückschreckt, dem wird es mit dem Physik-Studium auch nicht so ganz ernst sein.

Aus Vorträgen, die in einem Arbeiter-Bildungs-Vereine gehalten wurden, hervorgegangen, hat das Buch die Bestimmung, in diesen Kreisen aufklärend zu wirken und die Geister naturphilosophisch anzuhauchen. Im Interesse der Sache und der Leser wäre es zu bedauern, wenn der Endzweck des Buches der sein sollte, einem sogenannten Proletarier-Halb-Gelehrtentum Vorschub zu leisten, wobei wenig Positives, dafür aber um so mehr Negatives zu Tage gefördert wird. Gewifs sind aus Arbeiter-Kreisen schon die berühmtesten Gelehrten hervorgegangen, man denke nur an Fraunhofer, Faraday u. a., aber nur auf grund hervorragender Begabung und eifrigen Studiums. Für die Jugend, von der wir mit Recht verlangen, dafs sie dem „Katechismus noch nicht entwachsen ist", ist das Buch nicht geschrieben und eignet es sich auch nicht. Es ist das recht schade, denn wenn einige ganz unnötige Ausfälle weggelassen wären, könnte es als eine sehr wünschenswerte Bereicherung einer Schülerbibliothek gelten.

München. Piechler.



Dr. R. Pöhlmann, o. Prof. d. alten Geschichte an der Universität Erlangen, Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus. 1. Bd. München, 1893, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. XVII u. 610 S. 11,50 M.

Zum VII. Abschnitt seiner griechischen Geschichte (Die Umwälzung im Wirtschaftsleben) bemerkt Beloch S. 199 in der Anm.: „Eine griechische Wirtschaftsgeschichte haben wir noch nicht; es ist bezeichnend, dafs in unseren Handbüchern der sog. Altertümer und in den Literaturberichten selbst eine Rubrik dafür fehlt . . . Hoffentlich trägt die neue Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte dazu bei, dafs dieser bisher so vernachlässigten Seite der Altertumswissenschaft gröfsere Beachtung zu Teil wird". Wenige Monate, nachdem Beloch dies geschrieben, erschien das obengenannte Werk, dessen Verfasser das Vorwort fast mit denselben Worten eröffnet, wie Beloch jenen VII. Abschnitt seiner griech. Geschichte: „Eine Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus ist noch nicht geschrieben. Die junge Wissenschaft der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte hat sich aus naheliegenden Gründen ganz überwiegend dem Mittelalter und der Neuzeit zugewendet, während die Altertumskunde trotz mancher trefflicher Einzelarbeiten den Fortschritten der modernen Staats- und Sozialwissenschaft noch lange nicht genügend gefolgt ist".

Zu diesen trefflichen Einzelarbeiten sind nun nicht an letzter Stelle diejenigen von Pöhlmann selbst zu zählen,[1]) und wer seine vorzüglichen „Grundzüge der politischen Geschichte Griechenlands" (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, herausg. v. Iwan Müller, III. Band, S. 354—464, 1888) sorgfältiger durchstudiert hat, der mufste mit gespannten Erwartungen an dieses neue Buch herantreten; dieselben sind nicht nur nicht enttäuscht, sondern eher übertroffen worden. Daher erscheint es als eine Ehrenpflicht, die Leser dieser Zeitschrift mit dem wertvollen Inhalte des Werkes eines Mannes näher bekannt zu machen, der, obwohl Landsmann und vorzüglicher Vertreter der alten Geschichte an einer unserer Landesuniversitäten, in diesen Blättern meines Wissens noch keine Würdigung gefunden hat.

In einem 1. Kapitel: der Kommunismus älterer Gesellschaftsstufen, sucht der Verfasser nach Möglichkeit Wahrheit und Dichtung zu scheiden. Wenn man auch das Prinzip des Gesamteigentums an Grund und Boden als Ausgangspunkt der sozialen Entwickelung für Griechenland nur mit Wahrscheinlichkeit annehmen kann, so ist doch der Übergang zur vollen Sefshaftigkeit in genossenschaftlicher Weise erfolgt, d. h. die Geschlechtsgenossenschaft als die ursprüngliche Trägerin der wirtschaftlichen und sozialen Organisation des sefshaft gewordenen Volkes war es, deren Beschlufs die Art der

[1]) Hellenische Anschauungen über den Zusammenhang zwischen Natur und Geschichte, 1879. — Anfänge Roms 1881. — Übervölkerung der antiken Grofsstädte (Preisschrift der Jablonowski'schen Gesellschaft) 1884 — Das klassische Altertum in seiner Bedeutung für die politische Erziehung des modernen Staatsbürgers. 1891. (Nr. 26 u. 27 der Beilage zur Allgem. Zeitung).

Ansiedelung und die Verteilung von Grund und Boden bestimmte. Bezüglich der Beurteilung der primitiven Agrarverfassung der Urzeit ist P. zurückhaltend; er glaubt nicht, dafs die hellenische Feldmark nach einem System strengster Feldgemeinschaft bewirtschaftet wurde (Gemeinsamkeit des Besitzes, gemeinsame Bestellung des Ackerlandes, Verteilung des gemeinsam erzeugten Ertrages), er glaubt also nicht an völligen Kommunismus; denn was dafür geltend gemacht werden kann, ist nicht stichhaltig. Eher liefsen sich die Schilderungen des patriarchalischen Familienlebens bei Homer dafür verwerten. Der Hof des Priamus ist sicher ein Abbild der sogenannten Hausgemeinschaften, d. h. der Vereinigung von Abkömmlingen desselben Stammvaters, Blutsverwandten 2. bis 3. Grades, welche in demselben Gehöfte wohnen, Grund und Boden gemeinschaftlich besitzen und vom Ertrag gemeinsamer Arbeit gemeinsam leben. Allein diese Hausgemeinschaft kann auch sekundären Ursprunges sein. Nach ausführlicher Erörterung aller sonst in Frage kommenden Stellen des Epos gelangt der Verfasser zum Schlusse, dafs sich neben der Hauskommunion eine andere Form des agrarischen Kommunismus nicht erweisen lasse. Auch der Kommunistenstaat auf Lipara beweist nichts für die ursprüngliche Feldgemeinschaft; denn er ist ein singuläres Phänomen, welches in der besonderen Situation der Inselbewohner seine befriedigende Erklärung findet. Noch problematischer als die Rückschlüsse über den immerhin geschichtlichen Kommunistenstaat der Liparäer erscheinen die aus angeblichen Spuren des Kommunismus in Grofsgriechenland gezogenen. Auch die staatlich organisierte Bürgerspeisung in Sparta und Kreta hat man als Überrest einer primitiven agrarischen Gemeinschaft in Anspruch genommen. P. dagegen versucht wohl mit Recht die Syssitien des dorischen Kriegeradels als wesentlich in den staatlichen Verhältnissen wurzelnd aus diesen zu erklären und betrachtet ihre Zurückführung auf ein rein wirtschaftliches Motiv als willkürlich. Diese ganze Organisation von Staat und Gesellschaft, welche durch eine Art gemeinschaftlichen Haushaltes die Gesamtheit der Bürger zu einem kunstvoll gegliederten Ganzen vereinigte, kann als eine ausgeprägt sozialistische bezeichnet werden. Dieser Staatssozialismus ist hier mit einer Konsequenz durchgebildet, dafs aus ihm alle Thatsachen der spartanisch-kretischen Geschichte, welche man auf den Agrarkommunismus der Urzeit zurückführen zu müssen glaubte, vollkommen verständlich werden. Dagegen trägt das kretische Syssitieninstitut ein ausgesprochen gemeinwirtschaftliches Gepräge und berührt sich wenigstens mit einem Grundgedanken der strengen Agrargemeinschaft. — Zu Rückschlüssen auf das Agrarwesen der Vorzeit bleibt uns also nur das übrig, was wir von der Agrarverfassung selbst in historischer Zeit zu erkennen vermögen. Das dem Lykurg zugeschriebene soziale Erlösungswerk ist nichts als ein Phantasiegebilde; daher bleibt nur die andere Möglichkeit, dafs nämlich die in geschichtlicher Zeit in der Gemarkung Spartas bestehende Flurteilung schon vollendet war, bevor der Grund und Boden in das Sondereigentum der einzelnen Familien des Herrenstandes überging. Erst die Vermögens-

ungleichheit in Sparta und die dadurch entstehenden sozialen Mißstände erzeugten in späteren Jahrhunderten die Legende von einem ursprünglich glücklichen Naturzustande. In demselben Ideengang wie diese Lehre vom Naturzustande wurzelt die Idealisierung der sogenannten Naturvölker, die sich in den ethnischen Schilderungen der Griechen, besonders bei Ephoros findet, so namentlich bezüglich der Skythen. Hier fallen interessante Streiflichter auf die rhetorische Geschichtsschreibung des 4. Jahrh., so die des Isokrates und Ephoros.

Es wird im 2. Kapitel (Die individualistische Zersetzung der Gesellschaft und die Reaktion der philosophischen Staats- und Gesellschaftstheorie) gezeigt, daß der Anspruch der politischen Parteien auf die Staatsgewalt in der Regel nichts anderes war, als der Anspruch auf Durchsetzung sozialer Interessen, das Ziel der Parteikämpfe kein anderes als die Ausnützung der Staatsgewalt im Sonderinteresse der einen Gesellschaftsklasse auf Kosten der anderen, so daß es zuletzt als etwas Selbstverständliches erschien, politische Macht im individualistischen Interesse ausgenützt zu haben. In den wirtschaftlich und politisch fortgeschrittensten Staaten Griechenlands finden wir auf der einen Seite eine plutokratisch gesinnte Minderheit, welche das Prinzip der Volkssouveränität, die Gesetzgebung durch das Volk als eine unnatürliche Knechtung der Stärkeren mit allen Mitteln bekämpft, auf der anderen Seite das Volk, dessen demokratisches Bewußtsein ebenso einseitiger Individualismus im Interesse der Massen war. Im Gegensatz zu diesem extremen Individualismus tritt ein starker Rückschlag im centralistischen Sinne ein seit dem peloponnesischen Kriege. So ist Platos ganze Sozialphilosophie ein einziger gewaltiger Mahnruf ans „Gewissen der Gesellschaft“, aber auch die nüchternere Staatslehre des Aristoteles sehen wir von derselben antiindividualistischen Bewegung ergriffen. Besonderer Nachdruck wird von ihm auf die Entwicklung der sozial-ethischen Empfindungen gelegt, denen er 3 volle Bücher der Ethik gewidmet hat. Der Kampf der philosophischen Staatslehre gegen den wirtschaftlichen Egoismus führte natürlich zur einschneidenden Kritik der bestehenden Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, wie sie besonders Plato in großartiger Weise im 8. Buch seiner *πολιτεία* durchführt. Die hellenische Staatslehre des 4. Jahrh. hat uns einen guten Teil der Geisteswaffen geschmiedet, deren wir uns heute noch wie damals iu dem Kampfe bedienen, den wir ebenso wie jenes Jahrhundert zu kämpfen haben. Indem diese Staatslehre für die Schattenseiten des damaligen sozialen Lebens in einseitiger Weise das Kapital verantwortlich machte, erhob sie prinzipiellen Widerspruch gegen die herrschende Auffassung des Instituts des Privateigentums und das ganze Eigentums- und Verkehrsrecht. Nicht nur dem unsittlichen Egoismus, sondern auch dem legitimen Kapitalerwerb, ja dem Erwerbstrieb und damit der Kapitalbildung überhaupt trat man entgegen und ging soweit, eine möglichste Nivellierung der wirtschaftlichen Unterschiede überhaupt zu verlangen. Selbst bis zur letzten Konsequenz, der Negation des Privateigentums, schritt man fort (Phaleas von Chalcedon — Plato — Aristoteles — Diogenes der Kyniker). Die

Angriffe des Sozialismus richten sich hauptsächlich auf 3 Einrichtungen der bestehenden Gesellschaft: 1. Das Institut des Privateigentums, 2. den Gebrauch des Geldes, 3. den Handel. Mit der schärfsten, rücksichtslosesten Kritik des Bestehenden verbinden sich umfassende Organisationspläne zum Aufbau einer neueren, besseren Staats- und Gesellschaftsordnung. So entsteht das Zukunftsbild des wahrhaft guten, des besten Staates.

Mit diesen Organisationsplänen nun beschäftigt sich das III. Kapitel, weitaus das umfangreichste des ganzen Buches. Da wir das Staatsideal des Phaleas von Chalcedon nur einseitig und unvollkommen aus dem kurzen Bericht des Aristoteles kennen, so wendet sich P. alsbald einer ausführlicheren Betrachtung des Vernunftstaates Platos zu. Der platonische Idealstaat erhebt zugleich den Anspruch, der Rechtsstaat κατ' ἐξοχήν, die höchste Verkörperung der Gerechtigkeit zu sein. Zur Erfüllung dieser Aufgabe bedarf der Staat Organe, welche unabhängig von einseitigen Interessen die wahre Idee des Staates vertreten, der erste Schritt aller Reform ist also die Erhebung des Amtes zur vollen Selbständigkeit, d. h. die Schaffung eines stabilen Beamtenkörpers, gesichert durch Sold oder Gehalt. Die wirtschaftende Gesellschaft darf ferner keinen Anteil haben an der Gesetzgebung. Damit aber die Organe des öffentlichen Dienstes nicht als die Stärkeren das Interesse der Bürgerschaft ihrer Selbstsucht hintansetzen, so verlangt Plato von ihnen Verzicht auf das Privateigentum und, um eine Spaltung und Zersetzung derselben durch widerstreitende Familieninteressen zu verhüten, soll die Familie durch die Frauen- und Kindergemeinschaft ersetzt werden. Diese ganze Hüterklasse wird von zartester Kindheit an durch ein rein staatliches Erziehungssystem einer systematischen Disciplinierung und Durchbildung unterworfen, um sie auf das höchstmögliche Niveau der Sittlichkeit und Intelligenz zu erheben. Die treuesten der Hüter müssen zu Weisheitsfreunden (φιλόσοφοι) herangebildet werden, diese sind die obersten Lenker des Staates, ihnen gegenüber sind alle Standesgenossen nur ausführende Organe. Um aber die so mühsam gewonnene Summe von Kräften zu erhalten und fortzuführen, verlangt Plato die staatliche Regelung der Fortpflanzung durch bewufste und künstliche Auslese oder Zuchtwahl. — Viel kürzer ist leider Plato bei der Darstellung des eigentlichen Bürgertums. Doch genügen seine Ausführungen für P., um mit Nachdruck eine höhere Auffassung des platonischen Staatssystemes zu verfechten. Während nämlich Zeller annimmt, dafs Platos Idealstaat die Erwerbsstände durchaus sich selbst überlasse, dafs ihre Beschaffenheit für das Gemeinwesen gleichgiltig sei, sucht P. zu zeigen, dafs Plato nur in einfacher und unabweisbar logischer Konsequenz den Regenten seines Idealstaates nicht viele und weitläufige Vorschriften machen wollte, wie sie zu regieren hätten; daher das Fehlen von deutlichen Vorschriften über die Fragen der Wirtschaftspolitik. Wie in diesem Abschnitt gegen Zeller, so wendet sich P. im folgenden gegen Hegel, seit dem wir gewohnt sind, den platonischen Staat als das Prototyp eines Sozialismus anzusehen, aus dem

alle und jede individualistische Tendenz in der radikalsten Weise ausgemerzt war. Auf diesem Standpunkt steht auch ganz die verbreitetste moderne Darstellung, die von Zeller. P. sucht dagegen in eingehender und wohlbegründeter Weise darzuthun, dafs das platonische Staatsideal auf die Koinzidenz von Sozialismus und Individualismus abzielte. Plato glaubte an die Realisierbarkeit seines Idealstaates, weil eben dessen Forderungen zugleich Forderungen der Natur seien, während das Bestehende mehr oder minder naturwidrig sei. — Zur geschichtlichen Würdigung der Politeia wird von P. zunächst die Vorfrage, ob die Zeichnung eines Idealstaates überhaupt als eine in der Wissenschaft berechtigte Literaturform anzuerkennen ist oder nicht, in bejahendem Sinne entschieden, sodann wird geprüft, welches ihr Gehalt ist an bleibenden Errungenschaften politischer und sozialökonomischer Erkenntnis. Folgende Ideen haben heute noch Giltigkeit: 1. Die Betonung der Notwendigkeit der Unterordnung des Einzelnen unter den Staat und seiner Einordnung in den Staat; 2. auch in der Beziehung ist Platos Staat ein moderner Staat, indem er mit fest angestellten, berufsmäfsig gebildeten und besoldeten Beamten arbeitet; 3. der Gedanke des sozialen Charakters der Privatrechte, indem der platonische Staat kein Recht anerkennt, welches nicht durch die stete Rücksicht auf die Gemeinschaft beeinflufst und gebunden ist; 4. die Forderung der Notwendigkeit einer stärkeren Demokratisierung der Volkswirtschaft, welche vom Staate einerseits die Bekämpfung des extremen Individualismus und der sozialen und politischen Überhebung des kapitalistischen Grofsbürgertums, andrerseits Mafsregeln positiver Sozialpolitik im Interesse der möglichsten Sicherstellung der Masse gegen Nahrungsnot und Erwerbslosigkeit verlangt; 5. Plato beabsichtigt mit seinem Sozialismus keineswegs eine absolute Negation alles Individualismus. Doch nicht nur die Vorzüge, auch die Irrtümer der platonischen Politeia werden behufs ihrer Würdigung dargelegt, darunter als einer der schwersten der, dafs Plato die ethische Bedeutung des Wissens weit überschätzt; denn Intelligenz und Sittlichkeit gehen nicht immer so Hand in Hand wie Plato annimmt. Utopisch ist auch die Hoffnung, dafs durch den Kommunismus, durch die Aufhebung des Privateigentums und der Familie, alle Quellen der Selbstsucht versiegen würden, da die menschliche Leidenschaft sich eben unter allen Umständen ihr Objekt sucht. Utopisch ist endlich besonders die von Plato geforderte Zuchtwahl zur Erhaltung einer für den öffentlichen Dienst prädestinierten Klasse und gerade mit dem letzteren Irrtum ist die Ausführbarkeit des platonischen Staatsideals unmöglich geworden. Das hat Plato später selbst erkannt; daher hat er, besonders infolge der schlimmen Erfahrungen bei Dionys dem Jüngeren in Syrakus, auf die Verwirklichung des absolut guten Staates verzichtet, um sich mit dem Ideal eines blofs relativ besten zu begnügen.

Über diesen zweitbesten Staat Platos handeln die nächsten 100 Seiten des Werkes (S. 477—581). Von einer gewaltsamen, revolutionären Umwälzung, wie sie die Politie zur Ausführung des Staatsideals vorgeschlagen, ist keine Rede mehr. Plato denkt sich den

zweitbesten Staat, welchen er in seinen „Gesetzen“ zeichnet, in Gestalt einer Kolonie verwirklicht, fern vom grofsen Getriebe an einer besonders günstig gelegenen und ausgestatteten Stelle. Freilich darüber, wie die Säuberung der zur Kolonie Zusammenströmenden von allen unlauteren Elementen gelingen werde, geht er leicht hinweg, indem er annimmt, die letzteren seien nach einer langen und strengen Prüfung bewogen worden, zurückzubleiben. Der Platz für die Stadtgründung ist 80 Stadien vom Meere entfernt, da in dem Agrikulturstaat Handel und Gewerbe zu möglichster Bedeutungslosigkeit herabgedrückt sein sollen. Es folgen genaue Bestimmungen über die Lage der Stadt und die Verteilung des Landes in 5040 Hufen, die als unteilbarer und unveräufserlicher Besitz stets vom Vater auf einen Sohn übergehen. Gegen Übervölkerung und das Gegenteil hat die Staatsgewalt Mittel zu ergreifen. Der Ungleichheit des mobilen Kapitalbesitzes soll wenigstens durch Aufstellung eines Minimal- und Maximalbesitzes einigermafsen vorgebeugt werden (Wert einer Hufe — Wert von vier Hufen) Für den inländischen Verkehr dient nur eine Landesmünze von unedlem Metall, während hellenisches Gold- und Silbergeld blofs der Staat besitzt für den Verkehr mit dem Auslande. Wer mit Erlaubnis des Staates ins Ausland reist, mufs sich erst an der Staatskasse solches Geld einwechseln. Die Ernährung erfolgt in öffentlichen Speisehäusern, wo sich die Bürger und Bürgerinnen mit ihren Kindern täglich zu gemeinsamen Mahlzeiten versammeln. Der Lebensordnung des Bürgerstandes werden aber nicht blofs auf dem Gebiete der materiellen und wirtschaftlichen Interessen die Bahnen vorgeschrieben, sondern auch auf anderen Lebensgebieten; staatlich geregelt wird die Zeit der Eheschliefsung (25. bis 35. Lebensjahr für den Mann), auch das eheliche Leben kann unter strenge öffentliche Kontrole gestellt werden, die in der Hand von Matronen (*κύριαι τῶν γάμων*) liegt. Der häuslichen Erziehung tritt baldmöglichst die öffentliche an die Seite; ihr erstes Stadium ist der Kindergarten (3—6 Jahr) unter Obhut öffentlicher Aufseherinnen; mit dem 6. Jahr beginnt der Unterricht in beiden Hauptzweigen (Gymnastik und Musik), dann systematischer Unterricht im Lesen und Schreiben, Auswendiglernen von Stücken in Poesie und Prosa, vom 13. bis 16. Jahr folgt musische Unterweisung im engeren Sinne. Mit besonderem Nachdruck weist P. auf die berühmte Formulierung des Prinzips der allgemeinen Schulpflicht durch Plato hin. Auch über die Religionen wacht der Staat, indem nicht nur Unglaube, sondern auch Aberglaube kriminell verfolgt und keine andere als die Staatsreligion geduldet wird. Nachdem P. auch die Verfassung des Gesetzesstaates erörtert, kommt er zur Beurteilung desselben. Bei aller Begeisterung für Plato versucht er nicht, ihn hier zu halten. Er weist zunächst hin auf den Widerspruch zwischen der proklamierten Freiheitsidee und der Unterwerfung des ganzen individuellen Daseins unter eine bis ins äufserste Detail durchgeführte staatliche Bevormundung, vollends eine ungeheure Verirrung nennt er es, Metaphysik, Glauben und Forschung zur Staatssache machen zu wollen; günstiger liegt die Sache auf volkswirtschaftlichem Gebiete, aber auch hier ist

Plato einer übermäſsigen Ausdehnung der staatlichen Bevormundung erlegen.

Der letzte Abschnitt das III. Kapitels beschäftigt sich mit dem Fragment des aristotelischen Staatsideals. Der beste Staat des Aristoteles enthält einerseits durch die Betonung des Privateigentums und andrerseits durch die Berufung aller Bürger in regelmäſsigem Wechsel zur Regierung und den Ämtern ein viel ausgeprägteres individualistisches Element wie der des Plato. Aber ebenso löst sich auch hier der Gegensatz von Individualismus und Sozialismus in einer höheren Einheit auf, in der Koinzidenz des individuellen und sozialen Interesses. Der Endzweck der staatlicheu Gemeinschaft ist wirklich ein und der nämliche wie der des individuellen Daseins — die Glückseligkeit. Aber wie ein Zusammenfallen der Interessen des Einzelnen mit denen des Ganzen ermöglicht werden soll, dafür vermag auch die Sozialphilosophie des Aristoteles keinen Nachweis zu erbringen, vielmehr schlieſst er sich in den sozialen Grundprinzipien an Plato an.

Das kleinste Kapitel IV endlich behandelt S. 610 bis 618 den „vielbewunderten“ Sozialstaat des Stifters der Stoa. Soweit wir aus Plutarch dessen Grundzüge noch bestimmen können, wird mit besonderer Entschiedenheit die Gemeinschaftsidee betont, also hatte er anti-individualistische, entschieden communistische Tendenz; jedoch erhält hier der Sozialismus insofern eine andere geschichtliche Stellung, als sich die *κοινωνία* der älteren Staatsideale zu einer allseitigen Gemeinschaft des ganzen Menschengeschlechtes erweitern soll. Der eine Menschheitsstaat soll zugleich der Sozialstaat der Zukunft sein; innerhalb desselben soll sich die absolute Einheitlichkeit alles sozialen Lebens verwirklichen dank dem allbeherrschenden Walten des Gesetzes der Vernunft, welches nicht zuläſst, daſs die Entwicklung des sozialen Ganzen durch individuelle Willkür gestört werde. So flieſst das Staatsideal des Zeno zusammen mit der Vorstellung jenes idealen Naturzustandes, für den es keines anderen als des natürlichen Rechtes bedarf: das Recht bedarf keiner Gerichtshöfe, der Gottesdienst keines Tempels, die Erziehung keiner Gymnasien, der Verkehr keines Tauschmittels — die reine Phantasmagorie.

Ob es mir gelungen ist, im Vorstehenden von dem reichen Inhalt und dem logischen Aufbau des Werkes einen richtigen Begriff zu geben, wage ich nicht zu entscheiden; denn das Buch ist wahrhaftig keine leichte Lektüre. Der Verfasser beherrscht die junge Wissenschaft der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte vollständig, von den Schriften ihrer epochemachenden Vertreter bis zu den kleinsten Aufsätzen in einschlägigen Zeitschriften, er verwendet ihre termini mit Leichtigkeit und bringt moderne Analogien in Menge bei; genau folgen kann ihm also nur, wer denselben Weg gegangen. Aber sein Buch hat das groſse Verdienst, uns einmal von ganz anderer Seite einen Einblick in die Wandlungen der griechischen Geschichte eröffnet zu haben, uns für manche Erscheinungen in überraschender Weise das Verständnis erschlossen zu haben. Ist es also einerseits sozusagen ein Vorwurf für die Einseitigkeit, mit welcher von manchen Altertums-

forschern das Altertum als eine abgeschlossene Welt nur aus sich heraus betrachtet wird, so wage ich andrerseits zu behaupten, dafs uns Pöhlmann für den Kampf um den Wert der Altertumswissenschaften eine neue mächtige Waffe geliefert hat durch den Nachweis, dafs selbst die aktuellsten Fragen der Gegenwart unzertrennbar mit den Ideen der Griechen verknüpft sind, dafs ein Plato, für dessen richtige Beurteilung und allseitige Würdigung das Buch nicht zu entbehren sein wird, vieles schon gedacht hat, was sich als neue Idee in neuer Zeit ausgibt.[1])

München. Dr. J. Melber.

Zitzlsperger Joseph, Bayerische Geschichte für Mittelschulen im engen Zusammenhange mit der deutschen Geschichte. 10. vermehrte Auflage. Bearbeitet von Otto Riedl, Präparandenlehrer. München 1893. Verlag von Eduard Pohl. S. XII u. 280. Preis 2,80 M.

Schon der Umstand, dafs es Zitzlspergers Buch in 27 Jahren zu 10 Auflagen brachte, spricht zu seinen Gunsten. Seine Vorzüge sind in einer wenn auch zu wenig konsequenten, so doch verständigen Auswahl des aufzunehmenden Stoffes, in einer relativ genommen nicht zu unterschätzenden Verlässigkeit des Gebotenen, in einer, soweit nur immer mit katholischer Auffassung vereinbar, ausnahmslos geübten wohlthuenden Toleranz auf konfessionellem Gebiete, in einem besonnenen Urteile über Personen und Verhältnisse, in einer durchweg übersichtlich gehaltenen Darstellung und in einer für ein Lehrbuch gut gewählten und im ganzen auch korrekten Diktion zu suchen. Nach der einen und der andern dieser Seiten im Nachstehenden vorzugsweise mit Rücksicht auf den Gebrauch an humanistischen Gymnasien einige Bemerkungen!

Da an humanistischen Gymnasien nach Mafsgabe von § 14 der Schulordnung vom 23. Juli 1891 in der 4. und 5. Klasse deutsche Geschichte, in den 3 obersten Klassen die allgemeine Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit zu behandeln ist, so kann hier förderlich werden, was sonst mit Recht als ein Mifsstand empfunden wird. Statt nämlich sich darauf zu beschränken, in den für den Unterricht in der bayerischen Geschichte bestimmten Lehrbüchern lediglich die für speziell bayerische Verhältnisse erforderliche Ergänzung zu bieten, wiederholen diese gewöhnlich gröfsere Partien, die in der allgemeinen oder in der deutschen Geschichte bereits mit geeigneter Breite behandelt sind. Will einmal diese Bahn der Vollständigkeit statt des Weges der

---

[1]) Vorstehendes war schon längere Zeit niedergeschrieben, als mir eine kleine Schrift zuging, in welcher, angeregt durch Pöhlmanns Buch, der Versuch gemacht wird, Altertum und Gegenwart in der angedeuteten Weise in Beziehung zu setzen: „Die Bedeutung des klassischen Altertums für die Lösung der sozialen Aufgaben der Gegenwart. Rede, zur Vorfeier des Geburtstages Seiner Majestät gehalten von Dr. M. Wetzel, Oberlehrer am Gymnasium zu Paderborn. Paderborn 1895, Ferdinand Schöningh, 20 S. Preis 60 Pfg.

Ergänzung eingeschlagen werden, so kann man sich Zitzlspergers Verfahren darum leichter gefallen lassen, weil in seinem Buche so viel Stoff enthalten ist, daſs er für die 4. und für die 5. Klasse ein anderes Lehrbuch überhaupt entbehrlich macht und zugleich noch für die 3 obersten Klassen die zur allgemeinen Geschichte hinsichtlich Bayerns erforderlichen Ergänzungen in sich schlieſst. Vorausgesetzt muſs hiebei freilich werden, daſs, wo der Geschichtsunterricht den Ordinarien zukommt, diese vor dem Gebrauch eine genaue Ausscheidung vornehmen, was in jeder einzelnen der genannten 5 Klassen behandelt werden soll. An Stelle einer lästigen Erweiterung ergäbe sich damit eine wünschenswerte Vereinfachung.

Was in ein historisches Lernbuch aufzunehmen, was abzuweisen ist, darüber wird Einstimmigkeit wohl nie erzielt werden. Weniger über das Quantum des Aufgenommenen wird somit hier zu rechten sein; wohl aber über die Qualität. In dieser Beziehung wird namentlich die Stufe in Betracht kommen, auf welcher die Schüler jeweils stehen; dann aber auch die unerläſsliche Konsequenz. In ersterer Hinsicht wird eine Beanstandung um so weniger veranlaſst sein, als sich der Lehrstoff des Buches nach unserem Vorschlage auf 5 verschiedene Klassen verteilen würde, für deren jede, wie schon angedeutet, das ihr angemessene Pensum ausgewählt werden müſste. Bezüglich der Konsequenz hingegen ist das Buch nicht allenthalben zu loben.

Daſs in demselben dort und da einmal ein Satz wörtlich oder nahezu wörtlich aus Dittmar-Dreykorn oder aus Pütz oder anderswoher entlehnt ist, daran stoſsen wir uns so gut wie nicht, da die Arbeit im ganzen selbständig gefertigt und nach der didaktischen Seite meist wohl überlegt ist. Nicht aber kann gebilligt werden, daſs solche Angaben mitunter ohne die richtige innere Verarbeitung für die Zwecke gerade dieses Buches Aufnahme gefunden haben. So werden z. B. immer wieder verschiedene Münzsorten und Geldbeträge erwähnt, ohne daſs der Schüler zu einem Verständnis kommt, was er sich dabei zu denken hat. Bald werden ihm Goldgulden, Goldschillinge und Schillinge, bald Dukaten, bald Pfund, bald Mark Silber, bald Thaler, bald dänische Thaler, bald Gulden, bald lediglich Millionen ohne jeden Beisatz welcher Art vorgeführt. Nur S. 183 erfährt er, daſs die Gustav Adolf von Nürnberg vorgestreckten 2 Tonnen Goldes einen ungefähren Wert von 620,000 M. betragen; S. 121 wird eine wenig glückliche Zusammenstellung und Wertverdeutlichung von einigen der genannten Münzsorten versucht. In der Regel hat es der Schüler mit Phantomen zu thun, die eben so rasch vergessen als gelernt werden. Daſs hier der Lehrer einzugreifen hat, ist richtig; allein derlei Dinge soll der Schüler für jede Gelegenheit im Buche wieder zu finden vermögen.

Nicht glücklicher sind Zitzlsperger-Riedl in Sachen der Geographie. Diese ist überhaupt viel zu wenig berücksichtigt. Was soll denn der Schüler mit einer Grenzbestimmung, wie die folgende ist, anfangen? „Lothar I. erhielt Mittelfranken (das Land zwischen Maas, Schelde, Saone und Rhone“ (S. 37). Wird dem Schüler S. 109 die Lage von

Hiltersried durch den Beisatz „unweit Rötz“ verdeutlicht, so wird er, ist er nicht beiläufig Grenznachbar und so mit Hiltersried ohnehin schon bekannt, nachher so klug sein wie zuvor. Ravensburg ist vom Bodensee so weit entfernt, daſs es S. 56 sich nicht wohl als an diesem gelegen bezeichnen läſst; auch stünde dortselbst statt Gunzenlee bei Augsburg richtiger Gunzenlech am Lech. Zum österreichischen Festungsviereck gehört nicht das nordwestlich von Mailand gelegene Legnano, sondern Legnago (S. 227). In der Regel werden übrigens nähere Bestimmungen überhaupt vermiſst. Die vier in den Text aufgenommenen geographischen Kärtchen sind, um dies nebenher zu bemerken, nicht eben wertvoll, indes immerhin besser als nichts. Gut sind hingegen die zahlreichen genealogischen Tabellen.

S. 213 wird der Stiftung des Ludwigs-, S. 220 des Maximiliansordens Erwähnung gethan, anderer nirgends. Der Schüler wird sonach zu der Annahme versucht, diese beiden seien die einzigen in Bayern bestehenden Orden. Entweder waren die wichtigeren Orden insgesamt zu berücksichtigen oder keiner.

Bei Männern, die sich in Kunst und Wissenschaft hervorgethan — und das kulturelle Element kommt im Buche recht ausreichend zur Geltung — wird bald das Geburts- und das Sterbejahr, bald das letztere allein, für Cornelius S. 211 bloſs das erste namhaft gemacht; häufig weder das eine noch das andere: eine nicht zu billigende Willkür.

Die Aussprache von Fremdwörtern wird dem Schüler im ganzen Buch zweimal angedeutet: S. 11 Agri decumātes und S. 41 „spr. Madjaren“.

Das Adelsprädikat „von“ wird S. 188 Herder zugesprochen, nicht Goethe und Schiller.

Die Bemerkung auf S. 20, „die Schreibweise Bayern“ sei vom König Ludwig I. zur amtlichen erhoben worden, gehört so wenig in ein historisches Lernbuch wie die auf S. 155 gebotene, der Name Melac sei zur traurigen Erinnerung und zur Bezeichnung des Abscheus den (!) Metzgerhunden beigelegt worden.

Volle Verlässigkeit vermag dem Buche selbst in der vorliegenden 10. Auflage noch nicht nachgerühmt zu werden. Hieher gehören zunächst Druckfehler folgender Art: S. 30 bietet „die Anklage erhob der Beschuldigte“ statt „der Beschädigte“; S. 74 Z. 2 v. u. 1103 statt 1193; S. 80 1154 statt 1254; S. 174 Z 13 v. o. 1737 statt 1797; S. 216 1149 statt 1849; S. 263 1610—12 statt 1610—22.

Von sachlichen Verstöſsen anderer Art seien folgende erwähnt:

S. 39 wird Ludwig das Kind als Kaiser bezeichnet; nicht dieser, sondern Ludwig von Niederlothringen, der Sohn Bosos von Vienne, erhielt die Kaiserwürde. Durch Otto I. wurde die Kaiserwürde des hl. römischen Reiches nicht zum zweitenmal erneuert (S. 50). „Jasomirgott“ kann nicht ein „Sprichwort“ Heinrichs XI. genannt werden, sondern seine Beteuerungsformel (S. 57). S. 76 steht Papst Gregor, S. 77 richtig Papst Gregor IX. Otto IV. von Niederbayern starb 1134, nicht 1135 (S. 80). Da Ludwig der Bayer am

1. April 1282 geboren wurde, so war er bei dem am 2. Februar 1292 erfolgten Tode seines Vaters nicht 7 Jahre alt, sondern 10 (S. 85). Ludwig der Römer starb 1365, nicht 1366 (S. 91). Albrechts II. Wahl zum deutschen Könige erfolgte 1438, nicht 1437, (S. 95, 103 u. 256). Ruprecht, der Vater Otto Heinrichs, starb am 20., nicht am 13. August 1504 (S. 99). S. 101 bietet Nikolaus Cusa; wenigstens sollte es heifsen N. v. Cusa oder N. Cusanus; weil aber so im Schüler stets irrtümliche Vorstellungen erweckt werden, wäre richtiger zu schreiben N. v. Cues an der Mosel; im Interesse der Schüler war S. 101 die Bezeichnung Johann IV. vorzuziehen und demzufolge auch S. 91 statt Johann v. Lüttich zu schreiben Johann III. Albrecht IV. trat die Mitregierung erst 1465 an, nicht 1463 (ibid.). S. 102 war Otto II. von Mosbach um so mehr als solcher zu bezeichnen denn als Otto II. von Neumarkt, weil S. 107 u. 108 der Schüler auf die gleiche Bezeichnung geführt wird. S. 105 war die für Ruprecht III. wiederholte Zahl 1410 zu streichen, dagegen die S. 95 wiederholte Zahl 1400 in † 1419 umzusetzen. S. 108 wird gesagt, die beiden Wittelsbacher Ludwig der Reiche und Friedrich der Siegreiche hätten die Siege bei Pfeddersheim und bei Seckenheim erfochten; sie gehören Friedrich allein an, wie auch S. 98 und 256 f. richtig angedeutet ist. Die Bezeichnung der Klara Dettin als Hofsängerin (S. 108) ist wenig entsprechend. Der Gregorianische Kalender wurde in Bayern nicht 1582 eingeführt, sondern 1583 (S. 137). Die Wahrscheinlichkeit, Bernhard von Weimar sei „an französischem Gift" gestorben, ist so wenig erwiesen, dafs von ihr in einem Schulbuche nicht die Rede sein sollte (S. 147). Dafs der Landschaftsausschufs 1669—1818 in München beisammen blieb, ist unrichtig; er wurde 1808 aufgelöst (S. 151). Die Verlobung Max Emmanuels mit Antonie erfolgte 1685, nicht 1682; die Vermählung 1687, nicht 1686 (S. 153). S. 157 spricht von einem „Ilmesheimer Vertrag" statt Ilbesheimer. Nicht alle Söhne Max Emmanuels wurden 1706 nach Klagenfurt gebracht, sondern nur die vier ältesten (S. 158). Karl Albert kehrte am 19. April 1743 nach München zurück, nicht „Ende des Jahres 1742" (S. 162). Nicht der Kurfürst Karl Philipp allein war Katholik, sondern auch seine beiden Vorgänger in der Pfälzer Kur (S. 171). Die Niederlage der Bauern bei Königshofen erfolgte 1525, nicht 1526 (S. 180). Joachim von Sandrart (nicht Sandrat) starb 1688, nicht 1668 (S. 183). Kant wurde 1724 geboren, nicht 1725 (S. 188). Mozart starb 1791, nicht 1797 (S. 189). Die bei Palm vorgefundene Schrift war betitelt: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung" nicht „in seiner tiefsten" (S. 191). S. 202 wird als Schlachttag für Arcis s. Aube der 21. März 1814 genannt, S. 272 der 20. März; an beiden Stellen waren der 20. und 21. anzugeben. Der „wohlbemessene" Studienplan Thierschs von 1829 kam in seinem wichtigsten Bestandteile leider nicht zur Durchführung (S. 210). Cornelius wurde 1783 geboren, nicht 1786 (S. 211). Auf der gleichen Seite war nicht Stiegelmayer und Sennefelder zu schreiben, sondern Stigelmayer und Senefelder. Das Patent vom 3. Februar 1847 und die von Friedrich Wilhelm IV. 1850 beschworene Verfassung waren doch

nicht ein und dasselbe (S. 212). Erzherzog Johann legte die Würde eines Reichsverwesers im Dezember 1849 nieder, nicht im Oktober (S. 216 u. 275). Friedrich VII. von Dänemark starb am 15. November, nicht am 14. 1863 (S. 221; richtig S. 276). Zum Ministerpräsidenten wurde Bismarck im Oktober 1862 ernannt, nicht im September (S. 223, richtig S. 276). Die holländischen Besitzungen Jakobäas fielen 1433 an Burgund, nicht 1434 (S. 257, richtig S. 93). Wrede wurde erst am 9. Juni 1814 in den Fürstenstand erhoben, kann somit S. 270 nicht schon für 1807 Fürst genannt werden. Die Regentschaft übernahm Prinz Wilhelm von Preufsen für den erkrankten Bruder erst am 7. Oktober 1858; seit 23. Oktober 1857 war er dessen Stellvertreter gewesen (S. 275).

Wenig mutet auch die nicht selten wiederkehrende Verwertung von gänzlich Veraltetem an. So z. B. die Form Idistavisus statt Idisiaviso (S. 10 u. 246); S. 18 und 247 ist für das Jahr 496 noch immer von einer Schlacht bei Zülpich die Rede; auf den beiden gleichen Seiten von Pipin von Heristal statt Pipin dem Mittleren. Desgleichen behauptet der zuerst in der Mitte des 12. Jahrhunderts beim Annalisten Saxo sich findende Beiname Heinrich I. „der Finkler" noch seinen Platz (S. 43 f. u. 249). Ebenso wäre für 933 Merseburg richtiger aufgegeben und dafür Widukinds Riade oder lediglich die Bezeichnung „an der Unstrut" gewählt worden (S. 46 u. 250). Nicht minder sollte der gefälschte Nymphenburger Vertrag von 1741 zwischen Bayern und Frankreich doch wenigstens in bayerischen Schulbüchern endlich einmal verschwinden (S. 162 u. 267).

Nicht besser steht es mit einer Reihe lieber auszumerzender oder gänzlich unhaltbarer Schreibweisen. So z. B. S. 24 f., 31 und 247 Bonifacius für Bonifatius; S. 93 u. 256 Hufs statt Hus; S. 93 Böhmisch Brot statt B. Brod; S. 136 u. 261 medicä- (statt) eisch; S. 140 f. u. 262 Mathias statt Matthias; S. 147 u. 265 Allersheim statt Alerheim; S. 151 f. Emanuel statt Emmanuel; S. 188 Göthe statt Goethe. Dann und wann wird mit Richtigem und Unrichtigem abgewechselt; so steht S. 1 und 68 Geschichtsschreibung und Geschichtsschreiber, S. 134 Geschichtschreibung; S. 9 Tyrol, sonst Tirol; S. 21 Thassilo, S. 23 Tassilo; S. 168 Josef sonst Joseph; S. 233 Bazailles, S. 278 Bazeilles. Auch die Genetivbildung Max I. statt Max' I. S. 150 f. ist zu beanstanden.

Mängel hinsichtlich des Satzbaues und des Ausdruckes begegnen uns im Buch selten. In ersterer Beziehung sind die so oft vorkommenden schülerhaften Satzverbindungen mit und zu tadeln, in letzterer die gleich schülerhafte Sucht, mit „furchtbar", „entsetzlich", „ungeheuer", ja S. 196 sogar mit „ungeheuerst" zu wirken. Zitzlsperger-Riedl genügt es nicht, Konradins Hinrichtung als eine ungerechte zu bezeichnen; Konradin wurde vielmehr „in ungerechtester Weise" enthauptet (S. 78). So waren auch Max' I. Warnungen gegenüber seinem Vetter Friedrich V. nicht blofs begründete und wohlgemeinte, sondern vielmehr „begründetste" und „wohlgemeinteste" (S. 141). Im Zusammenhang hiemit stehen phrasenhafte Redewendungen folgender Art: „Meinhard

folgt seinem Vater schon 1363 in die Gruft" (S. 92), ganz so folgte „Herzog Sigmund seinem Bruder Christoph 1501 in die Gruft" (S. 102). Die Abkömmlinge des Schyren Liutpold stehen nach S. 42 noch heute an der Spitze des Landes, während nach S. 152 Leopold I. „fast 50 Jahre auf dem Thron safs". S. 186 spielt der „blofse Schatten" zweimal seine Rolle; nach S. 241 beschnitt ein Gesetz über die Beschränkung des Hausierhandels diese verderblichen Parasiten am Lebensbaume des Kleingewerbes". Dafs doch von derartigen Phrasen Lernbücher rein gehalten würden! Dagegen nimmt es sich um so trivialer aus, wenn nach S. 25 Grifos Mutter „in ein Kloster gesteckt" wurde. Nach dieser Seite ist charakteristisch, dafs König Arnulf ein 7jähriges (S. 42), Herzog Berchtold ein 3jähriges Söhnlein (S. 47) hinterliefsen, während Konrad II. einen zweijährigen Sohn und ein 10jähriges Söhnlein hatte (S. 48 vgl. S. 52). Belassen wir derlei Zärtlichkeiten und Ungereimtheiten lieber den für Mädchenschulen bestimmten Lehrbüchern!

Der Druck ist schön, weniger gut das verwendete Papier.

München. Markhauser.

Baumeister, Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. III. Band: Didaktik und Methodik der einzelnen Lehrfächer. VIII. Abteilung. Geschichte, von Oskar Jäger, Direktor am K. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Köln. 110 S. München, Beck, 1895. Einzelpreis 3 Mk.

O. Jägers Bücher sind goldene Bücher für uns Gymnasiallehrer. Man mag einen Unterschied finden zwischen den aus eigenem Bedürfnis geschriebenen, wie dem köstlichen Testament oder manchen Aufsätzen im Sammelband Pro Domo, und denen, welche fremder Anregung ihr Entstehen verdanken, wie der Weltgeschichte und der vorliegenden didaktischen Abhandlung[1]): Gemeinsam ist allen Schriften Jägers die anregende, packende Darstellung, die Beschränkung auf das Sachliche und Ablehnung alles Überschwänglichen und Phrasenhaften, die jugendliche Wärme, endlich das klare Verständnis für die Aufgaben des gymnasialen Unterrichtes. Was nun O. Jäger, der ja als Geschichtsdarsteller wie als Pädagog gleich anerkannt ist, über die Methode des geschichtlichen Unterrichtes vorbringen würde, war von vornherein der Beachtung, um nicht zu sagen der Zustimmung aller Geschichtslehrer sicher. In den bekannten Bemerkungen über den geschichtlichen Unterricht (Beigabe zu dem „Hilfsbuch für den ersten Unterricht in der alten Geschichte") hat O. Jäger schon vor Jahren seine Ansichten

[1]) Es versteht sich, dafs O. Jäger keine Fabrikware liefert. Aber mehrfache Wiederholungen, auch Versehen wie S. 102 die Bemerkung über die Krönung Josephs II. oder das verkehrte Datum S. 106 scheinen auf einen etwas raschen Abschlufs der Arbeit oder der Korrektur hinzuweisen, freilich alles Versehen, die keinen denkenden und wohlmeinenden Leser stören werden. Und da wir andere Leser für O. Jägers Schrift nicht voraussetzen, so wird man uns wohl auch das übliche Druckfehlerverzeichnis erlassen.



über diesen Gegenstand kurz und bündig vorgetragen.[1]) In der vorliegenden Schrift wird dieselbe Frage gleichsam auf breiterer Grundlage behandelt.

Vorausgeschickt sind einige allgemeine Bemerkungen über die Aufgabe des Gymnasiums (Vorbereitung zur Wissenschaft durch Wissenschaft — φιλοσοφεῖν), über die Aufgabe der Geschichte (Darstellung des Wichtigsten, nicht der ganzen Masse des Geschehenen — die Auswahl geschieht unter dem Gesichtspunkt des Humanitätsgedankens), über die Unmöglichkeit einer „rein objektiven" Geschichtsdarstellung, über die Zweckdienlichkeit einer zweimaligen Wanderung durch die Jahrhunderte.[2]) Im Anschlufs an diesen Lehrgang werden nun die Geschichtspensen der einzelnen Klassen behandelt, aber nicht losgelöst von den übrigen Unterrichtsfächern. Es werden vielmehr alle Beziehungen des gesamten gymnasialen Unterrichtes zur Geschichte aufgesucht: in der Religionsstunde, im Deutschen, wie namentlich im fremdsprachlichen, endlich auch im geographischen Unterricht lehren und lernen wir zugleich Geschichte. Dabei braucht der Lehrer nicht viel Worte über Vaterlandsliebe, Sittlichkeit u. s. w. zu machen: „Die ethische Kraft liegt zunächst im Stoff, sie liegt weiter in der ihn vermittelnden Persönlichkeit, sie liegt drittens hier wie überall in der Pflichterfüllung".

Auf der Unterstufe gilt es namentlich ein gewisses Pensum sicher einzuprägen, daher das Lehrbuch auch eine Tabelle der Jahreszahlen enthalten soll, wogegen es auf novellistisches Beiwerk zu verzichten hat. Der freie Vortrag des Lehrers darf auch durch Notizen oder ein Heft unterstützt sein; dafs der Vortrag langsam sei, schärft O. J. unter Berufung auf eine Regel der Jesuitenschulen ein; auch sei er durch Fragen unterbrochen, wie auch das Wiedererzählen der Schüler gelegentlich durch Abfragen ersetzt werden darf. Gröfsere Wiederholungen müssen nach neuen Gesichtspunkten (z. B. biographischen, geographischen) erfolgen; solche Wiederholungen soll der Lehrer wohlvorbereitet und ohne Zuhilfenahme von Notizen vornehmen. Das Jahrespensum soll in jedem Fall vollständig erledigt werden: das wird möglich durch ungleichmäfsige Behandlung des Stoffes: Einzelnes kann ausführlich, vieles mufs in Kürze behandelt („punktiert") werden; namentlich bei den sogen. Dämmer- oder Hypothesenzeiten (in der griechischen Geschichte bei der vorsolonischen Zeit, in der römischen

[1]) Vgl. die Anzeige der neuesten Auflage dieses Büchleins von Markhauser, Jahrgang 1893 dieser Zeitschr. S. 677 f.

[2]) Der preufsische Lehrplan von 1892 fordert gleichsam eine dreimalige, indem in den beiden untersten Klassen des Gymnasiums eine vorläufige Einführung in die Geschichte durch Erzählung von Sagen, Lebensbilder aus der vaterländischen Geschichte stattfinden soll. Hier sei gleich bemerkt, dafs sich O. Jäger mit der preufsischen Schulordnung als etwas zunächst Unabänderlichem abfindet, ohne sie in allen Punkten zu billigen; mehrfach wird auf den neuen sächsischen Lehrplan Bezug genommen, auf den bayerischen und württembergischen nirgends. Die rückläufige Geschichtsbetrachtung, die zuletzt noch in Hermann Grimm einen mehr geistreichen als sachkundigen Vertreter gefunden hat, läfst O. Jäger allenfalls für jene Vorstufe gelten (und — ohne es ausdrücklich zu bemerken — für Wiederholungen).

Geschichte bei der Zeit vor Pyrrhus, in der deutschen Geschichte bei der Zeit vor Karl d. Gr.) ist Kürze wohlangewandt; aber auch die übrige Zeit des Mittelalters ist uns zu fremd geworden und ist von zu mangelhaften Darstellern überliefert, als dafs man diese Zeiten der Jugend wirklich neuerstehen lassen könnte: „Es ist in der That sehr viel schwerer, den Knaben Gregor VII. oder Innocenz III. oder Alexander III. verständlich zu machen, als etwa Sokrates oder Demosthenes oder selbst Platon, und der Lehrer, namentlich der protestantische, mufs sich wohl hüten, etwa in der Geschichte Heinrichs IV. oder Friedrichs II. zu grell die hierarchische Machtgier zu schildern.“ Für andere Seiten des Mittelalters: das Rittertum, auch den Heroismus des Entsagens, wie er in den neueren Erscheinungen des Mönchtums zu Tage tritt, überhaupt für die hohe Kulturmission der Kirche, hat auch die Jugend Verständnis. — Für die erste Behandlung der Geschichte von 1517—1871 oder bis zur Gegenwart[1]) stehen in Preufsen bekanntlich jetzt zwei volle Jahre zur Verfügung mit je zwei Wochenstunden, wozu noch je eine Geographiestunde kommt. Diese Neueinrichtung, welche einen der Unterscheidungspunkte der verschiedenen neuen Schulordnungen im Reiche bildet, steht natürlich im Zusammenhang mit dem jetzt durch eine Prüfung markierten Abschlufs mit Untersekunda (= 6 Kl.)[2]). So ergibt sich fast ein Überschufs an Zeit, der Verlegenheit verursacht, wie bei uns in Bayern seinerzeit der mit 6 Stunden bedachte deutsche Unterricht in der 1. Klasse. Bekanntlich soll dieser Überschufs an Zeit in erster Linie der wirtschaftlichen Belehrung zugute kommen; O. Jäger warnt aber vor einem Zuviel in dieser Beziehung, weist überhaupt einen guten Teil dieser dem praktischen Leben dienenden Unterweisung der Geographiestunde zu, welche ohnehin nach O. Jäger einen vorwiegend utilitarischen Charakter

---

[1]) O. Jäger ist gegen die Behandlung der Zeit nach 1871; Herm. Schiller bekanntlich dafür. Das Richtige dürfte sein, auf der Unterstufe mit dem deutsch-französischen Kriege und der Wiederaufrichtung des Reiches abzuschliefsen und nur etwa das Jahr 1888 kurz zu berühren, in der Oberklasse dagegen die Geschichte bis zur Gegenwart fortzuführen, was freilich besonderen Takt von seiten des Lehrers und Verzicht auf politisches Räsonnement voraussetzt: εἷς οἰωνὸς ἄριστος κτἑ. Die bayerische Schulordnung fordert übrigens auch für die Unterstufe einen früheren Abschlufs der Geschichtsdarstellung als für die Oberstufe.

[2]) Es dürfte auch solche Leser, die sich mit der Methodik des Geschichtsunterrichtes nicht zu befassen brauchen, interessieren, was ein so erfahrener Schulmann wie O. Jäger über diesen Abschlufs bemerkt: „Dafs es bei einer Schulreform auf deutschem und preufsischem Boden nicht ohne ein neues Examen abgehen würde, war zu erwarten. Die Voraussetzung ist also, dafs diese Klasse ein erstes Stadium wissenschaftlicher Erziehung abschliefst. Und allerdings der Ernst der Situation wird den Schülern schon dadurch deutlich, dafs ein bestimmter — wenn auch keineswegs, wie man gehofft zu haben scheint, ein sehr grofser — Teil ihrer Mitschüler nun wirklich ins praktische, ins erwerbende Leben eintritt: und wenigstens das Eine gefällt uns an der Abschlufsprüfung, dafs dieser Ernst der Lage den Schülern dieser Klasse dadurch etwas ad oculos demonstriert wird. Zwar geschieht jetzt, nachdem die Prüfung eingeführt ist, alles mögliche, um wieder ein wenig abzuwiegeln: die Prüfung sei so schlimm gar nicht gemeint, sei nur eine etwas umständlichere Klassenprüfung: die Halbjünglinge dieser Klassenstufe nehmen sie, soviel wir sehen, doch ziemlich ernsthaft — ernsthafter als vielleicht demnächst das Abiturientenexamen genommen werden wird.“

zu tragen hat. Dafs bei uns in Bayern sich kein Lehrer der Geschichte auf dieser Stufe in wirtschaftlichen Exkursen verliere, dafür ist durch die knapp bemessene Zeit gesorgt; denn bei Lichte besehen, beträgt sie nicht die Hälfte, sondern nur ein Drittel der in Preufsen für das gleiche Pensum zur Verfügung stehenden Zeit (hier 1 Jahr mit 2 Wochenstunden, dort 2 Jahre mit je 2 + 1 Wochenstunden).

Für die zweite Wanderung[1]) durch die Geschichte bleiben in Preufsen drei Jahre (mit je 3 Wochenstunden), während wir in Bayern vier Jahre haben (und zwar zwei mit je 2 und zwei mit je 3 Wochenstunden). Für die alte Geschichte gewinnt der preufsische Lehrplan etwas mehr Zeit: man gelangt dort in Obersekunda (= 7. Kl.) bei drei Wochenstunden bis 476 n. Chr., während wir in Bayern in der 6. Klasse bei zwei Wochenstunden bis Augustus gelangen sollen, was eine sehr beschleunigte Gangart nötig macht. Dabei ist die 6. Klasse an vielen Anstalten überfüllt, durch die Abschlufsprüfung wird die für den ruhigen Unterricht zur Verfügung stehende Zeit noch etwas gekürzt: die unausbleibliche Folge wird sein, dafs die alte Geschichte bei uns etwas „tumultuarisch“ behandelt werden wird, was im Interesse der Gesamtaufgabe des Gymnasiums sehr zu bedauern ist. Man kann sich etwa damit trösten, dafs die Klassikerlektüre eine stete Wiederholung der alten Geschichte sei, für einen noch besseren Trost halte ich es, wenn in späteren Klassen für planmäfsige Wiederholungen Zeit gewonnen werden kann; denn bei der Geschichtsbetrachtung handelt es sich um das Festhalten der Zusammenhänge, während die Lektüre mehr wirkungsvolle Einzelbilder bietet, freilich aus entscheidenden Übergangszeiten: man denke, abgesehen von den eigentlichen Historikern wie Xenophon, Livius und Tacitus, an die Lektüre von Homer, von Platon, Demosthenes, von Cäsar, Cicero und Horaz. — Umgekehrt mufs das Mittelalter nach dem preufsischen Lehrplan kürzer abgemacht werden; O. J. rechnet etwa die Zeit von Ostern bis Weihnachten dafür heraus, während bei uns etwa 1½ Jahr darauf verwendet zu werden pflegt. Was nach Jäger zu kürzen ist, sind wieder die Dämmerzeiten, die Frankenkönige aufser Chlodwig, die Karolinger aufser Karl d. Gr., *ἀμενηνὰ κάρηνα.* Ist für die Geschichtsbetrachtung vor allem wichtig, was in Beziehung zur Gegenwart steht[2]), so wird man der Einschränkung der mittelalterlichen

---

[1]) D. h. die dritte, wenn man jene Vorstufe der kindlichen Geschichtsbetrachtung mitrechnet. Es sei verstattet, unsere Leser bei dieser Gelegenheit auf ein interessantes Gymnasialprogramm aufmerksam zu machen: Baar, Studien über den geschichtlichen Unterricht an den höheren Schulen des Auslandes. G. Pr. von Malmedy, 1895. Auf Frankreich, Rufsland und Nordamerika ist besonders Bezug genommen — auch beim Geschichtsunterricht ist es von Nutzen zu sehen „wie die andern es treiben“.

[2]) Nicht erst Dahlmann und Thiersch haben das ausgesprochen (vgl. S. 177 dieser Zeitschrift), sondern schon Schiller sagt in seiner Antrittsvorlesung als Professor der Geschichte: „Aus der ganzen Summe der Begebenheiten hebt der Universalhistoriker diejenigen heraus, welche auf die heutige Gestalt der Welt und den Zustand der jetzt lebenden Generation einen wesentlichen, unwidersprechlichen und leicht zu verfolgenden Einflufs gehabt haben.“



Geschichte unbedingt beipflichten müssen. In diesem Sinn ist besonders wichtig erst wieder das 15. Jahrhundert, in welchem die kirchlichen Gegensätze hervortreten, die heute die Nation spalten. Der 1. Auflage der Weltgeschichte von Jäger ist in diesen Blättern vor einigen Jahren (1893 S. 523) der Vorwurf gemacht worden, dafs sie in einseitig protestantischem Sinne dargestellt sei. Unter solchen Umständen ist es von Interesse, Jäger mit seinem gewohnten Freimut über die Art sprechen zu hören, auf welche er sich mit der Aufgabe, an der Prima eines paritätischen Gymnasiums die kirchenpolitischen Partien der Geschichte zu behandeln, abzufinden pflegt. Vor allem hat J. die Ansicht, dafs die kirchliche Spaltung Deutschlands und Europas nicht der Übel gröfstes sei, sondern auch manches Gute zur Folge gehabt habe, wie denn überhaupt der Kampf der Geister die Menschheit vor Fäulnis bewahre. Sodann betont J., dafs es sich in der Geschichtsstunde darum handle, Geschichte vorzutragen und nicht Theologie. Und da die Hauptforderung, dafs man eben lehren müsse, was wahr sei, immer etwas unter der menschlichen Unvollkommenheit leidet, so mag hier noch ein guter Rat Jägers eine Stelle finden: „Ich habe bei langjährigem Unterricht in der Prima eines paritätischen Gymnasiums es von guter Wirkung gefunden, beim Eintritt in diesen Teil der geschichtlichen Erzählung ein offenes Wort an die Klasse zu richten. Ich habe ihr gesagt, dafs wir nunmehr in die Zeit einträten, wo die in der Welt waltenden Gegensätze katholischer und protestantischer Auffassung auch bei der Darstellung geschichtlicher Vorgänge eine Rolle spielten; wo nun einer meiner katholischen Schüler etwa durch irgend einen Punkt meiner Darstellung sich angestofsen fühle, wünsche ich, dafs er mir das sage, und ich würde ihm dann eine Geschichtsdarstellung nennen und zur Verfügung stellen, wo er (z. B. bei dem Protestanten Leo) die katholische Auffassung zur Vergleichung nachlesen könne: im übrigen bemerke und betone ich, fuhr ich fort, dafs es beim geschichtlichen Unterricht nicht unsere Aufgabe sei, zu untersuchen, ob die katholische oder die protestantische Auffassung des Christentums die richtigere sei, ob Hus oder die Mehrheit des Konstanzer Konzils, ob Luther oder die alte Kirche, was man sage Recht gehabt hätten: unsere Aufgabe sei, nach besten Kräften vorzuführen, was wirklich geschehen sei!“ Bei solchen Grundsätzen Jägers wird man seiner Versicherung, dafs er „bei sehr exponierter Stellung“ niemals wegen seines geschichtlichen Unterrichtes irgend eine Unannehmlichkeit zu bestehen gehabt habe, gerne Glauben schenken. — Für die Behandlung der Kriegsgeschichte warnt J. vor „halbverdauter Strategie“; vielmehr suche man bei jeder der wichtigeren Schlachten irgend einen oder einige prägnante Einzelzüge heraus, wie sie z. B. Carlyle in seiner Biographie Friedrichs d. Gr. gibt.

Als Ziel der ganzen geschichtlichen Unterweisung, die sich aber, um diesen Grundgedanken Jägers noch einmal zu wiederholen, nicht auf die Geschichtsstunde zu beschränken hat, bezeichnet J. schliefslich die Erarbeitung einer Gesinnung, kraft deren sich die Schüler sagen, dafs auch ihr Leben einem Vaterlande, einer Nation, die vor jedem

ihrer Glieder war und nach ihm sein wird, und durch diese Nation der Menschheit zugehörig und verpflichtet ist.

Im Anhang gibt J. Proben des geschichtlichen Unterrichtes auf den verschiedenen Stufen des gymnasialen Unterrichtes:

1. Als Beispiel des Vortrages in Quarta (3. Kl.) wird eine Darstellung der Lage nach der Schlacht bei Cannä gegeben, ziemlich ausführlich und in dieser Ausführlichkeit eben nur durchführbar unter der Voraussetzung, dafs andere Partien kurz abgemacht werden.

2. Für Untertertia (4. Kl.) ist der Zusammenstofs zwischen König Heinrich IV. und Papst Gregor VII. in behaglicher Breite erzählt, daran angeschlossen eine Probe des kurzen (blofs „punktierenden“) Vortrages der Ereignisse von 1077—1106.

3. Für Obertertia (5. Kl.) gehört die Probe einer Repetition der deutschen Geschichte bis 1740 nach verschiedenen Gesichtspunkten.

4. Für Untersekunda (6. Kl.; über die verschiedenen geschichtlichen Pensen dieser Klasse in Preufsen und Bayern vgl. oben) ist eine Skizzierung der Zustände im deutschen Reich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gegeben[1]).

5. Für Prima (8. u. 9. Kl.) endlich verweist O. J. bezüglich der Erzählung auf die zwei letzten Bände seiner Weltgeschichte, deren Detail freilich zu reichlich sei, als dafs es in der Schule bewältigt werden könnte, und gibt dann noch 86 Repetitionsfragen über die mittlere und neuere Geschichte; sehr verschiedener Art, wenn wir z. B. folgende 2 herausgreifen: 21. Die imperatorischen Häuser von 1273—1439; die einzelnen Könige mit ihren Jahreszahlen; und 72. Wie ist der Baseler Friede von 1795 gemeinhin beurteilt worden und wie ist er zu beurteilen?

Wir schliefsen unsere Anzeige mit einem aufrichtigen Dank für die mannigfaltige Anregung, die wir aus dem Buche geschöpft haben. Wirkt doch die Lektüre eines Jägerschen Buches wie ein Trunk aus klarer Quelle[2]).

Zweibrücken. H. Stich.

Mappae Mundi, Die ältesten Weltkarten herausgegeben und erläutert von Dr. Konrad Miller. 1. Heft: Die Weltkarte des Beatus (776 n. Chr.) mit Abbildungen im Text u. der Karte v. St.

[1]) Wenn hier O. J. (S. 105) von einem Zensor spricht, „der wahrscheinlich vom Naturalismus etwas gehört hatte“, so beweist das nur, dafs auch ein O. J. einmal über das Ziel hinaus schiefsen kann. Denn was soll dieser Naturalismus den „Halbjünglingen“ in Untersekunda?

[2]) Seit der Niederschrift unserer Besprechung sind verschiedene Anzeigen der Jägerschen Schrift erschienen: 1. in der Zeitschr. f. Gymnasialwesen 1895 S. 549 ff. (von H. Schiller); 2. in den Lehrproben und Lehrgängen, 44. Heft S. 119 ff. (von Jürgen Lübbert), beide nicht unbedingt anerkennend, was nicht auffällig ist, da beide Referenten zu den modernen Methodikern zählen, die eben die ursprüngliche und ungekünstelte Pädagogik eines O. Jäger nur widerwillig — bewundern.



Sever in den Farben des Originals. 70 S. 5 Mark. 2 Heft: Atlas von 16 Lichtdruck-Tafeln. 6 Mark. Stuttgart. Jos. Roth. 1895.

Das Gebiet, in welches Professor Miller mit diesem Werke den Leser und Beschauer einführt, ist der gröfsten Anzahl der Gebildeten völlig fremd und unbekannt und nur der Fachgelehrte wird unter den photographisch wiedergegebenen Karten einige Bekannte antreffen; aber selbst dem Fachmann wird es willkommen sein den sehr zerstreuten und zum teil schwer zugänglichen Stoff in handlicher und wenig kostspieliger Weise sich zu eigen zu machen. Das ganze Werk ist auf 5 Hefte berechnet, von denen die beiden ersten vorliegen.

Heft 1 enthält eine Abhandlung über die Weltkarte des Beatus, Heft 2 einen Atlas von 16 Karten im Lichtdruck, von denen 8 als Beatuskarten bezeichnet sind. Der Mönch und Abt Beatus, nach welchem diese Karten benannt sind, lebte im Norden Spaniens und starb im Jahre 798 in der Benediktinerabtei Valcavado. Er verfafste um das Jahr 776 ein Werk, welches in unsern Tagen das Interesse der Geographen und Kunstkenner in gleich hohem Grade auf sich zieht, die Commentaria in Apocalypsin oder auch catena patrum genannt.

Dasselbe enthält aneinandergereihte Auszüge aus älteren Autoren, von denen namentlich Hieronymus, Augustinus, Ambrosius, Fulgentius, Gregorius, Ticomius, Irenaeus, Abrigius und Isidorus genannt werden.

Das Werk sowie dessen Abschriften war durch zahlreiche Miniaturen in westgothischem Stil verziert.

Unter diesen Bildern befindet sich nun auch eine Weltkarte zwei Folioseiten einnehmend, die älteste gröfsere auf uns gekommene Weltkarte.

Diese Karte diente zur Erläuterung einer Stelle im prologus libri II, welcher die divisio apostolorum behandelte, d. h. die Verteilung der Apostel über den Erdkreis zur Verkündigung des Evangeliums. Wahrscheinlich hat schon Beatus selbst das Werk wenigstens in zwei Exemplaren hergestellt, von denen er eines (die Reinschrift) seinem Freunde Etherius, Bischof zu Osma übergab, während in Valcavado vermutlich das Konzept verblieb. Von diesen beiden Exemplaren wurden wieder zahlreiche Abschriften gemacht, deren noch 14 sicher vorhanden sind, während sich im ganzen etwa 30 literarisch nachweisen lassen.

Eine der kostbarsten und schönsten Abschriften befindet sich jetzt als Cod. Lat. 8878 in der Nationalbibliothek in Paris und entstammt dem Kloster St. Sever in der Gascogne, wo sie auf Befehl des Abtes Gregorius de Montaner (Abt von 1028—1072) um die Mitte des 11. Jahrhunderts geschrieben wurde. Die Karte aus dieser Handschrift hat Prof. Miller in einem etwas vergröfserten Mafsstab in farbigem Faksimile dem 1. Hefte beigegeben, wodurch wir Gelegenheit haben die fleifsige und geschmackvolle Ausführung zu bewundern und eine annähernde Vorstellung bekommen, wie die ursprüngliche Karte sowie deren übrige Kopien, von welchen neun in verkleinertem Lichtdruck im 2. Hefte wiedergegeben sind, zur Zeit ihrer Herstellung ausgesehen haben. Von den 10 Beatuskarten sind 7 oval, eine voll-

ständig rechteckig und zwei der jüngsten kreisrund; von Gradeinteilung oder etwaigen Überresten des Eratosthenischen Gradnetzes ist keine Spur vorhanden.

Alle Beatuskarten haben Osten oben (sind geostet) und zeigen im äufsersten Osten das irdische Paradies dargestellt entweder durch Adam und Eva mit dem Baum und der Schlange oder durch die vier Ströme.

Das Paradies auf den Weltkarten anzubringen ist ein sehr alter Brauch. Die Erdteile sind wie in den sogenannten T-Karten verteilt, wonach man sich die Erde als ein grofses lateinisches T in einem O vorstellte, wie es noch im Jahre 1422 der geographische Dichter Lionardo Dati in seiner sphaera mundi schildert. Das O ist der die Erdscheibe umschliefsende Ozean, der Schaft des T das Mittelmeer, das nach Süden gehende Ende der Nil, das nach Norden gehende das schwarze und asowische Meer mit dem Don. Ober dem Schnittpunkte der beiden Linien im Mittelpunkt der Erde wurde meist Jerusalem eingezeichnet, östlich von Jerusalem am Rande der Erde das Paradies.

Eine Eigentümlichkeit der Beatuskarten ist der vierte Erdteil jenseits des Äquators mit den Antipoden.

Das rote Meer umfafst nach der Meinung der römischen und mittelalterlichen Kosmographen das ganze Südmeer zwischen Asien und Afrika einschliefslich des indischen Ozeans; bei Beatus bildet es auch die Südgrenze von Afrika und wurde wie auf allen kolorierten mittelalterlichen Karten mit roter Farbe dargestellt.

Jerusalem erscheint bei Beatus noch nicht als Mittelpunkt des Erdkreises, wie es seit dem 13. Jahrh. in den Weltkarten gebräuchlich wurde. Anschliefsend an die Besprechung der Beatuskarten im ganzen folgen die Legenden der kleineren Karten 2, 3, 4 mit 7, 8 mit 10, erst gesondert und dann zusammengefafst als Gesamttext mit Zugrundlegung des Textes von St. Sever.

Die Namen sind, soweit dies die Karten zulassen sorgfältig gelesen und getreu wiedergegeben; nur im Blatt 2 zeigt die alleinstehende Silbe lis bei Narbona in der Mitte des l. links einen Fortsatz, so dafs ich vermute es sei der Rest eines verschwundenen Namens vielleicht His(pania), der Name Pirenei steht deutlich da (nicht Py(re)n(ei), ebenso Avernis und fines Francorum.

Von einer Benützung der Beatuskarte durch spätere Schriftsteller ist nach Miller nichts bekannt, die grofse Verwandtschaft derselben mit den übrigen alten Weltkarten ist vielmehr einzig durch Benützung gemeinschaftlicher Quellen zu erklären.

Unter den von Beatus genannten geographischen Quellen läfst sich nur die Benützung des Isidor v. Sevilla nachweisen, aus welchem die gröfseren Mitteilungen über Land und Bewohner z. T. wörtlich entnommen sind, der sie aber selbst wieder wahrscheinlich einer älteren Weltkarte entlehnte.

Abgesehen von den Zuthaten der Abschreiber und der von Beatus eingesetzten Einteilung von Südfrankreich, sowie der biblischen Namen ist der ganze übrige Teil der Karte unmittelbar aus einer

oder mehreren Weltkarten abgeschrieben; besonders in die Augen fallend sind die vielen Beziehungen zur Tabula Peutingeriana bestätigt durch gleiche Namen von Völkern, Flüssen, Gebirgen und Städten. Nur in Gallien, das Beatus selbst kannte, zeigt sich in den Namen ein starker Gegensatz zur Tabula. Diese enthält die alten Städtenamen der römischen Kaiserzeit und aufserdem noch 12 Namen der Gaue. Beatus hat ausschliefslich die Gaunamen, die im 4. Jahrhundert an die Stelle der Städtenamen traten und aus denen die heutigen Städtenamen sich entwickelten. Wenn aber Prof. Miller aus dieser grofsen Übereinstimmung von Text und Form den Schlufs ziehen will, dafs es sich nicht um geschriebene, sondern nur um kartographische Überlieferung handeln könne, so möchte ich diesem Satz nur dann zustimmen, wenn statt „nur um kartographische Überlieferung“ fast nur u. s. w. geschrieben würde, wie auch Prof. Miller selbst als Hauptquelle der Beatuskarte eine römische Weltkarte und zwar in einer Redaktion des 4. Jahrhunderts bezeichnet.

Die Gesamtheit der Beatuskarten bietet ein treues Bild einer Weltkarte vom Ende des 8. Jahrhunderts und gleichzeitig auch einen Beleg dafür mit welch unklaren geographischen Kenntnissen selbst die gebildeten Kreise jener und der nächstfolgenden Zeit sich begnügten, und mangels besserer Hilfsmittel auch begnügen mufsten. Aufser den Beatuskarten enthält das 2. Heft noch sieben andere Karten (darunter 5 Weltkarten), deren Text noch nicht erschienen ist, weshalb sie erst später besprochen werden sollen.

Prof. Miller hofft mit Hilfe dieser Karten der Wiederherstellung der römischen Weltkarte näherzukommen, umsomehr als die übrigen im 12. und 13. Jahrhundert entstandenen Karten nicht auf die Beatuskarten, sondern auf unabhängige in andern Ländern fortgesetzte Überreste der antiken Weltkarte zurückgehen.

Sollte diese Hoffnung aber auch nicht völlig zur Wirklichkeit werden, so erschliefst doch Prof. Millers Arbeit den Freunden des geographischen Wissens einen reichen Schatz, nutzbar gemacht in einer Form und zu einem Preise, die jedem Liebhaber die Anschaffung ermöglichen, und überdies von der Verlagshandlung auch äufserlich so ausgestattet, dafs schon der Anblick den Wunsch des Besitzes erweckt.

Speier. Fr. Ohlenschlager.

Götze, Schulhandfertigkeit. Ein praktischer Versuch, den Handfertigkeitsunterricht mit der Schule in Verbindung zu setzen. Im Auftrage des deutschen Vereins für Knabenhandarbeit herausgegeben von Dr. Woldemar Götze, Direktor der Lehrerbildungsanstalt für Knabenhandarbeit, Leipzig J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung 1894. 1 M. 50 Pf.

Seit einigen Jahren geht eine lebhafte Bewegung durch die deutsche Schulwelt, welche darauf abzielt, den Knabenhandarbeits-



unterricht in die Schule einzuführen. Schon im 17. und 18. Jahrhundert stofsen wir auf ähnliche Bestrebungen, aber erst seit der Däne Clauson Caas weitere Kreise für diesen Gegenstand zu interessieren vermochte, vom Jahre 1876 an, ging man ernstlich daran, diese Bestrebungen ins Praktische zu übertragen. Vor allem waren es die nordischen Länder, Schweden, Norwegen, Dänemark und Finnland, welche in Anknüpfung an ihre hochentwickelte nationale Hausindustrie frühzeitig in diese Bewegung eingetreten waren. England und Frankreich folgten und seit 1886 ist auch in Deutschland ein Verein für Knabenhandarbeit gegründet worden, der die Einführung des Arbeitsunterrichtes in den Lehrplan der Volksschulen und Lehrerbildungsanstalten, wie auch der höheren Schulen erstrebt. Dieser Unterricht ist auch bereits in circa 400 Schulen eingeführt, worunter etwa 200 selbständige Handarbeitsschulen. In besonderen Lehrerbildungswerkstätten, deren bedeutendste sich in Leipzig befindet, werden die Lehrkräfte in öfter wiederholten mehrwöchigen Ferienkursen herangebildet.

Die Verfechter des Handfertigkeitsunterrichts halten die heutige Jugenderziehung für einseitig, und betrachten „die körperliche Arbeit in ihrer organischen Verbindung mit der geistigen Thätigkeit als ein Mittel für die volle harmonische Erziehung des Kindes“. Sie berufen sich auf eine Reihe der bedeutendsten Pädagogen, wie Amos Commenius und Locke, Rousseau und Pestalozzi, Francke und Salzmann, Fröbel und Herbart, die alle die Wichtigkeit der Handarbeit für die Erziehung voll anerkannt haben.

Von den mancherlei über diesen Gegenstand erschienenen Schriften unterscheidet sich das vorliegende Werkchen dadurch, dafs es die Arbeitsaufgaben für die praktische Beschäftigung aus dem theoretischen Schulunterricht hervorgehen läfst und auf diese Weise den zahlreichen Gegnern in der Lehrerwelt den Handfertigkeitsunterricht annehmbarer zu machen sucht. Insbesondere liegt dem Verfasser daran, auch die Lehrer und Schüler der höheren Schulen allmählich für die Sache zu gewinnen. Er stellt daher den Handfertigkeitsunterricht in den Dienst der Geographie, der Naturwissenschaften, der Mathematik und des Zeichnens und man mufs gestehen, dafs er sich seiner Aufgabe mit Geschick entledigt.

Dem Material nach scheiden sich die Arbeiten in Papp-, Holz-, Metall- und Glasarbeiten, letztere sind jedoch nur insoweit zugelassen, als sie zur Herstellung einfacher physikalischer Apparate notwendig erscheinen. Für jede dieser vier Sparten sind eingehende Lehrpläne ausgearbeitet, welche vom Leichten zum Schweren fortschreiten. Einige Beispiele aus den aufgestellten Lehrplänen mögen zeigen, welcher Art die auszuführenden Gegenstände sind: Mineralienkästchen, Farbenkreisel, Winkelspiegel, Fadentelephon, Litermafs, Lehrsatz des Pythagoras, Farbenspektrum, Teilung des Würfels in drei kongruente Pyramiden, bergaufrollender Doppelkegel, Aufziehen einer Landkarte auf Leinwand, Herbarienmappe, Darstellung der Formel: $(a + b)^3 = a^3 + 3a^2b + 3ab^2 + b^3$, Dodekaeder, Kaleidoskop, Camera obscura, Ikosaeder, Setzwage, Schwerpunktsfiguren, Pflanzenpresse, Richtscheit,

Spannbrett für Schmetterlinge, Ein- und zweiarmiger Hebel, Gestell zur Veranschaulichung des Parallelogramms der Kräfte, Flaschenzug, Reifsschiene, Reifsbrett, Elektrisches Flugrad, Segner'sches Wasserrad, Einfache Magnetnadel auf Stativ, Dezimalwage, Elektrische Klingel, Elektrophor, Elektroskop, Anschauungsmittel für die Stereometrie und dergleichen mehr. Zahlreiche Abbildungen veranschaulichen die anzufertigenden Gegenstände.

Die allgemeine Einführung des Handfertigkeitsunterrichtes an Volks- und Mittelschulen wird wohl für absehbare Zeit ein frommer Wunsch bleiben.

Wir besitzen zwar in Bayern eine Gattung von Mittelschulen, welche den Arbeitsunterricht in ihrem Programm haben, nämlich die Industrieschulen, mit denen bekanntlich mechanische Werkstätten verbunden sind. Ob sich da mit der Zeit das Bedürfnis herausstellt, Erweiterungen nach anderer Richtung hin eintreten zu lassen, möge dahingestellt bleiben. Zur Zeit ist ein solches Bedürfnis nicht vorhanden. Den Handarbeitsunterricht an Gymnasien einzuführen, daran wird im Ernste bei uns überhaupt niemand denken. Empfehlenswert ist dessen Einführung an Taubstummeninstituten, Waisenhäusern, Besserungsanstalten u. s. w. und in dieser Beziehung hat man auch schon gute Erfolge aufzuweisen.

Regensburg. Pohlig.

Deutsche Poetik von Dr. Karl Borinski. Stuttgart 1895. Sammlung Göschen. 80 Pf.

Die Sammlung Göschen, von welcher bis jetzt meines Wissens 44 Bändchen erschienen sind, eignet sich vorzugsweise zum Selbststudium und zur Repetition. Auch vorliegendes Bändchen (Nr. 40 der Sammlung) teilt die Vorzüge der übrigen. Namentlich ist zu rühmen die Übersichtlichkeit, mit der die einzelnen Partien der Poetik vorgeführt werden. Nicht minder lobenswert dürfte die trotz aller Knappheit der Fassung für Schulzwecke ausreichende und vollständige Darlegung des Wissenswertesten sein, wobei der Verfasser nicht selten eine angenehm berührende Originalität bekundet, ohne dieselbe zu suchen. Dagegen ist dem Schreiber dieser Zeilen nicht recht erfindlich, warum § 80, „Gegensatzfiguren" überschrieben, nicht gleich bei der „Komödie" selbst behandelt ist, obgleich er dem § 79 offenbar unter- und nicht beigeordnet ist. In § 83 „Stellung des epischen Dichters zu seinem Stoff" ist die vom vorhergehenden Gedanken losgebundene Partizipialkonstruktion der letzten beiden Sätze auffallend.

München. Dr. Karl Zettel.



III. Abteilung.

Literarische Notizen.

Haueis, Emil, Ein Lobspruch der Stadt Salzburg von Hans Sachs. Mit einer literaturgeschichtlichen Einleitung, Wort- und Sacherklärungen herausgegeben. Wien, Verlag von Karl Konegen, 1895. 35 S. 1 M. — Dafs auch bei den Deutschen Österreichs die Hans Sachs-Feier zum 5. Nov. 1894 lebhaftes Interesse erregte, dafür ist vorliegendes Schriftchen Zeugnis, ein Separatabdruck der Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, XXXIV. Bd. Zwei österreichische Städte Wien und Salzburg, hat der grofse Volksdichter in besonderen Lobsprüchen verherrlicht; den auf Wien hat der Verf. schon 1876 in einem Programm des Gymnasiums zu Baden bei Wien veröffentlicht; hier liegt der zweite gedruckt vor. Das Gedicht ist datiert vom 9. April 1549, während Hans Sachs zwischen 1511—1516 (Zeit seiner Wanderjahre) in Salzburg gewesen sein mufs, so dafs sich nur geringe Spuren von der persönlichen Erinnerung des Verfassers erhalten haben. Seine Hauptquelle war Hartmann Schedels „Buch der Chroniken und Geschichten". — Das Schriftchen enthält S. 3—14 eine literargeschichtliche Einleitung, dann folgt S. 15—23 der Abdruck des Lobspruches nach einem Facsimile der Dresdener Handschrift, endlich S. 24—33 Sacherklärungen; es sei hiemit allen Freunden des Nürnberger Dichters empfohlen.

Goethe-Schillers Xenien. Aus dem Schiller'schen Musenalmanach für das Jahr 1797 und den Xenien-Manuskripten. Mit Einleitung und erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Adolf Stern. 2. vervollständigte und durchgesehene Auflage. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun. Universalbibliothek Nr. 402. 403. 40 Pf. Der Neudruck dieser vor über 20 Jahren erschienenen Xenienausgabe wurde veranlafst durch die 1893 erfolgte Herausgabe der Xenien 1796 nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archives von Erich Schmidt und Bernhard Suphan (Vgl. die Anzeige von Petzet S. 252 dieses Jahrg. unserer Blätter). Aus dieser Publikation hat Stern S. 113—136 nicht weniger als 169 bisher ungedruckte Xenien seinem Büchlein eingefügt; die Nummern der Schmidt-Suphan'schen Ausgabe sind in Klammern beigesetzt. Kurze Erläuterungen hiezu stehen S. 193—199.

Aufgaben f. d. Rechenunterricht v. M. Fetscher, Prof. Stuttgart, 1894. A. Bonz u. Comp. 1. Bdchen: Zahlenraum 1—1 000 000; d. 4 Spezies m. unb. Z. 0,45 M. 2. Bdchen: D. 4 Spez. m. ben. Z.; Teilbark. d. Z., Zerleg. in Fakt. 0,50 M. N. Schlüssel. — Beide Bändchen bilden den Abschlufs nach unten der im XXVI. Bd. dieser Blätter besprochenen „Aufg. f. den Rechenunterricht" v. H. Stockmayer etc. etc. Entsprechend der Altersstufe (8—10jährige Schüler), für welche die beiden Heftchen berechnet sind, beschränkt sich das Übungsmaterial fast ausschliefslich auf Zahlenbeispiele, auch die Wiederholungsaufgaben im 2. Heft bieten nur allereinfachste Textaufgaben und Zahlenausdrücke.

Buchstabenrechnung u. Algebra n. Übungs-Aufg. v. Dr. B. Féaux. 9. A. besorgt d. Fr. Busch. Paderborn, F. Schöningh. 1894. Die neuen Lehrpläne von 1891 für die preufsischen Gymnasien bedingten eine eingehendere Umarbeitung dieses bewährten (im XXIV. Bd. dieser Blätter angezeigten) Schulbuchs, die sich teils auf die Entfernung einzelner Kapitel, wie die Einführung in die Determinanten und Kombinatorik, teils auf die Kürzung anderer, wie die

Lehre von den Kettenbrüchen und den diophantischen Gleichungen, erstreckte. Auch das Aufgabenmaterial wurde einer gründlichen Durchsicht unterzogen, die Ausstattung des Buches besonders durch deutlichen, Wichtigeres hervorhebenden Druck gebessert.

Vierstellige Logarithmentafel von Th. Albrecht. Stereot.-Ausg. Leipzig, W. Engelmann. 1894. 1,20 M. — Immer mehr verdrängen die 4stelligen Logarithmentafeln die 5stelligen im Schulgebrauch, für den erstere einerseits hinreichende Genauigkeit, anderseits wesentliche Vereinfachungen gewähren. Vorstehende Tafeln enthalten die Logarithmen der Zahlen 100—1960, die Bogenlängen für den Halbmesser 1, Logarithmen der trigonom. Funktionen, Additions- und Subtraktions-Logarithmen, Quadrate der Zahlen 1—1000, Werte der trigon. Funktionen, einige Konstante. Durch das grofse Format ist eine sehr übersichtliche und weite Anordnung der Tabellen ermöglicht; im 1. Teile dürfte der Druck etwas schärfer sein.

Bardey, Dr. Ernst, Zur Formation quadratischer Gleichungen. Zweite unveränderte Ausgabe. Leipzig, B. G. Teubner 1894. (VIII u. 390 S.) gr. 8. M. 3.— Das im Jahre 1884 in erster Auflage erschienene Buch ist allseitig bekannt und wird nach wie vor von jedem Lehrer nicht nur mit grofsem Vergnügen sondern auch mit reichlichem Nutzen gebraucht werden. Der Vorteil, sich mühelos und rasch selbst eine beliebige Anzahl interessanter und schöner Gleichungen mit eleganter Lösung bilden zu können, kommt gerade in der Schule sehr zu statten. Überdies enthält das Buch eine grofse Anzahl fertiger Beispiele zur unmittelbaren Benützung. Des gleichen Verfassers „Algebraische Gleichungen" und vorliegendes Werk ergänzen sich in vorzüglicher Weise — kein Lehrer wird diese beiden Bücher in seiner Bibliothek vermissen wollen.

Geschichte des alten Morgenlandes von Dr. Fritz Hommel, o. ö. Professor der semitischen Sprachen in München. Stuttgart 1895. Sammlung Göschen. 43. Bd. 168 S. 80 Pf. Ein interessantes Buch, welches gewifs kein Leser, ohne reiche Belehrung daraus gewonnen zu haben, aus der Hand legen wird. Die moderne Entzifferung und Ausbeutung der babylonisch-assyrischen und ägyptischen Denkmäler ermöglicht erst die wahrheitsgetreue Darstellung der Geschichte des alten Orients, und an Stelle der meist unzuverlässigen Angaben griechischer und römischer Schriftsteller, auf welche wir bis vor wenigen Dezennien ausschliefslich angewiesen waren, bietet uns jetzt die wissenschaftliche Forschung ein vielfach unanfechtbares Quellenmaterial, das uns die Geschichte der mächtigen vorderasiatischen Reiche in einem ganz neuen Lichte erscheinen läfst. Dazu kommt, dafs die Geschichte dieser Staaten auch die Geschichte derjenigen Kultur in sich schliefst, welche die unsere geworden ist. Grund genug, dafs sich gebildete Kreise von den Ergebnissen orientalischer Sprach- und Altertumsforschung Kenntnis verschaffen und gern ein mit Kärtchen und sechs Illustrationen ausgestattetes treffliches Werkchen zur Hand nehmen, dessen gelehrter Verfasser als kundiger und zuverlässiger Führer auf diesem Gebiete sich einen Namen gemacht hat. Nach einer allgemeinen Einleitung, die dem Leser über Entzifferung der Keilschrift und der Hieroglyphen Aufschlufs gibt und auch eine vorzügliche Beschreibung des Schauplatzes der morgenländischen Geschichte in sich schliefst, folgt eine eingehendere Darstellung der Geschichte Babyloniens, Assyriens, Palästinas und Ägyptens, das der Natur seines Bodens nach wie insbesondere in Rücksicht auf seine geschichtliche Entwicklung den vorderasiatischen Reichen angeschlossen werden mufs. Die Gliederung in synchronistische Gruppen ist geschickt und das Ineinandergreifen der gewaltigen Staaten wird anschaulich dargestellt und damit ein ergreifendes Stück Weltgeschichte vor unseren Augen entrollt. Wenn wir einen Wunsch äufsern dürfen, so ist es der, dafs dabei die Geschichte des kleinen israelitischen Volkes, dessen Bedeutung nicht sowohl auf dem Gebiete des menschlichen Kulturlebens, als vielmehr auf dem Gebiete der Religion lag, eine noch weitergehende Berücksichtigung gefunden haben möchte. Die Eigenart der religiösen Weltbetrachtung, welche dieses Volk in seiner Literatur niederlegte, und die in den Vordergrund tretende Beziehung des natürlichen Lebens auf ein oberstes

göttliches Wesen, wie sie sich bei keinem anderen Volke in dieser Weise findet, begründen das Recht einer besonderen Hervorhebung in einer Geschichte des alten Orients. Mit dem Verfasser sind wir auch nicht ganz einverstanden in der Betonung des ausschließlichen Wertes des babylonischen Exils für die Entstehung der religiösen Anschauung Israels. Wenn auch die exilischen Zeiten dem Judentum ein besonderes Gepräge gegeben haben, so liegen doch die Wurzeln der jüdischen Religion in viel früheren Perioden ihrer Geschichte. Auf Einzelheiten wollen wir in dieser kurzen Anzeige des trefflichen Büchleins nicht eingehen. Mit dem Untergange des neubabylonischen Reiches, an dessen Stelle das jugendfrische Perserreich unter Kyros trat, schließt dann mit Recht die Geschichte des alten Morgenlandes. Das gediegene Buch, dessen Wert an erster Stelle darin liegt, daſs es die Resultate der modernen wissenschaftlichen Forschung dem Leser bietet, kann warm empfohlen werden. Auch eignet es sich zur Anschaffung für die Schülerbibliothek oberer Klassen.

Spamers Illustrierte Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte unter Mitwirkung anderer bewährter Fachmänner neubearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Prof. Dr. Otto Kämmel und Dr. Konrad Sturmhöfel. 3. völlig umgestaltete Auflage. VIII. Band. Geschichte der neuesten Zeit. Erster Teil: Von der französischen Revolution von 1789 bis zum Höhepunkte der Napoleonischen Macht von Prof. Dr. B. Volz. In 3. Aufl. bearbeitet von Dr. Konrad Sturmhöfel. Mit 276 Textabbildungen, sowie 28 Beilagen und Karten. XII u. 692 S. Leipzig, Verlag u. Druck von Otto Spamer 1895. 8,50 M., geb. 10 M. — Der vorliegende VIII. Band, der vorletzte der ganzen Reihe (allerdings stehen Band II—IV noch aus) beginnt die neueste Geschichte mit dem Zeitalter der französischen Revolution (1789—1796) und schildert in einem 2. Hauptteil die französische Militärmonarchie, ihr Werden und ihr Wesen (1796—1808), so daſs das Napoleonische Kaisertum auf der Höhe seiner Macht den Schluſsabschnitt bildet. Es ist also der Grundsatz befolgt, je wichtiger die Ereignisse, desto ausführlicher die Darstellung; denn während z. B. der VII. Bd. noch 125 Jahre Geschichte umfaſste (1660–1789), beschäftigt sich dieser nur mit den 19 Jahren von 1789—1808 bei sonst ziemlich gleichem Umfange! Diese ausführliche Darstellung ist namentlich bedingt durch das in diesem Zeitraum so wichtige Hervortreten der einzelnen Persönlichkeiten. In Bezug auf diese ist die Einrichtung des Bandes besonders zu rühmen: wo eine wichtige Persönlichkeit zum ersten Male bedeutend in den Vordergrund tritt, finden wir in kleinerem Drucke eine ausführliche Biographie ihres bisherigen Wirkens und ihrer Schicksale. Dies hat allerdings in einer Partie zu einer Wiederholung geführt; obwohl nämlich schon im 7. von Kämmel neu bearbeiteten Bande die französischen Salons und die Aufklärungsliteratur unter Ludwig XV. genauer geschildert worden waren, wiederholt sich in diesem 8. von Sturmhöfel bearbeiteten Bande diese Schilderung in einem noch viel ausführlicheren Kapitel: Die Vorgeschichte der Revolution. Doch ist diese Ungleichheit wohl auf Rechnung des Wechsels der Verfasser zu setzen. Sonst ist der neue Band wegen der Fülle und Zuverlässigkeit seines Inhaltes nur zu rühmen; die illustrative Ausstattung ist zwar diesmal etwas weniger reich, jedoch deshalb nicht minder wertvoll als die der früheren Bände. Besonders dankenswert sind diesmal die zahlreichen Beigaben von Faksimiles wichtiger Briefe, Testamente, Urkunden etc. etc, sowie die groſse Reihe zeitgenössischer Portraits, wenn schon die Wiedergabe der Kupferstiche der letztgenannten doch bisweilen sehr zu wünschen übrig läſst. Jedenfalls aber bietet auch dieser Band im Verhältnis zu dem niedrigen Preise erstaunlich viel.

Das Nibelungenlied im Auszuge nach dem Urtext mit den entsprechenden Abschnitten der Wölsungensage erläutert und mit den nötigen Hilfsmitteln versehen von G. Bötticher u. K. Kinzel. 2. verb. Aufl. Halle 1894. (Waisenhaus). Die erste Auflage dieses Bändchens aus der Reihe der Denkmäler der älteren deutschen Literatur, herausgegeben von den oben genannten Bearbeitern, wurde vom Ref. bereits im 30. Jahrg. dieser Blätter, S. 378—381 besprochen. Es erscheint nun in einem gewissermaſsen neuen Gewande, indem nicht mehr, wie dort getadelt, die zweite Hälfte der Verse gleichmäſsig zu einer zweiten Kolumne

abgesetzt ist. Im übrigen ist die Einrichtung dieselbe geblieben, nur daſs sich in den Anmerkungen zahlreiche Erweiterungen befinden, die zu einem noch bessern Verständnis des Betreffenden beitragen. Hiedurch ist die Seitenzahl des Ganzen um 8 vermehrt worden. Die Ausstellungen des Referenten bezüglich der Erklärung sind jedoch unberücksichtigt geblieben, weshalb auf eine Beachtung für später hier besonders aufmerksam gemacht wird. In der Einleitung sind nunmehr mehrere Stellen aus der Liederedda im Auszuge nach der Übersetzung von Hugo Gering eingeflochten. Auch das Wörterverzeichnis erscheint in mancher Hinsicht verbessert und etwas erweitert. Dagegen kann die Erklärung des Metrums des Nibelungenverses auch in dieser Auflage nicht befriedigen, da Verse, in denen die erste Hälfte entschieden vier Hebungen aufweist z. B. 940, 2: si leíten ín ûf eínen schílt der wás von góLde rôt völlig unerklärt bleiben.

Allgemeine Geschichte der bildenden Künste von Dr. Alwin Schultz, Prof. an der K. K. deutschen Universität zu Prag. Mit Textillustrationen, Tafeln und Farbendrucken. 3.—5. Lieferung. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung Separat-Conto (Müller-Grote und Baumgärtel) 1895. Preis der Lief. 2 M. Der Umstand, daſs das oben S. 327 ff. dieses Jahrganges unserer Blätter schon angezeigte treffliche Werk bis zur 5. Lieferung fortgeschritten ist, gibt uns Veranlassung, von neuem auf diese populäre Kunstgeschichte hinzuweisen. In Lieferung 3 und 4 ist die Betrachtung der Renaissance- und Barockarchitektur zu Ende geführt und der 2. Teil des III. Bandes: Die Plastik der Renaissance begonnen; hievon wird Michelangelo teilweise noch in Lief. 4 behandelt, Lief. 5 enthält den Schluſs der italienischen Renaissance- und Barockplastik, die Bildhauerkunst der R. in Spanien, Frankreich, den Niederlanden, England und Deutschland, womit gerade die Gesamtdarstellung der Plastik d. R. zum Abschluſs gebracht wird. Abgesehen von der Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung, welche bei aller Zuverlässigkeit gelehrtes Beiwerk bei Seite läſst, verdient die illustrative Ausstattung fortgesetzt hohe Anerkennung, zumal sie auch von groſsartiger Reichhaltigkeit ist. Die neuen Lieferungen bieten immer noch Probetafeln, und zwar Lief. 3 deren 11, Lief. 4 10 und Lief. 5 sogar 12, dazu noch im ganzen 182 Abbildungen im Texte, meist treffliche Erzeugnisse der Holzschneidekunst. Von besonderem Reize infolge der Feinheit der Ausführung sind die Farbendrucke, so z. B. in der 5. Lief. das die Verkündigung darstellende Relief Andrea della Robbias vom Spedale degl'Innocenti in Florenz, wodurch uns die eigenartige Wirkung dieser glasierten Thonreliefs in vortrefflicher Weise vorgeführt wird. Überhaupt kann man, da eine Reihe der Tafeln noch zum Text der vorausgehenden Lieferungen gehören, sich jetzt ein sichereres Urteil darüber bilden, daſs bei der Auswahl der Illustrationen nichts Wichtiges übersehen ist. Bei dieser vorzüglichen Ausstattung ist der Preis der einzelnen Lieferungen ein sehr niedriger, weshalb die Anschaffung des Werkes für das Haus wie für die Schule mit Recht empfohlen werden kann.

Vaterländische Gedichte. Für Schulen und Vereine insbesondere zum Andenken an die glorreichen Erfolge des Krieges von 1870/71 und für die Kaiser-Gedenktage. Ausgewählt von Dr. E. Göbel, Direktor des K. Gymn. zu Fulda. 2. Aufl. Verlag von J. P. Bachem in Köln. VIII u. 176 S. — Von Teutoburg bis Sedan. Sammlung von Gedichten über das deutsche Vaterland und aus der deutschen Geschichte. Ein patriotisches Gedenkbuch für Schule und Haus von Chr. Ernst Krämer, Gymnasiallehrer. 2. Auflage. Wiesbaden 1895. Verlag von Chr. Limbarth. XVI. u. 351 S. — K. Seitz, Patriotische Deklamationen und Gesänge. Zum Gebrauche in Schulen und Vereinen bei der 25jährigen Feier des Gedenktages des deutschen Sieges bei Sedan. Quedlinburg, Ch. Friedr. Vieweg 1895. 36 S. Preis 30 Pf. — Die Jubelfeier des groſsen Krieges war Veranlassung zur neuen Auflage oder zum erstmaligen Erscheinen verschiedener Sammlungen vaterländischer Gedichte, deren drei hier vorliegen. Die erste von ihnen, geschmückt mit den Bildnissen der drei deutschen Kaiser, an welcher besonders die treffliche Ausstattung in Papier und Druck zu rühmen ist, enthält nur 25 Gedichte aus der Zeit von 1870, daneben gegen 100 aus der Gegenwart (nach 1870) und zwar unterscheidet sich die 2. Aufl. von der ersten dadurch, daſs Nr. 91—105 neu hinzugefügt worden sind für die Gedenktage (bes. Kaisers

Geburtstag). Bemerkt mag noch werden, daſs diese Sammlung „zwar nicht ausschlieſslich für katholische Kreise berechnet ist, aber doch nichts enthält, was in diesen mit Recht Anstoſs erregen muſs". Das Büchlein ist auch als Geschenk für Schüler sehr empfehlenswert. — Hiezu eignet sich auch die 2. Sammlung, wenn schon dieselbe an Gefälligkeit der äuſseren Erscheinung, Papier, Druck etc., hinter der ersten zurücksteht (freilich gibt es davon auch eine ‚feine' Ausgabe zu 3 M., mit Goldschnitt 4 M.). Diese Sammlung soll nicht bloſs bei Schulfeiern, nationalen Festtagen etc., sondern auch beim Geschichtsunterricht und beim Unterricht im Deutschen Verwendung finden. Deshalb ist sie viel reichhaltiger als die Göbel'sche, sie enthält 240 Nummern, welche die Zeit von „Armin, dem Befreier vom Römerjoche, bis zu Wilhelm I., dem Wiederhersteller des Reiches", umfassen. Es ähnelt also diese Sammlung durchaus der in der Reclam'schen Universalbibliothek Nr. 3278—3283 erschienenen von Tetzner „Deutsche Geschichte in Liedern deutscher Dichter" (siehe diesen Jahrg. unserer Blätter S. 505), nur daſs Krämer bei der Auswahl gröſseren Takt gezeigt und im Gegensatz zu Tetzner alles zu vermeiden gesucht hat, was in konfessioneller Hinsicht Anstoſs erregen konnte. Schon deshalb verdient seine Sammlung Empfehlung: sie kann den Schülern unbedenklich in die Hand gegeben werden. — Den beiden ersten Sammlungen gegenüber erscheint die dritte mit ihren 24 Nummern gewissermaſsen als ein Auszug, der sich wegen seiner Billigkeit zur Massenverbreitung unter Schülern eignet.

Sonatinen-Album, Bd. I und Mendelssohns Kinderstücke; herausgegeben von Hermann Kipper bei P. J. Tonger in Köln. — Mit dem ersten Hefte bietet Verleger und Bearbeiter ein sehr hübsch ausgestattetes, billiges (1 Mk.) und dabei treffliches Unterrichtsmaterial in den besten Sonatinen aller Zeiten (Beethoven, Clementi, Kuhlau, Schmitt, Dussek, Diabelli). Fingersatz, Vortrags- und Phrasierungszeichen verraten den erfahrenen Pädagogen, die biographischen Anmerkungen und die im Vorwort enthaltene Skizze der Geschichte der Sonate den auch historisch gebildeten Musiker. Von besonderem Werte sind die Erläuterungen über den Aufbau der gebotenen Sonatinen, über den Zusammenhang der einzelnen Teile, so daſs durch die ganze Anlage tieferes Verständnis und gröſsere innere Teilnahme beim Schüler gefördert wird. Das Gleiche gilt von dem anderen Hefte (1 Mk.), den reizenden Kinderstücken Mendelssohns. Die einzelnen Nummern sind mit gut gewählten Überschriften und mit kurzen, dem kindlichen Gefühle entsprechenden Versen ausgestattet, ebenso wird durch knappe geschichtliche und biographische Notizen Interesse und durch sorgfältig bezeichneten Fingersatz und Phrasierungsangaben Lust und Liebe, eingehendes Verständnis geweckt. Beide Erscheinungen können aufs beste empfohlen werden.

Kalender des Berliner Tierschutzvereins zur Bekämpfung der Massentierquälereien im deutschen Reich. 1895. 48 S. kl. 8. Geschäftsstelle H. Beringer, Berlin SW., Königgrätzer Straſse 108. Auch das heuer von dem genannten Verein heraus gegebene Kalenderchen, welches sich hauptsächlich an die Schüler der Volks- und Mittelschulen wendet, verdient alle Empfehlung, nicht bloſs um des edlen Zweckes willen, der damit verfolgt wird, sondern auch seiner schönen Ausstattung und seines gediegenen Inhaltes wegen. Auf ein Kalendarium mit hübschen Kopfleisten, die Darstellungen aus dem Leben der Vögel zeigen, folgen von S. 14 an abwechselnd Gedichte und kleine Erzählungen, die wohl geeignet sind, unserer Jugend zum Herzen zu reden. Dazu kommt noch ein Anhang mit statistischen Notizen über Bevölkerung, Finanzen, Armee und Marine der bedeutendsten Staaten, sowie Tabellen über Münzen, Maſse und Gewichte, Post- und Telegraphentarife. 1 Stück kostet 20 Pf., 5 Stück 50 Pf., 50 Stück 3 M., 100 Stück 5 M., so daſs man für 5 Pf. ein empfehlenswertes Notiz- und Nachschlagebüchlein unter den Schülern verbreiten kann.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Schulgeographie auf dem Geographenkongrefs in London.

Auf dem VI. internationalen Geographen-Kongrefs in London nahm der Zeit und der Wichtigkeit nach die Schulgeographie die erste Stelle ein. Gleich nach der Eröffnung des Kongresses hielt Prof. Levasseur aus Paris seinen Vortrag über die Geographie auf den Schulen und der Universität, wobei er ausschliefslich französische Verhältnisse berührte. Hierauf sprach Dr. Henkel aus Dresden in englischer Sprache über die Vereinigung von Geschichte und Geographie in dem Lehrplan unserer Schulen. Prof. Andrew Herbertson von Manchester führte ebenso seine Ansichten über den Unterricht in der Erdkunde an den englischen Mittelschulen und die Vorbildung der Lehrer hierin aus. Denselben Gegenstand behandelte Professor Lehmann aus Münster i. W., dessen Vortrag wir in Hinsicht auf seine Wichtigkeit im Auszuge mitteilen. Er sprach über „Die Vorbildung der Geographielehrer an den Universitäten".[1])

Unter den mannigfachen Fragen, welche die Förderung des geographischen Unterrichts auf den höheren Schulen betreffen, mufs naturgemäfs diejenige einer gehörigen fachlichen Vorbildung der betreffenden Lehrer in erster Linie stehen. Kein Sachkundiger wird bezweifeln, dafs diese Vorbildung für das geographische Fach ganz ebenso gewonnen werden mufs wie für alle anderen Lehrgegenstände der höheren Schulen, also durch ein entsprechendes Studium auf der Universität. Schon daraus folgt, dafs auch für die Geographie auf sämtlichen Universitäten eine besondere und selbständige Vertretung vorhanden sein mufs.

Für die Erörterung dessen, was zu einer gehörigen Vorbildung der Geographielehrer auf der Universität alles in Betracht zu ziehen ist, unterscheide ich: 1. Allgemeine Einführung in die geographische Wissenschaft; 2. Einführung in die Kenntnis der geographischen Veranschaulichungsmittel; 3. Anleitung zu den erforderlichen Fertigkeiten; 4. Anleitung zu Naturbeobachtungen im Freien; 5. Winke für den geographischen Unterricht.

1. Allgemeine Einführung in die geographische Wissenschaft. Dieselbe wird sich namentlich zu erstrecken haben auf:

a) Grundzüge der mathematischen Geographie einschliefslich der Kartenprojektionslehre sowie systematische Kenntnis der verschiedenen kartographischen Darstellungsmittel.

b) Allgemeine physische Erdkunde, vornehmlich: Kenntnis aller derjenigen natürlichen Kräfte und Vorgänge, welche durch Erzeugung von Bodenerhöhungen sowie andererseits Bodeneinsenkungen, Einschneidung von Thälern, Zerstörung des Gesteins durch Verwitterung wie durch die Thätigkeit der fliefsenden Gewässer, des Eises und der Brandung des Meeres, endlich Wegführung der Zerstörungsprodukte und Wiederablagerung derselben fortwährend an der Umgestaltung der Erdoberfläche thätig sind; ferner Bewegungsverhältnisse und sonstige allgemeine Erscheinungen der Flüsse; Entstehung, allgemeine Eigenschaften und Wirkungen von Gletschern wie von Binneneisdecken; Entstehen und Vergehen der Seen; Temperaturverhältnisse, Strömungen u. s. w. des Meeres nebst deren Ursachen; ebenso Grundzüge der Lehre von Luft- und Bodentemperatur, Luftdruck. Winden und Niederschlägen im Zusammenhang ihrer Ursachen; Verbreitung, allgemeiner Charakter, Ursachen und geographisch bedeutsame Wirkungen der verschiedenen Klimate der Erde; Grundzüge der Verteilung der Haupt-Vegetationsformen in ihrer

[1]) Für das Nachstehende sind überall die Verhältnisse der deutschen höheren Schulen und Universitäten zu Grunde gelegt. Die entsprechende Anwendung auf abweichende Verhältnisse in anderen Ländern ergiebt sich daraus von selbst.



Beziehung zu den allgemeinen geographischen Bedingungen; endlich Verbreitung der geographisch bemerkenswertesten Typen der jetzt lebenden höheren Tierwelt, soweit möglich im Lichte der dabei wirkenden Ursachen bezw. der aus dieser Verbreitung sich ergebenden Schlüsse u. s. w.

c) Grundzüge der allgemeinen Völkerkunde, vornehmlich Erörterung der Grundlagen für eine Rasseneinteilung der Menschen sowie Hauptmomente der Gliederung derselben in Rassen und Völkergruppen; Überblick über die Hauptkulturformen der Menschen in ihren Beziehungen zu den Naturbedingungen der Wohngebiete; Verteilung der Hauptreligionen u. s. w.

d) Spezielle Länderkunde der verschiedenen Erdräume, namentlich Bodengestalt, sowie, falls darüber bereits genügende Forschungen vorliegen, auch einiges über die Entstehung dieses Bodenreliefs; ferner Gewässer, Klima, Grundzüge der Pflanzen- und Tierwelt; wichtige nutzbare Naturprodukte; sodann die Bewohner und ihre ethnologische Stellung (eventuell unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwickelung der heutigen Bevölkerungsverhältnisse); endlich Staatengestaltung, geographisch bedeutsame Züge der wirtschaftlichen Verhältnisse, namhafte Städte u. s. w. — alles jedesmal, soweit möglich, unter Hervorhebung des inneren ursächlichen Zusammenhanges der bezüglichen Verhältnisse und Erscheinungen.

e) Grundzüge der Geschichte der Erdkunde und der wichtigsten geographischen Entdeckungen.[1])

2. Einführung in die Kenntnis der Geographischen Veranschaulichungsmittel. Über die wichtigeren literarischen Hilfsmittel des Studiums ist selbstverständlich bei der Behandlung der verschiedenen Gebiete der Erdkunde stets mit zu orientieren, ebenso wie auch die dabei zur Verwendung kommenden Veranschaulichungsmittel schon hierdurch den Studierenden von selbst mit bekannt werden. Bei der aufserordentlichen Bedeutung aber, welche gerade für die Erdkunde die verschiedenen Hilfsmittel äufserer Verdeutlichung und alle die Fragen einer zweckentsprechenden Einrichtung dieser Hilfsmittel haben müssen, sowie in Anbetracht der Mannigfaltigkeit der letzteren (Apparate und zeichnerische Darstellungen zur astronomischen Geographie; Naturalien; Modelle und Reliefs; Bilder zur allgemeinen physischen Erd- wie zur Länder- und Völkerkunde; gewöhnliche Landkarten sowie geologische, klimatologische, statistische und andere Karten; graphische Darstellungen verschiedener Art u. s. w.) wird aufserdem auch eine besondere nähere Einführung in die Kenntnis der verschiedenen Arten der erdkundlichen Anschauungsmittel von grofsem Werte sein. Zu solchem Zwecke sind die Studierenden mit allem vertraut zu machen, was zum vollen Verständnis und zur richtigen eigenen Beurteilung und Würdigung dieser mannigfaltigen Hilfsmittel nötig ist, wozu bei den Reliefs auch eine Kenntnis der Art ihrer Anfertigung, bei den Karten ein Überblick über die geschichtliche Entwickelung der Kartenprojektionen und der kartographischen Darstellungsmittel sowie Kenntnis des Wichtigsten über die Kartenherstellung von der Landesaufnahme bis zu Stich und Druck gehört. Ebenso sollen die Studierenden die Anforderungen kennen lernen, welche in methodischer Hinsicht an diese verschiedenen Arten von Hilfsmitteln zu stellen sind, und in möglichst ausgedehntem Mafse mit dem, was an guten und für den Lehrzweck geeigneten Apparaten, Modellen, Reliefs, Bildertafeln, Wandkarten, Atlanten u. s. w. vorhanden ist, aus unmittelbarer Anschauung bekannt zu werden Gelegenheit haben. Dazu gehört aber, dafs die geographischen Lehrsammlungen der Universitäten auch nach solchen Seiten hin entsprechend reichhaltig ausgestattet werden, sowie dafs dafür die nötigen selbständigen Räume (namentlich ein eigener, nur für die geographischen Zwecke bestimmter Hörsaal nebst besonderem Arbeitszimmer u. s. w.) zur Verfügung stehen, damit diese Materialien auch ausgiebig entfaltet und bequem angesehen und benutzt werden können.

3. Anleitungen zu den erforderlichen Fertigkeiten. Hier mufs aufser der Anleitung zur praktischen Handhabung der vorhandenen für die Zwecke der höheren Schulen geeigneten astronomisch-geographischen

[1]) Ein Überblick über die Hauptzüge der Entdeckungsgeschichte der verschiedenen Erdteile wird auch zweckmäfsig jedesmal der länderkundlichen Behandlung derselben vorausgeschickt.

Apparate vor allem das geographische Zeichnen und zwar namentlich das Kartenzeichnen (natürlich unter Beschränkung auf das für den Schulunterricht erforderliche), sodann aber auch das Entwerfen von anderen, z. B. astronomisch-geographischen Zeichnungen, sowie Profilen, graphischen Darstellungen von Zahlenverhältnissen (Diagrammen) u. s. w. in Betracht kommen. Dieses Zeichnen fördert einerseits schon das Studium selbst. Denn was man zeichnet, faſst man dadurch weit schärfer auf und hält es klarer, leichter und sicherer in der Vorstellung fest. Auch wird durch Zeichnen das Auge überhaupt mehr und mehr geübt, alle Formverhältnisse der Gegenstände, sei es auf Karten, Bildern oder sonstigen Darstellungen, sei es in der Natur, genauer zu beachten. Andererseits aber ist eine gehörige Fertigkeit im Zeichnen an der Wandtafel für die Lehrer der Geographie von gröſster Wichtigkeit, und es ist nach Möglichkeit danach zu streben, daſs die jungen Lehrer des Faches bei ihrem Eintritt in die praktische Unterrichtsthätigkeit eine hinreichende Übung in derartigen Zeichnungen bereits mitbringen.

Gut wird es auch stets sein, wenn die Studierenden zugleich angeleitet werden können, einmal auf Grund einer geeigneten Spezialkarte, welche die Bodengestalt durch äquidistante Niveaulinsen (Isohypsen) darstellt, ein nicht zu ausgedehntes und zu schwieriges Relief selbst anzufertigen. Sie werden dadurch einerseits im Lesen derartiger Karten sowie in der Auffassung der Terrainformen überhaupt gefördert; andererseits aber können sie sich dann später als Lehrer für ihre Schulen mancherlei nützliche Hilfsmittel auf diesem Gebiete selbst herstellen.

4. Anleitung zu Naturbeobachtungen im Freien. Naturbeobachtungen im Freien kommen beim geographischen Unterricht hauptsächlich in Betracht für: a) diejenigen astronomisch-geographischen Erscheinungen, welche ohne gröſsere Vorrichtungen für die Schüler wahrnehmbar sind; b) das, was von Beispielen zur Verdeutlichung geographischer Grundbegriffe sowie von Gegenständen und Erscheinungen zur allgemeinen physischen Erdkunde auf Spaziergängen und nicht zu weiten Ausflügen in der Umgebung des Schulortes unmittelbar gesehen werden kann. Es ist von groſser Wichtigkeit, dafür zu sorgen, daſs die Schüler auf gemeinschaftlichen Ausgängen unter der Leitung des Lehrers lernen, dasjenige, was nach diesen verschiedenen Seiten hin ihrer unmittelbaren Wahrnehmung zugänglich und für den Unterricht von Interesse ist, mit Aufmerksamkeit und Verständnis selbst zu beobachten, und daſs der Unterricht stets nach Möglichkeit an solche eigene Beobachtungen und Naturanschauungen der Schüler anknüpft. Aber zu diesem Zwecke müssen vor allem die Lehrer selbst gelernt haben, alle diese Dinge mit offenem Sinn und Verständnis zu beachten, und es ist daher auch hierauf bei ihrer akademischen Vorbildung Rücksicht zu nehmen.

a) Wo an den Universitäten ein Vertreter der Astronomie vorhanden ist, wird die Anleitung zu den bezüglichen astronomisch-geographischen Beobachtungen selbstverständlich am besten durch ihn gegeben werden. Natürlich muſs diese Anleitung sich dem Bedürfnis und der durchschnittlichen Vorbildung der Studierenden der Erdkunde anpassen.

b) Die Exkursionen zur Anleitung für physisch-geographische und verwandte Beobachtungen dagegen lassen sich vielfach zweckmäſsig mit den geologischen Exkursionen verbinden. Bei der Wichtigkeit dieser Exkursionen sollten stets einige von ihnen etwas weiter ausgedehnt werden und zu diesem Behufe Mittel vorhanden sein, um auch ärmeren Studierenden des Faches die Teilnahme daran zu ermöglichen.

5. Winke für den geographischen Unterricht. Bei den geographischen Vorlesungen und Übungen wird häufig Gelegenheit sein, den künftigen Lehrern des Faches auch allerlei nützliche Winke für die spätere Unterrichtspraxis zu erteilen. Solche Gelegenheit sollte nicht versäumt werden. Noch besser aber, wenn die Gesamtheit dieser Winke und Ratschläge auch in eine besondere kleine Vorlesung über den geographischen Unterricht zusammengefasst werden kann, zumal in den an den meisten Universitäten üblichen allgemeinen Vorlesungen über Pädagogik und Methodik der geographische Unterricht unmöglich die Behandlung finden kann, welche um der Sache willen wünschenswert sein muſs und welche bei der Eigenartigkeit und Vielseitigkeit des erdkundlichen Faches sowie der

Mannigfaltigkeit seiner Hilfsmittel nur der allseitig damit näher vertraute Spezialvertreter desselben zu geben imstande ist.

Es handelt sich im Obigen zunächst um eine Fürsorge der Universität für die Schule. Aber der Gegenstand hat noch eine gröfsere Tragweite. Mehr als jemals zuvor mufs nach der ganzen internationalen Gestaltung der Verhältnisse unserer Zeit die Verbreitung einer tüchtigen geographischen Bildung unter den höheren Gesellschaftsklassen heut für alle Kulturvölker ein lebhaftes Bedürfnis sein. Die höheren Schulen haben dazu den Grund zu legen. Soll aber der geographische Unterricht derselben für die allgemeine Bildung thatsächlich leisten, was er bei zweckmäfsiger Handhabung und in tüchtig sachkundigen Händen in reichem Mafse zu leisten vermag, so bedarf es dazu vor allem einer entsprechenden Vorbildung seiner Lehrer. So betrifft diese Frage einer allseitig genügenden Vorbildung der Geographielehrer zugleich ein wesentliches Interesse der allgemeinen höheren Bildung. Möge sie überall in diesem Sinne gehörig gewürdigt werden!

An den lebhaften Diskussionen beteiligten sich Torres-Campos-Madrid, Ludovic Drapeyron-Paris, Kan-Amsterdam, Mackinder-Oxford, welcher die Errichtung einer Zentralschule für Geographie in England d. h. London empfahl, Hooper-Kent, Philipps, Cardiff, Burgefs, Batalha-Reis, Yule-Oldham-Cambridge.

Von schweizerischer Seite stellte Prof. K. C. Amrein-St. Gallen einen Antrag über wissenschaftliche Reisen des Inhalts: „Die Geographischen Gesellschaften sind eingeladen, Reisen für akademisch gebildete junge Männer unter wissenschaftlicher Führung und mit Zugrundelegung eines wissenschaftlichen Programms zu organisieren".

Die Motion bezweckt, jene Art zu reisen wieder ins Leben zu rufen, wie dies in den höhern Gesellschaftskreisen vorzüglich im letzten Jahrhundert häufig der Fall war, dem Reisen junger Männer nach Vollendung ihrer akademischen Studien unter wissenschaftlicher Führung. Nach meiner Meinung, sollten von Seite der einzelnen geographischen Gesellschaften allseitig wohldurchdachte Reiseprogramme aufgestellt und in Bezug auf alle Einzelheiten, so auf die damit zu verbindenden Studien in botanischer, zoologischer, geologischer, ethnologischer und allgemein bildender Hinsicht, sodann betreffend die Reiseroute, Reisekosten ausgearbeitet und für wissenschaftlich gebildete Führer gesorgt werden. Die Führer — sie dürften in jüngern Professoren, resp. Gelehrtenkreisen, unschwer zu finden sein — erhielten durch derartige Unternehmungen selbst die oft so schmerzlich vermifste Möglichkeit, wissenschaftliche Reisen auszuführen, Fachstudien zu betreiben und sich selbst einen Namen zu machen. Die Geführten, die akademisch gebildeten jungen Männer, könnten nicht besser von der hohen Schule ins praktische Leben hinübergeführt werden, als durch solche wissenschaftlich geleitete Reisen. Es würde nach und nach eine grofse Zahl von Männern herangebildet, die mit weiterem Blick und mit ganz anderer Auffassung, als wie sie bei Stubengelehrten so häufig zu finden ist, in ihren Anschauungen heranreifen. Wie erst durch die Feuerprobe Soldaten und Offiziere wirklich tüchtig werden, so auch der Geograph, der Naturforscher erst durch eigene Anschauung, durch Reisen. Das Materielle könnte unschwer durch Unterhandlungen mit Reisebureaus wie das Cook'sche, vereinbart werden. Ich denke mir solche Reisen von 5, 10 oder bis 20 Teilnehmern, unter Führung von 2—3 Professoren, resp. Fachgelehrten, eventuell unter Beiziehung praktisch erfahrener Reisender, unternommen und zwar auf Grundlage ernstlicher, fachgemäfser Vorstudien. Dafs sowohl von Seite einzelner Gesellschaften, als auch privatim hie und da ähnliche Reisen bereits ausgeführt werden und dafs selbst Fonds und Stipendien hiefür vorhanden sind, ist jedermann bekannt. Allein die Ausnahme sollte verallgemeinert, das, was nur wenigen möglich ist, vielen, recht vielen, zugänglich gemacht werden. Bestehende Stipendien und Stiftungen könnten auch für solche Reisen verwendet und so manchem jungen, tüchtigen Manne der Weg in die Zukunft geöffnet werden. Neue Stiftungen und Stipendien würden, sobald man den eminenten Nutzen solcher wissenschaftlicher Reisen erkennen würde, sicher nicht ausbleiben. Und so würde — wenn der Motion Folge gegeben würde — die Wissenschaft, die Führer und Geführten, reichlichen und vielfältigen Nutzen aus solchen Reisen ziehen, und das Reisen selbst würde in gebildeten Kreisen wohl wieder planmäfsiger, erfolgreicher und fruchtbringender werden.

München. Dr. H. Zimmerer.

Virgilius oder Vergilius?

„Ein philologischer Streit, der auch die mathematischen Kollegen an Gymnasien interessieren wird. — Virgilius oder Vergilius?“ Unter dieser Überschrift bringt die Redaktion der mathematischen Zeitschrift selbst (Aus Leipz. N. N. 1894 Nr. 150, II. B.) Jahrg. 25 (1894) S. 559 einen kurzen Artikel des Inhalts, daſs vor mehreren Jahren der Name Virgilius in Vergilius umgewandelt wurde und nun das neue Regulativ für die sächsischen Gymnasien wieder amtlich die Form Virgilius einführe. Wenn in der Vorrede zu einer neuen „Vergil“-Ausgabe der Verfasser die alte Schreibweise sogar als eine indoctorum hominum magistellorumque ridicula contumacia bezeichnete, so wird einer solchen Übertreibung kein Verständiger das Wort reden, ebensowenig, als ein Philologe und überhaupt ein wissenschaftlich gebildeter Mann sich darüber ereifern wird, daſs man in lateinischen Schriften dem Dichter den Namen gebe, den er zu seiner und in der klassischen Zeit überhaupt hatte, Vergilius, während kein Grund ist, daſs man nicht in deutschen Schriften den Dichter nach wie vor Virgil nenne.

Diese Ansicht Ritschls (opusc. II. 781 f.) ist in einer neuen Einsendung Jahrg. 26 (1895) S. 157 dargelegt und bildet zu dem im ersten Artikel Gesagten keinen Gegensatz, sondern vielmehr eine Art Bestätigung. Dies scheint die Redaktion übersehen resp. den Inhalt nicht aufmerksam gelesen zu haben; denn obwohl sie selbst durch ihren ersten Artikel die Sache in die mathem. Zeitschrift einführte, schreibt sie doch hier in einer Note unter dem Texte in keineswegs feiner Weise (der Herr Redakteur heiſst Hoffmann): Man (sic!) wolle künftig derartige Streitigkeiten (sic!) in philologischen Zeitschriften — wohin sie gehören (sic!) — ausfechten. (Die Zuschrift des Einsenders aus Köln ist in sehr artiger Form abgefaſst).

Freising. Höger.

Manuscript = Handschrift.

Der Herr Redakteur der mathematischen Zeitschrift scheint ein gar eigentümlicher Herr zu sein und ist besonders auf die Philologen nicht gut zu sprechen. Aber auch die Mathematiker sind vor seinem Spotte nicht sicher. So macht er sich S. 342 f. des Jahrg. 25 (1894) in einem Artikel „Noch einmal die Sprachsäuberung“ über einen bereits verstorbenen Mitarbeiter lustig, der sein Manuscript hartnäckig Handschrift nannte. Dabei gibt er selbst folgende sprachliche Erklärung:

„Unter Handschrift versteht man von Alters her die Art und Weise der Schriftzüge; z. B. er hat eine schlechte Handschrift, d. h. er schreibt schlecht (unleserlich) oder das handschriftliche Nachlaſsverzeichnis d. h. das mit eigener Hand oder den eigenen Schriftzügen des Besitzers geschriebene Verzeichnis. Unter Manuscript dagegen versteht man ein Stück (Bogen, Heft) mit einem Aufsatz beschriebenes Papier. An einer Handschrift etwas ändern kann man nur, wenn man die Schriftzüge ändert, das gehört in das Gebiet der Kalligraphie. An einem Manuscript ändern heiſst aber (oder fordert) den Aufsatz nicht bloſs bezüglich der Schriftzüge, sondern vielmehr dem Sinne nach umändern, umarbeiten (korrigieren, kürzen, verlängern etc.)“. Der Artikel schlieſst mit sapienti sat. Der sapiens war in diesem Falle der Mitarbeiter, der mit seiner Forderung im vollen Rechte war, da der Ausdruck Handschrift für Manuscript bei uns vollständig eingebürgert ist und zwar ohne Rücksicht darauf, ob das opus von dem Verfasser eigenhändig oder wie das bei den Alten vorzugsweise der Fall war, durch fremde Hand geschrieben ist. So reden wir von einer Hohenems-, Münchener- und St. Gallener- u. s. w. Handschrift des Nibelungenliedes, von Handschriften des Demosthenes, Cicero, von Handschriftenkunde, Handschriftenhändlern, Handschriftensaal u. s. w. Nur in einem Falle ist der Ausdruck Handschrift statt Manuscript nicht recipiert, als terminus in der Buchdruckerei. Der Setzer kennt nur ein Manuscript und dies geht soweit, daſs selbst gedruckte Bücher, wenn sie oder etwas aus ihnen abgesetzt wird, als Manuscript bezeichnet werden.

Freising. Höger.



Zu §. 29 Abs. 5 der Schulordnung.

„Das Überspringen einer Klasse ist, namentlich in den vier oberen Klassen, nur ausnahmsweise bei besonders ausgezeichneter Befähigung und entsprechendem Alter zu gestatten. Die Entscheidung steht dem Lehrerrate zu“.

Dazu bemerke ich: Wie die Entscheidung dem Lehrerrate (derjenigen Anstalt, an welcher der Schüler bisher studierte) zusteht, so hat jedenfalls auch die Initiative von einem oder mehreren Lehrern, welche Gelegenheit hatten, sich von der ausgezeichneten Befähigung (= den hervorragenden Kenntnissen) des Schülers zu überzeugen, auszugehen; ein Bittgesuch der Eltern, Vormünder u. s. w. ist hier ausgeschlossen. Ebenso erscheint ausgeschlossen, daſs ein Schüler, der von einer isolierten Lateinschule oder einem Progymnasium an ein vollständiges Gymnasium übertreten will, in diesem Jahre des Übertrittes zugleich eine Klasse überspringe, da in diesem Falle weder der neue noch der bisherige Lehrerrat kompetent erscheint. Wollten also wirklich in diesem letzteren Falle Gesuche an das K. Staatsministerium gerichtet werden, so hätten die Petenten wohl lediglich Abweisung zu gewärtigen.

Freising. Höger.

Der Zudrang zu den humanistischen Studien.

Der an die Rektorate der humanistischen Gymnasien gerichtete Erlaſs des Kultusministeriums, welcher sich gegen den übermäſsigen Zudrang zu den humanistischen Studien wendet, hat folgenden Wortlaut:

Nr. 10297. München, 19. Juli 1895. K. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten. Betreff: Der Zudrang zu den humanistischen Studien. Die seit einer Reihe von Jahren stetig sich erhöhende Frequenz der humanistischen Gymnasien gibt dem K. Staatsministerium Veranlassung, der Frage näher zu treten, ob etwa dem übermäſsigen Zudrange von Schülern zu den humanistischen Studien durch entsprechende Maſsnahmen zu begegnen sei.

Daſs die Teilnahme zahlreicher ungeeigneter Elemente am Gymnasialunterricht eine schwere Schädigung der Anstalten und des Unterrichtsbetriebes an denselben in sich schlieſst, bedarf wohl keiner besonderen Hervorhebung, ebensowenig der Umstand, daſs durch das fortwährende Anwachsen der Gymnasien dem Staate sehr erhebliche, stets zunehmende Lasten auferlegt werden.

Das K. Staatsministerium glaubt, daſs, um dieser übermäſsigen Schülerfrequenz in der erforderlichen Weise entgegenzutreten, vorerst besondere organisatorische Maſsnahmen nicht notwendig erscheinen, daſs vielmehr durch einen angemessenen Vollzug der bereits bestehenden Normen nach der angegebenen Richtung eine immerhin nicht unerhebliche Abhilfe wird geschaffen werden können. Es wird indessen ausdrücklich betont, daſs es dem K. Staatsministerium bei den nachfolgenden Erörterungen nur darum zu thun ist, ungeeignete und unbrauchbare Elemente von der Studienlaufbahn ferne zu halten, während es andererseits der bestimmte Wille der K. Staatsregierung ist, daſs tüchtige und brauchbare Schüler nach wie vor bei den Studien gefördert werden sollen.

Gemäſs § 25 Abs. 3 der Schulordnung vom 23. Juli 1891 ist als untere Altersgrenze für den Eintritt in die 1. Klasse des Gymnasiums das vollendete 9. Lebensjahr festgesetzt. Es ist aber eine bekannte Erfahrungsthatsache, daſs Schüler dieser Altersstufe häufig die entsprechende Reife und Vorbildung für die humanistischen Studien noch nicht besitzen. Den K. Rektoraten wird es in der Mehrzahl dieser Fälle möglich sein, durch Belehrung der Eltern, Vormünder etc. zu bewirken, daſs die Schüler in die unterste Klasse wenigstens nicht vor dem vollendeten 10. Lebensjahre eintreten.

Jene Schüler, welche lediglich die Berechtigung zum Einjährigen-Freiwilligen-Dienst erlangen wollen, um sodann in einen bürgerlichen Beruf einzutreten, werden im Wege der Belehrung ihrer Angehörigen zu veranlassen sein, daſs sie eine Realschule, als die für ihre Zwecke geeignetere Schulgattung, besuchen. Ebenso wird es sich empfehlen, jene Schüler der unteren Klassen, deren Angehörige nicht am Orte des Gymnasialsitzes wohnen und die auch sonst ein besonderes Interesse, ge-

rade an dem betreffenden Orte ihre Studien zu machen, nicht nachweisen können, in der Regel an die Progymnasien und Lateinschulen zu verweisen.

Durch strengere Handhabung der Altersdispensen werden manche Schüler, die sich von vorneherein unzweifelhaft als zum Studium untauglich erweisen, von dem Eintritte in das Gymnasium abgehalten werden können. Das K. Staatsministerium wird nach dieser Richtung nicht nur an die primär zuständigen K. Regierungen, Kammer des Innern, die entsprechenden Weisungen ergehen lassen, sondern auch seinerseits in den der ministeriellen Zuständigkeit vorbehaltenen Dispensfällen eine angemessene Strenge walten lassen, insbesondere die in der generalisierten Ministerial-Entschliefsung vom 23. Juli 1893 Nr. 10.288 ausgesprochenen Grundsätze strikte zur Anwendung bringen. Die K. Rektorate haben sich hienach bei ihren gutachtlichen Anträgen auf Erteilung von Altersdispensen zu richten.

Auch eine angemessene Strenge bei der Aufnahmsprüfung in die erste Klasse erscheint geeignet, eine teilweise Minderung der Frequenz herbeizuführen. Wenn auch zu Gunsten der betreffenden Schüler angeführt werden kann, dafs sie mitunter ohne eigenes Verschulden mit verschiedenartiger und vielleicht auch mangelhafter Vorbildung sich zum Eintritte in die erste Klasse melden und hienach eine nachsichtigere Beurteilung der Leistungen nicht vollständig von der Hand gewiesen werden kann, so kann es doch andererseits nicht gebilligt werden, dafs, wie es an manchen Anstalten geschieht, alle oder doch nahezu alle sich meldenden Schüler in die erste Klasse aufgenommen werden. Eine strengere Ausscheidung nach der sechswöchentlichen Probezeit wird eine Entfernung der ungeeigneten Elemente herbeiführen, ohne dafs Härten in der angedeuteten Beziehung zu befürchten wären.

Nach § 29 Abs. 3 der Schulordnung ist das Vorrücken nicht hinreichend befähigter Schüler mit rücksichtsloser Strenge zu verhindern. Durch genaue Befolgung dieser Vorschrift werden unbrauchbare Elemente rechtzeitig einem anderen Berufe zugeführt. Auch die gewissenhafte Beobachtung der Bestimmung in Abs. 7 des gleichen Paragraphen bezüglich der Zulassung zu den Aufnahmsprüfungen wird diesem Zwecke dienen.

Endlich kann die Frage der Schulgeldentrichtung von Bedeutung für die Frequenz der Anstalten sein. In dieser Richtung glaubt das K. Staatsministerium, dafs namentlich in den unteren Klassen bezüglich der Befreiung vom Schulgelde keine zu grofse Milde geübt werden sollte. In § 4 der Schulordnung vom 23. Juli 1891 ist ausdrücklich bestimmt, dafs die erwähnte Vergünstigung nur jenen Schülern zu Teil werden soll, welche durch Begabung, Fleifs und Fortschritte sich als würdig erweisen und gegründete Aussicht auf die Fortdauer ihrer Würdigkeit geben. Eine sichere Feststellung dieser Verhältnisse wird bei den Schülern der unteren Klassen in sehr vielen Fällen nicht möglich sein, am wenigsten aber wohl beim Eintritt eines Schülers in die unterste Klasse; diese Schüler werden daher in der Regel zur Bezahlung des Schulgeldes anzuhalten sein, ebenso die Repetenten aller Klassen. Den mit der Behandlung der Befreiungsgesuche befafsten Kommissionen ist von dieser Anschauung des K. Staatsministeriums besondere Mitteilung zu machen. Ob nicht aufserdem überhaupt eine Erhöhung des dermalen zu entrichtenden Schulgeldes veranlafst sei, wird der weiteren Erwägung vorbehalten.

Das K. Rektorat wird beauftragt, die im Vorstehenden enthaltenen Bemerkungen zur Richtschnur für die Behandlung der einschlägigen Fragen zu nehmen und die im Vollzuge gemachten Wahrnehmungen veranlafsten Falles jeweils in dem gemäfs § 44 Abs. 10 der Schulordnung zu erstattenden Jahresberichte besonders hervorzuheben. v. Landmann.

Programme

der K. Bayer. humanistischen Gymnasien und Progymnasien 1894/95.

(Format durchaus in 8°; die Seitenzahl ist beigedruckt).

Amberg: Joh. Schmid, K. Gymnl., De conviciis a X oratoribus Atticis usurpatis. Pars I. 38 S. — **Ansbach:** Dr. Georg Hüttner, K. Gymnl., Demosthenis oratio in Stephanum prior num vera sit, inquiritur. 65 S. — **Aschaffenburg:** Dr. Joh. Straub, K. Gymnprof., Der teleologische Gottesbeweis und seine Gegner. 2. Teil. 80 S. — **Augsburg:** a) Gymnasium St. Anna: Dr. Paulus Geyer, K. Gymnl., Adamnanus, Abt von Jona. I. Teil. Sein Leben. Seine Quellen. Sein Verhältnis zu Pseudoeucherius de locis sanctis. Seine Sprache. 46 S. b) Gymnasium St. Stephan: P. Anselm Eberhard, Athenagoras. Nebst einem Excurs über das Verhältnis der beiden Apologien des hl. Justin zu einander. 46. S. [c) Realgymnasium: Dr. Gottlieb Heut, K. Gymnprof., Materialien für den Unterricht in der Chemie an Mittelschulen. 38 S.]. — **Bamberg:** a) altes Gymnasium: Karl Hartmann, Gymnasialassistent, Über die Taktik des Arrian. 20 S. b) neues Gymnasium: Dr. Wilhelm Procop, K. Gymnprof., Über den Ursprung und die Entwicklung der französischen Sprache. Eine Ferienlektüre für reifere Gymnasialschüler. 42 S. — **Bayreuth:** Dr. Heinr. Sievert, K. Gymnprof., Über Thetafunktionen, deren Charakteristiken aus Fünfteln ganzer Zahlen bestehen. II. Teil. 36 S. — **Burghausen:** Kurt Weber, K. Gymnasialturnlehrer, Kurzer Abrifs der Geschichte der Leibesübungen in Deutschland von 1774—1895. Beobachtungen und Betrachtungen. Anhang: Das Turnen an der isol. Lateinschule und nachher am Gymnasium in Burghausen. 86 S. — **Dillingen:** Joh. Stöcklein, K. Gymnl., Untersuchungen zur Bedeutungslehre. 59 S. — **Eichstätt:** Dr. Sebast. Englert, K. Gymnprof., Der Mässinger Bauernhaufe und die Haltung der bedrohten Fürsten. Beitrag zur Geschichte des Bauernkrieges 1525. 46 S. — **Erlangen:** Dr. Friedr. Littig, K. Gymnl., Andronikos von Rhodos. III. Teil. 35 S. — **Freising:** Dr. Jos. Mayer, K. Gymnprof., Über n^{te} Potenzreste und binomische Congruenzen dritten Grades. 30 S. — **Hof:** Rud. Schwenk, K. Gymnl, De anachronismis apud Euripidem obviis. 28 S. — **Kaiserslautern:** C. Ehemann, K. Gymnprof., Die XII. Rede des Dion Chrysostomos. 35 S. — **Kempten:** C. Meinel. K. Gymn.-prof., Dionysios oder Longinos. Über das Erhabene. Übersetzt und mit kritischen und exegetischen Bemerkungen versehen. 58 S. — **Landau:** Franz Ranninger, Gymnasialassistent, Über die Allitteration bei den Gallolateinern des 4., 5. und 6. Jahrhunderts. 55 S. — **Landshut:** Dr. Jos. Amsdorf, Symbolae ad Aristotelis politicorum crisin spectantes. Pars altera. 48 S. — **Metten:** P. Bernhard Ponschab, O. S. B., Tatians Rede an die Griechen. 45 S. — **München:** a) Ludwigsgymnasium: Dr. Ernst Häfner, K. Gymnl., Die Eigennamen bei den lateinischen Hexametrikern. 19 S. b) Luitpoldgymnasium: H. Morin, Lehrer für Zeichnen und Naturkunde, Schutzfärbung und Schreckfarben in der Tierwelt. 32 S. c) Maximiliansgymnasium: Dr. Theod. Preger, K. Gymnl., Beiträge zur Textgeschichte der *Πάτρια Κωνσταντινουπόλεως*. 51 S. d) Wilhelmsgymnasium: Dr. Heinr. Diel, K. Gymnl., De enuntiatis finalibus apud Graecorum rerum scriptores posterioris aetatis. 52 S. [d) Realgymnasium: Dr. J. B. Krallinger, K. Gymnprof., Der Ezzoleich, mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben. 30 S.]. — **Münnerstadt:** Wilh. Schneidawind, K. Gymnl., Die Antigone des Sophokles. Übersetzung mit einem Anhang sachlicher Bemerkungen. 62 S. — **Neuburg a. d. D.:** Fr. Beck, K. Gymnl., Ungedruckte Gedichte des Simone Serdini da Siena nebst einer Kanzone des Leonardo d'Arezzo IV. u. 10 S. — **Neustadt a. d. H.:** Dr. C. Mehlis, K. Gymnl., Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande. 35 S. mit 2 Tafeln. — **Nürnberg:** a) Altes Gymnasium: F. Nerz, K. Gymnprof., Perfectum und Imperfektum, respektive Passé défini und Imparfait. 31 S. b) Neues Gymnasium: Dr. Otto Stählin, K. Gymnl., Beiträge zur Kenntnis der Handschriften des Clemens Alexandrinus. 35 S. [c) Realgymnasium: Dr. Hans Keller, Gymnasialassistent, Die Rechtsfrage in Lysias' 9. Rede. 30 S.]. — **Passau:** Dr. Friedr. Eberl, K. Gymnprof., Studien zur Geschichte des fränkischen Königreichs Bayern. 53 S. — **Regensburg:** a) Altes Gymnasium: Hans Heinisch, K. Gymnl., Urkund-

liche Beiträge zur Geschichte des Gymnasium poëticum in Regensburg. I. Teil. 37 S. b) Neues Gymnasium: C. Th. Pohlig, K. Gymnprof., Die romanische Baukunst in Regensburg. Mit einem Anhange: Der Neubau des Kgl. Neuen Gymnasiums in Regensburg. 48 S. — **Schweinfurt**: F. Scholl, K. Gymnprof., Ilias I, 291. Eine kritisch-exegetische Betrachtung. 30 S. — **Speyer**: Albert Kennel, K. Gymnl., Die Schlacht bei Speyer am 15. Nov. 1703. Nach den im K. bayer. Kriegsarchiv zu München gesammelten Materialien, nach Akten des K. niederländischen Reichsarchivs und sonstigen Quellen bearbeitet. 73 S. mit Kärtchen. — **Straubing**: Dr. Burkard Weissenberger, K. Gymnl., Die Sprache Plutarchs von Chäronea und die pseudoplutarchischen Schriften. I. Teil. 37 S. — **Würzburg**: a) Altes Gymnasium: Dr. Nik. Spiegel, K. Gymnl., Der numerus Saturnius. Eine rythmische Studie. 48 S. b) Neues Gymnasium: Jos. Klug, K. Gymnl., Inversion und Elektrischer Strom. 44 S. — **Zweibrücken**: Dr. Karl Dahl, K. Gymnl., Demetrius *περὶ ἑρμηνείας*. Ein Beitrag zur Bestimmung der Abfassungszeit der Schrift. II. Teil. 53 S. — Progymn. **Fürth**: Theodor Neidhardt, K. Gymnl., Über Zahlensymbolik der Griechen und Römer. I. Teil (die Drei- und Neunzahl). 40 S. — Progymn. **Ludwigshafen a. Rh.**: Ernst Landgraf, K. Gymnl., Ein lateinisches Medizinisches Fragment Pseudo-Galens. Zum ersten Male herausgegeben und besprochen. 19 S. u. 11 S. Facsimile.

Frequenz

der humanistischen Gymnasien, Progymnasien und isolierten Lateinschulen des Königreichs Bayern am Schlusse des Schuljahres 1894/95.

1. Humanistische Gymnasien:

Gymnasium	heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr	Gymnasium	heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr
1. München, Luitpoldg.	1284	+ 52	20. Amberg	379	+ 7
2. München, Ludwigsg.	815	+ 34	21. Bayreuth	372	+ 2
3. München, Maxgymn.	740	— 15	22. Straubing	367	+ 17
4. Würzburg, Neues G.	703	+ 8	23. Würzburg, Altes Gymn.	361	— 9
5. München, Wilhelmsg.	669	+ 17	24. Metten	354	— 1
6. Augsburg, St. Stephan	623	+ 1	25. Augsburg, St. Anna	351	— 11
7. Regensburg, Altes G.	615	+ 25	26. Kempten	334	+ 23
8. Passau	591	+ 31	27. Burghausen	328	+ 24
9. Regensburg, Neues G.	521	— 3	28. Eichstätt	315	+ 5
10. Dillingen	516	— 13	29. Ansbach	292	— 27
11. Freising	489	+ 15	30. Neuburg a. D.	282	— 12
12. Bamberg, Altes Gymn.	459	+ 35	31. Erlangen	280	— 5
13. Nürnberg, Neues G.	452	+ 4	32. Kaiserslautern	274	— 4
14. Aschaffenburg	444	+ 18	33. Münnerstadt	265	+ 3
15. Landshut	430	— 5	34. Hof	258	+ 9
16. Bamberg, Neues Gymn.	411	+ 6	35. Schweinfurt	249	— 10
17. Speyer	405	— 3	36. Zweibrücken	243	+ 4
18. Nürnberg, Altes Gymn.	401	— 12	37. Neustadt a. H.	238	— 34
19. Landau	381	— 29			

Gesamtfrequenz der humanistischen Gymnasien am Schlusse des Schuljahres 1894/95 16491 Schüler gegen 16105 Schüler am Schlusse des Schuljahres 1893/94, somit ein Zugang von 386 Schülern.

2. Progymnasien:

Progymnasium	heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr	Progymnasium	heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr
1. Rosenheim	160	+ 21	14. St. Ingbert	93	+ 14
2 Frankenthal	158	+ 23	15. Neustadt a. d. A.	88	+ 9
3. Schäftlarn	155	0	16. Pirmasens	82	+ 19
4. Fürth	137	+ 4	17. Bergzabern	79	+ 16
5. Ingolstadt	136	+ 27	18. Kitzingen	79	+ 3
6. Edenkoben	131	+ 16	19. Schwabach	76	+ 20
7. Dürkheim	128	+ 32	20. Wunsiedel	75	+ 14
8. Ludwigshafen a. Rh.	121	+ 26	21. Windsheim	66	+ 11
9. Günzburg	115	+ 23	22. Rothenburg o. T.	64	+ 30
10. Weissenburg a. S.	111	+ 15	23. Nördlingen	62	+ 9
11. Memmingen	107	+ 28	24. Kusel	59	+ 1
12. Lohr	100	+ 22	25. Kirchheimbolanden	57	+ 16
13. Öttingen	94	+ 12			

Gesamtfrequenz der 25 Progymnasien im 1. Jahre ihres Bestehens (1894/95) 2533 Schüler, gegen 2122 Schüler des Vorjahres, wo die Progymnasien (mit Ausnahme der 6klassigen Anstalten Fürth, Ludwigshafen a. Rh., Schäftlarn) 5klassige Lateinschulen waren, somit ein Zugang von 411 Schülern.

3. Lateinschulen:

Lateinschule	heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr	Lateinschule	heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr
1. Scheyern	193	+ 10	12. Hammelburg	47	— 7
2. Grünstadt[1])	107	— 15	13. Hafsfurt	46	— 13
3. Windsbach	101	+ 2	14. Lindau	37	+ 1
4. Miltenberg	86	— 6	15. Blieskastel	33	— 11
5. Landstuhl	67	— 1	16. Annweiler	27	— 5
6. Winnweiler	64	— 6	17. Hersbruck (2 Kl.)	26	+ 17
7. Homburg	63	— 9	18. Feuchtwangen (3 Kl.)	20	+ 6
8. Uffenheim	63	— 9	19. Amorbach[3])	16	— 6
9. Dinkelsbühl[1])	61	— 1	20. Thurnau (2 Kl.)	15	— 10
10. Germersheim[1])	54	+ 3	21. Wallerstein (2 Kl.)	12	— 3
11. Donauwörth (4 Kl.)[2])	53	+ 22			

Gesamtfrequenz der 21 Lateinschulen am Schlusse des Schuljahres 1894/95 1191 Schüler, gegen 1237 des Vorjahres, somit ein Abgang von 46 Schülern.

Gesamtfrequenz der humanistischen Anstalten des Königsreichs im Schuljahre 1894/95 20215 Schüler gegen 19464 des Vorjahres, somit ein Zugang von 651 Schülern.

---

[1]) wird mit Beginn des Schuljahres 1895/96 Progymnasium,
[2]) wird mit Beginn des Schuljahres 1895/96 fünfklassige öffentliche Lateinschule,
[3]) hat mit Schluss des Schuljahres 1894/95 aufgehört zu bestehen, nachdem der Landrat von Unterfranken die erforderlichen Mittel nicht bewilligt hat.

Prüfungskommissäre

wurden im verflossenen Schuljahre vom hohen Kgl. Staatsministerium entsendet

a) zur Abhaltung der mündlichen Absolutorialprüfung an folgende 13 Gymnasien:

1. **Augsburg,** St. Stefan und 2. **Augsburg,** St. Anna: Dr. Karl Sittl, K. Universitätsprofessor in Würzburg. 3. **Bamberg,** Altes u. 4. **Bamberg,** Neues Gymnasium: Dr. Wolfgang Markhauser, K. Gymnasialrektor in München, Mitglied des obersten Schulrates. 5. **Erlangen:** Dr. Gg. Friedr. Unger, K. Universitätsprofessor in Würzburg. 6. **Freising:** Dr. Aug. Luchs, K. Universitätsprof. in Erlangen. 7. **Hof:** Heinrich Ritter von Pessl, K. Lyzealrektor in Dillingen. 8. **Landshut:** Dr. Adolf Roemer, K. Universitätsprof. in Erlangen. 9. **München:** Ludwigsgymnasium u. 10. **München,** Wilhelmsgymnasium: Geheimrat Dr. Iwan v. Müller, K. Universitätsprof. in München, Mitglied des obersten Schulrates. 11. **München,** Luitpoldgymnasium: Dr. Lorenz Grasberger, K. Universitätsprof. in Würzburg. 12. **Nürnberg:** Altes u. 13. **Nürnberg,** Neues Gymnasium: Dr. Martin Schanz, K. Universitätsprofessor in Würzburg. 14. **Passau:** Dr. Nikolaus Wecklein, K. Gymnasialrektor in München, Mitglied des obersten Schulrates. 15. **Schweinfurt:** Dr. Elias Steinmeyer, K. Universitätsprof. in Erlangen;

b) zur Abhaltung der mündlichen Abgangsprüfung der 6. Klasse an sämtliche Progymnasien und zwar: 1. **Bergzabern**: Joh. Dreykorn, K. Gymnasialrektor in Landau; 2. **Dürkheim** a. d. H.: Jak. Müller, K. Gymn.-Rektor in Neustadt a. H.; 3. **Edenkoben**: Joh. Dreykorn, K. Gymn.-Rektor in Landau; 4. **Frankenthal**: Friedr. Ohlenschlager, K. Gymn.-Rektor in Speier; 5. **Fürth**: Dr. Gg. Autenrieth, K. Gymn.-Rektor in Nürnberg (A. G.), Mitglied des obersten Schulrates; 6. **Günzburg**: Gg. Faber, K. Gymn.-Rektor in Dillingen; 7. **St. Ingbert**: Gg. Hahn, K. Gymn.-Rektor in Zweibrücken; 8. **Ingolstadt**: Dr. Nik. Wecklein, K. Gymn.-Rekt. in München, Mitglied des obersten Schulrates; 9. **Kirchheimbolanden**: Dr. Jak. Simon, K. Gymn.-Rektor in Kaiserslautern; 10. **Kitzingen**: Val. Völcker, K. Gymn.-Rektor in Schweinfurt; 11. **Kusel**: Dr. Jak. Simon, K. Gymn.-Rektor in Kaiserslautern; 12. **Lohr**: Ad. Bergmann, K. Gymn.-Rektor (N. G.) in Würzburg; 13. **Ludwigshafen**: Friedr. Ohlenschlager, K. Gymn.-Rektor in Speyer; 14. **Memmingen**: Bened. Hasenstab, K. Gymn.-Rektor in Kempten; 15. **Neustadt** a. A., Dr. Max Lechner, K. Gymn.-Rektor (N. G.) in Nürnberg; 16. **Nördlingen** und 17. **Oettingen**: K. Hofmann, K. Gym.-Rektor (St. Anna) in Augsburg; 18. **Pirmasens**: Gg. Hahn, K. Gymn.-Rekt. in Zweibrücken; 19. **Rosenheim**: Dr. Wolfg. Markhauser, K. Gymn.-Rektor in München, Mitglied des obersten Schulrates; 20. **Rothenburg** o. T.: Jak. Bauer, K. Gymnprof. in Ansbach (an Stelle des erkrankten Gymnasialrektors Dr. Bernh. Dombart); 21. **Schaeftlarn**: Dr. Bernh. Arnold, K. Gymn.-Rektor in München; 22. **Schwabach** und 23. **Weissenburg a.** S.: Dr. Gg. Orterer, K. Gymn.-Rektor in Eichstätt; 24. **Windsheim**: Dr. Adolf Westermayer, K. Gymn.-Rektor in Erlangen; 25. **Wunsiedel**: Karl Dietsch, K. Gymn.-Rektor in Hof.

Personalnachrichten.

Ernannt: Bernh. Freyberg, Gymnl. in Freising (N. Spr.) zum Gymnprof. daselbst; Heinr. Moritz, Assistent in München (Ludwigsg.) zum Gymnl. in Landshut; Wilh. Schmidt, Subrektor der Lateinschule Amorbach zum Rektor des Progymn. Schwabach mit dem Rang und Gehalt eines Gymnprof.; Osw. Silverio, gepr. Lehramtskandidat (Erzieher der Söhne Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Leopold von Bayern) zum Gymnl. extra statum am Maxgymn. in München; aus Anlafs der Umwandlung der Lateinschulen zu Germersheim, Grünstadt und Dinkelsbühl wurden die Subrektoren Franz Hellfritzsch in Germersheim, Joh. Spies in Grünstadt; Paul Monninger in Dinkelsbühl zu Rektoren der betr. Progymn. ohne Änderung ihrer Rangverhältnisse ernannt; Max Schmidt, Assistent an der Realschule Landshut zum Gymnl. am Progymn. Germersheim (M); Friedr. Joerges, Assistent am neuen Gymn. zu Regensburg zum Gymnl. am Progymn. Grünstadt (M); Jos. Lirk, Assistent am Gymn. in Zweibrücken zum Gymnl. am Progymn. Dinkelsbühl; Aug. Regnault, Rektor der Realschule Kitzingen zum Gymnpr. (M) in Eichstätt ohne Änderung des Rangverhältnisses; Dr. Joh. Bapt. Sturm, Gymnl. in Speyer zum Gymnpr. in Kaiserslautern;

Martin Matz, Assistent an der Lateinschule Miltenberg zum Gymnl. am Progymn. Germersheim; Dr. Wilh. Vogt, Gymnpr. am Realg. Augsburg zum Rektor des Realg. Nürnberg; Karl Vonlohr, Studienl. an der Lateinschule Annweiler zum Subrektor daselbst mit dem Rang und Gehalt eines Gymnprof.; Rudolf Pfann, Assistent an der Realschule Freising zum Studienl. in Annweiler; Benedikt Hasenstab, Rektor des Gymn. zu Kempten zum Studieninspektor am Kadettenkorps unter Belassung des Ranges und Titels eines Gymnasialrektors; Karl Welzhofer, Gymnprof. am Ludwigsg. in München zum Gymnasialrektor in Straubing; Albert Winter, Gymnl. am neuen Gymn. in Regensburg zum Gymnprof. in München (Ludwigsg.); Karl Summer, Assistent am Progymn. Neustadt a. A. zum Gymnl. am Progymn. Kirchheimbolanden; Georg Straufs, Reallehrer in Lindau zum Gymnprof. (M.) in Landau; Willibald Preis, Gymnl. in Bayreuth zum Gymnprof. daselbst; Joh. Rampf, Assistent am neuen Gymn. in Regensburg zum Gymnl. am Progymn. Ludwigshafen; Dr. Jakob Schäffler, Gymnl. in Regensburg (A. G.) zum Gymnprof. in Dillingen; Joh. Wölfle, Assist. in Augsburg (St. Stefan) zum Gymnl. in Neuburg a. D.

Versetzt: Otto Lang, Gymnprof. in Landshut an das Ludwigsgymn. in München; Priester Ad. Graef, Studienl. an der Lateinschule Amorbach als Gymnl. nach Aschaffenburg; Priester Dr. Andreas Müller, Gymnprof. in Eichstätt nach Landshut (M.); Heinrich Jütten, Reallehrer in Landsberg als Gymnl. (M.) an das Ludwigsg. in München; Leonh. Haibel, Gymnl. am Progymn. Germersheim nach Speyer; Jos. Pistner, Gymnasialrektor in Straubing nach Kempten; Frz. Stefl, Gymnl. am Progymn. Kitzingen an das neue Gymn. in Regensburg; Max Zopf, Gymnl. am Progymn. Kirchheimbolanden an das Progymn. Kitzingen; Fried. Böhrke, Gymnl. am Progymn. Ludwigshafen nach Bayreuth; Jak. Eibel, Gymnprof. in Dillingen nach Schweinfurt; Karl Bauer, Gymnl. in Neuburg a. D. nach Regensburg (A. G.)

Assistenten: Gegenseitig versetzt wurden die Gymnasialassistenten Karl Tavernier vom Progymnasium Kitzingen und Robert Ruckdeschel vom human. Gymn. Neustadt a. H.; als Assistenten an das Gymn. Dillingen berufen die Assistenten Ramsauer in Donauwörth und Gaiser in Hammelburg.

In Ruhestand versetzt: Paul La Roche, Gymnprof. in München (Ludwigsg.) für immer unter wohlgefälliger Anerkennung, Bernh. Müller, Gymn.-prof. in Kaiserslautern auf ein Jahr; Aug. Daumiller, Rektor des Realgymn. in Nürnberg unter wohlgefälliger Anerkennung auf immer; ebenso Kaspar Jahn, Subrektor der Lateinschule in Annweiler und Heinrich Schmauser, Gymnprof. in Bayreuth; ebenso der im zeitweiligen Ruhestande befindliche vorm. Gymnl. am Progymn. Rothenburg o. T. Konrad Probst; auf 1 Jahr Dr. Otto Dotterweich, Gymnl. (M.) in Speyer; Karl Metzger, Gymnprof. in Schweinfurt.

Der Stellung im Staatsdienste enthoben: der von den beiden städtischen Gemeindekollegien von München für die Stelle eines städtischen Schulrates gewählte und in der Eigenschaft als K. Schulkommissär Allerhöchst bestätigte Gymnasiallehrer (M.) am Ludwigsg. Dr. Georg Kerschensteiner, ferner der Gymnprof. (M.) Dr. Joseph Ritz in Landau zum Zwecke der Übernahme der Stelle des Rektors an der städtischen Handelsschule in München, beide unter wohlgefälliger Anerkennung, letzterer unter Belassung des Titels eines K. Professors.

Gestorben: Alois Ebenböck, Gymnprof. a. D. in München; Karl Ludw. Graul, Studienl. a. D. in München; Friedr. Ernenwein, Gymnpr. a. D. in München.

Kritik der neuen Prüfungsordnung.

Die Redaktion glaubt die verehrlichen Herren Kollegen aufmerksam machen zu sollen auf eine beachtenswerte Kritik unserer neuen Prüfungsordnung, welche in dem kürzlich ausgegebenen Septemberheft der Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen (Jahrg. XLIX, S. 513) erschienen ist unter dem Titel: „Die neue Prüfungsordnung für das Lehramt an den Mittelschulen in Bayern im Verhältnis zur Ordnung der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen in Preufsen vom 5. Febr. 1887 mit besonderer Berücksichtigung der Prüfungsordnung für den Unterricht in der Mathematik und Physik“ von Oberlehrer Dr. W. Halbfafs in Neuhaldensleben.

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereins wolle man sich an den ersten Vorstand Gymnasialprofessor Dr. Friedrich Gebhard (Kirchenstr. 3/I. l) oder an den stellvertretenden Vorstand Gymnasialprofessor Dr. Karl Rück (Jägerstr. 3a III./r.) wenden; **alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasiallehrer Dr. Joh. Melber in München, Theresienstr. 33 II. l. zu richten,** jedoch mögen Artikel über Standesverhältnisse direkt an den 1. Vereinsvorstand gesandt werden.

Alle die Zusendung unserer Zeitschrift betreffenden Reklamationen oder Mitteilungen sind an den Vereinskassier, Gymnasiallehrer Dr. Aug. Stapfer (Holzstr. 26/III. l.) zu richten.

Frühere Jahrgänge unserer Zeitschrift können, soweit der Vorrat reicht, von Vereinsmitgliedern zu ermäfsigtem Preise durch den Vereinskassier, Dr. Aug. Stapfer (Holzstraſse 26|III l.) bezogen werden, nachdem das Archiv des Vereines jüngst in das Gebäude des K. Luitp.-Gymn. übertragen worden ist.

Diesem Hefte liegen für die Vereinsmitglieder 3 Übersichten bei: 1. Die Frage der Rang- und Gehaltserhöhung der älteren Gymnasialprof. 2. Über die Beförderungsverhältnisse der philologischen Gymnl. und 3. der Gymnl. für Mathematik.

Diesem Hefte liegen folgende Beilagen bei:

1 Der Firma C. F. Amelang Verlag in Leipzig.
1 „ „ Wilheim Arnold in Aschaffenburg.
1 „ „ Wilhelm Emmer in Berlin.
1 „ „ Carl Gräser in Wien.
1 „ „ Wilh. Rudolph in Giessen.
1 „ „ J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping) in München betr. Taschenbuch für Lehrer an höheren Lehranstalten für das Schuljahr 1895/96 mit Personalstatus der Gymnasien, Progymnasien, Lateinschulen und Realschulen im Königreich Bayern.

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

REDIGIERT VON

DR. JOHANN MELBER.

EINUNDDREISSIGSTER BAND.

XI. & XII. HEFT.

NOVEMBER—DEZEMBER.



MÜNCHEN, 1895.
J. LINDAUER'SCHE BUCHHANDLUNG.
(SCHOEPPING.)

Inhalt des XI. u. XII. Heftes.

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereins wolle man sich an den ersten Vorstand Gymnasialprofessor Dr. Friedrich Gebhard (Kirchenstr. 3/I. l.) oder an den stellvertretenden Vorstand Gymnasialprofessor Dr. Karl Rück (Jägerstr. 3a III./r.) wenden; **alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasiallehrer Dr. Joh. Melber in München, Theresienstr. 33 II. l. zu richten,** jedoch mögen Artikel über Standesverhältnisse direkt an den 1. Vereinsvorstand gesandt werden.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Über die sogenannten „Gymnasialverbindungen".

Über die studentischen Vereine an unseren Mittelschulen ist schon so viel geschrieben worden, dafs ich nicht den Mut hätte, diese Literatur durch meinen bescheidenen Beitrag noch zu vermehren, wenn nicht die Frage von ernstester medizinischer Bedeutung wäre. Es sei ferne von mir, als „Kronzeuge" aufzutreten, denn unsere Philologen sind über diese Institute genügend aufgeklärt; aber Eines wissen sie nicht und das wissen auch die treibenden Elemente in den Schülerverbindungen, die „Philister" nicht, dafs der junge Sünder nicht nur gegen die Gesetze der Schule verstöfst, sondern dafs er sich selbst gesundheitlich den allergröfsten Schaden zufügt. Ich versuche im Nachstehenden den Beweis zu liefern, dafs in diesen praeoccupierten Kneipereien der Keim zu mancher organischen und nervösen Krankheit gelegt wird, zu Krankheiten, welche die spätere Arbeitsfähigkeit und Schaffensfreude beeinträchtigen oder in Frage stellen.

Die zunehmende Nervosität unserer Zeit läfst sich nicht leugnen; es ist darum kein Wunder, dafs ein Psychiater von Ruf, wie Krafft-Ebing, behauptet, die Nervengesundheit beim Kulturmenschen werde leider immer seltener. Aber diese nervöse Schwäche zeigt sich schon bei dem heranwachsenden Geschlecht, beim Schüler. Ungezählte Arbeiten sind über diesen Gegenstand schon geschrieben worden, und die difficilsten Köpfe haben Vorschläge gemacht, wie dem lawinenartig wachsenden Übel zu begegnen sei, bis man endlich in dem Schlagwort „Überbürdung" die Erlösung gefunden zu haben wähnte. Mir scheint: nicht ganz mit Recht! — Wer mit offenen Augen die moderne Schule betrachtet, wer die Lehrmethode unparteiisch und vor allem mit Verständnis prüft, der wird mir eingestehen müssen, dafs der derzeitige Mittelschüler eigentlich viel leichter lernt und gewifs nicht mehr zu lernen braucht, als dies früher nötig war. Verbesserte und vereinfachte Lehrmittel, der zu ungewohnter Höhe emporgediehene Anschauungsunterricht in den jüngeren Klassen und endlich die Schulgesetze selbst, die so human als möglich sind und den Schüler behandeln wie ein rohes Ei — all das sind Änderungen gegen früher, aus denen sich zwar vieles, aber keine Überbürdung deduzieren läfst. Dafs wir mehr Kurzsichtige, mehr Schwächlinge, mehr Nervöse auf den Schulbänken sitzen sehen, das hat ganz andere Gründe. Dieselben liegen nicht ferne!

Vorerst bringt der vermehrte Zudrang zu den Mittelschulen denselben eine Menge psychisch inferiorer Elemente, die naturgemäfs mehr unter der ihr Gehirn bedrückenden Last seufzen wie der talentierte Schüler, und zweitens gibt es Schädlichkeiten, welche den jungen Organismus in den Jahren des Lernens und Wachsens treffen, ohne dafs die Schule dafür verantwortlich gemacht werden kann. — Ich meine die Schülerverbindungen, in welchen Geist und Körper systematisch den schwersten Schädlichkeiten ausgesetzt werden.

Unter den mehr als 1500 nervösen Menschen, die ich in den letzten 8 Jahren zu beraten Gelegenheit hatte, fand ich zu meiner Verwunderung eine nicht kleine Anzahl von Neurasthenikern in jugendlichem Alter: Gymnasiasten, Studenten, junge Beamte. Vorherrschend waren bei diesen, was mir ganz besonders auffiel, zwei Symptomenkomplexe: die absolute nervöse Erschöpfung und die Herzneurose. In vielen Fällen war es für mich ganz besonders schwer, die Ursache des Leidens herauszufinden; denn es fehlte jede erbliche Belastung, es war keine schwere körperliche Krankheit vorausgegangen, kein akut schädigender Gemütseindruck. Nur zwei Angaben wiederholten sich und mehrten sich, als ich einmal aufmerksam gemacht, stets darnach fragte, nämlich die bekannten Jugendsünden, die viel mehr verbreitet sind, als gewöhnlich angenommen wird, und Exzesse in Baccho und zwar entweder beides kombiniert oder letzteres allein und zwar in den Jahren der Entwicklung (16—18). — Die erste Krankheitsursache kann hier füglich übergangen werden, umsomehr als schon übergenug darüber diskutiert wurde und man das Thema nicht ohne grofse Vorsicht behandeln darf, aber die zweite Ursache möge uns eingehender beschäftigen.

Wie ich schon oben erwähnen konnte, fand ich also bei manchen meiner jugendlichen Neurastheniker, dafs sie Schülerverbindungen angehört hatten und in denselben sich zu Trinkexzessen hatten verleiten lassen. Es war mir nicht uninteressant zu sehen, dafs die betreffenden Patienten einmal auf die Vergangenheit aufmerksam gemacht gar nicht so selten selbst das krankmachende Agens herausfanden. Mancher meiner Neurastheniker hatte zwar die auf dem Gymnasium erlernten Trinkkünste als Student fortgesetzt, aber um das Bild nicht zu verwischen, schliefse ich diese Fälle ganz aus. — Es dürfte nun vielleicht angebracht sein, zu zeigen, welche Anforderungen die Verbindung an die Mitglieder gestellt hatte; denn wenn ich anklage, mufs ich auch beweisen. Leichter dürfte mir der Beweis werden und er wird auch instruktiver sein, wenn ich einfach schildere, wie es in solchen Verbindungen zugeht. Dabei möchte ich dem der Schule ferner Stehenden versichern, dafs an der Darstellung kein Wort übertrieben ist, dafs ich aber andrerseits auch nichts verschweigen will.

Also der Schüler, sagen wir der VI. oder VII. Gymnasialklasse (im Alter von 15—16 Jahren), tritt einer Studentenverbindung bei. Ich übergehe die Dekorationen des Geheimbundes als nebensächlich und spreche nur von den Pflichten und Rechten des Novizen. Letztere sind minimal und bestehen in der Möglichkeit, ab und zu in einem

versteckten Wirtslokal hinter verschlossenen Thüren und unter der Ägide des Philisteriums studentische Abzeichen tragen zu dürfen. Gröfser sind die Pflichten: der „Fuchs" mufs mindestens einmal in der Woche die an den Mittwochen oder Samstagen stattfindende Kneipe besuchen und dortselbst mindestens 3 Stunden aushalten. Die Spitzen des Bundes halten natürlich länger aus. — Das auf der Kneipe konsumierte Bier wird fast ausschliefslich in Quantitäten genossen, also nicht nach der Sitte der gewöhnlichen Sterblichen in Mengen, die dem jeweiligen Durste entsprechen, sondern in Mengen, welche von der Zuneigung oder Abneigung der Tafelrunde zu dem Trinkeleven und von der mehr oder minder ausgeprägten feuchtfröhlichen Stimmung abhängen. Die üblichen Quantitäten sind ein Schluck, ein Halber, ein Ganzer. Mitunter häufen sich diese Verpflichtungen so, dafs der Einzelne in einer Stunde bis zu 2 Litern hinuntergiefst und bei besonders festlichen Gelegenheiten kann es auch vorkommen, dafs einer dem andern einen Liter vortrinkt. Diese geistreiche Unterhaltung wird unterbrochen durch Rundgesänge, sowie durch sog. Biermensuren, die den integrierenden Bestandteil einer zunftgemäfsen Kneipe bilden und im Wetttrinken je eines halben Liters bestehen. Ist der erste „Gang" resultatlos, so folgt ein zweiter, auch ein dritter, bis einer der Kämpen unterlegen ist. Beim „Bundestag", oder beim Besuche eines Kartellbruders wird einer auswärtigen gleichgesinnten Verbrüderung von der Gesamtheit eine gewifse Menge vorgetrunken, die jene in gegebener Frist gewissenhaft nachtrinkt. Ein Versäumnis in dieser Hinsicht wäre eine schwere Beleidigung, auch wenn ein Dutzend Gymnasiasten in 3 Stunden 50 Liter trinken mufs.

Man braucht nicht Mediziner zu sein, um einzusehen, dafs solche Kraftleistungen vom Magen in einfacher Weise beantwortet werden; aber gerade diese Reaktion ist dem Neuling in der Trinkkunst erwünscht, weil er dadurch, wie es ja schon in den römischen Bacchanalien geübt wurde, in die Lage versetzt wird, den Exzefs zeitlich auszudehnen.

Nach geraumer Frist und bei entsprechendem Eingehen auf die Wünsche der älteren Mitglieder verdient sich der Fuchs das dreifarbige Band und ist dadurch in seinen eigenen Augen wunder was geworden. Er hat bis dorthin auch eine andere Kunst von Grund auf studiert: das Rauchen. Freilich sind es keine Upmanns, die der junge Rauchkünstler sein eigen nennt, aber er ersetzt durch die Quantität, was ihm an Qualität gebricht. Ist die Kneipe vorbei, dann ist es mit dem dreifarbigen Herrn meist auch vorbei — der Rest ist Schweigen.

Schon nach einigen Monaten aber gewöhnt sich der Organismus an die Debauchen und der „Corpsbursch" verträgt — scheinbar, was ihn kurz vorher ernsthaft seekrank gemacht hatte. So geht es Jahre lang fort, bis entweder die Schule oder das Elternhaus einen Strich durch die Rechnung macht oder bis das Absolutorium glücklich bestanden ist. Es sind im allgemeinen Ausnahmen, dafs eine solche Verbindung von Amtswegen aufgelöst wird, und ebenso selten kommt es vor, dafs ein Mitglied der Verbindung Valet sagt.

Man kann mir nun einwenden, es sei auffallend, dafs man diese Exzesse in einem wohlgeordneten Haushalt nicht sofort bemerkt. Dagegen ist zu erwidern, dafs nicht jeden Schüler das Auge der Eltern bewacht und dafs die sogenannten Kostleute oftmals beide Augen zudrücken, weil sie befürchten, durch eine Anzeige finanziell geschädigt zu werden. Ganz möchte ich davon schweigen, dafs es auch indolente Eltern gibt, die trotz Eingeweihtseins in die Irrgänge ihres Sohnes keine Veranlassung nehmen, dagegen Front zu machen.

Wir sind etwas vom Thema abgekommen, ich mufs das Leben des Verbindungsgymnasiasten noch weiter schildern: dem glänzenden Nachmittag resp. Abend folgt ein bleigrauer Morgen mit all den Leiden, die eben eine akute Alkohol- und Nikotinvergiftung heraufbeschworen hat. Trifft der graue Morgen mit einem Schultag zusammen, so ist letzterer zu den verlorenen zu rechnen; ist es aber ein Sonntag, so hat die Natur Zeit, sich zu erholen, zu welchem Zwecke von manchen Schülerverbindungen solenne Frühschoppen arrangiert werden. — Nun sagt mir einer, meine Schilderung pafste ebenso gut auf einen Studenten im I. Semester, und was der Gymnasiast nicht geübt hätte, übe der Student doch! Dem entgegne ich, dafs der junge Student sein eigener Herr ist und sich schon eher gegen unvernünftige Zumutungen im Trinken auflehnen kann, dafs ihm der Exzefs von keiner Seite verboten ist und dafs er sich endlich in einem Alter befindet, in welchem unser Körper schon eher einen Puff verträgt. Der Gymnasiast dagegen ist noch im Wachstum begriffen, für ihn ist das Kneipen und Rauchen eine verbotene und deshalb doppelt süfse Frucht und endlich hat er selten die moralische Kraft, sich gegen thörichte Zumutungen im Trinken mannhaft zu wehren. Gibt es ja auch unter den Erwachsenen welche, denen ein Fleck auf dem Schild der Bierehre schlimmer erscheint als wenn die sonstige Ehre fadenscheinig wird.

Durch diese häufigen Exzesse mutet nun der Gymnasiast seinem gesamten Gefäfssystem eine Leistung zu, der es umsoweniger gewachsen ist, als es noch nicht völlig erstarkt und widerstandsfähig ist. Nicht allein der Alkohol ist es, der Schaden bringt, auch die Menge des Genossenen, die Art des Trinkens und die Kombination mit dem Nikotinmifsbrauch wirken destruierend. Verschlimmernd wirkt noch der Umstand, dafs der Exzedent in dem Bewufstsein lebt, ein Unrecht zu thun. Den Zusammenhang zwischen nervösen Leiden und moralischen Eindrücken leugnet kein moderner Neurologe. — So haben wir also in dem Leben des Jünglings, dessen Zeit weise eingeteilt mit ernster Arbeit und körperlicher Beschäftigung im Freien verbracht werden sollte, eine Reihe von Schädlichkeiten, die auf das Herz und auf das Gehirn einwirken. Gerne würde ich damit mein Urteil über die Schülerverbindungen abschliefsen, — sehen wir ja schon mehr als genug des Schlimmen — aber noch mufs auf eine Thatsache aufmerksam gemacht werden, die manchem im ersten Augenblick absurd erscheinen mag: auch auf dem Altar der Venus wird geopfert. Ich schreibe dies mit dem Bewufstsein nieder, den Ausspruch jederzeit

beweisen zu können und präzisiere meine Worte dahin, dafs in den Schülerverbindungen sich manchmal Elemente finden, die es in sexuellen Dingen so weit gebracht haben, wie die jeunesse dorée der Grofsstadt. Wenn ich die Gefahren der Infektion nur nebenbei streife und daran erinnere, dafs deren Folgen schon zum Selbstmord geführt haben, so möge dies heikle Gebiet verlassen sein, ohne dafs ich die moralische Seite berührt hahe. In solchen Dingen sagen kurze Worte mehr als langatmige Sätze.

Nunmehr erübrigt mir, das Krankheitsbild zu schildern, von dem ich annehme, dafs es der verfrühten Hingabe an die Genüsse des akademischen Lebens seine Entstehung verdankt. In vielen Fällen gelingt das Absolutorium, wenn auch nicht immer ohne Schwierigkeiten, aber es macht sich doch schon eine gewifse Abnahme der Arbeitsfähigkeit geltend, die vielleicht dem Schüler selbst weniger auffällt als dem Lehrer. Die ersten Symptome kommen von Seite des Gefäfssystems: heifse Hände, Kongestionen zum Kopf, Kopfdruck, Schwindel, Herzklopfen, aussetzender Puls. Daran schliefsen sich psychische Veränderungen: mangelndes Selbstbewufstsein, Angst vor der Öffentlichkeit, Verstimmungszustände, Mangel an Konzentrationsfähigkeit. Der junge civis academicus, der sehr bald Krankheitsempfindung bekömmt, wird immer aufmerksamer auf die in ihm vorgehenden Veränderungen: er kontrolliert sich, fängt an in populär-medizinischen Werken nachzulesen, und da sein anamnestischer Horizont nicht rein ist, so wächst langsam, aber sicher die oftmals mit der Neurasthenie eng verbundene Hypochondrie empor. Zeitungsnotizen über diskrete Hülfe in Schwächezuständen, der berühmte „Selbstschutz" und ähnliche Elaborate der Schundliteratur treiben den sich vor dem graduierten Arzt schämenden Neuropathen in die Hand des brieflich oder mündlich ordinierenden Pfuschers, und so vergeht oft geraume Zeit, manchmal die halbe Universitätszeit, bis der Unglücksmensch vor der rechten Schmiede ankommt. Dann ist meist die Furcht vor dem Examen das treibende Motiv, und wir konstatieren in den häufigsten Fällen eine universelle Neurasthenie, die durch die Angst des Kranken vor drohender Gehirnerweichung und Rückenmarksdarre einen stark hypochondrischen Beigeschmack hat.

Diese universelle Neurasthenie bietet uns meist das Bild der absoluten nervösen Erschöpfung. Dem Träger der Neurose ist jede irgendwie anstrengende geistige Thätigkeit unmöglich. Er klagt über andauernden Kopfdruck, über Schwindel, Vergefslichkeit, Konzentrationsunfähigkeit, er neigt zu Verstimmungsaffekten, hat jede Lebensfreude verloren und im Hintergrunde schlummern leise angedeutete Selbstmordgedanken. Ich kenne Fälle, in denen die Kranken so weit waren, dafs sie in ihrer Ängstlichkeit, beeinflufst durch Zwangsideen und im Gefühle der psychischen Leistungsunfähigkeit nicht im stande waren, einen geordneten Brief zu schreiben; sie konnten in keine Gesellschaft, kein Konzert, kein Theater gehen, erröteten bei der harmlosesten Unterhaltung wie ein Backfisch und benahmen sich in der Öffentlichkeit so, dafs die Störung ihres nervösen Gleichgewichtes offen zu tage

lag. Zu einer geordneten Thätigkeit, die einen ganzen Mann in Anspruch nimmt, sind solche von jedem äufseren Anlafs abhängige Menschen nicht zu gebrauchen, eine verantwortungsreiche Stelle können sie nicht ausfüllen.

Leben derartige Kranke in günstigen Vermögensverhältnissen, so fafst man sie wohl als Sonderlinge auf, aber sie füllen eine gewisse gesellschaftliche Stellung gerade zur Not noch aus, weil man eben keine Anforderungen an sie stellt; sind sie aber auf die Früchte ihrer Arbeit angewiesen, so kommen sie mit sich und den Vorgesetzten in Konflikt und es entstehen dadurch immer aufs Neue schädigende Einflüsse.

Noch schlimmer daran sind die reinen Herzneurastheniker, diejenigen, bei denen die Exzesse im Trinken und Rauchen eine Störung der Herzthätigkeit heraufbeschworen haben. Die hier zu beobachtenden Symptome sind meist augenfällig und äufsern sich als Druck und Schmerzempfindlichkeit in der linken Brustseite, als äufserst peinigende Schwindelanfälle. Es wird über Schlaflosigkeit, Schweratmigkeit und Gemütsdepression geklagt, im Vordergrunde aber stehen die Erscheinungen von Seite des Herzens; tagelanges Herzklopfen, das sich bei der geringsten Erregung oder körperlichen Anstrengung (schon beim Treppensteigen) fast bis zur Tachykardie (Puls bis zu 150 Schlägen in der Minute) steigert, läfst dem Kranken keine ruhige Stunde. Er beginnt nunmehr eine höchst peinigende Selbstkontrolle, zählt seinen Puls und entdeckt zu seinem Schrecken, dafs derselbe nicht regelmäfsig ist, sondern in bestimmten Intervallen aussetzt. Endlich kommt der erste Angstanfall! Nach einer körperlichen oder geistigen Schädlichkeit oder auch ohne jede Veranlassung überfällt den Patienten ein Gefühl reinster Todesangst. Er kann nicht sitzen, nicht liegen, läuft ruhelos umher, stürzt Wein oder Cognac hinunter, nimmt in der Verzweiflung Brom oder Baldrian, bis endlich der herbeigeholte Arzt durch einfache Mafsnahmen, wie kalte Herzumschläge oder durch blofsen tröstlichen Zuspruch den Kranken wieder beruhigt, aber die Erinnerung an den Anfall klingt noch lange in dem schwer erschütterten Nervensystem nach, und noch lange ängstigt sich, so paradox es klingen mag, der Kranke vor der Angst. War er vorher scheu und hatte er wenig Selbstvertrauen, so wird er nach dem Anfall meist so deprimiert, dafs sich oftmals an die Attaque direkt die sachgemäfse ärztliche Behandlung anschliefst.

Man vergleiche einen gesunden 20jährigen Mann, der voll Übermut steckt, dem kein Weg zu weit, kein Ziel zu hoch ist, mit einem solchen Schwächling, um einzusehen, dafs die geringste Krankheitseinsicht genügt, um den Patienten tief unglücklich zu machen. Man bedenke aber auch, was dem Herzen alles hat zugemutet werden müssen, bis es in solcher Weise den Dienst verweigert.

Der Vollständigkeit wegen sei noch derjenigen Fälle gedacht, in denen die Verdauungsorgane Schaden gelitten haben, wo wir es mit einem Magen- oder Darmkatarrh chronischer Natur oder mit einer durch das übermäfsige Quantitätentrinken verursachten Magenerweite-

rung zu thun haben. Derartige Zustände trotzen oft lange auch der sorgfältigsten Behandlung, und vielfach hat sich der junge Student durch Gymnasialexzesse die Universitätszeit gründlich verdorben.

Es ist eine Thatsache, die der Kranke sehr rasch an sich selbst ausprobiert, dafs nämlich die neurasthenischen Erscheinungen vorübergehend nach dem Genusse konzentrierter Alkoholica zurücktreten. Erinnern wir uns an die alkoholistische Vergangenheit unserer Nervösen, so werden wir in diesem Pseudo-Heilmittel eine grofse Gefahr erblicken, die immer mehr wächst, weil immer gröfsere Mengen des destruierenden Giftes notwendig werden. — Der Schritt vom Neurastheniker zum chronischen Alkoholisten ist nicht grofs und wird leider nur zu oft gethan.

Was wird nun aus diesen Neurasthenikern, deren Erkrankung wir auf Alkohol- und Nikotinexzesse im Gymnasialleben zurückführen müssen? Die Zahl meiner Beobachtungen ist nicht so grofs, dafs ich eine unanfechtbare Statistik liefern kann, aber wenn ich diejenigen Fälle, die in meiner Behandlung standen, genau analysiere und wenn ich ein wenig weiter schauend als Nervenarzt das Schicksal meiner Alters- und Studiengenossen unter die Lupe nehme, so komme ich doch zu einem Resultate:

1. Eine Gruppe kann zur vollen Gesundheit zurückgeführt werden, wenn die Krankheitssymptome von Anfang an so alarmierend sind, dafs energisch eingegriffen wird. Es braucht bei richtiger und rechtzeitiger Behandlung keine Spur der Neurose zurückzubleiben, aber trotzdem restiert die Disposition zu neuen funktionellen Erkrankungen. Hat das Nervensystem einmal eine Wunde — wenn ich mich so ausdrücken darf —, so wird bei der feinen Organisation desselben auch nach der Heilung die Narbe immer wieder von Zeit zu Zeit schmerzen, besonders wenn gröfsere Anforderungen kommen. Im besten Falle aber hat der Geheilte die Rückerinnerung an eine schlimme, tiefgreifende Affektion gerade in den Jahren, in welchen andere nicht wissen, was Nerven sind. Die Möglichkeit der vollständigen Heilung möchte ich mit 20 % angeben.

2. Häufiger (50 %) aber geht die Sache anders aus. Die Neurasthenie heilt nur partiell. Die Wunde vernarbt nicht, sie verschorft blofs. — Solche Individuen sind im Kampfe ums Dasein immer halbe Invaliden. Wenn die Not kommt, können sie nur mit Aufgebot der letzten Willenskraft ihren Mann stellen und das Geleistete entspricht nicht mehr dem Kraftaufwand. Diese Invaliden arbeiten immer mit einem Hochdruck, der die Maschine bald abnützt und aus ihrer Reihe rekrutieren sich die jungen Greise, die bedauernswerten Menschen, die nach jeder gröfseren Anstrengung erschöpft zusammenbrechen, deren Waffen vorzeitig stumpf werden. Unzählige Kurversuche bringen immer wieder vorübergehende Besserung, aber die rechte Schaffensfreude fehlt ebenso wie der rechte Erfolg.

3. 30 %, also fast ein Drittel, geht unter. Aus ihnen erwachsen die Declassés, sie werden Schreiber und Pferdebahnkondukteure, sprechen in sozialistischen Versammlungen, sind mit sich und der

Welt zerfallen. Die nervöse Erschöpfung hat auch die moralische Seite getroffen und das Gemütsleben verändert. Ein anderer Teil dieses Drittels acquiriert chronische Herz-, Magen-, Darm-, Nieren- und Leberleiden, andere werden tuberculös, manche sogar geisteskrank; die Umschau unter ihnen ist für den Menschenfreund nicht erbaulich. Von einer Heilung ist keine Rede mehr. Im günstigsten Falle nimmt der Degenerierte eine unter seinem Bildungsgrade befindliche Stellung ein oder er führt ein Parasitenleben, steht anderen im Wege und ist ein unnützes Glied der Gesellschaft.

Gottlob sind unsere Nerven doch nicht so difficil, dafs jeder Exzefs in der Jugend notwendig nervenkrank machen müfste. Gar mancher einstige Verbindungsgymnasiast steht heute hoch in Amt und Ehren, aber warum sollte man eine Institution nicht einmal mit grellem Lichte beleuchten, die so manch Anderem die Zukunft untergrub! Ich sehe in den Jugendexzessen eine Gefahr und eine prädisponierende Ursache zu späterer Neurasthenie und behaupte deshalb: bei den vielen unabwendbaren Schädlichkeiten, die unser Nervensystem treffen, müssen wir bestrebt sein, alle diejenigen zu beseitigen, denen wir aus dem Wege gehen können. — Wenn der Mann draufsen im Leben nervös wird, weil die Verantwortung seine Kräfte übersteigt, weil ihn der Ehrgeiz über das zuträgliche Mafs hinaus arbeiten läfst, oder weil Not ums tägliche Brot ihn kategorisch zwingt, dann verdient er unser volles Mitleid. Wie man den siechen Feldzugssoldaten ehrt, so achtet man auch den Invaliden der Pflicht und der Arbeit!

Wenn aber der Junge blasiert vor den ersten Anstrengungen zurückweicht, die ihm das Leben auferlegt, weil er sein Nervenkapital leichtsinnig vergeudet hat, so verdient er strengen Vorwurf. Aber er hat doch auch Anspruch auf Milde; denn nicht er allein ist der schuldige Teil, er war ja zur Zeit seiner ersten Sünden unmündig. — Den Verführern müssen wir grollen, die sich meist aus Studenten zusammensetzen, denen die rechte Gesellschaft fehlt. Nicht allein grollen müssen wir ihnen, nein wir beschuldigen sie offen; denn sie sündigen meist bewufst. Wer die Jugend vergiftet und wer deren Zukunft bedroht, der lädt eine Schuld auf sich, die sich bitter rächt.

Wenn wir wiederholen, dafs der Keim mancher schweren, mancher unheilbaren Neurose auf den Kneipen der Schülerverbindungen gelegt wird, dann steht uns auch die Frage frei, ob das Nachahmen studentischer Gebräuche es verlohnt, eine solche Gefahr zu beschwören. Wir mifsgönnen der Jugend keine Freude, und wäre das Vergnügen an der bunten Mütze und dem dreifarbigen Bande ein harmloseres als es wirklich ist, so sollte die Jugend auch dieses haben. Bei dem hohen Kaufpreise aber verlohnt es sich wahrlich nicht, die Gesundheit und das Glück der Zukunft einer Thorheit zu opfern.

München. Dr. med. Franz C. Müller,
Nervenarzt.

Allerhand zu Moscherosch.

I.

Der Vnartig Teutscher Sprach-Verderber[1]) vom Jahre 1643.

(Nachträglich zum 250. Gedenkjahr seines Erscheinens).

Vor kurzem hat es der Zufall gefügt, dafs ich wieder einmal den Neudruck des „Vnartigen Teutscher Sprach-Verderbers“ in die Hand nahm, den Herman Riegel, der Vater des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, im Jahre 1891 in der 1. Nummer der wissenschaftlichen Beihefte zur Zeitschrift des ADSprV. wieder ans Licht gezogen hat. Schon auf der zweiten Seite stiefs ich auf eine Stelle, an der mein Auge früher achtlos vorübergeglitten war, bei der ich mir aber diesmal sagte: Das hast du schon anderswo gelesen; und wo sonst als bei Moscherosch.

Ich schlage also meinen Moscherosch auf und richtig, da steht im Gesichte ‚A la mode Kehraufs‘ (153f., 184f. B) die ganze Stelle unverändert bis auf ein paar geringfügige Abweichungen, meist im Gebrauch der grofsen und kleinen Anfangsbuchstaben, deren Einzelaufführung nicht der Mühe lohnt. Ohnehin zeigen sich hierin bei Moscherosch selbst oft auf der gleichen Seite Schwankungen und die Schreibweise jener Zeit ist überhaupt mehr die des Setzers als des Schriftstellers.

Ich setze die Stelle hierher nach der ersten Ausgabe des genannten Gesichtes aus demselben Jahr 1643 wie der Sprachverderber; dieser wird durch den obenerwähnten Neudruck ohnehin weite Verbreitung gefunden haben. Vorausgehen bei beiden spafshaft-bissige Wortdeutungsspielereien über das Wort ‚Compliment‘, bei Moscherosch ausführlicher, beim Sprachverderber knapper. Dann heifst es ([1643] 152 f.):

„Ja, es ist recht Nachdenckliche·Krafft in diesem Wort verborgen. Compli-menteur, ein Prächtiger Höfflicher Reder, Grofssprecher, Ein Auffschneider vnd Lügner. Dann wie kan es jmmer müglich sein, das ein Teütscher, der von art nicht viel wort macht, nicht viel Schwätzens vnnd Grofssprechens achtet, seiner Natur zuwider es mit so läppischen Babbeleyen recht meynen solte? Warlich, dieses Wort Complement, dessen wirckung jetzt im höchstē grad stehet, gibt zuerkeñen was wir für zeiten haben: dann auch in den Worten eine

[1]) So heifst die Überschrift. Franz Muncker in der Allg. D. Biogr. 22, 355 und auch Reinold Köhler in Gosches Archiv f. Litt.-Gesch. I (1870) 295 haben das nicht beachtet. ‚Teutscher Sprach‘ gehört zusammen. — Allerdings schreibt schon 1644 der Verfasser des ‚Ehrenkrantzes‘ S. 7: Teutsche u. S. 314: Teutschen statt Teutscher; der war aber auch kein Philolog.

Die Anführungen aus Moscherosch geschehen nach den in meinem Besitz befindlichen Ausgaben der Gesichte, Strafsburg 1665 (2. Teil) und 1677 (1. Teil). Manchmal ist auch die Ausgabe von 1642—43 angeführt, aber dann eigens hervorgehoben. Zur leichtern Übersicht sind für die Stücke, die Bobertags Auswahl in Kürschners D. Nat.-Litt. Bd. 32 bringt, auch Seiten- und Zeilenzahl dieser Ausgabe mit beigefügtem B angegeben. Vom ‚Sprachverderber‘ benütze ich den der hiesigen Hof- und Staats-Bibliothek gehörigen ersten Abdruck, daneben wird Riegels Neudruck (R) aufgeführt.

solche heimliche Krafft vnnd Nachtruck zu zeiten stecket, dafs grosse Dinge daraufs können ersehen vnnd erkundiget werden.

Wie die Zeiten sind, so sind die Wort: vnd hinwiderum̄, wie die wort sind, so sind auch die Zeiten. Verba ut Nummi. Es ist vnsere Sprach difsmahlen in ein recht KipperJahr gerathen: Jeder beschneidet, bestimmelt dieselbe wie er will, gibt jhr einen Halt vñ Zusatz wie er will. Vnd wie solche leichte Müntzen, wie weifs sie auch gesotten sind, dannoch anderst nichts in sich haben als Kupffer am Halt: Also alle solche heutige Auffschneidereyen, wie schön sie äusserlichem Thon nach lauten, sind im Hertzen doch nicht eins drecks werth: vnd wan sie am besten sind, vnnd du meynest du habest nun alles was du begehrest, so weissestu im aufskehren weder dafs, was du begehret, noch dafs was man dir geben, vor einander zuerkennen: dann der Wind führet die Wort darvon: vnd so wenig als du den weg eines Vogels wirst finden können in der Lufft, so wenig wirstu den Nachtruck solcher Auffschneydereyen spühren mögen".

Geradeso steht es im Sprachverderber (4 f., 31 f. R). Im ersten Augenblick war ich mir sicher, den langgesuchten unbekannten Verfasser entdeckt zu haben. Über den hat Riegel nichts beibringen können, sagte ich mir, auch Reinold Bechstein hat in seiner Besprechung des Riegelischen Neudrucks (Lyons Zeitschrift für d. deutsch. Unterricht V (1891) 316—21) nur die unerwiesene und unerweisliche Vermutung geäufsert, „Johann Balthasar Schuppius möchte der Verfasser sein". Aber Schupps eigene Schriften sind ja geradezu ein abschreckend Beispiel der Sprachmengerei. Auch die neueste Behandlung des Sprachverderbers durch Hans Gräf („der Sprachverderber vom J. 1643 und die aus ihm hervorgegangenen Schriften", Diss. Jena 1892 S. 52), hervorgerufen durch die beiden vorigen, „mufs sich mit dem Geständnis des Nichtwissens bescheiden". Kein Zweifel, es ist Moscherosch selbst.

Und alsbald stieg auch dunkel in mir eine Erinnerung auf, als ob ich irgendeinmal irgendwo irgendetwas gelesen hätte von einer Vaterschaft Moscheroschs am Sprachverderber und dank einer Eintragung von meiner Hand in meinen Goedeke war auch dies bald gefunden. Reinold Köhler hat im Jahre 1870 (a. a. O. 291) eine bis dahin unbeachtete Äufserung Moscheroschs bekannt gegeben. Dieser hatte im Jahre 1652 zu Strafsburg eine Neuausgabe der Schrift Georg Gumpelzhaimers, überschrieben ‚Gymnasma de exercitiis academicorum' veranstaltet und mit Vorrede und Zusätzen versehen. In einem dieser Zusätze (S. 117) führt er neben Harsdörffers Frauenzimmer Gesprächspielen, Hills Teutschem Palmbaum, Rists Baptistae Armati Rettung der Edlen Teutschen Hauptsprache u. s. w. auch „seinen Sprachverderber" an. Diese Schrift, sagt nun R. Köhler, könnte der „Vnartig Teutscher Sprach-Verderber" von 1643 sein. Auch im Gesichte ‚A la mode Kehraufs' ereifert sich Moscherosch gegen die Sprachverderber u. s. f.

Nun also, dieses Zeugnis Moscheroschs von sich selbst und die

von mir gefundene längere, in beiden Schriften wörtlich übereinstimmende Stelle zusammengenommen ergeben als Verfasser Moscherosch.

Stellen, in denen er seine Ansichten über Sprachmengerei und Fremdwörterei ausspricht, sind leicht beizubringen. Zwar scheint er darin zu schwanken, bald zeigt er sich nachsichtiger und duldsamer, bald wieder schärfer und peinlicher: Es kommt in seinen Schriften eben auf den Zusammenhang an und er selbst entschuldigt sich z. B. vor dem alten Heldenrat, den er im zweiten Teile seiner Gesichte auf Burg Geroldseck[1]) tagen läſst (II 128; 171 B), mit folgenden Worten:

Ich habe (die sieben ersten Gesichte) „meist aufs sonderbarem fleiſs mit allerley dergleichen Sprachen also vermängen wollen: Nicht dass ich jrgend mangel an Teutscher Sprach gehabt hätte; sondern, dass man ein offenbares Muster habe, in künfftiger zeit; vnd sehe, wie so gar vnsere heutige vnartige Landsleut (auch wohl die jenige, so den Fuſs niemahln auſs der Mutter Heymat gesetzet haben) solche Vntugend hoch vnd herrlich haltten; auch nicht wohl etliche wort reden können, sie müssen jhre angebohrne Selbständige Haupt-Sprach mit diesen Bastart-sprachen verunehren. . . . . . Dan ich selbst solche Einmischung Aufs-ländischer wort, in vnsern Teutschen Schrifften vnd Handlungen fast hasse vnd schelten thue". (Vgl. dazu auch die ‚Teutsche Zugab" I 698).

Dem König Airouest (Ariovist) erwidert er kurz zuvor (II 125 f.; 170 B):

„Diese Schuld (der Sprachverderberei) ist nicht der Schreiber, sondern der Herrschafften selbsten. Dann die Herrschafften wollen es also haben: vnd hab ich es selbsten erfahren. Die Herrschafften meynen nicht dass ein Diener was wisse oder gelernet habe, wan er seine Schrifften nicht dergestalt mit Wälschen vnd Lateinischen Wörtern ziere vnd schmücke. Vnd geschicht offt, dass ein gut Gesell, der sich dess puren Teutschen gebraucht, vnd solcher vndeutschen Reden sich mit allem fleiſs müssiget vnd enthaltet, für einen vnverständigen Esel gescholten, oder wohl gar abgeschafft, vnd an seinem Glück wird verkürtzet. Will dan ein gut Kerl irgend ein Dienstlein haben, so muss er sich nach der Herschafft vnd deren Herren Räthen weise richten: Vnd ihnen antworten wie sie fragen: Singen wie sie Geigen: Tantzen wie sie Pfeiffen: Schreiben, wie sie es haben wollen. Ich hab offt selbst darwider gescholten, aber was hilfft es? ich bin viel zu gering, dass ich es allein ändern wolte".

Das sind doch gewiſs Worte, die vonherzen kommen, Worte, die leider selbst heutzutage noch nicht von Katzengold sind.

Aber auch auf die eigentümliche Entschuldigung in der „Vorrede an den Teütschen Leser" vor dem ersten Band der Gesichte (Bl. **ij): „Latina et peregrina ubi quidem intelligi eadem à vulgo non nolebam, vernacula reddidi, caetera non item", läſst er unmittelbar die Worte

[1]) Geroldseck an der Saar, bei Finstingen („Fénétrange"!), nicht das bei Zabern; ausführliches darüber in der vorzüglichen Schrift von Heinr. Schlosser, JMM. und die Burg Geroldseck im Wasgau, Straſsburg 1893.



folgen: „das Hertz ist gut teutsch, und der Vorsatz Bidermännisch, und solte es Cato mit allen Catonisten[1]) widersprechen“.

Ich mufs hier noch eine andere Stelle zur Sprache bringen, die Ludwig Pariser in seiner Doktorschrift: „Beiträge zu einer Biographie von HMMoscherosch“ (München 1891 S. 37) hervorholt. Er spricht da von einem „wunderlichen Zwiespalt in seinem (M.'s) Wesen“, der „den gereiften Mann (1652) sich folgendermafsen über stilistische Grundsätze aussprechen läfst[2]): Et quoniam una historia interdum felicius germanicâ, haec sententia clarius Italicâ, hoc diverbium melius hispanicâ, hoc distichon suavius latinâ sonet linguâ, maiorque saepè emphasis linguae imò idiomati inhaereat, his alternare et quò magis recreemus dulcia utilibus miscere placuit“. Daran knüpft er die Anmerkung: „Dieser durchaus ernst gemeinten Erklärung gegenüber dürfte die Ansicht von Gervinus (III 357), dafs die Mischsprache bei M. auf Rechnung des Scherzes komme, nur für einzelne satirische Stellen in den Gesichten Philanders Geltung behalten, an denen der Modestil parodiert werden sollte“. Aber wo ist denn darin von einer ‚Mischsprache‘, das heifst doch, von einer mit fremden Wörtern durchspickten und ‚vergrummten vnd verlambten‘, nur dem Namen nach noch deutschen Sprache, die Rede?

Ich lese von Geschichten, von Sprüchen, von Zwiegesprächen, von Versen. Moscherosch meint doch blofs gelehrte Anführungen gröfseren Umfangs aus fremden Sprachen, die er in den deutschen Zusammenhang „zur Abwechselung“ einschieben will, wie er das besonders im ersten Teil seiner Gesichte übergenug gethan hat. Eine sonderbare Ansicht spricht er da allerdings aus über die Erholung, die er sich davon verspricht.

Soviel über seine in den Schriften niedergelegte Herzensmeinung. Schauen wir nun, wieweit er sie in die Wirklichkeit umgesetzt hat.

In seinen ältesten Gesichten, in denen des ersten Teils, hat er sich strengstens an seine französische Vorlage gehalten, wie Joh. Wirth in seiner Abhandlung: „M.'s Gesichte Philanders von Sittewalt“ (Erlangen 1887) endgültig nachgewiesen hat. Hier ist allerdings wenig von Sprachreinheit zu spüren. Hier ist er fast nur Übersetzer und seine eigene Arbeit beschränkt sich auf die Zuthaten gelehrter Anführungen aus allen möglichen ihm bekannten Sprachen; er ist eben auch ein Sohn seiner Zeit und diese prunkt gerne mit ihrer Belesenheit.

---

[1]) In der Urschrift steht ‚Caconisten‘; das t und das c zeigen im Druck wenig Unterschied. H. Dittmar (später Rektor in Zweibrücken) hat in seinem nach Grimms Urteil (WB. I Sp. LXXXIV) „missratenen“ Versuch einer Ausgabe der Gesichte (Berlin 1830 S. 5) dieses Unwort mit „Übelgesinnten“ verdeutscht. Also gleich *κακόνοι*? Recht nett! Und gerade auf der gegenüberstehenden Seite erklärt Mosch. inbetreff der Verbessserung der Truckfehler, ‚man könne nicht einen jeden Buchstaben zehen mahl besehen; wer Verstand habe, der werde von sich selbsten verbesseren können, warin er wisse dass geirret worden‘. Die ‚Catonisten‘ sind die Gesinnungsgenossen Catos, die am Einheimischen treu festhalten und sich gegen das Eindringen des Fremden wehren.

[2]) Die Stelle ist von Pariser nicht genau angegeben; sie steht in der Vorrede zu Gumpelzhaimers obenerwähntem Gymnasma auf der Vorderseite des 8. Blattes. P. schreibt auch unrichtig: ‚haereat‘ statt ‚inhaereat‘.

Aber schon kurz nach dem Erscheinen der ersten sieben Gesichte (1640), worin diese nach unserm Gefühl und vom Standpunkt der Sprachreinheit aus tadelnswerte Neigung sich breit macht, schreibt er seine „Insomnis. Cura. Parentum. Christliches Vermächnuss oder Schuldige Vorsorg Eines Trewen Vatters u. s. w.“, nach seiner eigenen Angabe (S. 36 der 1. Ausg.) zwischen dem 22. und 29. Herbstmonats (Michaelstag) 1641; gedruckt ist das Büchlein 1643, also im gleichen Jahre wie der Sprachverderber und die vier ersten Gesichte seines zweiten Teiles. Darin bietet er uns nur noch wenige Anführungen, zumal aus fremden Sprachen, und fast gar keine Fremdwörter mehr: Das Büchlein ist eben ohne viel Klügeln aus der Drangsal seines Herzens heraus „mitten vnder den Feinden, mitten vnder den feindseeligen Waffen, mitten vnder dem getürmel vnd gemurmel der Kriegsgurglen“ geschrieben (S. 4); die Kriegesnot vor den Thoren und in der Stadt Finstingen hat ihn auf seine Gelehrsamkeit vergessen und ihn reden lassen, wie es ihm im Innersten seines Herzens zumute war, und das war urdeutsch trotz seinem spanischen Namen. Das hat er ja oben selbst beteuert. Überdies „schreibt er seinen Kindern“ (S III; 9; 13).

Und in diesem reinigenden Sinne hat er fortgewirkt. Die Gesichte des zweiten Teiles sind samt und sonders sein wertvolles geistiges Eigentum; hier schildert er nicht nach Vorlagen, hier stellt er Selbstgeschautes und Selbsterlebtes dar, was örtlich und zeitlich ihm zunächst lag. Dazu bedurfte es recht weniger gelehrter Brocken und der Fremdwörter fast nur, soweit sie zur richtigen Schilderung der alamodischen Ausdrucksweise seiner Zeitgenossen nicht zu umgehen waren. Aber auch den ersten Teil hat er in den ferneren Ausgaben sorgsam und getreulich geputzt, zumal seit seiner Ausgabe letzter Hand von 1650, die er eigens den vielen Nachdrucken und Nachahmungen entgegenstellt als seine „Spielarbeit“ im „Vorbericht an den Käuffer“ (I** iiij).

Bisher wäre also gegen Moscherosch als Verfasser des Sprachverderbers wohl nichts Stichhaltiges vorzubringen gewesen. Einwenden könnte man noch, dafs der Sprachverderber eine schärfere Sprache führt und rücksichtsloser seine Meinung sagt, als Philander in den Gesichten. Aber das liegt nur an der Bestimmung der Flugschrift; sie beschäftigt sich nur mit einem Teil der allgemeinen Ausländerei und Verwelschung, eben mit dem Unfug, der mit der deutschen ‚Haubt- und Heldensprache‘ getrieben wird: Die Gesichte wollen die gesamte ‚Newsüchtigkeit vnnd das à la mode‘ (II 15) auf allen Gebieten geifseln, daher die weniger scharfe Betonung der Sprachmengerei.

Sonst wäre im Inhalt des Sprachverderbers und der Gesichte gar manche Ähnlichkeit zu finden: Die Herleitungen des Wortes ‚compliment‘, der alamodische Lesestoff der Jungfrawen, die Kanzleien und Schreibstuben, die Rechtsgelehrten, die Ärzte und Apotheker, Kriegsleute, Zeitungschreiber und Kalendermacher, Schulmänner und Schulbuben, allen ihnen begegnen wir in den Gesichten wieder und in ähnlicher Behandlung.

Die Sprache und die Recht- und Schlechtschreibung stimmt gleichfalls zu der Moscherosch und weist geradeswegs auf Südwestdeutschland, sagen wir gleich in die Strafsburger Gegend hin; das ist auch Gräf in seiner oben erwähnten Abhandlung nicht entgangen. Die Bedenken aber, die er (S. 24) wegen der ‚mitteldeutschen‘ Formen: er zoge, kame, verstunde, nahme u. s. f. hat, sind ganz und gar hinfällig. Mitteldeutsche Formen waren durch Luthers Bibelsprache zumal in der Hochburg des Luthertums, in Strafsburg, wohlbekannt, und besonders bibelbelesen war Moscherosch selber, er, der ein so eifriger Lutherischer gewesen ist, dafs er seine reformierte erste und seine katholische zweite Frau beide für Luthers Lehre gewann[1]). Er braucht obendrein diese Formen selbst; nur ein wenig Blättern in seinem „Christlichen Vermächnuss“ hat mir die Formen: zoge (74), stunde (76), sasse (II^{b}), seye (67 u. ö.) aufgezeigt.

Als reinmundartlicher Ausdruck ist Gräf (a. a. O.) auch das Wort „Zweiffelstrick“ aufgefallen. Das Wort war schon zur damaligen Zeit, wie es scheint, kein allgemein bekanntes: Der Kölner Abdruck des Sprachverderbers von 1650 hat ‚Zweiselstrick‘, und der „Teutsche vnartige Sprach- Sitten vnd Tugendverderber“, eine Nachahmung ohne Druckortsangabe aus dem Jahre 1644 ‚Zeiffelstrick‘. Sind es Druckfehler, was leicht möglich ist, so ist es doch auffallend, dafs sie sich gerade bei diesem Worte eingestellt haben. Gräf hat nun bei Schmeller im Bayerischen Wörterbuch (II^{2} 809) das Wort verzeichnet gefunden, aber die Bemerkung, die für sich auch nichts besagt und für unsere Stelle nichts hilft, nicht verstanden und einfach nachgeschrieben. Dabei hat er aber übersehen, dafs Schmeller statt einer genaueren Erläuterung mit Worten eine kleine Zeichnung beigefügt hat; sie stellt eine gewisse Art von Schlinge dar, die zusammengezogen einen festen Knoten bildet. Es ist im Sprachverderber (24; 38 R) die Rede von einem ‚Befelchschreiben‘, „das an dem vmbschlag oder überschrifft mit einem zweiffelstrick (Verzweiffelten Strick) versiegelt war“. Der Wortwitz mit ‚verzweiffelt‘ ist wohl ein Ausdruck der Ungeduld und soll wohl andeuten, dafs der „Schultheis“ sich vergeblich bemühte, die Schnur zu lösen; und das hat eben jener Knoten bewirkt. Campe, Heyne, Sanders und Weigand kennen das Wort nicht und Grimm ist soweit noch nicht vorgeschritten.

Für mich war das Wort ein alter Bekannter; ich war ihm längst bei Moscherosch begegnet im ‚Schergenteufel“, dem ersten Gesichte des ersten Teiles (27; 19$_{3}$ B). Dort handelt es sich um verliebte Fante, „so mit mancherley farben von Nesteln, Bändeln, Zweifelstricken, Schlüpfen, vnd anderm so sie favores nennen (am Rand als Stichwort 1643 S. 20: des faveurs, 1677: Faforn) behencket“ u. s. w. sind. Faveurs, eigentlich ‚Gunstbezeigungen‘ nannte man nach Sachsens grofsem WB. ehedem Bänder, Handschuhe, Degenquasten

[1]) „Reformatae Religionis prior illa erat; sed Dei bonitate nostrae fidei restituta . . . . . . Mariam Barbaram Paniel . . . ., Praefecti filiam et Catholicam: quae tamen summi Dei beneficio ad nos quoque rediit“ (aus M.'s Brief an Machner vom 10. Januar 1652, hrsg. von Gg. Witkowski in d. Ztschr. f. deutsche Philologie XXI 184).

u. a., die bei Turnieren von den Damen geschenkt wurden. Aus dem Zusammenhang ersehen wir auch, dafs es sich um Verschnürungen handelt, wie sie der Bortenmacher und Preiser, auf neudeutsch „Posamentier" genannt, (vgl. Dudens orthogr. WB.) verfertigt. Ich glaube, das Wort hiefs ursprünglich „Zwiefaltstrick", eine Schnur, die zweifach gefaltet, zusammengelegt, geschlungen ist. Man braucht nur nach Schmellers Zeichnung den Knoten nachzumachen und wird sehen, dafs eine Art Preiswerk („Passementerie") herauskommt. Bobertag, dessen Auswahl der Gesichte wir uns später einmal etwas genauer ansehen müssen, rät nach seinem durchweg befolgten Grundsatze: „Findt er keins, so macht er eins" in seiner Erläuterung auf „Quasten" [1]).

Aus der Druckweise und dem Papier des Münchener Abzuges des Sprachverderbers, verglichen mit der Ausgabe der Gesichte aus dem gleichen Jahr 1643 läfst sich nichts entnehmen. Papier und Druck sind der Zeit entsprechend bei beiden schlecht, und Wasserzeichen sind keine da, nur dafs das Papier der Gesichte einige von oben nach unten gleichlaufende Striche zeigt.

Bis jetzt scheint also alles, wenn nicht geradezu für, so doch wenigstens nicht gegen Moscherosch als Verfasser des Sprachverderbers zu sprechen. Aber das Bild hat auch seine Kehrseite, und zwar hat darauf zuerst Hans Wolff hingewiesen in seiner Schrift über den „Purismus (!) in der deutschen Litteratur des 17. Jahrh." (Strafsburg 1888, S. 40 Anm.), indem er sich gegen Reinold Köhler in seinem oben erwähnten Aufsatz wendet. Hans Schultz stimmt in seinem Buche „die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des XVII. Jahrh. für Reinigung der deutschen Sprache" (Göttingen 1888, S. 52) seinen Gegengründen bei.

Zwar Wolffs Einwurf, Moscherosch sei sehr gemäfsigt, der Sprachverderber dagegen „radikal", hält nicht stich nach dem, was oben ausführlich besprochen worden ist. Zugleich begegnet hier Wolff ein unliebsames Versehen; er mutet nämlich dem guten Philander zu, die Ansicht geäufsert zu haben, „die Adligen, die Leute bei Hof, die Krieger und Gelehrten können je nach eignem Geschmacke die Fremdworte (*so!*) gebrauchen, nur dem Bauern und dem Bürgersmann und allen Ungebildeten verwehre er dieselben (Gesichte I 703 ff.)". Aber an dieser Stelle ist leider von der Sprache gar keine Rede, hingegen von dem Kleiderprunk, der nicht jedermann zukommt; und damit hat Moscherosch eben ganz recht und steht nicht allein mit seinem Tadel; hierin gesellen sich ihm sogar offenkundige Sprachhudler und Sprachsudler zu. Achtsames Lesen und Genauigkeit überhaupt vermifst man noch öfter in der Schrift des Hrn. Wolff. Ein weiteres Beispiel unten!

Aber über eine andere Schwierigkeit, die Wolff hervorhebt,

---

[1]) Auf S. 13 seiner Abhandlung meint Gräf, der Ausdruck ‚entunehrt' sei Druckfehler für ‚entehrt' oder ‚verunehrt'. Ehe man solche Behauptungen in die Welt setzt, sollte man doch Grimms WB. nachschlagen und in diesem Falle sich den 3. Bd. Spalte 641 f. anschauen.



kommen wir kaum hinaus und diese schafft uns die durch den ‚Sprachverderber‘ hervorgerufene Schrift: „Der Teutschen Sprach Ehrenkrantz. Neben einem Namenbuch. Darinen der bifshero getragene BettelRock der Teutschen Sprach aufs: vnd hergegen sie mit jhren eygnen Kleidern vnd Zierde angezogen wird“. Strafsburg, in Verlegung JPhMülben. 1644.

Sie ist also beim Verleger Moscheroschs ein Jahr nach dem ‚Sprachverderber‘ erschienen und trägt an der Stirne ein Empfehlungsgedicht Moscheroschs[1]). Hans Schultz hat in seiner obenerwähnten Schrift (S. 82 ff.) nachgewiesen, dafs der Verfasser des ‚Ehrenkrantzes‘ Johann Heinrich Schill hiefs. Er war Doktor beider Rechte und später markgräflich Durlachischer Hofrat. Den Ausschlag gibt der Beweisführung die Erwähnung von „H. Schillens Ehrenkrantz“ in Harsdörffers ‚Poetischem Trichter (III 15)‘.

Mir hatte eine andere Erwägung längst ehe ich Schultzens Buch und Ergebnis kennen lernte, Schills Verfasserschaft des ‚Ehrenkrantzes‘ nicht unwahrscheinlich gemacht. Vor den beiden Teilen der Gesichte Moscheroschs, vor seiner ‚Epigrammatum Centuria Prima‘ (2. Ausg. Strafsburg 1843) und vor seinem ‚Christlichen Vermächnuss‘ findet sich unter andern je ein lateinisches Lobgedicht von Schill. Es war mir nun aufgefallen, dafs Moscherosch, wie er sonst öfter thut, durch keine lobende Widmung eines Gesichtes an Schill oder sonstwie sich dafür erkenntlich gezeigt hätte[2]). Denn damals galt der Grundsatz: „Lobst du mich, so lob ich dich“ mehr als je, und die plattesten Reimer erhoben einander auf Gegenseitigkeit um die Wette auf den Parnass und Helikon und weissagten einander die Unsterblichkeit. Um ein Beispiel dafür brauchen wir nicht weit zu suchen. Nach Moscheroschs Empfehlungsgedicht steht vor dem Ehrenkrantz noch ein Lobgedicht, unterschrieben: J. M. S., d. i. Johann Matthias Schneuber (über ihn Goedeke, Grundrifz III² 144, H. Schultz a. a. O. 79 ff.); es kehrt auch in seinen Gedichten wieder (Strafsburg 1644 S. 355 ff.) und ist der Dank für Schills einführendes Lobgedicht auf S. 17 der Gedichte Schneubers. Schill stellt darin Schneuber z. B. neben Opitz, Fleming, Diederich von dem Werder u. a. Nun war mir der Gedanke gekommen, vielleicht ist das Lobgedicht Moscheroschs im Eingange des Ehrenkrantzes die freigebige Abzahlung seiner Dankesschuld und Chorion, so reden beide, Moscherosch und Schneuber, den Verfasser an, gleich Schill; denn Schills Gedichte sind so überschwenglich nicht. Wie gesagt, es war nur eine dunkele Ahnung, einen Beweis für die Richtig-

[1]) Geschrieben mufs sie etwas früher sein, denn es heifst darin S. 7: „der . . . . Sprachverderber so dieses Jahr heraufs kommen“. Moscheroschs Widmung ist unterschrieben ‚den 25. Mäyen 1644‘.

[2]) Abgesehen von den Unterschriften der Einführungsgedichte finde ich den Namen Schills bei M. nur in einem handschriftlich auf der Berliner Bibliothek erhaltenen und von Erich Schmidt in der Ztschr. für deutsches Altertum (XXIII [1879] 74) mitgeteilten Glückwunsch zur Promotion des Joh. Ulrich Dürr vom 14. Aug. 1649, also aus der Zeit nach dem Erscheinen des ‚Ehrenkrantzes‘, erwähnt mit den dürren Worten: „Schillius adfinis simili tibi iure praeivit“.

keit hätte ich nicht bringen können; es wäre mir auch sonst nie eingefallen, davon öffentlich zu sprechen.

Der engeren Freundschaft Moscheroschs rühmt sich Schill im Ehrenkrantz an vielen Stellen. Er nennt ihn z. B. zweimal (46. 105) seinen „Geehrten Herrn vnd [guten] Freund", verrät uns, daſs Moscherosch „ein absonderliches Nahmenbuch"[1]) wolle schreiben (12. 46); er führt fleiſsig Stellen aus den Gesichten an (z. B. 177. 298. 315. 324. 335) und flicht auch sonst Anspielungen und Anklänge ein (z. B. 9. 172. 181 ff. 304. 317).

„Der Teutschen Sprach Ehrenkrantz" ist ganz sicher hervorgerufen durch den „Vnartigen Teutscher Sprach-Verderber". Er nimmt auch offen Stellung gegen ihn, z. B. S. 314: „Nun wollen wir den vnartigen teutschen (*so!*) Sprach-Verderber ein wenig durchlauffen, vnd sehen, ob alle darin durchgezogene Leut solches verdient habē". Und von da an bezieht er sich beständig bis zum Schlusse auf den Sprachverderber. Aber von einer ‚ziemlich scharfen Kritik', wie Wolff (a. a. O.) meint, der der Ehrenkrantz den Sprachverderber unterzieht, habe ich nicht viel bemerken können. Schill ‚bedingt' obendrein ‚feyerlich', unparteiisch zu sein.

Bei dieser Gelegenheit unterläuft Wolff wieder eine falsche Stellenangabe. Er behauptet, auf S. 331 sage der Ehrenkrantz dem Sprachverderber „recht unliebenswürdige Dinge". Er hat wohl S. 7 f. gemeint, wo allerdings etwas aufrichtig mit ihm deutsch geredet wird: „Der vnartig gemachte vnartig genante Teutsche (*so!*) Sprach-verderber so dieses Jahr heraufs kommen, führt ein gantzen Karren voll solcher newgebachener Wörter zu Marck (welches Tractätlein auch seines Lobs würdig wäre, wann der Autor desselben nicht allzugemein gangen wäre, vnd nicht alles durch die Hächel gezogen)". (Vgl. auch S. 76). Ich weiſs nicht, ob dieses offenherzige Urteil gerade die Grenzen der Freundschaft überschreitet, und ob es deshalb „sonderbar" wäre, wie Wolff sich ausdrückt, wenn Moscherosch „einer solchen Schrift noch einen Empfehlungsbrief mitgäbe und somit auch das wegwerfende Urteil (?) über seinen Purismus (!) unterschriebe". Er konnte ja mittlerweile der Ansicht geworden sein, daſs allzuscharf schartig macht, und der Ehrenkrantz redet doch wahrhaftig nicht unehrerbietig von ihm. Jedoch mir kommt es auf einen Grund mehr oder weniger nicht an, lassen wir es also als Grund gegen Moscheroschs Eigentumsrecht am Sprachverderber hingehn, auch das, was H. Schultz des weiteren dagegen vorbringt. Dieser führt nämlich (a. a. O. 52 und 83 f.) den Wahrscheinlichkeitsbeweis, daſs Moscherosch und Schill Glieder der „Aufrichtigen Gesellschaft von der Tannen" zu Straſsburg gewesen seien und findet in dieser Mitgliedschaft ein Hemmnis für die Annahme, M. habe den 1643er Sprachverderber geschrieben.

[1]) Von diesem wohl nur beabsichtigten „Der alten Teütschen Namenbuch" spricht nach Erich Schmidt (a. a. O. 78) M. selbst in der ‚Insomnis Cura' S. 151. Diese Anführung muſs der erweiterten späteren Ausgabe von 1653 entnommen sein; im Neudruck der 1. Ausgabe von 1643 von L. Pariser (Halle 1893), der mir allein zur Verfügung steht, habe ich sie nicht gefunden.

Denn ein anderer, bis jetzt unbeachteter Umstand scheint mir dagegen zu sprechen, und das ist eine Stelle aus Moscheroschs Lobgedicht auf Schill im Eingange des Ehrenkrantzes. Dort heifst es:

„Mein Freund, warumb wiltu dann
Dass dein Nahm verschwigen bleibe?
Ich, so schlecht als ich wafs schreibe,
Lass es wissen jederman."

Den Chorion-Schill fordert er also auf, mit seinem Namen hervorzutreten, und kündet ihm an:

„Mann wird doch dich wer nur will,
Vnd wer Chorion gewesen
Mit deim Ruhm vnd Ehre lesen.
Chorion ist doch bekant!"

Und er selbst hätte kurz vorher den Sprachverderber namenlos hinausgehen lassen? Was hätte ihm Schill anders antworten können als: Mach mirs nur erst selbst vor, ich folge ja deinem Beispiel! Dieser Grund erscheint mir entscheidender als alles vorige.

Auch ein Umstand, den man sonst als nebensächlich betrachten möchte, gewinnt hier Bedeutung. Der Verfasser des Sprachverderbers schreibt S. 22 (38 R) von dem „Hochgelehrten Herrn Jul. Wilhelm Zinngräf". Aus Moscheroschs eigenem Munde (I 282) wissen wir nun, dafs er seinem Freunde Zincgref mitgeholfen hat an seinen deutschen Apophthegmata[1]). Er schreibt dort Zincgrefs Namen richtig und ebenso thut es Schill im Ehrenkrantz (z. B. 3. 124 f. 142).

Die Anwartschaft Moscheroschs auf den Sprachverderber ist also leider kaum noch aufrecht zu erhalten. Es ergibt sich aber nun eine andere Frage: Stammt die gröfsere Stelle über die ‚Complimenta' aus dem Philander oder hat sie dieser aus dem Sprachverderber?

Moscherosch ist sonst ein getreuer, gewissenhafter, eher zu peinlicher Eckhart fremden Eigentums. Ein Blick in seine Gesichte und auch in sein Christliches Vermächnuss lehrt dies. Das Gesicht ‚Alamode Kehraufs' und der Sprachverderber sind aus demselben Jahr. Dieser hat solches Aufsehen gemacht, dafs er sogar zwei Ausgaben in einem Jahr erlebt, Nachahmungen gefunden und Widerspruch erregt hat. Ein Diebstahl aus einer so bekannten Flugschrift wäre bei Moscherosch, der seinen Namen offen bekennt, jedenfalls auch bei den damaligen unsicheren Begriffen von geistigem Eigentum nicht unbemerkt und vielleicht auch nicht ungerügt geblieben. Philander selbst erzählt im sechsten Gesichte des zweiten Teiles, ‚Soldatenleben' benannt (655 ff., 295 ff. B), mit viel Behagen, wie er dem mitgefangenen Doktor zweimal „über seinen Schulsack kommt und in die Karten sieht". Der singt nämlich erst ein Lied von Weckherlin und dann das auch jetzt noch bekannte Gedicht Opitzens: „Ich empfinde fast ein grawen Dass ich, Plato, für vnd für Bin gesessen über dir; Es ist zeit hinaufs zu schawen" u. s. w. und macht den Zuhörern weis, sie

[1]) Erich Schmidt führt (a. a. O. 76) auch einen Brief Zincgrefs (Epigr. S. 125) vom 12. Juli 1630 an „für M.'s thätige Hilfe."

seien sein Eigentum; Philander gibt ihm aber beidemal „glimpfflich zuverstehen“, „dass er es mercken thate“. Daran knüpft er die Bemerkung (II 659, 298 B): „Ich weis nicht wozu mancher Doctor nützet ..... Ich sehe, dass auch sie sich bifsweilen nicht schämen anderer Leute rühmliche Werck vnd Schrifften für die ihrige aufs zugeben, in dem sie selbst offt weniger können vnd wissen, wann es zum treffen kommet als ein teutscher Schreiber“.

Und über die Nachdrucker und Nachahmer beklagt er sich selbst aufs bitterlichste (I [1677] ** iiij, Vorrede an den Käuffer), er hält ihnen das siebente Gebot Gottes vor (I [1643] Blatt 8 der Vorrede; 307) und in dem Gesichte ‚Höllenkinder‘ (I 373 ff.) führt er sie in der Hölle vor und ergeht sich in scharfen Worten gegen sie.

Aber hat er nicht in dem Gesichte „Alamode Kehraufs“ (I [1643] 123 f. [1665] 124 f. 169 B) selbst einen Diebstahl begangen? Setzt er nicht dort ohne weitere Angabe ein Gedicht von fünf Gesetzen hin über die Sprachverderbnis? Es beginnt bei ihm:

„Fast jeder Schneider will jetzund leyder
Der Sprach erfahren sein vnd redt Latein:
Wälsch vnd Frantzösisch halb Japonesisch,
Wan er ist doll und voll der grobe Knoll.“

Hat nicht sein Freund Schill das Gedicht für sein Eigentum gehalten und im Ehrenkrantz (105) unter seinem Namen aufgeführt? Und hat es nicht sogar Goedeke in seine „Elf Bücher deutscher Dichtung“ (I 371) als selbständiges Gedicht Moscheroschs aufgenommen? Und doch ist es nur die wenig veränderte Einleitung und der Schlufs eines im Jahre 1638 erschienen Liedes: „Der Teutsche Michel. Dos (*so!*) ist, Ein newes Klaglid, vnd Allamodisch A. B. C. Wider alle Sprach-Verderber, [1641: Cortisanen,] Zeitungschreiber, Concipisten vnnd Cancellisten, welche die alte Teutsche Mutter-Sprach, mit allerley frembden, Lateinischen, Welschen vnd Frantzösischen Wörtern, so vilfeltig vermischen, verkehren vnd zerstören, dass sie jhr selber nit mehr gleich sihet, vnd kaum halber kan erkennet vnd verstanden werden .... Nachgedruckt zu Ynfsprugg, bei Joann Gächen. 1638“. Darauf hat Reinold Köhler (a. a. O. 292 ff.) zuerst hingewiesen[1]. Er hat drei Einzeldrucke namhaft gemacht, einen Augsburger, erhalten in Berlin, vielleicht die Vorlage für die beiden anderen, den ebenerwähnten Innsbrucker Nachdruck aus dem Besitze der Hof- und Staatsbibliothek in München, ferner einen Druck ohne Ortsangabe von 1641, vorhanden in Zürich. Diesen letzten scheint Moscherosch vor sich gehabt zu haben, denn vergleichen wir die obenangeführte Aufschrift mit den Worten, die Philander dem König Airouest kurz vorher in den Mund legt (II 123 f. 168 f B), so erkennt man klar, dafs die ganze Überschrift des ‚Teutschen Michels‘ dort dem Zusammenhang eingefügt ist. Die Benützung des Abdruckes von 1641 ergibt sich aus

[1]) Die Aufschrift des Münchener Druckes teilt nach einer ungenauen Abschrift Konrad Hofmanns (z. B. durchweg ‚ond‘ statt ‚vnd‘) schon Adelbert Keller mit in seiner Ausgabe des Simplicissimus II 1051 (Bibl. d. Litt. Ver. XXXIV).

der Wiederkehr des nur dort enthaltenen Wortes ,Cortisanen'. „Teutscher Michel" ist auch als Stichwort an den Rand gesetzt, allerdings ist das so leicht mifsverständlich, dafs es sogar Moscheroschs Freund Schill irre geführt hat. Übrigens ist die ganze Stelle in beiden Ausgaben 1643 und 1665 fett gedruckt.

Oder wäre amende Moscherosch der Verfasser des „Teutschen Michels"? Ich glaube, kaum. Im 51. Gesetze des Gedichtes heifst es:

„Was thuet der Caluinist, er nist (= nistet) zum Atheist,
vnd sitzt beym Antichrist, auf seinē Mist".

Das ist nicht die Sprache Moscheroschs. Er war wohl ein überzeugter Anhänger der lutherischen Lehre, ein Eiferer und unduldsamer Frömmler war er nicht. So hätte er über einen Anhänger der Reformation, wenn auch anderer Richtung, trotz seinem scharfausgeprägten Lutherglauben wohl kaum sich ausgedrückt. Ja wenn es ein gut halb Jahrhundert früher gewesen wäre! War doch obendrein, wie schon berührt, sein ,erstes Weib, die fromme Hester' (Christl. Verm. S. 14), ursprünglich dem reformierten Bekenntnis zugethan gewesen! — Das hat ein Katholischer geschrieben. Der Innsbrucker Nachdruck in München trägt bayrisches Sprachgepräge; die Auswahl der aufgeführten Fremdwörter weist besonders viele italienische auf: das würde auf einen Bayern als Verfasser stimmen. Aufserdem ist das Gedicht aufbewahrt in einem Sammelband mit der Bezeichnung „Teütsche Gesänger" (*so!*), der laut Aufschrift aus dem Besitze des Michael Hörman ,parochi ad S. Sptm.' (d. i. Spiritum, an der Heiliggeistkirche in München) stammt und den Eigentumsvermerk des Jesuitenkolleges in München vom Jahre 1670 trägt. Er enthält Marien- und sonstige geistliche Lieder, gedruckt und handschriftlich, ein Klagelied auf den Tod Tillys,[1]) ein derbes Spottlied (gleichfalls Innsbrucker Nachdruck) „Von der Abentheürischē, Wundernärrischē, Allamodischen Weiberzier", überschrieben ,Die Teütsch Frantzösin', vom Jahre 1637, ebenfalls mit bayerisch-mundartlichen Anklängen, und unsern ,Teutschen Michel'. Die beiden andern Drucke habe ich noch nicht zu Gesicht bekommen, und weifs also nichts von ihrer Spracheigenheit. Doch will ich diese Vergleichung nach Möglichkeit bald nachholen. Aus den spärlichen Mitteilungen, die Ludwig Erk im Weimarischen Jahrbuch (II [1855] 206 f.) über den Druck in Berlin gibt, läfst sich auf die Sprache gar nichts schliefsen; denn er scheint die ursprüngliche Sprachform verwischt zu haben. Nach seiner Angabe hat der Augsburger Druck 4 Blätter in 8. und ist 51 Gesetze lang, der Innsbrucker Nachdruck hat auf 8 Blättern in klein 8. 55 Gesetze. Beide können also kaum in unmittelbarer Verwandtschaft stehen.

Moscherosch ist sonach vor dem Rufe eines Abschreibers wohl gesichert. Wir müssen also annehmen, der hartnäckig unbekannte Verfasser des Sprachverderbers habe aus dem eben erschienenen neuen Gesichte Moscheroschs die Stelle entnommen. Damit gewinnen

[1]) Veröffentlicht bei Körner, histor. Volkslieder aus d. 16. u. 17. Jh. Stuttg. 1840. S. 311 ff. und verkürzt und fehlerhaft von Ditfurth, die histor. Volkslieder des Bayr. Heeres S. 14 ff.).

wir zugleich einen Anhalt für die genauere Zeitbestimmung. Moscheroschs Vorrede ist unterzeichnet (II [1643] 19): „Geben zum Offenburg zur zeit der Schaaffscheer 1643". Und zugleich verliert jene oben angeführte Stelle des Ehrenkrantzes ihre Unbestimmtheit, die von dem „dieses Jahr heraufs kommenen" Sprachverderber spricht. Er ist eben dann in der zweiten Hälfte des Jahres 1643 erschienen.

Die Fremdwörter aus dem Kriegsleben soll er nach Wolff (a. a. O. 52 A. 1) wörtlich der Schrift Rists, überschrieben: ‚Baptistae Armati .. Rettung der Edlen Teütschen Hauptsprache' (Hamburg 1642),[1]) entnommen haben und ebendaher hat er auch die unhöfliche und unritterliche Erklärung des Wortes ‚Dame': „Auf Lateinischer Sprach heisset es eine Gämbs oder stinckende Berg-Zieg" (12; 34 R).[2]) Das Gedicht vom ‚Teutschen Michel' hat er entweder in der Urschrift gekannt, oder vielleicht auch nur die paar bei Moscherosch mitgeteilten Gesetze, denn er sagt S. 28 (40 R): „Die Schneider, die fangen schon auch an solche frembde Frantzösische wörter jhrer Teutschen Sprach an zuflicken" u. s. w.

Nur Zincgrefen erwähnt er einmal, wie oben ausgeführt. Wer weifs aber, wen er sonst noch benützt hat? Der ursprüngliche Wert des so hochgeschätzten ‚Sprachverderbers' wird dadurch etwas heruntergedrückt. Schills Ehrenkrantz ist ja auch von überallher zusammengetragen, aber die Quellen sind redlich genannt.

Haben wir denn nun gar keine Spur vom wirklichen Verfasser? Doch: Die Sprache weist in die Strafsburger Gegend, ebenso zeigt der Umstand, dafs er das neue Gesicht ‚Alamode Kehraufs' alsbald nach seinem Erscheinen gekannt und sicher an einer Stelle (II 153; 184 B) ausgeschrieben, an einer zweiten Stelle (II 124; 169 B) vielleicht benützt hat, darauf hin, dafs er in der Nähe zu suchen ist. Ja, eine Bemerkung Schills im Ehrenkrantz (332) scheint mittelbar den Beweis zu liefern, dafs dieser den Verfasser sogar näher gekannt hat, und mit ihm wohl auch Moscherosch. Dort behauptet nämlich Schill, die Ärzte kämen ohne alles Latein und Griechisch in grofse Verlegenheit, und es heifst dann: „Herr Sprach-Verderber hat von dem Pülverlein still geschwigen, (weiln er keines einnehmen kan)". Er scheint somit gewufst zu haben, dafs der betreffende einen Widerwillen gegen das Verschlucken von Pulvern gehabt hat: Also mufste er wohl mit ihm und seinen Eigenheiten bekannt gewesen sein.

---

[1]) Das Buch war mir leider zurzeit nicht zugänglich.

[2]) Das beifsende Wortspiel mit dem lateinischen dama geht übrigens nach Schultz (a. a. O. 58) auf Logau zurück und findet sich schon in der ersten Sammlung der Sinngedichte vom Jahre 1638. In der Ausgabe letzter Hand von 1654: Salomons von Golaw Deutsche Sinn-Getichte (1. Tausend 1. Hundert nr. 67 S. 21) lautet es:

„Unterscheid der Wörter Dame vnd Dama.
Was Dame sey, vnd denn was Dama, wird verspüret,
Dass jene Hörner macht, vnd diese Hörner führet."

Das Wortspiel mufs sehr beliebt gewesen sein, denn noch Abraham a Sta. Clara wiederholt es im ‚Judas dem Ertz-Schelm' (III [1692] 18; Kürschner Nat.-Litt. 40, 250). Sein Vergleichspunkt ist allerdings ein anderer; er spricht davon, dafs alle beide hoch hinaus wollen.



Weitere Schritte giengen ins Dunkele und Ungewisse hinein; dafür scheint der Untergrund nicht fest genug zu sein. Wer bringt mehr Licht?

München. Carl Joachim.

Textkritische Bemerkungen zu den Phönissen des Euripides

im Anschlufs an Weckleins Ausgabe[1]).

Der hohe Wert von Weckleins Phönissenausgabe ist leicht zu erkennen; sie wird auch bei allen Freunden des Euripides Anerkennung finden, nur bei solchen nicht, die sich belehren lassen, aber das *δίδακτρον* schuldig bleiben oder schlimmer lohnen. Die Ausgabe genügt den Anforderungen, die man an eine schulmäfsige und eine gelehrte Bearbeitung zu stellen hat. Für die Schule bestimmte Noten beeinträchtigen nicht den wissenschaftlichen Charakter des Buches, und sehr willkommen ist der kritische Anhang, der nicht blofs die vom Verf. gewählte Textgestaltung berücksichtigt, sondern auch die wichtigeren sonstigen Verbesserungsvorschläge kurz bespricht. Vielleicht konnte die Zusammenstellung noch etwas reichhaltiger sein: so lange wir für Euripides nicht haben was zu Aeschylus in Weckleins Appendix geboten ist, möchte man wünschen, dafs die kommentierten Ausgaben einzelner Tragödien wenigstens für diese die Resultate der Konjekturalkritik in möglichster Vollständigkeit geben. Immerhin ist von W. zu den Phönissen des Anregenden genug mitgeteilt; von den textkritischen Vermutungen, auf die der Unterzeichnete beim Lesen der Noten Weckleins kam, seien hier folgende erwähnt.

60 *ὁ πάντ' ἀνατλὰς Οἰδίπους παθήματα*
εἰς ὄμμαθ' αὑτοῦ δεινὸν ἐμβάλλει φόνον.

Naber verwandelt *φόνον* in *χόλον*; in Nacht hüllte er das Auge, also *ζόφον* oder:

εἰς ὄμμαθ' αὑτοῦ δεινὸν ἐμβάλλει δνόφον. Vgl. Choeph. 52.

274 *ἀλλ' ἐγγὺς ἀλκὴ — κοὐκ ἔρημα δώματα* heifst es in der Rede des Polyneikes, der sich vor den Palast begeben. Die Worte *κοὐκ ἔρ. δ.* sind sinnlos. P. ist ängstlich, doch ermannt er sich 'Gefahren und die Vorstellung solcher sollen mir nicht den Mut nehmen': *κοὐ φθερεῖ με δείματα.* In ähnlichem Zusammenhang liest man 364:

ἕν δέ μ' ὠφελεῖ
σπονδαί τε καὶ σὴ πίστις.

Ihm war, wie er im vorhergehenden erwähnt, bange vor der Hinterlist des Bruders; doch will er, so spricht er jetzt vor Jokaste, der Bürgschaft der Mutter trauen; man hat *ἕν δ' ἔπειθέ με, ἕν δέ μ' ἤπαφε* vermutet, mir scheint dem Zusammenhang mehr zu entsprechen:

[1]) Ausgewählte Tragödien des Euripides für den Schulgebrauch erklärt von N. Wecklein, fünftes Bändchen: Phönissen, Leipzig, Teubner 1894.

ἓν δέ μ' οὐ σφαλεῖ (vgl. wegen der Verbindung des Verbums mit *ἓν* Or. 1151 *ἑνὸς γὰρ οὐ σφαλέντες*).

407 *οὐδ' ὀνομάσαι δύναι' ἂν ὡς ἐστὶν φίλον* sagt Polyneikes von der Liebe zum Heimatland. *δύναι'* ist nicht überliefert, sondern *δύναιμ'*, jenes bezog Markland auf Jokaste, aber natürlicher ist, wenn Polyneikes, dem der Bruder die Heimat rauben will, von sich erklärt, dafs er seinem Gefühl für die Vaterstadt den treffenden Ausdruck nicht zu leihen vermöge, also:

οὐδ' ὀνομάσαι σθένοιμ' ἂν ὡς ἐστὶν φίλον. (Vgl. Oed. Col. 256).

467 *κριτὴς δέ τις*
θεῶν γένοιτο καὶ διαλλακτὴς κακῶν.

Diese Worte spricht Jokaste nicht zu den Söhnen gewandt, sondern den Blick zum Himmel gerichtet, von dem sie Erfüllung dessen erfleht, was sie mit eigener Kraft nicht zu vollbringen vermag; *κακῶν* ist neben *διαλλ.* befremdend, vgl. 445 *διαλλάξεις τέκνα* und 436 *διαλλάξασαν ὁμογενεῖς φίλους*, ich meine also:

διαλλακτὴς τέκνων.

504 Um die Herrschaft zu erlangen und zu behaupten, ist Eteokles entschlossen alles zu wagen:

ἄστρων ἂν ἔλθοιμ' ἡλίου πρὸς ἀντολὰς
καὶ γῆς ἔνερθε δυνατὸς ὢν δρᾶσαι τάδε.

Von den sonstigen Emendationsversuchen des unmöglichen *ἄστρων ἡλίου πρὸς ἀντολάς* brauche ich nicht zu reden; aber auch Weckleins Änderung von *ἄστρων* in *ἄνω τ'* hat nichts Bestechendes. Es ist zu Anfang des Satzes eine Bestimmung erforderlich, die nicht speziell einer der beiden antithetischen Ortsangaben angehört, sondern das gemeinsame Verbum mit einem die Handlung charakterisierenden Zusatz ausstattet:

θαρσῶν ἂν ἔλθοιμ' ἡλίου πρὸς ἀντολὰς
καὶ γῆς ἔνερθε.

533. *πολλοὺς δ' ἐς οἴκους καὶ πόλεις εὐδαίμονας*
εἰσῆλθε κἀξῆλθ' ἐπ' ὀλέθρῳ τῶν χρωμένων.

Von der *φιλοτιμία* ist die Rede. W. ändert *πολλοὺς* in *πολλῶν*, es wird hier aber nicht die Zahl der Fälle betont, und der Genetiv würde diesen Gesichtspunkt noch mehr hervortreten lassen, gewifs nicht im Sinne der Jokaste, der es ferne liegt die unselige Leidenschaft ihres Sohnes hier als etwas häufig Vorkommendes (darum eher Verzeihliches) zu bezeichnen. Das Glück einer Familie, das Glück eines Staates fällt dem Ehrgeiz zum Opfer; das Epitheton zu Anfang des Verses deckt sich inhaltlich mit *εὐδαίμονας*. Androm. 772 sagt Eur. *ἐσθλῶν δωμάτων*, die Vertauschung von *πολλοί* und *ἐσθλοί* ist, wie man weifs, nicht unerhört, also:

ἐσθλοὺς δ' ἐς οἴκους καὶ πόλεις εὐδαίμονας.

546 Abwechselnd, Jahr um Jahr, soll Eteokles die Herrschaft führen und sie dem Bruder überlassen; weicht doch in regelmäfsigem Wechsel die Nacht dem Tag und wieder das Licht dem Dunkel:

εἶθ' ἥλιος μὲν νύξ τε δουλεύει βροτοῖς.

Für *βροτοῖς* schrieb Weil *μέτροις*; was sonst zu dieser Stelle vermutet wurde, scheint wertlos. Doch findet sich ein der Überlieferung vielleicht noch näher kommendes Wort, das von einem ähnlichen Wechsel, dem der Jahreszeiten gebraucht wird, z. B. Plato leg. 782 A: *στροφαὶ ὡρῶν*. Euripides könnte darnach geschrieben haben:

εἶθ' ἥλιος μὲν νύξ τε δουλεύει στροφαῖς.

Die Tyrannis ist (549) eine von Glück umgebene *ἀδικία* genannt:

τί τὴν τυραννίδ', ἀδικίαν εὐδαίμονα | τιμᾷς;

Wenn *εὐδαίμονα* nicht zu halten — und liest man 552 *πόλλ' ἔχων εὐδαίμονα* für *ἐν δώμασι*, so ist *εὐδ.* in V. 549 natürlich verkehrt —, so möchte ich *ἀδικίαν εὐσχήμονα* lesen: Die Tyrannis ist ungerechtes Thun, das in Prunkgewand gehüllt ist.

Dafs Kreon V. 697 *ἦ πόλλ' ἐπῆλθον* und gleich darauf, ohne dafs eine Gegenrede des Eteokles dazwischen tritt, V. 699 *φυλακάς τ' ἐπῆλθον* nicht sagen kann, haben schon andere bemerkt; den seitherigen Konjekturen möge sich *ἦ πόλλ' ἐφοίτων* (*πολλά* wie häufig adverbial) anschliefsen.

Gegen Aeschylus ist V. 751 gerichtet:

ὄνομα δ' ἑκάστου διατριβὴν πολλὴν ἔχει.

Für das ungehörige *ὄνομα* setzt Nauck *νέμειν*, was kaum einen Vorzug vor dem nomen verdient; *ὄνομα* scheint nur verschrieben aus *μνεία*: 'eines jeden zu gedenken würde Zeitverlust sein'.

Den ermüdeten Tiresias tröstet Kreon, 845:

πέλας γάρ, Τειρεσία, φίλοισι σοῖς
ἔσθ' ὁρμίσαι σὸν πόδα.

Der Schlufs von 845 *φίλοισι σοῖς* scheint mir nach Inhalt und Form wenig ansprechend; *πυκνὴν δὲ βαίνων ἤλυσιν μόλις περῶ* lautet der vorhergehende Vers, den Tiresias spricht. Man erwartet den Gegensatz zu *ἤλυσις*, nach dem langen Weg sehnt er sich nach dem Ort, wo er rasten darf: in häufiger Antithese finden sich *κίνησις* (*βάσις* = *ἤλυσις*) und *στάσις*, vgl. Plat. Soph. 250 C, ich würde also vorschlagen:

πέλας γάρ, Τειρεσία, φίλη στάσις
ἔσθ' ὁρμίσαι σὸν πόδα (vgl. auch Arist. Plut. 954).

915 *ἅπερ πέφηνε, ταῦτα κἀνάγκη σ' ὁρᾶν* schreibt W. für überliefertes: *ἅπερ πέφυκε ταῦτα κἀνάγκη σε δρᾶν.* Ich halte sowohl *πέφυκε* als auch *σε δρᾶν* für richtig; nur für *ταῦτα* ist ein Ausdruck erforderlich, der die Zuverlässigkeit des Orakels bezeichnet und hiermit die Begründung des zweiten Teils der Antwort enthält:

ἅπερ πέφυκε πιστὰ (od. *πέφυκεν ἔτυμα*) *κἀνάγκη σε δρᾶν.*

Vgl. Agam. 1213 *ἡμῖν γε μὲν δὴ πιστὰ θεσπίζειν δοκεῖς*, und Bacch. 882: *ὁρμᾶται μόλις, ἀλλ' ὅμως πιστόν τι τὸ θεῖον σθένος.*

1200 *καλὸν τὸ νικᾶν· εἰ δ' ἀμείνον' οἱ θεοὶ*
γνώμην ἔχουσιν — εὐτυχὴς εἴην ἐγώ.

Ich bin durchaus mit denen einverstanden, die es für unzulässig

halten, dafs die in Thebens Mauern Schutz suchenden Jungfrauen eine Niederlage der Thebaner, die Einnahme der Stadt durch Feindeshand als die "bessere Entscheidung der Götter" bezeichnen, so sehr der Chor vom Recht des Polyneikes überzeugt sein mag. "Schön ist der Sieg; doch ist es Götterbeschlufs (γνώμην ἔχουσιν) ihn zu versagen — möge mir dann Heil werden", also:

καλὸν τὸ νικᾶν· εἰ δ' ἀναίνεσθαι θεοὶ
γνώμην ἔχουσιν, εὐτυχὴς εἴην ἐγώ.

1268 heifst es von den zum Todeskampf entschlossenen Brüdern εἰς θάνατον ἐκνεύοντε, es mufs statt ἐκνεύοντε ein die energische Entschiedenheit bezeichnender Ausdruck stehen, ἐντείνειν wird, wie bekannt, auch intransitiv gebraucht (vgl. Or. 698), vielleicht hat Euripides εἰς θάνατον ἐντείνοντε geschrieben.

1326 ἤκουσε τέκνα μονομάχῳ μέλλειν δορὶ
εἰς ἀσπίδ' ἥξειν.

Nach δορί läfst sich εἰς ἀσπίδ' nicht rechtfertigen, ἥξειν ἐς αἰχμὴν (Nauck) ist zu gewaltsam. Vorderhand möchte ich mich begnügen mit: εἰς ἆθλον ἥξειν.

1338 ist der Ausdruck πρὸς πεπραγμένοισιν ἄλλοις πήμασιν jedenfalls gezwungen; ἄλλος gehört als attributive Bestimmung nicht zu dem, was bereits erlebt ist, sondern zu dem neuen Ungemach, das der Bote verkünden will:

πρὸς πεπραγμένοισιν ἄλλας πημονάς.

1396 κἀν τῷδε μόχθῳ γυμνὸν ὦμον εἰσιδὼν
ὁ πρόσθε τρωθεὶς στέρνα Πολυνείκους βίᾳ
διῆκε λόγχην.

W. schreibt κἀν τῷδ' ὁ μοχθῶν und tilgt den zweiten Vers; aber man vermifst den Gen. zu γυμνὸν ὦμον; der Vers wird zu halten sein, da Πολυνείκους unentbehrlich scheint. Für στέρνα ist, wenn ὦμον richtig, ein anderer Ausdruck erforderlich. Der Speer dringt — so weit vermag der Verwundete Kraft aufzubieten (βίᾳ) — zwar nicht in den Knochen, aber doch durch die äufsere Fleischlage (vgl. Odyss. τ 450):

ὁ πρόσθε σωθεὶς — σάρκα Πολυνείκους βίᾳ
διῆκε λόγχην. Sollte jemand an den beiden Accusativen (in Abhängigkeit von διῆκε) Anstofs nehmen, so würde λόγχην in λόγχῃ zu ändern sein, doch lassen sich wohl reichlich Analogien finden, die den doppelten Accusativ rechtfertigen. Möglicherweise aber ist στέρνα ächt und ὦμον verderbt; wie dann die Stelle etwa lauten müfste, habe ich anderwärts zu zeigen versucht.

1433 Wenn der Bote 1429 sagt: ἐν τῷδε μήτηρ ἡ τάλαινα προσπίτνει, so kann es nicht, wie schon andere gesehen, 1433 προσπίτνουσα δ' ἐν μέρει τέκνα ἔκλαιε heifsen. Man hat an erster Stelle geändert, προσκυρεῖ für προσπίτνει vermutet; doch war vielleicht an zweiter Stelle der Ausdruck inniger, die Mutter umarmt ihre sterbenden Söhne:

προσπτύσσουσα δ' ἐν μέρει τέκνα,

vgl. Eur. El. 1325 πρόσπτυξον σῶμα.

1701 ὦ φίλα πεσήματ' ἄθλι' ἀθλίου πατρός.
ὦ φίλτατον δῆτ' ὄνομα Πολυνείκους ἐμοί.

Der Ausdruck ὄνομα ist an sich verkehrt und pafst nicht zu der beabsichtigten Responsion in Rede und Gegenrede. In letzterer Hinsicht ist ὄμμα, das Hartung vorgeschlagen, ebenfalls unbrauchbar. Der erforderliche Begriff mufs mit πέσημα identisch sein: τ' ὄνομα ist also verschrieben aus πτῶμα, man vergleiche 1697 Ἐτεοκλέους δὲ πτῶμα Πολυνείκους τε ποῦ. Obiger Vers lautet hiernach:

ὦ φίλτατον δὴ πτῶμα Πολυνείκους ἐμοί.

Mit φίλτατον δή vergleiche man κράτιστα δή Prom. 216.

Heidelberg. H. Stadtmüller.

Kritisches zu Aristoteles' Metaphysik.

A 993 a 8. Hier will Bullinger (Ars Metaph. S. 108) nach Susemihl, Alexander, Bessarion und Schwegler ταὐτὰ statt des von Bonitz und Christ aufgenommenen ταῦτα lesen, wie ich glaube, ohne Grund, weil πάντων vor ταῦτα, entsprechend dem bei Asklepios (Brandis 587 a 34 f.) stehenden κοινὰς ἀρχάς, ohnehin ausreicht, um die für alles Seiende bestehende Gemeinsamkeit der Elemente, bezw. ihre Dieselbigkeit zu bezeichnen. Im Hinblick darauf kann Alexanders Interpretation 587 a 21 nur als Erläuterung, nicht als Wiedergabe des Aristotelischen Textes angesehen werden, wogegen gar die andere St., auf welche sich Schwegler (S. 101) beruft (587 a 8), nirgends jenes Wort aufführt, welches von Bullinger empfohlen ist.

994 a 23 ff. Vor allem kann ich mich mit Bullingers Vorschlag (a. a. O.), statt μὴ zu lesen εἰ μὴ (a 23), nicht einverstanden erklären, mufs überhaupt bemerken, dafs man sich in diesem Kapitel durchgehends allzu weit von den besten codds. entfernt hat. Man bedenke nur, dafs z. B. cod. A b E statt μὴ bietet ἤ, dafs ferner a 24 statt ἢ ὡς in cod. A b zu lesen ist: ἢ οὐχ οὕτως ἀλλ' ὡς, und dafs 994 a 1 von A b E ἀλλ' ἔστι μετὰ geboten wird. Es ist daher eine Mifsachtung der Regeln der Diplomatik, wenn Bonitz bezüglich der erstangeführten St. bemerkt (p. 132): a 22 (sic!) μὴ scripsi, ubi Bekk. ex aliquot codd. exhibuit ἤ. Der Vergleich, welchen Schwegler S. 109 mit Δ 24 anstellt, spricht aber, wie wir sehen werden, deshalb ausschliefslich für die Beibehaltung der von den besten codds. gebotenen Lesart, weil in jenem Kapitel in der That nur die 2 ἔκ τινος der Hauptsache nach erwähnt werden, welche auch a. u. St. unter dem Titel ἐξ ὕδατος ἀήρ 994 a 25 (= ὡς ὕλης) und μεθ' ὅ (τῷ χρόνῳ) aufgeführt sind. Ich habe nämlich darüber folgende Anschauung. Die von Brandis (596 b 4–15) aus cod. Reg. angeführten Scholien sprechen zwar ganz deutlich davon, dafs auch eine von Stölzle acceptierte Lesart μὴ ὡς τόδε λέγεται μετὰ τόδε . . . ἀλλ' ὡς ἢ ἐκ παιδός existiere. Betrachten wir aber einmal die von cod. A b E gebotenen Worte: ἢ ὡς τ. λ. μ. τ. . . . . ἢ οὐχ οὕτως ἀλλ' ὡς, so findet

man sachlich zwischen denselben gar keinen Unterschied. Es liegt deshalb die Vermutung nahe, dafs schon früher aus einer erklärenden Glosse eine neue Lesart sich herausgebildet hatte. Jedenfalls darf man über die Worte, welche von cod. A b geboten sind, nicht so ohne weiters den Stab brechen. Man mufs bedenken, dafs in der folgenden Erörterung, namentlich a 32—b 1, der Fall *μεθ' ὃ τῷ χρόνῳ*, der nach jener von Bullinger u. A. acceptierten Lesart von der Behandlung ausgeschlossen sein soll, besonders hervorgehoben wird. Aufserdem wird diese Anschauung durch die Erklärung Alexanders (597 a 23—b 18) bestätiget, welcher jenen Gesichtspunkt des *μεθ' ὃ τῷ χρόνῳ* für beide Beispiele (*ἐξ Ἰσθμίων Ὀλύμπια* und *ἐκ παιδὸς ἀνήρ*) in gleicher Weise giltig annimmt. Man kann deshalb einerseits unmöglich Schweglers Argumentation (S. 109) folgen, welcher als die von Ar. vorausgesetzten 2 *τρόποι* des *γίγνεσθαι ἔκ τινος* das chronologische Nacheinander und das genetische Auseinander nicht gelten lassen will, andererseits ergibt sich aus dem bisher Bemerkten, dafs die Behauptung Bonitzens (p. 132), es handle sich a. u. St. nicht darum, dafs sämtliche Arten des *ἔκ τινος* aufgezählt werden, sondern Ar. habe quae huc non pertinent, *μὴ ὡς τόδε λέγομεν μετὰ τόδε* von der Discussion ausschliefsen wollen, ungerechtfertigt ist. Mit dieser Anschauung, welche ich über die ganze St. habe, läfst sich aber am ehesten die Annahme vereinigen, Ar. wollte das *τόδε ἐκ τοῦδε* durch 2 Beispiele erläutern, nämlich durch *ἐξ Ἰσθμ. Ὀλ.* und durch *ἐκ παιδὸς ἀνήρ*. Und dies ergibt sich auch anderweitig, u. zw. durch die von Ar. selbst zwischen diesen beiden Fällen (a 32 f. und b 2) aufgestellte Analogie, gemäfs welcher ebenso gut, wie nicht aus dem Tage die Morgenfrühe, so nicht aus dem Manne ein Knabe wird. Ich halte also dafür, dafs die Lesart des cod. A b *ἢ ὡς τόδε λ. μ. τ. οἷον ἐξ Ἰσθμ. Ὀλ. ἢ οὐχ οὕτως ἀλλ' ὡς* die einzig richtige ist. — Was 994 b 1 anbelangt, so bemerkt Bullinger a. a. O.: „Die Konjektur Christs *ὃ ἔστι μετὰ* ist ausgezeichnet". Ich kann diesem Ausspruche nicht beipflichten, u. zw. deshalb, weil, wie ich zu zeigen gedenke, diese Konjektur überflüssig ist. Wenn man nämlich die ganze St. im Zusammenhang nimmt, dann ist nur eines von zweien möglich: entweder hat der Satz *οὐ γὰρ γίγνεται — μετὰ τὴν γένεσιν* allgemeine Bedeutung, oder er bezieht sich unmittelbar auf das vorhergehende *οὐδὲ γίγνεται ἐξ ἀνδρὸς παῖς*. Im ersten Falle wäre der Satz *οὐ γὰρ γίγνεται — γιγνόμενον* unrichtig, weil in der That eine Art der Entstehung eines Dinges aus einem anderen in dem hier negierten Vorgange besteht. Beweis dafür ist Alexanders Erklärung des erwähnten Satzes, welche lautet: (*Ἀριστοτέλης*) *εἶπεν 'οὐ γὰρ γίγνεται ἐκ τῆς γενέσεως τὸ γιγνόμενον, ἀλλὰ μετὰ τὴν γένεσιν', τουτέστιν, οὐ γὰρ ἐκ τῆς ἄλλου φθορᾶς καὶ τῆς γενέσεως αὐτῆς τὸ οὕτω γιγνόμενον γίγνεται, ἀλλ' ἐκ τοῦ ἤδη γεγονότος· μετὰ γὰρ τὴν γένεσιν τὸ γεγονέναι. τὰ μὲν γὰρ κατὰ φθορὰν τῶν ἔξωθεν γιγνόμενα ἀρχὴν τοῦ εἶναι τὴν γένεσιν ἔχει· ἡ γὰρ ἐκείνων μνταβολὴ καὶ φθορὰ τούτων γένεσις, ἀλλ' οὐκ ἐκεῖνα ὑπομένοντα καὶ γιγνόμενα*. Zugleich wird mit dieser Interpretation Alexanders (bei Brandis 597 a 30—36) dem einzig übrigen

Gedanken obiger Alternative in positivem Sinne das Wort geredet. Denn Alexander bezieht jenen Satz mit den Worten τὸ οὕτω γιγνόμενον auf die unmittelbar voraufgehenden Worte οὐδὲ γίγνεται ἐξ ἀνδρὸς παῖς. Das was Ar. besagen will, scheint mir nämlich Folgendes zu sein: „Während bei dem materiellen Werden eines Stoffes aus einem anderen, wie des Wassers aus Luft, das Werden der eigentliche Grund für die vor sich gehende Verwandlung ist, kann man in dem anderen Falle, wo von der Entstehung des Mannes aus dem Knaben gesprochen wird, dies nicht mehr gelten lassen, weil der terminus a quo ein fest bestimmter (Knabe) ist, denn wenn auch zwischen dem Knaben und dem Manne Zwischenstufen gelegen sind (αἰεὶ γάρ ἐστι τι μεταξύ 994 a 27), so läſst sich für die Entstehung des Mannes als solchen aus dem Knaben doch von keinem in gleicher Weise fortwährenden Werden sprechen, wie in dem Falle, da Wasser aus Luft wird, sondern die einmal als terminus a quo ganz bestimmte Sache (Knabe) erscheint nach dem Werdeprozesse, dem sie unterworfen wurde, sozusagen plötzlich als das, was sie schlieſslich geworden ist (als Mann)". Es fragt sich übrigens, ob wir hier nicht die Bedeutung von παῖς und ἀνήρ einander in der Weise nahe zu rücken haben, daſs dieselben 2 aufeinanderfolgende Lebensalter, z. B. Knabe — Jüngling oder Jüngling — Mann bedeuten. Denn in diesem Falle wäre der Sachverhalt noch klarer und einleuchtender, weil die Zwischenstufe wegfiele. Jedenfalls liegt in jenem plötzlichen Auftreten des Werdeerfolges meines E. hier die Pointe, insofern gerade hierin der Unterschied zwischen der Entstehung des Mannes aus dem Jüngling und des Wassers aus Luft besteht. Im letzteren Falle ist ein Ende des Werdeprozesses in gewissem Sinne nicht abzusehen, im ersteren hat derselbe dann geendet, wenn das Resultat „Mann" erscheint. Und aus diesen Gründen thut die Vulgata ἀλλ' ἔστι μετὰ τὴν γένεσιν doch wohl hinreichend ihre Schuldigkeit. Denn mit dem ἔστι μετὰ ist angedeutet, daſs in dem vorliegenden Falle (ἐκ παιδὸς ἀνήρ, ἐκ τοῦ πρωῒ ἡμέρα, ἐκ μανθάνοντος ἐπιστήμων) das Werden sein Ende erreicht hat, daſs also sei es ein weiter fortgesetztes Werden, sei es eine Umkehrung und eine Zurückbewegung des Werdeprozesses deshalb nicht mehr stattfinden kann, weil zu diesem Zwecke ein ganz neuer Vorgang eingeleitet werden müſste, nachdem der frühere das ihm allein gebührende Resultat zutage gefördert hat (vgl. b 4: τῶν μὲν γὰρ ὄντων μεταξὺ ἀνάγκη τέλος εἶναι). Somit bedeutet unser Satz a 33 f. nichts anderes als: „Denn nicht findet ein fortwährendes Werden statt, sondern dasselbe muſs einmal aufhören", wörtlich: „sondern nach dem Werden zeigt sich ein bestimmtes Resultat". Man hätte auf diese Weise unter Beibehaltung der Vulgata ganz den nämlichen Effekt erzielt, welcher Bullinger durch die Konjektur Christs in so „ausgezeichneter" Art hervorgebracht zu sein scheint. Nach dem bisher Dargelegten wird man auch ersehen, daſs Bonitzens Erklärung (p. 132 sq.), soweit sie von der hier gegebenen abweicht, und, im Gefolge jener, seine Entfernung des ἔστι vor μετὰ aus dem Texte nicht in der Ordnung ist. Denn nicht so fast um den Gegen-

satz zwischen ἐκ τῆς γενέσεος — μετὰ τὴν γένεσιν handelt es sich hier, als vielmehr um den zwischen γίγνεται und ἔστι. Das ersieht man aus der ganzen vorhergehenden Auseinandersetzung, angefangen von dem γεγονός (a 26), τετελεσμένον (27) über das εἶναι (28), ὄντος (28 f.) hinaus bis zu dem gewichtigen ἔστι δὲ ὁ μανθάνων und τοῦτ' ἐστὶν ὃ λέγεται (a 29 f.).

B 998 b 2. Die Ausgaben scheinen hier wieder von den besten codds. abzuweichen. Denn während wir in cod. A b συγκειμένων καὶ τότε lesen, befürwortet Christ, abgesehen davon, dafs er in seinem Texte dieses καὶ wegläfst, in der kritischen Anmerkung dazu ἀθρεῖ καὶ τότε und Bullinger S. 112 stimmt ihm darin bei. Ich halte nun aber letztere Ergänzung nach dem vorangehenden ἀθρεῖν für überflüssig und bin vielmehr der Meinung, dafs das von A b gebotene καὶ deshalb notwendig ist, weil der Hauptnachdruck in unserem Satze darauf gelegt wird, dafs nicht blofs der früher genannte Empedokles, sondern auch die Andern (καὶ τῶν ἄλλων b 1), von welchen die Natur der bestehenden Dinge untersucht wurde, sich darauf verlegten, ἐξ ων ἐνυπαρχόντων ἐστὶν ἕκαστον πρώτων zu bestimmen. Denn mag dieser Umstand auch durch das vor τῶν ἄλλων stehende καὶ bereits angedeutet sein, so kann es der Deutlichkeit halber nichts verschlagen, wenn dieses Wörtchen nach dem längeren Zwischensatze und Beispiele οἷον — συγκειμένων noch einmal gesetzt wird. Schwegler (S. 130) hat zwar ähnliche Bedenken gegen die Überlieferung gehegt, wie sie von Bullinger und Christ ausgesprochen werden. Denn nach ihm sollte man den jetzt vorliegenden Text so umgestalten, als ob es hiefse: „Die anderen Naturlehrer betrachten ebenfalls, wenn sie die Natur der Dinge, z. B. des Lehnsessels, kennen zu lernen sich bemühen, ihre Zusammensetzung, die Teile, aus denen sie bestehen, und dadurch kommen sie zu der Erkenntnis von dem Wesen derselben". Und in der That: es ist richtig, dafs, wenn Ar. den Satz logisch konstruiert hätte, die Wortfolge sich nach dem von Schwegler Bemerkten hätte gestalten müssen. Allein wir kennen andererseits den nachlässigen Stil des Ar., einen Stil, der manchmal in seiner Gedrungenheit Ursache und Wirkung, Grund und Folge, Antecedens und Konsequenz verwechselt und vertauscht. Etwas Ähnliches liegt hier vor; nur dafs a. u. St. diese Verwechslung durch die Analogie des ganzen Gedankens mit dem unmittelbar vorhergehenden, über Empedokles Gesagten ihre Schärfe verliert. Denn man könnte dabei bemerken, dafs man nicht blofs den einen der beiden gleichen Gedanken im Vorangehenden, entweder a 29 f. ἐξ ὧν σύγκειται — λέγουσιν εἶναι oder a 31 f. ἐξ ὧν ἔστι τὰ ὄντα ἐνυπαρχόντων, a. u. St. zu ergänzen hat, sondern dafs der Sinn derselben ohnehin derselbe ist, wie ihn die erwähnten Interpreten durch unnötige Emendation herstellen wollten: „Zudem kommt auch manch anderer Naturphilosoph dadurch, dafs er z. B. von dem Lehnsessel untersucht, aus welchen Teilen er besteht, und wie dieselben zusammengesetzt sind, zur Erkenntnis seiner Natur".

998 b 7. Bullingers Accentuierung εἰ ἔστι statt εἰ ἐστὶ kann

deshalb nicht gebilliget werden, weil es sich nicht um eine Existenz, sondern um eine Identifikation handelt. Ar. setzt nämlich einen Augenblick voraus, dafs die Wissenschaft des Seienden durch die Festsetzung der „Artformen" (vgl. Bonitz Übersetzung und Asklepius 175, 30 ff.) ihre Aufgabe zu lösen versuche.

999 b 7 u. 13. Die Begründung dafür, dafs statt des von cod. A b a. d. ersteren St. gebotenen ἀγέννητον die Lesart des cod. E in den Text zu setzen sei, also ἀγένητον gelesen werden müsse, wie Bullinger S. 115 behauptet, ist nicht zutreffend; denn dafs ἀγέννητον nur „das Entstandensein aus einer Materie in Abrede stellen würde", wäre erst zu beweisen. Jedenfalls sprechen vorläufig gegen diese Annahme Stellen wie 1448 b 4. 24. 1332 a 18 u. dgl. Abgesehen davon liegt der Grund, warum Ar. gerade a. u. St. sich einer Zusammensetzung mit γεννᾶν bedient hat, darin, dafs er nach dem Contexte eben beweisen wollte, dafs es eine oberste Ursache geben müsse, die zugleich von jeder endlichen Materialität ferne gehalten sein mufs. Aus diesem Grunde kann man daher auch mit Bonitz nicht einverstanden sein, wenn er in seinem Index s. v. ἀγένητον zu protegieren sucht. Vgl. Bonitz Commentar p. 157, wo ebenfalls eine mit der meinigen übereinstimmende Erklärung u. St. gegeben wird und gerade darauf hingewiesen ist, dafs die hier gemeinte oberste Ursache die extrema (aeterna) materia sei, ebenso wie Schwegler S. 134 f. auseinandersetzt.

Vielleicht ist aber auch b 13 mit Alexander (625 a 15 f. im Lemma und a 20), Schwegler (S. 135), Christ, Bonitz (p. 157 med.) ἀγέννητος zu lesen. Das Bedenken Schweglers a. e. a. O., dafs man statt ἀγέννητος verbessern müsse ἀγέννητον, teile ich deshalb nicht, weil der von ihm für seine Behauptung vorgebrachte Grund, man müsse den Gedanken erwarten: „wenn es eine ὕλη gibt, weil es ein letztes Ungewordenes gibt", insofern nicht stichhaltig ist, als dieser Gedanke ohnehin in dem prägnanten Ausdrucke ἡ ὕλη ἔστι διὰ τὸ ἀγέννητος εἶναι enthalten erscheint. Übrigens findet sich unsere St. im Bonitz'schen Index weder unter ἀγένητος noch unter ἀγέννητος. Endlich ist zu konstatieren, dafs die lateinischen Übersetzer zwischen ἀγέννητον und ἀγένητον so zu unterscheiden pflegen, dafs sie das erstere mit ingenitum, das andere mit ingenerabile wiedergeben, woraus folgen würde, dafs sie an den beiden in Rede stehenden Stellen das erstere lasen, weil z. B. Edit. Venet. anni MDLXXVI p. 50 ,ingenitum' übersetzt. Vgl. das Lemma bei Syrian 856 b 21 f. (Usener).

Γ 1008 b 4 f. ist von Bonitz (p. 197 sq. und in seiner Übersetzung), sowie von Bullinger (S. 126) mifsverstanden worden. Wenn man nämlich Alexanders Erklärung, insbesondere p. 665 b 3 ff. (Brandis) zurate zieht, so darf man b 3 μὴ und b 5 ἢ nicht streichen, sondern mufs diese beiden Wörtchen mit diesem Scholiasten, wie auch Christ richtig gesehen hat, und mit cod. A b beibehalten. Der Sinn der St. ist aber folgender: „Wenn die Gegner des Satzes der Identität und des Widerspruches annehmen, dafs einer, der eine Rede behauptet, oder einer, der eine solche leugnet, durchgehends etwas

Falsches sage (indem erstere voraussetzen, die Behauptung nur einer einzigen Seite des Gegensatzpaares sei jedesmal eine Unwahrheit), so müfste man fragen, ob dann die Wahrheit gesprochen werde, wenn man beides zugleich behaupte. Wenn nämlich auch in diesem Falle nichts Wahres herauskommt, dann wäre keine Möglichkeit vorhanden, über die Natur der Dinge überhaupt etwas zu sagen. Wenn aber andererseits zwar nicht eine vollständige, jedoch eine relative Unwahrheit zum Vorschein kommt, insofern der, welcher die Wahrheit von beiden Gegensatzseiten zugleich eher annimmt, als diejenige einer allein, dann wäre damit schon eine bestimmte Behauptung aufgestellt, welche allein wahr ist, so dafs die gleichzeitige Annahme der Unwahrheit ausgeschlossen erschiene". Man sieht leicht, was diejenigen, welche nicht bei der Überlieferung sich beruhigten, dazu veranlafste. Sie blieben in dem doppelten εἰ μὴ ἀληϑεύει hängen, während doch das zweite einen relativen Gegensatz zum ersten vermöge der ihm folgenden Einschränkung mit ἀλλὰ — ἀληϑεύει κτλ. in sich schliefst. Mit dieser meiner Erklärung stimmt Syrian 874 b 27—31 (Usener).

1011 b 12. Hier stehen sich 2 Anschauungen betreff der Textgestaltung gegenüber; auf der einen Seite cod. A b, Alexander (678 b 30 f. 679 a 7 f. Brandis), Syrian (877 b 12 f. 18 Usener), Bonitz, Christ, auf der anderen cod. E, Bekker, Schwegler, Bullinger. Da der Sinn ohne Zweifel ist, dafs man die Beurteilung eines Objekts je nach der zufälligen Neigung des Beurteilers (πρὸς τὸ δοξάζον) anstellen mufs, solcher subjektiven Beschaffenheiten aber selbstverständlich unzählige sind, so dafs also jene Beurteilung nach unzähligen Meinungen stattfindet, so läfst sich kein Bedenken tragen, sich auf die Seite der ersterwähnten Anschauung zu stellen. Wie Bonitz (p. 210 sq.) richtig gesehen hat, mufs das πρός deshalb stehen bleiben, weil sich sonst die vorliegende St. unmöglich in den Zusammenhang einreihen läfst, in welchem durchgehends nur auf die Basis der Relation der Beweis aufgebaut wird (Vgl. Alexander a. a. O. 677 b 29 ff.), oder besser: dafs die Gegner des Satzes der Identität und des Widerspruchs auch nicht ihre Zuflucht in dem letzten Winkel, den sie aufgesucht, finden können: in der Annahme, dafs alle unsere Urteile auf der Relation beruhen (vgl. Syr. 877 a 44). Der Nerv der Aristotelischen Argumentation läge darnach in Folgendem: „Wenn man eine Sache auf Grund von relativen Bestimmungen beurteilt, so kann hiefür jedesmal nur eine genau abgegrenzte und durchaus fixe Begrifflichkeit gewählt werden. Mit Rücksicht auf die zahllosen subjektiven Meinungen jedoch darf man eine Beurteilung nach dem Grundsatze, dafs das meinende Subjekt den Ausschlag gebe, nicht für richtig anerkennen. Weil nun aber das Urteil der Meinung ein Relationsurteil ist, so läfst sich in unserem Falle von der Unrichtigkeit des Satzes der Identität und des Widerspruchs, insofern dabei die blofse Meinung ein Correctiv abgeben soll, die Relationstheorie nicht aufrecht erhalten. Oder kürzer: „Bei der Relation hat man Einen Punkt festzuhalten, indem man das Beurteilte darauf bezieht; bei dem Urteil der Meinung geschieht diese

Beziehung mit Rücksicht auf eine zahllose Menge von einzelnen Annahmen. Also läſst sich hier keine Relation festhalten". Letzteren Satz hat man sich bei Ar. erst zu ergänzen. Aber die ersteren beiden finden wir in seiner Deduction. Nichtsdestoweniger reichen dieselben aus, um jenen Schluſssatz klar erscheinen zu lassen, wenn er auch nicht ausdrücklich von Ar. angegeben wurde. Gerade in dem von unseren Gegnern umstrittenen *πρὸς* vor *ἄπειρα* liegt die Pointe des Ganzen, weil es sich nicht darum handelt, zu zeigen, daſs der Meinungen unendlich viele sind (denn das ist ohnehin selbstverständlich), sondern darum, daſs die Bedingung der Relation nicht erfüllt ist, daſs man die relative Bestimmung auf Grund eines einzigen Gesichtspunktes vornimmt, indem, weit entfernt, auf Einen Punkt loszusteuern (*πρὸς ἓν ἢ πρὸς ὡρισμένον*), vielmehr die Beziehung auf eine unendlich groſse Zahl von Anschauungen (*πρὸς ἄπειρα τῷ εἴδει*) angenommen ist. Ich weiſs nicht, ob nicht gerade diese Notwendigkeit der Hervorhebung des Relationsbegriffes die Ursache dafür ist, daſs Ar. nicht gesagt hat: Jedes Ding findet in Bezug auf ein meinendes Subjekt statt, sondern: Bei jedem Dinge kommt diese Beziehung vor, also nicht *εἰ δ' ἕκαστον ἔσται πρὸς τὸ δ.*, sondern *εἰ δὲ καθ' ἕκαστον ἔσται πρὸς τὸ δ.*, wie auch cod. A b und Alex. bieten.

1012 a 16. Warum sollte Ar. hier nicht das sonst wohl bekannte Verbum *ἀποφύω* verwendet haben? Kommt ja doch auch das stammverwandte *ἀποφυάς* beim Stagiriten nicht selten vor.

E 1026 a 14 kann man schwerlich anders als mit den codds. lesen, nämlich gegen Christ und Bullinger, welche *χωριστά* bevorzugen (ebenso Natorp, philos. Monatshefte XXIV S. 48[1])). Denn vor allem müſste sich doch, falls man von der Überlieferung abginge, Ar. mit Rücksicht auf 1025 b 28 widersprechen. Daſs jedoch die Annahme Christs in der krit. Anmkg. Z. u. St., als würde sich dieselbe nicht mit der eben erwähnten in Beziehung setzen lassen, auf sehr schwachen Füſsen steht, ergibt sich schon daraus, daſs auch Alexander 444, 8—15 (Comment. ed. Acad. Boruss.) diese Worte auf die Physik bezieht, ja (444, 27) dieselben sogar als zu dem Zwecke von Ar. vorgebracht ansieht, um dadurch die Ideenlehre zu bekämpfen. Und in der That, auffallend wäre es, wenn Ar., der Feind jeglicher Abstraktion, der die Prinzipien der Dinge von ihrer wirklichen Realität nie sich absondern läſst, gerade in Bezug auf die Naturwissenschaften genau der entgegengesetzten Meinung jemals Ausdruck gegeben hätte. Daſs dem in der That so sei, hat schon Bonitz p. 284 gesehen. Die Schweglersche Auslassung über die ganze St. (II S. 16) ist m. E. schwerlich von jemandem ernst genommen worden. Aber auch Alexander a. a. O. (445, 39) und die lateinischen Übersetzungen, z. B. die oben erwähnte ed. Venet. lesen *ἀχώριστα*, wobei freilich zu bemerken ist, daſs dieselbe (p. 120) den Ausdruck *ἡ φυσική* unübersetzt läſst, obwohl darauf kein Gewicht gelegt werden darf, weil der sonstigen Gleichheit mit unseren Ausgaben wegen doch nichts anderes

übrig bleibt als dafs man ἡ φυσικὴ ergänzt, welches auch durch Druckfehler ausgefallen sein kann.

1027 a 25 f. Ich freue mich konstatieren zu können, dafs auch Bender und Bullinger (S. 149) die von mir im Februarhefte d. J. 1892 der Zeitschrift f. die österr. Gymnasien S. 100 f. vorgeschlagene Rückführung der St. auf die ursprüngliche, durch cod. A b geschützte Lesart angenommen haben. Allerdings kann ich auch heute nicht umhin, zugleich gegen die Annahme derjenigen aufzutreten, welche mit Alexander (738 a 7 Br.) ᾗ γὰρ statt ἢ γὰρ lesen wollen, und darunter gehören eben die oben erwähnten Gelehrten. Erwägt man, dafs Alexander auch sonst ἢ — ἢ liest (738 a 1 f.), dafs Ar. selbst die beiden Umstandswörter oben (1027 a 21) mit dem nämlichen Konjunktionenpaar anführt, dafs a. d. erw. St. des Alexander nur eine andere Lesart mit γρ. angeführt wird, und dafs, im Vergleiche zu dem nichtssagenden ᾗ, ἢ — ἢ viel verständlicher ist, welches man in den besten codds. und Ausgaben (auch die lat. Übersetzung des Bessario bietet aut — aut) liest, dann wird man keinen Augenblick dagegen Bedenken tragen.

Graz. Johann Zahlfleisch.

Studia in Aetnam collata.

(Continuantur ex huius vol. p. 437).

De Aetnae auctoris cum Lucretio conspiratione.

Paulus Reinholdus Waglerus in ea quaestiuncula, quae inscribitur ‚De Aetna poëmate quaestiones criticae' cap. II. ‚De Aetnae poëtae cum Seneca conspiratione' Nehringii[1]) vestigia secutus pluribus disseruit idque effecisse sibi visus est ‚Aetnam conscriptam esse ab homine aliquo Senecae assecla ac sectatore, qui eius naturales maxime quaestiones probe legisset et adamasset' (l. c. p. 62).

Atque quamquam facile concedendum est inter Senecae atque Aetnae auctoris naturalis philosophiae doctrinas aliquam similitudinem intercedere, tamen Aetnae auctorem Senecae imitatorem fuisse ex eo colligi posse nego.

Ac primum quidem in ea una re, qua Seneca auctorum suorum sententiam emendavit atque correxit, Aetnae auctor pravam antiquorum physicorum sententiam profert. Quod ne Waglerus quidem negavit (l. c. p. 60): ‚In una sane re differunt inter se Seneca et Aetnae auctor, quam hic non dissimulaverim: ille enim spiritum extrinsecus in terrae foramina intrare obstinate negat (cf. N. Q. VI, 24, 1), contra Aetnae auctor credit posse etiam extrinsecus irrepere illas auras per latera Aetnae montis hic illic hiantia ventisque obnoxia'.

---

[1]) Die geologischen Anschauungen des Philosophen Seneka. Wolfenbüttel 1873 u. 76.

Hanc rem iam ante Waglerum copiosius tractaverat Nehringius (I, p. 39), cum haec diceret: „Woher kommt aber dieser spiritus? In der Beantwortung dieser Frage liegt hauptsächlich der Fortschritt des Seneka; er verwirft vollständig den Gedanken an das Einströmen der Winde in das Erdinnere, welchen wir bei Aristoteles und den übrigen Naturforschern gefunden haben; er behauptet vielmehr, dafs die Gase und Dämpfe sich in den unterirdischen Höhlen selbst entwickeln".

Atque Seneca N. Q. VI, 18 poëtarum et ipsius Aetnae auctoris sententiam refutavit ‚ventos sub terra clausos esse (cf. Aetn. v. 134), cum castigatis versibus 53—56 primi Aeneidos libri ita pergeret: ‚Sine dubio poëtae hunc voluerunt videri carcerem, in quo sub terra clausi laterent. Sed hoc non intellexerunt, nec id, quod clausum est, esse adhuc ventum, nec id quod ventus est, posse iam claudi. Nam quod in clauso est, quiescit et aëris statio est: omnis in fuga ventus est'.

Universum vero Aetnae argumentum nullo modo cum Senecae Naturalibus Quaestionibus congruere rectissime monuit Hildebrandtius (l. c. p. 29 sq.) cum haec diceret: „Übersehen hat Wagler einen für die Frage höchst wichtigen Umstand, wir meinen den ausgesprochenen, gar nicht schärfer zu denkenden Gegensatz, in welchem des Ätnadichters bis zur Hartnäckigkeit konsequente Mechanik zu den im Vergleiche hiermit aufgeklärten Anschauungen Senekas steht. Jener leitet jede der in Frage kommenden Erscheinuugen aus rein mechanischen Ursachen ab, dieser hat schon deutliche Vorstellungen vom Wirken chemischer Vorgänge: Wahrhaftig ein prinzipieller Gegensatz, der es doch sehr zweifelhaft machen mufs, ob in der That der Ätnadichter das Werk des wissenschaftlichen Gegners geplündert haben kann. Ich halte die Frage nach Benützung der Naturales Quaestiones für unendlich viel schwieriger als man bisher gemeint hat; jedenfalls harrt sie noch der Lösung".

Quae cum ita sint, haud scio an multo facilius in eam sententiam adducamur, ut putemus ipsum Senecam ex Aetna nonnulla excerpsisse. Quid enim impedit? An illud, quod Seneca Aetnae auctorem nusquam laudavit? (cf. Wagler. l. c. p. 44). At hercle ne ipsum quidem Lucretium nominavit, cum (Ep. 79, 5) eos poëtas enumeraret, qui Aetnam montem attigissent.

Sed mihi haec persuadere non potui, cum verborum locutionumque imitatio nullo loco inveniri posset. Accedo igitur Baehrensii sententiae, qui argumentorum quorundam similitudinem ex communi et Aetnae auctori et Senecae fonte explicandam esse putavit. (Poët. Lat. min. II, p. 30).

Iam vero respondendum est Waglero quaerenti ex Baehrensio (l. c. p. 61), ‚quem tandem fontem dicat'.

Equidem utrumque cum ex aliis fontibus tum e Lucretio hausisse persuasum habeo, quocum ‚haud raro' Senecam consentire ipse Waglerus docet (l. c. p. 64).

Iam meum est demonstrare, quam multa et Aetnae auctor et

Lucretius communia habeant argumenta, cum haec res adhuc parum disceptata sit.

Ac primum quidem uterque invocato deo se novam difficillimamque materiam tractare pronuntiat: Aetnae nempe auctor v. 4—8 Apollinem, carminis auctorem, Pieridesque invocat, Lucretius Venerem, Aeneadum genetricem (I, 1—49), et initio libri sexti, quem noster poëta maxime ob oculos habuit, v. 92 Calliopen, callidam musam (v. 95 Te duce = Aetn. v. 8 Phoebo duce). v. 7 Aetnae auctor se ‚nova coepta' conari, v. 8 ‚per insolitum' ire, v. 24 ‚ignotas curas pectore moliri' dicit, qui labor immensus sit (v. 222).

Eadem fere Lucretius:

I, 136 Nec me animi fallit Graiorum obscura reperta
Difficile illustrare Latinis versibus esse,
Multa novis verbis praesertim cum sit agendum
Propter egestatem linguae et rerum novitatem.

IV ab initio = I, 926:

Avia Pieridum peragro loca nullius ante
Trita solo. iuvat integros accedere fontes
Atque haurire, iuvatque novos decerpere flores.

II, 1024:

Nam tibi vementer nova res molitur ad auris
Accidere et nova se species ostendere rerum.

Sed uterque amplissima sibi praemia fore sperat:

Aetn. v. 223 Digna laboratis respondent praemia curis.

Lucr. I, 922:

Nec me animi fallit, quam sint obscura; sed acri
Percussit thyrso laudis spes magna meum cor
Et simul incussit suavem mi in pectus amorem
Musarum.

I, 929 = IV, 4 et 5 Insignemque meo capiti petere inde coronam,
Unde prius nulli velarint tempora musae.

Iam id consentiunt et Aetnae auctor et Lucretius, quod uterque contemptis inanibus hominum contentionibus laboribusque soli veritati studet atque ex investigatione veri summam percipit voluptatem:

Aetn. v. 91 omnis In vero mihi cura.
226. Nosse fidem rerum dubiasque exquirere causas.
251 divini est animi ac iucunda voluptas.
258 Torquemur miseri in parvis terimurque labore.

Lucr. I, 50 (cf. II, 1023 sq.):

Quod super est, vacuas auris animumque sagacem
Semotum a curis adhibe veram ad rationem.

II, 7 sqq.:

Sed nil dulcius est, bene quam munita tenere
Edita doctrina sapientum templa serena,
Despicere unde queas alios passimque videre
Errare atque viam palantis quaerere vitae,
Certare ingenio, contendere nobilitate,
Noctes atque dies (= Aetna 264) niti praestante labore

Ad summas emergere opes rerumque potiri.
O miseras hominum mentes, o pectora caeca!
Qualibus in tenebris vitae quantisque periclis
Degitur hoc aevi quodcumquest!

Aetnae auctor ita, ut Lucretius, vatum mendacia castigat volgique stultitiam ridet:

Aetn. vv. 29—91; 367: Nec te decipiant stolidi mendacia volgi.
Lucr. I, 102 Tutemet a nobis iam quovis tempore vatum
Terriloquis victus dictis desciscere quaeres.
Quippe etenim quam multa tibi iam fingere (cf. Aetna 77 finxerunt) possunt
Somnia, quae vitae rationes vertere possint
Fortunasque tuas omnis turbare timore!
ibid. 109 Religionibus atque minis obsistere vatum.
ibid. 945 = IV, 10 Volgus abhorret ab hac.
II, 622:
Ingratos animos atque impia pectora volgi
Conterrere metu quae possint numini' divae.

Vatum mendacia refellens, qui deos ‚extremas in artes demittunt' (Aetna 33) auctor Aetnae eandem de deis sententiam profert quam Lucretius:

Aetn. v. 34: Subducto regnant sublimia caelo
Illa neque artificum curant tractare laborem.
Lucr. V, 82 = VI, 58
Nam bene qui didicere deos securum agere aevom,
VI, 68: Quae nisi respuis ex animo longeque remittis
Dis indigna putare alienaque pacis eorum,
Delibata deum per te tibi numina sancta
Saepe oberunt.
V, 165 sqq. quid enim immortalibus atque beatis
Gratia nostra queat largirier emolumenti,
Ut nostra quicquam causa gerere aggrediantur?
Quidve novi potuit tanto post ante quietos
Illicere ut cuperent vitam mutare priorem?
II, 646:
Omnis enim per se divom natura necesse est
Immortali aevo summa cum pace fruatur
Semota ab nostris rebus seiunctaque longe.
III, 18 Apparet divum numen sedesque quietae,
Quas neque concutiunt venti nec nubila nimbis
Aspergunt neque nix acri concreta pruina
Cana cadens violat semperque innubilus aether
Integit, et large diffuso lumine rident.

Maxime vero consentit auctor Aetnae cum Lucretio, nusquam apparere Acherusia templa (Lucr. III, 25), sed a poëtis ficta esse affirmans.

Aetn. vv. 76—83, 280.
Lucr. III, 37 Et metus ille foras praeceps Acheruntis agendus,
Funditus humanam qui vitam turbat ab imo,

Omnia suffundens mortis nigrore, neque ullam
Esse voluptatem liquidam puramque relinquit.
ibid. 964 Nec quisquam in barathrum nec Tartara deditur atra.

Deinde a versu 976 Lucretius exponit cruciatibus illis Tantali, Tityi, Sisyphi poenas hominum scelestorum in vita degentium significari:
,Atque ea, ni mirum, quaecumque Acherunte profundo
Prodita sunt esse, in vita sunt omnia nobis'.

Iam vero inde a versu 1009
Lucretius praefracte negat esse ulla Ditis regna:
,Cerberus et furiae iam vero, et lucis egenus
Tartarus horriferos eructans faucibus aestus,
Quid? neque sunt usquam, nec possunt esse profecto.

Nihil horum timere, sed ,pacata posse omnia mente tueri' (V, 1201) pietatem veram esse Lucretius disserit, atque mirum quantum concinit Aetnae auctor v. 279:
,Non subito pallere sono, non credere subter
Caelestis migrasse minas' (cf. Lucr. V, 1191 ,murmura magna minarum'; I, 68 nec minitanti Murmure compressit caelum).

Cui vero legenti Aetnaeos illos versus 224 sqq. non in mentem veniant illa Lucretiana I, 62 sqq.:
Humana ante oculos foede cum vita iaceret,
66: Primum Graius homo mortalis tendere contra
Est oculos ausus primusque obsistere contra;
vel illa (V, 1202)
Nam cum suspicimus magni caelestia mundi
Templa, super stellisque micantibus aethera fixum,
Et venit in mentem solis lunaeque viarum,
Tunc aliis oppressa malis in pectore cura
Illa quoque expergefactum caput erigere infit,
Ne quae forte deum nobis immensa potestas
Sit, vario motu quae candida sidera verset.

Iam illae res, quarum investigationem homine dignissimam esse Aetnae auctor (v. 228—248) dicit, a nullo veterum poëtarum ,plenius ac melius' expositae sunt quam a Lucretio.

Atque in ipso prooemio Lucretius sibi de superis rebus rationem habendam esse proponit (I, 127):
,Quapropter bene cum superis de rebus habenda
Nobis est ratio, solis lunaeque meatus (cf. Aetn. vv. 231—233)
Qua fiant ratione, et qua vi quaeque gerantur
In terris etc.

Primo ,de rerum natura' libro ,quot et quae sint magno natalia mundo principia' (Aetn. v. 228) inde a versu 265 uberius disputat.

Id quoque Lucretius disceptavit, ,occasus metuant an saecula pergant, Et firma aeterno religata sit machina vinclo' (Aetn. v. 229 et 230):
Lucr. V, 1209:
Temptat enim dubiam mentem rationis egestas,
Ecquae nam fuerit mundi genitalis origo,

Et simul ecquae sit finis, quo ad moenia mundi
Solliciti motus hunc possint ferre laborem,
An divinitus aeterna donata salute
Perpetuo possint aevi labentia tractu
Immensi validas aevi contemnere viris.
cf. ibid. 245 sq., 95 sq. II, 1144 sqq.

Libro quinto Lucretius de sole et luna (Aetn. vv. 231—233) copiose disserit:

v. 76 Praeterea solis cursus lunaeque meatus (Aetna 233 meet)
Expediam qua vi flectat natura gubernans.

Atque cum (v. 564—614) solis lunaeque magnitudinem metitus esset, explanare conatus est, cur luna duodecim pervolaret orbes eodem tempore, quo sol unum orbem conficeret (Aetn. vv. 232, 233).

Lucr. V, 616 (Quo pacto . . .)
Lunaque mensibus id spatium videatur obire,
Annua (= Aetn. 233) sol in quo consumit tempora cursu.

Iam vide, ut Aetnae auctor v. 239 sqq. imitatus sit Lucretium auni tempora ita describentem:

V, 735 sqq.
It ver et Venus, et veris praenuntius ante
Pennatus graditur zephyrus, vestigia propter
Flora quibus mater praespargens ante viai
Cuncta coloribus egregiis et odoribus opplet.
Inde loci sequitur calor aridus etc.

Atque Aetnae auctor, cum naturae hominisque vitam compararet, Lucretii vestigia secutus est.

V, 668 florescunt tempore certo
Arbusta et certo dimittunt tempore florem:
Nec minus in certo dentes cadere imperat aetas
Tempore et impubem molli pubescere veste
Et pariter mollem malis demittere barbam.

Hoc loco illud quoque afferendum est et Aetnae auctorem et Lucretium mundi partes nominare tres, caelum, mare, terram:

Aetn. vv. 102—104. Lucr. V, 92 Principio maria ac terras caelumque tuere,
Quorum naturam triplicem, tria corpora, Memmi,
Tris species tam dissimilis, tria talia texta etc.

De ipsa terra auctor Aetnae haec dicit: ‚deseditque infima tellus, Sed tortis rimosa cavis (103—104).

Eadem Lucretius V, 449 sqq.
Quippe etenim primum terrai corpora quaeque,
Propterea quod erant gravia et perplexa, coibant
In medio atque imas capiebant omnia sedes.
v. 457 ideo per rara foramina
(= Aetna ‚tortis rimosa cavis‘) terrae
Partibus erumpens primus se sustulit aether
(= Aetn. v. 103: ‚sors data coelo Prima‘).

Iam vide, quanta religione auctor Aetnae, cum, quibus causis

ignes Aetnaei erumperent, inquireret, vestigia Lucretii magistri sui carpserit.

Lucr. enim libro sexto inde a versu 535, exquirens, ‚quae ratio terrae motibus exstet', haec exponit:

‚In primis terram fac ut esse rearis
Subter item ut supera ventosis undique plenam
Speluncis.
631 raro cum corpore tellus est,
592 fera vis venti per crebra foramina terrae
Dispertitur.

Deinde disserit in terrae subterraneis speluncis flumina undas volvere:

v. 540: ‚Multaque sub tergo terrai flumina tecta
Volvere vi fluctus,
id quod Aetnae auctor consentit v. 126:
Aut occulta fluunt tectis adoperta cavernis'.

Saepius partem aliquam terrae pessum subsedisse et Lucretius et Aetnae auctor affirmat:

Aetn. vv. 137—138;
Lucr. VI, 584:
Diffindens terram (sc. vis venti) magnum concinnat hiatum
589: et multae per mare pessum
Subsedere suis pariter cum civibus urbes.

Hos terrae motus, quibus totae urbes corruant (Aetna 172; Lucr. VI, 585—590) atque homines ita exterreantur, ut ‚fractum orbem illapsurum' putent (Aetn. vv. 173—174; Lucr. V, 1234—1238 VI, 565—567 et 601—607), ventorum vi maxima effici, utrique persuasum est.

Aetn. vv. 146—154; Lucr. VI, 557—600.

Aetnam ipsam, ut universam terram, ventosis plenam speluncis esse, Lucretius nos docet:

VI, 682 sqq. primum totius subcava montis
Est natura, fere silicum suffulta cavernis.
Omnibus est porro in speluncis ventus et aër.

Eadem auctor Aetnae (175—218) pluribus persequitur.

Inde a versu 282 usque ad v. 320 auctor Aetnae exponit, qua ratione turbida illa ventorem vis exsistat.

Atque hac in re maxime cognoscas illum non solum ea vera habuisse, quae Lucretius dixisset, omnia, sed etiam eam viam rationemque veri investigandi secutum esse, qualem magister monstravisset:

‚Sunt aliquot quoque res', inquit Lucretius (ibid. 703), ‚quarum unam dicere causam
Non satis est, verum pluris, unde una tamen sit'.

His magistri verbis adductus plures ventorum causas affert haec dicens (v. 307 sqq.)

Quod si forte mihi quaedam discordia tecum est,
Principiisque aliis credas consurgere ventos,
Non dubium etc.

Iam vero illud mirum in modum consentiunt et Lucretius et Aetnae auctor ventum aut in ipsa terra oriri aut extrinsecus ortum in interiorem terram agitari, quod Senecam refutasse supra monui.

Aetn. vv. 283—291;

Lucr. VI, 577

Est haec eiusdem quoque magni causa tremoris
Ventus ubi atque animae subito vis maxima quaedam
Aut extrinsecus aut ipsa tellure coorta
In loca se cava terrai coniecit.

Etiam ea, quae Aetnae auctor de nebularum humorumque vi ac mobilitate affert, ex Lucretio sumpta esse videntur:

Aetn. vv. 312—318;

Lucr. VI, 476 sqq.

Praeterea fluviis ex omnibus et simul ipsa
Surgere de terra nebulas aestumque videmus,
Quae velut halitus hinc ita sursum expressa feruntur
Suffunduntque sua caelum caligine (= Aetna 314 caligat).

486 quantaque volarent Corpora mobilitate ostendi quamque repente
Immemorabile per spatium (cf. Aetn. v. 316 Eminus aspirat) transire solerent.

506 Consimili ratione ex omnibus amnibus umor
Tollitur in nubis.

Quod vero Aetnae auctor annuit, fieri posse, ut subterraneis rupibus cavernisque proruentibus ventus exsistat (cf. Aetn. vv. 308—311), idem Lucretius affirmat VI, 544 sqq.:

Terra superne tremit magnis concussa ruinis,
Subter ubi ingentis speluncas subruit aetas:
Quippe cadunt (Aetna 310 procidere) toti montes, magnoque repente
Concussu late disserpunt inde tremores.

Iam vero ad „palmare" illud argumentum Wagleri (l. c. p. 57) venio.

Aetnae auctor v. 302—303 haec profert:

‚Credendum est etiam ventorum exsistere causas
Sub terra similes harum quas cernimus extra'.

Atque coll. Senec. N. Q. III, 16, 4 ‚Sunt et sub terra minus nobis nota iura naturae, sed non minus certa: crede infra quicquid vides supra' Waglerus ita pergit: ‚Hoc loco nil nisi Senecae sui verba pedestria in versus hexametros redegit poëta, quod tam apertum est, ut hoc exemplum in certissimis argumentis numerare non dubitem, quod infringere vereor ne frustra conitatur adversarius vel obstinatissimus; quae illic in universum exponuntur, hic comprobantur de ventis'.

At Lucretius in una eademque causa simillima dicit:

VI, 536 in primis terram fac ut esse rearis
Supter item ut supera ventosis undique plenam
Speluncis.

ibid. 542 Undique enim similem (sc. terram) esse sui res postulat ipsa.

Non solum igitur sententia in eadem causa eadem est, sed et ipsa verba (‚similem‘ Lucr. VI, 542 = ‚similis‘ Aetna 300) congruunt.

Iam quivis facile concedet non ex Seneca, sed ex Lucretio hunc Aetnae locum desumptum esse, intellegetque actum esse de ‚palmari‘ Wagleri argumento.

Sed nos reliqua Lucretiana persequamur.

Proximi maris undas multum valere ad ignium eruptionem et Aetnae auctor (vv. 292—293) et Lucretius (VI, 694—699) nos docet.

Ignes Aetnae concussu lapidum ventorum vi subvectorum accendi demonstrat Aetnae auctor ita, ut rami arborum triti inter se ignem concipiant (v. 362—366).

Atque illa similitudo ex Lucretio exscripta est, qui eam rem duobus locis (I, 897—904 et V, 1094—1098) copiose explicat.

Sed non solum comparatio Lucretiana est, eadem Lucretius de re ipsa disputat: VI, 687 sqq.

Hic (sc. ventus) ubi percaluit calefecitque omnia circum
Saxa furens, qua contingit, terramque, et ab ollis
Excussit calidum flammis velocibus ignem,
Tollit se ac rectis ita faucibus eicit alte.

Ipsam denique ignium Aetnaeorum eruptionem uterque pari modo describit.

cf. Lucr. I, 722—725, VI, 669, 681, 692, 699—700.

Etiam illud memoratu dignum esse videtur. Aetnae auctorem v. 433 affirmare, locum inter Neapolin et Cumas divitissimum sulphure esse, quod idem Lucretius testatur VI, 747 sq.

Restat demum, ut utriusque carminis epilogos inter se comparem.

Atque Lucretius operi suo elegantem descriptionem pestis illius subiunxit, quae temporibus belli Peloponnesiaci Athenas vastavit, e Thucydide desumptam.

Simili modo Aetnae auctor carmini suo quasi cumulum attulit, illa de Catanensibus fratribus fabula adiecta, quam e Graecis fontibus hausisse videtur. Atque hanc fabulam multis verbis enarrat, cum Seneca eam leviter attigerit (de benef. III, 27, 2 et VI, 36, 1), unde facile intellegitur eam e Seneca excerptam esse non posse. Illud vero praefracte negari non potest, Senecam ex Aetna illius fabulae notitiam repetiisse.

Haec habui, quae de Aetnae auctoris cum Lucretio conspiratione proferrem.

Iam intelleges multa Aetnae argumenta a Seneca non usurpata apud Lucretium inveniri atque ea fere omnia, quae auctori Aetnae et Senecae communia sunt, e Lucretii ‚de rerum natura‘ libris hausta esse.

De genere dicendi Aetnae auctoris consimili Lucretiano disserere facile supersedeo, cum in eam rem iam accuratius inquisiverit Kruczkiewicz in ea quaestiuncula, quae inscribitur ‚Poëma de Aetna monte Vergilio auctori potissimum esse tribuendum‘ (p. 18—28). Quae autem

verba locutionesque ex Lucretii libris desumpta essent, diligenter adnotavi in ‚Indice locorum Lucretianorum et Vergilianorum'.

Iam apparet auctorem Aetnae ad Lucretii exemplum se conformasse eumque inprimis imitandum sibi proposuisse.

Nunc quaero ex te, num putes centum et viginti annis postquam Lucretius obiit, quemquam exstitisse, qui neglecta elegantia sermonis Augusteorum poëtarum ieiunos illos versus imitaretur?

Illud vero facile sibi quisque persuadeat, paulo postquam illi ‚de rerum natura' libri editi essent, quendam Romanum, qui se ad poësis studium contulisset, novo illius carminis genere atque indole adeo captum esse, ut ipse talia conaretur.

Sed iam accuratius inquiramus

Quo tempore carmen Aetnaeum conscriptum sit.

Wernsdorfius[1]) coniectura assecutus est Lucilium Juniorem, amicissimum Senecae philosophi, illud, quod est de Aetna monte carmen, conscripsisse.

Quam coniecturam Fridericus Jacobus[2]) approbavit, Munro[3]) in dubium vocavit, Baehrensius[4]) refutavit, cum Aetnam saeculo Augusteo conditam esse doceret. Tribus annis post (1883) Kruczkiewicz demonstrabat ‚poëma de Aetna monte Vergilio auctori potissimum esse tribuendum'. Sed anno insequenti (1884) Waglerus eo libro, qui inscribitur ‚De Aetna poëmate quaestiones criticae', profectus ab Aetnae auctoris cum Seneca conspiratione, intra annos 65 et 79 p. Chr. n. ortum esse illud ‚incerti auctoris' carmen sibi persuadebat.

At nullo modo concedi potest illud poëmatium Neronis imperatoris temporibus i. e. intra annos 65 et 68 p. Chr. n. compositum esse. Poëta enim v. 431—432 ‚locum inter Neapolin et Cumas multis iam frigidum annis esse' affirmat. Illam autem regionem a. p. Chr. n. 63 terrae motibus vexatam esse Seneca ipsi Lucilio, quem adhuc nonnulli carminis auctorem esse putant,[5]) scribit; de Neapoli vero haec dicit (N. Q. VI, 1, 2): Neapolis quidem privatim multa, publice nihil amisit. cf. Suet. Nero 20; Tac. annal. XV, 22. Poëtae igitur illud ‚multis iam frigidus annis' dicere non licuisset, si duobus vel quattuor annis post (65—68 a. Chr. n.) Aetnam condidisset.

Iam videamus, utrum nobis liceat Aetnam post Neronis aetatem detrudere necne.

Atque iam Kruczkiewicz negavit illud carmen post Augusti tempora conscriptum esse, cum Coa Apellis Venus, quam spectaturos Romanos difficillima atque periculosissima itinera facere poëta dicit (v. 595), iam ab Augusto a Cois empta et Romam translata esset. cf. Strab. XIV, 2, 19; Plin. N. H. 35, 91.

---

[1]) Poëtae Latini minores. tom. IV, p. 11 sqq.
[2]) l. c. p. XVI sqq.
[3]) l. c. p. 33 sqq.
[4]) l. c. p. 30 sq.
[5]) Teuffel-Schwabe, Geschichte der röm. Literatur, 5. Aufl. p. 751; Ellis, Journ. of philol. XX, p. 231.

Quod argumentum Waglerus (l. c. p. 63) ita infringere conabatur, ut diceret poëtam, cum scriberet ,currimus' (v. 572) et ,putas' (v. 600), omnes homines intellexisse maximeque Graecos. Sed si poëtae cum Graecis res fuisset, Graecum carmen ei pangendum fuit. Cum autem Romana lingua carmen condiderit, dubium non est, quin Romanos allocutus sit. Atque quis non intellegat ineptum esse interpretari: Quin etiam Graiae tabellae fixos tenuere ,Graios'? Etiam ad illud Waglerus confugit, ut poëtam in Sicilia scribentem fingeret, cui, cum illam tabellam Romae propositam videre vellet, ,conficiendum sane erat iter longius et transmarinum'. Certe Siculo Romam proficiscenti ,iter longius et transmarinum conficiendum erat', at hercle ei non ,currendum erat traducto maria ac terras per proxima fatis' (v. 571—572) ,terra dubioque marique' (v. 600).

Sed iam novis armis pugnandum est.

Quem universorum Graecorum, quem Siculorum Waglerus tam vesanum fuisse putat, ut summa vitae pericula subiret, non Apellis Venerem sed pro ea aliam Dorothei manu substitutam spectaturus?

Nam iam Neronis temporibus illam clarissimam Apellis tabellam carie confectam esse Plinius N. H. 35, 91 testatur his verbis: ,Consenuit haec tabula carie aliamque pro ea substituit Nero principatu suo Dorothei manu'.

Inde facile quivis colligat poëtam post Neronis aetatem haec non conscripsisse.

Atque cum illud constet poëma de Aetna monte intra annos 65 et 79 p. Chr. n. scriptum non esse, iam quaeramus, quo tandem tempore conditum sit.

Hanc rem mihi tractanti proficiscendum est ab Aetnae versibus 594—598.

Illud iam Hauptius (opusc. II. p. 165) vidit, poëtam hoc loco Apellis Coam Venerem, Timomachi Medeam et Timanthis Iphigeniam, deinde buculam Myronis attingere. Eadem Brunnius (Geschichte der griech. Künstler II p. 82, 186, 138) confirmavit.

Scripsit igitur poëta haec eo tempore, quo Romanis terra marique itinera periculosissima facienda erant, ut illas laudatissimas tabellas viserent.

Atque ex Ciceronis Verr. IV, 60 intellegitur anno a. Chr. n. 70, quo Vergilium natum esse constat, Apellis Venerem Coi fuisse, Timomachi Medeam Cyzici, Myronis buculam Athenis[1]).

Apellis Venerem ab Augusto a Cois emptam atque Romam translatam esse iam supra monitum est.

Quo tempore bucula Myronis Romam transportata sit, ignoramus; illud confirmare testimoniis possumus, inter Ciceronis et Antonini Pii aetatem eam Romam translatam esse (cf. Kruczkiewicz l. c. p. 16).

At Timomachi Medeam iam a Caesare dictatore Romam translatam atque in aede Veneris Genetricis propositam esse Plinius testatur N. H. 35, 136: ,Timomachus Byzantius Caesaris dictatoris aetate

[1]) Qua in urbe Timanthis Iphigenia proposita fuerit, memoria proditum non est.

Aiacem et Medeam pinxit[1]), ab eo in Veneris Genetricis aede positas, octoginta talentis venumdatas'.

35, 26: ,Sed praecipuam auctoritatem publice tabulis fecit Caesar dictator Aiace et Medea aute Veneris Genetricis aedem dicatis'.

Atque cum templum Veneris Genetricis a Caesare a. a. Chr. n. 46 dicatum sit (cf. Dio 43, 22, Suet. Caes. 26, Plin. N. H. 35, 156) illud constat Timomachi Medeam intra annos 46 et 44 a. Chr. n. Romam translatam esse.

Priusquam haec tabula Romam translata est, i. e. certe ante annum 44, carmen Aetnaeum conscriptum est. Iam cum illud demonstrassem Aetnae auctorem Lucretii fuisse imitatorem, postquam ,de rerum natura' libri editi sunt, hoc poëmatium conditum esse apparet. Et cum v. 431—432 locum inter Neapolin et Cumas situm, ubi ,montes fumare' Lucretius (VI, 747) dicit, ,multis iam frigidum annis' esse Aetnae poëta affirmet, aliquot annis postquam Lucretius obiit, i. e. post annum 49 a. Chr. n., quo Aetnam montem insolitum in modum erupisse Petronius testatur (cf. Sartor. de Waltershausen „Der Aetna" I S. 201) hoc carmen scriptum esse mihi persuasum est.

Haec mea coniectura alia re maxime firmatur.

Primo post Christum natum saeculo Aetnae eruptionem factam esse certis testimoniis confirmari non potest. Nemo eorum scriptorum, qui iis temporibus vixerunt, ignes Aetnaeos vehementer erupisse memoriae prodit, etsi Aetnam montem identidem attingunt. Atque Seneca Ep. 51 ad Lucilium scripta de Aetna haec dicit (1): ,Quem quare dixerit Messalla unicum, sive Valgius, apud utrumque enim lego, non reperio, cum plurima loca evomant ignem, non tantum edita . . . sed etiam iacentia'.

Atque Ep. 79, qua Lucilium admonet, ut, cum Siciliam circumeat, Aetnam quoque ascendat, nihil aliud amico mandat, quam ut investiget, primum utrum Aetna revera subsidat necne, deinde quantum ab ipso ore montis nives absint, quas ne aestas quidem solvat. Atque Lucilium adhortatus, ut illum montem in suo carmine attingeret, metuit, ne ,Aetna illi salivam moveat' (ibid. 7).

Plinius, quem summo cernendi Vesuvii erumpentis spectaculi studio captum ipsa ignium Vesuvinorum eruptione (a. p. Chr. n. 79) vitam amisisse constat, de monte Aetna nihil insoliti tradit.

(N. H. II, 236: ,In montium miraculis ardet Aetna noctibus semper tantoque aevo ignium materia sufficit, nivalis hibernis temporibus egestumque cinerem pruinis operiens. Nec illo tantum natura saevit exustionem terris denuntians'. Deinde plerique alii montes flagrantes enumerantur).

Pomponius Mela haec profert; (de situ orbis II, 7, 153) ,Aetna, quae Cyclopas olim tulit, nunc assiduis ignibus flagrat.' ibid. 164; ,ac sicut Aetna perpetuo flagrantes igne Hiera et Strongyle'.

---

[1]) Plinium in hoc errasse Brunnius (l. c. II. p. 188 sqq.) demonstravit certisque argumentis effecit, Timomachum Alexandri successorum aetate floruisse. cf. Cic. in Verr. IV, 60, 135: (Quid arbitramini) Cyzicenos (merere velle), ut Aiacem aut Medeam (amittant).



Neque Suetonius, qui (Caligul. cap. 51) narrat Caligulam imperatorem ‚repente a Messana noctu profugisse, Aetnaei verticis fumo ac murmure pavefactum', undas Aetnae igneas erupisse dicit.

Quae cum ita essent, Sartorius de Waltershausen, qui in illo libro, qui inscribitur ‚Der Ätna', omnes Aetnae eruptiones summa cum diligentia adnotavit, intra annos 39 a. Chr. n. et 252 p. Chr. n. certam ignium eruptionem statuere non potuit.

At hercle quanta vehementia Aetna ante a. a. Chr. n. 44 saeviit! Iam ante Caesaris aetatem inde ab anno 141 a. Chr. n. Sartorius (l. c. p. 200) quattuor atrocissimas eruptiones factas esse (a. 141, 135, 126, 122 a. Chr. n.) certissimis argumentis confirmavit. Ipsa autem Caesaris aetate Aetnam Romanis ‚insolitis ignibus' et imperium et mortem illius denuntiasse Petronius et Vergilius, testis locupletissimus, tradunt.

Atque Petronius (sat. 122) priusquam bellum civile inter Caesarem et Pompeium exarsisset, Aetnam — id quod ominosum esset — horribiles ignes evomuisse, his verbis pronuntiat (v. 135):

Iamque Aetna voratur Ignibus insolitis et in aethera fulmina mittit.

Vergilius vero (Georg. I, 471) Aetnam Caesaris mortem identidem ominatam esse his versibus[1]) monet:

Quotiens Cyclopum effervere in agros
Vidimus undantem ruptis fornacibus Aetnam
Flammarumque globos liquefactaque volvere saxa!

cf. Athanas. Kircher, Mund. subt. I, lib. IV, cap. 8 (p. 188) ‚Tempore C. Julii Caesaris denuo vehementissime Aetnam saevisse tradit Diodorus, quod et mortem Caesaris portendisse volunt; tantum enim fuisse traditur, ut mare ad Liparas usque fervore suo vel ipsas naves combusserit, omnibus piscibus exstinctis et decoctis, atque intra XX annos quater mons exarserit[2]).

Illis temporibus carmen Aetnaeum conditum esse eo probabilius est, cum et alii illius aetatis poëtae insolita montis miracula versibus persequerentur (cf. Lucr. I, 722 sqq. VI, 639 sqq.; Ov. met. XV, 340 sqq.)

Jam toto carmine nihil invenire possum, quod meae sententiae repugnet. Immo vero omnia illis temporibus aptissima sunt.

Atque primum inspiciamus illum locum, quo Aetnae auctor alias regiones vulcanias describit (v. 430—448).

Rectissime affirmavit: ‚Dicitur insidiis flagrasse Aenaria quondam', cum quinquaginta fere annis ante i. e. a. u. c. 659 ‚terrae hiatu (= insidiis) flamma exorta in caelum emicuisset'; (cf. Julius Obsequens apud Hoff, l. c. p. 161) id quod testes atque spectatores poëtae dicere potuerunt.

Regionem inter Neapolin et Cumas sitam, antequam bellum civile inter Caesarem et Pompeium exortum esset, prorsus extinctam esse Petronius sat. 120, v. 67 tradit.[3])

---

[1]) cf. quae Servius ad hunc versum adnotavit: ‚Ut dicit Livius, tanta flamma ante mortem Caesaris Aetna defluxit, ut non tantum vicinae urbes, sed etiam Rhegium civitas afflaretur'.

[2]) cf. v. Hoff, Chronik der Erdbeben und Vulkanausbrüche I, p. 166.

[3]) cf. Hoff, Chronik I, p. 165.



De Rotunda insula Strabo, qui iisdem fere temporibus vixit, eadem atque Aetnae auctor affirmat (VI, 2, 11 *βία φλογὸς λειπομένη* = raro fumat). Contraria Plinius tradit (N. H. III, 94: a Lipara liquidiore tantum flamma differt). cf. A. Holm, Geschichte Siziliens im Altertum, I, p. 40: „Zu Strabos Zeit stand der Vulkan auf dieser Insel noch an Kraft der Flamme den übrigen thätigen Vulkanen der liparischen Inseln nach. Wenn dagegen Plinius ihm ein helleres Feuer zuschreibt, so möchte wohl der Schlufs gestattet sein, dafs er damals schon angefangen hat die anderen zu übertreffen".

De Vulcania sive Hiera insula in Vergilii Aeneide eadem scripta invenimus (VIII, 417 ‚fumantibus ardua saxis' = ‚adhuc flagrat'). Quin etiam in carmine Aetnaeo eodem nomine appellata est, quo in Aeneide (VIII. 422 Vulcania nomine tellus = Vulcani nomine sacra).

Iam venio ad hydraulica. Erravit Wernsdorfius (l. c. p. 9 sqq.), cum diceret Tritonis machinam (v. 294 sqq.) sub Claudio primum inventam et publico naumachiae spectaculo adhibitam esse coll. Suet. Claud. 21: „Hoc spectaculo classis Sicula et Rhodia concurrerunt, duodenarum triremium singulae, exciente bucina Tritone argenteo, qui e medio lacu per machinam emerserat'. Quo tandem verbo Suetonius id dicit, Tritonis machinam tum primum iuventam atque adhibitam esse? Organa hydraulica iam multo ante et inventa et adhibita esse iam Munro (p. 60) copiosius explicavit. Atque Ciceronis aetate Romanos hydraulorum sonitu delectatos esse ex Tusc. III, 18 ‚hydrauli audiat voces potius quam Platonis' colligas.

Ad. v. 581 ‚Et sacer in bellum numerus, sua turba regenti'. Wernsdorfius excursum conscripsit (ibid. 365), in quo de vocabuli ‚numerus' usu haec dixit: ‚Numerus quidem ab auctore ea significatione sumi videtur, qua scriptores Romani argenteae aetatis solebant cohortes, manipulos, aliaque militum *συντάγματα* numeros dicere, unde et auctorem Aetnae ex ea aetate fuisse existimo, non ex aurea, qua Cornelius Severus vixit'.

Eadem fere Munro (p. 77): ‚numerus' has the sense it bears in Tacitus and other writers of the silver age, of a division or troop of soldiers'.

At ‚numerum' hoc versu ‚rythmum' significare videri iam supra demonstravi. Illud vero praefracte negandum est ‚numerum' illo carminis versu significare ‚cohortem' vel ‚manipulum'. Nam quis tam a vero alienus est, ut asseveret ex uno ‚numero' i. e. ex una ‚cohorte' vel ex uno ‚manipulo' Lacedaemoniorum exercitum constitisse? (cf. Munro ‚the Spartan army'). Sing. ‚numerus' enim praebet poëta, non plur. ‚numeri'.

Fuerunt etiam, qui in vocabulo ‚sipho' (v. 328) offenderent; sed ‚sipho' iam exstat apud Lucilium (sat. XXII, 3 ed. L. Mueller).

De genere dicendi fusius disputare longum est.

Illud satis erit hoc loco dicere carmen eleganti et exculto atque expedito sermone carere orationemque proxime accedere ad Lucretianam,[1]) ut facile assentiar Baehrensio ‚poëtam carmen fecisse inter

[1]) Alliterationum et assonantiarum usus rarior est quam apud Lucretium, attamen permultae eaeque perspicuae inveniuntur. cf. imprimis: v. 8, 9, 12, 14,

priorum duritatem novorumque formam politam medium' (Poët. Lat. min. II. p. 31).

Jam si quis ex me quaerat, quatenus carmen Aetnaeum ad Vergilium pertinere putem, hoc respondendum: Cum in carmine, quod ante annum a. Chr. n. 44 conscriptum esse constat, plerique loci Vergiliani exsistant, apparet Vergilium illud poëmatium penitus cognovisse, nisi forte — id qnod nemini fere placuit — veteribus grammaticis optimisque libris manuscriptis fidem habemus atque putamus illud carmen, qualecumque est, in ,illis Vergilii iuvenilis exercitationis speciminibus'[1]) numerandum esse.

München. Dr. L. Alzinger.

Goethes Faust ins Französische übersetzt von Georges Pradez.

In der ersten Hälfte des August l. J. wurde in Lausanne, im hohen Alter von 83 Jahren, ein Mann zu Grabe getragen, dessen Hinscheiden allgemeine Trauer hervorrief. Es war dies der emeritierte Pastor Georges Pradez, welcher seine letzten Tage in Lausanne verlebt hatte und wenige Wochen vor seinem Tode mit einer metrischen Übersetzung des Faust von Goethe vor die Öffentlichkeit getreten war.

In der Vorrede zu diesem interessanten Werke, das seinem Ziele um ein gutes Stück näher gekommen ist, als alle vorhergehenden Versuche, erzählt uns Pradez wie es kam, daſs er dem Studium der deutschen Sprache und Literatur schon frühzeitig seine volle Muſsezeit widmete und bis zu seinem Ende an Ausdauer und Eifer nie nachlieſs.

Während seiner Gymnasialzeit erhielt nämlich Pradez eines Tages von dem Lehrer des Deutschen ein Diktat aus Goethes Faust. Die Tiefe der Gedanken, sowie die unvergleichliche Diktion machten auf den talentvollen Jüngling einen so gewaltigen Eindruck, daſs er den Entschluſs faſste, die deutsche Sprache und Literatur ernstlich zu studieren.

Während Pradez so die Schätze der deutschen Literatur immer mehr würdigen lernte und diesen Schöpfungen des Geistes bald volles Verständnis und ungeteilte Bewunderung entgegenbrachte, beschäftigte ihn unaufhörlich Goethes Faust, den er immer und immer wieder las und auch im späteren Leben stets neben sich liegen hatte.

Viele Jahre waren darüber dahingegangen, als Pradez einst seinen eigenen Kindern, die er im Deutschen unterwies, einige Stellen aus Faust zum Übersetzen ins Französische vorlegte und fand, daſs die von den Kindern gefertigte und von ihm selbst emendierte Über-

---

17, 34, 43, 45, 47, 51, 53, 56, 58, 61, 69, 70, 82, 84, 92, 93, 103, 108, 131, 153 (cf. Verg. Georg. II, 479), 155, 158, 201, 206, 266, 280, 325, 354, 357, 359, 362, 363, 461, 475, 483, 541, 619, 620, 625, 628, 640, 642.

[1]) Carmina Valerii Catonis cum A. F. Naekii annotationibus. Cura L. Schopeni Bonnae 1847. p. 221 (De Vergilii libello iuvenalis ludi). Ac vide, ne quae ille ,antiquae simplicitatis' argumenta ex Diris ac Lydia p. 277 sqq. proferat, quadrent fere omnia in Aetnam.

tragung weit hinter dem Originale zurückblieb und erst in gebundener Form genieſsbar wurde.

Pradez faſste nun den Entschluſs, Fausts ersten Teil in metrischer Form ins Französische zu übertragen. In seinem 65. Jahre hatte er die Übersetzung vollendet.

War sich Pradez auch wohl bewuſst, daſs im Alter von 65 Jahren man nichts hinausschieben soll, so hielt er doch noch viele Jahre mit der Veröffentlichung seines Werkes in der uneigennützigen Hoffnung zurück, es möchte unterdessen eine bessere Übersetzung erscheinen.

Da dieser Fall nicht eintrat, lieſs Pradez einige Wochen vor seinem Tode sein seit 20 Jahren vollendetes Werk bei B. Benda in Lausanne und Paul Ollendorf in Paris erscheinen und starb, bevor der Kritiker die Feder ansetzen konnte.

Wird auch für einen Nachfolger des Pradez noch manches zu thun übrig bleiben, so verdient doch sein Werk volle Anerkennung und ist frei von groben Verstöſsen jeder Art. Ich empfehle dasselbe der Beachtung meiner verehrten Herren Fachkollegen und führe des Raumes und der Zeit halber nur eine ziemlich schwierige Stelle an, welche als eine crux bezeichnet werden darf. Dabei kann ich nicht unterlassen, die im Jahre 1875 von Marc Monnier erschienene metrische Übersetzung der des Pradez vorangehen zu lassen, um die Verdienste des letzteren ins richtige Licht zu stellen.

Prolog im Himmel.

Mephistopheles.

Da du, o Herr, dich einmal wieder nahst,
Und fragst, wie alles sich bei uns befinde,
Und du mich sonst gewöhnlich gerne sahst,
So siehst du mich auch unter dem Gesinde.
Verzeih', ich kann nicht hohe Worte machen,
Und wenn mich auch der ganze Kreis verhöhnt:
Mein Pathos brächte dich gewiſs zum Lachen,
Hätt'st du dir nicht das Lachen abgewöhnt.
Von Sonn' und Welten weiſs ich nichts zu sagen,
Ich sehe nur, wie sich die Menschen plagen.
Der kleine Gott der Welt bleibt stets von gleichem Schlag,
Und ist so wunderlich, als wie am ersten Tag.
Ein wenig besser würd' er leben,
Hätt'st du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennt's Vernunft, und braucht's allein,
Nur tierischer als jedes Tier zu sein.
Er scheint mir, mit Verlaub von Ew. Gnaden,
Wie eine der langbeinigen Cicaden,
Die immer fliegt und fliegend springt,
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt.
Und läg' er nur noch immer in dem Grase!
In jeden Quark begräbt er seine Nase.

Traduction par Marc Monnier.

Prologue dans le ciel.

Méphistophélès.

Seigneur puisque tu veux savoir ce qui se passe
Au monde infime d'où je viens,
Et qu'autrefois tu m'as reçu de bonne grâce,
Tu me vois au milieu des tiens.
Pardon, mais les grands mots, je ne sais pas les dire;
Mon pathos se ferait huer par tes élus,
Et toi-même en rirais, si tu voulais bien rire,
Seigneur, toi qui depuis si longtemps ne ris plus.
Le soleil, les hymnes des sphères,
Ce ne sont pas là mes affaires;
Je songe à l'homme, à ses ennuis.
Le petit dieu du monde est, soit dit sans offense,
Aussi drôle qu'en son enfance;
Il n'a guère changé depuis.
Certe il se conduirait de façon plus honnête,
Sans ce reflet de toi qu'il appelle raison,
Et qui le rend plus bête encore qu'une bête.
Ta grâce permet-elle une comparaison?
Cigale à longue jambe, il vole,
Saute en volant, redit ses refrains obstinés
Et retombe dans l'herbe molle.
Encor s'il y restait! Mais ce qui me désole,
C'est que dans toute ordure il va fourrant son nez.

Traduction par Georges Pradez.

Prologue dans le ciel.

Méphistophélès.

Puisque tu nous admets, Seigneur, en ta présence
Et daignes t'informer comment tout va chez nous,
Moi, que longtemps jadis, tu vis sans répugnance,
Je me mêle à la cour qui t'adore à genoux.
En langage pompeux je ne puis me produire,
Dussé-je ici me voir hué;
Et mon pathos te ferait rire,
N'était que tu n'es plus à rire habitué.
Des mondes, du soleit, je ne saurais rien dire;
Mais je vois les humains se vouer au martyre.
Le petit dieu du monde est le même toujours,
Aussi drôle de corps qu'aux tout premiers jours.
Il pourrait vivre un peu mieux sur la terre,
Sans ton malheureux don de céleste lumière,
Il l'appelle raison, et n'en a profité
Qu'à surpasser la bête en bestialité.
A voir de quoi sur terre il se régale,

Il me fait, sauf respect, l'effet d'une cigale,
Qui saute, essaie un vol, puis retombe au gazon,
Et reprend aussitôt son antique chanson.
Encor s'il s'en tenait à la fraîche verdure!
Mais on le voit plonger son nez dans toute ardure.

Hält man diese beiden Übersetzungen neben einander, so wird der strengste Kritiker zugeben müssen, daſs Pradez viel tiefer als Monnier in den Sinn des Dichters eingedrungen und auch der idiomatischen Schwierigkeiten eher Herr geworden ist — eine Anschauung, welche sich durch den Vergleich weiterer Stellen leicht fester begründen lieſse, wenn Zeit und Raum es gestatteten.

Die Objektivität verlangt aber noch, daſs hier des von Gretchen am Spinnrade gesungenen Liedes Erwähnung geschehe, weil gerade bei der Übersetzung dieses deutschen Liedes Monniers glänzende metrische Gewandtheit zur vollen Geltung kommen dürfte; allein wenn ich auch diesem Drange nachgebe, fürchte ich dadurch Monniers Sache wenig zu nützen.

Gretchens Stube.

Gretchen (am Spinnrade allein.)

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab',
Ist mir das Grab;
Die ganze Welt
Ist mir vergällt.

Mein armer Kopf
Ist mir verrückt,
Mein armer Sinn
Ist mir zerstückt.

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur schau' ich
Zum Fenster hinaus,
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Sein' edle Gestalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt,

Und seiner Rede
Zauberfluſs,
Sein Händedruck,
Und ach! sein Kuſs!

Meine Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin.
Ach, dürft' ich fassen
Und halten ihn!

Und küssen ihn,
So wie ich wollt',
An seinen Küssen
Vergehen sollt'!

Traduction par Marc Monnier.

La chambre de Marguerite.

Marguerite (seule, à son rouet).

Mon coeur est si lourd et si loin ma paix!
Je n'en aurai plus jamais, plus jamais.

Quand il n'est pas là, je suis comme morte;
Le monde est pour moi comme du poison.

Je ne vois plus rien, je perds la raison,
Ma tête s'en va, c'est lui qui l'emporte.

Mon coeur est si lourd et si loin ma paix!
Je n'en aurai plus jamais, plus jamais.

Pour ne voir que lui j'ouvre ma fenêtre,
Pour n'aller qu'à lui je sors de chez moi.

Oh! sa haute taille et ses airs de roi!
Comme il sourit bien! Comme il parle en maître!

Et son beau regard qui peut tout oser,
Et ma main qu'il presse.. et las! son baiser.

Tout mon coeur à lui s'élance à toute heure...
Oh! l'étreindre encore et le retenir!

Et puis l'embrasser, sans jamais finir,
Tant que je voudrai, si fort que j'en meure!

Traduction par Georges Pradez.

La chambre de Marguerite.

(Marguerite au rouet seule).

Adieu ma paix!
Le coeur me pèse.
Jamais plus d'aise!
Jamais, jamais!

Partout, sans lui,
Je meurs d'ennui,
Et terre et ciel,
Tout m'est de fiel.

Triste, inquiète,
Je perds la tête.
Mon pauvre esprit
S'anéantit.

Adieu ma paix!
Le coeur me pèse.
Jamais plus d'aise!
Jamais, jamais!

Je cherche aux nues,
Dans mon ennui,
Demande aux rues,
Lui, toujours lui.

De quel empire
Est son grand air,
Son fin sourire,
Son oeil si fier!

Tout m'a su prendre:
Son doux causer,
Et sa main tendre,
Et son baiser.

Adieu ma paix!
Le coeur me pèse.
Jamais plus d'aise!
Jamais, jamais!

Mon coeur s'élance
D'impatience.
Oh! le saisir,
Eh le tenir!

Et le baiser
A mon plaisir!
Oui, le baiser
Jusqu'à mourir.

Auch hier finden wir mehr Anmut und Wahrheit in der schlichten Dichtung eines Pradez als in der geschraubten eines Monnier. Dem letzteren scheint es nicht an positiver Kenntnis der deutschen Sprache und Literatur, wohl aber an der richtigen Auffassung deutscher Sinnes- und Denkart zu fehlen.

Ansbach. Erwin Walther.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Ausgewählte Abhandlungen u. Reden erklärt von Dr. Alexander Baldi. Erstes Bändchen der Sammlung deutscher Dichtungen und Prosawerke für den Schulgebrauch herausgegeben von A. Brunner. Bamberg, Buchner 1894. 120 S.

Längst wurde von Lehrern des Deutschen in den obern Gymnasialklassen das Bedürfnis gefühlt und der Wunsch gehegt, dem Unterrichte eine geeignete Sammlung prosaischer Abhandlungen und Reden zu grund legen zu können, um so den Bestimmungen der Schulordnung § 9, 14 zu entsprechen. Zwar fehlte es auch bisher nicht an Lesebüchern, die einzelnes der Art enthalten, aber diese sind einerseits zu umfangreich, so daſs deren Anschaffung nicht von allen Schülern gefordert werden kann, andrerseits enthalten sie noch anderweitigen Stoff, der zwar für die Privatlektüre sich eignet, aber nicht wohl für den Unterricht selbst. Diese Lücke auszufüllen hat sich der Herausgeber zur Aufgabe gemacht. Ein doppelter Weg konnte hiebei eingeschlagen werden. Entweder war jede Rede oder Abhandlung in gesonderten Heften herauszugeben und nur mit einer zur Sache führenden historischen Einleitung zu versehen, wodurch bei einer gröſseren Sammlung dem Lehrer die Möglichkeit gegeben war, jedes Jahr mit der Auswahl zu wechseln und diese selbst nach eigenen Wünschen zu treffen, oder es konnten — und diesen Weg zog der Herausgeber vor — etwa 5—6 Reden zu einer Gruppe vereinigt und in einem auch so nicht sehr umfangreichen Bändchen zu billigen Preisen dargeboten werden. Wünschenswert wäre dabei nur ein gröſseres Format gewesen; denn wenn auch Druck und Ausstattung der vorliegenden Ausgabe an sich keineswegs zu tadeln ist, so hätten doch im Hinblick auf die Würde und Bedeutung des deutschen Unterrichts in den oberen Klassen die Kosten sich noch etwas höher stellen dürfen, wobei dann auch für die Anmerkungen ein gröſserer Raum geblieben wäre.

Was nun zuvörderst die für das erste Bändchen getroffene Auswahl betrifft, so darf dieselbe eine vorzügliche genannt werden. Mit Recht bemerkt der Herausgeber, daſs es mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft sei die richtige Wahl zu treffen. Denn mag auch ein Erzeugnis der Kunstprosa im allgemeinen den Anforderungen entsprechen, die man für die Erklärung im Unterrichte an ein solches stellt, so findet sich gar leicht in Bezug auf Form und Inhalt einzelnes,

was man lieber ausscheiden möchte und was wegen der mannigfachen Bedenken den Wählenden schliefslich bestimmen wird lieber von dem Ganzen abzusehen. Es kann und darf daher den Herausgeber kein Vorwurf treffen, wenn er „im wohlerwogenen Hinblick auf den Zweck dieser Sammlung einige Stellen besonders in den beiden ersten Stücken von Schiller hinweggelassen hat". Während bei der von J. Imelmann herausgegebenen Auswahl kleinerer philosophischer Aufsätze von Schiller (Velhagen und Klasings Sammlung) eine literarhistorische Einleitung nicht vorausgeschickt ist, so dafs dem Lehrer selbst die Aufgabe zufällt die Beziehungen der Stücke zu den sonstigen Werken des Dichters und ihre Stelle im Entwicklungsgang desselben zu erläutern — bei Schillers Antrittsrede in Jena ist z. B. nicht einmal das Jahr genannt, in dem dieselbe gehalten wurde — wird durch die Einleitungen Baldis in kurzer, aber sachgemäfser Weise die Lektüre vorbereitet, so dafs wenigstens bei den ersten Abhandlungen und Reden ein noch tieferes Eingehen von Seite des Lehrers auf diesen Teil der Erklärung nicht nötig ist. Die meist ganz kurzen Anmerkungen unter dem Text sind teils sprachlicher, teils sachlicher, insbesondere historischer Natur. Namen von Schriftstellern werden durch eine kurze Angabe ihrer Lebenszeit u. dgl. ihre Stelle in der Literaturgeschichte angewiesen. Vermifst wird dieses S. 13 bei A. v. Klein, dem Rezensenten der Räuber Schillers. Bei dem Schauspiele „Franz von Sickingen" fehlt aufserdem eine Zeitangabe. Überhaupt ist bei Dichterwerken nicht immer, wie es konsequenterweise sein sollte, die Zeit der Entstehung oder der ersten Ausgabe beigefügt, damit das zeitliche Verhältnis zu Schillers schriftstellerischer Thätigkeit sofort in die Augen springe. Manche Bemerkungen könnten freilich eher als für den Lehrer berechnet angesehen werden z. B. die Hinweise auf neuere Werke der Literaturgeschichte; dafs übrigens zum allgemeinen Verständnis nötige Quellenangaben nicht fehlen, ist nur zu loben, weil es den Schüler zu wissenschaftlicher Betrachtungsweise führt.

Was die sprachlichen Bemerkungen angeht, so sind diese wenn auch nur kurz und bündig und namentlich unter Vermeidung von Parallelstellen gegeben, doch meist soweit ausreichend, dafs „der Unterricht von der Erklärung der Einzelheiten entlastet wird", wie es der Zweck der Sammlung mit sich bringt. Andrerseits wäre es nicht wohlgethan Bemerkungen anzuhängen, die nur Einzelne bedürfen für die Mehrzahl aber überflüssig sind. Es bleibt also gegebenen Falls für den Lehrer noch manche Ergänzung übrig. So wird z. B. die Stelle S. 11, Z. 18 „wenn die Gerechtigkeit für Gold erblindet" u. s. w., trotzdem, dafs die Bedeutung des Zeitworts erklärt ist, vom Schüler doch nur dann richtig verstanden, wenn er das Wesen der Metonymie kennt. Ähnliches gilt für die Stelle S. 67, Z. 25 „nach abgelegtem Kothurn über Thaliens Bühne wanken", eine Wendung, die hier nicht vom Schauspieler sondern vom Dichter steht und am besten mit Hinweis auf Horaz Od. II, 1, 12 erklärt wird. Noch mehr bei solchen Einzelheiten zu verweilen, würde zu weit führen. Ich gehe daher zu den Einleitungen über, die den Stücken vorangeschickt sind.

In der Einleitung zur ersten Abhandlung „die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet“ vermisse ich eine bessere Anknüpfung an die literaturgeschichtlichen Kenntnisse des Schülers, der zunächst daran zu erinnern war, dafs Schiller schon früh die poetische Produktion mit einer lebendigen Erkenntnis auch der theoretischen Gesetze der Poesie verband, wie dies die Vorrede zu seinem ersten Drama „Die Räuber“ und seine Selbstrezension (1782) beweist. Im übrigen bereitet sowohl diese als auch die folgende Einleitung zu Schillers akademischer Antrittsrede die Lektüre sachgemäfs vor. Nur würde man die Wendung S. 8, Z. 28, dafs „Schiller jene äufserliche, die Kunst zum Mittel für heterogene Zwecke herabsetzenden Teleologie abgestreift hat“, in der Einleitung um so lieber vermieden sehen, als dergleichen Fremdwörter in den Reden selbst des öftern durch kurze Anmerkungen erläutert werden. Auch hat sich dabei ein Druckfehler eingeschlichen.

Bezüglich der Aufnahme der auf Universitäten gehaltenen Reden läfst sich leicht der Einwand erheben, dafs es zu hoch gegriffen sei, eine für akademische Zuhörer berechnete Rede schon auf dem Gymnasium zu behandeln. Hiebei ist jedoch wohl zu bedenken, dafs der akademische Lehrer bereits darauf baut unmittelbar von seinen Zuhörern verstanden zu werden, dafs diese also doch durch eingehende Beschäftigung mit grofsen und edeln Stoffen ähnlicher Art für das Verständnis dessen, was ihnen später die lebendige Gegenwart bietet, schon vorher herangezogen und gebildet werden müssen. Die Mittel hiezu werden stets nur in den einschlägigen erprobt gefundenen Erzeugnissen der Vergangenheit gesucht werden dürfen, und mit demselben Rechte, mit dem wir Reden von Demosthenes und Cicero lesen, die auch nicht für die Jugend bestimmt waren, werden demnach auch die früheren Leistungen deutscher Redner zum Unterrichte herangezogen werden müssen.

Der Hauptgewinn wird dem Schüler dann erwachsen, wenn er im Unterricht angeleitet wird, aus solchen Reden eine Disposition herauszuziehen; hiezu dienen zunächst beständige Fragen des Lehrers über den logischen Zusammenhang der Gedanken und einzelnen Teile, Hinweise auf die sprachliche Gestaltung der Übergänge, auf die Form der Beweisführung und Exemplifikation, auf die Art und Weise einen abgehandelten Punkt abzuschliefsen und seinen Inhalt zusammen zu fassen u. dgl. Eine Disposition der Rede dabei schriftlich so fertig zu stellen, dafs sie eine kunstgerechte Form besitzt, ist für den Schüler keine leichte Arbeit; aber sie ist lohnend, wie nicht leicht etwas anderes im deutschen Unterricht. So verfehlt es hier wäre dem Schüler die Übersicht der Rede vorgedruckt zu liefern, so sachentsprechend sind einzelne Fragen, die das Nachdenken fördern sollen. In richtiger Erkenntnis dieses Zwecks unterläfst der Herausgeber nicht einzelne solche Fragen zu stellen z. B. S. 34 „Wie wird der Begriff der Universalgeschichte im folgenden zerlegt?“ Mit Unrecht, dünkt mir, ist in den nächsten Reden hievon wieder abgesehen worden.

Bei der biographischen Anmerkung zur Rede von Fr. Jacobs

(1807) hätte der Vollständigkeit wegen wohl erwähnt werden dürfen, dafs Jakobs nur drei Jahre in München wirkte, auch fehlt ein wichtiger Zug in dem Lebensbilde dieses Mannes, wenn nicht davon die Rede ist, dafs er nicht zu vornehm war auch Jugendschriften zu schreiben und Lehrbücher für den lat. und griech. Unterricht zu verfassen, aus denen die Väter der heutigen Gymnasialjugend noch gelernt haben, wie es wohl auch angezeigt wäre zu berühren, dafs die Vorlesungen für den damaligen Kronprinzen Ludwig unter dem Titel „Hellas“ 1852 von Wüstemann veröffentlicht wurden, ein Buch, das in keiner Schülerlesebibliothek des Gymnasiums fehlen sollte.

Zu der 1859 (1889 ist starker Druckfehler) gehaltenen Festrede Döderleins werden dessen individuellen Erlebnisse, die dabei zur Sprache kommen, doch erst dann in die rechte Beleuchtung gerückt, wenn der Leser erfährt, dafs Döderleins Mutter nach dem Tode ihres ersten Gatten, der als Prof. der Theologie und Kirchenrat 1792 in Jena starb, sich mit dem Philosophen Fr. Imanuel Niedhammer verheiratete; denn dieser war es, der bis zum Jahr 1803, in welchem er nach Würzburg übersiedelte, in regem Verkehr mit Schiller stand und öfter nach Weimar kam.

Die Festrede zur Grundsteinlegung der Walhalla und die Gedächtnisrede auf Kaiser Wilhelm I. setzen die Kenntnis der betreffenden Zeitperioden der bayerischen und deutschen Geschichte voraus und werden daher am besten in der Oberklasse gelesen, wenn diese Geschichtspensa absolviert sind. Andernfalls wird der Lehrer bei der Erklärung zu dem in den Anmerkungen Gegebenen noch gar manches hinzufügen müssen. Die Einleitung zur genannten Festrede hätte als solche durch eine besondere Überschrift wie bei Rede II noch besser kenntlich gemacht werden sollen; auch wäre ein selbständigerer Eingang statt des Citats dabei wünschenswert; die Anmerkung zu Leo v. Klenze war schon bei Zeile 20 der Einleitung zu geben.

In der Rede von E. Curtius ist die Anmerkung auf S. 112, wenn sie sich auf Zeile 8 beziehen soll, unrichtig; denn die dort erwähnte Nationalversammlung ist nicht das deutsche Parlament in Frankfurt, von dem erst Z. 10—16 die Rede ist, sondern die am 22. Mai 1848 in Berlin eröffnete preufsische Nationalversammlung, in der der Prinz von Preufsen seinen Sitz nach dem 7. Juni einnahm. Man vermifst daher auch eine Bemerkung über die Zeit der Rückkehr des Prinzen aus England.

Die hier niedergelegten Beobachtungen sind während des Unterrichts und der Vorbereitung auf denselben vom Referenten gemacht worden. Ähnliches wird sich auch andern Lehrern beim Gebrauche des Buches ergeben. Es mag daher genügen, hier einiges Wesentliche angedeutet zu haben. Zur Lösung der für die obern Klassen des Gymnasiums gestellten Aufgabe wünschen wir dem Buche den besten Erfolg und dem dankenswerten Unternehmen des Herausgebers einen guten Fortgang.

Speier. A. Nusch.



Goethes Hermann und Dorothea erklärt von Dr. J. B. Krallinger. [2. Bändchen der ‚Sammlung deutscher Dichtungen und Prosawerke' für den Schulgebrauch herausgegeben von Aug. Brunner. Bamberg, Buchner, 1894].

Was äufserlich an dieser neuen Ausgabe am meisten auffällt, ist der Umstand, dafs am Rande nicht die Verse, sondern die Druckzeilen den numerus currens tragen; mufste der Setzer, wie dies bei dem etwas schmalen Format (16,5 × 10,5 cm) gegen fünfhundertmal vorkam, am Ende eines Hexameters umbrechen, so gilt der Vers für zwei Zeilen; es haben daher beispielshalber Gesang I und IX nicht 213, bzw. 318 Verse, sondern 263, bzw. 446 Zeilen, die S. 11 bis 13 dem Text vorangeschickte ‚Elegie' 50 Zeilen statt 46 Verse. Zu dieser Nummer der Druckzeilen stimmt dann auch die Nummer der jeweils am Fufs der Seite beigegebenen Anmerkungen. Wir halten diese absonderliche Zählung nicht für zweckmäfsig.

Laut des kurzen Vorworts, welchem sich p. 5—10 eine biographisch-literarhistorische Einleitung anschliefst, sind am Texte der Ausgabe letzter Hand ‚Änderungen nur insoweit vorgenommen, als sie durch pädagogische und methodische Rücksichten geboten erschienen'. Wir finden z. B. in Gesang II, V. 34 (Krall. Z. 41) einen anstöfsigen Ausdruck durch einen andern ersetzt; nach IV, 198 (Kr. 238) nimmt unsere neue Ausgabe eine Athetese zweier Verse vor, während andere teils noch mehr tilgen, teils sich mit Streichung eines Verses begnügen, teils aber auch, wie Timm und Keck, den vollen Göthe'schen Wortlaut wiedergeben und hierin von Düntzer (Erläut. 1886, S. 101) gegen Vischer unterstützt werden. Respektieren wir diese pädagogischen Rücksichten und sind wir natürlich einverstanden, dafs die veraltete Orthographie nach unserer modernen Rechtschreibung durchkorrigiert ist, so nehmen wir schon mehr Anstand Änderungen gutzuheifsen, die auf dem Gebiete der Wortform selbst und der Deklination ruhen, worin doch, meine ich, Krallinger und andere Editoren die volle Eigenart Göthes hätten wiedergeben sollen. Wir wünschten im Text festgehalten (und kurzen mündlichen Bemerkungen überlassen): I, 2 (Krall. 6) ‚funfzig' statt fünfzig; II, 141 (160) ‚Stiefeln' st. Stiefel; III, 5 (10) ‚bess'rer' st. Bess'rer; III, 46 (58) ‚ein' st. Dein; III, 62 (75) ‚so wie' st. sowie; IV, 11 (15) ‚jegliches' st. jeglichen; IV, 125. 154 (152. 186) ‚dringt' st. drängt; IV, 187 (225) ‚Gärten' st. Garten; VI, 73 (91) ‚von' st. vom; VI, 212. 215 (256. 259) ‚Toback' st. Tabak; VI, 225 (273) ‘so' st. von.

IV, 49 (56) hat Göthe ‚eignem', nicht ‚eigenem', und VI, 295 (364) wird durch die Lesart ‚Herren' statt des echten ‚Herrn' die Zahl der sog. versus spondaici, von welchen (wie bei Düntzer a. a. O. S. 156) nur II, 90 (102) und VII, 165 (212) in den Anmerkungen als solche bezeichnet werden, um einen verringert.

Wenn Hentschel (Lyons Zeitschr. 1894, S. 29) als unnötigen Ballast unserer Schulausgaben deutscher Klassiker die Hinweise auf jedes Anakoluth, Oxymoron, Hyperbel u. dergl. beanstandet, so mag

dieser Tadel häufig berechtigt sein; dafs wir uns jedoch in unserem Falle auf Krallingers Seite stellen, dessen Anmerkungen nicht selten einen derartigen Inhalt haben, hat seinen Grund darin, dafs ‚Hermann und Dorothea' bei uns zumeist in der sechsten Gymnasialklasse gelesen wird, zu deren Pensum die genaue Durchnahme der Tropen und Figuren gehört.

Das unsichere ‚wohl' in den Anmerkungen auf Seite 31, 45, 59, der beliebte Abschlufs mit ‚etc.' auf S. 15, 37, 44, 57, 78, sowie mehrere Unebenheiten wie in A. 49 zu III, A. 25 zu IV, A. 157 zu IX werden bei einer neuen Auflage, welcher auch das unlängst erschienene opus postumum Victor Hehns zu gute kommen dürfte (ich notiere daraus z. B. S. 114 ff.; 125 ff.), leicht auszumerzen sein.

Um von ein paar kleinen Wünschen betreffs einiger Zuthaten, die wir für passend halten würden, — wie etwa zu IV, 213 (255) eine Aufklärung über ‚Einheit der Zeit' und S. 7 die Angabe des Jahres 1731 (Vertreibung der Salzburger Prot.) angezeigt wäre, — hier nicht des weiteren zu reden, habe ich in Erfüllung des üblichen letzten Teils der Rezensentenpflicht noch folgende Druckfehler zu registrieren: p. 3 A. lies 1830 st. 1831; p. 11, A. 5 hatte st. habe; p. 14, A. 2 d. Melpomene st. Welpomene; p. 15, A. 24 Wortstellung st. Wertstellung; p. 72, A. 17 ‚142' st. 143; p. 95 oben am Rand IX st. XI; p. 99, A. ‚436' st. 435.

Speier. G. Schepfs.

Rudolf Lehmann, Übersicht über die Entwicklung der deutschen Sprache und der älteren deutschen Literatur. Berlin. Weidmann. 1894. 59 S. 1 M.

Der Verfasser der trefflichen Methodik „des deutschen Unterrichtes für höhere Lehranstalten" hat hier ein Mittel an die Hand gegeben, um die Ausführung mancher dort gemachten Vorschläge in einigen wesentlichen Punkten zu erleichtern. Damit dem Schüler ein Einblick in das Werden und Wachsen der Muttersprache, in die Gesetze, die ihre Entwicklung beherrschen und nach denen sie die verschiedenen Stufen zurückgelegt hat, gegeben werde, hat Rudolf Lehmann mit verständiger Mafshaltung die wesentlichsten Züge der Sprachentwicklung im ersten Teile des Büchleins an wohlgewählten Beispielen anschaulich gemacht und zwar — so dürfen wir gleich hinzufügen — in klarer und namentlich durch graphische Darstellung sehr übersichtlicher Weise. Besonders ist dies bei der Darlegung des indogermanischen Sprachstammes und der germanischen Sprachen und Mundarten der Fall, sowie auch bei der Lehre der Lautverschiebung: schon die bei letzterer angegebene Figur allein, welche die Gesetze jener lautlichen Veränderungen darstellt, zeugt von dem eminenten pädagogischen Geschick des Verfassers. Bei der Betrachtung der zweiten Lautverschiebung wirken jedoch die Beispiele verwirrend, die aus dem Neuhochdeutschen gewählt sind, z. B. λείχω, laigôn,

lecken, edo, eat, essen, *δάκρυ*, tagr, Zähre, da diese Lautverschiebung zu einer Zeit stattfand, wo von Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch noch keine Rede ist. Bei den Unterschieden zwischen Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch (§ 5) hätte die Umwandlung der Vokale î û iu zu ei au eu, dann das Absterben einiger mittelhochdeutscher Doppellaute beim Übergang ins Neuhochdeutsche, wie wüeten zum neuhochdeutschen wüten, bluome zu blume angeführt werden sollen.

Man kann über die Frage, ob den Schülern ein eigenes Kompendium über die Sprachgeschichte in die Hand zu geben ist, verschiedener Meinung sein. Meines Erachtens geht die Besprechung dieser sprachgeschichtlichen Erscheinungen am besten neben der Behandlung des Nibelungenliedes oder vor der Betrachtung der Stellung Luthers in der Literaturgeschichte als Neugestalters der deutschen Schriftsprache in der 8. Klasse her, wie das erstere sehr praktisch Hermann Stoeckel in seiner Schulausgabe des Nibelunge Nôt (Bamberg, Buchner 1894) gethan hat, während die Lehre von den lautgesetzlichen Veränderungen der Vokale (wenigstens teilweise: Umlaut, Brechung, Ablaut), von den Fremd- und Lehnwörtern schon in den mittleren Klassen sich an die Grammatik anschliefst. Übrigens vermifst man bei den lautgesetzlichen Veränderungen die stufenweise Entwicklung erst ins Mittelhochdeutsche, dann ins Neuhochdeutsche; es ist hier Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch durcheinander geworfen, so z. B. bei der Brechung die Verwandlung des mhd. iu in ie.

Der zweite Teil des Buches enthält einen kurzen Abrifs der Literaturgeschichte bis zum Erscheinen der drei ersten Gesänge der Messiade 1748, wobei nur diejenigen Abschnitte behandelt sind, bei denen sich der „Unterricht auf die literargeschichtliche Belehrung" beschränken mufs. Wie verhält es sich aber mit Wieland, Herder, den Mitgliedern des Leipziger und Halle'schen Dichtervereins etc.? Sollen die Werke dieser Dichter in der Klasse oder im Anschlufs an den Klassenunterricht zu Hause gelesen werden? Auch hier wird man sich zum gröfsten Teil mit der literargeschichtlichen Betrachtung begnügen müssen, und schon deshalb wäre eine Fortsetzung der Literaturgeschichte bis in die neueste Zeit erwünscht.

Im einzelnen fällt die einseitige Deutung des Wortes barditus als Lied zu Ehren des bärtigen Gewittergottes Donar auf. Da diese Deutung nicht sicher steht, hätten auch andere Erklärungen angeführt werden sollen; ebenso ist es mit der Erklärung von Gral (von gradatim). Die Besprechung der Merseburger Zaubersprüche, des Ludwigsliedes, Neidharts von Reuenthal, Ulrichs von Lichtenstein, des Thierepos, Sebastian Brandts, Fischarts, Murners, der Volksbücher und der Faustsage, der englischen Komödianten und sonstiger für das Verständnis der Entwicklung der Literatur notwendiger Abschnitte vermifst man sehr ungern. In diesem Teile hat der Verfasser ohne Zweifel zu wenig geboten; denn die genannten fehlenden Abschnitte, z. B. Fischart, Murner, gehören doch wohl zu dem „Notwendigsten", auf das sich der Verfasser beschränken will. Im allgemeinen aber

empfiehlt sich das Buch namentlich wegen seines lehr- und inhaltsreichen ersten Teiles trefflich als Hilfsbuch für den deutschen Unterricht.

München. Johannes Nicklas.

Deutsches Lesebuch für Höhere Schulen. Herausgegeben von Dr. P. Hellwig, Dr. P. Hirt und Dr. U. Zernial zu Berlin. Erster Teil für Sexta; zweiter Teil für Quinta. Dresden, Verlag von L. Ehlerman 1893.

Nachdem in der Gegenwart dem Deutschunterricht an unsern Mittelschulen eine ungleich höhere Stellung zugewiesen ist und derselbe eine weit wichtigere Bedeutung gewonnen hat, als dies früher der Fall war, müssen naturgemäfs auch die Lesebücher einen reichhaltigeren und mannigfacheren Stoff bieten, wobei namentlich Geschichte und Naturkunde durch gediegene und dem Verständnis der Jugend angepafste Lesestücke vertreten sein sollen. Nun gibt es eine ziemlich grofse Zahl von Lesebüchern, welche mit mehr oder weniger Glück und Geschick der genannten Aufgabe gerecht zu werden versuchen. Das vorliegende, welches sein Erscheinen damit rechtfertigt, dafs es ausschliefslich den derzeitigen Lehrplänen dienstbar sein will, kann nach unserm Dafürhalten unter die besseren und brauchbareren gerechnet werden, namentlich was die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des Lesestoffes betrifft. Freilich tritt auch hier der leidige Fall ein, dafs die stilistische Gediegenheit mit der reichen Fülle des Inhalts nicht immer ganz gleichen Schritt hält. Namentlich sind es wieder, wie in mehreren norddeutschen Lesebüchern, die patriotischen Gedichte in erzählender Form, die ja recht gut und edel gedacht sein mögen, aber nicht den mindesten poetischen Kunstwert haben, so dafs ihr Inhalt ebenso gut oder besser in schlichter Prosa zum Ausdruck gebracht werden könnte. Aufserdem bleibe man uns auch vom Halse mit Gedichten, welche die Reminiscenzen an ähnliche ungleich bessere gar zu unliebsam wecken. Wenn wir z. B. in dem Lesestück „Unter dem historischen Eckfenster“ den Refrain der drei Strophen: „Ihr Kaiser, ihr Kaiser entschlafen!“ „Der Kaiser, der Kaiser gestorben!“ „Der Kaiser, der Kaiser verschieden!“ lesen, müssen wir doch sofort an „Die Grenadiere“ von Heine und die allbekannten Schlufsverse der 2. und 5. Strophe „Und der Kaiser, der Kaiser gefangen!“ und „Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!“ denken und unwillkürlich die Armut unseres Schulpoeten bedauern. Zum Schlusse haben wir auch aus diesen Büchern leider wieder ersehen müssen, dafs dem süddeutschen Sagenbereiche sowie der süddeutschen Geschichte verhältnismäfsig nur sehr wenig Raum gegönnt ist, obwohl der erstere an Innigkeit und poetischer Kraft der Volksseele, letztere an grofsen und erhebenden Momenten den um Jahrhunderte später zur kulturellen und politischen Bedeutung gelangten Norden weit übertreffen.

Vielleicht dürfen wir hoffen, dafs die Herren Verfasser bei einer neuen Auflage, die ja die Bücher ohne Zweifel erleben werden, unsere Winke nicht ganz unbeachtet lassen werden.

München. Dr. Karl Zettel.

Monacensia, Zeit- und Stimmungsbilder aus Alt- und Jungmünchen von Karl Zettel. München, Lindauer'sche Buchhandlung 1895.

Der Verf. bemerkt im Vorworte: „Ernste und satirische, lebensfreundliche und düstere Bilder sind es, die ich aus altgeschichtlichen Tagen Münchens wie aus dem Leben der gegenwärtigen Stunden in meiner Seele aufgenommen und durch den Spiegel der Dichtung in die Augen und Herzen der Münchner möchte zurückstrahlen lassen".

Die Erwartung, welche diese sinnigen Worte in uns erregen, erfüllt sich bei aufmerksamer Lektüre der vorliegenden Sammlung aufs glänzendste. Scharf pointierte Prosastücke wechseln darin mit tiefempfundenen schwungvollen Gedichten in reicher und bunter Mannigfaltigkeit, so dafs Verstand und Herz des Lesers zugleich volle Befriedigung finden. Ich erinnere nur an: „Im Café zur Isarlust, am Charfreitag, vor dem Königssarg in der Basilika, zum 70. Geburtstag des Prinzregenten, zur Linggfeier 1890 etc.".

Alle Erzeugnisse aber bekunden des Verfs. ungewöhnliche Gestaltungskraft wie seltene Gemütstiefe und beweisen so aufs neue, dafs Zettel zu den Gesegneten zählt, in deren reinem Gemüt die Welt sich, die wechselnde, spiegelt. J. R.

Der Bericht des C. Asinius Pollio über die spanischen Unruhen des Jahres 48 v. Chr. (b. Alex. 48—64) auf Grund des codex Ashburnhamensis neu herausgegeben von Dr. phil. Gustav Landgraf. Erlangen und Leipzig, Andr. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung (Georg Böhme) 1890. M. 1.—.[1])

Man kann a priori recht wohl die Möglichkeit zugeben, dafs Hirtius den Bericht über die spanischen Unruhen von Asinius Pollio erhalten habe und einräumen, dafs derselbe des letzteren durchaus nicht unwürdig ist, trotzdem aber stark bezweifeln, dafs der von Landgraf versuchte Beweis der Thatsächlichkeit, der sich auf behauptete auffallende Kongruenzen der Sprache des betreffenden Abschnittes mit pollionischem Sprachgebrauch stützt, auch gelungen sei. Zwischen dem beglaubigten Pollio (Briefe bei Cic. ep. X u. fragm.) und b. Al. c. 48—64 bestehen nämlich, bei zufällig fast gleichem Umfange und ähnlichem (historischen) Inhalte der bezüglichen Stücke nur sieben Übereinstimmungen: 1. b. Al. 49, 2 simultas = Pol. ap. Sen. suas. 6, 24. 2. b. Al. 57, 6 nullum periculum deprecari = Pol. ep. 31, 3. 3. b. Al. 60, 5 uterque educunt = Pol. ep. 33, 3 uterque ... timerent. 4. b. Al. 52, 1 pro contione = Pol. ep. 31, 5; id. ap. Sen. suas. 6, 15 (b. Afr. 19, 3). 5. Die b. Al. 48, 1. 51, 1. 56, 4 vorkommende Steigerung magnus ... maior = Pol. ep. 32, 1. 6. b. Al. 59, 2 Bogudem = Pol. ep. 32, 1 (Bogudis); 7. b. Al. 61, 1 expertus passiv = Pol. ap. Prisc. 8, 19.

[1]) Die unliebsame Verspätung dieser und der zwei folgenden Anzeigen kommt auf Rechnung des Referenten. Der Ref.



Die Punkte 1—3 sind schon von anderer Seite in ihrer mangelnden Beweiskraft besprochen; für 4 kann ich auf die Erörterungen in diesen Blättern XXV. 1889. S. 517 f. verweisen. In Bezug auf 5 bemerkt L. selbst (Untersuchungen zu Cäsar und seinen Fortsetzern S. 46 A.), diese Klimax scheine besonders den Cäsarianern eigentümlich gewesen zu sein. Gegen 6 s. Bl. f. d. bayr. Gymnschlw. a. a. O. S. 519; auch bei Anerkennung der handschriftlichen Lesart Bogus für den Nominativ (b. Al. 62, 1 u. 3), sowie der Zulässigkeit der Annahme, die Römer hätten Bogus wie Bocchus deklinieren können, bleibt die Thatsache bestehen, dafs der Genetiv und Accusativ Bogudis, bezw. Bogudem die einzig überlieferten Formen sind, dafs wir somit nicht berechtigt sind zu behaupten, dafs irgend ein römischer Schriftsteller den Namen anders dekliniert habe und aus der Übereinstimmung in diesem Punkte auf Gleichheit des Autors zu schliefsen. 7. Der Landgraf'schen Reihe expertus pass.: Accius, Cato, b. Alex., Pollio b. Prisc. (Untersuchungen S. 38) kann man gegenüberstellen: perfunctus passiv: Lucretius 3, 966 vita perfuncta, Cicero pr. Sest. 4, 10 memoria perfuncti periculi als Beweis, dafs selbst Schriftsteller, welche in so seltenen Erscheinungen zusammentreffen, weder sich stilistisch nahe zu stehen noch vollends identisch zu sein brauchen.

Nach allem beweisen diese Beispiele höchstens soviel, dafs die Sprache des betr. Abschnittes des b. Alex. in einigen Beziehungen der des Pollio nicht widerspricht. Anderseits lassen sich aber im Gebrauch der Partikeln, wo die Individualität eines Autors so gern zu tage tritt, erhebliche Differenzen der in Vergleich gezogenen Schriftsteller aufzeigen. Wenn nämlich Pollio in seinen drei, den betr. Kapiteln der b. Al., wie oben erwähnt, an Umfang annähernd gleichkommenden Briefen die Konjunktion ,que' nie, dagegen ,et' und ,atque' etwa 50mal verwendet, b. Al. 48—64 dagegen ,que' 55mal steht, so darf man dies auffallend finden, auch wenn z. B. in dem poll. Fragment bei Sen. suas. 6, 24 ,que' 4mal vorkommt. Denn zwischen der Zeit der Briefe (43 a. Chr.) und der Geschichte der Bürgerkriege, aus der jenes stammt, liegt mehr als ein Jahrzehnt, innerhalb dessen sich schon die und jene Stilgewohnheit ändern konnte. Wenn ferner zur Bezeichnung des Grundes von Cäsar wie von seinen Fortsetzern fast immer quod, nur je einmal quia verwendet wird (letzteres Caes. b. civ. 3, 30. Hirtius b. gall. 8, 23. Auct. b. Afr. 71, 2. Auct. b. Hisp. 9, 1), so ist es ebenso gewifs erlaubt zu sagen, diese Autoren hätten keine Vorliebe für quia gehabt, als bei Pollio, der das kausale quod nie, wohl aber sechsmal quia (selbst propterea quia) gebraucht, von einer Bevorzugung des letzteren zu sprechen und das Fehlen von quia b. Alex. 48—64, wie überhaupt im ganzen b. Alex. bei achtmaligem quod als Unterschied hervorzuheben.

Damit wird das Gewicht der eingangs erwähnten Übereinstimmungen noch vermindert. Landgraf hat nun auch versucht, durch Betonung gewisser Lesarten des cod. Ashburn. sein Beweismaterial zu vermehren — wie mich dünkt, nicht mit dem gewünschten Glück. Ich hebe nur die Lesart infirmem statt infirmum (c. 60, 4) hervor.

Zunächst liegt nämlich in der Gleichheit der Lesart in A und UF an sich nicht genug Garantie für die Echtheit; denn die drei harmonieren im b. Afr. mehrfach in unzweifelhaften Fehlern. Ferner ist in cod. A. gerade e und u in der Endsilbe wiederholt verwechselt; gleich 61, 2 heifst es in A legionem statt legionum, wie vorher 57, 2 manu statt mane. Endlich folgt unmittelbar auf infirmem (infirmē UF) esse (ēē U). Leicht konnten einmal die e des letzten Wortes dem Schreiber der Vorlage bei infirmum schon vorgeschwebt haben; sodann ist in U dem ēē ein eū übergeschrieben, so dafs, da eum gar nicht pafst, die Vermutung nahe liegt, eum oder vielmehr ū sei eigentlich als Korrektur für infirmem gemeint gewesen.

Landgraf hat freilich die Vergleichung des Sprachmaterials auf eine noch breitere Grundlage gestellt, indem er auch die Kongruenzen mit dem nach seiner Ansicht pollionischen b. Africum heranzog. Allein nachdem diese ihm inzwischen selbst wankend geworden ist (Landgraf, das b. Alex. und der cod. Ashburn. S. 20), sind wir um so mehr auf die Übereinstimmungen mit dem authentischen Pollio angewiesen. Angesichts der Geringfügigkeit derselben im Zusammenhalt mit den Differenzen scheint das Urteil berechtigt, dafs die historischen Gründe nicht ausreichen, um die Autorschaft Pollios für b. Al. 48—64 zu beglaubigen, die sprachlichen Thatsachen aber eher die entgegengesetzte Anschauung begünstigen.

J. H. Schmalz, grofsherzogl. bad. Gymnasialdirektor, Über den Sprachgebrauch des Asinius Pollio. Zweite verbesserte Auflage. München 1890. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. (Oskar Beck).

Die Schmalz'sche Schrift über den Sprachgebrauch des Asinius Pollio, deren erster Auflage man wohl einen wesentlichen Einflufs auf die Entstehung der im Vorhergehenden berührten Polliohypothese zuschreiben darf, hat sich in dieser zweiten mit manchen Zusätzen und Verbesserungen ausgestatteten, in der Hauptsache aber ungeänderten Ausgabe auch von einer Verflechtung mit den Resultaten jener Vermutung und damit auch mit deren Schicksalen freigehalten. Nur im Vorwort und Schlufswort wird der Hypothese mit einer gewissen Vorsicht und Zurückhaltung gedacht. Je wichtiger nun die Schrift durch ihre Ergebnisse geworden ist, desto weniger glaubt Ref., bei voller Würdigung der auf umfassendes Material gegründeten, in hohem Grade belehrenden und anregenden grammatischen Erörterungen, mit der Äufserung gewisser Bedenken zurückhalten zu dürfen, die sich auf die Gesichtspunkte beziehen, welche für die Beurteilung der sprachlichen Thatsachen mafsgebend gewesen sind. Der grundlegenden Anschauung des Vfs namentlich, dafs Pollio in lexikalisch-grammatischem Sinne archaisch d. h. altertümlicher als die Zeitgenossen gleicher Bedeutung geschrieben habe, vermag Ref., wie schon früher in diesen Blättern XXV S. 524 f. angedeutet, nicht beizupflichten. Die lexikalisch-grammatischen Erscheinungen, welche man als archaisch zu

qualifizieren pflegt, sind bei Pollio nicht zahlreicher als bei irgend einem der Korrespondenten Ciceros, bei denen Schmalz selbst allerlei Altertümliches nachgewiesen hat (Sulpicius Rufus, Dolabella, M. Curius, Vatinius), und überhaupt, wie Schmalz' eigene Worte S. 2 der vorliegenden Schrift: „Es ist geradezu unglaublich, welchen Einflufs die Lektüre der alten Dichter und Redner in den besten Zeiten der lat. Prosa auf die Bildung des Stils ausübte", beweisen, kein stilistisches Spezifikum eines einzelnen. Aber auch die Zeugnisse der Alten über Pollio bewegen sich keineswegs in dieser Richtung. Tac. dial. 21 hat, wie ich a. a. O. gezeigt zu haben glaube, den Stil im Auge, nicht die Phraseologie und Grammatik, wenn er P. mit Accius und Pacuvius vergleicht. Die Äufserungen über letzter beider veternus (Schläfrigkeit, Schwerfälligkeit) Tac. dial. 20, über ossa und macies der antiqui (ibid. 21. in.), endlich die vitia antiquitatis, welche auch in den früheren Reden Ciceros sich zeigten, ib. 22 (tarde commovetur, raro incalescit, pauci sensus apte et cum quodam lumine terminantur . . velut in rudi aedificio firmus sane paries et duraturus, sed non satis expolitus et splendens) im Zusammenhalt mit Quintil. 10, 1, 13, welcher Pollio nitor et iucunditas abspricht, ferner 10, 2, 17, wonach tristes ac ieiuni Pollionem imitantur, bekräftigen diese Auffassung. Damit stimmt ferner die Thatsache überein, dafs Pollio die nimia priscorum verborum affectatio an Sallust getadelt hat; auch die weitere, dafs er sich, ehe er an die Abfassung seines grofsen Geschichtswerkes ging, die Belehrung des Grammatikers L. Ateius gefallen liefs, der ihm riet, ut noto civilique et proprio sermone utatur (Suet. de gr. 10) läfst schliefsen, dafs er in Wortschatz und Syntax dem Altertümlichen keine gröfsere Konzessionen machte als andere Schriftsteller seiner Zeit. Der Schlufs endlich von der Aufstellung der Büste des Varro in Pollios Bibliothek (S. 2 f.) auf ähnliche Bestrebungen beider Männer im delectus verborum dünkt mich nichts weniger als zwingend. Es scheint mir, auf grund einer Durchmusterung sowohl des von Schmalz behandelten pollionischen Sprachmaterials als weiterer namentlich aus den Kontroversen und Suasorien des Rhetors Seneca gewonnener Fragmente sogar umgekehrt die Behauptung gerechtfertigt, Pollio habe gerade das Neue gern aufgegriffen.

So gebraucht er (Schmalz S. 8) das erst zur ciceronischen Zeit aufgekommene nave, so vectigaliorum (ib. S. 8), inermis statt des älteren inermus, licuit statt licitum est (ib. 12), pro contione (zuerst im corp. Caesar; ibid. S. 44 cf. Bl. f. d. bayr. GW. l. l. S. 517 f.), perire ex vulneribus (Schm. S. 50), Präposition bei Städtenamen (ib. S. 21), utpote cum, vorher nur Cic. Att. 5, 8, 1 (ib. S. 24 f.), festinare c. inf., erst später häufiger (S. 28), Particip fut. act. zuerst in der Konstruktion des Abl. abs. (S. 28 f.), praeter caesos cives; vorher nur Caes. b. civ. (S. 29); Hirtinus statt Hirtianus (S. 11), praetexta, elliptisch zuerst (S. 32), circulator S. 35, expedire = exponere S. 42. — Erwähnenswert erscheint der Gebrauch von cervix

im Singular.[1]) Sen. contr. II, 3 (11), 19: belle deridebat hoc Asinius Pollio: filius, inquit, cervicem porrigat. Man darf an sich, bei dem bewundernswerten Gedächtnis Senecas und in Konsequenz des ganzen Werkes annehmen, dafs sich die Treue der Wiedergabe aus der Erinnerung auch auf diese Einzelheit erstreckt; aber auch der Zweifler wird zugeben, dafs es sich dabei um mehr als eine vage Vermutung handelt, wenn man darauf hinweisen kann, dafs der Singular auch bei Marcellus Aeserninus, Pollios Enkel und bestem Schüler wiederkehrt contr. VII, 2 (17) 10, während in derselben controversia in Worten des Albucius Silus VII 2 (17), 2 wie des Argentarius cervices steht; auch IX 2 (25), 8 liest man folgerichtig in Worten des Albucius cervices.[2]) Bekanntlich berichtet Varro de ling. lat. 8, 5, 14, dafs Hortensius zuerst den Singular gebraucht habe. Man weifs nun allerdings (Georges s. v.), dafs er schon bei Ennius, Pacuvius, Afranius steht. Aber den Gebrauch bei Pollio auf diese Alten zurückzuführen, hindert sowohl der Umstand, dafs Varro, der Antiquar κατ᾽ ἐξοχήν, die Form damals unzweifelhaft als eine moderne fühlte, als dafs Sallust trotz der Vorliebe für das Alte cervices vorgezogen hat. Wir dürfen danach cervix zu den Wörtern rechnen, hinsichtlich deren sich Pollio dem Neueren zugewendet hat.

Übrigens wären überhaupt die Fragmente bei Seneca wohl noch in ausgedehnterem Mafsstab zu berücksichtigen gewesen; sie bieten noch manches lexikalische, grammatische und stilistische Material. So konnte zu catillus (Schmalz S. 10) vernula contr. VII, 6 (21), 12, zu incitatissimus (S. 11) valentissimus ib. II, 3 (11) 13, zu polliceor (S. 22) memini c. inf. perf. ib. VII, 6 (21) 12, zu mitto mit Gerundiv (S. 31) do cum Gerundivum VII, 1 (16) 4: dabo etiam vobis damnatum absolvendum gefügt werden; mit praetexta (S. 32) verband sich gut inter nuptiales fescenninos VII, 6 (21), 12, auch forensis subst. II, 3 (11), 13, scolastica subst. fem. ibid.; mit mihi res est cum (S. 46) quid mihi cum ista tabula? ib. VII, 1 (16), 4; dem Asyndeton abi nunc, . . . implora (S. 55) konnte das zweigliedrige nominale contr. IV, 6 (Excerpte): quaere a nutrice, a paedagogo zur Seite gestellt werden u. a. m.

Für das Beteuerungswort hercules (S. 14), das in dieser Gestalt auch erst bei den Zeitgenossen auftritt, können nebenbei bemerkt aus den Rhetoren Parallelen gewonnen werden, die ich zur Ergänzung von Neue-Wagener, lat. Formenlehre II[3] hier anführen will. Hercules haben Vibius Rufus contr. II 3 (11), 18. Musa ib. VII 5 (20), 10; IX 4 (27), 2. Cestius suasor. 2, 6. Haterius ib. 7, 1. Seneca selbst contr. X praef. 6. — mehercules: Mento contr. I, 2, 4. Votienus IX, 1 (24), 3. Vibius Gallus IX, 2 (25), 21. Julius Bassus IX, 4 (27), 6. Asilius Sabinus IX, 4 (27), 18. Albucius X, 1 (30), 1. 13. Cassius Severus X 4 (34), 2; Cestius suas. 6, 10.

Auch die Qualifizierung mancher Spracherscheinungen als poe-

---

[1]) Fehlt bei Schmalz.

[2]) Im livianischen Fragment suas. 6, 17 steht ganz der sonstigen Gewohnheit des Livius entsprechend cervicem.

tisch dünkt mich nicht einwandfrei, so z. B. wenn es S. 28 heifst: Pollio habe studere mit Acc. c. inf. in Nachahmung der alten Dichter gebraucht. Doch sei hier nicht weiter darauf eingegangen. Der Gesamteindruck, den ich aus den Briefen und Fragmenten des Pollio nach der lexikalisch-grammatischen Seite empfangen, ist der, dafs Pollio für seine Prosa den Rat des Ateius: ut noto civilique et proprio sermone utatur befolgte, nicht deswegen weil er von Natur zum Gegenteil geneigt hätte, sondern gerade weil jener seinem herben, der Phrase abgeneigten Charakter völlig entsprach; die Aufnahme moderner Elemente steht damit keineswegs in Widerspruch. Der Rat wurde nach dem Jahre 34 v. Chr. (Tod des Sallust) gegeben, allein schon die Briefe vom Jahre 43 tragen im ganzen denselben Stilcharakter.

Ciceros Rede für Sex. Roscius aus Ameria. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. G. Landgraf. 2. verbesserte Auflage. Gotha, Perthes. 1889. M. 1,—.

Die Landgrafsche Schulausgabe der Rosciana, in zweiter Auflage in dem gleichen Jahre erschienen, in welchem P. Dettweiler seine Untersuchungen über den didaktischen Wert der Rede veröffentlichte, bewies, dafs wenigstens bis dahin die Bedenken des letzteren gegen die Schullektüre dieser Rede nicht in weiteren Kreise verbreitet waren. Man wird da, wo man auch nach jener Kritik es noch verantworten zu können glaubt, die Jugend mit diesem Jugendwerk Ciceros bekannt zu machen, gerade wenn dies nun in rascherem Zuge geschehen sollte, gern zu dieser Ausgabe greifen, welche manche Schwierigkeit von vornherein aus dem Wege räumen hilft, ohne die Gedankenlosigkeit zu pflegen. Wesentliche Umgestaltungen gegen die 1. Ausgabe hat der Verf. nicht vorgenommen; in der guten Aufnahme, die sein Buch gefunden hatte, durfte er eine Anerkennung seiner Prinzipien finden. Im einzelnen hat er jedoch mehrfach geändert, namentlich gestrichen; denn manches mochte in der That teils zweifelhaft teils überflüssig erscheinen, obwohl L.'s Ausgabe von Anfang an weit zurückhaltender gewesen war als andere Kommentare des gleichen Verlags. Übrigens hätte Verf. in den Streichungen noch weiter gehen dürfen. Nach meiner Ansicht konnte er sich bei allen Spracherscheinungen, welche auf früheren Unterrichtsstufen jedenfalls wiederholt Erwähnung gefunden hatten und bei beginnender Cicerolektüre als bekannt vorausgesetzt werden müssen, einer Besprechung für überhoben erachten. Dahin gehören Dinge, wie § 9 his de rebus tantis, 13 causam dicere, 17 quod sciam = quantum scio, 18 adfinis culpae, 20 nullo negotio, 30 cervices, 35 primo quoque tempore, 46 at certe, 68 credituri sunt, 72 Jussiv mit ne, 135 meo iure, 141 rogat oratque, 154 omnibus horis. Die Anmerkung zu den Worten des § 7 resistatis levetis et propulsetis hätte Ref. gern von der unrichtigen Inversion befreit gesehen.

Nürnberg. Albr. Köhler.

Scriptores physiognomonici graeci et latini. Recensuit Richardus Foerster. Vol. I. Physiognomonica Pseudaristotelis, graece et latine, Adamantii cum epitomis graece, Polemonis e recensione Georgii Hoffmanni arabice et latine continens. (CXCII, 431 S.) Vol. II. Physiognomonica Anonymi, Pseudopolemonis, Rasis, Secreti Secretorum latine, Anonymi graece, fragmenta, indices continens. (1 Bl. 534 S.) Lipsiae (Teubner) 1893.

R. Försters Ausgabe der Physiognomonici ist das Werk einer durch fast dreifsig Jahre unermüdlich fortgesetzten Beschäftigung mit der Geschichte und Überlieferung jener eigentümlich verlockenden Wissenschaft, deren immer erneuerte Versuche, aus der äufseren Gestalt die innere Anlage des Menschen nach festen Gesetzen zu ergründen, bis auf den heutigen Tag nicht ausgestorben sind, ja gerade in unserer Zeit mit verstärkter Kraft sich zu wiederholen scheinen. Schon vor zehn Jahren konnte Förster die Ausgabe fertig nennen; aber in der Erwägung, dafs gerade von diesen wenig gelesenen Schriftstellern uns eine in jedem Sinne vollendete Ausgabe notthue, weil sie zu wiederholen sich schwerlich Autor oder Verleger fänden, hat er 10 Jahre lang sie im Pulte behalten und seine Vorsicht belohnt gesehen durch wesentliche Vervollständigung seiner Hilfsmittel. Das Ergebnis dieser langjährigen Arbeit, die, im erquicklichsten Gegensatz zu der pfuscherhaften Schnellfertigkeit so manches Fachgenossen, die Früchte ruhig reifen sehen konnte und nur der Sache selbstlos zu dienen strebte, ist eine wahrhaft vortreffliche Leistung, die das gesteckte Ziel vollkommen erreicht.

Die ausführlichen Prolegomena geben eine vollständige äufsere Geschichte der griechischen Physiognomik und darin zugleich auch eie Textgeschichte der einzelnen uns erhaltenen physiognomischen Werke. Die Anfänge der physiognomischen Kunst in Griechenland sind dunkel; dafs sie schon am Ende des 5. Jahrhunderts in Athen bekannt war, geht aus der bekannten Erzählung von Sokrates und Zopyros hervor, von der schon Aristoxenos gewufst zu haben scheint. Die Behauptung später Schriftsteller, Pythagoras habe zuerst die physiognomische Kunst verwertet, lehnt Förster ab. Mit mehr Recht hat Hippokrates Anspruch darauf, der Schöpfer der griechischen Physiognomik zu heifsen; im corpus Hippocrateum findet sich noch eine Anzahl Spuren ähnlicher Lehren, die Förster vol. II p. 241—249 zusammengestellt hat. Dafs in Athen von Sokrates Zeit an Physiognomik getrieben wurde, ergibt sich auch aus einer Stelle von Xenophons Memorabilien (III, 10, 5), aus dem Titel eines Dialogs des Antisthenes und besonders sicher aus einer reichlichen Zahl von Belegstellen in platonischen Dialogen. Häufiger noch als bei Plato finden sich physiognomische Beobachtungen bei Aristoteles da und dort verstreut. Den Namen des Aristoteles trägt das älteste Werk der griechischen Physiognomik, das auch in dem Index der Aristotelischen Schriften bei Diogenes Laertius erwähnt ist. Es ist zusammengeschweifst aus

zwei unvollständigen Büchern (A und B), auf deren frühere Sonderexistenz noch manches hinweist. Förster glaubt, die beiden Bücher seien auf dem nämlichen oder wenigstens auf benachbartem Boden gewachsen; nicht von Aristoteles selbst, aber sicher aus der peripatetischen Schule stammen sie[1]). Der Herausgeber verfolgt die Spuren dieser Schrift bei Sueton, bei griechischen und arabischen Autoren; die Notiz des Assemannus über einen Kommentar des Alexander von Aphrodisias zu der Ps. Aristotelischen Physiognomik erweist sich dabei als Folge einer Verwechslung mit den physiognomischen Kapiteln der Secreta Secretorum. Von den 13 codices, die Förster kennt, sind 7, weil abgeleitet aus noch vorliegenden Handschriften, zur Textesrezension überflüssig; die übrigen 6 scheiden sich in zwei Klassen. Eine grofse Zahl von Lücken und Fehlern in beiden Überlieferungen läfst sich bis zu einem Archetypus in Majuskel zurückverfolgen. Sehr wichtig ist zur Kontrolle die älteste lateinische Übersetzung, die auf Befehl Manfreds zwischen 1258 und 1266 von Bartholomäus von Messina und zwar nicht nach einer arabischen, sondern nach einer griechischen Vorlage mit ängstlichster Worttreue gemacht wurde. Von dieser Übersetzung kennt Förster nicht weniger als 62 Handschriften, deren wichtigste der Patavinus saec. XV ist. Über die Ausgaben der lateinischen Übersetzung und des griechischen Urtextes, dann über die Verdienste neuerer Kritiker um einzelne Stellen gibt uns der Herausgeber genauen Bericht.

Nach kurzem Hinweis auf einige der weniger bekannten Physiognomiker, darunter namentlich Loxus (p. LXXI ff.), geht F. auf die berühmte Physiognomik des Rhetors Polemo aus Laodicea über, der im Jahre 144 n. Chr. starb. Wir besitzen sein Werk vollständig nur noch in arabischer Übersetzung.[2]) Auch Polemo bewegt sich wesentlich in den durch das pseudaristotelische Werk gewiesenen Bahnen. Zur Herstellung des Textes liefert einen bedeutenden Beitrag Polemos Epitomator, Adamantius, dessen Lebenszeit Förster in die 1. Hälfte des 4. Jahrh. n. Chr. setzt. Sein Verhältnis zu Polemo ist ein inhaltlich und formell sehr abhängiges. Als Grundlage der Textherstellung haben von den 11 Handschriften eine vollständige (ein Marcianus) und ein codex decurtatus (Vaticanus) zu gelten; dazu kommt noch der von Friedr. Sylburg kollationierte, jetzt verschollene Codex. Ein byzantinischer Auszug aus Adamantius war die Hauptquelle für das fälschlich den Namen des Polemo an der Spitze tragende byzantinische Machwerk.

Auch die lateinische Physiognomik, die Pitra und Rose dem Apuleius zusprachen, stützt sich wesentlich auf Polemos Werk (sie

[1]) Neuestens hat die Echtheit der Schrift einen Verteidiger gefunden in dem Prof. d. Philos. Nic. Kaufmann an der Kantonsschule in Luzern (in seinem Progr.: Die Physiognomik des Aristoteles, Luzern 1893, Teil der „Festschrift zur Eröffnung des Neuen Kantonsschul-Gebäudes in Luzern"). Aber seine Beweise bedürfen keiner Widerlegung. Übrigens scheinen ihm Försters Arbeiten samt und sonders unbekannt.

[2]) Aus der einzigen Leidener Handschrift hat sie Georg Hoffmann bei Foerster I 93—294 mit lateinischer Übersetzung herausgegeben.

nennt den Autor Palemo). Förster lehnt die Zuweisung an Apuleius, die sich wesentlich auf eine Stelle bei Albertus Magnus stützte, mit schwer zu widerlegenden sachlichen und sprachlichen Gründen ab und weist das Werk dem Ausgang des 4. Jahrhunderts zu. Von 15 noch vorhandenen Handschriften kommen zur Textherstellung 7 in Betracht, dazu auch die Editio princeps (1549), deren Vorlage verloren scheint.

In Kürze handeln die Prolegomena dann noch über drei kleine physiognomische Traktate arabischen Ursprungs, darunter ein Kapitel aus den Pseudaristotelischen Secreta Secretorum, und über die Physiognomik eines byzantinischen Anonymus, endlich über die von Förster versuchte Sammlung physiognomischer Stellen aus griechischen und lateinischen Autoren und über die höchst dankenswerten ausführlichen Indices, die nicht weniger als 180 Seiten des 2. Bandes füllen.

Der Genauigkeit der Prolegomena, die eine so grofse Zahl von Handschriften aufführen, dafs ein kurzer Index derselben wohl manchem willkommen gewesen wäre, entspricht durchaus die überall ersichtliche Sorgfalt des Herausgebers in der Gestaltung der griechischen und lateinischen Texte.

Die Vollständigkeit, mit der Förster seine Aufgabe gelöst hat, läfst in dem Berichterstatter die Versuchung kaum aufkommen, nach Rezensentengewohnheit da oder dort mit eigenen Einfällen dem Herausgeber gegenüberzutreten; wer könnte einer mit ungebrochener Freude durch so viele Jahre fortgesetzten Beschäftigung mit diesen Schriften auch nur halbwegs gleiche Legitimation entgegenstellen? Die wenigen Kleinigkeiten, die im Folgenden zur Ergänzung der Prolegomena, zur recensio der Pseudaristotelischen Schrift und zur Sammlung der loci physiognomonici beigesteuert werden, sollen hauptsächlich dem Herausgeber das lebhafte Interesse bezeugen, mit dem Ref. seiner Arbeit gefolgt ist.

Zu den Zeugnissen für die Geschichte von Sokrates und Zopyros war auch Firmicus Maternus I 7 ed. Sittl p. 17 Z. 15 anzuführen. In dem Citat aus Alexander von Aphrodisias (p. X) war der Schlufssatz, der eine ganze Kapitelreihe beendigt, besser wegzulassen. — Dafs ich in Bezug auf Antisthenes Physiognomonikos die Auffassung Nordens teile (gegenüber Förster I p. XI f. u. CXC), habe ich schon in meiner Besprechung von „Nordens Beiträgen zur Gesch. d. griech. Philosophie" (in diesen Blättern 1894, Band XXX, S. 103) zu begründen gesucht. — Den Pythagoras nennt als Erfinder der Physiognomik, wenn ich mich recht erinnere, auch der Araber Abul Wafa Mubaschschir ben Fatik, bei de Renzi, Collectio Salernitana, Tom. III; ich bin aber augenblicklich nicht in der Lage, mein Gedächtnis zu kontrollieren und mufs diesen Hinweis also ohne Gewähr geben. — Zu der p. XVI zitierten Stelle des Aristoteles (de anim. gen. IV 3 p. 769b 18) konnte vielleicht auch an das bekannte Gedicht des Simonides von Amorgos erinnert werden. — Aristoteles physiognom. I 2 p. 6, 14: Die Stelle scheint durch Wachsmuths Konjektur (Försters Verbesserungen kann ich mich nicht anschliefsen; das τοιούτου mufs bleiben wegen des talibus) geheilt. — Ib. p. 8, Z. 6: das Kreuz am Rand scheint nicht nötig.

Die Übersetzung würde nach dem griechischen Text etwas vollständig Klares ergeben: „Die andern aber (schliefsen) aus den zu Tage tretenden charakteristischen Zügen, welchem inneren Zustand jeweils ein Zug folgt, beim Zürnenden, beim Erschreckenden u. s. w.“ Zur Beanstandung des Textes ist F. wohl durch die alte lateinische Übersetzung veranlafst worden, wo es heifst „quales mores dispositionem sequuntur. sequitur autem unusquisque mos iracundo“ etc. Dafs quales keinen Sinn hat, gibt auch F's. Vermutung (qualem) zu. Übersetzt man ins Griechische Wort für Wort zurück, so bliebe als griechische Vorlage: *οἷα ἤθη διαθέσει ἕπεται. ἕπεται δὲ ἕκαστον ἦθος τῷ ὀργιζομένῳ κ. τ. λ.* Beide Sätze sind sinnlos; eine Verderbnis mufs also vorliegen; und sie liegt auch nahe genug: eine Dittographie von *ἕπεται* führte zur Selbständigkeit der beiden Teile des zusammengehörenden Satzes, und das „*ἤθη*“ wäre also nichts als ein Einschub zur Erläuterung. Dafs es nicht wahrscheinlich ist, den Wortlaut einer Rückübersetzung aus dem Lateinischen: *οἱ δέ τινες ἐκ τῶν ἠθῶν τῶν ἐπιφαινομένων, οἷα ἤθη διαθέσει ἕπεται* als Urtext anzunehmen, zeigt sich schon in dem dann so rasch nacheinander wiederholten *τὰ ἤθη*, während gerade *ἕκαστον ἦθος* als Subjekt für den Satz durch den Sinn verlangt wird. Hier führt die lateinische Übersetzung, wie ich meine, nur auf eine schlechtere Überlieferung, die keine Berücksichtigung verdient hätte. — Pag. 24, 14 würde ich Hayducks Verbesserung vorziehen; das *ἐν τῷ* konnte dem sehr leicht hier in die Feder kommen, der auf einen genau entsprechenden Satz gefafst war; auch die lateinische Übersetzung kennt weder ein *ἐν τῷ* (das eben Hayduck streichen will), noch enthält sie eine Spur eines längeren Satzes. — Pag. 40, 7: Foersters Vermutung, hier seien die Worte *συνέβη λύεσθαι* ausgefallen, stützt sich auf die lateinische Übersetzung. Es mufs aber noch mehr ausgefallen sein. Der Sinn des Satzes mufs sein: „Wenn nun, nachdem die Seele von einem Affekt befreit ist, nicht sogleich auch die äufsere Erscheinung des Körpers befreit wäre, so wären zwar immer noch Seele und Körper in Mitleidenschaft, würden aber nicht die gleiche Zeit in den gleichen Zuständen verharren.“ Ich vermute also: *Εἰ μὲν οὖν ἄρτι τῆς ψυχῆς λελυμένης τὴν ἐπὶ τοῦ σώματος μορφὴν οὖσαν* <*μὴ συνέβη λύεσθαι*> *κ.τ.λ.*

In der Sammlung der loci physiognomonici hat Foerster dankenswerter Weise auch die Völkerphysiognomik gebührend berücksichtigt; wie sich von selbst versteht, konnte er nicht Äufserungen zur Charakteristik einzelner Völker anführen; immerhin lassen sich auch die Stellen allgemeinen Inhalts noch wohl vermehren. So hätten z. B. mit gleichem Recht wie der Abschnitt aus der sog. *Κόρη κόσμου* (bei Stobaeus anthol. I 49, 44) aufgenommen werden müssen ein Teil des 4. Buches des Manilius und Buch II, Kap. 1 der ptolemäischen Tetrabiblos. Neben Vitruv VI 1, 4 war die Parallelstelle Plinius n. h. II 78, 189 zu nennen; dazu auch Porphyrius de antro nymph. 28 (vgl. Jahrbb. f. klass. Philol. Suppl. Bd. XXI, 190 ff.) und Isidor. orig. IX 2, 105.

Etwas bedenklich ist die Aufnahme des astrologischen Abschnittes aus Hippolytus Ref. haer. IV, 15; denn konsequenter Weise dürften

darnach grofse Teile der astrologischen Literatur ebensowenig fehlen, in denen vom Einflufs der Sterne auf die äufsere Erscheinung des Menschen gehandelt wird. — Vermifst habe ich in der Sylloge locor. physiognom. die zuerst von Usener Rh. M. XXIV 342 zur Erklärung von Horat. carm. II 8, v. 3 verwendete Stelle aus Ps. — Alexandri problemata IV 58 ed. Usener (1859) p. 14, 18: siehe Kiefsling zu der Horazstelle.

Schliefslich sei noch auf eine Stelle physiognomischen Inhalts bei Cassiodor hingewiesen, die mir L. Traube mitgeteilt hat (Var. VI 9, 3 ed. Mommsen p. 183, 5 ff.): Nam sicut sol ortus corporum colores fugata nocte detegit, ita se morum tuorum qualitas assidue viso principe non celabit. mens tua et oculis nostris patebit et auribus. in vultu et in voce cognoscimus servientium mores. . . . superbus quin etiam varicatis gressibus patet: iracundus luminum fervore declaratur: subdolus terrenum semper amat aspectum: leves inconstantia prodit oculorum: avarus obuncis unguibus explanatur.

München. F. Boll.

A. Haufsner, Wiederholungsaufgaben zum Übersetzen ins Lateinische. I. Bändchen: (Lehrstoff der 1. Klasse des Gymnasiums). 2. vermehrte Aufl. Erlangen. Fr. Junge 1893. 71 S.

Die zweite Auflage des vorliegenden Büchleins weist gegenüber der ersten, worüber ich mich früher in diesen Blättern (1892, p. 629) schon geäufsert, anerkennenswerte Vorzüge auf, indem im einzelnen im deutschen Texte wie in den Fufsnoten mancherlei Verbesserungen vorgenommen worden sind, ferner die Zahl der Übersetzungsstücke auf hundert vermehrt, endlich ein kurzes Wörterverzeichnis (p. 62—71) angefügt ist. Das Büchlein enthält nur deutsche Übungsstücke, durchweg in zusammenhängender Form, und ist nicht zum Gebrauch in der Schule, sondern zum Privatunterrichte für solche Schüler bestimmt, welche wegen mangelhafter Leistungen im Schuljahre in der Ferienzeit das Versäumte nachholen müssen, wenn sie den Anforderungen der nächstfolgenden Klasse genügen wollen. Hiezu kann es aufs beste empfohlen werden.

München. Dr. J. Haas.

A. Haufsner, Wiederholungsaufgaben zum Übersetzen ins Lateinische. III. Bändchen (Lehrstoff der III. Klasse des Gymnasiums). Erlangen, Junge 1895. 99 S. 1 M.

Das Buch enthält auf 92 Seiten 100 durchgehends zusammenhängende Stücke, deren jedes einen selbständigen Inhalt hat; daran schliefst sich ein kleines Wörterverzeichnis (S. 93—99). Der Stoff zu den Stücken ist teils der Geschichte, und zwar nicht blofs der alten, entlehnt, teils ist er moralisierender Art oder dem gewöhnlichen Leben

entnommen; auch Briefe finden sich einige. Der Altersstufe, für die die Übungsstücke bestimmt sind, ist Stoff und Auffassung geschickt angepafst; die geschichtlichen Stoffe und die Anekdoten sind sogar meist an sich interessant und lehrreich. Dafs zuweilen, besonders in den Nummern, in welchen moralisiert wird, die Darstellung etwas breit oder umgekehrt etwas abrupt geworden ist, ist ja bei solchen Übungsaufgaben sehr schwer zu vermeiden; denn ein wichtiger Zweck, wenn nicht der wichtigste, ist hier die Unterbringung der grammatischen Regeln. Und da läfst sich nun nicht bestreiten, dafs die Übungen sehr fleifsig komponiert und deshalb sehr lehrreich sind. Für die Benützung in der Klasse sind diese Wiederholungsaufgaben nicht bestimmt: die Stücke gehen nicht über einzelne §§ der Grammatik, sondern stets über einen ganzen Abschnitt derselben, also je über einen abgeschlossenen Kasus, über die ganze Lehre von den Präpositionen u. s. w. Auch sind die Angaben etwas sehr spärlich, so zwar, dafs der Verfasser in Erwägung ziehen dürfte, ob sie nicht selbst für den Privatunterricht unzureichend sind. Doch das läfst sich ja bei einer neuen Auflage leicht bessern.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, dafs der Verfasser augenscheinlich und mit gutem Erfolge auf einen gewählten Ausdruck hingearbeitet hat, ferner, dafs das Buch zu jeder gröfseren Schulgrammatik gebraucht werden kann; immerhin scheinen dem Verf. in erster Linie Landgraf und Englmann zur Richtschnur gedient zu haben, wie denn das Buch gemäfs der ganzen Anordnung des Stoffes nach der bayerischen Schulordnung gearbeitet ist.

München. Dr. Gebhard.

Präparationen für die Schullektüre griechischer und lateinischer Klassiker. Herausgeg. von Dr. Krafft, Professor, und Dr. Ranke, Oberlehrer in Goslar. Heft 13: Präparationen zu Homers Odyssee. Buch X. XI 1—224; 333—640. XII. Von J. A. Ranke. Hannover 1894. Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel. Preis 0,60 M.

Das den Lesern dieser Blätter schon aus der Anzeige in Bd. XXIX (1893), S. 328 f. bekannte Unternehmen, gedruckte Präparationen zu allen Schulschriftstellern zu liefern, scheint sich trotz der gegen dasselbe obwaltenden Bedenken an den norddeutschen Schulen einer guten Aufnahme zu erfreuen. Es hängt dies freilich mit den misslichen äufseren Verhältnissen, unter denen dieselben durch den veränderten Schulplan zu arbeiten genötigt sind, zusammen. — Die a. a. O. besprochene innere Einrichtung der Homerpräparation ist im 13. Hefte die gleiche wie bei dessen Vorgängern. Da jenes die Fortsetzung des 3. bildet, in welchem Od. IX behandelt wird, so sind die in letzterem angegebenen Wörter im 13. als bekannt vorausgesetzt und nur in zurückweisenden Bemerkungen und wiederholenden Zusammenstellungen aufgeführt. Die Erklärung der Vokabeln berücksichtigt ziem-

lich eingehend die Etymologie und die wichtigsten Ergebnisse der sprachvergleichenden Forschung, auch werden die Formen des epischen Dialekts in einer besonderen Rubrik unter dem Texte erläutert. Läfst sich somit gegen Inhalt und Anordnung des Werkchens kein Tadel erheben, so mufs desto nachdrücklicher auf die Bedenken hingewiesen werden, welche seiner Einführung in den Unterricht vom pädagogischen Standpunkte aus im Wege stehen. Der Schüler, dem diese Präparation in die Hände gegeben wird, hat ganz gewifs viele Mühe erspart; ob aber nicht gerade diese Mühe des Nachschlagens im Lexikon und Aufschreibens der Bedeutungen der Vokabeln ihm heilsam wird, diese Frage scheint doch der Überlegung wert. Die von allen Seiten ertönenden Klagen über die Unsicherheit der Vokabelkenntnisse, von denen die Vorbemerkungen zum 13. Hefte der „Präparationen" sprechen, mögen sie durch was immer für Ursachen hervorgerufen sein, werden beim Gebrauche derselben kaum verstummen; ja es steht zu befürchten, dafs sie in diesem Falle nur noch lauter erschallen werden. Sollen sich die Schüler die Kenntnis der Vokabeln aneignen, so bleibt nichts übrig als ihnen das Memorieren der gedruckten Präparation aufzuerlegen. Was ist aber pädagogisch richtiger, den Schüler anzuhalten, die Wörter im Lexikon aufzusuchen und mit ihren Bedeutungen in seinem Hefte zu notieren, um sich so durch eigene Thätigkeit Kenntnisse zu erwerben, die, eben weil durch selbstthätige Bemühung gewonnen, sich auch dem Gedächtnisse fest einprägen, oder ihm eine gedruckte Präparation zu mechanischem Auswendiglernen und folglich schnellem Vergessen vorzulegen? — Und wenn man sagt, diese Präparationen erleichterten das rasche Fortschreiten der Lektüre, worauf die moderne Pädagogik einen grofsen, um nicht zu sagen übertriebenen Wert legt, so kommt es beim Lesen der Klassiker doch nicht blofs auf das Wieviel, sondern auch auf das Wie an. Die Schüler zum geistigen Suchen, zum Nachdenken, zur eigenen Arbeit anzuleiten, das mufs Hauptzweck alles Unterrichts, auch der Schriftstellerlektüre bleiben. Und ein Mittel, das zur Erreichung dieses Zieles in so einzigem Mafse geeignet ist wie die eigene schriftliche Vorbereitung mit Hilfe des Wörterbuches und allenfalls eines passenden Kommentars, möchten wir selbst um den Preis einer Erweiterung der Lektüre nicht hingeben.

K. F. Ameis, Homers Odyssee für den Schulgebrauch erklärt. Erster Bd. Zweites Heft. Gesang VII—XII. 9. berichtigte Auflage. Besorgt v. Prof. Dr. C. Hentze. Leipzig, Teubner. 1893.

Der Wert dieser vielbenützten Schulausgabe ist so allgemein anerkannt, dafs kein Wort mehr zu ihrem Lobe gesagt zu werden braucht. Es genüge darauf hinzuweisen, wie der jetzige Herausgeber bemüht ist, den Kommentar nach den neuesten Ergebnissen der Forschung in Sprache sowohl als Realien verbessernd umzugestalten, ohne doch die Pietät gegen den hochverdienten Ameis zu verletzen. Über Einzel-

heiten aus den reichhaltigen Bemerkungen könnte man, wie es natürlich ist, mitunter streiten. So ist IX 259 *Τροίηθεν* kaum mit dem erst in V. 262 folgenden *ἤλθομεν* zu verbinden. Ib. 435 heifst *στρεφθεὶς* (*ἐχόμην*) schwerlich „eingekrallt". Ib. 477 darf *κακὰ ἔργα* nicht als „die Frevelthat mit ihren Folgen" erklärt werden; J. La Roche (Kommentar zu Hom. Od. S. 134) weist nach, in wievielen Verbindungen *ἔργα* die Bedeutung des einfachen res annimmt, so hier = schlimme Dinge, Unheil (vgl. im Attischen *πράγματα*). Ib. 518 wird *πομπὴν* sehr gezwungen als Objekt zu *ὀτρύνω* gezogen, während es zu dem nachfolgenden Acc. mit Inf. *δόμεναι κλυτὸν ἐννοσίγαιον* hinzuzudenken sei; warum nicht *κλυτὸν ἐννοσίγαιον* als Objekt zu *ὀτρύνω* = „fordere auf" nehmen, so dafs *πομπὴν* von *δόμεναι* abhängt? — Doch genug von solchen Kleinigkeiten!

Druck und Ausstattung des Bändchens sind der Teubnerschen Offizin würdig.

K. F. Ameis, Homers Ilias für den Schulgebrauch erklärt. Erster Bd. Erstes Heft. Gesang I—III. 5. berichtigte Auflage besorgt v. Prof. Dr. C. Hentze. Leipzig, Teubner 1894.

Verhältnismäfsig weiter als die Hentzeschen Bearbeitungen der Odyssee entfernt sich, nach dem vorliegenden ersten Hefte zu schliefsen, die fünfte Ausgabe der Ilias von den von Ameis bearbeiteten ersten Auflagen. Der Grund hievon scheint vor allem darin zu liegen, dafs die moderne Homerforschung viel häufiger die Ilias in ihr Bereich zieht als die Odyssee und dafs jenes Epos zumal in Fragen der sog. höheren Kritik ungleich zahlreichere Probleme, somit auch Ergebnisse bietet als dieses. Die seit dem Erscheinen der 4. Auflage (1884) wieder zu einem Strome angeschwollene Literatur, Ausgaben, Schriften über Altertümer, Sprache, Erklärung und Kritik hat der hochverdiente Herausgeber mit gröfster Umsicht verwertet. Zu bedauern ist nur, was Hentze selbst im Vorwort beklagt, dafs die Hefte, welche den „Anhang" d. i. den wissenschaftlich wertvollsten Bestandteil des Buches enthalten, in der Raschheit des Erscheinens mit dem Kommentare nicht Schritt halten. Liefse sich denn nicht die Einrichtung treffen, dafs jeder Neuauflage eines Text und Anmerkungen enthaltenden Bändchens ein Anhang mit dem Verzeichnis der einschlägigen Literatur, mit den erforderlichen kritischen Bemerkungen und Begründungen beigegeben würde?

Wenn die vierte Auflage nicht wenige Textesänderungen aufwies, so finden sich in der vorliegenden fünften nur ein paar Stellen nach dem Vorgange der Ausgaben von Cauer und Rzach geändert; zahlreichere Veränderungen und Bereicherungen hat der Kommentar erfahren. Auffallenderweise liest man auch in dieser Bearbeitung wieder *A* 15 *χρυσέῳ ἀνὰ σκήπτρῳ* statt *χρυσέῳ ἂν σκήπτρῳ* (vgl. W. Christ, Hom. Il. carm. S. 180 u. 187; J. Menrad, de contr. et syniz. usu Hom. S. 49); der Herausgeber ist doch, wie man aus anderem sieht (vgl. z. B. die *A* 5 aufgenommene Lesart Zenodots

δαῖτα für das überlieferte πᾶσι), kein hartnäckiger Anhänger Aristarchs. — *A* 177, dem Inhalt nach hier unpassend und von Aristarch mit dem Obelos (mit Asteriskus) bezeichnet, hätte eingeklammert werden dürfen (vgl. M. Haupt, rhein. Mus. IV 269). — *A* 200 ist φάανθεν von J. La Roche in seiner Ausgabe richtiger erklärt als von Hentze. — *B* 116—118 sind nach J. Bekker (hom. Blätter II 111) in Klammern gesetzt, wie auch Franke in der Fäsischen Ausgabe thut. Aber wenn man mit Recht in der Anrede Agamemnons an die Achäer mehr als Einen Fingerzeig auf den verstellten Sinn dieser Ansprache, auf die den Worten gerade entgegengesetzte Absicht des Redenden findet, warum sollte man nicht auch V. 116—118 zu diesen Fingerzeigen rechnen und in dem Satze von der Allgewalt des Zeus, der schon viele Städte zerstört habe und noch zerstören werde, eine versteckte Anspielung auf des Oberfeldherrn wahre Meinung erkennen dürfen? — Zu *B* 144 will H. gleich Fäsi-Franke in den zwei unmittelbar einander folgenden Gleichnissen zwei verschiedene Arten der Bewegung veranschaulicht sehen. Doch wohl zu gesucht! — *B* 435 ist unrichtig erklärt; s. J. La Roche zu d. St. — *Γ* 152 ist λειριόεις kaum von λείριον abzuleiten. Es wäre in der That sehr wunderlich, die Stimme „lilienhaft" zu nennen. Die Zurückführung auf Wurzel λει (λεῖος) ist vorzuziehen. — *Γ* 295 vermifst man eine Bemerkung über das auffallende unvermittelte Eintreten des Plurals. — *Γ* 396 ist mit Recht die Erklärung von Ameis: „Der Hals (der Aphrodite) war nicht völlig runzelig wie bei einem alten Weibe, da sich die Göttin nicht gänzlich unkenntlich machen wollte" beseitigt. H. hat sich der Auffassung Frankes (in der Fäsischen Ausg.) angeschlossen. Doch wurde in diesen Blättern schon bei einer früheren Gelegenheit (XX 1884, S. 302) hervorgehoben, dafs den Kernpunkt der Sache W. Jordan (Hom. Il. übers. u. erkl. S. 559 f.) getroffen hat. — Die zu *Γ* 416 gegebene Erklärung hebt die im Texte liegende Schwierigkeit nicht. (Vgl. Fäsi-Franke zu d. St. u. Jordan a. a. O. S. 561).

Der Druck ist sehr schön und korrekt.

München. M. Seibel.

Conversations Françaises sur les tableaux d'Ed. Hoelzel par S. Génin et J. Schamanek. Édition complète. Vienne. Hoelzel.

Unter den zahlreichen Anleitungen und Lehrbüchern, welche die weithin bekannten Hoelzelschen Bildertafeln zum Ausgangs- und Mittelpunkte des französischen Sprachunterrichtes machen, nehmen diese zur Besprechung vorgelegten Hefte einen hervorragenden Platz ein. Darum hat man es auch für angezeigt gehalten, ihnen in diesen Blättern einige Zeilen zu widmen, obwohl sie naturgemäfs an unseren Gymnasien wegen Mangel an Zeit keine Verwendung werden finden können. Die Verfasser haben die Bildertafeln in so gewandter und anziehender Weise in den Dienst der Sprechübungen gestellt, und diese Übungen sind in so mustergültigem Französisch gegeben, dafs es für einen sprechgewandten Lehrer eine Freude sein mufs, dieselben

anzuwenden, und dafs sie jeder, der sich überhaupt für den französischen Sprachunterricht interessiert, mit Genufs durchsehen wird. Wie allseitig der Stoff verwertet wird, ist aus dem Verzeichnis der Übungen zu ersehen, die jedes Heft enthält: 1. Vocabulaire (Choses, Végétaux, Animaux, Personnes etc.). 2. Description mit Questionnaires. 3. Conversation. 4. Exercices, kleine Lesestücke im Anschlufs an das Bild mit Questions. 5. Résumé, ein kurzer Rückblick mit besonderer Hervorhebung charakteristischer Erscheinungen z. B. beim Sommer: Longueur des jours, Moisson, Orages etc., beim Winter: Noël. An Schulen mit gröfserer Stundenzahl, sowie im Privatunterrichte werden sich die Génin-Schamanek'schen Hefte als vorzügliches Lehrmittel erweisen.

Grieb's Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch. Zehnte Auflage mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie neu bearbeitet und vermehrt von Dr. A. Schröer, ao. Professor d. engl. Phil. a. d. Univ. Freiburg. Stuttgart. Paul Neff. 1894. Lief. 1–8. à 50 Pf.

Von dieser s. Z. in unseren Blättern angezeigten und wegen ihrer vielen Vorzüge empfohlenen Neuauflage des Griebschen Wörterbuches liegen bis jetzt die 8 ersten Lieferungen vor, welche auf 400 dreispaltigen Seiten die 6 ersten Buchstaben des Alphabets (bis Fritillary) umfassen. Sie beweisen, dafs der Neubearbeiter im Vorwort nicht zuviel versprochen hat, sondern sein Wort, das Werk durch allseitige Umarbeitung und Erweiterung auf die Höhe der Zeit zu heben, redlich einlöst. Wie sehr es die bis jetzt gebräuchlichsten Schul- und Handwörterbücher übertrifft, zeigt sich schon äufserlich dadurch, dafs derselbe Wortschatz, welcher bei Grieb-Schröer 1200 Spalten einnimmt, z. B. bei Thieme nur etwa 640, bei Köhler etwa 540 umfafst.

München. Wolpert.

Berthelot, M., Praktische Anleitung zur Ausführung thermochemischer Messungen. Autorisierte Übersetzung von G. Siebert. Leipzig 1893. Barth. 111 Seiten klein 8°. Preis 2 M.

Berthelot, dessen experimentelle Untersuchungen nebst denen von J. Thomsen das Fundament der Thermochemie bilden, teilt in dem vorliegenden Büchlein die Methoden mit, mittels deren er seine epochemachenden Resultate in diesem Gebiete errungen hat. Nach einer kurzen, theoretischen Einleitung gibt der Verfasser eine eingehende Beschreibung der Apparate, welche zu thermochemischen Bestimmungen nötig sind, also von Thermometern und den verschiedenen Arten von Kalorimetern, welche der Verfasser selbst gröfstenteils ersonnen hat, nebst allen dazu gehörigen Teilen. Der dritte umfang- und inhaltsreichste Teil bietet eine eingehende Dar-

stellung der thermochemischen Operationen, für welche als Typen folgende ausführlicher behandelt werden: 1. Mischung zweier Flüssigkeiten; Neutralisationswärme; 2. Lösung eines festen Körpers; 3. Lösung eines sehr löslichen Gases; Lösung eines wenig löslichen Gases; 4. spezifische Wärme einer Flüssigkeit; 5. spezifische Wärme eines festen Körpers; 6. Schmelzwärme; 7. Verdampfungswärme; 8. Verbrennungswärme. Der Gebrauch der Apparate ist aufs genaueste dargelegt; jedem einzelnen Abschnitte ist ein einem Experimente entnommenes Zahlenbeispiel nebst vollständiger Berechnung und Angabe der nötigen Korrekturen beigefügt. Auch ältere Methoden werden kritisch beleuchtet und die Vorzüge des vom Verfasser angewandten Verfahrens begründet. Sechsundzwanzig gutgezeichnete Figuren erleichtern das Verständnis der Sache. Die Darstellung ist ungemein schlicht und klar. Die Arbeit ist überhaupt in jeder Beziehung ein Musterbild experimenteller Forschungsmethode.

Sieberts Übersetzung mufs als wohlgelungen bezeichnet werden; der Text könnte in deutscher Sprache nicht besser geschrieben sein, auch wenn diese die Muttersprache des Verfassers wäre.

Ebeling, Dr. M., Tabelle der chemischen Elemente — Höhe 1,93 m, Breite 2,34 m, auf Leinwand gezogen, mit schwarzpolierten Rundstäben. Essen 1893. Bädeker. Preis 24 M. — ist sicherlich ein vortreffliches Lehrmittel; sie enthält in grofsem, scharfem Drucke — die Höhe der grofsen Buchstaben beträgt 3,4 cm — in der ersten Reihe die Namen der 69 bis jetzt bekannten chemischen Elemente — vier noch nicht ganz feststehende sind am Fufse der Tabelle erwähnt — in der zweiten ihre Zeichen; dann folgt das Atomgewicht; die vierte und fünfte Spalte zeigt in leicht verständlicher graphischer Darstellung die Konstitution eines Atoms und eines Moleküls eines jeden Elements; dabei ist durch den Druck angedeutet, ob das Molekül ein- oder mehratomig ist, ferner ob letztere Bestimmung auf experimentellem Wege oder auf Grund einer Hypothese gemacht ist; dann folgt die Angabe des spezifischen Gewichtes und die des Schmelzpunktes — die letztern beiden Daten soweit sie eben bekannt sind — und endlich der Name des Entdeckers.

Im Lehrsaale an passender Stelle aufgehängt, ist die in grofser Entfernung noch deutlich lesbare Tabelle jedenfalls ein ausgezeichnetes Mittel, um dem Gedächtnisse des Schülers die Namen der Elemente mit den wichtigsten zugehörigen Daten rasch und sicher einzuprägen.

Klein, Dr. J., Chemie. Anorganischer Teil. Sammlung Göschen. Stuttgart 1894. 159 Seiten. klein 8°. Preis 80 Pf.

Das Büchlein stellt sich den vorhergehenden Bändchen der kleinen naturwissenschaftlichen Bibliothek von Göschen würdig an die Seite. Auf relativ kleinem Raume bringt der Verfasser nicht nur das Wesentlichste aus der theoretischen Chemie, sondern berichtet auch

in ziemlich ausführlicher Weise über die Gewinnung der Elemente, ihre charakteristischen Eigenschaften und ihre wichtigsten Verbindungen, wobei noch manch lehrreiche Bemerkung über praktische Verwendung natürlicher oder künstlich hergestellter Körper mitunterläuft. Auch hat der Verfasser in der Form der Darstellung den richtigen Ton gefunden; nur scheint er an einigen Stellen vergessen zu haben, dafs er, der Wissende, für den Unwissenden schreibt; sonst hätte es ihm nicht begegnen können, dafs er einen Begriff gebraucht, der erst später oder auch gar nicht definiert wird; so beispielsweise Seite 23 Gasdichte, Seite 36 Basis, Seite 47 Regulus, Seite 51 Volta'sche Kette. Sätze wie: „Alle diese Methoden (nämlich zur Darstellung des Stickstoffes) beruhen auf dem Mangel positiver Eigenschaften des Stickstoffes, die beim Sauerstoff so reichlich vorhanden sind", klingen dem Laien entschieden phrasenhaft. Der Satz Seite 60 „ein qcm. Wasser von 4° ist ein Gramm" enthält zwei böse Schnitzer. Bei dem Citate Seite 112 Zeile 3 sollte ausdrücklich auf Seite 39 hingewiesen sein. Aber abgesehen von diesen Mängeln gehört das Büchlein, dessen Ausstattung trotz des billigen Preises tadellos genannt werden mufs, ohne Zweifel zu den besseren populärwissenschaftlichen Lehrbüchern.

Würzburg. Dr. Zwerger.

Edward A. Freeman, Geschichte Siziliens. Deutsche Ausgabe von Bernhard Lupus. 1. Bd. Die Urbevölkerung. Die phönikischen und griechischen Ansiedlungen. Mit dem Bildnisse des Verfassers und 5 Karten. Leipzig, B. G. Teubner 1895. XXV u. 564 S. 20 M.

Im Jahre 1892 ereilte ein plötzlicher Tod am Gestade des Mittelmeeres den trotz seines Alters von fast 70 Jahren noch so jugendfrischen und schaffensfreudigen englischen Geschichtsschreiber Edw. A. Freeman, welcher durch seine ‚History of the Norman conquest of England' und seine ‚History of the Greek federations' seinen Namen berühmt gemacht hatte. So konnte er also das grofsangelegte Werk, womit er seine Thätigkeit als Geschichtsschreiber beschliefsen wollte, eine Geschichte Siziliens von den ältesten Zeiten bis zum Tode Kaiser Friedrich II (1250), nicht mehr vollenden. Allein die 3 ersten Bände, welche er selbst noch erscheinen liefs, sind von allen Seiten so beifällig aufgenommen worden, dafs der Plan, eine deutsche Ausgabe des englischen Werkes zu veranstalten, durchaus gerechtfertigt erscheint. Für eine deutsche Ausgabe war aber niemand besser vorbereitet und mehr geeignet als Prof. B. Lupus; hatte er ja doch schon ein anderes fremdes Werk, dessen Inhalt freilich nur einen kleinen Teil des hier vorliegenden gewaltigen Stoffes umfafste, deutsch bearbeitet; ich meine die Cavallari-Holm'sche Topografia archeologica die Siracusa (B. Lupus, die Stadt Syrakus im Altertum, Strafsburg 1887, vgl. Jahrg. 24 [1888], S. 508 ff. dieser Blätter). Ferner kommt dazu noch ein längerer Aufenthalt in Sizilien im Frühjahre 1894, nachdem Lupus schon 1884 die Insel kurz besucht hatte.

Nachdem von dem englischen Originalwerke in diesen Blättern noch nicht die Rede war, erscheint es gerechtfertigt, auf den Plan des Ganzen und den Inhalt des 1. Bandes etwas näher einzugehen. Freeman hat selbst der Gesamtdarstellung ein umfangreiches, hochinteressantes Kapitel vorausgeschickt, betitelt: Charakteristik der Geschichte Siziliens, worin er in musterhafter Weise ein Bild der geographisch-historischen Bedeutung Siziliens im Altertum und Mittelalter auf Grund seiner reichen Belesenheit wie eigener Anschauung entwirft. Interessant ist in demselben besonders der Versuch, die Geschichte Siziliens als einen sich wiederholenden Kreislauf darzustellen und zu zeigen, dafs der Kampf zwischen Ariern und Phönikiern und der zwischen Christen und Sarazenen nicht getrennt geschildert werden kann. Im Verlaufe dieser geschichtsphilosophischen Darstellung legt er sodann seinen eigenen Plan dar; er teilt die Geschichte der Insel in 3 Perioden: 1. Das Zeitalter des unabhängigen Siziliens, von den ältesten Zeiten bis 241 v. Chr. 2. Sizilien als Provinz, zunächst des römischen Reiches, dann seiner Fortsetzung in Konstantinopel, von welcher jedoch die Sarazenen ein Stück um das andere losrissen, 241 v. Chr. bis 1060 n. Chr. 3. Sizilien als Königreich von der Ankunft der Normannen bis zu seinem Untergange 1060—1860. Jedoch verliert die Geschichte der Insel mit dem Tode Kaiser Friedrich II ihren Sondercharakter, ihr grofses Interesse; daher hatte Freeman von vornherein nur vor, von den ersten Anfängen bis zum Tode Friedrichs die ununterbrochen fortlaufende Geschichte zu schreiben. Wie bereits erwähnt, hat er selbst 3 Bände erscheinen lassen, von welchen der 1. die Geschichte von den ältesten Zeiten bis 734, der zweite die Zeit von 734—433, der dritte die ereignisreiche, verhältnismäfsig kurze Epoche 433—405 behandelt. Seit dem Tode Freemans ist ein 4. Band, herausgegeben von seinem Schwiegersohne dem Numismatiker Arthur J. Evans, 1894 erschienen, welcher die sizilische Geschichte von 405—289 umfafst; Evans stellt auch in Aussicht, dafs noch die Geschichte der römischen Eroberung (d. h. wohl das Zeitalter der beiden ersten punischen Kriege) und die Eroberung Siziliens durch die Normannen, erscheinen werde. Entsprechend diesem englischen Plane gestaltet sich auch der der deutschen Ausgabe; dieselbe soll den ersten Hauptabschnitt der Geschichte Siziliens von ihrem Anfange bis zur römischen Eroberung in fünf Bänden enthalten; in einem 6. Bande soll die Geschichte der Normanneneroberung Siziliens erscheinen[1]).

Der vorliegende 1. Band der deutschen Bearbeitung enthält aufser dem eben besprochenen einleitenden Kapitel noch drei weitere. Mit dem zweiten „Die Insel und ihre frühesten Bewohner" beginnt

[1]) Die dazwischen klaffende Lücke wird glücklicher Weise nicht unausgefüllt bleiben, da nach den Mitteilungen von Lupus einerseits A. Holm sein Werk „Sizilien im Altertum" in einem 3. Bande bis zur Sarazeneneroberung fortzusetzen beschäftigt ist, während die ‚Storia dei Musulmani in Sicilia' von Amari, welche die Zeit bis zu den Normannen erschöpfend behandelt, bereits vorliegt; andrerseits arbeitet Lothar von Heinemann an einer Fortsetzung seiner Geschichte der Normannen in Unteritalien und Sizilien.

die eigentliche Darstellung und zwar wird in einem ersten Abschnitt „Physikalischer Charakter Siziliens" eine Übersicht über die Beschaffenheit der Insel in der Weise gegeben, dafs zuerst die Küste, dann das Binnenland und seine Gebirgszüge, die Gewässer, zuletzt die Inseln um Sizilien besprochen werden. Ein Überblick über die Pflanzen- und Tierwelt, sowie ein Hinweis auf das Vorwalten städtischen Lebens auf Sizilien schliefst den Abschnitt, in welchem übrigens, wie es bei solchen einleitenden Kapiteln zu erwarten ist, möglichst genau auf die Veränderungen der natürlichen Verhältnisse und der Produkte Siziliens im Laufe der Jahrhunderte hingewiesen wird. Die folgenden Abschnitte behandeln der Reihe nach die früheslen Bewohner der Insel: Sikaner, Sikeler, Elymer. Hinsichtlich der Sikaner weicht F. von Holm, Pais u. a. ab, welche Sikaner und Sikeler nicht von einander trennen, sondern beide nur als Namensverschiedenheiten eines und desselben Volkes auffassen. Die Gründe, die er dagegen anführt, sind wohl zu billigen: ihm sind die Sikaner iberischer Herkunft, also nicht italisch, ohne dafs sie deshalb aus Spanien gekommen zu sein brauchen; sie sind die frühesten geschichtlichen Einwohner Siziliens, ein Zweig von dem Stamme der vorarischen Bevölkerung von Süd- und Westeuropa. Die Besetzung der Insel durch sie fand so früh statt, dafs man darüber keine Zeitangaben zu machen vermag. Die Sikeler dagegen sind ein arisches Volk, ein italisches Volk, welches von der Halbinsel nach der Insel übersetzte (Zeit etwa 3 Jahrh. vor den ersten griechischen Ansiedlungen). Besonders anziehend ist in diesem Abschnitte die Schilderung der einstigen Sikelerstädte, welche uns der Verfasser, der Sizilien nach allen Richtungen durchwandert hat, mit geradezu plastischer Anschaulichkeit vorzuführen weifs, so besonders Centuripa und Henna. Auch die Spuren der Sikelerreligion, die griechisch-sikelischen Gottheiten etc., werden genau und ausführlich verfolgt. Bezüglich der Elymer bescheidet sich F. mit dem Bekenntnisse, dafs wir nicht wissen, wer sie waren, woher sie kamen und welche Züge nationalen Charakters sie von den Sikanern und Sikelern, den Griechen und Phönikiern trennten; da sind nur das Elymerland und die Elymerstädte, das allein ist nicht zu bezweifeln.

Im Kap. III behandelt F. die phönikischen Ansiedelungen in Sizilien und zwar zunächst die altphönikischen Kolonien. Um die neueren Ergebnisse der orientalischen Forschungen kümmert er sich dabei nicht gerade viel; er setzt die älteste phönikische Kolonisation etwa um 1100 vor Christus an und betrachtet blofs die bekannten Punkte der Westecke (Panormos, Solus, Motye) als eigentliche Ansiedelungen, sonst werden solche nur den Charakter von Faktoreien getragen haben. Von wesentlicher Wirkung war die Gründung von Himera (648) und Selinus (628) insofern, als die Phönikier von den Griechen jetzt nach jenen drei nordwestlichen Plätzen zurückgedrängt wurden, wodurch diese zwar nicht neu gegründet, aber neu gekräftigt und verstärkt wurden. Die Gründung der karthagischen Macht auf Sizilien (ca. 540 v. Chr.) erfolgte erst, als mit dem Verfalle Altphönikiens eine phönikische Macht im Westen entstand, als Karthago,

das im 7. Jahrh. noch eine vereinzelte Stadt an der afrikanischen Küste war, sich die Oberhoheit über die Phönikerstädte auf der Insel verschaffte. Über das Verhältnis der Städte Panormos, Solus und Motye zu Karthago sind wir nicht genauer unterrichtet; doch kann man sich dasselbe nach griechischer Analogie so denken, daſs die Stadtgemeinden im Innern selbständig, in militärischer Beziehung dagegen ganz von Karthago abhängig waren.

Das IV. Kapitel behandelt die griechischen Ansiedelungen auf Sizilien (735—580 v. Chr.). Gegen die Ansetzung der Gründung des kampanischen Kyme um 1050 vor Christus, also 3 Jahrhunderte vor dem Anfang der griechischen Kolonisation auf Sizilien wird geltend gemacht, daſs es wahrscheinlich nur etwas älter als die anderen westlichen Kolonien Griechenlands war, nur soviel älter, daſs es zu deren Gründung verlocken konnte. Die Gründung von Naxos 735 v. Chr. war durch Zufall veranlaſst, indem ein Schiff des Chalkidiers Theokles an die Küste Siziliens verschlagen wurde; der Name Naxos wird durch die Überlieferung erklärt, daſs unter den Joniern, welche die Kolonie anlegten, gerade auch solche aus dem älteren Naxos waren. Hier wie weiterhin folgt F. in der Datierung der Gründungen durchaus Thukydides. Der Reihe nach werden behandelt die Gründung von Syrakus 734, ein besonders glänzender Abschnitt, die übrigen chalkidischen Ansiedelungen an der Ostküste 729—726, die Gründung von Megara um 728, von Zankle um 715 und die Ansiedelungen an der Süd- und Nordküste (689—581). Der Abschnitt schlieſst mit der Schilderung des ersten, fehlgeschlagenen Vorstoſses aus Altgriechenland gegen die phönikische Westecke Siziliens, mit der miſsglückten Unternehmung des Pentathlos (580—577).

In einer Reihe von XXI Exkursen im Anhang sucht F. einzelne Behauptungen im Texte seiner Darstellung näher zu begründen oder sich mit gegenteiligen auseinanderzusetzen, wobei jedoch seine Polemik stets eine maſsvolle bleibt.

Überblickt man den vorliegenden einleitenden Band des Werkes als Ganzes, so hat man trotz der Ausführlichkeit im einzelnen doch das Gefühl, daſs der groſse Zusammenhang nie aus dem Auge verloren, vielmehr immer und immer wieder betont und nachdrücklich hervorgehoben wird. Die vielen und treffenden Parallelen, welche dem Verfasser die Geschichte seines Heimatlandes liefert, dienen vortrefflich dazu, seine weite Auffassung der Geschichte Siziliens erst in das rechte Licht zu stellen; die Kunst der Darstellung und die oft begeisterte Sprache weiſs uns plastische Bilder der Örtlichkeiten wie der Ereignisse vor Augen zu führen, kurz der Bearbeiter der deutschen Ausgabe verdient den besonderen Dank der Fachgenossen für die Sorgfalt, mit der er die Eigentümlichkeit dieses bedeutenden Werkes auch im deutschen Gewande gewahrt hat. Die Teubnersche Verlagshandlung aber hat nichts versäumt, um dem Werke eine treffliche Ausstattung zu teil werden zu lassen.

Theodor Reinach, Mithradates Eupator, König von Pontos. Mit Berichtigungen und Nachträgen des Verfassers ins Deutsche übertragen von R. Goetz. Mit 3 Karten und 4 Heliogravüren. Leipzig, B. G. Teubner. 1895. XVII u. 488 S. 12 M.

Auch das Original dieser deutschen Bearbeitung wurde bei seinem Erscheinen im Jahre 1890 mit ungeteiltem Beifalle begrüfst als ein Werk gleich wertvoll für den Forscher wie für den Freund der Forschung, gleich bedeutend durch den interessanten Gegenstand seines Vorwurfes wie durch die Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit der Durchführung, als ein Kunstwerk endlich hinsichtlich der Disposition wie der Sprache. Demnach müfste es eher Wunder nehmen, wenn dasselbe nicht auch eine deutsche Bearbeitung gefunden hätte. Auch bei ihm mag der Umstand, dafs es bisher in diesen Blättern nicht besprochen wurde, es rechtfertigen, wenn wir auf seinen reichen Inhalt etwas näher eingehen.

In der Einleitung hat Reinach selbst das Interesse und die Wichtigkeit seines Stoffes dargelegt. Bis auf unsere Tage hat Mithradates ebensowenig wie im Altertum einen eigenen Geschichtschreiber gefunden. Auch die Historiker Roms, Mommsen vor allen, dem Reinach nach eigenem Geständnis so manche Anregung verdankt, haben den merkwürdigen Mann eben doch mehr nur vom römischen Standpunkte aus betrachtet und infolge dessen ein mehr einseitiges als einheitliches Bild desselben geliefert, ganz abgesehen davon, dafs sie auf Einzelheiten nicht eingehen konnten. Und doch verdient Mithradates eine eingehende Monographie; denn dieser einzige unter den Königen des Ostens, welcher seinen Beinamen „der Grofse“ nicht aus Selbstbenennung, sondern aus dem scharfblickenden Hafs und der unfreiwilligen Bewunderung seiner Feinde herzuleiten sich rühmen kann, ist nicht blofs ein glänzendes, aber unnützes Meteor in der Geschichte gewesen, sondern die beiden grofsen Kulturelemente des Persismus und Hellenismus in sich vereinigend strebte er darnach zwar nicht Alexanders Reich wieder aufzurichten, aber alle Länder des Hellenismus zu einem Reiche zu vereinigen und zweimal war er diesem Ziele nahe. So grofs seine Bedeutung, so folgenschwer war sein Untergang; er bewirkte das vollständige Aufgehen des Hellenismus im römischen Reiche, das Wiedererwachen des nationalen Antagonismus und des alten Zweikampfes zwischen Orient und Occident, endlich die Umwälzung der politischen Einrichtungen Roms, welches seine Feldherren, die es zur Bekämpfung des grofsen Königs aussandte, mit bisher nie dagewesener Machtfülle ausstatten mufste: also die Militärmonarchie naht und sie sollte mit Cäsar und Augustus endgiltig siegen.

Wie schon angedeutet hat Reinach seinen Stoff mit bewundernswerter Kunst und Klarheit zu disponieren verstanden, einer der Hauptvorzüge seines Werkes. Das erste Buch behandelt in drei Kapiteln die Vorgeschichte, nämlich den Ursprung des mithradatischen Geschlechtes, Pontos vor der Herrschaft der Mithradatesdynastie und die ersten Könige des Pontos, also die geographischen und historischen

Grundlagen des Emporkommens des Mithradates. Aber ein ebenso wichtiger Faktor ist die persönliche Bedeutung des Königs. Darum schildert das zweite Buch in drei Kapiteln seine Erziehung, Minderjährigkeit und Thronbesteigung, sowie seine pontischen und kleinasiatischen Kriege. Ebenso trefflich wie die Schilderung von Pontos im ersten Buch ist die der Krim und des bosporanischen Reiches im zweiten Buche, ein Glanzpunkt des Werkes, sowie die Übersicht über die kleinasiatischen Verhältnisse zur Zeit der Eroberung Kappadokiens. Mithradates ist vorbereitet: das 3. Buch erzählt den ersten Römerkrieg in 4 Büchern: Der Bruch mit Rom, die Zeit der Erfolge (Höhepunkt Ende 88 v. Chr.), die Zeit der Niederlagen, der Friede zu Dardanos. Wir haben den Helden in seinem Werden, seiner Entwicklung und seinen Thaten kennen gelernt, jetzt, wo eine etwa 10jährige Ruhepause herrscht, ist es an der Zeit sein Reich und seine Regierung in systematischer Weise darzustellen. Dies thut das 4. Buch, das Reich des Mithradates, in 3 Kapiteln: Die Beherrschten, die Regierung, die Herrscher. So kommen wir zum letzten Abschnitt des Lebens des Mithradates, den Kämpfen gegen Lucullus und Pompejus und seinem tragischen Ende in dem Augenblicke, wo er „einem Löwen gleich“ aus dem Anblick seiner Wunden neue Erbitterung schöpfend sich zu einem Einfall in Italien rüstete. Das alles berichtet das fünfte Buch (Letzte Kämpfe) in 4 Kapiteln: Zwischen Krieg und Frieden, Bithynischer Erbfolgekrieg, Mithradates bei Tigranes, Mithradates' Ende.

Dieser klaren Einteilung und Reichhaltigkeit des Stoffes ist die Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit der Durchführung ebenso ebenbürtig wie die Form der Darstellung. Bei Reinach sind alle Voraussetzungen für eine tüchtige Leistung gegeben; er beherrscht die Geographie und die Kulturgeschichte der zu schildernden Länder ebenso wie die antiken Quellen für seinen Gegenstand und vor allen Dingen ist er ein vorzüglicher Numismatiker, der dieser Wissenschaft gerade besondere Resultate verdankt. Den wissenschaftlichen Apparat behandelt er in einem eigenen Anhange: I. Schriftsteller, II. Inschriften, III. Münzen. Wenn er hiebei S. 449, Anm. II beklagt, dafs ich in meiner Neubearbeitung der Dindorf'schen Ausgabe des Dio Cassius nicht die Nummern für die Fragmente, welche Dindorf gibt, beibehalten habe, so ist darauf zu erwidern, dafs dies schlechterdings unmöglich war; denn durch fremde und eigene Studien war eine derartige Umstellung, Verminderung und andrerseits wieder Vermehrung der Fragmente nötig geworden, dafs auch die Nummern geändert werden mufsten. Dies zeigt schon ein flüchtiger Blick auf die vergleichende Gegenüberstellung der Fragmente beider Ausgaben auf S. XX—XXIII meiner Präfatio.

Übrigens kann die deutsche Bearbeitung in gewissem Sinne als die 2. Auflage des Originalwerkes bezeichnet werden, indem in derselben nicht blofs alle von dem Verfasser bemerkten kleineren Irrtümer verbessert sind, sondern einzelne Abschnitte, wie die Vorgeschichte der Mithradatiden und die Abhandlung über die Quellenkunde der Schriftsteller völlig umgestaltet erscheinen. Die Ausstattung auch dieses

Werkes gereicht der Verlagshandlung zur Ehre. Da dasselbe nicht blofs von hoher wissenschaftlichen Bedeutung ist, sondern vermöge der schönen Form der Darstellung auch bei der Lektüre einen besonderen Genufs gewährt, so ist die Anschaffung desselben für unsere Gymnasialbibliotheken besonders zu empfehlen.

München. Dr. J. Melber.

Prof. Dr. Eduard Rothert, Karten u. Skizzen aus der vaterländischen Geschichte der neueren Zeit (1517—1789). Zur raschen und sicheren Einprägung. Düsseldorf. Druck u. Verlag von August Bagel. Preis 3 M.

Des nämlichen Herausgebers nunmehr bereits in 2. Aufl. erschienenen Karten und Skizzen aus der vaterländischen Geschichte der letzten 100 Jahre wurden im XXX. Bande S. 688 f. dieser Blätter angezeigt.

Die neuvorliegenden Karten und Skizzen, ihrer 21 an Zahl mit 6 Nebenkärtchen, umfassen im Anschlufs nach rückwärts den Zeitraum von 1517—1789. Da Zweck und Art der Ausführung hier dieselben sind wie dort, so wird auch ein näheres Eingehen auf die neuen Karten und Skizzen unterbleiben können. Erwähnt sei nur, dafs dem dreifsigjährigen Kriege und den Kriegen des Königs Friedrich II. eine besondere Sorgfalt zugewendet ist. Die Verdienste dieses Königs um Preufsen veranschaulicht die Schlufskarte zusammenfassend. „Besser weniges bestimmt und klar, als vieles verschwommen", dieser Grundsatz des Herausgebers verdient besonders auf dem hier in Rede stehenden Gebiete gewifs volle Beachtung. Es ist nicht im geringsten zu bezweifeln, dafs die neuen Karten und Skizzen namentlich in Schulkreisen die gleich günstige Aufnahme finden werden, wie sie den früheren so rasch und billigerweise zu teil geworden ist.

Gebhardt Bruno, Deutscher Kaiser-Saal. Geschichte der deutschen Kaiser in Biographien. Mit 50 Vollbildern nach Originalen hervorragender Künstler. Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union Deutsche Verlagsgesellschaft. X u. 787 Seiten.

Dafs sich der Herausgeber des rühmlich bekannten „Handbuches der deutschen Geschichte" entschlofs, alsbald das vorliegende für weitere Kreise des Lesepublikums bestimmte Werk folgen zu lassen, ist um so erfreulicher, als er in ihm nicht die allenthalben bereits längst ausgetretenen Wege geht. Das Eigenartige des Buches liegt in einer glücklichen Vereinigung kritisch erforschter Geschichte, mitunter ausgiebiger Quellenstellen, poetischer Schilderungen und künstlerischer Gestaltung. Diese Eigenschaften würden das von der Verlagshandlung auf das anerkennenswerteste ausgestattete Buch für die Einstellung in unsere Schülerlesebibliotheken als vorzugsweise geeignet erscheinen lassen, wenn nicht ein stark ausgeprägter protestantischer Charakter

wenigstens für katholische und paritätische Anstalten, zugleich aber auch nicht wenige sachliche sei es Irrtümer sei es Versehen und mancherlei sonstige durch Eilfertigkeit veranlafste Mängel für Schulzwecke überhaupt Bedenken erregen müfsten. Wer sich von der Wahrheit dieser Behauptung nach der konfessionellen Seite hin überzeugen will, braucht nur ein paar einschlägige Partien nachzulesen; in letzterer Beziehung mögen hier einige Belege folgen.

Die Besiegung Lothars durch seine Brüder bei Fontenai gehört dem Jahre 841 an, nicht 840 (S. 25). Der 869 gestorbene Lothar II. war nicht Kaiser (S. 29). S. 50 wird der Luitpoldinger Eberhard Bertholds Bruder genannt statt dessen Neffe. Nicht Kaiser Konrad III. war der Stiefvater Ernsts von Schwaben, sondern Konrad II. (S. 54). Nicht Otto III. war der letzte männliche Sprofs des sächsischen Hauses (S. 69), sondern Heinrich II., wie S. 208 richtig gesagt wird. S. 86 wird von vielen Nachfolgern Konrads II. gesprochen, die im Speierer Dom ihre Ruhestätte gefunden haben. Die sieben Nachfolger, um die es sich hier handelt, waren richtiger namhaft zu machen. Kaiser Heinrich IV. starb nicht 1055, sondern 1056 (S. 98). S. 112 findet sich Adalbert von Mainz statt von Bremen. Heinrich IV. lud die sächsischen Vasallen nach Goslar auf den 29. Juni 1073, nicht 1079 (S. 113). Erzbischof Anno von Köln starb 1075, nicht 1074 (S. 122). Das Wormser Konkordat wurde 1122 abgeschlossen, nicht 1111 (S. 166). Heinrich V. erreichte ein Alter von 44 Jahren, wonach die Angabe auf S. 181 zu berichtigen ist. Die Kaiserkrönung Lothars von Sachsen erfolgte 1133, nicht 1134 (S. 191). S. 254 Z. 16 v. o. ist zu lesen 1175 statt 1174. S. 274 u. 785 wird Tankred von Lecce als T. von Luca, S. 276 als T. von Lucca vorgeführt; auch war er nicht ein Halbbruder des verstorbenen Königs, sondern beider Väter waren Brüder. S. 290 spricht von einigen Brüdern Philipps von Schwaben, die frühzeitig starben; es waren ihrer zwei, Friedrich und Konrad. Der Friede von San Germano kam nicht 1229 zustande, sondern 1230 (S. 306). S. 332 wird das hl. Abendmahl mit der letzten Ölung verwechselt; S. 359 Rudolf von der Pfalz mit seinem Bruder Ludwig dem Bayern. S. 356 war statt Otto von Bayern zu schreiben Otto III. von Niederbayern. Der S. 380 genannte Graf Werner von Homberg wird S. 786 als Werner von Homburg vorgeführt. Ludwig der Bayer wurde erst 1314 zum König gewählt. Was von ihm S. 391 als dem Jahre 1313 angehörig erzählt wird, gehört vielmehr dem Jahre 1319 an. S. 392 war beizufügen, dafs nicht die Trausnitz bei Landshut gemeint ist, sondern die an der Naab. Karl IV. erwarb nicht die ganze Oberpfalz, sondern nur bis gegen Nürnberg reichende Teile (S. 411). Was auf Seite 410 über die Vererbung der Kurländer gesagt wird, gilt natürlich nur von den weltlichen. Der 1685 gestorbene Kurfürst Karl II. war nicht der letzte Wittelsbacher in der Pfalz, sondern der letzte aus der Linie Simmern-Sponheim (S. 568). König Karl II. von Spanien starb am 1. Nov. 1700, nicht am 2. Oktober (S. 571). Der Kaiser Franz I. starb am 18. August 1765, nicht am 8. August 1761 (S. 610). Der 1792 zum Oberfeldherrn ernannte Ferdinand von Braunschweig war

nicht „der Held des siebenjährigen Krieges“; dieser starb vielmehr im Juli desselben Jahres (S. 642). S. 645 wird Lazarus Carnot der Vorname seines Enkels Sadi C. beigelegt. Der Czar Paul folgte seiner Mutter Katharina 1796, nicht 1797 (S. 646). Napoleon I. führte seine Armee über den Grofsen St. Bernhard im Mai 1800, nicht im Juni (S. 647). S. 653 wird der Czar Alexander I. mit Alexander II. verwechselt; S. 663 wird Arnold Ruge Runge genannt; nach S. 682 war die Kaiserin Augusta eine Tochter, nicht eine Enkelin Karl Augusts von Weimar.

Die Diktion des Buches ist fast durchweg ansprechend. Weniger geeignete Redewendungen wie folgende sind selten: Luther fuhr in die Grube (S. 491); Karl VII. fuhr mit Herzeleid in die Grube (S. 592); das deutsche Reich fuhr in die Grube, sang- und klanglos (S. 652). Heinrich III. kam durch seine Heirat in nahe Verbindung mit Cluny, deren Reformbestrebungen er billigte (S. 93). Der König gab nach und das Kloster an die Eigentümer zurück (S. 111). Ludwig der Bayer war aus ganz anderm Holze geschnitzt als sein Gegner Friedrich (S. 388). Der König Friedrich II. neigte zu Grabe (S. 619).

In grammatischen Dingen, selten zu beanstanden, fällt die mifsliche Behandlung des Gen. Sing. mit und ohne Appellativum auf. So z. B. ist zu lesen S. 114 des Herzog Magnus; S. 367 des stolzen Ottokars; S. 389 Königs Rudolf; S. 405 des Königs Karls IV.; S. 409 Denkmünzen Augustus; S. 235 die Vermittelung Oktavius; S. 488 Paul III., der Nachfolger Clemens.

Der Orthographie hätte namentlich für Schulzwecke erheblich gröfsere Sorgfalt zugewendet werden sollen. Insbesondere sind es ziemlich zahlreiche Inkonsequenzen, die Anstofs zu erregen geeignet sind. So finden sich wiederholt Geschichtsschreiber und Schaar neben Geschichtschreiber und Schar; Generale, Herzoge, Bisthum, Schaffot neben Generäle, Herzöge, Bistum, Schafott; Josef, Stefan, Hufs, husitisch, Bonifacius, Herrmann neben Joseph, Stephan, Hus, hufsitisch, Bonifatius, Hermann; Kärnthen und Speyer neben Kärnten u. Speier. S. 442 bietet Geleit statt Geläut; S. 618 vertheidigen; S. 628 Lichtenstein statt Liechtenstein; S. 530 Wifsloch statt Wissloch; S. 8 Ens statt Enns; S. 608 Rammler statt Ramler; S. 605 Fink statt Finck.

Mit einem Worte: Für Schülerhände läfst das Werk allzusehr die unerläfsliche Sorgfalt vermissen; andere Leserkreise, die sich über derlei Dinge leichter hinwegsetzen können, werden in ihm viel Belehrendes in anmutender Form vorgetragen finden.

München. Markhauser.

---

1. Schulwandkarte vom Königreich Preufsen. Bearbeitet von Richard Kiepert. Vier Blätter. Mafsstab 1 : 1,000,000. Berlin 1894. Geogr. Verlagshandlung. Dietrich Reimer. Preis in Umschlag 5 M. — Auf Leinwand in Mappe 9 Mark, mit Stäben 11 M., mit Stäben lackiert 13 M.



2. Richard Kieperts Schul-Wand-Atlas der Länder Europas. Zwanzigste Lieferung: Politische Wandkarte von Mitteleuropa. 9 Blätter. Mafsstab: 1 : 1,000,000. Berlin 1894. Geogr. Verlagsh. v. Dietrich Reimer. Preis in Umschlag 12 M. Auf Leinwand in Mappe 20 M.; mit Stäben 22 M., mit Stäben lackiert 26 M.

Die zuerst genannte dieser beiden Wandkarten, die durch den blofsen Namen des Herausgebers und der Verlagsanstalt sich zur Genüge empfehlen, bringt auf 1 m 50 breiter und 1 m 13 hoher Fläche das Königreich Preufsen samt den übrigen deutschen Staaten, dem gröfsten Teile von Österreich-Ungarn, Polen, den Niederlanden u. s. w. vom 4.—23. Meridian. Das preufsische Gebiet ist zum Unterschiede von den übrigen Staaten in durchaus rotem Kolorite gehalten, wodurch sich das Kartenbild vorteilhaft abhebt. Die Schrift ist sehr leserlich, das topographische Material für Schulzwecke trefflich gesichtet, so dafs nirgends Überfüllung mit Namen zu finden ist. Auch die nicht preufsischen Länder sind in gleicher Weise behandelt, so dafs die Karte viel mehr bietet, als ihr Titel verspricht. Die Terrainzeichnung ist trotz der Farbe überall leicht erkennbar und schön ausgeführt.

Die zweite über 2 m breite und 1 m 60 hohe überaus stattliche Karte enthält das auf der vorigen dargestellte Terrain in gleich grofsem Mafsstabe, nur ohne das rote Kolorit des preufsischen Staates, erstreckt sich aber bis zum 32. Meridian und im Süden bis zum 42. Parallelgrade. Die Vorzüge der ersteren sind in jeder Beziehung auch dieser Karte eigen, die schon durch ihre Gröfse zu imponieren geeignet ist. Das Gröfsenverhältnis des deutschen Reiches zu den Nachbarstaaten und den weiten Gebieten des europäischen Ostens konnte so besonders gut erkennbar gemacht werden. — Dafs so schöne Wandkarten vom Gebrauche in den bayerischen Gymnasien und übrigen humanistischen Mittelschulen nach dem vom Kgl. Staatsministerium herausgegebenen Verzeichnis der als zulässig erklärten Schulwandkarten ausgeschlossen sind, ist lebhaft zu bedauern. Es bedarf vielleicht blofs eines Hinweises auf diese Thatsache, um die Verlagshandlung zu veranlassen, bei der höchsten Stelle Schritte zu thun, die zur Aufnahme wenigstens der zweiten Karte in das genannte Verzeichnis führen können.

Frankenthal. Koch.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

Schul-Andachten. Von A. Frantz, K. Gymnasial-Oberlehrer. III. (Schlufs-) Heft. Leipzig. Teubner 1895. 120 S. — An „Schulandachten" für evangelische Schulgemeinden haben wir zur Zeit keinen Mangel; wir erinnern nur an die mehr oder weniger trefflichen Arbeiten von Palmié, Schönfeld, Leimbach, Richter, Bornemann, Zange, Prinzing und anderer. Die vorligenden Andachten gehören zu den guten, und wir schliefsen uns gern der günstigen Beurteilung an, welche das Buch bisher in verschiedenen Zeitschriften erfahren hat. Die Auswahl der biblischen Texte, die sich an den Gang des Kirchenjahres anschliefsen, und die Verwendung kernhafter Lieder, wobei auch die neuere kirchliche Dichtung zu ihrem Rechte kommt, ist eine glückliche. Die meist kurze Ansprache mit Gebet zeichnet sich durch klare Verständlichkeit und gewählte Ausdrucksweise aus und ist durchzogen von dem Tone wärmster christlicher Überzeugung. Ein nicht geringer Teil dieser Andachten kann insbesondere dem jüngeren Lehrer als Vorbild dienen für die eigene Gestaltung freier religiöser Ansprachen, die natürlich immer wegen ihrer unmittelbaren Wirkung auf das Gemüt einen Vorzug vor dem verlesenen Schulgebet besitzen.

Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen Herausgegeben von Dr. J. Wychgram. Jährlich 4 Hefte, Preis in Deutschland 10 M. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. — Erster Jahrgang, Heft 1. Oktober 1895 — Auch ohne die „Zur Einführung" vom Redakteur der neuen Zeitschrift mitgegebenen trefflichen Geleitworte würde man unbedingt zugeben, dafs dieselbe einem dringenden Bedürfnis entgegenkommt; denn der Umstand, dafs Deutschland auf dem Gebiete des Schulwesens lange Zeit die führende Nation gewesen ist, enthebt uns keineswegs der Pflicht, auch die diesbezüglichen Einrichtungen und Leistungen des Auslandes näher kennen zu lernen, zumal sich seit jener Zeit der unbestrittenen Hegemonie Deutschlands manches geändert hat. Das Programm, welches sich die neue Zeitschrift gestellt hat, ist ein reichhaltiges; es will alle Unterrichtsanstalten berücksichtigen, von der Universität bis zur Volksschule, die gewerblichen und technischen Lehranstalten, sowie das ganze Gebiet der Schulhygiene; es sollen aber auch die historischen, politischen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Voraussetzungen des Bildungswesens fremder Länder erörtert, endlich soll über die pädagogische Literatur des Auslandes berichtet werden, und zwar alles das in gröfseren Aufsätzen, kleineren Mitteilungen, einer Rundschau über die wichtigsten Vorgänge seit Erscheinen des letzten Heftes, Rezensionen und einer Bibliographie des ausländischen Unterrichtswesens. Nun ist gleich das mit vieler Umsicht und, wie das Vorwort besagt, nach langen mühevollen Vorbereitungen zusammengestellte 1. Heft, das nebenbei gesagt äufserlich vorzüglich ausgestattet ist, in hohem Grade geeignet, bezüglich der Leistungsfähigkeit der neuen Zeitschrift die günstigsten Hoffnungen zu erwecken. Es enthält folgende durchweg interessante Abhandlungen: 1. Das Unterrichtswesen der Schweiz von Dr. Largiadèr in Basel, 2. Die «Ecole Normale Supérieure» in Paris (von Prof. Ehrhard in Clermont-Ferrand), deren 100jährige Jubelfeier im April dieses Jahres stattfand, 3. Coeducation (v. Prof. Waetzold in Magdeburg), d. h. die gemeinsame Erziehung beider Geschlechter in gemischten Klassen von der Elementarschule des Dorfes bis zu den Hochschulen der grofsen Städte in Nordamerika. 4. Der gegen-

wärtige Stand des Erziehungswesens in England von H. Holman in London, ein ganz besonders fesselnder Artikel, 5. Die neuesten Bewegungen im Unterrichtswesen von Nord-Amerika von Dir. Dr. Schlee in Altona. Dazu kommen dann die gleichfalls ziemlich ausführlichen Mitteilungen über „Die Kgl. Kommission für den höheren Unterricht in England“; „Das medizinische Institut für Frauen in St. Petersburg“; „Die deutschen Schulen in Kopenhagen“. Aufsätze und Mitteilungen füllen 63 Seiten, 109 faſst das ganze Heft, also bleibt für Rundschau und Bücherkunde noch genug Raum. Kurz, die neue Zeitschrift bedarf keiner Empfehlung von Seite des Berichterstatters, sie empfiehlt sich durch ihren reichen und bedeutungsvollen Inhalt selbst. Wir werden nicht verfehlen, die Leser dieser Blätter mit dem bekannt zu machen, was die späteren Hefte bringen werden.

Krieg und Sieg 1870/71. Ein Gedenkbuch. (Herausgegeben von Dr. J. v. Pflugk-Harttung). Berlin 1895. Verlag von Schall und Grund. 700 Seiten, Prachtband mit reicher Goldpressung, etwa 600 Bilder und Karten, Preis 6 M. — Unter den zahlreichen Erscheinungen der Jubiläums-Kriegsliteratur ist das vorliegende, im September d. J. ausgegebene Buch jedenfalls eine der bedeutendsten und vornehmsten, sicher aber die eigenartigste, diejenige, welche besondere Beachtung verdient. Ihre Bedeutung beruht ebensowohl auf dem Umfang und der äuſseren Ausstattung, wie auf den Persönlichkeiten der Mitarbeiter und der Art der von ihnen gelieferten Beiträge. Während die übrigen ähnlichen Werke meist einem Verfasser ihre Entstehung verdanken, wurde hier der gewaltige, für einen Einzelnen schwer zu bewältigende Stoff in eine Reihe von Abschnitten zerlegt, wie sie der Verlauf des Krieges von selbst ergab; die eigentliche militärische Geschichte des Krieges ist dabei ausschlieſslich von Männern bearbeitet, die, heute meist Generale oder hohe Stabsoffiziere, das Geschilderte selbst mit erlebt haben und zwar vorzugsweise in der Eigenschaft als Adjutanten oder Generalstabsoffiziere, also in Stellungen, welche einen besonderen Überblick ermöglichten. Dabei kommt neben dem Preuſsen der Bayer, der Sachse, der Württemberger und der Badenser zu Wort. In dem einleitenden ersten Teil: Vorgeschichte und Vorbereitung des Krieges legt v. Pflugk-Harttung in einem vorzüglich orientierenden Artikel den Ursprung des Krieges dar; er steht dabei mehr auf Delbrücks als auf Sybels Seite, ohne jedoch, was man ja wohl Delbrück zum Vorwurfe gemacht hat, in der spanischen Frage die Motive Bismarcks zu verkennen, den er übrigens in einem eigenen Nachwort gegen den Vorwurf in Schutz nimmt, als habe er den Krieg ausdrücklich gesucht. — Die beiderseitigen Heere und die Kriegsmittel schildert S. 34—56 Generallieutenant von Bogulawski. Dann folgt S. 59—611 der Hauptteil, die militärische Geschichte des Krieges in XI einzelnen Abschnitten, die übrigens keineswegs unzusammenhängend neben einander gestellt, sondern sachgemäſs an einander gereiht sind, ein Vorzug, welcher von der Geschicklichkeit des Redakteurs zeugt. Von den Beiträgen ist jeder in seiner Art interessant und bietet Neues und Selbstgeschautes. Der Raum gestattet hier nur auf Einzelnes hinzuweisen. Wie originell ist z. B. der Bericht, den v. der Goltz-Pascha (seiner Zeit Generalstabsoffizier der II. Armee) von dem Ausfallgefecht bei Noisseville liefert, welches durchaus vom Standpunkt des Höchstkommandierenden, des Prinzen Friedrich Karl, auf dem Horimont, einem Berg im Norden von Metz, also wie aus der Vogelperspektive geschildert wird. — „Einem Gesange Homers gleichend werden einst Berichte und Erzählungen über die Umklammerung der Riesenstadt Paris mit 2 Millionen Einwohnern . . . kommenden Geschlechtern erklingen!“ so leitet General v. Holleben seine treffliche Darstellung der Einschlieſsung von Paris ein. — In ganz besonderem Grade aber interessiert uns, und zwar, wie ich ausdrücklich bemerke, nicht etwa aus Lokalpatriotismus, der VII. Abschnitt: Orleans (S. 382—453) von dem verstorbenen bayer. Kriegsminister v. Heinleth, dem damaligen Generalstabschef des heldenhaften v. der Tann. Obwohl von schwerem Herzleiden gequält, sagte der General doch sofort seine Mitwirkung zu und arbeitete, bis ihn der Tod ereilte († 26. Febr. 1895); denn, wie er selbst sagt, gerade der wichtige, nationale Gedanke, der dem Werke zu grunde liegt, bestimmte ihn, alle Bedenken bei Seite zu setzen. „Es ist, wie in der Vorrede ein alter Krieger sagt, wie ein Nachklang aus groſser Zeit: den Tod im Herzen that er

seine Pflicht bis zum letzten Hauche, ein echter Krieger von 1870/71". Und wie packend ist seine Darstellung! In die Schilderung jener furchtbaren Kämpfe verwebt er mit Gefühl das Bild der Beauce im Herbstsonnenschein und in der Winterkälte, die ethische Seite weifs er stets hervorzukehren und dabei gedenkt er mit gröfster Bescheidenheit seiner eigenen Thätigkeit in der 3. Person, wie wenn er von einem Fremden spräche, und doch mufs man wissen, dafs er sich am 11. Oktober durch seinen unter glänzender persönlicher Tapferkeit erfolgten Eingriff in den Gang der Schlacht den Max-Josephs-Orden verdient hat. Ich kann mir nicht versagen, den Schlufs seiner Schilderung herzusetzen (S. 451): „Es liegt uns daran, den Krieg nicht nur nach seiner äufseren, auf Seite des Siegers glanzvollen Erscheinung kennen zu lernen, sondern ihn vielmehr in seiner wahren Gestalt zu erfassen. Nur wenn er als jene furchtbare Geifsel Gottes erkannt wird, die er ist, wird das Streben erleuchteter Regierungen verstanden werden, ihn durch vollste militärische Kraftentfaltung eines wehrhaften Volkes im Frieden zu vermeiden, oder, wenn er einmal vom Schicksal verhängt ist, ihn wenigstens siegreich in Feindes Land zu tragen". Fürwahr mit dieser letzten Arbeit hat Heinleth sich selbst ein Denkmal gesetzt. — Kürzer sind der 3. Teil: Politische Geschichte des Krieges von Prof. Th. Flathe S. 613—645 und der 4: Kulturgeschichte des Krieges (Versailles und das Hauptquartier) S. 649—676 von Akademie-Direktor v. Werner, der als Maler im Hauptquartier der III. Armee geweilt, und Die Heimkehr v. Pflugk-Harttung (S. 677—686). Da man nicht zu spät kommen wollte, so soll noch ein 2. Band nachfolgen, welcher das Kulturelle des Krieges ausführlicher behandelt. Übrigens bildet der vorliegende Band ein abgeschlossenes Ganzes.

Ebenso vorzüglich wie der Inhalt ist die Ausstattung des Werkes; seine Illustrationen zerfallen in 3 verschiedene Arten: 1. Wiedergabe von Originalgemälden hervorragender Künstler, diese meist in ganzseitigen Beilagen; so finden sich Bilder von Bleibtreu, Louis Braun, Camphausen, Emelé, Faber du Faur, Freyberg, Hünten, Knötel, Koch, Röchling, Rocholl, Werner etc. 2. Noch bedeutend interessanter sind eigentlich die zahlreichen, gleichzeitigen Originalskizzen, welche das Werk auch kunstgeschichtlich wichtig machen, Skizzen von Schlachtfeldern, Angriffsszenen, Soldatentypen etc. Nur einen Namen vermissen wir ungern in der Reihe der Künstler; es ist unser trefflicher leider zu früh verstorbener Heinr. Lang, dessen Skizzenbuch wohl auch manchen schönen Beitrag geliefert hätte. 3. Vorzüglich ist die grofse Reihe der Porträts, wahre Meisterwerke des Holzschnittes. Die Gesamtzahl der Illustrationen beläuft sich auf nahezu 600; eingerechnet sind die zahlreichen, unter Leitung der Mitarbeiter angefertigten Pläne und Karten.

So erreicht das Buch wohl unbetritten das Ziel, welches ihm nach dem Nachwort des Redakteurs gesetzt war, „ein ernstes, monumentales Werk zu sein, seines grofsen Gegenstandes würdig, sowohl inhaltlich als äufserlich". Wenn wir also nicht blofs für das Haus, sondern auch für die Schülerbibliotheken unserer obersten Klassen ein Buch suchen, durch welches in würdiger Weise die Erinnerung an eine grofse Zeit erneuert werden soll, hier haben wir ein solches, dessen Anschaffung unseren Bibliotheksvorständen hiemit dringend empfohlen sei. Der Preis beträgt ja nur 6 M. und zudem ist der Reinertrag für das Kaiser Wilhelm-Nationaldenkmal ehemaliger Soldaten auf dem Kyffhäuser bestimmt.

Hiltl, Der deutsch-französische Krieg 1870/71. Jubiläumsausgabe 1895. 7. neubearbeitete Aufl. mit zahlreichen Illustrationen im Texte, 19 teils ganz-, teils doppelseitigen Einschaltbildern und 8 Karten. IV u. 844 S. Preis 12,50 M. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen und Klasing. — Über die eigenartigen Vorzüge dieses Werkes, seine Tendenz, Ausstattung etc. wurde bereits oben S. 512/513 dieses Jahrg. gehandelt; hier soll nur ergänzend angefügt werden, dafs die 25 Lieferungen des Werkes schon Ende September vollzählig ausgegeben waren und durchweg das gehalten haben, was die ersten derselben versprachen. Daher sei diese Jubiläumsausgabe nochmals besonderer Beachtung empfohlen. Sie eignet sich der ganzen Art ihrer Darstellung nach auch für die Schüler-

bibliotheken mittlerer Klassen, also besonders der 5. Klasse, wo der grofse Krieg zum ersten Male Gegenstand des Geschichtsunterrichtes wird.

Vor 25 Jahren. Erinnerungsschrift an den deutsch-französischen Krieg. Für Jung und Alt verfafst von August Allgaier. Pforzheim. Ernst Haug (Otto Rieckers Buchhandlung). Preis 20 Pf. — 50 Expl. 9 M.; 100 Expl. 15 M.; 500 Expl. 60 M.; 1000 Expl. 100 M. — Vorstehendes gediegenes Schriftchen ist für den Massenvertrieb berechnet; indem es diesem Zwecke gerecht zu werden sucht, überwindet es die Schwierigkeit, in eng begrenztem Rahmen den Krieg in seinen Ursachen, seinem Verlaufe und seinen Wirkungen zu schildern, mit grofser Geschicklichkeit. Auch das berührt wohlthuend, dafs der Verfasser dem Feinde volle Gerechtigkeit widerfahren läfst und trotz des beschränkten Raumes keine Gelegenheit vorübergehen läfst, dessen tapfere Haltung hervorzuheben. Das Schriftchen eignet sich bei seiner Übersichtlichkeit auch gut für Schülerbibliotheken.

Unter fliegenden Fahnen. Eine Sammlung ernster und heiterer Gedichte über das Leben des Soldaten im Krieg und im Frieden. Von Dr. Ludw. Muggenthaler, K. Professor für deutsche Literaturgeschichte an der technischen Hochschule in München. München 1895. J. Lindauer'sche Buchhandlung. Preis 2,50 M. — Vorliegende Gedichtsammlung ist zwar wie manche andere (vgl. oben S. 643 dieser Blätter) auch durch die Jubelfeier des grofsen Krieges veranlafst worden, unterscheidet sich aber von ihnen wesentlich nach Inhalt und Gruppierung. Die letztere ist nämlich nicht nach historischen Gesichtspunkten vorgenommen worden, sondern so, dafs des Soldaten Schicksal 1. im Kriege, 2. im Frieden den Mittelpunkt bildet, und, wie dessen Erlebnisse ernster und heiterer Natur sind, so gliedert sich auch der ganze Stoff in Ernstes und Heiteres; denn, wie das Vorwort mit Recht betont, auch in den humorvollen Produkten liegt oft ein tiefer ethischer Gehalt. In der Sammlung, die im ganzen 204 Nummern zählt, kommen die Dichter verschiedener Zeiten ebenso zu Wort, wie das Volkslied unbekannten Ursprungs, die hochdeutsche Sprache ebenso, wie die verschiedenen Dialekte Deutschlands, jedoch ist auf bayerische Eigenart besondere Rücksicht genommen und der altbayerische, schwäbische und fränkische Dialekt ist besonders gut vertreten. Der Herausgeber, den ein tragisches Zusammentreffen in denselben Tagen aus dem Leben scheiden liefs, wo das Buch erschien, hofft, dafs diese Lieder nicht nur dem dienenden und ausgedienten Soldaten, der sich und sein Leben hier wie in einem Spiegel sieht, sondern auch jedem warm fühlenden Patrioten zu Herzen sprechen werden. Für die Schule kommt die Sammlung insofern in Betracht, als sich gar manches zum Deklamieren geeignete Stück darin findet; dies mufs jedoch der Lehrer auswählen; denn zum Einstellen in Schülerlesebibliotheken eignet sich das Büchlein einzelner Nummern wegen nicht.

Bayerisches Jahrbuch. Kalender für Bureau, Comptoir und Haus 1896. 7. Jahrgang. München, Karl Gerbers Verlag. XVI. u. 430 S. 8°. Geb. 1,50 M. — Mitte Oktober ist das Bayerische Jahrbuch für 1896 erschienen. Unter der übergrofsen Anzahl von Kalenderwerken, welche derzeit alljährlich herausgegeben werden, hat sich das Jahrbuch schon seit langer Zeit die ihm gebührende Beachtung und Anerkennung erworben. Wer sich über irgendwelche Verhältnisse im öffentlichen Leben, gleichviel, ob Civil- oder Militärangelegenheiten betreffend, schnell verständigen will, findet hier bekanntlich ein Nachschlagebuch, das ihm über alles Aufschlufs bietet, was man nur in einem solchen Werk suchen kann.

Der Artikel „Unterricht und Bildung" ist in dem neuen Jahrgange von dem K. Reallehrer O. Steinel in Schweinfurt neu bearbeitet. Hier sind S. 133 ff. namentlich alle Arten der bayerischen Mittelschulen eingehend behandelt, ebenso wird auch die Frage beantwortet, welche Berechtigung derjenige hat, welcher eine dieser Anstalten ganz oder teilweise besucht hat. Im dritten Teil „Behörden-Organismus" finden wir bei den Mittelschulen u. a. auch einen Personalstatus der Gymnasien, Progymnasien, Latein- und Realschulen, der Erziehungsanstalten u. s. w. Bei sämtlichen Anstalten ist auch die Frequenz des letzten Schuljahres angegeben, bei den humanistischen Gymnasien zum Vergleich auch die des Schuljahres 1884/85 beigefügt, und zwar die der ganzen Anstalt, der 1. und der 9. Klasse.

Aus diesen wenigen Angaben läfst sich ein Schlufs auf die Reichhaltigkeit des Materials auch in anderen Gebieten ziehen. So empfiehlt sich die Anschaffung des Jahrbuches in erster Linie durch seinen umfassenden Inhalt, dessen Benützung durch das genaue Inhaltsverzeichnis am Anfange des Buches wesentlich erleichtert wird. Die schöne Ausstattung und der billige Preis des Jahrbuches verdienen gleichfalls lobend hervorgehoben zu werden.

Alt-München in Bild und Wort. Herausgegeben von Otto Aufleger und Karl Trautmann. München 1895. Verlag von L. Werner, Buchhandlung für Architektur, Kunst und Kunstgewerbe. 1.—4. Lieferung, à 2 M. — Seit einigen Monaten ist hier ein Werk im Erscheinen begriffen, welches wahrlich ein mehr als blofs lokales Interesse beansprucht. Das verschwundene München soll wieder vor Augen gführt werden, wie es war, ehe seine rasche Entwicklung zur Grofsstadt die vielen charakteristischen Winkel seiner Gassen und Plätze, die alte Stadtbefestigung mit ihren Mauern und Thoren beseitigte. Als Zeitgrenze ist einerseits etwa der Anfang des 16. Jahrh. gewählt, wo sich Maler und Kupferstecher zuerst in ihren Werken mit München beschäftigen, andrerseits die grofsen baulichen Umgestaltungen unter Ludwig I., wenn auch nicht strenge, wie z. B. die 2. Lief. das erst 1865 abgebrochene Landschaftshaus (Regierungsgebäude) auf dem Marienplatz, an der Stelle des neuen Rathauses, im Bilde reproduziert. Das Werk wird 80 auf starkem, holzfreiem Handpapier gedruckte Lichtdrucktafeln umfassen und in 16 in Zwischenräumen von etwa 4 Wochen erscheinenden Lieferungen zu je 5 Tafeln ausgegeben werden, die Lieferung zum Preise von 2 M. Wie schon der Titel sagt sprechen zunächst die Bilder und zwar für sich allein, erst am Schlufs wird Trautmann einen mit Illustrationen und Orientierungsplänen reich ausgestatteten Text in 2 Lief. folgen lassen. Bis jetzt liegen also 20 von dem Architekten O. Aufleger ausgewählte Blätter in mustergültigen Lichtdrucken vor. Die Originale sind entweder den allen Freunden Altmünchens bekannten Gemälden der neuen Pinakothek (5 von Dominik Quaglio, je 1 von Bögler, Ferd. Jodl, Jos. Weifs) oder den Aquarellen von Karl Aug. Lebschée (9 im ganzen) im Historischen Museum der Stadt München nachgebildet. Sie bringen zunächst überwiegend Darstellungen der Umgebung der Residenz: Das alte Turnierhaus am Hofgarten 1821, die Ostseite der Residenz 1827, die Residenzstrafse 1826, das Schwabingerthor (zwischen Theatinerkirche und Hofgarten) in 2 Ansichten, der ehemalige Residenzflügel gegen den Hofgarten 1845, Max Josephsplatz 1835, Gasthaus zum Bauerngirgl am Ausgang der Residenz- und Theatinerstrafse 1828 (Stelle der Feldherrnhalle); dann 2 Ansichten des ehemaligen Isarthores, 3 Ansichten der Umgebung des alten Einlasses (zwischen Rosenthal und nördl. Schrannenflügel); endlich an Einzelbildern: La Roséeturm in der Dienersstrafse 1842, Landschaftshaus am Marienplatz, Bruderschaftshaus der Bäckerknechte im Thal, Freiherrl. v. Zweybrücken'scher Garten an der Briennerstrafse, ehemalige Herzog-Maxburg 1865, ehemal. Thierschhaus an der Karlsstrafse 1829, Gräfl. Fugger'scher Lustgarten in Haidhausen. — Je mehr man sich in die einzelnen Bilder vertieft, desto mehr fühlt man sich davon gefesselt und dadurch erfreut; kurz, jeder Freund Münchens, auch wenn er gegenwärtig nicht in dessen Burgfrieden lebt, wird ein solches Werk, das sich selbst am besten empfiehlt, gerne erwerben und fleifsig benützen. Wir hoffen gelegentlich der Fortsetzungen noch öfters darauf zurückzukommen.

Ferd. Vollbrecht, Wörterbuch zu Xenophons Anabasis. 8. verbesserte Auflage. Leipzig, Teubner 1894. — Wie schon die früheren Auflagen in diesen Blättern empfohlen wurden, freilich unter der Voraussetzung, dafs man den Gebrauch eines Spezialwörterbuches überhaupt billigen könne, so mufs die gleiche Empfehlung auch der neuen zuteil werden, die sich in mehrfacher Beziehung als verbessert bezeichnen kann, indem manches berichtigt, Zusätze und Streichungen gemacht wurden mit besonderer Berücksichtigung von A. Joost (Sprachgebrauch Xenophons); auch einige Abbildungen zeigen Verbesserung.

K. Dorenwell, Der deutsche Aufsatz in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten, sowie in Mittel- und Bürgerschulen. Ein Handbuch für Lehrer. 3. verbesserte Auflage. 1895. I. Teil. XII u. 294 S. II. Teil XII u.

320 S., à 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. Hannover, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior). — Die Veränderungen, welche die neue Auflage dieses bekannten, auch in diesen Blättern schon wiederholt (vgl. Bd. 26, S. 428; Bd. 27, S. 417) empfohlenen Hilfsbuches für den deutschen Unterricht aufweist, sind mehr äußerlicher Art. Weil nämlich nach den neuen preußischen Lehrplänen auf der untersten Stufe (Sexta) der Aufsatzunterricht in Wegfall gekommen ist, hat Dorenwell den 1. Teil, welcher bisher 3 Stufen, entsprechend unseren 3 unteren Klassen aufwies, nur mehr auf 2 verteilt; jedoch hat er damit das Übungsmaterial der früheren Auflagen keineswegs verringert, sondern die untere Stufe in zwei Reihen gegliedert, deren erste die leichtesten Aufsätze enthält. Neu und für den Lehrer der untersten Klassen sehr praktisch ist die Einrichtung, daſs eine Reihe von Aufsätzchen dadurch für Diktierübungen praktisch eingerichtet sind (für die 1. und 2. Klasse), daſs die besonders zu beachtenden Wörter oder Buchstaben durch fetten Druck hervorgehoben werden, also auch die Regeln leicht hervortreten lassen. — Weniger auffällig sind die Veränderungen, welche der 2. Teil des Buches erfahren hat; hier sind besonders die Stoffe im Anschluſs an die Lektüre, Geographie und Geschichte vermehrt worden, auch wurden einige von den Rezensenten beanstandete Aufsätze durch andere ersetzt. Jedenfalls verdient das Buch auch in dieser neuen Auflage die vollste Beachtung der Lehrer, besonders der jüngeren, denen es einen Teil ihrer schwierigen Arbeit wesentlich erleichtern wird.

Alfred Kirchhoff, Erdkunde für Schulen nach den für Preuſsen gültigen Lehrzielen. I. Teil: Unterstufe. 3. verb. Auflage. 58 S. 60 Pf. II. Teil: Mittel- und Oberstufe. 3. verb. Auflage. 304 S. 2 M. 25 Pf. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. — Weder der 1. noch der 2. Teil hat bei dieser Neuauflage an irgend einer Stelle einer wesentlichen Umgestaltung bedurft, Einzelverbesserungen weist dieselbe allerdings zahlreiche auf, darunter auch stilistische. Mit besonderem Danke ist die Aufforderung zu begrüſsen, die der Meister geographischer Methode an alle den Leitfaden benützenden Lehrer ergehen läſst, dieselben möchten ihn auf alle Ausdrücke und Wendungen aufmerksam machen, die dem Schüler auch nur die geringste Verständniserschwerung ohne Not verursachen.

A. Weil, Schwierige Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Neueren französischen Autoren entnommen, übersetzt und mit Präparationen für die Rückübersetzung versehen. Preis 2 M., geb. 2 M. 50 Pf. Berlin, Langenscheidtsche Verlagshandlung (Prof. G. Langenscheidt) 1895. Fünfte, unveränderte Auflage. — Diese vorliegende 5. Auflage ist ein unveränderter Abdruck der vorhergehenden. Zur Berichtigung von Druckfehlern oder zu Änderungen lag, wie der Verfasser in der Vorrede ausdrücklich bemerkt, eine Veranlassung nicht vor.

Dr. Oskar Lehmann, Die deutschen moralischen Wochenschriften des achtzehnten Jahrhunderts als pädagogische Reformschriften. Leipzig, Richter. 1893. 86 S. — Von den englischen moralischen Wochenschriften ausgehend hat der Verf. die pädagogischen Gedanken sorgfältig zusammengestellt, welche in den deutschen heraustreten. Besonders charakteristische Grundsätze sind: Abhärtung des Körpers, Hinweis auf die Natur, Notwendigkeit sorgfältiger Mädchenerziehung, gelindere Zucht und die Absicht das Lernen zur Wohlthat und die Arbeit zum Spiele zu machen.

Geschichte der Erziehung vom Anfang an bis auf unsere Zeit bearbeitet in Gemeinschaft mit einer Anzahl von Gelehrten und Schulmännern von Dr. K. A. Schmid, weil. Prälat und Gymnasialrektor. Fortgeführt von Georg Schmid, Dr. phil. III. Bd. 1. u. 2. Abteilung. Stuttgart, Cotta 1892. 439 u. 311 S. — Der dritte Band dieses Werkes, über dessen erste Bände in diesen Blättern ausführlicher berichtet wurde, enthält folgende Abschnitte: 1. Unterricht und Erziehung in der Gesellschaft Jesu während des 16. Jahrhunderts von Prof. Dr. Müller in Dresden. 2. Bildung und Bildungswesen in Frankreich während des 16. Jahrhunderts von Oberschulrat Dr. v. Sallwürk in Karlsruhe. An die

Entwicklungsgeschichte der französischen Kollegien schließt sich eine Charakteristik des Humanisten Petrus Ramus und der pädagogischen Theoretiker, vornehmlich des Rabelais und des Sadoletus. Dazu kommt eine besondere Abhandlung über Montaigne von Georg Schmid. 3. Das Schulwesen in England im 16. und 17. Jahrhundert von Georg Schmid. Einrichtung und Studiengang der englischen Colleges und Grammatikschulen wird ausführlich dargestellt. Angefügt sind Abhandlungen über die Bedeutung der pädagogischen Schriftsteller Roger Ascham, Richard Muleseler, John Milton und Francis Bacon. Die 2. Abteilung dieses III. Bandes enthält eingehende Monographieen über Leben und Werke der Pädagogen Wilhelm Ratke von Schulrat Israel, Seminarrektor in Zschopau und Johann Amos Comenius mit seinen Vorgängern Alsted und Andreae; über Alsted handelt Georg Schmid, über Andreae und Comenius Dr. Brügel, Seminarrektor in Nagold.

Fr. Regener, Grundzüge einer allgemeinen Methodenlehre des Unterrichts. Gera, Hofmann 1893. 486 S. — Das Buch unterscheidet Methoden der Forschung wie Analyse und Synthese, Induktion und Deduktion, ferner Methoden der Darstellung und des Unterrichts z. B. die sokratische Methode, die Katechese, Pestalozzis Lehrmethode; die Untersuchung stützt sich auf die neuere Erkenntnistheorie.

Fr. Regener, Allgemeine Unterrichtslehre. Gera, Hofmann. 1894. 232 S. — Das Buch gliedert sich in drei Abschnitte: 1. Der Lehrstoff, 2. Allgemeine Methodenlehre, 3. Schule und Lehrer. In einem Anhang sind Schemata für die Behandlung des Lehrstoffs der Volksschule gegeben.

Präparationen für die Schullektüre griechischer und lateinischer Klassiker. Herausgegeben von Dr. Krafft und Dr. Ranke. Heft 15. Präp. zu Sophokles' Antigone. Von Dr. H. Schmitt. 60 Pf. Heft 17. Präp. zu Soph. Ajas v. dems. 80 Pf. — Wenn die einzelnen Wörter Vers für Vers in der Weise angegeben sind, wie Ant. 1 *κοιν-ός*, 3. (cf. *ξυν-ός*. 3. *ξύν*.) gemeinsam, gemeinsam lebend, verwandt, vertraut — *αὐτ-άδελφ-ος*, 2. oder *ὁ, ἡ* verschwistert, brüderlich, schwesterlich; der leibliche Bruder, die leibliche Schwester — *κάρα, κρατός, τό* (cf. *κάρη-νον, τό*. cere-brum) der Kopf, das Haupt, so soll nach der Vorrede zur Antigone „den Schülern das zeitraubende, an sich wertlose Wälzen des Lexikons erspart werden; statt dessen sollen sie dadurch, daſs soviel als möglich auf den etymologischen Zusammenhang mit anderen, bekannten Wörtern hingewiesen wird, jederzeit angehalten werden, über die Wörter nachzudenken“. Das wäre wohl recht. Davon ist freilich nicht die Rede, daſs Schüler, denen so einfach die Übersetzung angegeben wird, überhaupt mit einem Lexikon nicht richtig umgehen lernen und nicht gezwungen werden über die Wiedergabe des Textes gehörig nachzudenken. Dabei ist in dieser Präparation auf gar unwissende Schüler Rücksicht genommen, und sind abgesehen von Wörtern, die jedem aus Homer bekannt sein sollten, auch ganz gewöhnliche Erscheinungen der attischen Prosa angegeben, so *νῶτον, τό* der Rücken, *στέργω* lieben, *ὡς* wie, wie ja, da, denn, *μέλλω* im Begriffe sein, wollen, in der Lage sein, sollen. Die Mehrzahl unserer Lehrer wird wohl der Ansicht sein, daſs man Schülern, die über solche Dinge erst aufgeklärt werden müssen, lieber eine Grammatik als einen Sophokles in die Hand geben soll.

Otto Richter: Lat. Lesebuch. I. Teil. 7. Aufl. 1893 (1,25 M.). II. Teil: 7. Aufl. 1894 (2.25 M.). Berlin, Nikolaische Verlags-Buchhandlung. — Die vorliegende 7. Auflage dieses anerkannt guten Schulbuches stellt nach der Angabe des Verfassers die leitenden Gedanken der neuen Lehrpläne vom Jahre 1891 und 1892 in möglichst reiner Form dar. Zu diesem Zwecke wurden die beiden Teile fast neu gestaltet unter Beibehaltung der alten und bewährten Prinzipien, welche ja auch den neuen Verordnungen im wesentlichen entsprechen. Von den früheren Auflagen unterscheidet sich die neue Bearbeitung dadurch, daſs nur mehr zusammenhängende Stücke geboten werden und der Vokabelschatz sehr bedeutend (von 1400 auf 800) herabgemindert erscheint. Der Lehrstoff bewegt sich selbstverständlich

in engen Grenzen und ist der Hauptsache nach mit Recht dem Altertum entnommen. Auch die Grammatik ist bedeutend vereinfacht worden. Sie beschränkt sich auf die Vorführung und Behandlung des Regelmäſsigen mit Ausschluſs aller Ausnahmen auf der ersten Stufe des Unterrichtes. Druck und Ausstattung sind als gelungen zu bezeichnen.

Heussi Dr. J., Lehrbuch der Physik. Sechste Auflage, neubearbeitet von Dr. A. Leiber. Braunschweig. Salle. 1894. 503 Seiten. 8°. — Das Buch hat durch die Umarbeitung entschieden gewonnen. Die im 27. Jahrgange unserer Zeitschrift Seite 441 gegen die fünfte Auflage desselben erhobenen Einwände scheint der nunmehrige Herausgeber als wohlbegründet erkannt zu haben; denn nicht bloſs sind die an jener Stelle im einzelnen gerügten Punkte verbessert, sondern auch die allgemeinen Bemerkungen über Inhalt und Form des Buches treulich befolgt. Die damals als fehlend bezeichneten Abschnitte sind ergänzt; auch die sprachliche Darstellung ist besser; die endlos langen Sätze, die unklaren, dem deutschen Sprachgefühle widerstrebenden Redewendungen sind fast durchweg ausgemerzt. Wesentlich übersichtlicher und deutlicher ist der Druck, das Papier schöner. Einige Figuren z. B. 21 bedürfen noch der Erneuerung, andere wie etwa 11 (Parabel mit einer Spitze!) der Verbesserung. Noch immer aber ist der Mathematik ein zu groſser Spielraum gewährt. Im übrigen kann das Buch in seiner jetzigen Form namentlich wegen seines reichen Inhaltes bestens empfohlen werden.

Dr. Sebastian Englert, K. Gymnasialprofessor, Kurzgefaſste Inhaltsangabe der Iliade und der Odysse zum Gebrauche beim Unterrichte. Eichstätt. Im Selbstverlage des Verfassers. 1895. 16 Seiten. — Das aus der Unterrichtspraxis hervorgegangene und sorgfältig ausgearbeitete Schriftchen will dem Schüler den Rahmen bieten, in dem die von ihm gelesenen Partien zu einem Ganzen sich zusammenfügen, will ihm dessen Zusammenhang immer klar erhalten und so in ihm ein richtiges Bild des Ganzen entstehen lassen. Schülern, die bloſs mit Textausgaben des Dichters versehen sind, wird es von besonderem Werte sein.

Prof. Dr. Heinrich Konr. Stein, Direktor des K. Gymnasiums zu Glatz, Lehrbuch der Geschichte für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Erster Teil. Altertum. Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. 1895. IV u. 104 Seiten. — Der Verf. des bereits in 5. Auflage erschienenen Lehrbuches der Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten bietet hier den ersten Teil eines gleichen Unterrichtsmittels für die mittleren Klassen. Eine für die genannte Stufe zweckmäſsige Auswahl des Stoffes, eine sorgfältig hergestellte Übersichtlichkeit, eine korrekte und die Jugend ansprechende Diktion und eine gute Ausstattung lassen das Büchlein als empfehlenswert erscheinen.

Dr. A. Gehrke, Professor am Gymnasium in Rudolstadt, Grundriſs der alten Geschichte für den ersten Unterricht an höheren Lehranstalten. 2. umgearbeitete Auflage. Wolfenbüttel. Verlag von Julius Zwiſsler. 1895. IV u. 108 S. — Die neue Auflage des für den Geschichtsunterricht in den unteren Klassen gut brauchbaren Grundrisses hat inhaltlich mancherlei Kürzungen erfahren; auch wurde Übersichtlichkeit der Darstellung noch mehr angestrebt. Auch hinsichtlich der Form sind mancherlei Verbesserungen vorgenommen worden.

A. Stahl, Reallehrer in Stuttgart und F. Grunsky, Professor am Gymnasium zu Heilbronn, Leitfaden für den Unterricht in der Geschichte an den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. 2. durchgesehene Auflage. Stuttgart. Verlag von W. Kohlhammer. 1895. VI u. 98 Seiten. — Ein verständig angelegtes und sauber gearbeitetes Büchlein, zunächst allerdings für württembergische Schulen hergestellt und so an die amtlichen Vorschriften für den Geschichtsunterricht an den unteren Klassen der Gelehrten- und Realschulen vom 30. Okt. 1890 sich anschlieſsend. Die Auswahl der Thatsachen und besonders der Jahreszahlen ist nach den vorgeschriebenen „Zeittafeln“ erfolgt. S. 93—98 ist ein gedrängter Abriſs der württembergischen Geschichte angefügt. Indes ist der „Leitfaden“ auch an nicht württembergischen Schulen für den Anfangsunterricht in der Geschichte recht wohl verwendbar.

J u g e n d g a r t e n l a u b e. Farbig illustrierte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend. Band VII. Nürnberg, Verlag der Jugendgartenlaube. Preis des hübsch in Leinwand gebundenen Bandes 2 M. 50 Pf. — Der reichhaltige Inhalt dieser Jugendzeitschrift gliedert sich in die einzelnen Gruppen: Gedichte, Erzählungen, Märchen, Sagen, Scherz, Belehrendes und ist wohl geeignet auch den Schülern unserer 3 unteren Klassen als Lesestoff zu dienen. Ich habe z. B. die sämtlichen Erzählungen dieses 7. Bandes genau durchgesehen und gefunden, dafs sie auf Herz und Gemüt der Jugend nachhaltig wirken müssen. Dabei ist namentlich alles vermieden, was in konfessioneller Beziehung Anstofs erregen könnte, ein Umstand, der besonders hervorgehoben zu werden verdient. Die zahlreiche Nummern aus dem Gebiete der Geschichte. Geographie sowie der Naturkunde der 3 Reiche aufweisende Gruppe B e l e h r e n d e s macht das Werkchen nebenbei zu einer nützlichen Lektüre, und wenn die Bilder auch in erster Linie für die Kleinen bestimmt sind, so wird doch manches von ihnen auch den Beifall der Grofsen finden. Kurz, diese Jugendzeitschrift verdient Empfehlung.

E r i n n e r u n g a n d i e r u h m r e i c h e n K r i e g s j a h r e 1870/71. Grofses patriotisches Tongemälde von Karl B e r n i, Verlag von Louis Oertel, Hannover. — Diese Festgabe erschien zur 25jährigen Wiederkehr der Tage von Wörth, Sedan etc. und will in einem zusammenhängenden Tongemälde einzelne kriegerische Vorgänge schildern, so den Abschied vom Elternhause, Sammeln der Truppen, das Feldlager, die Schlacht u. s. w. bis zur Kaiserkrönung und Heimkehr der Sieger. Der dankbare Stoff ist gut angeordnet, die einzelnen Szenen, meistens ziemlich knapp gehalten, musikalisch gelungen, oft mit Verwendung einfacher Mittel, so z. B. bekannter Volkslieder. Ad libitum sind Männerchöre, auch Soli eingefügt, wenn man nicht das Ganze ohne Gesang als Orchester- oder Klavierstück — Preis für die erstere Ausgabe 4 M., für die zweite 2 M. — aufführen will, etwa mit lebenden Bildern. Durch Einfügung entsprechender poetischer Abschnitte als Bindeglied zwischen die einzelnen Szenen und Gesänge läfst sich auch ein Melodram herstellen und in dieser Form würde das Tongemälde für Schulfeste vielleicht verwendbarer werden; an „Dichtern“ für den verbindenden Text dürfte es an keiner Anstalt fehlen.

L i e d e r s a m m l u n g für die Schule von J. Chr. W e b e r u. Friedr. K r a u f s, Stuttgart, J. B. Metzeler. — In vier Heftchen wird in methodischer Anordnung vom Leichtesten zum Schwierigeren aufsteigend Singstoff für eine und und mehrere Stimmen geboten. Eigene Produkte wollen die Verfasser nicht geben, sondern eine Auswahl des Schönsten und Gediegensten aus der grofsen Menge des schon Vorhandenen, darunter manches klassische Gesangstück, das überhaupt zum ersten Male in die Schule eingeführt wird. In letzterer Hinsicht wird man manchmal die Aufnahme des einen oder anderen Stückes beanstanden oder wenigstens die vorliegende Bearbeitung nicht immer billigen. So wird es auch kaum allgemeinen Beifall finden, wenn z. B. der Melodie „Mit dem Pfeil dem Bogen“ als Text unterlegt wird „Alle Jahre wieder kommt das Christuskind“, oder ein anderer religiöser Text dem Volkslied „Steh' ich in finstrer Mitternacht“; das gleiche gilt von Umänderungen an Studentenliedern. Zwei Anfangshefte enthalten als Oberstufe drei- und vierstimmige Gesänge, auch einige rhythmische Choräle. Im ganzen bietet die Sammlung viel Gutes und Brauchbares, dem sie nebem ihrem äufserst billigen Preise auch bereits eine Reihe von Auflagen zu verdanken hat.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Prüfungsaufgaben 1895[1]).

I. Absolutorialaufgaben an den humanistischen Gymnasien.

Aufgabe zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische (4 Stunden).

Als Quintus Cicero die Provinz Asien verwaltete, schrieb ihm sein Bruder Markus unter anderem folgendes: „Laſs Dir von ganzem Herzen das bisherige Verfahren angelegen sein, nach welchem Du Leute, die der römische Senat und das Volk Deinem Schutze und Deiner Macht anvertraut hat, auf jede Weise schützest und so glücklich als möglich zu sehen wünschest. Auch in dem Falle, wenn Dich das Los zum Statthalter unzivilisierter Nationen gemacht hätte, würde es Deine Humanität erfordern für ihre Interessen zu sorgen und auf ihre Wohlfahrt Bedacht zu nehmen; nun aber, da wir über Völkerschaften gebieten, die nicht nur selbst Humanität besitzen, sondern von denen sie nach allgemeiner Ansicht auch auf andere übergegangen ist, sind wir doch sicherlich verpflichtet dieselbe vor allem denen zu erweisen, von denen wir sie empfangen haben. Ich darf es ja, zumal bei einem Leben und Thun, auf das irgend ein Verdacht der Thatenlosigkeit oder Leichtlebigkeit nicht fallen kann, ungescheut aussprechen, daſs ich das, was ich erreicht habe, den geistigen Bestrebungen und Künsten verdanke, die uns durch Griechenlands wissenschaftliche Denkmäler und Schulen übermittelt sind".

Diese Stelle verdient in mehr als einer Hinsicht unsere Aufmerksamkeit. Seitdem die Römer erkannt hatten, daſs die Pflege der Wissenschaften nicht bloſs Sache der griechischen Sklaven und Freigelassenen sei, sondern auch dem freigeborenen Römer wohl anstehe, entzündete sich bei ihnen eine merkwürdige Begeisterung für die Werke der griechischen Literatur, in denen allein die edlen Wissenschaften nach ihrer Ansicht niedergelegt waren. Und weil die griechische Sprache für die Darstellung gewisser Wissenszweige viel reicher an Ausdrücken erschien als die lateinische, so waren manche gebildete Römer der Ansicht, daſs man, um sich solche Gebiete geistig anzueignen, überhaupt nur griechische Schriften lesen müsse. Varro z. B., der gröſste Gelehrte seiner Zeit, sagt von dem philosophischen Studium: „Da die Philosophie, wie ich sehe, in der griechischen Literatur die sorgfältigste Behandlung erfahren hat, so meine ich, daſs unsere Landsleute, falls sie in den griechischen Wissenschaften gebildet sind und von jenem Studium sich angezogen fühlen, lieber griechische Originale als lateinische Übertragungen lesen, falls sie aber von den wissenschaftlichen Leistungen der Griechen nichts wissen wollen, sich auch um das nicht kümmern werden, was ohne griechische Bildung nicht verstanden werden kann". Cicero war bekanntlich anderer Meinung; er zweifelte nicht, daſs die Römer sich auf jedem Gebiete der Wissenschaft mit den Griechen messen könnten, wenn sie sich nur ernstlich darum Mühe geben wollten, und wer wüſste nicht, wie viel er durch sein eigenes Beispiel zur Förderung der nationalen, besonders philosophischen Literatur beitrug? Nichts desto weniger war er, wie die oben erwähnte Stelle lehrt, aufs tiefste überzeugt, daſs jeder Römer die griechische Literatur studiert haben müsse, um für einen vollkommen gebildeten Mann zu gelten. Und eben deshalb glaubte er auch, es sei Pflicht den Nachkommen derer, welche für die geistige Ausbildung Roms von

---

[1]) Einem Beschlusse des Vereinsausschusses zufolge werden die Prüfungsaufgaben nicht mehr in einer eigenen Beilage veröffentlicht (Die Red.).

so großer Bedeutung waren, eine pietätvolle Behandlung zu teil werden zu lassen. Wenn er aber nicht ausschließlich den Griechen, sondern auch den Barbaren Güte und Wohlwollen zugewendet wissen will, so ergibt sich dies aus seiner Ansicht, daß mit der Bildung, welche durch die edlen Künste der Griechen erworben werde, die Menschenfreundlichkeit unzertrennlich verbunden sein müsse.

Katholische Religionslehre (2 Stunden).

I. Frage aus dem Unterrichtsstoffe der 9. Klasse.

Die Lehre der von Christus mit der Lehrgewalt ausgestatteten katholischen Kirche bildet die Richtschnur, nach welcher wir erkennen, welche Wahrheiten von Gott geoffenbart sind und in welchem Sinne (regula fidei).

Es frägt sich nun hiebei:

1. ist uns eine solche Glaubensregel durchaus notwendig und warum?
2. warum kann die heilige Schrift keine allgemein genügende Glaubensregel sein?
3. läßt sich die bezeichnete Glaubensregel erweisen:
   a) aus der Handlungsweise Jesu Christi und
   b) aus der Handlungsweise der Apostel?
4. war sich die katholische Kirche von jeher ihrer die Glaubensrichtschnur gebenden Lehrgewalt bewußt, und hat sie von derselben zur Erhaltung, Verbreitung und Reinbewahrung der göttlichen Offenbarung auch stets mit dem Verlangen des unbedingten Gehorsams Gebrauch gemacht?

II. Frage aus dem Unterrichtsstoffe der 8. Klasse.

Was versteht man unter Gnade überhaupt und unter Gnade des Beistandes, sowie der Heiligmachung oder Rechtfertigung?

Welche wesentliche Momente schließt die Rechtfertigung in sich? Auf welche Weise vollzieht sich die Rechtfertigung des Menschen im Zusammenwirken göttlicher und menschlicher Thätigkeit?

Protestantische Religionslehre für die humanistischen Gymnasien im rechtsrheinischen Bayern (2 Stunden).

I. Frage aus dem Unterrichtsstoffe der 9. Klasse.

Warum war die Versöhnung der Menschheit mit Gott durch Christum notwendig? worin mußte sie bestehen? welches ist ihre objektive Wirkung?

II. Frage aus dem Unterrichtsstoffe der 8. Klasse.

Auf welcher Erfahrung beruhte das Erlösungsbedürfnis der vorchristlichen Menschheit? wie weit war es verbreitet? wie wurde versucht es zu befriedigen?

Protestantische Religionslehre für die humanistischen Gymnasien im Regierungsbezirke der Pfalz (2 Stunden).

Das Wesen der Bekehrung soll dargelegt und aus der heiligen Schrift begründet, das Verhältnis derselben zur Erleuchtung und zur Rechtfertigung bestimmt und der Irrtum des Methodismus nachgewiesen werden.

Deutsche Ausarbeitung (4 Stunden).

1. „Ohne Dich, Hellas, was wäre die Welt?“ Wilhelm Müller.
2. Daß uns das Leben durch die Dichter anschaulicher wird, ist aus einschlägigen Gebieten der letztjährigen Schullektüre nachzuweisen.
3. „Der Mann ist wacker, der, sein Pfund benutzend,
   Zum Dienst des Vaterlands kehrt seine Kräfte“. Rückert.

(Nachzuweisen an einer geeigneten Persönlichkeit aus der deutschen Geschichte).

Aufgabe zum Übersetzen aus dem Griechischen in das Deutsche (3 Stunden).

Ἀλκιβιάδης διηγεῖταί που περὶ Σωκράτους τάδε· στρατεία ἡμῖν εἰς Ποτίδαιαν ἐγένετο κοινὴ καὶ συνεσκηνοῦμεν ἐκεῖ. πρῶτον μὲν οὖν ἐν τοῖς πόνοις οὐ μόνον ἐμοῦ περιῆν, ἀλλὰ καὶ τῶν ἄλλων ἁπάντων. ὁπότ' ἀναγκασθείημεν ἀποληφθέντες που, οἷα δὴ ἐπὶ στρατείας, ἀσιτεῖν, οὐδὲν ἦσαν οἱ ἄλλοι πρὸς τὸ καρτερεῖν. πρὸς δὲ αὖ τὰς τοῦ χειμῶνος καρτερήσεις — δεινοὶ γὰρ αὐτόθι χειμῶνες — θαυμάσια εἰργάζετο τά τε ἄλλα καί ποτε ὄντος πάγου οἵου δεινοτάτου καὶ πάντων ἢ οὐκ ἐξιόντων ἔνδοθεν ἢ εἴ τις ἐξίοι, ἠμφιεσμένων τε θαυμαστὰ δὴ ὅσα καὶ ὑποδεδεμένων καὶ ἐνειλιγμένων τοὺς πόδας εἰς πίλους καὶ ἀρνακίδας οὗτος ἐξῄει ἔχων ἱμάτιον μὲν τοιοῦτον οἷόνπερ καὶ πρότερον εἰώθει φορεῖν, ἀνυπόδητος δὲ διὰ τοῦ κρυστάλλου ῥᾷον ἐπορεύετο ἢ οἱ ἄλλοι ὑποδεδεμένοι. οἱ δὲ στρατιῶται ὑπέβλεπον αὐτὸν ὡς καταφρονοῦντα σφῶν. Καὶ ταῦτα μὲν δὴ ταῦτα·

οἷον δ' αὖ τόδ' ἔρεξε καὶ ἔτλη καρτερὸς ἀνὴρ

ἐκεῖ ποτε ἐπὶ στρατείας ἄξιον ἀκοῦσαι. ξυννοήσας γάρ αὐτόθι ἕωθέν τι εἱστήκει σκοπῶν, καὶ ἐπειδὴ οὐ προυχώρει αὐτῷ, οὐκ ἀνίει, ἀλλὰ εἱστήκει ζητῶν. καὶ ἤδη ἦν μεσημβρία, καὶ ἄνθρωποι ᾐσθάνοντο, καὶ θαυμάζοντες ἄλλος ἄλλῳ ἔλεγον. τελευτῶντες δέ τινες τῶν νέων, ἐπειδὴ ἑσπέρα ἦν, δειπνήσαντες, καὶ γὰρ θέρος τότε γε ἦν, χαμεύνια ἐξενεγκάμενοι ἅμα μὲν ἐν τῷ ψύχει καθηῦδον, ἅμα δ' ἐφύλαττον αὐτὸν εἰ καὶ τὴν νύκτα ἑστήξοι. ὁ δὲ εἱστήκει μέχρι ἕως ἐγένετο καὶ ἥλιος ἀνέσχεν· ἔπειτ' ᾤχετ' ἀπιὼν προσευξάμενος τῷ ἡλίῳ.

Aufgabe zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische (2 Stunden).

So bescheiden auch die Dichtungsgattung ist, die La Fontaine hauptsächlich vertritt, seine Landsleute rechnen ihn zu den gröfsten und universellsten aller Dichter.

„La Fontaine", sagt Démogeot in seiner Literaturgeschichte, „ist in seinen Fabeln der Dichter aller Zeiten, aller Stände, aller Lebensalter. Das Kind unterhält sich[1]) darin, der Mann belehrt sich darin, der Gelehrte bewundert sie. Sie kommen den schönsten Werken des grofsen Jahrhunderts gleich, sowohl durch die tadellose[2]) Reinheit ihrer Moral als auch durch die unnachahmliche[3]) Vollendung ihres Stiles".

Nicht minder günstig urteilt Taine in dem Buche, das er über den Fabeldichter[4]) veröffentlicht hat. „La Fontaine", sagt er unter anderm, „ist unser Homer. Er ist ideal, wie Homer. Er ist universell, wie Homer: Menschen, Götter, Tiere, Landschaften, die ewige Natur und die Gesellschaft seiner Zeit, alles findet sich in seinem kleinen Buche. Unsere Kinder lernen ihn auswendig, wie einst die jungen Athener den Homer lernten und vortrugen".

Was den Dichter bei seinen Landsleuten besonders populär macht, ist nach Taine der gallische Geist, der aus seinen Werken spricht. La Fontaine erscheint ihm mit Rabelais, Voltaire und Molière als der treueste Spiegel des französischen Volkes.

Es ist bekannt, dafs unser Lessing mit dem französischen Fabeldichter nicht so sehr zufrieden war. Ihm gefiel die präzise Form des Äsop[5]) besser als die allzu muntere Erzählungsart des La Fontaine. Wenn er ihn aber auch „ein seltsames Genie" nennt, so fügt er doch alsbald bei, dafs er La Fontaine selbst nicht tadeln wolle, sondern nur seine Nachahmer[6]) und seine blinden Verehrer.

Es läfst sich gar nicht leugnen, dafs die Fabeln La Fontaines kleine Meisterwerke ihrer Art sind. Sie sind ebenso einfach und naiv, als voller Anmut und Wahrheit. Und je länger man La Fontaine liest, desto mehr wird man ihn bewundern, desto mehr wird man ihn lieben.

---

[1]) s'amuser, [2]) irréprochable, [3]) inimitable, [4]) fabuliste, [5]) Ésope, [6]) imitateur.

Aufgaben aus der Mathematik und Physik (4 Stunden).

I. Subtrahiert man von der Summe der ersten 5 geraden Glieder einer geometrischen Progression, deren Quotient 2 ist, die Summe der ersten 5 ungeraden, so erhält man 42,625. Wie grofs ist das 16. Glied?

II. In den ähnlichen Dreiecken ABC und abc sind von den Ecken A und a die Höhen H und h gefällt und von den Ecken B und b die Winkelhalbierenden W und w gezogen.

Beweise, dafs $H : h = W : w$.

III. Das Dreieck ABC rotiert um die Seite $AB = c$; welchen Kubikinhalt und welche Oberfläche hat der Rotationskörper, wenn die der Seite AB anliegenden Winkel α und β betragen?

(Nach der allgemeinen Lösung numerische Berechnung für $c = 2{,}253$ cm $\alpha = 60^\circ\, 25'\, 40''$ und $\beta = 45^\circ\, 34'\, 20''$).

IV. An schematischen Zeichnungen sollen die Erscheinungen der Saug- und der Druckpumpe sowie der Feuerspritze erklärt werden.

oder V. In 3,36 Liter Wasser von 16° R. wird ein Stück Eisen von 5 kg Gewicht und 131° F gelegt. Wie viel Grad C. beträgt die Endtemperatur, wenn die spezifische Wärme des Eisens 0,112 ist?

(Bezüglich der Aufgaben IV und V ist die Auswahl dem Schüler freigestellt; es ist sonach nur die Ausarbeitung einer dieser Aufgaben vorgeschrieben).

II. Absolutorialaufgaben an den Realgymnasien.

Aufgabe für eine deutsche Ausarbeitung (4 Stunden).

1. Es ist der Nachweis zu liefern, dafs Horatius' Wort: „nil mortalibus ardu est“ zur Kennzeichnung unserer Zeit vorzugsweise geeignet ist.
2. Die Bedeutung der Elektrizität für das Leben der Gegenwart.
3. An einer Hauptperson eines in der Schule gelesenen und von der Kommission namhaft zu machenden Dramas ist darzuthun, durch welche Charakterzüge, eigene Handlungen und fremde Einflüsse sie in uns Furcht und Mitleid erregt.

Aufgabe aus der katholischen Religionslehre (2 Stunden).

I. Aus dem Lehrstoffe der 8. Klasse.

Was ist ein Opfer? Hat es vor Christus Opfer gegeben und welche?

Was ist das heilige Mefsopfer? Ist dieses Mefsopfer bereits im alten Bunde verheifsen, von Christus wirklich eingesetzt und von den Aposteln an stets in der katholischen Kirche gefeiert worden? In welchem Verhältnisse steht es zum Opfer Christi am Kreuze? Warum liest bei uns der Priester die heilige Messe in lateinischer Sprache und in besonderer Kleidung?

II. Aus dem Lehrstoffe der 9. Klasse.

Wie heifst der 2te Glaubensartikel?

Wie können wir beweisen, dafs Jesus Christus der eingeborene Sohn Gottes und wahrer Gott ist: aus dem alten Testamente, besonders aber aus dem neuen Testamente, aus dem Leben, den Worten und Thaten Jesu Christi und seiner Apostel? Hat die katholische Kirche diesen Lehrsatz stets als Grundlehre des Christentums betrachtet und wann und warum denselben besonders feierlich ausgesprochen.

Warum heifst Jesus Christus: Unser Herr?

Aufgabe aus der protestantischen Religionslehre (2 Stunden).

I. Aus dem Lehrstoff der 8. Klasse.

Grund, Vollzug, Ziel der Weltschöpfung; dann, im Gegensatz zum Deismus und Pantheismus, das zweifache Verhältnis Gottes zur geschaffenen Welt ist darzulegen und aus der heiligen Schrift nachzuweisen.

II. Aus dem Lehrstoff der 9. Klasse.

Was lehrt unsere Kirche von dem Unwert der guten Werke für die Rechtfertigung und von der Bedeutung der guten Werke in der Heiligung des Christen?

Übersetzung in das Französische (3 Stunden).

Die furchtbare Katastrophe bei Bouzey, welche soviele Dörfer verwüstet und soviele Opfer gefordert hat, weckt in uns die Erinnerung[1]) an Peter Riquet, einen Zeitgenossen Ludwigs des Vierzehnten, welcher, wenn auch heutzutage wenig bekannt, unter die bedeutendsten Männer der damaligen Zeit zählt; denn ihm verdankt Frankreich den längsten und einen der wichtigsten aller seiner Kanäle, den Südkanal.

Riquet war nicht der erste, welcher auf den Einfall kam, das Mittelmeer und den atlantischen Ozean durch einen Kanal zu verbinden, aber es war niemand vor ihm gelungen, diesen Gedanken zu verwirklichen. Im Jahre 1662 legte er dem Minister Colbert einen Plan zur vollständigen und raschen Erbauung des Kanals vor, mit dem sich sein Geist schon seit langen Jahren beschäftigt hatte. Colbert begriff die Wichtigkeit des Unternehmens und setzte den König davon in Kenntnis,[2]) welcher eine Kommission damit beauftragte, die Einzelheiten des Planes zu prüfen, und schliefslich Riquet mit der Ausführung des grofsen Werkes betraute[3]), indem er ihn (zugleich) zum Baron von Bonrepos ernannte. Dieser verpflichtete sich, den Bau am 1. Januar 1667 zu beginnen und in 8—10 Jahren zu vollenden; der Staat seinerseits versprach ihm 3,630,000 Livres und das ausschliefsliche Betriebs[4])-Recht auf dem Kanal. Riquet machte sich alsbald an die Arbeit. Bei Castelnaudary, am höchstgelegenen Punkte des Kanals, war damals ein von hohen Bergen umgebenes Thal, in dessen Kessel[5]) sich ein Flüfschen dahin schlängelte. Riquet schlofs den Ausgang[6]) dieses Thales durch einen festen Damm, so dafs das Wasser (pl.) des Flusses sich sammelte und einen tiefen See bildete, welcher sozusagen die Quelle des jetzigen Kanales ist. Nach starken Regengüssen oder wenn der Schnee schmilzt, tritt das Wasser des Sees über und ergiefst sich in einen kleinen Kanal, der in den grofsen mündet;[7]) zur Zeit der Trockenheit aber läfst man das Wasser vermittelst im Damme angebrachter[8]) Schleusen ausfliefsen.[9]) Der Kanal selbst wurde in einer Länge von 239½ Kilometer angelegt. Trotz vieler Hindernisse war Riquet endlich am Ziele angelangt; es blieben ihm nurmehr 6 Kilometer zu graben, und schon glaubte er sich für alle seine Mühen belohnt zu sehen, als er am 1. Oktober 1680 im Alter von 76 Jahren starb. Sein Sohn vollendete sein Werk und liefs 6 Monate später den Kanal für (à) die Schiffahrt eröffnen.

Übersetzung in das Englische (3 Stunden).

Von all den seltenen Schätzen in Schrift oder Druck, welche in den Ausstellungssälen[1]) der Bibliothek des brittischen Museums zu sehen sind, ist vielleicht der wegen seines Inhaltes wertvollste ein grofses, durch Alter und Feuer beschädigtes Pergament mit einem vom unteren Rande herabhängenden Bruchstücke des grofsen Siegels; eine Handschrift, die jeden mit Ehrfurcht erfüllen kann, der sich für Englands Geschichte interessiert[2]); die berühmte aus Runnymede bei Windsor datierte Magna Charta des Königs Johann; der grofse Freibrief[3]), welchen die englischen Patrioten von Jahrhundert zu Jahrhundert als den Grundstein der englischen Freiheit betrachtet haben.

In ausdrücklichen Worten setzt diese Charta fest, dafs jeder Engländer ein Anrecht habe auf Gerechtigkeit, auf Sicherheit seiner Person und seines Eigentums und auf eine gute Regierung. „Kein freier Mann", so lauten einige Sätze, „soll festgenommen oder eingekerkert werden; er soll nicht aus seinem Besitze vertrieben[4]) oder aufserhalb des Gesetzes gestellt[5]), verbannt oder auf irgend eine andere Weise ins Verderben gestürzt werden; auch wollen wir gegen ihn nicht vorgehen[6]) aufser nach gesetzlichem Urteil von Seinesgleichen[7]) und nach dem Gesetze des Landes. Wir wollen keinem Menschen Gerechtigkeit oder Recht verkaufen oder verweigern." Um die Mifsbräuche der Steuererhebung[8]) abzustellen[9]), deren sich Richard Löwenherz und Johann ohne Land schuldig gemacht hatten,

---

[1]) rappeler. [2]) porter à la connaissance. [3]) confier. [4]) exploiter. [5]) fond. [6]) issue. [7]) déboucher. [8]) pratiquer. [9]) sortir.

[1]) show-room. [2]) to take an interest in. [3]) charter. [4]) to disseize. [5]) to outlaw. [6]) to pass upon. [7]) one's peer. [8]) to raise money. [9]) to redress.

traf man die Verfügung[10]), es sollte kein Schildgeld[11]) oder Zoll[12]) ohne Zustimmung des grofsen Rates auferlegt werden. Zugleich wurde bestimmt, wie dieser Rat zusammengesetzt[13]) werden müsse, es seien nämlich der höhere Klerus, die Barone und die anderen Inhaber von Lehen[14]) einzuladen, letztere durch den Sheriff, die beiden ersteren durch den König. Auch der Stadt London und den übrigen grofsen Städten wurden gewisse Vorrechte und Freiheiten verliehen, und selbst die Niedrigsten aus dem Volke nicht vergessen. So blieb denn die Magna Charta (für) immer das grundlegende[15]) Gesetz der konstitutionellen Monarchie Englands.

Aufgabe aus der Algebra (1 Stunde).

Eine Bank setzt den Zins von a Mark ihrer Pfandbriefe von p % auf p_1 % herab. In welcher Zeit sind die dadurch gemachten halbjährlichen Ersparnisse durch Admassierung bei halbjährlicher Verzinsung zu p_1 % auf b Mark angewachsen? Nach der algebraischen Lösung numerische Berechnung für die Werte: $a = 16'876,600$, $b = 1'000,000$, $p = 4$, $p_1 = 3^1/_2$.

Aufgabe aus der Geometrie (1 Stunde).

In einer Ebene sind zwei aufeinander senkrecht stehende Gerade gegeben. Ein rechtwinkliges Dreieck von unveränderlicher Gestalt wird so bewegt, dafs der eine Endpunkt seiner Hypotenuse auf G, der andere auf L bleibt und die Spitze des rechten Winkels ebenfalls in die Ebene G L zu liegen kommt. Es ist der geometrische Ort dieser dritten Spitze zu bestimmen.

Aufgabe aus der Trigonometrie und Stereometrie (1 Stunde).

Durch die Grundkante c eines geraden dreiseitigen Prismas ist eine Ebene so gelegt, dafs sie die beiden anderen Kanten der Deckfläche halbiert. Wie grofs ist der Kubikinhalt des abgeschnittenen Pyramidenstumpfes, wenn die der Kante c anliegenden Winkel der Grundfläche α und β sind und der Neigungswinkel der Schnittebene gegen die Grundfläche γ beträgt?

Nach der algebraischen Lösung numerische Berechnung für die Werte: $c = 0{,}14$ m, $\alpha = 53^\circ\,7'\,50''$, $\beta = 67^\circ\,22'\,48''$ und $\gamma = 86^\circ\,33'\,59''$.

Aufgaben aus der darstellenden Geometrie (2 Stunden).

Gegeben sind zwei windschiefe Gerade G und L und ein aufserhalb derselben liegender Punkt A. Durch letzteren ist eine, G und L schneidende Gerade H zu ziehen. Sodann sind die Winkel der beiden Projektionstafeln mit einer Ebene zu bestimmen, welche so durch H gelegt ist, dafs sie einen der beiden von den Ebenen G H und L H gebildeten Winkel halbiert.

Übersetzung aus dem Lateinischen (3 Stunden).

Nunquam hercule ego neque pecunias neque tecta magnifica neque opes neque imperia neque eas, quibus maxime adstricti homines sunt, voluptates in bonis rebus aut expetendis esse duxi, quippe cum viderem rebus his circumfluentes ea tamen desiderare maxime, quibus abundarent. Neque enim unquam expletur nec satiatur sitis, neque solum ea qui habent libidine augendi cruciantur sed etiam amittendi metu. In quo equidem continentissimorum hominum, maiorum nostrorum, saepe requiro prudentiam, qui haec imbecilla et commutabilia verbo bona putaverunt appellanda, cum re ac factis longe aliter iudicavissent. Potestne bonum cuiquam malo esse, aut potest quisquam in abundantia bonorum ipse esse non bonus? Atqui ista omnia talia videmus, ut et improbi habeant et absint probis. Quam ob rem licet irrideat, si quis vult, plus apud me tamen vera ratio valebit quam vulgi opinio: neque ego unquam bona perdidisse dicam, si quis pecus aut supellectilem amiserit, nec non laudabo sapientem illum, Biantem, ut opinor, qui numeratur in septem; cuius cum patriam Prienen cepisset hostis ceterique ita

---

[10]) to order. [11]) scutage. [12]) aid. [13]) to constitute. [14]) tenant in chief. [15]) fundamental.

fugerent, ut multa de suis rebus asportarent, cum esset admonitus a quodam, ut idem ipse faceret, „*Ego vero*" inquit „*facio, nam omnia mecum porto mea*". Ille haec ludibria fortunae ne sua quidem putavit, quae nos appellamus etiam bona. Quid est igitur, quaeret aliquis, bonum? Si, quod recte fit et honeste et cum virtute, id bene fieri vere dicitur, quod rectum et honestum et cum virtute est, id solum opinor bonum. Sed vita atque factis illustrata sunt summorum virorum haec, quae verbis subtilius quam satis est disputari videntur. Quaero enim a vobis, num ullam cogitationem habuisse videantur ii, qui hanc rem publicam tam praeclare fundatam nobis reliquerunt, aut argenti ad avaritiam aut amoenitatum ad delectationem aut supellectilis ad delicias aut epularum ad voluptates.

Aufgabe aus der Chemie und Mineralogie (2 Stunden).

Was ist ein Krystall? Welchem Krystallsytem gehört der Diamant an? Was gibt es sonst noch für Krystallsysteme? Wie kann man beweisen, dafs der Diamant reiner Kohlenstoff ist? In welchen Formen (natürlich mehr oder weniger rein) kommt der Kohlenstoff sonst noch vor? Wie stellt man den Kohlenstoff künstlich aus seinen Verbindungen dar? Welche chemische und physikalische Eigenschaften hat und demnach welche technische Verwendung findet der Kohlenstoff? Es sollen einige bekanntere Kohlenwasserstoffe der Fettreihe und der aromatischen Reihe und zwar in chemischen Formeln ausgedrückt, aufgeführt werden.

Aufgabe aus der Physik (1 Stunde).

Es soll die Einrichtung des menschlichen Auges an einer schematischen Zeichnung beschrieben und angegeben werden, wodurch es ermöglicht ist, dafs ein normales Auge nahe und ferne Gegenstände deutlich sehen kann. Wann heifsen die Augen kurzsichtig, wann weitsichtig und wie kann diesen Fehlern abgeholfen werden?

III. Aufgaben beim I. Abschnitte der Prüfung für den Unterricht in den philologisch-historischen Fächern.

Deutscher Aufsatz (5 Stunden).

Weshalb steht unter den Gattungen der Poesie die dramatische am höchsten?

Deutsch-lateinische Übersetzung (5 Stunden).

Von allen Sokratikern waren Xenophon und Plato, wie man denken sollte, am meisten aufeinander angewiesen. Sie standen sich im Lebensalter nahe, sie hatten eine gleiche Stellung in der Gesellschaft, sie teilten miteinander die Abneigung gegen die Sophisten als die Verderber des hellenischen Volks, sie stimmten in der Liebe zu ihrem Lehrer und dem Eifer an seinem Lebenswerke fortzuarbeiten überein; sie waren beide aus gleichen Gründen mit den Zuständen der Vaterstadt unzufrieden und trugen in ihrer Auffassung von den Aufgaben hellenischer Bildung kein Bedenken sich an hervorragende Persönlichkeiten des Auslandes anzuschliefsen. Dennoch ist in den vielen Schriften, die gerade von diesen beiden Sokratikern uns erhalten sind, keine Spur eines näheren Verkehrs nachzuweisen, und man hat dies schon in alter Zeit aus einer feindlichen Spannung zwischen ihnen erkären wollen. Indessen ist kein Grund vorhanden eine andere Ursache anzunehmen als die grofse Verschiedenheit, welche bei sonstiger Übereinstimmung zwischen den beiden Jüngern des Sokrates bestand. Bei Xenophon war Sokrates nicht der forschende Philosoph, dessen Gedanken er zu entwickeln und weiter zu leiten beflissen war, sondern der schlichte Volksmann und Volkslehrer, der ihm zugleich ein Vorbild der höchsten Rechtschaffenheit, Lebensweisheit und Frömmigkeit war. Denn bei all seiner Vielseitigkeit hatte Xenophon doch eine sehr einseitige Richtung. Das Wissen selbst und die Methoden der Erkenntnis waren ihm gleichgiltig; die Tugendlehre ist ihm die Hauptsache und zwar fafst er auch die Tugend wesentlich von ihrer praktischen Seite auf, als Bedingung eines glücklichen Lebens, weil ohne sie keine wahren Güter auf Erden zu finden seien. Plato war eine zart angelegte

und leicht verletzte Natur, und wie bei Xenophon der militärische Ordnungssinn, so war es bei ihm der Sinn für Maſs und Harmonie, welcher sich von dem Wesen der attischen Demokratie zurückgestoſsen fühlte. Wenn nun Plato nach dem Tode des Sokrates Athen verlieſs, so geschah es nicht aus Gleichgiltigkeit oder Haſs, vielmehr liebte er seine Mitbürger wahrhaft und hatte eine hohe Meinung von ihrer Bildungsfähigkeit. Er war auch fern von jener weltbürgerlichen Gesinnung, wie sie sich bei Antisthenes und Aristippos zeigt; er hielt an dem Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren fest. Aber er war der erste Athener, der aufs lebendigste von dem harmonischen Ineinandergreifen aller edlen Künste und Wissenschaften überzeugt in vollem Maſse den Drang in sich fühlte alles menschliche Wissen in seinem Bewuſstsein zu vereinigen und durch persönliche Kenntnis der bedeutendsten Zeitgenossen und Zeitrichtungen einen möglichst freien Standpunkt der Weltbetrachtung zu gewinnen. Plato ist der einzige Sokratiker, der dem Meister vollkommen treu geblieben ist und zugleich die Lehre desselben durch den wunderbaren Tiefsinn seines Geistes nach allen Seiten ausgebildet und zu einer Gesamtanschauung der ganzen sittlichen Welt erweitert hat.

Deutsch-Griechische Übersetzung (4 Stunden).

Über die Trauer Alexanders nach dem Tode des Hephästion berichtet Arrian Folgendes: „Die Angaben über die Trauer Alexanders weichen vielfach von einander ab. Über die Gröſse derselben ist man einig; aber über die Aufserung der Trauer (*πράττειν*) sind die Berichte verschieden, je nachdem einer für oder wider Hephästion oder auch Alexander selbst Partei nimmt. Diejenigen Schriftsteller, welche von der übermäſsigen (*ἀτάσθαλος*) Trauer erzählen, lassen sich meines Erachtens von einer entgegengesetzten Vorstellung leiten; nach der Ansicht der einen bringen alle Worte und Handlungen, welche dem Übermaſs des Schmerzes bei der Leiche des teuersten Freundes entsprangen, dem König Ruhm, nach der Auffassung der anderen gereichen sie ihm zur Unehre als unverträglich mit der Majestät des Königs und der Person Alexanders. Teils nun erzählen sie, er habe sich auf die Leiche seines Freundes geworfen und den gröſsten Teil des Tages geklagt und sich nicht gutwillig fortbringen lassen, bis er endlich von der Umgebung gewaltsam weggeschafft wurde. Andere geben an, er habe den Arzt Glaukias aufhängen lassen wegen der schlechten Arznei, die er gegeben. Die Angabe, Alexander habe sich an der Leiche das Haar abgeschnitten, halte ich nicht für unwahrscheinlich schon im Hinblick auf seinen Wetteifer mit Achilleus, auf dessen Ruhm er von Kindheit an eifersüchtig war. Daſs er den Leichenwagen eine Weile selbst gefahren (*ἡνιοχέω*) habe, kommt mir gar nicht zuverlässig vor. Andere erzählen, er habe das Heiligtum des Asklepios in Ekbatana von Grund aus zerstören lassen, was barbarisch und nicht nach der Art Alexanders, sondern mehr nach der Weise des Xerxes gewesen wäre, welcher, wie man erzählt, Fesseln in den Hellespont werfen lieſs versteht sich, um Rache an ihm zu nehmen. Nicht ganz auſserhalb des Bereiches der Wahrscheinlichkeit scheint mir folgende Erzählung zu liegen. Bei dem Zuge Alexanders gen Babylon seien unterwegs zahlreiche Gesandtschaften von Griechenland zu ihm gekommen, darunter auch Gesandte von Epidauros. Diesen habe Alexander ihre Bitte gewährt und ein Weihgeschenk für Asklepios mitgegeben mit dem Zusatze: „Freilich hat der Gott nicht schön an mir gehandelt, weil er den Freund nicht am Leben erhalten hat, den ich wie mein eigen Haupt wertschätzte". Die Nachricht, daſs er dem Hephästion wie einem Heroen Weihen zu bringen (*ἐναγίζειν*) befahl, findet sich bei den meisten. Andere erzählen, er habe bei Ammon anfragen lassen, ob es angehe dem Hephästion als Gott zu opfern; der aber habe es nicht gestattet". Soweit Arrian; anders Plutarch. Dieser sagt — nach welchen Autoritäten, kann man aus Arrians Kritik entnehmen —: „Alexander lieſs nach dem Tode des Hephästion nicht nur Pferden und Maultieren die Mähne abscheeren, sondern auch von den Stadtmauern die Zinnen (*ἔπαλξις*) abbrechen, damit die Städte das Aussehen der Trauer erhielten, wenn sie wie geschoren (*κούριμον σχῆμα*) sich ausnähmen. Ebenso unsinnig ist die Geschichte von dem Samier Agathokles, welche Lukian in der Schrift „vom Miſstrauen gegen Verleumdung" zum besten gibt.

Übersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche (4 Stunden).
Seneca Medea v. 752—824.

Übersetzung aus dem Griechischen ins Deutsche (4 Stunden).
Plutarch, Consolatio ad Apollonium, cap. 34 u. 35.

IV. Aufgaben beim I. Abschnitt der Prüfung für den Unterricht in den neueren Sprachen.

a) Romanische Philologie.

Deutscher Aufsatz (5 Stunden).

Warum würdigt die Nachwelt verdienstvolle Männer meist richtiger als die Mitwelt.

Französischer Aufsatz (5 Stunden).

Refutez, dans une lettre, l'opinion d'un ami qui vient d'exprimer son mepris pour les langues modernes.

Übersetzung ins Französische (4 Stunden).

Wirft man einen Blick auf das gewaltsame Verfahren Karls V., so hat man Mühe zu begreifen, was den Aufruhr, der unter der folgenden Regierung in den Niederlanden so wütend hervorbrach, während der seinigen in Schranken gehalten hat. Eine nähere Beleuchtung wird diesen Umstand aufklären.

Karls gefürchtete Übermacht in Europa hatte den niederländischen Handel zu einer Gröfse erhoben, die ihm vorher niemals geworden war. Die Majestät seines Namens schlofs ihren Schiffen alle Häfen auf, reinigte für sie alle Meere und bereitete ihnen die günstigsten Handelsverträge mit auswärtigen Mächten. Durch ihn vorzüglich richteten sie die Oberherrschaft der Hansa in der Ostsee zu grunde. Die neue Welt, Spanien, Italien, Deutschland, die nunmehr einen Herrscher mit ihnen teilten, waren gleichsam als Provinzen ihres eigenen Vaterlandes zu betrachten und lagen allen ihren Unternehmungen offen. Ein ununterbrochener innerer Friede liefs sie alle Früchte ihrer Betriebsamkeit ernten. Der Glanz der Siege Karls hatte zugleich ihre Augen geblendet, der Ruhm ihres Souveräns, der auch auf sie zurückflofs, ihre republikanische Wachsamkeit bestochen; der furchtbare Nimbus von Unüberwindlichkeit, der den Bezwinger Deutschlands, Frankreichs und Afrikas umgab, erschreckte die Faktionen. Und dann — wem ist es nicht bekannt, wie viel der Mensch, er heifse Privatmann oder Fürst, sich erlauben darf, dem es gelungen ist, die Bewunderung zu fesseln! Seine öftere persönliche Gegenwart in diesen Ländern, die er, nach seinem eigenen Geständnis, zu zehn verschiedenen malen besuchte, hielt die Mifsvergnügten in Schranken; die wiederholten Auftritte strenger und fertiger Justiz unterhielten das Schrecken der souveränen Gewalt. Karl endlich war in den Niederlanden geboren und liebte die Nation, in deren Schofs er erwachsen war. Ihre Sitten gefielen ihm, das Natürliche ihres Charakters und Umgangs gab ihm eine angenehme Erholung von der strengen spanischen Gravität. Er redete ihre Sprache und richtete sich in seinem Privatleben nach ihren Gebräuchen. Das drückende Ceremoniel, die unnatürliche Scheidewand zwischen König und Volk, war aus Brüssel verbannt. Kein schelsüchtiger Fremdling sperrte ihnen den Zugang zu ihrem Fürsten, der Weg zu ihm ging durch ihre eigenen Landsleute, denen er seine Person anvertraute. Er sprach viel und gerne mit ihnen; sein Anstand war gefällig, seine Reden verbindlich. Diese kleinen Kunstgriffe gewannen ihm ihre Liebe, und während seine Armeen ihre Saatfelder niedertraten, seine räuberischen Hände in ihrem Eigentum wühlten, während seine Statthalter prafsten, seine Nachrichter schlachteten, versicherte er sich ihrer Herzen durch eine freundliche Miene.

Philipp II. war in allem, was menschlich ist, das Gegenbild seines Vaters. Ehrsüchtig, wie dieser, aber weniger bekannt mit Menschen und Menschenwert, hatte er sich ein Ideal von der königlichen Herrschaft entworfen, welches Menschen nur als dienstbare Organe der Willkür behandelt und durch jede Äufserung der Freiheit beleidigt wird. Der fröhliche Mutwille der Niederländer empörte sein Temperament und seine Gemütsart nicht weniger als ihre Privilegien seine Herrschsucht verwundeten. Umsonst, dafs der Erfindungsgeist aller flandrischen Städte, durch die er zog, in kostbaren Festen wetteiferte, seine Gegenwart zu verherr-

lichen. Philipps Auge blieb finster, alle Verschwendungen der Pracht, alle lauten, üppigen Ergiefsungen der redlichsten Freude konnten kein Lächeln des Beifalls in seine Mienen locken.

Französisches Diktat zum Übersetzen ins Deutsche (4 Stunden).

La véritable origine des conjuratores, Messieurs, c'est que tout autre moyen de constater les faits était à peu près impraticable. Pensez à ce qu'exige une telle recherche, à ce qu'il faut de développement intellectuel et de puissance publique pour le rapprochement et la confrontation des divers genres de preuves, pour recueillir et débattre des témoignages, pour amener seulement les témoins devant les juges et en obtenir la vérité, en présence des accusateurs et des accusés. Rien de tout cela n'était possible dans la société que régissait la loi salique; et ce n'est point par choix ni par aucune combinaison morale, c'est parce qu'on ne savait et ne pouvait mieux faire, qu'on avait recours alors au jugement de Dieu et au serment des parents.

Tels sont, Messieurs, les principaux points de cette loi qui m'ont paru mériter votre attention. Je ne vous dis rien des fragments de droit politique, de droit civil, de procédure civile qui s'y trouvent épars, ni même de cet article fameux qui ordonne que «la terre salique ne sera point recueillie par les femmes, et que l'hérédité tout entière sera dévolue aux mâles». Personne n'ignore maintenant quel en est le véritable sens. Quelques dispositions relatives aux formalités par lesquelles un homme peut se séparer de sa famille, s'affranchir de toute obligation de parenté, et rentrer dans une complète indépendance sont fort curieuses et jettent un grand jour sur l'état social; mais elles tiennent peu de place dans la loi et n'en déterminent point le but. Elle est essentiellement, je le répète, un code pénal.

(Guizot, Histoire de la civilisation en France, neuvième leçon).

Que la pluie à déluge au long des toits ruiselle!
Que l'orme du chemin penche, craque et chancelle
Au gré du tourbillon dont il reçoit le choc!
Que du haut des glaciers l'avalanche s'écroule!
Que le torrent aboie au fond du gouffre et roule,
Avec ses flots fangeux, de lourds quartiers de roc!

Qu'il gèle et qu'à grand bruit, sans relâcle la grêle
De grains rebondissants fouette la vitre frêle!
Que la brise d'hiver se fatigue à gémir!
Qu'importe? n'ai-je pas un feu cher dans mon âtre,
Sur mes genoux un chat qui se joue et folâtre,
Un livre pour veiller, un fauteuil pour dormir?

Th. Gautier, Joie de l'intérieur.

Moi donc, qui dois souvent en certain lieu me rendre
Le jour déjà baissant et qui suis las d'attendre,
Ne sachant plus tantôt à quel saint me vouer
Je me mets au hasard de me faire rouer.
Je saute vingt ruisseaux, j'esquive, je me pousse;
Guenaud sur son cheval en passant m'éclabousse.
Tandis que dans un coin en grondant je m'essuie,
Souvent pour m'achever, il survient une pluie:
On diroit que le ciel qui se fond tout en eau
Veuille inonder ces lieux d'un déluge nouveau.
Pour traverser la rue, au milieu de l'orage,
Un ais sur deux pavés forme un étroit passage;
Le plus hardi laquais n'y marche qu'en tremblant:
Il faut pourtant passer sur ce pont chancelant;
Et les nombreux torrents qui tombent des gouttières
Grossissant les ruisseaux en ont fait des rivières.
J'y passe en trébuchant; mais malgré l'embarras

La frayeur de la nuit précipite mes pas.
Car sitôt que du soir les ombres pacifiques
D'un double cadenas font fermer les boutiques;
Que retiré chez lui, le paisible marchand
Va revoir ses billets et compter son argent;
Que dans le Marché-Neuf tout est calme et tranquille,
Les voleurs à l'instant s'emparent de la ville.
Le bois le plus funeste et le moins fréquenté
Est, au prix de Paris, un lieu de sûreté
Malheur donc à celui qu'une affaire imprévue
Engage un peu trop tard au détour d'une rue.

(Boileau, Satire VI).

---

b) Englische Philologie.

Deutscher Aufsatz (5 Stunden).

Art der germanischen Völker im Gegensatz zu romanischer Volkseigentümlichkeit.

Englischer Aufsatz (5 Stunden).

The Horrors of War contrasted with the Blessings of Peace.

Übersetzung ins Englische (4 Stunden).

In der Zeit Heinrichs VIII. und Eduards VI. konnte jemand, der nicht Griechisch und Lateinisch verstand, nichts oder nahezu nichts lesen. Das Italienische war die einzige neuere Sprache, welche etwas besafs, was man eine Literatur nennen konnte. Alle wertvollen Bücher, die damals in allen einheimischen Dialekten Europas vorhanden waren, hätten kaum ein einziges Bücherbrett ausgefüllt. England besafs noch nicht Shakespeares Stücke und die Feenkönigin, Frankreich nicht Montaignes Essays, Spanien nicht den Don Quixote. Chaucer, Gower, Froissart, Commines, Rabelais vervollständigen nahezu das Verzeichnis. Ohne Kenntnis einer der alten Sprachen konnte damals niemand einen klaren Begriff von dem haben, was in der politischen, literarischen oder religiösen Welt vorging. Das Lateinische war im XVI. Jahrhundert alles und sogar mehr als alles, was das Französiche im achtzehnten war. Es war sowohl die Hof- als auch die Schulsprache. Es war die Sprache der Diplomatie; es war die Sprache theologischer und politischer Streitführung.

Dies ist nicht mehr der Fall. Jeder politische und religiöse Streit wird jetzt in den neueren Sprachen geführt. Die grofsen Erzeugnisse des athenischen und römischen Geistes sind freilich noch, was sie waren. Aber obgleich ihr positiver Wert unverändert ist, so ist doch ihr relativer Wert, wenn man ihn mit der ganzen Masse geistigen Reichtums vergleicht, den die Menschheit besitzt, beständig gesunken. Sie waren das geistige Alles unserer Vorfahren. Aber sie sind nur ein Teil unserer Schätze. Über welches Trauerspiel hätte jemand weinen, über welches Lustspiel lächeln können, wenn nicht die alten Dramatiker in seiner Bibliothek gewesen wären? Ein heutiger Leser kann sich ohne Ödipus und Medea behelfen, solange er Othello und Hamlet besitzt. Wenn er nichts von Pyrgopolynikes und Thraso weifs, so ist er mit Pistol und Parolles vertraut. Wenn er sich nicht an der köstlichen Ironie Platos erfreuen kann, so kann er einige Entschädigung in der des Pascal finden. Wenn er von Nephelokokkygia ausgeschlossen ist, so kann er sich nach Lilliput flüchten. Wir machen uns hoffentlich keiner Unehrerbietigkeit gegen jene grofsen Völker schuldig, denen das Menschengeschlecht Kunst, Wissenschaft, Geschmack, bürgerliche und geistige Freiheit verdankt, wenn wir sagen, dafs der uns von ihnen vermachte Fonds so sorgfältig verwaltet worden ist, dafs der angehäufte Zins das Kapital übersteigt. Wir glauben, dafs die Bücher, die in den Sprachen des westlichen Europa während der letzten zweihundert und fünfzig Jahre — Übersetzungen aus den alten Sprachen natürlich eingeschlossen — geschrieben worden sind, von gröfserem Werte sind als all die Bücher, welche bei Beginn dieser Periode in der Welt vorhanden waren.

Englisches Diktat zum Übersetzen ins Deutsche (4 Stunden)

(aus Macaulays Essay on Milton).

Perhaps the gods and daemons of Aeschylus may best bear a comparison with the angels and devils of Milton. The style of the Athenian had something of the oriental character; and the same peculiarity may be traced in his mythology. It has nothing of the amenity and elegance which we generally find in the superstitions of Greece. All is rugged, barbaric, colossal. The legends of Aeschylus seem to harmonize less with the fragrant groves and graceful porticoes in which his countrymen paid their vows to the god of Light and the goddess of Desire, than with those huge and grotesque labyrinths of eternal granite in which Egypt enshrined her mystic Osiris, or in which Hindostan shill bows down to her seven-headed idols. His favourite gods are those of the elder generation, the sons of heaven and earth, compared with whom Jupiter himself was a stripling and an upstart, the gigantic Titans, and the inexorable Furies. Foremost among his creations of this class stands Prometheus, half fiend, half redeemer, the friend of man, the sullen and implacable enemy of heaven. Prometheus bears undoubtedly a considerable resemblance to the Satan of Milton. In both we find the same impatience of control, the same ferocity, the same unconquerable pride. In both characters also are mingled though in very different proportions, some kind and generous feelings. Prometheus, however, is hardly super-human enough. He talks too much of his chains and his uneasy posture: he is rather too much depressed and agitated. His resolution seems to depend on the knowledge which he possesses that he holds the fate of his torturer in his hands, and that the hour of his release will surely come. But Satan is a creature of another sphere. The might of his intellectual nature is victorious over the extremity of pain. Amidst agonies which cannot be conceived without horror, he deliberates, resolves, and even exults. Against the sword of Michael, against the thunder of Jehovah, against the flaming lake, and the marl burning with solid fire, against the prospect of an eternity of unremitted misery, his spirit bears up unbroken, resting on its own innate energies, requiring no support from anything even from hope itself.

Lines to the Memory of Pitt by Lord Macaulay (1813).

Oh Britain! dear Isle, when the annals of story
  Shall tell of the deeds that thy children have done,
When the strains of each poet shall sing of their glory,
  And the triumphs their skill and their valour have won.

When the olive and palm in thy chaplet are blended,
  When thy arts and thy fame, and thy commerce increase,
When thy arms through the uttermost coasts are extended,
  And thy war is triumphant, and happy thy peace;

When the ocean, whose waves like a rampart flow round thee,
  Conveying thy mandates te every shore,
And the empire of nature no longer can bound thee,
  And the world be the scene of thy conquests no more:

Remember the man who in sorrow and danger,
  When thy glory was set and thy spirit was low,
When thy hopes were o'erturned by the arms of the stranger,
  And thy banners displayed in the halls of the foe,

Stood forth in the tempest of doubt and disaster,
  Unaided, and single, the danger to brave.
Asserted thy claims, and the right of his master,
  Preserved thee to conquer, and served thee to save

V. Hauptprüfung aus der Mathematik und Physik.

Deutscher Aufsatz (4 Stunden).

Jeder wissenschaftliche Fortschritt schließt den Keim einer neuen Aufgabe in sich.

Planimetrie ($1^1/_2$ Stunden).

Von einem rechtwinkligen Dreiecke ist die Höhe auf die Hypotenuse gleich h und die Seite b des in dem rechten Winkel des Dreiecks stehenden, eingezeichneten Quadrats gegeben; man soll die Seiten berechnen und hierauf eine Konstruktion des Dreiecks ausführen. Determination.

Stereometrie (2 Stunden).

Auf dem Boden eines Würfels von der Kante a liegen vier gleich große Kugeln, so daß jede drei Würfelflächen und zwei Kugeln berührt; zwischen diesen Kugeln ist ein Kegel konstruiert, welcher alle Kugeln berührt und welcher seine Spitze im Mittelpunkt der oberen Würfelfläche und seine Grundfläche auf dem Boden des Würfels hat. Zu berechnen ist der Radius der Grundfläche, das Volumen der Mantel- und die Gesamtoberfläche des Kegels.

Physik.

1. Frage (2 Stunden): Wie lautet das Joule'sche Gesetz für die Stromwärme? In welchem Zusammenhange steht dasselbe vermöge des Energieprinzips mit dem Ohm'schen Gesetz?
2. Frage (2 Stunden): Mit einer durch pendelartige (Sinus-) Schwingungen fortgepflanzten Welle treffe eine ihr entgegenkommende Welle von gleicher Schwingungsdauer und Amplitude zusammen. Es soll der aus dem Zusammenwirken der beiden Wellen hervorgehende Bewegungszustand (stehende Welle) ermittelt bezw. der Ausdruck für dic Verschiebung irgend eines Teilchens aufgestellt und diskutiert werden. Beispiele aus der Akustik.
3. Frage (3 Stunden): Was versteht man unter Dampfdichte? Welche Methoden werden zur Bestimmung der Dichte ungesättigter Dämpfe angewendet? Avogadro's Gesetz.

Darstellende Geometrie (4 Stunden).

In senkrechter Projektion ist ein auf dem Grundriß stehender Rotationskegel durch seine Projektionen K_1S_1, K_2S_2 und eine zur Aufrißebene parallele Gerade g durch ihre Projektionen g_1g_2 gegeben. Es soll dieser Rotationskegel um die Gerade g oberhalb der Grundrißebene in eine zweite Lage gedreht und dargestellt werden, in welcher der Basiskreis K die Grundrißebene berührt.

Figur war beigegeben.

Analytische Geometrie (2 Stunden).

Es sind die drei Geraden gegeben:

$$\text{I.}\ \begin{cases} x-1=0 \\ y+1=0 \end{cases} \qquad \text{II.}\ \begin{cases} x-z= \\ y+z-1=0 \end{cases} \qquad \text{III.}\ \begin{cases} x+2y-1=0 \\ 3x-2z-2=0 \end{cases}$$

Man stelle die Gleichung des Hyperboloides auf, welches durch die drei Geraden geht.

Synthetische Geometrie (2 Stunden).

Gegeben sind in der Ebene drei Punkte A, B, C. Durch jeden vierten Punkt D derselben lassen sich zwei Parabeln legen.

1. Man konstruiere diese Parabeln auf synthetischem Wege.
2. Für welche Lagen des Punktes D zerfällt eine dieser Parabeln in ein Geradenpaar? Für welche Lagen des Punktes D erhält man zwei zerfallende Parabeln?
3. Man gebe diejenigen Teile der Ebene an, in welchen der Punkt D liegen muß, um reelle Parabeln zu ergeben?

Ebene Trigonometrie (1½ Stunden).

Vom Gipfel eines Berges werden zwei Punkte am Meeresufer, deren Abstand a von einander bekannt ist, anvisiert. Man mißt den Winkel α der beiden Lotebenen durch den Standpunkt und je einen der anvisierten Punkte, sowie die Depressionswinkel δ_1 und δ_2, unter welchen die Visierlinien gegen die Horizontalebene geneigt sind. Hieraus soll die Höhe des Berges berechnet werden. Erdkrümmung und Refraktion bleiben außer Betracht.

Sphärische Trigonometrie (1½ Stunden).

Man soll die Seite c und den Winkel γ eines gleichseitigen sphärischen Dreieckes finden, wenn die Summe $c + \gamma = s$ bekannt ist.

Wie groß ist der Flächeninhalt des Dreiecks für den Kugelradius $r = 1$ m. Beispiel: $s = 104° 17' 36''$.

Analytische Mechanik.

1. Frage (2½ Stunden): Ein Punkt M wird von einer unbegrenzten Geraden (X-axe) im umgekehrten Verhältnis des Kubus seiner Entfernung von der Geraden abgestoßen. Die anfängliche Entfernung von der X-axe sei y_0; seine anfängliche Geschwindigkeit v_0 und deren Richtung mit der X-axe in einer Ebene gelegen; α sei der Winkel, den die Richtung von v_0 mit X-axe bildet. Welche Kurve beschreibt der Punkt und wie liegt dieselbe für $\alpha \lesseqgtr 0$?

2. Frage (1½ Stunden): Ein gewichtsloser Stab A B von der Länge 3a stützt sich in B auf die horizontale X-axe und lehnt sich in A gegen die vertikale Y-axe. Im Punkte C in der Entfernung a von A hängt eine Last Q. Im Punkte D, in der Entfernung a von B ist ein Seil befestigt, das nach einer unendlich kleinen Rolle im Ursprung O läuft und durch eine Kraft P gespannt wird. Reibung sei ausgeschlossen.

   Wie groß muß bei den verschiedenen Neigungen der Stange die Kraft P sein, damit sie der Last Q das Gleichgewicht hält?

Algebra und Analysis des Endlichen (3 Stunden).

Von der Gleichung 5. Grades:

$$x^5 + ax^4 + bx^3 + cx^2 + dx + f = 0$$

weiß man, daß zwei ihrer Wurzeln sich nur durch das Vorzeichen von einander unterscheiden.

1. Man berechne diese beiden Wurzeln.
2. Man stelle die Gleichung 3. Grades auf, welcher die übrigen drei Wurzeln genügen.
3. Man stelle die Bedingung auf, welche zwischen den Koeffizienten a, b, c, d, f der ursprünglichen Gleichung infolge der gegebenen Relation zwischen jenen beiden Wurzeln besteht.

Differential- und Integralrechnung (2 Stunden).

Es sollen die Meridiane aller derjenigen Rotationsflächen ermittelt werden, bei welchen die Oberfläche einer Zone dem Abstand der die Zone begrenzenden Ebenen proportional ist.

Reihenlehre (2 Stunden).

Man summiere die n ersten Glieder der Reihe, deren allgemeines Glied:

$$v \cdot \sin vx$$

lautet, und zwar mit Hilfe der Summen-Formel für die durch Integration gewonnene Reihe.

VI. Aufgaben beim I. Abschnitt der Prüfung aus der Mathematik und Physik.

Elemente der Differential- und Integralrechnung.

1. Frage ($1\frac{1}{2}$ Stunden): Man bestimme den Krümmungshalbmesser der Kurve $y = \log. \text{nat. } x$ und suche das Minimum dieses Krümmungshalbmessers.

2. Frage ($1\frac{1}{2}$ Stunden): Man berechne das bestimmte Integral:

$$\int_0^1 x \arcsin x \, dx.$$

3. Frage (1 Stunde): Man drücke $\frac{d^2y}{dx^2}$ durch Differentialquotienten nach y aus.

Stereometrie (2 Stunden).

Um eine Kugel vom Radius r ist eine regelmäfsige vierseitige Pyramide beschrieben, deren sämtliche Begrenzungsflächen die Kugel berühren und deren Höhe dem Umfang des gröfsten Kugelkreises gleich ist.

Wie grofs ist der Rauminhalt und die Oberfläche der Pyramide, wie grofs der Neigungswinkel einer Seitenfläche gegen die Grundfläche und wie grofs der Neigungswinkel, welchen zwei zusammenstofsende Seitenflächen miteinander bilden?

Planimetrie (2 Stunden).

Man soll ein Dreieck konstruieren, von dem bekannt sind eine Seite a, der Radius r des umgeschriebenen Kreises und der Radius ϱ des eingeschriebenen Kreises. Determination.

Ebene Trigonometrie (2 Stunden).

Von 2 Sehnen, die in einem Kreise vom Radius r einen Peripheriewinkel α bilden, ist die eine um d länger als die andere; wie grofs sind die beiden Sehnen einzeln und wie grofs ist das von denselben ausgeschnittene Stück der Kreisfläche?

Beispiel: $r = 18{,}966$ $d = 3{,}215$ $\alpha = 81^\circ\, 12'\, 10''$.

Sphärische Trigonometrie (2 Stunden).

Um wie viel Uhr wahre Zeit steht in München (geogr. Breite $\varphi = 45^\circ\, 8'\, 20''$) die Sonne an einem Tage, für welchen die Deklination $\delta = 9^\circ\, 30'$ ist, genau im Südosten und welche Höhe hat sie alsdann?

Darstellende Geometrie (4 Stunden).

In senkrechter Projektion sind der Mittelpunkt M_1, M_2 des Basiskreises eines Rotationskegels, dessen Spitze S_1, S_2 und ein Punkt P_1, P_2 seiner Mantelfläche gegeben.

Es soll die Darstellung des Rotationskegels nebst der Normalen im Punkte P_1, P_2 der Mantelfläche ausgeführt werden.

Die Lagenbeziehungen sind auf dem beiliegenden Blatte gegeben. (Figur war beigegeben).

Analytische Geometrie.

1. Frage (2 Stunden): Im rechtwinkligen Koordinatensystem XY sind zwei Punkte A: $x = a$, $y = 0$ und B: $x = 0$, $y = b$ gegeben.
   1. Man stelle die Gleichung auf für sämtliche Parabeln, welche durch die beiden Punkte A, B und den Koordinatenanfangspunkt gehen.
   2. Man bestimme den geometrischen Ort derjenigen Punkte, in welchen die Tangenten an die Parabeln parallel zur X-axe sind.

2. Frage (2 Stunden): 2 bewegliche rechte Winkel haben ihre Scheitel in den festen Punkten A und B. Die einen Schenkel schneiden sich in P, die anderen in Q. Welche Kurven beschreibt der Punkt Q, wenn P eine der folgenden Linien durchläuft?

1. eine bewegliche Gerade,
2. einen Kreis durch A und B,
3. eine Parabel durch A und B,
4. einen beliebigen Kegelschnitt durch A und B.

Algebra.

1. Frage (2 Stunden): Zwischen zwei Gleichungen 3. Grades besteht folgende gegenseitige Beziehung:
   Die zwei Wurzeln der gleich Null gesetzten Ableitung der einen Gleichung sind zugleich zwei von den drei Wurzeln der anderen Gleichung. Je die dritten Wurzeln sind gegeben gleich γ bezw. γ'.
   Wie lauten die beiden Gleichungen?
2. Frage (2 Stunden): Eine Wurzel der Gleichung:
   $$x^4 - 12x^3 + 46x^2 - 60x + 13 = 0$$
   ist um 2 größer als eine andere.
   Wie heißen die Wurzeln der Gleichung?

Deutscher Aufsatz (5 Stunden).

Woher kommt es, daſs unsere Zeit an materiellen Fortschritten jede frühere übertrifft?

VII. Spezialprüfungsthemata aus der klassischen Philologie

1. De poetarum Latinorum ἐκ τοῦ ἀδυνάτου comparationibus.
2. De Romanorum carminibus nuptialibus.
3. Ad Dionis Prusaeensis orationes adnotationes criticae et epexegeticae.
4. Utrum Platonis an Xenophontis convivium sit prius.
5. Quaestionum in Plinium maiorem et Columellam partes duae cum epimetro critico.
6. Das Penthatlon der Griechen.
7. Euripides und seine Sentenzen.
8. De Paschae Computo, qui est inter B. Thascii Caecilii Cypriani opera.
9. Dioscorides de herbis femininis.
10. Observationes criticae et exegeticae in Aristotelis de animalibus historiarum libros IX.
11. Mythographische Untersuchungen über griechische Sternsagen.
12. Belli Alexandrini, quod dicitur, quis fuerit auctor.
13. 1) Die Kriminaljustiz unter Kaiser Tiberius.
    2) De delatoribus.
14. Besprechung einiger Stellen des Thukydides.
15. Die Oekonomik des Xenophon.
16. Num appellatio adversus Eubulidem Demostheni abiudicanda sit.
17. Die szenische Aufführung der griechischen Dramen des 5. Jahrhunderts.
18. Die auf das Kriegswesen bezüglichen Stellen bei Plautus und Terentius. Ein Beitrag zur Beurteilung des Plautus als Dichter.

VIII. Spezialprüfungsthemata aus den neueren Sprachen.

1. Metrische Studien zu Thomas Hoccleves Minor Poems.
2. Der Miles gloriosus im französischen Drama von der Renaissance bis zu Molière.
3. Der Chor in den wichtigsten Tragödien der französischen Renaissance.
4. Ben Jonson's Beziehungen zu Horaz.
5. The Downfall and the Death of Robert Earle of Huntington.
6. Ossian in der schönen Literatur Englands.
7. Das Personal- und Relativpronomen in den „Balades des Moralitez" des Eustache Deschamps.

IX. Spezialprüfungsthema aus der Mathematik.

Über die Kollineationen, durch welche ein ebenes Viereck oder ein Vierkant in sich selbst übergeht.

X. Spezialprüfungsthemata aus der Geschichte.

1. Die humanistische Geschichtschreibung in Deutschland.
2. Zur Lorcher Frage.
3. Veit Aernpekch, ein Vorläufer Aventins.
4. Heinrich I., Bischof von Bamberg (1242—1257) als Reichs- und Territorialfürst.

XI. Spezialprüfungsthema aus der deutschen Sprache.

Die syntaktischen Funktionen der Konjunktion „daſs" bei Aventin.

Frequenz der humanistischen Anstalten Bayerns.

(Berichtigung).

In der Zusammenstellung S. 653 f. hat sich dadurch ein Fehler eingeschlichen, daſs die Frequenzziffer der Gymnasien des vorigen Jahres unrichtig mit 16105 statt 16354 angegeben wurde; berücksichtigt man dieses Versehen, so ergibt sich bei den Gymnasien ein Zugang von nur **137** Schülern; demgemäſs beträgt die Gesamtsumme der Zugänge gegenüber dem Vorjahre 20215 — 19713 (statt 19464) = **502** Schüler (statt 651).[1])

Paedagogisches.

In unseren Blättern, Jahrgang 1891, S. 72, empfiehlt Herr Professor Nicklas „den Schülern gedruckte Gesundheitsregeln in die Hände zu geben" und, füge ich hinzu, auch die notwendigsten Anstandsregeln. Woher soll diese z. B. ein Büblein vom Lande wissen, da selbst Söhne besserer Familien aus der Stadt ihrer nicht selten ermangeln. Viele Eltern, bezw. sogenannte Hausleute kümmern sich um derartige Dinge oft blutwenig. Also muſs die Schule sich des Zöglings erbarmen und ihn auch auf äuſserliche ‚Humaniora' aufmerksam machen. Geradezu widerlich ist z. B. der Anblick eines jungen Menschen, der beide Hände in den Hosentaschen hält. Ein anderer weiſs nicht, wie man ordentlich grüſst, ein dritter iſst oder pfeift auf der Straſse, ein vierter legt während des Gottesdienstes seinen ganzen Oberkörper in unästhetischer Weise über den Betstuhl u. s. w. Der gute Ton gehört eben auch zur Erziehung junger Leute.

Ingolstadt. Dr. D.

Personalnachrichten.

Ernannt: Fridolin Fendl, Assistent am Progymn. Günzburg zum Gymnl. daselbst; Gg. Knoll, Assistent am Progymn. Frankenthal zum Gymnl. am Progymn. Kirchheimbolanden; Reallehrer Ludw. Simmet in Augsburg zum Gymn.-prof. am Realgymn. daselbst.

Versetzt: M. Sirck, Gymnl. am Progymn. Kirchheimbolanden nach Freising.

In Ruhestand versetzt: Ludw. Kaifer, Gymnl. in Freising auf ein Jahr; Jos. Kunz, vorm. Studienl. in Germersheim, auf ein weiteres Jahr; Dr. Ferd. Gust. Meyer, Gymnprof. (M.) am Realg. in München für immer unter Anerkennung.

Gestorben: Seb. Zehetmayr, Gymnprof. a. D. in Freising; Dr. Ludw. Lang, Studienl. a. D. in München; Ferd. Seufert, Gymnl. in Günzburg.

Dankbare Schüler haben ihrem unvergeſslichen Lehrer Professor Friedrich Mezger auf dem Augsburger Friedhofe ein von Künstlerhand gefertigtes Denkmal errichtet. Am 26. Mai d. Js. vollzog im Namen des Komités Herr Dr. Maurer in Augsburg die Enthüllung, wobei er in warmen Worten der Anerkennung des verdienstvollen Wirkens Mezgers Ausdruck gab. Eine längere geistvolle Gedächtnisrede, die auch im Drucke erschien, hielt hierauf Herr Seminardirektor O. Prinzing in Memmingen.

---

[1]) bei dieser Gelegenheit seien einige Druckversehen berichtigt: S. 653 lies: **Maxgymnasium — 25** (statt — 15); S. 656, Z. 10 v. o. lies Summa st. Summer; S. 656, Z. 30 v. o. lies: an das Gymn. Straubing berufen (st. Dillingen).

Alle die Zusendung unserer Zeitschrift betreffenden Reklamationen oder Mitteilungen sind an den Vereinskassier, Gymnasiallehrer Dr. Aug. Stapfer (Holzstr. 26/III. l.), zu richten.

Frühere Jahrgänge unserer Zeitschrift können, soweit der Vorrat reicht, von Vereinsmitgliedern zu ermäfsigtem Preise durch den Vereinskassier, Dr. Aug. Stapfer (Holzstrafse 26|III l.), bezogen werden.

Anschliefsend an die dem vorigen Hefte beigegebenen Mitteilungen wird den Vereinsmitgliedern zur Kenntnis gebracht, dafs die Aufgabe eines Kreisvertreters für Unterfranken übernommen hat Rektor J. B. Ferber in Lohr.

Diesem Hefte liegen folgende Beilagen bei:
1 von R. Gaertner's Verlag, H. Heyfelder, Berlin.
1 „ A. Hornemann, Cigarrenfabrik, Goch.
1 „ E. A. Seemann, Leipzig.
1 „ F. Soennecken, Bonn.
1 „ Gerhard Stalling, Oldenburg.
1 „ Weidmann'sche Buchhandlung, Berlin.



